



Toronto University Library

Presented by

His Grace, The Duke of Devonshire K.G.

through the Committee formed in

The Old Country

to aid in replacing the loss caused by

The disastrous Fire of February the 14th 1890

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT
5300 S. DICKINSON DRIVE
CHICAGO, ILLINOIS 60637

1950

PHYSICS DEPARTMENT

G e l e h r t e A n z e i g e n .

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wissenschaften.

Dreyunddrenßigster Band.

4112

M ü n c h e n ,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

© 1892 R. G. & Co. N. Y.

Verwendbar

von Mitgliedern der Bayer. Akademie
der Wissenschaften.

AS

182

MS2

Bd. 32-34

Verwendbar

8114

Verwendbar

Verwendbar

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1851.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

© 1871 The University of Chicago

Printed in Chicago

1871

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS
1871

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern

1. Juli.

Nro. 1. der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sigung der mathematisch-physikalischen Classe
am 10. Mai 1851.

Herr Prof. v. Kobell las folgende mineralogisch-chemische Mittheilungen:

1. Ueber den Gynnit aus Tyrol.

Unter dem Namen Gynnit hat Thomson ein neues Mineral beschrieben. Es findet sich auf den kahlen Hügeln westlich von Baltimore, und hierauf bezieht sich der Name (von *γυνώδης*, bloß, nackt u.) Es ist amorph, von blasen und schmutzig orangegelber Farbe, an den Ranten durchscheinend und harzglänzend. Ist sehr zäh (*tough*) und schwer zu zerbrechen, weicher als Feldspath. Sp. G. 2,216. Vom Löthrohrverhalten ist angegeben, daß es in der Flamme dunkelbraun wird, mit Soda zu einer weißen trüben Masse und mit Borax zu einem klaren Glase schmilzt, und daß es mit Kobaltauflösung die bekannte blaß röthliche Farbe der Talksilicate annimmt. Die Analyse Thomsons gab folgende Zusammensetzung:

		Sauerstoff.
Kieselerde	40,16	20,86
Talkerde	36,00	13,93
Wasser	21,60	20,20
Thonerde u. Spur von Eisenoxyd	1,16	
Kalkerde	0,80	
	<hr/>	
	99,72	

Thomson giebt dafür die Formel $2 (Mg Si) + Mg Si^2 + 4 Aq.$ oder $2 Mg^3 Si + Mg^3 Si^2 + 12 H.$ Rammelsberg giebt die besser stimmende und zugleich einfachere Formel $Mg^2 Si + 3 H$ oder $Mg Si + Mg H^3.$

Dieses Mineral ist in neuerer Zeit auch in Südtirol vorgekommen und findet sich zu Val Sorda im Fleimsferthal. Die physikalische Charakteristik stimmt vielfach mit der von Thomson gegebenen überein. Das Mineral ist amorph, theils weiß, theils lichte honiggelb, durchscheinend und von schwachem Wachsglanze. Theilweise hat es das Ansehen gewisser Varietäten von Opal. Es ist weich, etwas härter als Kalkspath, daß es aber zähe und schwer zu zerbrechen sey, konnte ich nicht finden, es ist sehr zerklüftet, leicht zu zerbrechen und leicht zu zerreiben.

Vor dem Löthrohre ist es schwer schmelzbar = 5, rundet sich aber an scharfen Ranten zu einer weißen porzellanartigen Masse, dabey verknistert es nicht oder nur wenig und färbt sich anfangs bräunlich. Mit Kobaltauflösung erhält man eine schmutzige blaß-fleischrothe Farbe.

In Borax ist es langsam auflöslich. Das Wasser, welches man im Kolben erhält, hat wie bey ähnlichen Talksilicaten einen schwach brenzlichen Geruch und zeigt eine Spur von alkalischer Reaction.

Das Pulver wird leicht von concentrirter Salzsäure zersetzt und scheidet die Kieselerde als schleimigen Rückstand ab. Nach scharfem Glühen

auf welche die frühern Beobachtungen hinzudeuten schienen, als ob in der Bildungsperiode der Ornithocephalen diese Gattung mit lauter specifisch verschiedenen Individuen und nirgends mit identischen aufgetreten sey. Wir kennen jetzt bereits 3 Exemplare vom *O. longirostris*, 2 vom *longicaudus* und 2 vom *O. longipes* oder *secundarius*; immerhin noch wenig genug identische Exemplare gegen die Anzahl der specifisch verschiedenen Formen, in welche diese Gattung zerfällt. Schließlich will ich von diesem Redenbacher'schen Exemplare nur noch bemerklich machen, daß an der Vorderhand, die deutlich erhalten ist, dieselbe Zahl von Phalangen wie an unserem hiesigen Exemplare von *O. longirostris* sich zählen läßt; ferner daß die am letzteren nur undeutlich sichtliche Daumenzehe des Hintersfußes an jenem Redenbacher'schen Stücke fast noch besser als am *O. Kochii* erhalten ist, und aus zwey starken Phalangen besteht, von denen der vordere sich ziemlich stark zuspitzt. Meine früheren Angaben von der Hand- und Fußbildung die Ornithocephalen haben hiemit eine weitere Bestätigung erhalten. Gedachtes Exemplar rührt aus den Steinbrüchen von Eichstädt her, also aus demselben Fundorte, aus welchem auch das in der herzoglich Leuchtenbergischen Sammlung aufbewahrte herkommt.

(Schluß folgt.)

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften in den Monaten April und Mai 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der schweizerischen Gesellschaft für die gesammte Naturwissenschaft in Bern:

Neue Denkschriften. Bd. XI. Zürich 1850. 4.

Verhandlungen bey der 34. Versammlung in Frauenfeld 1849. Frauenf. 1849. 8.

Verhandlungen bey der 35. Versammlung in Aarau 1850. Aarau 1850. 8.

Mittheilungen No. 162 — 191. Bern 1849. 50. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXI. Heft VI. Decbr. 1850. Bd. XXII. Heft I. u. II. Landau 1850. 51. 8.

Von der Société de Phistoire de France à Paris:

Bulletin. No. 1. 2. 3. Janvier. Févr. Mars 1851. Paris 1851. 8.

Von dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher. XV. Achter Jahrgang. I. Bonn 1850. 8.

Von der Royal Society in London:

Philosophical Transactions. Part II. London 1850. 4.

Fellows of the Society. Novbr. 30. 1850. Lond. 4.

Von Hrn. Prof. de Caumont in Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires. 2. Serie Tom. 5 — 16. Paris 1849. 50.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. No. XII. Vol. III. 4. January 1. 1851. London 1851. 8.

Von dem naturhistorischen Vereine der preussischen Rheinlande und Westphalens in Bonn:

Verhandlungen. 7. Jahrg. Bonn 1850. 8.

Von dem Vereine für Naturkunde im Herzogthum Nassau in Wiesbaden:

Jahrbücher. 1 — 6. Heft. 1844 — 1850. Wiesbaden. 8.

Von der k. preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsberichte. Januar, Februar 1851. Berl. 8.

Von Hrn. Dr. Georg Jäger in Stuttgart:

Ueber die fossilen Säugethiere Württembergs. Breslau und Bonn 1850. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXII. No. 2 — 12. Janvier — Mars. 1851. Paris. 4.

Von der Entomological Society in London:

Transactions. Vol. I. Lond. 1851. 8.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. Juli.

Nro. 2.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

I. Bemerkungen über die in den Sammlungen des Hrn. Dr. Redenbacher in Pappenheim und des Hrn. Magistratsraths Graßegger in Neuburg befindlichen Exemplare von *Ornithocephalus*.

(Schluß.)

Das dritte Exemplar in der Redenbacher'schen Sammlung ist minder vollständig als das vorige, denn es fehlt der ganze Schädel und auch am Rumpfe sind viele Stücke nicht deutlich erkennbar, namentlich gilt dieß von der Wirbelsäule, an der jedoch wenigstens mit Bestimmtheit wahrgenommen wird, daß das Thier zu den kurzschwänzigen Arten gehörte. Die sämtlichen Knochen sind schlank und zierlich, und wie am *O. Kochii* zeigt sich längs des Ohrfingers ein Saum, der mit großer Wahrscheinlichkeit die Andeutung der Flughaut giebt, und wo man selbst an der Gelenkung des zweyten und dritten Gliedes glaubt einen kurzen Sporenknochen abgehen zu sehen. Von den vollständig conservirten Theilen habe ich folgende Maaße abgenommen:

Oberarm	0''	10'''
Vorderarm	1	3
1stes Glied des Ohrfingers	1	5½
2tes " " "	1	2
3tes " " "	0	11
4tes " " "	0	9½

So gerne ich dieses Exemplar einer der bereits bestehenden Arten zugewiesen hätte, so wenig wollen Formen und Maaße sich einer solchen anpassen, selbst nicht dem *O. Kochii*, der in beyden Beziehungen noch am ersten in Vergleich kommen könnte. Es bleibt mir daher, so ungern ich auch daran gehe, nichts anders übrig, als in diesem Exemplare abermals den Typus einer neuen Art zu vermuten, der ich den Namen *Ornithocephalus Redenbacheri* gebe und von der ich hoffe, daß ich sie später genauer werde erläutern können. Das eben beschriebene Exemplar ist in den Steinbrüchen von Solenhofen gefunden worden.

Zuletzt komme ich an ein viel besprochenes Exemplar, den *Ornithocephalus brevirostris*, den Sömmering also benannte und von ihm im Jahre 1817 die erste Beschreibung und Abbildung lieferte *). Wie bey *O. longirostris* wollte er indeß in diesem Individuum ebenfalls kein fliegendes Reptil, sondern ein fliegendes Säugthier sehen, und in dieser vor-gefaßten Meinung erkannte er dann auch nicht die Mittelhand, sondern verwechselte sie mit dem Vorderarm, und obwohl der achte Vorderarm die Längstheilung in seine zwey Hälften zeigt, so ließ sich Sömmering selbst durch diesen Umstand nicht in seiner Ansicht beirren, ihn für den Oberarm zu erklären. Diesen Mißgriff berichtigte allerdings Dfen **),

*) Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften zu München. VI. (1820) S. 89 mit 2 Abbildungen.

**) Isis 1819. S. 1795 tab. 20. fig. 12.

welcher der-zwente war, der diesen Ornithocephalus einer Besichtigung unterwarf und lieferte auch eine neue Abbildung, in der jedoch wesentliche Fehler in der Angabe der Fußbildung wie bey seinem Vorgänger belassen waren. Dem Scharfsinne Cuvier's *) entging es nicht, daß in dieser Beziehung die beyden Abbildungen nicht genau seyn möchten, und obwohl ihm das Original nicht zugänglich war, und er an selbigem sich deshalb nicht informiren konnte, hatte er doch kein Bedenken die Vermuthung auszusprechen, daß die in den Figuren von Sömmerring und Dfen angegebene Uebereinstimmung der Anzahl der Phalangen an den Hinterfüßen mit der der Säugthiere, nämlich 2 an der ersten und 3 an jeder der drey andern Zehen, nicht stattfinden dürfte, sondern daß nur die kleinen Zwischenglieder, welche bey *O. longirostris* so deutlich hervortreten, übersehen worden seyn könnten.

Cuvier's Zweifel an der Richtigkeit der vorliegenden Beschreibungen und Abbildungen wurden vermehrt durch eine Erklärung von Wagler,**) der zufolge ihm Agassiz nach Besichtigung des Originals versichert hatte, „daß die Zähne dieses Thieres nicht so, wie sie Sömmerring beschreibt, sondern wie im *O. longirostris* gebildet seyen, und daß es mit diesem Thiere auch im Allgemeinen der Kopf-, Schulter-, Arm- und Beckenbildung übereinstimme.“ Zugleich wird bemerkt, daß Sömmerring's und Dfen's Abbildung diesen Ornithocephalus nicht ganz getreu zurückgeben.

Seit dieser Zeit wurden keine weiteren, aus Autopsie hervorgegangenen Bemerkungen über diesen *O. brevisrostris* beygebracht, und dieß bewog mich heuer das Original in Neuburg in Augenschein zu nehmen, um die angeregte Bedencklichkeit, soweit es die Beschaffenheit der Platte gestatten würde, zu lösen. Um freylich eine vollständige Beschreibung zu liefern, hätte ich auf die Untersuchung des Originals längere Zeit verwenden müssen als ich vorhatte; dann hätte ich aber auch eine neue Abbildung desselben müssen anfertigen lassen, wor-

auf ich nicht eingerichtet war. Ich habe also hauptsächlich nur diejenigen Theile des Skelets, deren Deutung beanstandet worden war, einer genaueren Betrachtung unterworfen, deren Resultat ich im Nachstehenden mittheile.

Zuvörderst habe ich zu erwähnen, daß Cuvier's Zweifel an der Richtigkeit der Angabe der Phalangen-Anzahl der Hinterfüße durchaus begründet waren. Am besten erhalten ist der linke Hinterfuß, dem nur die Daumenzehe mangelt. Die äußern 3 Zehen haben in größter Deutlichkeit ihre Phalangen aufzuweisen und zwar zählt die äußerste Zehe 2, die nächste 3, und die darauf folgende (die dritte von außen her) 4 Glieder, ganz so wie bey *O. longirostris*. An der 4ten Zehe sind die Phalangen undeutlich, lassen aber doch aus ihren Abgrenzungen schließen, daß ihrer mehr als 3 vorhanden waren, und nachdem einmal an den drey äußern Zehen dieselbe Zahl der Glieder wie bey *O. longirostris* sich gezeigt hat, so darf man sich für wohlberechtigt ansehen, den Schluß zu ziehen, daß auch die 4te Zehe sich in Uebereinstimmung mit dieser Art darstellen, nämlich 5 Phalangen aufzuweisen haben wird. An den 3 äußern Zehen liegen die Glieder so deutlich da, daß es mir unbegreiflich ist, wie Sömmerring und Dfen ihre Anzahl so ganz unrichtig, sowohl in der Beschreibung als Abbildung, angeben konnten.

Am rechten Hinterfusse sind die Zehen undeutlich und die Abbildungen von Sömmerring wie von Dfen haben ihnen mehr Bestimmtheit gegeben, als am Original mit Sicherheit gesehen werden kann. Würde letzterem eine geschickte Bearbeitung zu Theil werden, so würden sich allerdings mehrere Stücke des Knochengeriistes mit größerer Deutlichkeit darstellen lassen als es dormalen der Fall ist.

Auch von den drey kleinern Fingern der Vorderhand habe ich zu bemerken, daß sie Sömmerring in weit größerer Bestimmtheit gezeichnet hat, als sie am Originale sich darstellen.

Das Becken ist von Sömmerring sehr fehlerhaft gezeichnet; von Dfen zwar besser, aber doch auch nicht vollkommen naturgetreu. Der horizon-

*) Recherch. V. 2. p. 376.

***) Natürl. System der Amphibien 1830. S. 73.

tale Fortsatz, den ersterer vom Becken unterhalb der Insertion des Oberschenkels ausgehen läßt, und den Cuvier in seiner Copie der Sömmerring'schen Figur mit dem Buchstaben C bezeichnete und als Schambein deutete, ist am Originale ein so unbestimmter Eindruck, daß ich nichts Sicheres über ihn zu sagen weiß und daß ich ihn nicht einmal für einen Theil des Beckens halten kann. Bestimmt erkennbar ist nur das Hüftbein und Sitzbein, die beyde in ihrer Form mit den gleichnamigen Stücken des *O. longirostris* übereinkommen.

In den Zähnen wollte Sömmerring Aehnlichkeit theils mit den Backenzähnen, theils mit den vorderen Spitzzähnen der *Vesperilionen* finden. Ich habe mit Agassiz nichts weiter als kleine kegelförmige Zähne sehen können, die in ihrer Form ganz mit denen des *O. longirostris* übereinstimmen.

Der Schnabel hat wirklich seine natürliche Abgrenzung da, wo sie die mehrmals genannten Zeichnungen angeben, und ist also keineswegs abgebrochen. Sowohl die Haupt- als Gegenplatte zeigen im scharfen Umrisse an, daß der kurze Schnabel vorn mit einer abgerundeten Spitze endigt und in seiner vordern Hälfte mit feinen gleichartigen Zähnen besetzt ist.

Aus diesen Untersuchungen ergibt sich als Resultat, daß, mit Ausnahme der Verkürzung des Schnabels, der *O. brevirostris* nach dem Typus der übrigen kurzschwänzigen *Ornithocephalen* geformt ist.

II. Berichtigung einiger Angaben in Betreff der Anzahl der Fingerglieder bey den Handflüglern.

Als ich in meiner Bearbeitung des Supplementbandes zu Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere an die Abtheilung der Handflügler kam, befand ich mich in großer Verlegenheit, indem damals unsere Sammlung, sowohl an ausgestopften Exemplaren als noch weit mehr an Skeleten, empfindlichen Mangel litt. Ich suchte zwar diesem

Uebelstande soviel als möglich durch Acquisition von Bälgen und Anfertigung von Skeleten abzuheffen, allein dieß war doch nicht so ergiebig, daß ich mich nicht zum größten Theil an fremde Autoritäten hätte halten müssen, wodurch allerdings meine Bearbeitung der Handflügler, wie ich es auch in der Vorrede ausdrücklich bemerkt habe, eine compilatorische in größerem Umfange werden mußte, als es mir lieb war. Da überdieß Blainville's ausführliche Darstellung der osteologischen Verhältnisse der Chiropteren erst am Schlusse des Druckes meiner Monographie herauskam, so konnte ich selbige für meinen Zweck auch nicht mehr benützen und mußte daher bey Schilderung der Eigenthümlichkeiten des Skelets ebenfalls öfters meine Zuflucht zu verschiedenen anderen Autoritäten nehmen, denen ich volles Zutrauen schenken zu müssen glaubte. Seitdem habe ich indeß mehrmals Gelegenheit gehabt, inne zu werden, daß ich dadurch in Bezug auf die Angabe der Anzahl der Fingerphalangen bey etlichen Gattungen der Handflügler irre geführt worden bin, und da hierüber noch immer verschiedene Zählungen cursiren, so will ich es nicht unterlassen zur Berichtigung derselben einen kleinen Beytrag, soweit als meine Hülfsmittel es gestatten, bezubringen.

Ich beginne mit der Vorlage der Angaben, die Cuvier in der zweyten Auflage seines *Règne animal* in dieser Beziehung gemacht hat, und zwar lasse ich hier wie im Nachfolgenden die Familie der *Chiroptera frugivora* ganz außer Acht, da bey dieser über die Anzahl der Fingerphalangen kein Zwiespalt besteht; es sind also bloß die *Chiroptera insectivora*, die mich hier beschäftigen. Diese vertheilt aber Cuvier in 2 Gruppen: die erste hat, wie er sagt, am Mittelfinger des Flügels 3 verknöcherte Phalangen, die andern Finger und der Zeigfinger selbst haben nur 2 (hiever *Dysopes*, *Noctilio*, *Phyllostoma*); die zweyte Gruppe hat am Zeigfinger nur eine verknöcherte Phalanx und die andern Finger haben 2 (hiever *Megaderma*, *Rhinolophus*, *Vespertilio*.)

Zemlinck giebt in seinen *Monographies de Mammalogie* wieder andere Zählungen von den Phalangen der Hand. So z. B. theilt er zwey

Abbildungen von den Skeleten des *Dysopes tenuis* und *D. nasutus* mit, wo der Zeigefinger gar keine Phalanx, der Mittelfinger bey ersterer Art 3 und bey der anderen 2 Phalangen trägt, während 4ter und 5ter Finger jeder 2 Glieder hat. Von *Vespertilio* sagt Temminck: „der Mittelfinger hat drey Phalangen, der Ring- und kleine Finger zwey, und der Zeigefinger bloß eine.“ Diese Angabe habe ich in meiner Monographie wortgetreu wiederholt, ohne weiters meine Skelete damit verglichen zu haben, weil ich dieß bey einer solchen Autorität für überflüssig hielt.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften in den Monaten April und Mai 1851 vorgelegten Einsendungen an
Druckschriften.

(Schluß.)

Von der Royal Asiatic Society in Madras:
Madras Journal. No. 37. Vol. XVI. January — June 1850. Madras. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Spiegel in Erlangen:
Grammatik der Persisprache nebst Sprachproben. Leipz. 1851. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in München:
Centralblatt. April 1851. München. 8.

Von Hrn. Albert Keller in Tübingen:
Ein Spiel von einem Kaiser und ein Apt. Tübingen 1850. 8.

Von dem historischen Vereine von und für Oberbayern in München:
Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 11. Bd. München 1850. 51. 8.

Von dem Vereine für Geschichte und Alterthum in Ottweiler:
Verhandlungen 1848. 1850. Saarlouis. 8.
Das Fest des heiligen Bischofs und Bekenners Tercentius, gefeyert in der katholischen Kirche zu Ottweiler. Trier 1851. 8.

Von Hrn. Professor Dr. Gerhard in Berlin:
Ueber eine Cista Mystica des brittischen Museums. Berlin 1851. 4.

Ueber das Metroon zu Athen und über die Göttermutter der griechischen Mythologie. Berlin 1851. 4.

Von Hrn. E. Burnouf, membre de l'institut in Paris:

Études sur la langue et sur les textes zends. Tom. I. Par. 1840 — 1850. 8.

Von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften in Haarleu:
Naturkundige Verhandlungen. 7 Deel. Leiden 1851. 4.

Von den Herren de Brise, Dozy und Molkenboer in Leiden:

Nederlandsch kruidkundig Archief. II. Deel. III. Stuk. Leiden 1851. 8.

Von der Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:
Berichte über die Verhandlungen. Mathem. phys. Classe. 1850. II. Leipzig 1851.

Von Hrn. Dompropst v. Deutinger in München:
Schematismus der Geistlichkeit des Erzbisthums München und Freysing für das Jahr 1851. München 1851. 8.

Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freysing. II. Bd. 1. Heft. München 1851. 8.

Von dem Vereine für Kunst und Alterthum in Ulm:

Verhandlungen. 7. Bericht. Ulm 1850. 4.

Von der American philosophical Society in Philadelphia:

Proceedings. Vol. V. No. 41. October 1849 — March 1850. Phil. 8.

Von Hrn. A.-J. Ozanam, Professor in Paris:
La civilisation Chrétienne chez les Francs. Paris 1849. 4.
Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie. Paris 1850. 8.

Von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich:
Mittheilungen. XV. 8. Bd. 1. Heft. Zürich 1851. 4.
Sechster Bericht vom 1. Juli 1849 — 1. Juli 1850. Zürich. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. Juli.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

II. Berichtigung einiger Angaben in Betreff der Anzahl der Fingerglieder bey den Handsflüglern.

(Schluß.)

Wieder anders ist die Zählung von Eschudi, der darnach auch die Unterabtheilungen der Handsflügler bestimmte. Er theilte nämlich diese Ordnung überhaupt in Chiroptera pentadactyla und Ch. tetradactyla. Zu ersteren zählt er 1) die Frugivora (Pteropina), bey denen der Zeigefinger vollzählig seine 3 Phalangen hat, und 2) die Phyllostomina u. Noctilionina, bey welchen der Zeigefinger nur ein Glied hat, das entweder ganz oder theilweise verknöchert ist. Die Ch. tetradactyla umfassen die Rhinolophina und Vespertilionina, welchen Eschudi nur 4 Finger zuschreibt, indem der 2te Mittelhandknochen keine Phalanx trage.

Diese Angaben mögen genügen, um die großen Differenzen in der Zählung der Fingerglieder darzuthun. Um das richtige Verhalten ausfindig zu machen, habe ich meine sorgfältig präparirten Skelete genau verglichen und nachstehende Zählungen erhalten, denen ich noch einige andere von verlässigen Autoritäten beygefügt habe.

	Zeige- finger.	Mittel- finger.	Andere Finger.
Phyllostoma hastatum	1	3	2
— dubium	1	3	2
— perspicillatum	0	3	2
— Vampyrus (Blainv.)	1	3	2
Glossophaga amplexicauda	1	3	2
Brachyphylla cavernarum (Gray.)	1	3	2
Desmodus (Blainv.)		3	
Megaderma (Blainv.)		2	
Rhinolophus hipposcrepis.	0	2	2
Noctilio rufus	0	2	2
— medius	0	2	2
Emballonura saxatilis	0	2	2
— canina	0	2	2
Dysopes velox	0	2	2
Vespertilio serotinus	1	3	2
— murinus	$\frac{1}{2}$	2	2
— Ursula	$\frac{1}{2}$	$2\frac{1}{2}$	2
— barbastellus	$\frac{1}{2}$	2	2
— auritus	0	2	2
— Noctula *)	0	2	2

Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, daß Blainville im Allgemeinen Recht hat, wenn er gegen Cuvier bemerkt, daß bloß die amerikanischen Phyllostomen es sind, welche am Mittelfinger 3 knöcherne Phalangen besitzen, während alle andern

*) Von V. Noctula habe ich kein Skelet aufgestellt, sondern die Zählung ist nur am präparirten Flügel vorgenommen.

Handflügler an demselben nur 2 aufzuweisen haben. Die einzige Ausnahme von letzteren macht unser Skelet von *Vespertilio serotinus*, an dem der Mittelfinger 3 knöcherne Phalangen wie bey den Blattnasen hat; ob dieß nur eine durch Verknöcherung der Endsehne entstandene Anomalie ist, wird die Untersuchung anderer Exemplare ergeben.

Ganz unrichtig erweist sich Temminck's Angabe von der Gliederzahl der Finger bey *Vespertilio*; aber auch Schudi's Eintheilungsgrund nach der Gliederzahl des Zeigefingers ist nicht ganz stichhaltig. Die Phyllostomen sind nämlich bald fünffingerig, bald vierfingerig, indem der Zeigefinger, außer seinem Mittelhandknochen, entweder wirklich eine knöcherne Phalanx trägt, oder es fehlt diese und es ist dafür bloß ein sehniger Faden vorhanden, oder es ist nur der Anfang des letzteren verknöchert, was ich mit $\frac{1}{2}$ bezeichnen wollte. Ferner ist der Zeigefinger der Noctilionen nicht anders gebildet als bey den Vespertilionen und daher deren Trennung nach diesem Merkmale nicht zulässig.

Was also den Zeigefinger anbelangt, so fehlt bey den meisten insektenfressenden Handflüglern ein knöchernes Glied für denselben; gewöhnlich vertritt nur ein kurzer Sehnenfaden dessen Stelle, der mitunter an seinem Anfange verknöchert. Eine vollkommene knöcherne Phalanx dieses Fingers findet sich bloß bey einigen amerikanischen Blattnasen und an unserm schon vorhin angeführten Skelete von *Vespertilio serotinus*.

Der 4te und 5te Finger haben bey allen von mir untersuchten Gattungen und Arten nie mehr oder weniger als 2 knöcherne Phalangen aufzuweisen.

Hr. Prof. Vogel jun. las:

Ueber die Construction eines neuen Gasometers.

Die Einwirkung der neuern Technik auf die Chemie hat die eigenthümliche Folge erzeugt, daß

der Apparat des Chemikers, statt an Ausdehnung zu gewinnen, sich in einer Weise vereinfacht und vermindert hat, welche eine weitere Reduction nicht mehr wahrscheinlich macht. Statt daß im Verhältnisse der größeren Anforderungen, die man an die quantitative Analyse in Bezug auf Genauigkeit und Sorgfalt der Behandlung machte, die technischen Hülfsmittel hiezu vermehrt oder verbessert wurden, entfernte man vielmehr lediglich eine große Menge älterer, diesen Forderungen nicht mehr entsprechender Hülfsmittel, und gewann dadurch, so wie durch die Vereinfachung der Operationen selbst und deren Beschränkung auf einen geringeren Umfang, ein Resultat, das man nach der Analogie ähnlicher Fälle eher auf dem entgegengesetzten Wege für erreichbar hätte halten sollen.

Nur in einem der wichtigsten Theile chemischer Operationen, in der Behandlung gasartiger Flüssigkeiten, hat diese Vereinfachung des chemischen Apparates nicht gelingen wollen, und wer sich jemals anhaltend hiemit beschäftigt hat, wird die Mängel aller hiezu vorhandenen technischen Hülfsmittel sehr wohl gefühlt haben. Nur eine Entdeckung auf diesem Gebiete hat eine wesentliche Umgestaltung des frühern Verfahrens bewirkt, und ist in ihrer Art so vollkommen, daß sie kaum mehr etwas zu wünschen übrig läßt. Es ist die Herstellung elastischer Röhren aus vulkanisirtem Kautschouk und Gutta percha, deren Anwendung den Chemiker in den allermeisten Fällen des Gebrauches der so gebrechlichen Glasröhren, der durch letztere bedingten Unbeweglichkeit des Apparates, der so lästigen Verkittungen und einer Menge anderer Unbequemlichkeiten und Mißstände überhebt.

Dagegen unterliegen die übrigen Vorrichtungen zur Behandlung der Gase noch immer vielen Einwendungen, und der Fortschritt von den einfachsten pneumatischen Vorrichtungen bis zu den neuesten vervollkommneten Gasapparaten ist keineswegs ein so vollständiger und überraschender, als in andern der Experimentalchemie. Eine längere Reihe von Versuchen, die im chemischen Laboratorium der k. Akademie der Wissenschaften dahier zum Zwecke quantitativer Bestimmungen von Gasarten in größerem Maaßstabe angestellt wurde, führte zu einer vergleich-

henden Anwendung von Mustern fast aller bekannten Gasapparate, so wie endlich zu dem Bestreben, dieselben durch einen Apparat zu ersetzen, der wenigstens den wichtigsten principiellen Anforderungen besser als die früheren entspräche, und zugleich für sich allein die Möglichkeit gewähre, alle gewöhnlichen Operationen mit Gasarten mit demselben vorzunehmen. Obschon die in chemischen Laboratorien gewöhnlich gebräuchlichen Gasometer von Pepsys und Hess sehr zweckmäßig construirt und somit in den meisten Fällen als vollkommen entsprechend schon seit langer Zeit angewendet und erprobt sind, so zeigten doch beyde in ihrer Anwendung auf die oben angeführten Versuche Hindernisse und Unbequemlichkeiten. Dasselbe gilt von Mohr's und Brunner's Aspiratoren, welcher letztere überdies eigentlich nur auf die Bestimmung der Kohlenäure in der Atmosphäre berechnet ist.

So lange allerdings, als es sich nur darum handelt, irgend eine Lustart in einem verschließbaren Gefäße aufzufangen, aus demselben auszutreiben und in ein anderes zu entleeren, dieselbe in Bezug auf ihre Brennbarkeit oder ihr Verhalten zu einer brennenden Flamme zu untersuchen u. dgl., werden alle bekannten Gasapparate mehr oder minder entsprechen. Wenn es aber gilt, mit etwas größern Mengen bequem zu arbeiten, die Bewegung des Gases regelmäßig und constant zu erhalten, in jedem Augenblicke der Operation die Quantität des bewegten und des zurückbleibenden Gases zu überblicken, die Lustart in demselben Apparate bald zuströmend, bald abströmend zu erhalten u. dgl., dann wird man bald bey den gewöhnlichen Apparaten auf Schwierigkeiten stoßen, die in den wenigsten Fällen zu beheben sind.

Bleiben wir bey den vier von Pepsys, Hess, Mohr und Brunner construirten Apparaten stehen, und legen an diese den Maassstab der eben angeführten Ansprüche, so ergiebt eine nähere Betrachtung, daß dieselben nicht gleichzeitig den gestellten Forderungen zu entsprechen geeignet sind.

Der Pepsys'sche Gasometer hat bekanntlich die Unbequemlichkeit, daß bey der Füllung mit irgend einer Gasart, wenn die Gasentwicklung nur etwas

schnell statt findet, das Wasser in einem sehr starken bogenförmigen Strahl austritt. Man kann zwar die Gasentbindungsapparate durch Anwendung vulkanisirter Kautschoukröhren dagegen schützen; eine vollkommene Vorbeugung dieses immerhin unangenehmen Umstandes läßt sich aber nur durch das Einsenken des Gasometers in die Wasserwanne bis über die untere Oeffnung erzielen. Dieß ist aber bey Gasometern von etwas größeren Dimensionen schwierig und nicht selten geradezu unmöglich. Da übrigens dieser Apparat die Gasart nur durch den Druck des einfließenden Wassers zum Austritt bringt und somit nicht als Saugapparat benützt werden kann, so entspricht er deshalb schon nicht den gestellten Anforderungen.

Der von Hess angegebene Gasbehälter besteht bekanntlich aus zwey durch einen messingenen Ring verbundenen Glasgefäßen, von denen das untere geschlossen, das obere offen ist. Soll nun Gas hineingeleitet werden, so muß der ganze Apparat umgekehrt werden. Hieraus ergiebt sich schon, daß nur mit kleinern Quantitäten Gas gearbeitet werden kann, abgesehen davon, daß er weder als Saugapparat gebraucht werden kann, noch die Menge des Gases anzugeben geeignet ist. Es befindet sich im chemischen Laboratorium ein Gasometer nach Pepsys von Zinkblech in kleinerem Maassstabe ausgeführt, welcher, wenn es sich um die Manipulation mit geringern Quantitäten eines Gases handelt, vor dem angeführten den Vortheil der Dauerhaftigkeit und einer weit bequemeren Füllung hat.

Brunner's Aspirator ist nichts anders als ein Wasserbehälter von Metallblech, an dem Deckel oben mit 3 durch Korke verschließbaren Oeffnungen und unten mit einem Hahn versehen. Wird nun dieser Hahn geöffnet, so muß in dem Maasse, als das Wasser ausfließt, Luft durch eine der oberen Oeffnungen auf einem ihr beliebig durch Auströcknungs-Röhren u. s. f. vorgezeigten Weg einströmen. Aus der Menge des Wassers kann die Luft bestimmt werden. Es ist einleuchtend, daß bey länger andauerndem Versuch, wenn z. B. mehrere Tage hindurch unausgesetzt der Luftstrom erhalten werden soll, wo bey natürlich der Wasserbehälter von unverhältnißmäßiger Größe seyn muß, das Auffüllen als eine

lästige zeitraubende Arbeit hindernd eintritt. Der Umstand, daß stets zur Aufnahme des abfließenden Wassers ein dem Wasserbehälter an Größe gleichkommendes Gefäß vorhanden seyn muß, macht den Apparat zu einem sehr unbeweglichen und erschwert dessen Gebrauch. Es tritt aber bey einem anhaltenden Versuch außerdem nicht selten der Fall ein, daß an dem oberen angelötheten Deckel, welcher stets gleichzeitig mit Luft und Wasser in Berührung ist, durch Drydation der Löthungen kleine Fissuren entstehen, welche, da sie den Luftstrom nicht unterbrechen, schwer zu entdecken sind, eine genaue Bestimmung der Luftmenge aber nicht mehr zulassen, und somit zu ganz ungenauen Resultaten Veranlassung geben.

Der Mohr'sche Aspirator ist offenbar unter den Saugapparaten derjenige, welcher den zu stellenden Anforderungen am meisten entspricht. Das lästige Wiederfüllen mit Wasser fällt hier weg, und die Stärke des Luftstroms kann willkürlich durch einen Hahn regulirt werden. Indessen gehört der Mohr'sche Aspirator schon zu den mehr complicirten Apparaten, und wenn er auch wohl als Gasometer, d. h. zur Aufnahme anderer Gasarten als atmosphärische Luft benützt werden könnte, so ist er doch wegen des großen Wasserinhaltes nicht leicht zu transportiren und ist nicht dazu eingerichtet, die Menge der durchgesaugten Luft genau zu bestimmen.

(Schluß folgt.)

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat Juni 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Hrn. Rektor Karl Halm in München:
C. Cornelii Taciti opera quae supersunt. T. II. Lips. 1851. 8.

Von Hrn. J. A. Mayer in Heilbronn:
Bemerkungen über das mechanische Aequivalent der Wärme. Heilbronn 1851. 8.

Von dem historischen Vereine von Schwaben und Neuburg in Augsburg:
Jahresbericht. Für die Jahre 1849 und 1850. Augsburg 1851. 4.

Von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:
Neues Lausitzisches Magazin. 27. Bd. 3. und 4. Heft. Görlitz 1850. 8.

Von der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:
Nordalbinische Studien. Neues Archiv. 5. Bd. 2. Heft. Kiel 1850. 8.

Von Hrn. Frh'n. v. Ankershofen in Klagenfurt:
Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. II. Bd. I. Heft. Klagenfurt 1851. 8.

Von Hrn. Baron Jules de Saint Genois in Gent:
Catalogue méthodique et raisonné des manuscrits de la bibliothèque de la ville et de l'université de Gand. (2. Cahier.) Gand 1850. 8.

Von dem Verein für heilsiche Geschichte und Landeskunde in Kassel:
Zeitschrift. Bd. II. Heft 4. Kassel 1850. 8.
Periodische Blätter. No. 17 — 20. April 1850 — Jan. 1851. Kassel 1850. 8.

Von der Academy of natural sciences in Philadelphia:
Journal. Vol. 1. Part II. III. IV. Vol. II. part I. Phil. 1849 — 50. 4.

Von der k. preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:
Monatsbericht. März 1851. Berlin 1851. 8.

Von der Société impériale des naturalistes in Moskau:
Bulletin. Année 1850. No. II. Moscou 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:
Bulletin. No. 4. Avril 1851. Paris. 8.

Von Hrn. Auguste Fabius in Paris:
Le repos du monde. Paris. Lyon 1851. 8.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. Juli.

Nro. 4.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Construction eines neuen Gasometers.

(Schluß.)

Die hier folgende Beschreibung des neuen Gasometers wird darthun, in welcher Weise derselbe den gestellten Bedingungen zu entsprechen im Stande ist.

Der Gasometer besteht aus zwey Cylindern von Zinkblech, von welchen der äußere oben offen und unten geschlossen mit einer conischen Ausbiegung versehen ist, an der sich ein schabelförmiger Fortsatz zum Abfließen des Wassers befindet. Der innere oben geschlossene und unten offene Cylinder, welcher von solcher Weite ist, daß er sich mit Leichtigkeit in dem äußeren Cylinder auf- und abbewegen kann, ist so hoch, daß er bey seinem tiefsten Stande auf dem Boden des äußeren Cylinders aufsteht. Dieser innere Cylinder ist an zwey entgegengesetzten Seiten mit einer Skala versehen, und zwar so, daß die Zahlen der Grade auf der einen Seite von oben herab, auf der andern umgekehrt abgelesen werden können. Es gewährt diese Einrichtung den doppelten Vortheil, daß die Quantität der Gasart nicht nach der Menge des abgessenen Wassers, sondern durch das Einsinken oder Steigen des Cylinders selbst bestimmt wird, und der Experimentirende jederzeit das Volumen auf das genaueste kennt.

Um eine möglichst geringe Menge Wassers zur Füllung des Gasometers nöthig zu haben, ist eine

Vorrichtung angebracht, welche ihn von allen bisherigen wesentlich unterscheidet. Der äußere Cylinder hat nämlich zu dem Ende nicht einen flachen Boden, sondern dieser Boden erhebt sich selbst zu einem oben geschlossenen Cylinder, so daß die Wände der beyden Cylinder nur einen 2 Zoll breiten Zwischenraum lassen, welcher, wenn der Gasometer in Thätigkeit gesetzt werden soll, mit Wasser angefüllt wird. Während auf solche Weise einige Maas Wasser zur Füllung hinreichen, so müßten ohne diese cylindrische Gestalt des Bodens bey der Berechnung des Inhalts auf ungefähr 200,000 CC. Gas mehrere Eimer dazu verwendet werden.

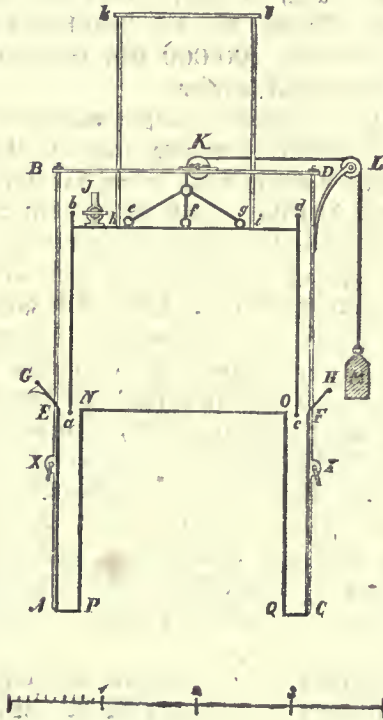
Es ist eintuchtend, daß durch diese Vorrichtung der Gasometer auch bey größerem Umfang an Beweglichkeit nicht verliert, indem bey der geringen Wassermenge derselbe mittelst der an den Seiten befindlichen eisernen Handhaben leicht von einer Stelle zur andern getragen werden kann, und sein Gewicht eine Manneskraft nicht übersteigt. Die geringe Wassermenge, welche zur Füllung des Gasometers gehört, gewährt außerdem noch den großen Vortheil, daß derselbe auch zur Aufnahme von Gasarten, die in Wasser nicht unlöslich sind, gebraucht werden kann. Die Wasseroberfläche, die hier mit der Gasart in Berührung kömmt, ist so unbedeutend, daß ein Verlust durch Auflösung fast nicht in Betracht kommen kann und man deshalb auch nicht nöthig hat, die Gasometer statt mit Wasser mit einer concentrirten Kochsalzlösung, wie es bisher der Fall war, zu füllen.

Die Bewegung des inneren Cylinders in dem äußeren geschieht auf ähnliche Weise, wie in dem

Mohr'schen Aspirator, nämlich durch eine an dem obern Boden des inneren Cylinders befestigte Schnur, welche durch drey Eisenstangen über zwey Rollen geleitet wird, an deren einem Ende ein Gewicht befestigt ist; jedoch mit dem Unterschiede, daß durch Messingröhren, welche die obere Querstange durchbohren, der innere Cylinder stets in vertikaler Richtung erhalten und somit das Drehen desselben verhindert wird.

Um die Construction des Apparates möglichst einfach zu erhalten, befindet sich an dem oberen Boden des inneren Cylinders nur ein messingener Hahn, welcher zur Aufnahme und zum Ausströmen des Gases dient.

Durch das Anhängen, durch Vermehren oder Vermindern des Gewichtes kann ganz einfach dieser Apparat zur Aufnahme eines Gases und ebenso bequem zum Ausströmen desselben in beliebiger Weise, so wie zum Austrocknen durch Darüberleitung größerer Quantitäten Luft verwendet werden.



A E F C Äußerer Cylinder.

G H Conische Ausbiegung des äußeren Cylinders.

P N O Q Innerer Cylinder.

N O verschlossener oberer Boden des inneren Cylinders.

Bey G Ausbiegung des Cylinders zum Wasserablassen.

A B und C D Eisenstangen am äußeren Cylinder befestigt mit 2 starken xx eisernen Handhaben.

B D Obere eiserne Querstange an A B und D C mit Schrauben befestigt, bey K durchbrochen mit einer Rolle.

Bey L eine zweite Rolle zur Führung des Stricks über K und L bis zum Gegengewicht M.

a b d c Cylinder zur Aufnahme des Gases mit einem erhöhten Rande bey h d.

I Hahn zur Ablassung des Gases.

e f g Ringe, an welche der Strick zum Aufziehen des Cylinders a b d c befestigt ist.

h k und l i Röhren von Messing, welche durch eine Oeffnung in B D gehen und den Cylinder a b c d in vertikaler Richtung erhalten. Sie sind bey k l durch eine dritte Röhre k l verbunden, welche nur eingesteckt ist und wenn der Cylinder a b c d weggehoben werden soll, ebenso wie B D abgenommen wird.

Histoire Romaine de Dion Cassius,
traduite en Français, avec des notes critiques, historiques etc. et le Texte en regard, collationné sur les meilleures éditions et sur les manuscrits de Rome, Florence, Venise, Turin, Munich, Heidelberg, Paris, Tours, Besançon. Par E. Gros, Inspecteur de l'Académie de Paris. Tome Premier, Contenant les Fragments jusqu' à l'an de Rome 545. Paris, Librairie de Firmin Didot frères, Imprimeurs de l'Institut, Rue Jacob, 56. 1849. — Tome Deuxième, contenant les Fragments, depuis l'an de Rome 545 jusqu' à l'an 687.

Erst jetzt bin ich durch eine jüngst mir ge-
wordene Mittheilung in den Stand gesetzt, ein mir
bis dahin unbekannt gebliebenes Werk zu bespre-
chen, wodurch ein kritisches Bedürfniß befriedigt,
und die alte, besonders römische Geschichte un-
gemein bereichert wird. Eben jener Verspätung und
dieses Vollgehaltes wegen eile ich daher, ohne die
nachfolgenden Bände abzuwarten, zunächst über
diese beyden ersten einen kurzen Bericht abzustatten.
Ich ziehe zu dem Ende zuerst die Einleitung des
Herausgebers meist mit den Original-Titeln der
Abschnitte aus, gebe sodann eine Probe vom An-
fang des Werkes selbst, und lege meine eignen Be-
merkungen in Noten unter dem Text nieder.

Introduction. §. I. Vie de Dion.

Es wird dabei auf Falconi, Fabricius, Rei-
marus, Sturz und auf M. E. Egger, Examen
critique des Historiens d'Auguste ¹⁾ ch. VIII ver-

wiesen, mit der Bemerkung, daß wir Dio's Lebens-
umstände fast nur aus seinen eigenen Angaben in
seinen Geschichtswerken kennen. Hierbey wird unter
Anderm eine zu Rienberg in Oberbayern gefundene
Inscript ²⁾ angeführt, worin des zweyten Consul-
lais des Dio Cassius unter Severus Alexander ge-
dacht wird.

Herausgeber übergeht, was seitdem Schöfl, Hist.
de la Lit. grecque, Westermann zum Vossius de
Historie. gre. Niebuhr in der Röm. Gesch. und
in den Vorträgen darüber, und Bähr in Pauly's
Real-Encyclop. über Dio Cassius bemerkt haben;
so wie ihm die Monographien Wilmans de fontib.
et auctoritate Dionis Cassii Berol. 1836 und —
Comment. de Dionis Cassii fide et auctoritate
Groningae 1845, unbekannt geblieben; letztere fällt
aber auch in dasselbe Jahr, wie der erste Band
dieses Werkes selbst.

- 2) Bey Borghesi, Bulletin archéologique 1839. p.
136, und jetzt auch bey Zell, Handbuch der römi-
schen Epigraphik. Heidelb. 1850 I. p. 144. nr.
1241. Ich beschränke mich darauf den Anfang an-
zuführen und einige Bemerkungen beizufügen: Imp.
Domino N. Severo Alexandro Aug. III et
Cassio Dione H. Cos. — Also nicht Alexander
Severus soll man diesen Kaiser nennen, wie Hugo
in der Rechtsgeschichte und sonst so oft einschärft,
und wie auch die Münzen haben (s. nur Mionnet,
de la Rar. d. Médail. p. 220.). In den Digesten
und im Eodex ist manchmal der Beyname Alexander
allein gesetzt, wie beyh Septimius allein Severus
(Zimmern, Gesch. d. röm. Privatrechts I. S. 186).
Desgleichen: Cassio Dione, denn Cassius war
sein eigentlicher Name, den vermuthlich einer seiner
Vorfahren von der gens Cassia überkommen hatte,
die Beynamen Dio und Coecceianus waren vom
Großvater mütterlicherseits, dem Redner Dio Chry-
sostomus, angenommen (Reimarus de vita et scrip-
tis Dionis §. 3 et 4.). Unser Geschichtschreiber
war selbst in seinem ersten öffentlichen Auftreten
Berichtsedner; und damals gelangten die Advos-

1) Paris 1844. Vergl. meine Kritik dieses Werkes in
den Wiener Jahrb. der Lit. 1848. S. 25. ff. Der

S. II. Von den ihm beigelegten Schriften sind drey wahrscheinlich nicht von Dio: 1. Die Regierungsgeschichte Trajan's; 2. die Persica; welcher Irrthum aus einer Verwechslung mit Dion entsprungen; 3. die Getica, welche Suidas ihm beylegt, Philostratus 3) aber richtiger dem Dio

caten oftmals zu Statthalter-Stellen in den Provinzen (Valesius ad Ammian. Marc. XXIX. 3. p. 297 sq. ed. Wagner.) Über sein Vater Cassius Apronianus hatte als römischer Senator und als nachmaliger Präfect von Cilicien und Dalmatien schon den Weg zu hohen Ehrenstellen gebahnt; ihn selbst nöthigte späterhin ein Fußfibel sich in seine Vaterstadt Nicäa in Bithynien zurückzuziehen, wo er die letzte Hand an sein großes Geschichtswerk legte, und in hohem Alter starb; sein Todesjahr ist jedoch nicht bekannt. (Dio Cass. LXXX. 5. vergl. Introd. pag. IV.)

- 3) Vit. Sophistar. I. 7. Die Stelle ist für die griech. Historik bedeutsam; ich setze sie deswegen hierher pag. 9 ed. L. Kais. *Ὡς δὲ καὶ Ἰστορίων ἱκανὸς ἦν συγγράφειν δηλοῦ τὰ Γετικά κτλ.* So urtheilt der seine Kunstreichheit Philostratus, und daß er richtig urtheilt bekräftigen dessen uns erhaltene Reden, welche einen neuen Kritiker veranlaßten, den Dio Chrysostratus einen scriptor veteribus Socraticis comparandus zu nennen (Wytttenbach *Eklog. Istorog.* p. 369); denn sicherlich war er auch in der Ge-

Chrysostratus. — Fünf gehören ihm an: 1. eine Biographie des Philosophen Arrian — verloren; 2. *Evodia* — verloren; 3. eine Schrift über Prodigien und Träume — verloren; 4. die Geschichte des Kaisers Commodus — später in die allgemeine römische Geschichte aufgenommen, und jetzt nur noch im Auszug des Xiphilinus vorhanden; 5. die allgemeine Geschichte Roms von der Urzeit bis auf Severus Alexander 4) in 80 Büchern.

(Fortsetzung folgt.)

Schichtschreibung dem Xenophon ähnlicher als Arrianus, der sich Xenophon nannte, ihn nachahmte, aber ihn keineswegs erreichte; und nun vollends, wie weit mag im historischen Vortrag der Enkel hinter dem Großvater zurückgefallen haben! Also formell ist der Verlust dieses Werkes für die Historiographie sehr zu beklagen, aber nicht minder materiell besonders für uns Deutsche, denn Dio Chrysostratus war selbst im Lande der Geten gewesen, wie Philostratus sofort selbst sagt, und er selbst bezeugt (s. Borysthenit. init. XXXVI. 1. p. 501 ed. Emper) wie manche schätzbare Berichte aus jenen Ländern an Donau und Dniepr, den frühern Sitten germanischer Völker, mochte also jenes Werk enthalten haben!

- 4) Eigentlich bis zum achten Regierungsjahr Alexanders, 229 nach Ehr. G., worauf ich weiterhin zurückkommen werde.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8 Juli.

Nro. 5.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Histoire Romaine de Dion Cassius.

(Fortsetzung.)

§. III. p. VI. sqq. Examen critique de son Histoire Romaine.

Dieser ausführliche und inhaltsreiche Abschnitt muß bey dem Herausgeber selbst nachgelesen werden, ich muß mich, der mir hier gesteckten Gränzen wegen, hauptsächlich auf das Endergebniß beschränken; denn nachdem Herr Gros die Ansicht über das ganze Unternehmen ausgesprochen (p. VIII): Dio habe für sein Werk einen Plan gefaßt, dem er nur im Besitz sämtlicher Eigenschaften der größten griechischen und römischen Geschichtschreiber würde haben genügen können (woraus sich vorweg schon ergibt, wie unbefangenen unser Kritiker und wie wenig er nach Art anderer Editoren für seinen Autor ungebührlich eingenommen ist); und nachdem er in gründliche Erörterungen über die historiographischen Eigenheiten des Dion eingegangen ist (p. VIII — XXXVII) kommt er schon p. XXVIII sq. zur Conclusion. ⁵⁾

5) Zur Vergleichung und Ergänzung setze ich die wesentlichen Züge von Niebuhr's treffender Charakteristik dieses Geschichtschreibers aus den Vorträgen über die römische Geschichte (I. S. 100 ff. von Schmitz und Zeiß) hierher, weil er sich dorten umständlicher ausgesprochen, als in seiner Römischen Geschichte selbst, und weil sie dem Herausgeber unbekannt geblieben: „Dio Cassius muß vollkommen Meister der lateinischen Sprache gewesen seyn, denn er lebte einen Zeitraum von 30 bis 50 Jahren als Senator in Rom. Er nahm Interesse

an dessen politischer Geschichte, und machte sich gründlich mit ihr bekannt, was kein Rhetor je gethan. — Er ist überall zu Hause, in den Verfassungsangelegenheiten und dem Privatrecht, wie in der Kriegskunst. Er beruhigt sich nicht bey der Belehrung, welche er von Livius gewonnen hat; er geht zu den Quellen selbst; er schrieb die frühere Periode der römischen Geschichte ganz unabhängig von seinen Vorgängern und nahm allein Fabius zu seinem Führer (vergl. Niebuhr R. G. II. S. 13. und III. S. 497). Die frühere Verfassung war ihm klar, und wenn er von ihr spricht, ist er sehr sorgfältig in seinen Ausdrücken. Er hatte große Talente zum Geschichtschreiber. Er ist in den Theilen seines Werkes, wo er die unrechtmäßigen Ansprüche gewisser Personen auf Bürgertugend aufdeckt, der *κακοψαλα* angeklagt worden, und es läßt sich freylich nicht leugnen, daß bittere Gefühle Einfluß auf ihn ausübten; — aber wenn ein Mann einem Schurken die Maske abreißt, so thut er was recht ist, und das ist Alles, was Dio Cassius thut. Ich glaube freylich, daß er der Unrichtigkeit vieler Leute mißtraute, und in Folge davon streng über sie urtheilte; allein diesem liegt eine zwar finstere, aber doch gesunde Ansicht vom menschlichen Leben zu Grunde, und in Mitte der Verdorbenheit seines Zeitalters konnte er nicht anders urtheilen (vergl. Niebuhr, R. G. III S. 561.) Er war jedoch kein Freund der Tyrannen. — Was Dio in ein weniger günstiges Licht setzt, ist sein Stolz, welcher weder beredt noch schön ist. Seine Sprache ist voll Eigenthümlichkeiten, von denen einige wirkliche Fehler sind, und die Ausartung der Sprache zeigen. — Dio schrieb gerade so wie er sprach. Er ist ohne Affectation oder durch Kunst

ten Texten, theils der wirklichen Verschiedenheit der Traditionen bezuzumessen. In den Reden sey jedoch das richtige Maas nicht immer beobachtet; Vorbedeutungen und Träume (worüber er aus Vorliebe noch ein eigenes Buch verfaßt hatte) oft zu kleinlich und umständlich berichtet worden. — Diese seyen die wesentlichen Mängel des Dio; aber nicht zu bezweifeln seyen seine Wahrhaftigkeit, seine Genauigkeit, seine Bemühung die übernommene Aufgabe würdig zu erfüllen; seine Achtung für die gesunde Moral, sein Patriotismus und seine Unabhängigkeit.

Es fehle ihm an Originalität, und er sey weit hinter dem Thucydides, den er sich zum Muster genommen, wie Appianus den Xenophon, zurückgeblieben. In seinen politischen Grundfätzen könne er den Orientalen nicht verleugnen, und seitdem er in den Senat berufen worden, habe er sich gleich andern seiner morgentändischen Kollegen alle Mühe gegeben, die monarchischen Grundfätze geltend zu machen, aber in Schreibart und Sprache bemühe er sich eben so sehr, die orientalische Farbe abzustreifen, und im Styl seine bithynische Herkunft zu verleugnen. Unter diesem Gesichtspunkt erscheine Dio noch immer als ein würdiger Repräsentant der historischen Muse; und wenn er nicht die Energie des Thucydides, die Reinheit, Süßigkeit und Fülle des Xenophon habe, so zeige er sich doch im vortheilhaften Licht an der Seite des Appianus, sey dem Herodian sehr überlegen, der hinwieder selbst den langweiligen Compilatoren der *Historia Augusta* ⁶⁾ nicht beygestellt werden dürfe.

erlangte Verechtfamkeit. — Man wird aus dieser Kritik wohl nicht mit Unrecht die Folgerung ziehen, daß Niebuhr's Urtheil über Dio im Ganzen fast günstiger ausfällt als das unsers Herausgebers.

- 6) P. XXXVII — „les fastidieux compilateurs de l'Histoire Auguste.“ Es sind hier ohne Zweifel die lateinischen gemeint; über welche unter Andern in neuerer Zeit D. Jac. van Lennep, *Disputatio pro Imperatore Gallieno*, Amstelæd. 1848. p. 108 et passim, und ich selbst in einer dem Herrn Gros und Carl Müller unbekannt gebliebenen Abhandlung „Zur Kritik der römischen Kaisergeschichte“ (in den deutschen Schriften Abtheil. IV. 1836. S. 88 ff. und S. 132 ff.) eine strenge Kritik ge-

Hierauf folgt p. XXXVII sq. §. IV. Notice des Manuserits collationés pour

übt habe. Seitdem hat Herr Ed. Dirksen in der Monographie „Die Scriptores Historiae Augustae; Andeutungen zur Textes-Kritik und Auslegung derselben“ Leipz. 1842 diese ganze Classe von Schriftstellern einer in's Einzelne eingehenden gründlichen Behandlung unterworfen.

Dio's Verhältniß zu einer ganzen Reihe griechischer Historiker der Kaisergeschichte hat sich erst in neuester Zeit, besonders durch A. Mai's Ausgaben Vaticanischer Palimpsesten deutlicher herausgestellt, und ich muß zum Schluß dieser Einleitung noch einige Bemerkungen machen: Wie Polybius schon zur Zeit des Freystaats, und so weiter unter der Monarchie, der am meisten von den Römern gefeierte Historiker war, so seit der mittleren Kaiserperiode Dio Cassius. Seine römische Geschichte war eine allgemeine Quelle der Belehrung. Als er daher hochbetagt im 8ten Regierungsjahr des Severus Alexander (229 nach Chr.) den Griffel niedergelegt, so entstand ein allgemeiner Wett-eifer, dieses große Werk zu ergänzen; und griechische Rhetoren, Staats- und Kriegs-Männer, Schriftsteller von sehr ungleichem Werthe, haben es zuerst bis zu Constantin, sodann bis zu Justinian und weiter herab mit sehr verschiedenen Erfolg fortgeführt; denn während einige formell und materiell, obwohl in letzterer Hinsicht für uns auch selbst nicht entbehrlich, jenen Lateinern sich nur zu ähnlich erweisen, kann einer von ihnen, Priscus, in jeder Hinsicht den Dio selbst herausfordern, und ist an Geist, Treue, Weisheit und relativer Reinheit der Schreibart keinem Historiker selbst der besten Zeiten nachzusehen (s. Valois, Gibbon und Niebuhr bey Carl Müller in den *Fragg. Historie. Graecae*. Vol. IV. pag. 69, sqq.). — Von mittlerem Werthe, aber eine genaue Kenntniß der Kaisergeschichte vor Constantin bewundend, erscheint nun der christliche Anonymus unter dem Titel τὰ μετὰ Διόρα in einem Vaticanischen Palimpsest, das der glückliche Finder A. Mai und ich selbst einem Sohannes von Antiochien, Niebuhr aber dem Petrus, Patricius bezulegen geneigt waren, das aber vorläufig wohl namenlos bleiben, jedoch bey aller seiner Lückenhaftigkeit für eine wesentliche Ergänzung der Geschichte von Severus Alexander bis auf Constantin einschließlicb gewürdiget werden muß. (S. meine Schrift zur Kritik der römischen Kaisergeschichte S. 87 ff. und Car. Müller ad *Fragg. Historie. græc.* IV. p. 191—199.)

cette édition, enthaltend eine genaue Angabe des ganzen Inhalts ⁷⁾, einer jeden Handschrift, in welcher Stücke aus dem Geschichtswerke des Dio Cassius vorliegen, und zwar unter folgenden Rubriken:

A. Manuscrits de Dion Cassius.

1. Manuscrits de Florence; 2. — de St. Marc à Venise; 3. — du Vatican; 4. — de Turin; 5. — de Munich ⁸⁾; 6. — de Heidelberg ⁹⁾ p. L — LIII; 7. de Paris; 8. — de Besançon; 9. — de Tours (ou de Peirese. p. LVII — LXXXIV).

P. LXXXV. Valeur comparative de ces manuscrits; utilité de la nouvelle collation. Eine in's Einzelne eingehende kritische Werthbestimmung aller bisher verglichenen Handschriften des Dio, die keinen Auszug gestattet; woraus sich aber das unzweifelhafte Resultat ergibt, welches der Herausgeber mit den Worten einleitet: „En travaillant sur Dion après ces habiles éditeurs Reimar (vielmehr Reimarus, wie auch im 2ten Band geschrieben wird) et Sturz je dus me demander, avant tout, si le texte pouvait s'améliorer encore par les manuscrits: je ne tardai pas à en avoir la certitude; woraus sich denn schon im Voraus und im Allgemeinen ergibt, daß diese Ausgabe von Gros, außer ihren ausgezeichneten exegetisch-historisch-ästhetischen und realen Leistungen aller Art, schon in kritischer Hinsicht nicht

allein nicht überflüssig, sondern in der That ein wahres Bedürfnis war. Man darf nur nachlesen, was der Herausgeber im Einzelnen über die Collationen nachweist, die selbst jenen zwey neuesten Vorgängern zu Gebot gestanden; nicht zu gedenken, daß kein Kritiker vor ihm die Pariser Handschrift Nr. 1690 und die zu Besançon auch nur angesehen hatte, und daß Gros nochmals eine sorgfältige Revision der Handschrift des Peirese, die ihm von Tours nach Paris mitgetheilt worden, unternehmen konnte; wodurch er in den Stand gesetzt war, mehrere Versehen und Auslassungen zu berichtigen, welche selbst dem Henri Valois entgangen waren.

Hiermit verbinde ich sogleich eine Notiz über das Avertissement zu Tome II; welches p. V so beginnt:

„Les Fragments contenus dans ce volume forment trois séries distinctes: 1. les Fragments de Peirese, de F. Orsini et de M. A. Mai; ils se rapportent à ce qui s'est passé depuis l'an de Rome 545 jusqu'à l'an 687; 2. les Fragments trouvés par M. F. Haase dans le manuscrit de la Bibliothèque nationale de Paris, nr. 1397; 3. les Fragments publiés par Bekker dans ses *Anecdota Graeca*, Tome I. p. 117—180, d'après le manuscrit de Paris nr. 345. et quelques extraits tirés de diverses *Léxicographes*, Appendice p. 309 — 343.

Der Herausgeber giebt darauf über die erste Reihe (série) eine ausführliche Erörterung. Bey der zweiten, die F. Haase im Jahre 1839 in einer zu Bonn erschienenen Broschüre: *Cassii Dio-*

aus dem 15ten Saec. theilt der Herausgeber nach Herrn Bibliothekar Hase mit, der sie zu Paris heraus genommen, aber sich nicht erinnert hat, daß ich nachher (1816) theils nach Ensburghs Katalog, theils aus eigener neuer Durchmusterung des Manuscripts selbst, in meinen *Meletemata e disciplina Antiquitatis*, Lips. 1817. p. 98sq. zum Theil vollständigere Notizen davon gegeben habe. Nachher hat Herr Gros von Herrn Kramer in Berlin eine Abschrift aller Excerpte aus Dio Cassius erhalten, deren Titel er vorläufig hier mittheilt. Es sind zerstreute Sätze und Redensarten, aus denen keine bedeutende Varianten gewonnen werden.

7) Was meines Bedünkens doch zu umständlich ist, und unbeschadet des Hauptzweckes doch wohl sehr abgekürzt hätte werden sollen.

8) Drey an der Zahl, mit der Notiz, daß sie ihm, dem Herausgeber, durch Vermittelung des Herrn Ministers Guizot nach Paris gesendet worden, mit Angabe ihres Inhalts und mit einer Probe kritischer Collation, p. XLV—L.

9) Es ist dieß der nunmehr wieder in unserer Universitäts-Bibliothek befindliche Codex Palatinus nr. 129, eine von einem gelehrten Griechen aus einer Menge griechischer Autoren ohne alle Ordnung verfaßte Excerpten-Sammlung hie und da mit Schollen auf den Rändern. Notizen über diese aus 141 Großoctavblättern bestehende, aber am Ende verstümmelte und oft schwerleserliche Papierhandschrift

nis librorum perditorum fragmenta Parisiensia, zum erstenmal publicirt hatte, findet Gros zwar die Annahme des Entdeckers, daß diese Bruchstücke dem Dio Cassius angehörten, höchst wahrscheinlich; weil jedoch volle Gewißheit abgehe, habe er sie in einen Anhang verwiesen; sowie er auch denen der 3ten Reihe in einem andern Anhang ihren Platz gegeben. — Am Schluß (T. II. p. XV.) bemerkt Gros mit Dank, daß unser gelehrter Landsmann Carl Müller nicht allein die Druckbogen dieser Ausgabe revidirt, sondern auch an manchen Stellen den Text corrigirt habe.

Ich kehre zur Introduction des ersten Bandes zurück:

P. XC. B. Manuscrits de Xiphilin.

Hiermit beginnt nun eine eben so genaue Durchmusterung der Handschriften des Xiphilin, worin sich Dionische Excerpte vorfinden. Hieran schließen sich folgende Abschnitte:

§. VI. Editions et traductions de Dion Cassius et de Xiphilin (in den verschiedenen Sprachen, einschließlic der neuesten deutschen, in der Stuttgarter Sammlung 1831—1839. Es folgen:

P. XCIX. B. Editions de differentes parties de Dion Cassius; ferner p. CI. Editions et traductions de Xiphilin. —

Den Beschluß der Einleitung macht:

P. CII sq. Avis sur la présente édition.

Es wird zuvörderst nächst dem Xiphilin auf Zonaras aufmerksam gemacht, der, als zweyter Abkürzer des Dio, von hoher Bedeutung, und von Gros selbst, wie man aus seinen Anmerkungen ersehen werde, gehörig berücksichtigt worden sey. [Wobey es auffällt, den Niebuhr, der dieß doch schon längst und wiederholt eingeschärft hatte, nicht genannt zu finden.] — Sodann wird bemerkt, daß die sämmtlichen Fragmente, einschließlic derer bey A. Mai, vom Herausgeber chronologisch geordnet worden, aber jedes einzelne mit Angabe der Quelle, woraus es gestossen sey. Hiebey bespricht Gros seine Abweichungen von den nächstvorhergehenden Editoren in Betreff der Anordnung und der Titel der einzelnen Bruchstücke und ganzer Parthien;

und beklagt zulezt die üble Beschaffenheit der Texte dieses ersten und zum Theil auch des zweyten Bandes, besonders auch in den Vaticanischen Fragmenten.

Die äußere Einrichtung dieser schönen und auch typographisch trefflich ausgestatteten Edition ist nun diese: Zur linken Hand des Lesers steht der griechische Text, zur rechten des Herausgebers französische Uebersetzung; unter beyden, die kritischen und exegetischen Anmerkungen, und am Schluß des Bandes, unter dem Titel: *Eclaircissements*, die geographischen, historischen und überhaupt sachlichen Erörterungen.

Als Probe wähle ich zuerst den Anfang aus:

Unter dem Titel: *Histoire Romaine de Dion. Fragments des Livres I—XXXVI.*; in der Note 1, p. 3 sagt der Herausgeber; „L'ordre, d'après j'ai classé ces fragments, ne m'a point permis de conserver les numéros qu'ils portent dans l'édition de Reimar, suivie par Sturz et dans celle de M. Mai à Rome 1827, und fügt bey, daß er zur Bequemlichkeit des Lesers bey jedem Fragment auf die Nummer und Seite durch Anfangsbuchstaben hingewiesen habe. *Z. B. R.* = Ausgabe des Reimarus; *A. M.* = des Angelo Mai, und so auch: *Exc. Val.* = *Excerpta Vallesiana*; *Exc. Peir.* = *Excerpta Peiresciana*. [Womit also, füge ich für den deutschen Leser bey, die Ausgaben des Reimarus, des Sturz und die Schäfer-Lauchnitzische (Tom. I. p. 1) den Text des Dio beginnen: *Τοῖσιν, τριτῶν κτλ.* — Das folgt bey Gros erst Tome I. p. 30, unter nr. XIV; und womit Tome II. p. 267, ed Gros schließt, nämlich *Libr. XXXV. 17.*, das steht bey Schäfer-Lauchnitz Tom. I. XIV. p. 103].

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. Juli.

Nro. 6.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

Vorlesungen über die allgemeine Culturgeschichte der Menschheit, gehalten an der Universität zu Olmütz im Jahre 1849 von Dr. J. J. Hanusch. Brünn 1849. IV. 247 S. fl. 8.

Allgemeine Culturgeschichte von Dr. W. Wachsmuth. Erster Theil. Der heidnische Orient, das klassische Alterthum, das Christenthum und das christliche Römerreich, der Islam. Leipzig 1850 XXIV und 598 S. 8.

Die Philologie darf bey Erforschung der Sprachen und Schriften alter Völker das allgemeine Ziel, das sie hat, nicht außer Augen verlieren. Manche specielle Frage, deren Bedeutung dem Laien nicht gleich einleuchtet, mag der Philologe interessant und der genauen Erforschung werth halten; der letzte Zweck der philologischen Forschungen kann aber doch wohl nur der seyn, zu sehen, wie ein Volk seine historische Aufgabe auf den verschiedenen Gebieten des Wissens und des Lebens gelöst habe. Diese letzten Resultate der Philologie werden stets ein allgemeines Interesse erregen, am nächsten aber liegen sie dem Geschichtsforscher. Dieser wird sich theils für die politische Geschichte, theils für die Cultur einzelner Völkerstämme interessieren, welche zu irgend einer Zeit eine Rolle in der Welt gespielt haben. Von noch höherem Interesse ist es aber gewiß zu sehen, wie im Ganzen und Großen Wissenschaft und

Kunst entstanden ist und sich fortgepflanzt hat, wie sie im Geiste einzelner Völker frisch und lebenskräftig entstanden, von andern mechanisch nachgeahmt wurde, bis endlich ein anderes gleichfalls höher begabtes Volk die überkommene Erbschaft nicht bloß annimmt, sondern auf eine geniale Weise zu einem neuen höheren Gute fortbildet. Diesen Gang, dieses bald allmähliche, bald plötzliche Fortschreiten von Wissenschaft und Kunst nachzuweisen, ist die Aufgabe der allgemeinen Culturgeschichte.

Eine allgemeine Culturgeschichte der Menschheit zu schreiben, hat man auch schon früher unternommen, sich aber die Aufgabe, zum Theil aus Unkenntniß des Gegenstandes, ziemlich leicht gemacht. Nur die Beschreibung der griechischen und römischen Cultur verdiente einigermaßen den Namen Geschichte, die übrigen Völker wurden meist mit ungeordneten Notizen aus Reisebeschreibungen abgesunden, und wilde Völkerstämme mit den gebildetsten Völkern der alten Welt auf eine oft seltsame Weise zusammengebracht. In unserer Zeit, wo so manche Gebiete zu vollständigen Zweigen der Philologie angewachsen sind, in welche früher kaum hie und da ein neugieriger Gelehrter einen Blick warf oder die er schon vollkommen bemeistert zu haben glaubte, wenn er die Formenlehre der Sprache nothdürftig verstand, in unserer Zeit also ist diese Aufgabe allerdings eine ernstere, aber auch eine ungleich schwerere geworden. Es ist in der That die schöne Aufgabe, eine allgemeine Culturgeschichte der Menschheit zu schreiben, in unserer Zeit mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß man stets ohne ein Werk

darüber noch gesehen zu haben, vermuthen kann, daß selbe müsse parthienweise mißlungen seyn. Sobald wir nämlich das Gebiet der klassischen Philologie verlassen, so findet sich wohl noch kaum ein anderes Culturgebiet, das so vollständig erforscht wäre, daß man es, ohne selbst Kenner zu seyn, gründlich beurtheilen könnte. Es fehlt fast nirgends an gründlichen Einzelforschungen, aber wie viele für die Culturgeschichte höchst wichtige Parthien sind entweder noch gar nicht näher untersucht oder Quellenkenntniß ist dazu unumgänglich nothwendig. Man könnte einwenden, es handle sich ja bey einer Beschreibung der menschlichen Cultur im Allgemeinen nicht um Einzelheiten, es genüge allgemeine Umriffe zu geben. Dieß ist wahr, aber allgemeine Umriffe werden stets dann am richtigsten gegeben werden, wenn man das Material im Einzelnen möglichst vollständig bemeistert hat. Die Forschung der Einzelheiten endlich macht es uns allein möglich, den Geist und die Anschauungsweise eines Volkes zu begreifen. Dieß ist aber keine der letzten Vorbedingungen für einen Geschichtschreiber. Unsere frühe und langjährige Bekanntheit mit der klassischen Philologie hindert uns wenigstens an den größten Mißgriffen auf diesem Gebiete, auf allen andern sind aber in Folge der Unkenntniß der nationalen Anschauungsweise der Völker von sehr geistreichen Männern oft die unhaltbarsten Ansichten aufgestellt worden.

Wie es sich aber bey den Geschichtsforschern selbst verhält, so auch bey den Lesern. Wer eine allgemeine Culturgeschichte schreibt, wird stets voraussetzen dürfen, daß nur bey dem Theile der Culturgeschichte, der die altklassische Periode behandelt, ein großer Theil seiner Leser im Stande seyn wird zu prüfen, in den andern aber sich auf seine Angaben verlassen muß; es würde also gerathen seyn, gerade die unbekannteren Theile ausführlicher zu behandeln, aber auch die größte Vorsicht anzuwenden in Bezug auf die Quellen, welche man wählt.

Die beyden eben angeführten Werke betrachten wir nun als ehrenwerthe Versuche einer Culturgeschichte, aber auch nur als Versuche, denn die vollkommene Lösung einer solchen Aufgabe hängt, wie bereits oben gesagt, noch von bedeutender Sondernung

und Sichtung des Materials ab, und wird daher noch lange auf sich warten lassen. Nr. 1. ist das kürzere, die Darstellung ist lebendig und das Bestreben unverkennbar, allen Völkern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Quellen jedoch, welche der Verf. zu seinem Werke benützt hat, sind zum Theil nicht die besten, zum Theil sogar schlecht zu nennen, an der Darstellung des Culturganges selbst ist daher gar Manches auszusetzen. Nr. 2. ist ausführlicher, die Quellen besser, aber eben darum treten auch die Mängel des Werkes deutlicher hervor. Nr. 1. kann und wird kaum Anspruch machen, weiter etwas zu seyn als ein Ueberblick, der zum Zwecke sich setzt, zu weiteren Studien anzuregen. Hr. W.'s Buch hingegen will aber offenbar eine Darstellung der Culturgeschichte selbst seyn. Alle die Culturkreise nun, welche das vorliegende Buch umfaßt, in einen einzigen Band zusammenzudrängen, ist in der That keine leichte Aufgabe. Dieß ist es auch, was wir vorzüglich an Hr. W.'s Buche aussetzen möchten, es ist für eine ausführliche Culturgeschichte zu kurz, für einen bloßen Ueberblick viel zu lang. Namentlich finden wir den Orient zu kurz behandelt. Nicht als ob wir deshalb die Schilderung der Culturzustände in Griechenland, Rom, Deutschland ic. verkürzt wünschten, im Gegentheil, es dürfte auch da leicht noch Manches ausführlicher zu geben seyn. Bedenkt man aber, wie oben schon hervorgehoben wurde, wie Wenige den Orient näher kennen, wie wenig also auch mit bloßen Andeutungen genügt ist, so wird man gewiß zugeben, daß derselbe, wenn man ihn überhaupt einmal herbeiziehen will, etwas ausführlicher behandelt werden muß. Man wende uns nicht ein, der Orient sey zu fern liegend, eine allgemeine Culturgeschichte der Menschheit muß alle Culturen genügend darzustellen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Histoire Romaine de Dion Cassius.

(Schluß.)

Und hiermit tritt der entschiedene Vorzug dieser neuen Ausgabe vor allen vorhergehenden gleich zu Anfang in hellem Lichte hervor. Diese beginnen nämlich mit einer antiquarischen Notiz über die Tribus u. s. w., welche Dio erst bey dem Bericht über die romulischen Institutionen einzustreuen veranlaßt war; die Gros'sche dagegen mit dem wirklichen Proömium, wie es von A. Mai aus den Vaticaner Excerpten gewonnen worden. Ueberhaupt ergiebt sich aus der ganzen Anordnung, die durch Hülfе jenes römischen Fundes und eigener Chronologischer Forschung Herr Gros den Texten und Textes-Fragmenten des Dio Cassius gegeben hat, daß wir ihm erst eine Ausgabe dieses großen Geschichtswerkes verdanken, die dem ursprünglichen Organismus desselben sich möglichst nähert; und somit schon allein diese Edition den Gelehrten Europa's unentbehrlich macht.

Das Proömium selbst (p. 2. I. . . *Ἀνέγνωκα κ. τ. λ.* und in der Note: „Exe. Vatic. I. A. M. p. 135. ed. Rom.) lautet in der Uebersetzung so:

P. 3. I. „J'ai lu à peu près tout ce que divers historiens ont écrit sur les Romains; mais je n'ai pas tout inséré dans mon ouvrage: j'ai dû choisir et me borner. Si j'ai fait usage des ornements du style ¹⁰⁾, autant que mon sujet le comportait ¹¹⁾, ce n'est pas une raison pour re-

10) „D'après l'Éditeur de Leipzig: *καλλιπεπημένοις*, au lieu de *καλλιπεπημένοις* donné par M. A. Mai.“ — Es werden Beispiele dieses Ausdrucks aus Platon u. A. gegeben, die, mit andern vermehrt, sich jetzt im Steph. Thes. ed. Didot zusammengestellt finden.

11) *ἔξενέτριψε*: „Mot à ajouter aux lexiques, comme l'a remarqué l'Éditeur de Leipzig“; ist auch jetzt noch dem Stephanus ed. Didot beizufügen sub voc.

voquer en doute ma véracité, comme cela est arrivé à l'égard d'autres écrivains; car je n'ai rien négligé pour unir le mérite du style à l'exactitude historique. Je commencerai mon récit à l'époque où la lumière brille dans les traditions ¹²⁾ qui nous sont parvenues ¹³⁾ sur la terre que nous habitons; je veux dire sur la contrée où Rome a été fondée.“

Um nun auch aus den Eclaircissements eine Probe zu geben, so wird Tome I. p. 333 zu den Worten des Proömium „A l'exactitude historique“ bemerkt: „Divers passages, disséminés dans l'ouvrage de Dion, attestent ses efforts pour arriver à une grande exactitude historique. Je les ai réunis dans cette note; le lecteur me pardonnera, j'espère, la longueur des citations, en considération de leur importance.“ [Im Gegentheil, die Leser werden dafür danken; denn es folgen nun aus vielen Dionischen Büchern die Original-Belege über Anlaß, Vorarbeiten zu diesem Geschichtswerk, wie über Anlage, Inhalt und Geist desselben.]

P. 334. Zu den Worten der Uebersetzung p. 5. „dans les traditions“ gibt der Herausgeber eine belehrende Uebersicht dieser Traditionen selbst bis ins Mittelalter herab, sowie zu Cap. II. eine geographische Erörterung über die Vertlichkeiten des ältesten Italiens, mit Benutzung älterer und neuerer Forschungen auch deutscher Historiker, Niebuhrs, Wachsmuths u. A. — Vergleicht man aber die Texte der zunächst folgenden Abschnitte, so wird man sich augenscheinlich überzeugen, wie Vieles in dieser Ausgabe eine ganz andere Gestalt gewonnen hat.

Da der Raum nicht gestattet, dieß im Einzelnen zu verfolgen, so beschränke ich mich auf zwey Beispiele.

12) „M. A. Mai a rapproché ce debut à celui de Denys d'Hal. A. R. I. 8 *Ἀρχομαι οὖν τῆς ἱστορίας ἀπὸ τῶν παλαιοτάτων μύθων κ. τ. λ.*“

13) Hierzu eine Anmerkung, worin Gros dem A. Mai verpflichtet, daß man nämlich diesen Satz mit *παρ-ελάβομεν* schließen, und *τὴν χώραν ταύτην* zu Cap. II. ziehen solle, wonach Dio's Geschichtswerk mit den Worten *τὴν χώραν ταύτην* angefangen habe.

Nr. VI. p. 8. Gros. Ἐνθα ῥῶν ἢ Χῶνη ἐστὶ, χώριον ἦν πρῶτον λεγόμενῃ Οἰνώτριά, ὅπου ὁ Φιλοκλήτης κατώκησε μετὰ τὴν τῆς Ἰλίου πόρ-θου. Dazu die Anmerkung. Au lieu de Πώμη conservé par H. de Valois, Reimar, Sturz [und Schaefer — Tauchn. p. 5. nr. V.: Ἐνθα ῥῶν ἢ Πώμη ἐστὶ] et que Sebastien a remplacé par Χῶμη, j'adopte la leçon de G. Müller (ad Lycophron vs. 912.) d'après Strabon VI. p. 175 (p. 254. p. 390. Almelov.); worauf denn die weitere kritische geographische Untersuchung folgt ¹⁴). — Sodann vergleiche man p. 8 — 11 dieser Ausgabe, wo unter nr. VII. aus A. Mai's Spicil. Rom. tom. V. p. 464.) ein ganz neuer Artikel (Ἐυανδρος Ἀρκὰς κ. τ. λ.) über die Sage des Arkadiers Evander nach Italien u. s. w. aufgenommen, und mit Recht an dieser Stelle eingeschaltet worden, weil er unstreitig an Dio's Anfang der römischen Geschichte gehört. Man muß dazu die lehrreichen Anmerkungen nachlesen, woselbst noch zwey andere Bruchstücke aus der römischen Urgeschichte mitgetheilt und erläutert werden. Aus derselben folgen noch einige Artikel VIII — XV. p. 10 — 38 über Aeneas, die Künige von Alba — bis auf Numa, wo, mit nr. XX. p. 9 Tauchn., die neuesten Leipziger Ausgaben sich anschließen, woben bemerkenswerth ist, daß Dio jene Sagen in einem noch ausgedehnteren Sinn für wirkliche Geschichte auszugeben scheint als der sonst von ihm so sehr getadelte Cicero, der seinen Scipio mit des Romulus Krieg gegen Alba Longa

14) Ich verweise auf Heyne ad Apollodori Fragg. p. 421 sq., der aber die Lesart χῶνιν statt χῶνην hat; wogegen C. Müller in Historiae. gr. fragg. Vol. I. p. 458 nr. 173. χῶνην. Man vergl. jetzt Niebuhr R. G. I. S. 66 zweyter Ausg. — „Chonia, im Gebiet von Kroton, zeigt, daß allerdings ganz Denotrien außerhalb des Isthmus zum Lande Chonia oder Chone gehörte“ u. s. w., und endlich Pape's Wörterbuch der griech. Eigennamen unter Χῶνη; wie auch G. J. Grotefend in Panl'y's Real-Encycl. II. S. 332 f. unter Chonia, wo auch eine dort gefundene altitalische Inschrift angeführt wird.

sagen läßt, de Republ. II. 3: „ut jam a fabulis ad facta veniamus“ (vergl. meine Anmerk. daselbst, p. 201 Cr. et Moser).

Gleich zunächst mache ich auf ein anderes Vaticaner Fragment (Exc. Vatic. p. 136 ed. Rom.) aufmerksam, welches eine sehr charakteristische Stelle Dio's enthält, die aber erst durch Gros völlig klar geworden ist, dessen Uebersetzung ich daher ganz hierher setze: — p. 24 sq. nr. IX. „Dion dit au sujet des Tyrrhéniens: Je devais placer dans cette partie de mon ouvrage ce que je viens raconter sur ce peuple: je rapporterai de même, dans le moment convenable, tels et tels autres faits qui, amenés par le suit de ma narration, pourront en orner le tissu: Il suffira d'en faire autant par toutes les digressions qui seront nécessaires; car je compose, suivant me moyens, une histoire, complète des Romains: pour les autres peuples, je me bornerai à ce qui aura quelque rapport avec cette histoire“ ¹⁵).

Ich beschliesse diesen Bericht mit dem Wunsche, daß dem Hrn. Gros die Vollendung dieser trefflichen Ausgabe vergönnt seyn möge.

Friedrich Creuzer.

15) Hier hat der Herausgeber aus der trefflichen kritischen Schrift meines ehemaligen Zuhörers: Fr. R. C. Krebs, Lectiones Diodoreae Hadamar. et Weilburg. 1843. p. 136 sq. die Verbesserung καὶ ἄλλο τι statt καὶ ἄλλ' ὅτι mit Recht aufgenommen; sodann aber dessen Uebersetzung in mehreren Punkten berichtigt, und zuletzt statt ἀρκοίντως ἔχοντες des A. Mai ἀρκοίντως ἔχει gesetzt, und die Nachahmung dieser Thucydideischen Redensart nachgewiesen. Auch im Verfolg adoptirt Gros viele gelungene Verbesserungen dieses deutschen Kritikers.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. Juli.

Nro. 7.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Vorlesungen über die allgemeine Culturgeschichte der Menschheit.

Allgemeine Culturgeschichte von Dr. W. Wachsmuth.

(Fortsetzung.)

Dann hat aber der Orient genugsam in die allgemeine und selbst in die europäische Culturgeschichte eingegriffen, er verdient daher nicht bloß eine ausführliche Würdigung, sondern es müssen auch die Beziehungen nachgewiesen werden; in welchen er mit der allgemeinen Cultur gestanden hat. Diesen Entwicklungsgang und diese Beziehungen will nun Referent in den nachfolgenden Blättern in Kürze darlegen, es wird sich daraus dann am besten ergeben, worin er von dem Verf. der vorliegenden Werke abweicht und worin er mit ihnen zusammentrifft. Wir beschränken uns hiebey lediglich auf den Orient und überlassen es Anderen, auf den übrigen Culturgebieten die Verbesserungen beizubringen, welche wesentlich erscheinen.

Wir können uns nur einverstanden erklären mit den Forderungen, welche Hr. W. p. XX seines Werkes aufstellt. Es solle nicht bloß der Stoff der Culturgeschichte in so und so viele Fächer zertheilt; es muß auch der Zusammenhang nachgewiesen werden. Wir sagen: nicht bloß der Zusammenhang, sondern auch die Verschiedenheit, manche Völker trennen sich von anderen, nachdem sie schon einen gewissen Grad von Cultur erreicht haben, und entwickeln sich von da ausgehend selbstständig. Bis-

weilen ist der Zusammenhang nur mittelbar und beschränkt sich auf einzelne Disciplinen, wie z. B. die Araber die Mathematik von den Indern erhalten haben, ohne darum in einem weiteren culturgeschichtlichen Zusammenhange zu stehen. Neben dieser Entwicklung des Ganzen der Cultur bey einzelnen Völkern und in einzelnen Wissenschaften, ist es nun unumgänglich nöthig, die Geschichte der Cultur innerhalb jedes einzelnen Volkes wenigstens in den Grundrissen scharf zu zeichnen. Als eine der Hauptperioden für die Culturgeschichte des Orients sieht Ref. den Zug Alexanders des Großen an. Von jener Zeit an verschwindet die Particularität mehr und mehr, bis zuletzt durch den Islam der Orient ein ziemlich einförmiges Ansehen erhält.

Wir wenden uns nun zur Darstellung der Culturgeschichte der einzelnen Völker. Die bey Hrn. W. ziemlich weitläufig ausgeführten Untersuchungen über die Anfänge der Cultur übergehen wir, da dieselben über alle Geschichte hinaus liegen und daher alle unsere Betrachtungen über den Anfang der Cultur bloße Hypothesen bleiben müssen.

Wenn es irgendwo möglich ist, in die Culturzustände der vorhistorischen Zeit zurückzugehen, so ist dieß bey dem indogermanischen Stamme der Fall. Einen beachtenswerthen Anfang aus den gemeinschaftlichen Bezeichnungen für gewisse Dinge auf den vorhistorischen Culturzustand zurückzuschließen, hat A. Kuhn in Berlin gemacht. Die Linguistik kann auf diese Art erreichen und hat dieß bereits gethan, daß das Volk der Indogermanen bereits in jener alten Zeit, als alle die Völker, die wir jetzt

zu diesem Sprachstamme rechnen, noch zusammen wohnten, einen gewissen Grad der Cultur erlangt hatten. Ueber allen Zweifel erhaben ist, daß in jener Zeit die Familie schon vollkommen gegliedert vorhanden war; Zeugniß davon gibt, daß die Namen nicht nur für Vater, Mutter, Bruder etc., sondern auch für die etwas entfernter stehenden Schwager, Schwiegertochter, Nefse etc. allen Indogermanen fast ohne jede Ausnahme gemein sind. Viele Bezeichnungen einzelner Arten von Vieh gehen durch, selbst über den Begriff des Ackers herrscht noch große Uebereinstimmung, dagegen muß es zweifelhaft bleiben, ob der Begriff des Herrschens und des Königthums den alten Indogermanen schon bekannt war. Einer der ältesten Namen bey den Indern für Herrscher ist gopā d. i. Kuhhirt, andere Sprachen zeigen zwar dem Begriff nach Verwandtes, aber nicht dasselbe Wort. Wann und wie sich diese Indogermanen in die einzelnen Völkerstämme verzweigt haben, wissen wir nicht, so viel läßt sich aber linguistisch gleichfalls nachweisen, daß die Trennung der einzelnen Volksstämme nicht so gleich eine gänzliche war, sondern einzelne Zweige noch länger unter sich in Berührung blieben, nachdem sich die anderen schon losgemacht hatten. Am genauesten läßt sich diese gemeinschaftliche Entwicklung bey den Indern und Persern verfolgen, wo sie fast an die historische Zeit heranreicht, doch auch Perser und Slaven, Griechen und Römer sind zweifelsohne noch lange nach der Trennung in Verbindung gestanden. Hauptsächlich sind es die religiösen Begriffe, welche dieses längere Zusammenwohnen bekrunden. Die Götterbegriffe der Indogermanen in der ältesten Zeit waren gewiß sehr einfach, und bloß der Name der Gottheit als einer glänzenden, leuchtenden erfreut sich einer weiteren Verbreitung (deva, deus, diwas, Ziu und Tyr). Bey einzelnen Volkszweigen finden dagegen nähere Berührungen statt.

Wir haben also gesehen, daß Inder und Perser, selbst nachdem sich die Indogermanen schon in einzelne Stämme verzweigt hatten, noch eine zeitlang beisammen wohnten. Dieß kann weder in Indien noch in Persien gewesen seyn, beyde Völker beken-

nen sich nicht als Autochthonen des Landes, das sie bewohnen, bey den Indern ist dieß sogar noch historisch nachweisbar. Sie deuten vielmehr auf ein Urland im Norden, dort müssen sie sich also noch zusammen entwickelt haben, bis auf den Grad, wie er sich aus ihren Schriften nachweisen läßt. Diese Ausbildung erstreckt sich nicht nur auf die gemeinschaftliche Bildung einzelner Götterbegriffe, sondern auch auf die Gemeinschaftlichkeit einer Anzahl von Heldensagen und selbst von Ceremonien. Auch die Ursache der Trennung der beyden Völker läßt sich noch mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit nachweisen. Es müssen religiöse Zwistigkeiten wenigstens ein Motiv mit gewesen seyn, wie wäre es sonst erklärlich, daß Inder und Perser wechselseitig ihre heiligen Götter zu bösen Geistern machen! Von dieser Zeit an bilden Inder und Perser zwey getrennte Völker. Die Entwicklung des indischen Volkes liegt in einer ziemlichen Reihe von Schriften vor uns. Der Mangel an aller geschichtlichen Literatur ist für die Culturgeschichte weniger empfindlich, als für die politische, denn aus der Literatur selbst gehen die einzelnen Bildungsphasen deutlich genug hervor, wenn man dieselben auch nicht mit Zahlen messen kann. Wir finden die Inder in ihren ältesten Schriften in einem noch ziemlich ursprünglichen, darum aber doch nicht culturlosen Zustande. Dörfer und Städte waren schon bey ihnen bekannt, Viehzucht und Hirtenleben vorherrschend, darum aber der Ackerbau nicht ausgeschlossen. Das Göttersystem ist eine einfache Verehrung der Naturkräfte, ohne ein bestimmtes System, ohne daß man nachweisen könnte, welche der Gottheiten die vorzüglichere sey, die jedesmal angerufene ist die Vornehmste. Damals wohnten die Inder noch im heutigen Penschab, spätere Werke der heiligen Literatur zeigen sie bis an die Sarasnati vorgerückt, das spätere Gesetzbuch des Manu erkennt alles Land nördlich des Bindhyngesbirges als indisch an, südlich wohnen nur reine Barbaren. Bis in den Bindhyn scheint auch in der That der Hauptstrom der indischen Bevölkerung gegangen zu seyn, so weit reichte ihre Menge aus, die eingeborne Bevölkerung zu unterjochen und ihr ihre Sprache aufzudrängen. Südlich vom Bindhyn findet man allerdings auch indische Bildung, aber

ſie iſt ſpäter und auf friedlichem Wege dahin verbreitet worden. Der nordindische Einfluß hat hingereicht, die brahmanischen Sagen dahin zu verbreiten, brahmanische Kunſt und Wiſſenſchaft wird dort getrieben, und die einzelnen culturhiſtoriſchen Gegenſtände mit ſanſkritiſchen Namen benannt, aber die einheimiſchen ſind von den nordindischen Sprachen gänzlich verſchieden, und nur nach Oriſſa und in das Land der Mahratten hat ſich nach Manus Zeit auch ſanſkritiſche Bevölkerung verbreitet.

In Nordindien, beſonders in dem fruchtbaren Lande zwiſchen dem Ganges und der Innuna, begann nun die eigenthümliche Entwicklung des indiſchen Lebens, das ſich zum Theil ſehr verſchieden geſtaltete von dem, was man nach der älteſten Literatur zu hoffen berechtigt war. In den Vedas finden ſich noch keine Kaſten, bloß Stände; dieſe ſchärfer zu ſcheiden erſt im Gegenſatz gegen das unterjochte Volk, dann auch unter ſich, dazu diente die Eroberung Indiens. Früh ſchon begann das Uebergewicht der Brahmanenkaſte, dunkle Sagen ablaſſen und vermuthen, daß ſie nicht ohne blutige Kämpfe mit der Kriegerkaſte die Stellung ſich errangen, welche ſie jetzt einnehmen, ja daß fogar die Kriegerkaſte nahezu ausgerottet wurde. Nachdem ſie dieſen Kampf einmal glücklich beſtanden, errang ſie ſich nicht nur das allgemeiſte Anſehen, ſie wurde auch die excluſivſte Culturträgerin. Die zweite und dritte Kaſte nahmen nur receptiv Theil. Daher entwickelte ſich auch die prieſterliche Literatur in einem beſondern Reichthum; die älteſten uns erhaltenen Schriften nach den Vedas, die ſogenannten Brähmanas und die Kalpaschriften; haben beide das Opferweſen zum Gegenſtande; jene entwickeln das Heilige in der Handlung, erklären die ſymboliſche Deutung der Opfer, letztere umfaſſen die eigentlichen Schriften des Ceremoniells. In den Upaniſchads liegen uns die Anfänge des ſpeculativen Denkens bey den Indern in ſeltner Reinheit und Urprünglichkeit vor. Die Beſtimmung des Alters der indiſchen Bildung hängt ganz von der Anſetzung dieſer ihrer erſten Periode ab. Zahlenangaben darüber fehlen, die aſtronomiſchen Daten, die man lange Zeit hindurch zu haben meinte, erweiſen ſich als

unſicher. Indeß läßt ſich doch mit aller Sicherheit nachweiſen, daß die Vedas nicht ſpäter als in das ſiebente Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung geſetzt werden dürfen; die kurze Zeit, welche man dann der lebenden Sanſkritſprache geben müßte, da ſich ſchon im vierten Jahrhundert vor Chr. die abgeleiteten Dialecte zeigen, läßt aber vermuthen, daß die Vedas früher, etwa 1000 v. Chr. geſetzt werden müſſen. Die religiöſe und philoſophiſche Literatur läßt ſich auch in ihrem ferneren Verlaufe am beſten verfolgen. Aus der Speculation der Upaniſchads entwickelten ſich die verſchiedenen philoſophiſchen Schulen, deren Gehalt in kurzen Aphoriſmen niedergelegt iſt, meiſt orthodox, mit Bezugnahme auf und Anerkennung der Vedas, theilweiſe jedoch auch ſelbſtändig (Sänkhyaſophiſie) ohne Anerkennung des Schriftbeweiſes. Aus der letzt genannten Richtung ging eine Religion hervor, die der gefährlichſte Gegner war, den die Brahmanen nach einmal erlangter Herrſchaft zu bekämpfen hatten. Dieſe war der Buddhismus, deſſen weite Verbreitung und umfangreiche Belehrungen beutlich genug zeigen, wie gut er für Befehrung der Maſſen geeignet war. Gegenüber der Auſchließlichkeit des Brahmanen, der Lehre von der hohen Würde der Brahmanenkaſte, lehrte er die Möglichkeit des höchſten Glückes für alle, die nach den buddhiſtiſchen Geboten thun. Dem Buddhismus liegt ein viel univerſelleres, weniger egoiſtiſches Princip zu Grunde als dem Brahmanismus. Die jeſedemaligen Buddhas und die, welche ihnen am nächſten ſtehen, werden ſtets geſchildert als durchdrungen von der elenden Lage des menſchlichen Geſchlechtes, beſeelt von dem Wunſche ihm zu helfen. Darum ertragen dieſelben alle Pein und Martern, damit dieſer hohe Grad erfüllt werde. Dieſes Mitleid wird auch auf die Thiere übertragen, die ja daſelbe ſeyn können wie die Menſchen, um ihrer ſchlechten Thaten willen in dieſem elenden Zuſtande wiedergeboren ſind. Der Brahmane thut alles aus egoiſtiſchen Principien. Auch er erduldet die größten Selbſtpeinigungen, aber er weiß auch, daß ihm die Frucht derſelben zu Gute kommen muß, daß er es dahin bringen kann, daß Indra und ſein ganzer Götterhimmel vor ihm zittern, und Brahma ihm jeglichen Wunſch gewähren muß. Die Erfolge des Buddhiſ-

mus, der den Brahmanen im Anfange nicht so gefährlich schien, wie später, müssen ungeheuer gewesen seyn. Die ungewohnte Form des Predigens, die allgemeine Gleichheit in der Religion, die keine Kastenunterschiede aufstellte, müssen besonders den niedern Kasten gefallen haben. Dieß diente allerdings dazu, dem Buddhismus eine große Menge von Befennern zuzuführen, war aber auch zugleich der Keim des Verderbens. Die überwiegende Anzahl der Befenner, die aus niederen Kasten eintraten; lähmten die geistige Kraft und hinderten ihn, sich gleichmäßig mit dem Brahmthume fortzuentwickeln; die Verworfenheit und Schlechtigkeit vieler Buddhadiener machten ihn lächerlich und verhaßt und haben gewiß den Brahmanen die gänzliche Ausrottung sehr erleichtert. So konnte es kommen, daß der Buddhismus, nachdem er eine zeitlang große Verbreitung in Indien genossen hatte, spurlos verschwand, daß er nie einen selbstständigen Zweig der Cultur angebahnt, sondern Alles von den Brahmanen überkommen hat, daß endlich sein vornehmstes Verdienst darin besteht, halb wilde, barbarische Völker mit indischer Gesittung bekannt gemacht zu haben.

Bey anderen Culturvölkern pflegen die epischen Gedichte die ältesten Erzeugnisse der Literatur zu seyn, in Indien geht die religiöse Literatur denselben voraus, und die epischen Gedichte sind Tendenzwerke. Allerdings ist die epische Dichtkunst nicht zu Tendenzzwecken erfunden worden, es läßt sich voraussetzen, daß andere, nun verloren gegangene Epen früher vorhanden waren. Es war Sitte der umher ziehenden Brahmanen, bey großen Opserfesten die Ahnen der Könige und ihre Thaten aufzuzählen. Hieraus sind nun die epischen Gedichte entstanden; den durchgehenden Faden in denselben bildet immer eine merkwürdige Begebenheit der Vorzeit. Die Brahmanen haben daran anschließend eine Menge anderer Erzählungen beygefügt, welche anderen Zwecken dienen sollten, und so sind endlich die epischen Gedichte, besonders des Mahābhārata eine Art Encyclopädie geworden, die nach brahmanischer Ansicht alles das enthält, was der zweyten und dritten Kaste zu wissen nöthig war. Keiner als das Mahābhārata hat sich das Māmāyana erhalten, das wohl später

ist, als das erstere und eine historische Begebenheit behandelt, die Cultivirung des Südens durch die nördlichen Inder. In engem Verbande mit den Epen steht die indische Thierfabel, die sehr bald entstanden ist und eine große Verbreitung erfuhr, die Fabeln des Hitopadesa haben ihre Wanderung durch den Orient und Occident gemacht, und daß auch der tausend und einer Nacht ursprünglich indische Erzählungen zu Grunde liegen, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit dargethan worden. Der Form nach schließen sich an die epischen Gedichte auch die Puranas an, gleichfalls populäre Darstellungen indischer Kosmogonie, mythischer Geschichte etc., aber im Interesse einzelner Sekten. Das Drama, das sich in Indien einer hohen Blüthe erfreute, ist ursprünglich aus mimischen Tänzen entstanden, wie schon der Name anzeigt. Die Anfänge der späteren lyrischen Poesie liegen wahrscheinlich in den vedischen Hymnen. Alle drey Gattungen der Poesie, Epik, Lyrik und Drama wurden auch in später Zeit noch angebaut, allein die Rücksicht auf die Form herrschte dann zu sehr vor und die Gedichte werden endlich bloßes Wortgeklingel. — Wie in der schönen Literatur, so nehmen die Inder auch in der Wissenschaft eine hohe Stellung ein. Ihre Fortschritte in der Philosophie haben wir schon erwähnt, bedeutend waren sie auch in der Mathematik, in welcher sie später die Lehrer der Araber wurden. Die Erfindung des Null ist indische Erfindung. Weniger angemacht ist ihre hohe Stellung in der Astronomie, obwohl die neuere Ansicht, daß sie den Zodiacus von den Griechen erst erhalten hätten, nicht haltbar erscheint, so scheinen sie doch denselben nicht selbst verfertigt zu haben. Zweifellos ist der Einfluß griechischer Mittheilungen auf die indische Astrologie; die indische Astronomie ist noch zu wenig erforscht, als daß man darüber ein sicheres Urtheil aussprechen dürfte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. Juli.

Nro. 8.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Vorlesungen über die allgemeine Culturgeschichte der Menschheit.

Allgemeine Culturgeschichte von Dr. W. Wachsmuth.

(Fortsetzung.)

Während diese Literatur sich bildete, war auch die Religion nicht stehen geblieben, sie hatte sich gänzlich umgeformt. Zuerst hatte man das alte systemlose Götterreich der Vedas in ein System gebracht. Bald aber reichte dieß nicht mehr aus, verschiedene Localgottheiten wurden in das indische Pantheon aufgenommen, die Speculation forderte einen vollkommeneren Gottesbegriff als er in den Vedas vorlag. Die Götter der Vedas wurden nun untergeordnete Gottheiten, endlich und absehbar, über sie erheben sich drey Gottheiten: Brahma, Vishnu und Siva, von denen die erste die schaffende, die zweyte die erhaltende, die dritte endlich die zerstörende Kraft der Natur. Noch später wurden alle drey als Manifestationen einer einzigen abstracten Gottheit, des Parabrahma, zusammengefaßt. Zahllos wurden nunmehr die untergeordneten Gottheiten, unschön und schaudererregend ihr Cultus, je später sie entstanden, und je mehr das Volk von seiner ursprünglichen geistigen Größe verlor.

Blicken wir nun auf das iranische Volk, das, wie wir gesehen haben, von derselben Wurzel ausging und eine Zeitlang seine Bildung mit dem indischen gemeinschaftlich förderte, so finden wir dort wesentlich andere Verhältnisse. Indien lag von der ganzen Culturwelt abgesondert, von China

war es durch den hohen Himalaya getrennt, von Westen her führte nur eine gangbare Straße über Cabul, war diese auch überschritten, so waren der Hindernisse noch immer genug, ehe man in das eigentliche Culturland gelangen konnte, wie der Zug Alexanders deutlich genug beweiset. Die indische Bildung war daher eine selbstständige, sie hat sich wohl gegen Osten verbreitet, vom Westen aber höchstens Einzelheiten empfangen. Anders in Persien. Persien lag zwischen zwey Culturvölkern in der Mitte, mit Indien hatte es gewiß Verbindungen, Babylon und Assyrien, die alten Culturstätten des Westens, gehörten zu den Provinzen der persischen Monarchie. Der Sitz des persischen Königsthumes zu Persepolis lag nicht zu weit von diesen Culturstätten weg, die späteren Sasaniden haben ihren Sitz noch näher gelegt. Wir finden deshalb auch schon in der ältesten Zeit Spuren semitischer Einflusses, die Kunst, wie wir sie in Persepolis, Behistun u. s. w. sehen, ist ganz auf den Grundlagen der assyrischen erbaut, die Göttersysteme werden weitere Verwandtschaften nachweisen, wenn einmal die assyrischen Inschriften gelesen sind. Die Götterlehre der Perser bildete sich ganz nach dem Bedürfnisse des Volkes aus. Wie das Leben des Persers ein unruhiges kriegerisches war, beständigen Kampf mit den turanischen Völkern im Norden, so auch die Götter in beständigem Kampf gedacht. Oberster Gott war Ormuzd (nicht Zarvan akarana, wie Hr. W. p. 88 fälschlich behauptet), sein Antagonist Ahriman, ersterer das gute, der zweyte das böse Princip. Der hieraus entstehende Dualismus ist jedoch in sofern nur relativ, als dem Perser gewiß ist, daß zuletzt Ahriman besiegt werden wird. An Dr.

muzd schließen sich seine Minister die Ameseaspenta, an den Ahriman die Daevas an. Die ganze Schöpfung theilt sich in zwey Theile, Dmuzd schafft bloß gute, Ahriman bloß schlechte Geschöpfe, dem Menschen steht es frey zu welcher Partey er sich schlagen will, der Lohn oder die Strafe, die ihn im künftigen Leben trifft, sind die Früchte seiner Wahl. Später scheint das Uebergewicht des einen oder anderen Gottes eingetreten zu seyn, (Mithra) die Mylitta haben die Perser nach Herodots Zeugnisse aus dem Cultus der Assyrer und Araber angenommen, also auch Beymischung semitischer Elemente. Ob auch die jedenfalls spätere, und kaum je zu allgemeiner Geltung gekommene Lehre von der unendlichen Zeit, die man neuerlich mit dem babylonischen Bel zu identificiren versucht hat, zu den semitischen Elementen gehöre, müssen wir bis jetzt noch dahin gestellt seyn lassen. Bestimmte semitischen Ursprungs ist die Schrift, auch die Keilschrift. Die persische Religion hatte gewiß auch in ihrer älteren Periode mehrfache Phasen, welche sich zum Theil bey einer genaueren Erforschung ihrer Religionschriften noch zeigen werden.

Die politische Geschichte des alten Persien ist zu bekannt, als daß es sich verlohnte, dieselbe ausführlich zu beschreiben. Vieles ist indeß auch hier durch die neueren Forschungen geändert und berichtigt worden. Die Zweifel, welche bey dem Bekanntwerden der orientalischen Historiker über altpersische Geschichte im vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts vielfach ein Gelehrter theilte, welcher von beyden Berichten wohl der richtige seyn möge, der orientalische oder der des Herodot, sind jetzt gründlich zerstreut. Die Keilschriften haben die Berichte Herodots theils bestätigt, theils ergänzt, Niemand zweifelt nun mehr an der Richtigkeit der griechischen Berichte. Aber auch den orientalischen Berichten ist ihr gutes Recht geworden, es zeigt sich, daß nicht etwa der Versuch einer Vereinigung von beyderley Berichten das Rechte ist, wie dieß vielfach, aber immer vergeblich versucht wurde, sondern daß die orientalischen Nachrichten Sagen Geschichte sind, deren älterer Theil aber da endigt, wo die Geschichte der Griechen anfängt. Die Erzählungen, welche sich bey den späteren Persern über Alexander finden, sind

weiter nichts als eine Uebertragung der griechischen Sagen über Alexander, die ihren Weg auch nach Persien fanden und dort als wahre Geschichte geglaubt wurden. — Die Staatsverfassung in ihren Umrissen ist gleichfalls bekannt genug. Schon im Avesta kommen drey bestimmt gesonderte Stände vor, dieselben wie die drey obersten Kasten bey den Indem; ein sibirisches Kastenwesen ist jedoch bey den Persern nie heimisch geworden. Einen völlig veränderten Gang nahm die persische Cultur in einer spätern Periode, wie wir unten genauer untersuchen wollen.

Einen von dem indogermanischen, in Einrichtungen und Anschauungen grundverschiedenen, unter sich selbst aber ebenso enge verbundenen Volksstamm finden wir westlich von Indien und Persien in den Samiten. An Alter und Cultur vermag dieser Stamm mit dem indogermanischen zu wetteifern, aber ein unglückliches Gestirn hat über den Culturdenkmalen der älteren semitischen Zeit gewaltet, so daß wir ihre Cultur in der älteren Zeit nicht in der Vollständigkeit verfolgen können, wie die indogermanische. Vieles vermögen indeß künftige Studien noch an das Licht zu bringen. Noch hat es niemand versucht eine Abhandlung über die älteste Geschichte der semitischen Völker in der Weise zu schreiben, wie wir sie oben von Kuhn über die indogermanischen Völker angeführt haben, obwohl ein solcher Versuch gewiß nicht ohne Früchte bleiben würde, da die einzelnen semitischen Sprachen noch inniger unter sich zusammenhängen als die indogermanischen. Als ein Ergebnis der neuesten Forschungen, das sicher wäre, kann man wohl die weite Verbreitung des semitischen Stammes gegen Westen in alter, vorhistorischer Zeit bezeichnen, die Herrschaft des semitischen Hyksos in Aegypten und nach ihrer Vertreibung die Vertheilung derselben auf die Inseln des mittelländischen Meeres, wo die Namen Kreter, Karer u. sicher semitischen Ursprung verrathen. Leider sind die Culturen der ältesten Semiten, namentlich der Babylonier und Phönicier, bis auf wenige Ueberreste verloren, selbst die Beschreibungen ihrer Zustände von Griechen größtentheils zu Grunde gegangen. Das jüdische Volk nahm frühe eine eigenthümliche Richtung, bey den

übrigen Semiten scheint die Religion vielfach gleich gewesen zu seyn. Das Bild der alten semitischen Religion, wie wir es uns aus den einzelnen erhaltenen Notizen zusammensetzen können, ist ein sehr wenig ursprüngliches und läßt vermuthen, daß dieselbe mehrere Perioden gehabt haben müsse, in die wir sie aber jetzt nicht mehr zerlegen können. Die Assyrer, an den Grenzen des semitischen und indogermanischen Stammes wohnend, sind theils zu diesem theils zu jenem gezogen worden, für jede der beyden Ansichten ließ sich etwas anführen, genauere Nachrichten mangelten gänzlich. Die neuere Forschung neigt sich überwiegend zu der Ansicht hin, daß sie Semiten waren, nur die Religion, die, so weit man aus den Bilderweyken schließen kann, mit der altperischen mehr verwandt ist, macht einige Schwierigkeit; die Entzifferung der assyrischen Inschriften wird darüber nähere Kunde bringen, bis jetzt können wir nur sehen, daß die äußerliche Cultur eine große, und ihre Geschichte eine viel längere ist, als man nach den dürftigen Notizen die uns erhalten sind, hätte vermuthen sollen. — Der arabischen Stammesfagen sind mancherley, manche derselben mag von ziemlichem Alter seyn, bey dem großen Mangel an chronologischen Anhaltspunkten für die ältere Zeit wird es kaum möglich seyn, eine genügende Geschichte Arabiens zu schreiben, bis die arabischen Inschriften bekannt und entziffert sind, von denen Arnaud bey seinen Reisen in Arabien Kunde und theilweise Abschriften mitgebracht hat.

China bildet vollkommen eine Welt für sich, wir würden dieses Reich in einer Culturgeschichte am liebsten an den Anfang der Orientalen gestellt sehen, einmal weil dasselbe doch vermöge des Alters, seiner Cultur und Geschichte einen vorgerückten Rang einnimmt, dann aber auch, weil es nicht in den allgemeinen Gang der Cultur eingreift und seine Entwicklung in keiner Periode von außen bedingt wird. China war bey seiner Culturentwicklung lediglich auf sich selbst beschränkt, ein Blick auf die Karte erklärt dieß hinlänglich. Von der übrigen orientalischen Culturwelt trennten es Meere und unwegsame Steppen, die umliegenden Länder besetzten Barbaren, viel bedürftiger Cultur zu empfangen, als im Stande sie zu geben. Die Kämpfe mit den im

Norden wohnenden tartarischen Völkerschaften bilden den Anhaltspunkt der ganzen chinesischen Geschichte. Der un kriegerische Charakter der Chinesen bewährt sich dabey im vollsten Maße, sie suchen viel lieber durch listige Unterhandlungen ihre Feinde zu hintergehen als dieselben zu besiegen. Nicht immer vermögen sie dieß, von Zeit zu Zeit brachen kräftige, gut geführte Nomadenstämme aus dem Norden in China ein und eroberten dann das ganze Reich mit nicht zu großen Schwierigkeiten. Im Lande selbst nahmen sie alle die chinesische Bildung an und verweichlichten nach und nach, worauf sie dann von den Chinesen oder von einem neuen Nomadenstamme unterjocht und vertrieben wurden. Niemals aber haben die Chinesen ihre nördlichen Nachbarn, die außer ihrem Gebiete wohnten, civilisiren können, diesen Dienst erzeugte ihnen der indische Buddhismus, seitdem die Mongolen und Kalmlücken sich zum Buddhismus bekehrt haben, haben diese immerwährenden Einfälle aufgehört. Es kann nicht unsere Absicht seyn, hier einen Abriss der persischen Cultur zu geben; diese ist unbezweifelt alt, überall aber wird man finden, daß die Chinesen auf halbem Wege stehen geblieben sind und sich lieber mit halb genügenden Erfindungen begnügten, als daß sie sich die Mühe nahmen das Fehlende zu ergänzen. Von der auswärtigen Culturentwicklung hat bloß der Buddhismus in China bleibend Wurzel gefaßt und dieser hat sich den chinesischen Verhältnissen so anzuschmiegen gewußt, daß er gar nicht mehr als etwas Fremdartiges empfunden wird.

Es ist ein bekannter Satz, daß der wesentliche Unterschied der älteren von der mittleren und neueren Zeit darin liege, daß in den letzteren Zeiträumen die nationale Beschränktheit der ersteren aufgehoben wurde. In der alten Zeit dachte jedes Volk nur an sich; der Perser, Inder, Hellene zc. hatte seine Götter und überhaupt seine ganze Bildung und Entwicklung nur für sich allein, auf alle anderen Völker außer sich selbst sah er als auf unreine Barbaren vornehm herab. Zur Zeit, als Alexander der Große austrat, hatten alle diese Einzelculturen die Entwicklung durchlebt, die sie auf diesem beschränkten Standpunkte gewinnen konnten, und allgemein war die Sehnsucht nach etwas Universellem besonders auf

religiösem Gebiete. Das Verdienst, diesem mehr universellen Standpunkte den Weg gebahnt zu haben, gebührt Alexander dem Großen, dessen Zug ebenso wohl eine wissenschaftliche Expedition als ein Eroberungszug genannt werden kann. Der Austausch der Ideen war ein gegenseitiger. Die Griechen lernten in den Pflanzstädten die orientalische Bildung kennen und eigneten sich das an, was ihnen tauglich schien; es ist wohl schwerlich eine ganz leere Sage, wenn behauptet wird, daß Alexander diejenigen von den persischen Schriften, welche der Beachtung werth schienen, ins Griechische habe übersetzen lassen. Durch die Rücksichtnahme der griechischen Philosophen auf die Mythologien und Philosopheme des Morgenlandes war dieser Standpunkt ohnedieß bey den Griechen bereits angebahnt. Die Orientalen wurden durch die Nähe der Griechen gleichfalls mit griechischer Literatur bekannt und scheinen vornehmlich an griechischer Philosophie und Medicin Geschmack gefunden zu haben. So erwuchs der Neuplatonismus, so die verschiedenen Versuche, Religionen zu bilden, die unter dem Namen Geoslicismus, Manichäismus u. s. w. bey uns bekannt sind. Indien sandte damals die buddhistischen Missionen aus, das Land westlich vom Indus war größtentheils buddhistisch; nach chinesischen Berichten ist der Buddhismus sogar bis nach Taberistan vorgedrungen. Alle diese Eroberungen wurden zwar später wieder an den Islam verloren, aber in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten waren sie keineswegs unbedeutend, und buddhistische Elemente sind in den einzelnen gnostischen Sekten nachgewiesen worden.

Nachdem das ägyptische und syrische Reich unter den Lagiden und Ptolemäern die hellenische Bildung, soweit der Orient fähig war sie zu begreifen, gründlich zugänglich gemacht hatte, zerfielen sie, und die orientalische Nationalität kam wieder zur Geltung. Aber wie verschieden war diese von der früheren! Die christliche Bildung wendete sich vornehmlich dem Occidente zu und wurde dadurch dem Oriente fremdartiger, deswegen ist aber ihr Einfluß auf den letzteren keineswegs gering anzuschlagen. In Syrien war zwar die syrische Sprache, ein semitischer Dialect, wieder zur Geltung gekommen, aber die syrische Literatur war mit der

christlichen des Abendlandes auf das innigste verwandt. Die Syrer waren vertraut mit griechischer Philosophie und Medicin, ihre hohen Schulen wurden von den Persern besucht. Die Perser selbst hatten wieder ihr Reich, ausgerichtet auf nationaler Grundlage, allein die altpersische Religion, obwohl in ihre alten Rechte wieder eingesetzt, wollte keine neuen Blüten treiben. Das Hauptverdienst der persischen Theologie in diesem Zeitraume besteht im Sammeln und Erhalten der früheren Denkmale, in der Tradition des Sinnes und Wortlautes derselben. Trotz alles Fanatismus einer Anzahl Altgläubiger wollte der alte Geist nicht mehr kommen; griechische Philosophie und nestorianisches Christenthum hatte große Fortschritte in Persien gemacht, und als im Abendlande Kaiser Theodosius das Heidenthum förmlich aufhob, wanderten die letzten neuplatonischen Philosophen an den Hof des persischen Königs.

Alle diese Bestrebungen syrischer und persischer Gelehrsamkeit wurde durch den Islam verwischt. Aber diese Verwischung ist nur eine scheinbare. Die Araber waren ein frisches, lebenskräftiges Volk, die Religion welche ihnen Muhammed gelehrt hatte, paßte für sie und begeisterte sie, aber auch nur sie allein. Sie verdanken die Schnelligkeit der Verbreitung ihrer Religion theils dem Umstande, daß die persische Religion (wie auch die ägyptische) eine dahinsterbende war, theils der festen Begründung ihrer weltlichen Herrschaft. Religionswechsel wurde von den Unterworfenen anfangs nicht gefordert, bloß Anerkennung der islamischen Oberherrschaft und eine bestimmte Steuer. Die Bewohner der alten Reiche, deren Glaube an die alten Religionen wohl bedeutend gelockert war, giengen schon aus äußeren Gründen gerne zur Religion der Machthaber über, um an den weltlichen Vortheilen Theil nehmen zu können.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. Juli.

Nro. 9.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Picturesque Sketches of Greece and Turkey.
By Aubrey de Vere. In two Volumes.
London 1850.

Eine Anzeige des höchst anziehenden und munteren Reiseberichtes, welchen wir hier vor uns liegen haben, wird sich am besten so machen, daß wir den Verfasser selber sprechen lassen. Wir können dieses freylich hier nur mit einzelnen Parthien des zweybändigen Buches thun, dieses ist jedoch so reich an dem, was sein Titel als „malerische Schilderungen“ bezeichnet, daß wir ohne besondere Auswahl nur da oder dort eine Stelle hervorheben dürfen, um den Leser zur Genüge mit dem Reisenden durch einen der schönsten Theile unsrer kleinen Heimathwelt und mit seinen Anschauungen dieser Welt bekannt zu machen.

In Ancona war noch (gegen Ende des Januars) Winter gewesen, in Corfu bereits andbrechender Frühling; eine warme Lust aus Süden gab selbst der Nacht eine Milde, wie sie bey uns nur die schönsten Mainächte haben. Unser Reisender befand sich, als man am Abend spät von Santa Maura hinwegfuhr, ganz allein auf dem Verdeck, um hier den halbvollen Mond, der schon tief am Horizont stand, ins Meer tauchen zu sehen. „Das ist Sappho's Sprung,“ rief ihm der griechische Steuermann zu, indem er auf den weißen Felsen hindeutete, den der Mond mit einem seiner letzten Strahlen beschien. Der Reisende wendete sich hin nach diesem Felsenvorsprung von Leukadia, an welchem für sich sel-

ber nichts Andres zu sehen ist als an tausend andren ähnlichen Küstenseilen, wenn sie der unter sinkende Mond beleuchtet und die Meereswoge an ihrem Fuße sich bricht. Aber auf Leukadiens Felsen fällt noch ein andres Licht, das nicht so wie das des Mondes im Meere versinken oder seine Gestalt wechseln kann. Freylich gleicht dasselbe auch nur einem Strahl des Mondes, der über das wogende Meer hinschwankt. Ob Sapphos Ruhm, als der gepriesensten Dichterin des Alterthums, ein verdienter war, oder nicht, das können uns die wenigen Klänge nicht sagen, die von ihrem Lied der Liebe bis zu uns noch herüber tönen. Wir aber, auf unsrer Wanderung durch Zeit und Raum, durch eine Welt, die halb der historischen Erfahrung, halb dem Traume angehört, thun am besten, wenn wir solche Erinnerungszeichen, wie hier das Felsengestein von Leukadia eines ist, nicht mit grübelnder Zweifelsucht oder aus allzu scharf prüfender Nähe, sondern aus gewisser Ferne und gleichsam im Mondenschein betrachten.

In der engen Bai von Kephalonia findet sich zwar kein Anlaß zum kritischen Bedenken für den Forscher des Alterthums, wohl aber mancherley Bedenkenswerthes für den Forscher der Natur. Ein solches ist der Wasserstrom, der entlang dem Ufer auf seinem etwa 50 Yards langen Laufe eine Mühle treibt, dann in eine nur 20 Schritte von der See abgelegene Höhle sich hineinstürzt, ohne daß man errathen kann, wohin sein weiterer Weg durch die Tiefe sich windet und wo er sein Ende nimmt.

Was es übrigens heiße, immer gleichmüthig zu bleiben und sich von allem Bedenken und Staunen, sey

es über den Sprung der Sappho oder des Wassers in die Tiefe zu verwahren, das konnte unser Reisender jetzt in dem englischen Dampfboot sehen, auf welchem er von Zante nach Patras fuhr. Der Contrast war ungeheuer, zwischen der bisherigen Umgebung auf den griechischen Fahrzeugen und der auf dem englischen Dampfboot. Dort ein Volk, neben dessen Lebendigkeit selbst die Leichtigkeit der französischen Manieren wie schläfriges Wesen erscheint: die Griechen, bald in lautem, munterem Geschwäg, bald singend, bald in behaglicher ungenirter Ruhe, bald in schneller Bewegung; in einem Gewand, dem das Ausbessern mit der Nadel eben so noth gethan hätte als das Reinigen mit der Bürste; hier die englischen Gentlemans mit ihren Hüten, so glatt gebürstet, daß der Wind des ägäischen Meeres spurlos an ihnen vorüber fuhr, in den geschmackvollen Balidos und glänzend gewicksten Stiefeln, auf welche mehrere von ihnen mit größerem Wohlgefallen hinschauten, als sie es wohl auf den Felsen von Leukadia gethan hätten. Das ist die rechte Kraft der Haltung, die ächte *vis inertiae*. Hätte ein Wallfisch sich neben dem Boot erhoben und seinen Schaum den Gentlemans ins Angesicht gespieen, sie hätten das entweder schweigend hingenommen oder nur die Bemerkung gemacht, daß es gegen den guten Geschmack sey. „Sind Sie,“ fragte unser Reisender den einen von ihnen, „auch an dem Leukadischen Felsen vorbeigekommen?“ „Ja,“ antwortete derselbe, man hat mir gesagt, daß sich dort ein Unglücksfall zugetragen habe.“ In der That, in der Alterthumskunde waren diese Herren nicht sehr bewandert, desto mehr und ehrenvoller in einer andern Kunde: in dem Verstehen so wie in der Ausübung jener alten und immer neuen Grundsätze, darin die Pflicht und die Ehre eines Engländers von altem Schlage wurzelt und gedeiht.

Die Landreise von Patras nach Korinth machte der Verfasser zu Pferde im schützenden Geleite eines stattlichen, jungen Albanesen, Namens Elias, der desselben Weges zog und der sich ihm und einem andern Engländer, welcher zufällig in derselben Reise-Abticht hier war, selbst dazu erboten hatte. Jenseits der Gegend des alten Sicyon, in einem Engpaß, nicht fern von der Küste, begegnete die

Reisegesellschaft einer Truppe bewaffneter Männer von höchst verdächtigem Aussehen. Der Albanese ritt sogleich zu dem Vornehmsten unter ihnen, einem kräftig gestalteten Manne, hin und sprach mit ihm; die Reisenden ritten indeß in der eingeschlagenen Richtung weiter. Als der Albanese nachkam, fragte ihn unser Reisender: „was habt Ihr mit dem Manne verhandelt?“ — „Ich habe ihm bloß etwas Geld zu Schießpulver gegeben,“ antwortete Elias. — „Und wer war der Mann?“ — „Er ist ein guter Bekannter von mir seit vielen Jahren, seinem Gewerbe nach ein Räuber.“ „Ein Räuber,“ fragte der Reisende, „wie steht es da mit unserer Sicherheit?“ „Es steht alles gut,“ antwortete der Führer, „alle meine Freunde dürfen sicher seyn, ich bin so gut wie eine Armee, wie eine Flotte.“ — Als unser Engländer noch immer nicht aufhörte, allershand Bedenlichkeiten zu äußern, sprang Elias im Eifer von seinem Pferde herunter und fragte ihn: „Wie viel Franken, wie viel Denari habt Ihr hier in eurem Nachtsacke?“ „Gegen 50 Pfund an Werth,“ sprach der Reisende. Hierauf versicherte der andre, daß die Kleider allein, die er in seiner Kiste mit sich führe, 100 Pfund werth seyen, man solle deshalb nicht meinen, daß er so thöricht seyn werde, ein solch kostbares Eigenthum in Räuberhände kommen zu lassen.

Der Mann, wie sich später zeigte, hatte in diesem Bericht nichts übertrieben. Er trug sich schon an gewöhnlichen Tagen und auf der Reise sehr zierlich gepuht, an Festtagen aber war er ganz ungewöhnlich prachtvoll gekleidet, denn all seinen guten Verdienst verwendete er nur auf Kleiderstaat und Schmuck. Darum galt ihm auch seine Kiste mit den schönen Sachen so viel, daß er beynähe ihr zu Liebe zum Mörder eines unschuldigen Mauleseltreibers geworden wäre. Dieser wollte nämlich für sich und die ganze Gesellschaft den kürzern Weg durch einen angelaufenen Gebirgsbach versuchen und ritt mit seinem Thiere voran ins Wasser. Unglücklicher Weise hatte er aber die Kiste des Albanesen geladen. Als dieser die feste Abticht des Seltreibers bemerkte, donnerte er ihm den Befehl zu, er solle halten, und drohte zugleich mit dem Pistol in der Hand

ihn zu erschließen, wenn er nicht umlenkte. Der Andre kehrte sogleich wieder um und als unser Reisender den Albanesen fragte, ob ihm die Drohung Ernst gewesen sey? antwortete dieser: „und warum nicht das? Ich hätte den Kerl ohne weiters erschossen; seinen Leichnam hätte der nahe Bach mit sich hinein ins nahe Meer geführt, und wer hätte da darnach gefragt?“

Unser Reisender zeichnet sich vor vielen andren durch seine vertrautere Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum, vorzugsweise aber durch seine Liebe und Verehrung gegen die Heroen des alten Griechenlandes aus, welche mächtig waren durch Stärke des Geistes oder des Armes. Er spricht mit Einsicht und mit lebendiger Beredsamkeit seiner Liebe von den Kunstwerken Griechenlands und namentlich Athens; in seiner Vorliebe für die alten Griechen veräußert er es aber auch nicht die neuen, jetzigen, theilnehmend zu beachten. Nicht die geistigen Gaben allein, welche noch immer, wenn auch nur ein wenig gebrauchtes und noch weniger ausgebildetes Gemeingut des historisch bedeutungsvollen Volkes sind, sondern auch die leibliche Heldenkraft und idealische Schönheit der menschlichen Form, deren Zügen er öfters begegnete, zogen seine regeste Aufmerksamkeit an. Schon der Albanese Elias, mit all seiner Eitelkeit und Prahlucht, galt in seinen Augen als ein Mann, der, wenn ein andrer, mächtigerer Geist über ihn käme, wohl der tapfere Kampfgenosse eines neuen Leonidas werden könnte. Auf dem weitem Verlaufe seiner Reise über den Boden des alten Griechenlandes lernte er aber noch andre Männer kennen, die ihn mehr als der Halbgriechen an die homerischen Helden vor Troja erinnerten.

Einem solchen, der als Führer seiner Schaaren in mancher Schlacht den Türken furchtbar gewesen war, wurde er in Athen vorgestellt. Es war ein wahrhaft majestätisch gestalteter Mann, von wenigstens 6 Fuß 3 Zoll Länge; hätte nicht in seinem Angesicht, wie in dem seiner Landsleute von gleichem Stande, ein gewisser Zug von Wildheit den Eindruck gestört, den die wahrhaft schöne, edle Bildung desselben machte; wäre das harmonische Verhältniß des oberen Körpers zu dem untern nicht durch die fatale

Sitte des weibischen Zusammenschnürens entstellt gewesen, er hätte einem Phidias als Musterbild für die Statue eines Halbgottes dienen können. Der tapfere Kriegsmann schüttelte dem Fremden, der ihm vorgestellt wurde, herzlich und herzlich die Hand, dieser in der Sitte seiner Heimath erwiderte den Gruß mit einer tiefen Verbeugung. Wie ganz anders nimmt sich neben einem solchen majestätisch aufrecht stehenden Helden die gebeugte Figur eines gebildeten Bewohners der westeuropäischen Länder aus. Wie ganz anders weiß sogar jener seine zartesten Empfindungen auszudrücken als dieser. Eben dieser Kriegsmann, mit welchem hier unser Reisender seine Complimente wechselte, hatte wenig Tage vorher in einer Gesellschaft eine Dame getroffen, deren außerordentliche Schönheit einen tiefen Eindruck auf ihn machte.

(Fortsetzung folgt.)

Vorlesungen über die allgemeine Culturgeschichte der Menschheit.

Allgemeine Culturgeschichte von Dr. W. Wachsmuth.

(Schluß.)

Sie kamen nicht leer, sie brachten dem Is-lam erst die wissenschaftliche Begründung, die ihm vorher gänzlich fehlte. Auch muß man nicht glauben, daß der Is-lam plötzlich und bald nach der Eroberung der Länder allgemeine Staatsreligion geworden sey, weil die moslemischen Geschichtschreiber, die nur für ihre Glaubensgenossen Augen hatten (wie auch in der That alle historische Bedeutung allein in ihnen lag), nichts mehr von den alten Religionen sagen. Der Uebergang hat gewiß mehrere Jahrhunderte gedauert, und als er endlich vollendet war, nahmen die Araber die Wissenschaften da auf, wo sie ihre Vorfahren gelassen hatten. Perser begründeten arabische Theologie und Grammatik, die Syrer machten auch sie mit Aristoteles, Galen und Hippokrates bekannt. Indische Astronomen und Aerzte kamen an den Hof Mansurs und Harun al

Raschid's Werke über indische Astronomie, Mathematik und Arzneykunde wurden ins Arabische übersetzt. Die Araber waren aber keine talentlosen Schüler, sie bildeten die einzelnen Wissenschaftszweige um wie sie es bedurften, und schufen auch selbstständige Werke von großer Bedeutung. Die natürliche Anlage der Araber zur Poesie, die sie schon vor ihrer Bekehrung zum Islam mit Liebe gepflegt hatten, gieng auch jetzt nicht unter, sondern wurde bloß verfeinert. Eng an die arabische Literatur schloß sich die neupersische an; was die wissenschaftliche Literatur betrifft nur sprachlich von der arabischen verschieden, der innere Gehalt war ganz derselbe. Auf dem Gebiete der schönen Literatur hatten die Perser die epische Dichtkunst vor den Arabern voraus, in dieser Gattung haben sich die Araber nie versucht, während persische Epiker wie Firdosi, Nisami, Deschami u. A. eine Zierde der persischen Literatur sind. Auf persischem Boden erwuchs auch die orientalische Mystik, vielfach dazu benützt, den Mangel an Rechtgläubigkeit zu verdecken. Selbst die persischen Mystiker der früheren Zeit konnten nicht streng rechtgläubig seyn, sie halfen sich durch freye allegorische Erklärung des Korans und äußerliche Unbequemung an moslemische Sitten. Eine späte Blüthe fand diese Mystik noch in Indien und hier fand sie es weniger nöthig, die orthodoxe Hülle um sich zu werfen. Indien wurde durch den Zug Mahmuds von Ghazna in den Bereich moslemischer Bildung gezogen; die früheren Versuche des noch ungetrennten Chalifenreiches hatten auf das eigentliche Indien keinen Einfluß üben können, wegen der zu weiten Entfernung. Nachdem aber in der Nähe von Indien selbst mächtige muhammedanische Staaten entstanden, konnte Indien ihren ungestümen Einbrüchen nicht lange widerstehen. Es entstanden selbstständige moslemische Reiche in Indien, die diesem Lande viel mehr Unglück als Glück gebracht haben. In culturhistorischer Beziehung ist nur richtig, daß die ursprünglich so weit abstehenden Literaturen des Landes anfangen sich zu verschmelzen, namentlich war dieß der Fall zur Zeit des Kaisers Akbar († 1605.) Man fieng an indische Werke wie die Upanishads, das Mahābhārata, Bhagavetparāna u. A. m. ins

Neupersische zu übersetzen, woben sich der Bruder des Ministers von Akbar, des bekannten Abul fazl, ein gewisser Feizi, auszeichnete. Feizi war selbst Dichter und Schwiegersohn eines Brahmanen, der ihn in die Sanskritliteratur einweihte; er hat die Geschichte von Nala und Damajanti neupersisch bearbeitet. Vornehmlich aber zog die persischen Mystiker die Bedāuta-Philosophie an, die, wie sie fanden, mit ihren Speculationen einerley Ziel hatte. Es entstand um diese Zeit in Indien eine Sucht neue Religionen zu stiften, welche an die ersten nachchristlichen Jahrhunderte erinnert, und die auch aus denselben Grundlagen hervorgegangen ist. Im inneren Gehalt unterschieden sich alle diese Religionen wenig von einander, wohl aber in der äußeren Form, je nachdem der Hinduismus oder Parsismus, oder Muhammedanismus das vornehmste Element war. Alle diese Religionen sind spurlos wieder verschwunden, nur eine, die der Sikhs hat sich erhalten, aber bloß durch Abirung von dem ursprünglichen Principe der Toleranz, durch den Fanatismus gegen die Muhammedaner.

Es ist nicht unsere Absicht gewesen in dieser Anzeige den hier in Umrissen gezeichneten Gegenstand zu erschöpfen. Vieles und Wichtiges fehlt noch, das wir in einer ausführlichen Darstellung nicht weglassen dürften. Hier hat es sich vornehmlich darum gehandelt, die Beziehungen des Orients unter sich darzustellen, eine zweyte noch wichtigere Aufgabe der Culturgeschichte, die Darstellung der Beziehungen des Orients zum Abendlande, können wir Anderen überlassen, da dieselben allgemeiner bekannt sind.

Fr. Spiegel.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. Juli.

Nro. 10.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Picturesque Sketches of Greece and Turkey.

(Fortsetzung.)

Er wollte ihr seine Verehrung bezeugen. Wie fieng er dieß an? Ein Franzos hätte der Dame Artigkeiten, wenigstens über ihren geschmackvollen Anzug gesagt; ein Italiener von seinen Empfindungen gesprochen, der Spanier hätte einen eifersüchtigen Blick auf die wirklichen oder vermeintlichen Nebenbuhler gerichtet, der Engländer hätte sich zwischen das Kamin und der schönen Dame hingestellt, und sie mit einem Gespräch über politische Angelegenheiten oder über den Ertrag seiner Renten unterhalten. Der Held aber, aus der Schule der griechischen Befreiungskämpfe, zog sein Schwert aus der Scheide, bezeugte es der Dame, daß er mit dieser guten Klinge 35 Türken das Haupt vom Rumpfe gehauen habe und legte dann die Waffe ehrfurchtsvoll ihr zu Füßen. Der griechische Kriegsmann spricht bey solcher Gelegenheit nicht von seinem Herzen, er scheint es kaum zu wissen, sagt es nicht mit Worten, sondern mit der That, daß er eines hat. Er kennt seine Abkunft von einem alt- und weltberühmten Geschlecht der Helden, und der Athenienser trägt auf dem silbernen Schild seines Gürtels oder auf anderm Schmuck der Art das symbolische Bild des Grasshüpfers: des Autochthonen unter den Insekten, um damit anzudeuten, daß er selbst ein Autochthone sey.

Unser Reisender hatte überhaupt nicht nur nach Italien, sondern gleich bey seinem Eintritt in die Welt jenes geöffnete Auge und geöffnete Herz für die Schönheiten der Natur mit sich gebracht, das

uns eine unschätzbar gute Gabe auf dem Weg durchs Leben ist: Selbst in dem engen Hofraum des Quarantänegebäudes im Piräus, auf den er später einmal, bey seiner Rückkehr aus Constantinopel, einige Wochen lang beschränkt war, ergöhte er sich mehr als in jedem glänzenden Salon, in jeder vornehmen Assemblée, an dem Anblick des Meeres und der Luft, die fast das einzige waren, was er von seiner Clausur aus sehen konnte. Die Wechsel des farbigen Lichtes und der Schatten auf dem Spiegel des Gewässers, die ohne Aufhören sich verändernden Gestalten der Wolken, die untergehende Sonne, die aus der Bai von Salamis herüber die Meereswellen mit Purpuroth übergießt und ihren scheidenden Strahl auf das Grabmahl des Themistokles und auf die Reste jener Mauer fallen ließ, welche sein Werk war, erschienen ihm als eines jener Blätter im Buche der Natur, das man, ohne nach einer andern Seite es umzuwenden, immer von neuem betrachten und lesen kann, ohne die Bedeutung seines Inhaltes jemals zur sättigenden Genüge zu erschöpfen.

Für ein Gemüth von so hohem Grade der Empfänglichkeit und Reizbarkeit mußte der Eindruck, den die erhabene schöne Umgegend von Argos auf die Sinne machte, ein unvergleichbarer seyn. Es waren hier nicht vorzugsweise die Baureste der vormaligen königlichen Burgen oder der Tempel, denn ihrer sind wenige, auch nicht die historischen Erinnerungen an eine 3700 jährige Vergangenheit, in welche der Name und der Ruhm von Argos hinüberträgt, obwohl diese eben so fest stehen, als das alte, aus dem Mutterfelseln selber gehauene Theater, sondern es war schon die Natur dieser Gegend für

sich allein, geschmückt, so eben, mit allen Reizen des Frühlings, welche unsern Reisenden nach dem Ausdruck des Dichters so „freudetrunken“ machte, wie er es auf seinen Wegen durch Italien und Griechenland fast niemals sonst gewesen. Er erinnert sich bey dieser Gelegenheit sehr lebendig des Genusses, den ihm sein Verweilen in den schönsten Gegenden von Italien, namentlich in dem alten Gebiete von Großgriechenland, in der Ebene von Sorrent und bey Pästum gewährt hatte. Auch dort an der Bucht von Sorrent war der frische Lebensodem, der vom Meere herkam, durchdrungen von dem Duff der blühenden Citronenwälder und der Blumenfülle des Südens; die Grotte der Sirenen, das Rauschen der Wogen, die an den Felsgrund von Tassos Haus heranschlugen, hatten über Leib und Seele ein Wohlbefinden, ein liebliches Ausruhen eygossen, bey welchem tief im Innern nur die Worte wiederklangen: „hier ist gut seyn!“ Alles das aber, was damals dem innern Sinne widerfuhr, das wiederholte sich jetzt hier an dem Frühlingsabend und in der Frühlingsnacht von Argos in einem so viel höheren Maaße, daß es schien als sey hier erst das ewige Urbild der Herrlichkeiten der Natur, von welchem sich dort nur der Abglanz zeigte.

Der Verfasser geht bey dieser Gelegenheit in einen näheren Vergleich zwischen Italien und Griechenland ein. In all ihren Hauptumrissen, so sagt er, ist die Natur von Griechenland von entschiedenerem Gepräge und selbstständigerem Charakter als in Italien. Desters sind es nur die architektonischen Werke der Menschenhand oder das bald glänzend reinere, bald verhüllte Blau des Himmels, was den italienischen Landschaften das eigenthümlich Unterscheidende giebt. So empfängt die Lombardei durch ihre alten hohen Thürme den Anstrich einer nordischen, Venedig durch seine Domgewölbe den einer morgenländischen, Pästum durch seine Tempel den einer altgriechischen Gegend. Italien hat einen zweydeutigen Liebreiz, der ihm, wie einer einnehmenden, dabei aber weiblich schwachen Persönlichkeit, durch äußere Anregung mitgetheilt und erhöht wird; das was dort unsere Sinnen in all seinen verschiedenen Formen rührt, ist ein Zug von sinnlicher Schönheit, der bey jedem vor-

überziehenden Gewölke sich verändern kann. Die Natur von Italien ist reich, die aber von Griechenland ist noch ungleich reicher; Griechenlands Felsenberge, welche ihr unbedecktes Haupt hoch in die Wolken erheben, sind von Marmor, nicht wie Italiens schattige Höhen von Lava oder von Tuffgestein; mit dem Element des Schönen ist in der griechischen Natur überall das des Erhabenen verbunden; sie ist ihrem ganzen Wesen nach mehr verwandt und befreundet mit Pallas Athene als mit Aphrodite.

Dort auf der Anhöhe bey dem alten Theater ließ der Verfasser lange sein Auge ruhen auf der Aussicht nach der Argolischen Ebene und ihrer Meereshucht. Zwey Halbkreise, jener von tiefem Lazurblau, dieser von smaragdenem Grün, beyde landeinwärts umgürtet von der Ringmauer ihrer doppelten Bergreihen. Was mußte diese Aussicht vormals gewesen seyn, als auch noch die Mauern und Thürme von Tyrinthus im Osten, die von Mykene im Norden und als jenseits des Inachusstromes der prachtvolle Tempel der Juno die naturschöne Landschaft schmückten. Selbst noch dann, als Pausanias unter den Bauwerken von Mykene herumwandelte und ihre Inschriften, durch Aufzeichnung derselben, für ein künftiges Geschlecht rettete.

Es war eine Vollmondsnacht, wie nur der Bewohner des milderen Himmelstriches sie kennt, eine Nacht, in welcher eine Helena oder eine zarte Hermia von Liebe träumend in dem Walde der immergrünen Eichen hätten umherwandeln und zuletzt im Gebüsch der blühenden Myrten der Nachtruhe pflegen können. Auch unser Reisender konnte sich lange nicht entschließen, die alte Gallerie, auf welcher er umherwandelte, mit dem Nachtlager zu vertauschen. Der Lusthauch, der aus den Gewirzgärten kam, regte seine Schwingen in den Zweigen und Blättern der nahen, hohen Platanen; die Nacht schwieg, damit der leise rauschende Inachus sein Zwengespräch halten könne mit den Ruinen seiner Nachbarhügel, von der alten Zeiten Herrlichkeit und ihrem Wechsel. Selbst über die Träume des kurzen faulsten Schlafes spann sich das Gewebe der hohen, veredelten Sinnesgenüsse hinüber, welche nur ein Land wie Argos gewähren kann.

Am andern Morgen von fünf Uhr an faß der Verfasser zu Pferde und war nach wenig Stunden bey den Ruinen von Mykene, den ältesten, und durch ihre Großartigkeit wie durch ihre architektonische Formen wundervollsten in ganz Griechenland. Die Stätte selber, auf welcher Agamemnon's Grab steht, weckt im düstern Schatten des majestätischen Felsen Gedanken des Ernstes; die Fülle des blühenden Mohnes, welcher sich wie ein Fußeppich vor dem alten grauen Denkmale ausbreitet, will hier mit der Erinnerung an den täglich widerkehrenden Schlaf zugleich an seinen Bruder, den Tod, erinnern, welcher sicherer und fester als der tägliche, so oft gehinderte und gestörte Schlaf, den Lebensmüden wie den Lebensstrunkenen erwartet.

Von Syra nach Smyrna war die Fahrt auf einem französischen Dampfschiff nur von kurzer Dauer, und dennoch erlebte unser Reisender auf ihm zwey Ereignisse, mit denen er bisher auf allen seinen längeren Seereisen noch unbekannt geblieben war. Es war schon spät am Abend, als sich das Schiff der Küste von Asien näherte, von welcher nur hin und wieder ein schwaches Licht herüberschimmerte. Die Passagiere, Damen wie Herren, auch der größte Theil der Mannschaft hatten sich zur Ruhe begeben, nur unser immer munterer Berichterstatter war auf dem Verdeck geblieben, um, wenn er sich anders einstellen wollte, lieber hier an der frischen Luft einen Besuch des Schlafes abzuwarten, als unten auf den Matratzen der Kajüte. Plötzlich hörte er einen lauten Ruf der Matrosen, die am Vordertheil des Schiffes Wache hielten, gleich darauf ein lautes Krachen, dann ein noch lauterer Angstgeschrei. Er hatte sich eilig nach vornen hin begeben, hier sah er, wie ein kleines Fahrzeug mit seinen niederschlotternden weißen Segeln an das Dampfschiff anließ und unter dasselbe hinabgerieth. Sogleich brachte man die Dampfmaschine zum Stillstand; zwey Boote wurden vom Schiffe niedergelassen ins Meer, um die Verunglückten zu retten. Rings um das Schiff sah man die Geräthschaften und Waaren schwimmen, mit denen das armselige Fahrzeug beladen gewesen war; die letzteren bestanden vornämlich aus Citronen, Drangen und anderen Naturerzeugnissen des Landes. Die kleine Ladung war für eine der benachbarten

Küstengegenden bestimmt gewesen. Zehn Minuten lang dauerte die ängstliche Ungewißheit, da legten die Boote wieder an das Schiff an und brachten drey griechische Seeleute, die einzigen die man zwischen den Trümmern des verunglückten Kahnes aufgefunden hatte, mit sich an Bord. Ob dieß die ganze Mannschaft des kleinen Fahrzeuges gewesen oder ob es nur ein Theil derselben sey, das war die Frage, die man an die Geretteten nicht richten konnte, weil diese weder englisch noch französisch verstanden. Sie vermutheten indeß dennoch wohl, was der Sinn der Anrede seyn möge, welche die Franken, die unruhiger waren als die Männer, welche von Wasser triefend in ihrer Mitte standen, an sie richteten, sie riefen *της ἀνθρώπων* und hoben zugleich drey Finger der rechten Hand in die Höhe, um anzuzeigen, daß ihrer in Allem nur 3 gewesen seyen. Wie aus den späteren Erkundigungen hervorgieng, hatten sich die Männer, als eine Windstille eingetreten war, in ihrem Boot schlafen gelegt, und waren erst erwacht, als sie nach dem Umsturz ihres Fahrzeuges im Wasser lagen. Als gute Schwimmer hatten sie sich über dem Wasser und nahe zusammengehalten, bis die Rettung kam, auf welche sie sich Rechnung machten, in der Meinung, daß die, welche sie überfahren hatten, sich auch nach ihnen umsehen würden. Mit einer bewunderungswürdigen Gleichmüthigkeit, als hätten sie nur ein Seebad zu ihrem Vergnügen genommen, wollten sich die Griechen aufs Verdeck wieder schlafen legen, da drang der Kapitän in sie, daß sie ihre Kleider wechseln sollten. Er gab ihnen drey vollständige Anzüge aus seiner eigenen Garderobe, ihre nassen Gewänder wurden am Feuer aufgehangen um zu trocknen. Man wies ihnen ein bequemes Lager an und auch die Schiffsgesellschaft, so weit sie überhaupt von dem Lärmen wach geworden war, begab sich zur Ruhe, die jedoch von keiner langen Dauer war, denn wenig Stunden nachher kam eine neue Störung. Das Schiff war nahe daran, auf dem seichten Grunde am Eingang in die Bucht von Smyrna fest sitzen zu bleiben; nach Verlust eines Ankers, mit dessen Wiedergewinnen man sich lange vergeblich abgemüht hatte, mußte es endlich, weil ihm die Bestimmung eines Paquetbootes oblag, seine Fahrt nach dem Hafen der Stadt fortsetzen.

Bald nach Sonnenaufgang waren alle Passagiere auf dem Verdeck versammelt, unter ihnen auch die drey Griechen in der ihnen seltsam anstehenden, säubereren fränkischen Kleidung. Diese hatten unter den Passagieren einen entdeckt, welcher der griechischen Sprache so mächtig war als der französischen; seiner bedienten sie sich, um ihr Anliegen bey dem Kapitän anzubringen, welches kein anderes war, als der Wiederersatz des Werthes ihres verlorenen Fischerkahnes und seiner Ladung. Der Kapitän wies anfangs die Forderung unbedingt zurück. Er sagte den Leuten, daß die Schuld ihres Unfalles ganz allein auf ihrer Seite sey, weil sie mitten auf dem Meere alle drey zugleich geschlafen hätten; vielmehr habe er Ursache über sie zu klagen, denn wie leicht hätte sein Schiff durch das Anstoßen an ihr, ohne alle Leitung da liegendes Boot einen Schaden an Gut und Menschenleben leiden können, mit welchem ihr unbedeutender Verlust in gar keinen Vergleich zu setzen wäre. Dinehin sey schon der Verzug seiner Fahrt und die Unruhe, die sie ihm und seinen Leuten verursacht hätten, für ihn Nachtheiliges genug.

Die Griechen hörten diese Rede des Kapitäns mit so ruhiger Fassung an, als hätten sie dieselbe gerade nur so erwartet, dann aber mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit stellten sie die Frage, ob ein Dampfschiff nicht verpflichtet sey, eine Lampe an seinem Verdeck auszustecken? „Allerdings ist es so, erwiederte der Kapitän, und dort seht ihr ja die Laternen wirklich am Mastbaum hängen.“

Die Griechen schüttelten ungläubig den Kopf. Die Laterne war wohl da und war schon in der vorigen Nacht dagewesen, als man sie aber aus dem Meere gezogen und ans Schiff gebracht hatte, da war es ihren überall herumspähenden Blicken nicht entgangen, daß ein Offizier einen Matrosen darüber zurecht wies, daß er versäumt habe, die Laternen anzuzünden. Nicht die Worte zwar des Verweises, wohl aber die auf die verloschenen Laternen hindeutenden Geberden des Offiziers hatten sie verstanden, und dieß gab ihnen allerdings einen rechtlich festen Anhalt für ihre Forderung.

Der Kapitän stimmte, als er sich und die Seinen der Nachlässigkeit überwiesen sah, einen etwas gelinderen Ton an. Er erinnerte sie daran,

daß sie allein seiner theilnehmenden Vorsorge die Rettung ihres Lebens verdankten, klagte dann darüber, daß er nun seit zwanzig Jahren sich alle Mühe gegeben habe, die Griechen durch Wohlthaten sich zu verbinden, aber bis jetzt habe er immer nur Undank dafür zum Lohne gehabt. Indes gieng er dennoch scheinbar auf das Versprechen ein, daß er sie zufriedenstellen wolle; er werde die Angelegenheit dem Consul seiner Nation (der übrigens ein geborner Grieche war) vortragen, und seiner Entscheidung solle der Vergleich zwischen ihm und ihnen überlassen seyn. Uebrigens gedachte er sich die zudringlichen Gäste mit ihrer unbequemen Forderung dadurch vom Halse zu schaffen, daß er baldmöglichst wieder aus dem Hafen sich fortmache, während er sie, unter dem Vorwand, daß der Consul nur dann zu sprechen sey, auf eine späte Nachmittagsstunde mit der Entscheidung ihrer Angelegenheiten verwies. Aber wenn ein Franke sich einfallen läßt einen Griechen zu überlisten, dann wird die Gegenlist von diesem gewiß immer den Sieg davon tragen. Die 3 Griechen lachten, scheinbar sehr zufrieden mit der Antwort des Kapitäns, sie versprachen, sich gerne der Entscheidung des Consuls zu überlassen. Aber ehe der Kapitän ihre Absicht bemerkte, hatten sie auf einmal unter einem Vorwand mit ihrer fränkischen Kleidung sich ans Land davon gemacht und im Gewimmel der Volksmenge sich verloren. Selbst von ihren Kleidern hatten sie das Werthvollste mit sich genommen, nur einige durchnäste Lumpen hingen noch an der Leine. Vergeblich wäre in der großen türkischen Stadt alles Nachforschen gewesen. Vergeblich war auch der Zorn des Kapitäns, der sich jetzt nun darüber anklagte, daß er den Schelmen nicht etwa schlechte, sondern so gute Kleidungen, unter ihnen die nächst beste die er besaß, gegeben habe. „Wie werden mich, so rief der Franzose unmuthig, die verschmigten Griechen nun auslachen. Meine Kleider sind dreißigmal so viel werth als ihr Fischerboot mit seinen Drangen, Citronen und Feigen.“

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. Juli.

Nro. 11.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Zur Metrik, von Otto Meißner, mit einem
Vorwort von K. Lehrs. Aus dem Philo-
logus V, 1. S. 85—118. besonders abge-
druckt. 1850. S. 36.

Es könnte vielleicht unnötig erscheinen, vor-
liegende kleine Abhandlung, die nur einige einzelne
Punkte der Metrik erörtert, einer besonderen Be-
sprechung zu unterziehen; doch kündigt sie sich als
Probe einer ausführlicheren Arbeit an; es wird
also immerhin von Interesse seyn zu untersuchen,
ob auf dem in derselben eingeschlagenen Weg sich
bedeutende Resultate erwarten lassen. Man könnte
nun freilich zuerst eine weitere Frage aufwerfen,
ob überhaupt auf dem Felde der Metrik umfassende
Arbeiten und neue Systeme nöthig und möglich
seyen, und ob nicht vielleicht das einzige, was hier,
wenigstens für die nächste Zeit, noch zu leisten ist,
ein genaueres Durcharbeiten der einzelnen Zweige
dieser Wissenschaft sey, wie sie z. B. neuerlichst
Hofmann in seinen homerischen Quästionen, oder
Ritschl in seinem Plautus mit so ausgezeichnetem
Erfolg geliefert haben. Wir stimmen hier mit
dem Vorwort von Lehrs überein, wenn er sagt:
„Bey jeder neuen Erweiterung, welche zur Kennt-
niß der metrischen Gesetze, wie sie in den Versen
der Alten befolgt sind, uns dargeboten wird, macht
sich der Wunsch rege, daß nun auch jemand sich
fände, der diese Lehre auf ansprechendere Grundla-
gen zurückführte als die gängbaren.“ Denn über-
sehen wir in kurzem den Stand des bis heute in
der Metrik geleisteten. Den Hermannischen Arbeiten,

so eingreifend und alles umfassend sie auch sind,
fehlt allerdings ein klar durchgeführtes Grundprincip,
da die series causarum et effectuum als solches
nicht gelten kann, und die aequalitas temporum, die
er in seine Definition des Numerus mit aufgenom-
men, im weiteren Gang seiner Entwicklung nicht
berücksichtigt wird. Diesem Mangel hat Böckh ab-
zuhelfen gesucht, indem er das Gleichgewicht der
Arsen und Thesen, als einander nothwendig bedin-
gend, als oberstes Princip der Metrik hinstellte.
Sein System ist aber, entsprechend dem Gewicht,
das er auf die Lehren der alten Musiker legte, vor-
herrschend musikalisch-mathematisch, und verliert sich
dadurch in eine Künstlichkeit, die dem natürlichen
Takte Hermann's in der Anordnung des überlie-
ferten natürlichen Stoffes mit Recht nicht überall
zusagte. Ueber die Lehren dieser beyden Männer
ist, wenn wir von einigen vereinzeltten Versuchen
absehen, die Metrik kaum hinausgegangen. Die
Schüler Hermann's begnügten sich, einzelne Theile
seines Systems weiter auszuführen und ins Detail
mit vorwiegend kritischem Interesse zu verfolgen.
Die Anhänger Böckhs dagegen haben sich die Auf-
gabe gestellt, die Resultate, die jener zunächst aus
der Behandlung Pindars gewonnen, auch auf die
übrigen Dichter anzuwenden, und dadurch zu einer
griechischen Metrik überhaupt zu erweitern. Munk
blieb dabey genau in den Fußstapfen des Meisters,
Hofmann aber überbot ihn noch weit in künstlicher
Berechnung der Sylbenwerthe, die kaum der Theo-
rie, der Praxis aber wohl gar nichts nützen konnte.
Nur Freese machte sich von den musikalischen Takt-
berechnungen freier, indem er auf die einfachen Ge-

sehe des Sprachtones zurückging. In der Anordnung des ganzen Systems, aber blieb auch er noch dem Hermannischen Beyspiel getreu, indem er, wozu doch auch Böckh einen Anstoß gegeben hatte, keinen ernstlichen Versuch machte, die Zusammenfegung der größeren metrischen Ganzen nach ihren Gesetzen zu ergründen, und daraus die Natur der einzelnen Metra herzuleiten.

Hier scheint uns noch eine sehr wesentliche Lücke in unseren metrischen Kenntnissen und Untersuchungen zu seyn; denn außer dem, was Böckh hier für Pindar geleistet, was ein verhältnißmäßig nicht großer Theil seiner Arbeit ist, und einzelnen Bemerkungen über die kleineren metrischen Strophen, die noch dazu so wenig abschließend sind, daß sogar in der Messung der alcäischen Strophe die Ansichten noch scharf auseinandergehen, ist namentlich für die Tragiker noch sehr wenig geleistet; und doch können wir uns der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß der einzelne Vers erst im Zusammenhang der ganzen Strophe seine Bedeutung habe, und somit für uns seine Erklärung finde, und es deutet uns, wenn wir z. B. in den Wunderischen Ausgaben die einzelnen Verse mit ihren dem System entnommenen Namen finden, daß dadurch für das metrische Verständniß des Chores nur sehr wenig gewonnen ist. Schneidewin scheint wohl ganz dieser Meinung zu seyn, denn er läßt in seiner neuen Ausgabe alle metrischen Bemerkungen völlig weg. Wir meinen, das ist das Kind etwas mit dem Bade ausgeschüttet, denn gerade die Chorgesänge der Tragiker sind unseres Bedünkens ganz besonders geeignet, den Charakter der einzelnen Metra deutlich zu machen, da sie in ihrer übersichtlichen Kürze und in ihrem wechselvollen Anschließen an die mannigfaltigen Stimmungen des Chors eine Vergleichung um so viel mehr erleichtern, als es bey den größeren gleichmäßiger gehaltenen Massen der pindarischen Lyrik der Fall ist.

Sehen wir nun, welche Stelle wir dem in Rede stehenden Schriftchen anweisen sollen, so kann selbstverständlich von einer Leistung in der eben besprochenen Hinsicht keine Rede seyn; es behandelt nur den Creticus, Dochmius und Glyconicus. Wir

sind also nur an die Frage über die Principien der Metrik verwiesen. Hierüber spricht sich die Schrift sehr deutlich aus. Schon Herr Lehrs, auf dessen Veranlassung die Arbeit unternommen wurde, sagt es im Vorwort: es sollen die Gesetze der alten Metrik aus der Takttheorie der heutigen Musik hergeleitet werden. Das taktmäßige Fortschreiten der antiken Metra sind wir in keiner Weise geneigt zu bestreiten; es scheint uns vielmehr diese Annahme ein Fortschritt aus der Theorie Böckhs, der die Taktmäßigkeit nur für die musikalische Composition gelten ließ, während er bey der metrischen Zerlegung der Verse in ihre Reihen nur nach der Gleichartigkeit der Füße sich richtet, wo dann neben Theilen von einem und zwey Füßen wohl auch fünf und sechs Hebungen nach einander in gleichem Fluße dahinrollen; aber für falsch halten wir es, wenn die Taktgesetze des Vons, die lediglich in der Zahl ihr Maaß haben, auf die Sprache angewandt werden, die in dem natürlichen Werthverhältniß der Sylben ihre festbestimmten Gesetze hat. Der musikalische Takt beherrscht mit gleicher Leichtigkeit ganz gleiche Sylben wie an Länge verschiedene, und ob wir uns im $\frac{3}{4}$ Takt die beyden ersten Viertel zusammengezogen denken, oder die beyden letzten, der Charakter der Metren wird dadurch modificirt, aber keineswegs die Natur des Taktes. In der Sprache ist es anders; sie hat in dem Wechsel der langen und kurzen Sylben das eigene und mit der geringen Ausnahme der aufgelösten Länge ausschließliche Mittel, rhythmische Bewegung hervorzu bringen, und dieses Verhältniß der Arsis und Thesis, von dem die ganze Metrik ausgeht, ist zwar analog, aber keineswegs dasselbe wie das Verhältniß des guten zum schlechten Takttheil, und erst im Verhältniß mehrerer Hebungen zu einander entsteht die dem musikalischen Takt wirklich entsprechende Bewegung. Diese Verwechslung spricht sich schon in der Einleitung aufs deutlichste aus. Lehrs führt dort, um die Nothwendigkeit der Annahme des musikalischen Taktes in allen Versen zu beweisen, einen Alexandriner an, und fragt, ob dieß nicht ein vollkommener Tetrameter sey, natürlich so, daß der je letzte Fuß beyder Vershälften durch eine Pause ersetzt sey. Daß man für die Composition einen

Alexandrinern so behandeln und lesen könne, wird niemand läugnen, aber daraus folgt noch nicht, daß auch die Metrik hier vier Hebungen anzunehmen und in Folge dessen die dritte Hebung wieder stärker zu betonen habe. Wir wollen hier ununtersucht lassen, inwieweit der vorherrschend musikalische Charakter unserer ganzen modernen Lyrik auf die Beschaffenheit der Versarten eingewirkt habe; denn das ist wohl gewiß, daß die Umänderung des alten Trimeter, einer dreifachen Gliederung eines zweitheiligen Metrums in zwey Hälften, aus je drey Hebungen bestehend, hierin ihren Hauptgrund hat, während umgekehrt der dramatische Vers der Neueren durch das Wegfallen des sechsten Fußes das musikalische Element ganz von sich ausschloß; aber nicht einmal unser eigener deutscher Alexandriner fügt sich dem Verlangen von Lehrs, tetrametrisch gelesen zu werden; wir möchten es wenigstens nicht mit anhören, wenn uns Jemand Ullandische Balladen oder irgend ein anderes Gedicht in der sogenannten Nibelungenstrophe, deren Verwandtschaft mit dem Hexameter, der ja auch zu meist in zwey dreigliederige Hälften zerfällt, wohl nicht verkannt werden kann, mit den Pausen des Herrn Lehrs vorlesen würde. Oder man vergleiche einige lyrische Gedichte. Nach dieser Annahme wäre kein metrischer Unterschied etwa zwischen den beyden bekannten Gedichten: „Als Kaiser Rothbart lobesam“ und dem: „Graf Eberhard im Barr“; oder dem Göthischen; „das Wasser rauscht, das Wasser schwoll“ und dem: „Es war ein König in Thule.“ Und wenn man den metrischen Unterschied beyder unmittelbar nebeneinander recht deutlich fühlen will, dann lese man nur den Zauberlehrling; dort findet man Tetrameter und Trimeter abwechselnd, und man wird sie wohl kaum einem Schema unterordnen wollen. Ob übrigens diese Verwerfung eines dreigliederigen Metrums so durchgreifend ist, daß sie etwa auch auf den Hexameter oder die sapphische Ode ausgedehnt werden soll, können wir nicht bestimmt wissen, da sich die Schrift nicht weiter darüber äußert; wir wollen also hier unsere Bemerkungen zu der deutschen Metrik des Herrn Vorredners schließen, und zu der Metrik des Herrn Meißner selbst übergehen.

Wir werden zuerst den Abschnitt, der vom

Creticus handelt, beleuchten. Derselbe stellt ihm einen $\frac{2}{4}$ Takt dar, dessen erste Hauptzeit durch eine Triole ausgefüllt wird, deren erste beyde Noten in der Regel zusammengezogen sind. Der Verfasser stimmt hier soweit mit Böckh überein, daß auch er im Creticus nur eine Hebung annimmt, weicht aber darin von ihm ab, daß er die kurze Mittelsylbe zur Arsis zählt, während Böckh sie zur Thesis rechnet, indem er die nothwendige Gleichheit beyder durch den Sctus hergestellt seyn läßt, welcher der Arsis eine Mora zulege. Wir können zwar der Theorie Böckhs hier nicht beytreten, aber noch weniger der des Herrn Verfassers. Wir wüßten es nicht zu billigen, wenn das natürliche Verhältniß der Längen und Kürzen so verkehrt wird, daß einer zwischen zwey Längen befindlichen Kürze gegenüber die zweyte Länge als Thesis betrachtet wird. Wir können uns weiter mit den Triolen nicht befreundeten, obwohl sie auch Hermann, doch freylich nur in ganz seltenen Fällen annimmt, während sie bey Herrn Meißner, wie wir sehen werden, eine sehr große Rolle spielen. Schon Böckh, der sie in seiner ersten Schrift über Pindars Metren noch angenommen, hat sie später mit Entschiedenheit verworfen, und gewiß mit Recht; denn sie widersprechen der übereinstimmend überlieferten im Wesen der Lautverhältnisse begründeten Zeitmessung der alten Sprachen. Auch vermögen wir keinen Grund zu finden, warum die Triole nicht auch in einen Iambus zusammengezogen werden könne. Endlich sehen wir nicht ab, wie es sich rechtfertigen läßt, wenn nicht bloß der Trochäus, den der Verf. an andern Stellen doch auch als zwey Viertel gelten läßt, für eines gerechnet wird, sondern nöthigensfalls selbst ein Spondeus. Und dabey handelt es sich bey allen diesen Längenbestimmungen nicht um eine durch die *ἀνωγή* bewirkte musikalische Modification des Zeitmaßes, wie sie Böckh z. B. gerade bey dem Creticus annimmt, um die so augenfällige Gleichheit mit dem Ditrochäus nicht fallen lassen zu müssen, sondern um das metrische Grundverhältniß der Füße.

(Schluß folgt.)

Pitturesque Sketches of Greece and Turkey.

(Schluß.)

Aus den vielen beachtenswerthen Schilderungen und meist sehr treffenden Bemerkungen, die sich in dem vor uns liegenden Reifewerk finden, heben wir nur noch das heraus, was der Verfasser von dem ersten Eindruck erwähnt, welchen der Anblick von Constantinopel auf ihn machte. Mit Recht wies er die Forderung seines Führers, sogleich beym Eintritt in die Stadt die bedeutendsten Reste der älteren Zeit und andere Merkwürdigkeiten zu sehen, von sich, er wollte zuerst, ungestört durch das Eingehen ins Einzelne, der Anschauung des Ganzen sich hingeben. Auch hierdurch bestätigte sich ihm an Constantinopel seine Ansicht, daß man den Charakter und die Geschichte einer Nation schon in der äußern Gestalt und Beschaffenheit ihrer Hauptstadt zu erkennen vermöge. In Roms Kirchen, Obelisken, Kunstsammlungen, in den Ruinen seiner Triumphbögen, seines Colisäums, seiner Kaiserpaläste erkennt man den eigenthümlichen Herrschergeist des Volkes in seiner alten Form der Kaisermacht und der neueren seiner priesterlichen Gewalt, beyde im Geleite der Künste. In anderen italienischen Städten deuten die vielen prachtvollen Paläste auf die einheimische aristokratische Verfassung, auf einen Stand der vornehmeren Bürger hin, der durch den Handel reich und groß geworden. In Paris sind es weder die Paläste noch die Kirchen, auch nicht die mancherlei Denkmale und Erinnerungszeichen an die kriegerischen Thaten der Nation, welche dem besuchenden Fremden vorherrschend in die Augen fallen, sondern die hier glänzender als irgendwo anders ausgestatteten, überaus zahlreichen Kaffeehäuser und Restaurationen, sowie andere Orte der geselligen Vergnügungen und sinnlichen Belustigungen. London, in der unermesslichen Menge seiner bewohnten Backsteinmassen, gleicht eher einer Welt als einer Stadt. Nur einige wenige ansehnliche und solide Gebäude, die sich unter der Masse der Volkswohnungen verlieren, sind wissenschaftlichen Zwecken, dem blühenden Handelsverkehr, sowie politischen

Bereinen gewidmet; zwey mächtige Bauwerke aber ragen über das Meer von Dächern weit hervor: die St. Paulskirche und das Parlamentshaus, jene als Symbol der Kirche, dieses als das des Staates. Das gesammte Ganze der Stadt spricht den Charakter einer Nation aus, welche dem Handel mit der ganzen Welt, der Freyheit, der Geschäftsthätigkeit und einem friedlich stillen Fortschreiten auf jener Bahn ergeben ist, die das Festhalten an all dem vorgezeichnet hat, das sich von einem Geschlecht zum andern als gut, als wahr, als recht und als wohlthwendig erwiesen hat. An Constantinopel bemerkt man sogleich, daß hier nur der Wohlstand und die Macht einer einzigen Familie, jener der despotischen Herrscher von einem Geschlecht zum andern gesichert waren. Die andern Bewohner alle, in dem unsicheren Besiz ihrer Güter, ihrer Freyheit und selbst ihres Lebens, haben nur an den Genuß des Augenblickes, nicht an ein Bauen für die Zukunft gedacht. Nur die schrankenlosen Beherrscher der Gläubigen haben während des Lebens ihren Namen in den vergoldeten Kuppeln der Moscheen, in ihren Palästen, sowie selbst nach ihrem Tode in den durch die ganze Stadt verstreuten Grabmälern in bleibender Weise verherrlicht. Im Schatten der Moscheen stehen die niederen, äußerlich armseligen, innerlich prachtvoll und üppig ausgestatteten Hüttenwohnungen des Volkes da. Das ganze Volk ist nur ein Schatten des Kolosses seines Herrscherthrones, jenem ist nichts geblieben als der Rauchdankpf aller fleischlichen Belustigungen und die Hoffnung auf die Freuden des Paradieses.

Za seitdem Mohamed der Sultan dem Genius des alten Byzanz, der in Constantins prophetischem Traume unter dem kaiserlichen Diadem sich verjüngt und verschönert hatte, den Turban aufsetzte, ist jener Genius zwar kein viel schlechterer geworden als er unter dem Reiche der byzantinischen Kaiser war, wohl aber ein ganz anderer und im Ganzen keineswegs ein schönerer.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. Juli.

Nro. 12.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Fragments d'une Histoire des Arsacides, Ouvrage Posthume de M. J. Saint-Martin. Publié sous Auspices du Ministère de l'Instruction Publique. Tome premier. Paris, imprimerie Nationale 1850. S. XII und 448 8. Tome Deuxième. Paris 1850.

Es hat neulich ein Correspondent der allgemeinen Zeitung aus Anlaß der Erscheinung dieses Werkes interessante Personalien über Saint-Martin berichtet, die mich lebhaft an den theuren Mann und großen Gelehrten, den ich sehr wohl gekannt habe, erinnerten, aber über das Werk selbst hat er nichts gesagt, und seines Herausgebers hat er nicht einmal Erwähnung gethan. Und doch ist Hr. Félix Lajard, der Freund und Mitbruder des Seligen in der Akademie der Inschriften, derselbe, der vor Jahren selbst in den Morgenländern gewesen, daselbst Anticaglien gesammelt, und neuerlich mit den Früchten seiner Reisen und Forschungen, mit den zwey großen illustrierten Werken über die Venus und über den Mithras neben mehreren andern Abhandlungen das europäische Publikum beschenkt hat. Als Mitglied, der vom Ministerium zur Redaction des von Abel Rémusat und Saint-Martin hinterlassenen literarischen Nachlasses niedergesetzten Commission hat er nun selbst die Bearbeitung des Lieblingswerks des Seligen übernommen, so weit er es im Jahre 1832 vollendet hatte, als er in seinem vierzigsten Lebensjahre mit jenem seinem Amtsgenossen von der Cholera hingerafft wurde. Und somit hat Lajard

auch seinerseits die alte Geschichte bereichert, welche neuerlich von Frankreich aus so manchen Zuwachs gewonnen hat. Da ich nun bereits über die Leistungen deutscher Gelehrter berichtet habe, die uns seit einigen Jahren von dort aus gekommen sind, so finde ich es nachgerade schicklich, auch die Arbeiten einiger französischer auf diesem Gebiete zu besprechen, obgleich bey vorliegendem Werke zu dessen eigentlicher Würdigung ein Orientalist erforderlich wäre. Ich werde mich darauf beschränken, die Leser mit dem Inhalte dieser zwey Bände nach ihren Haupttheilen bekannt zu machen, und einige Punkte hervorzuheben, die mehr oder weniger von allgemeinem Interesse seyn möchten.

P. V — XII. Avertissement de L'Éditeur.

Außer den Notizen, die ich daraus so eben mitgetheilt habe, erfahren wir zuerst, daß Saint-Martin die Untersuchungen über die vier Zweige der Arsaciden, der von Persien, von Armenien, von Indien und von Bactriana, schon im Jahr 1816 oder 1818 angefangen hatte (s. desselben Nouv. Recherch. sur l'époque de la mort d'Alexandre et sur la chronologie des Ptolémées Paris 1820, Avertissement p. 1). ¹⁾ In derselben Schrift kün-

1) Vergleicht man nun, füge ich bey, die Länge dieses Zeitraums bis zum Jahre 1849 und den Umfang der Notes de l'Éditeur. Tom. II. p. 307 — 369 und die Anzahl der Schriftsteller, welche Hr. Gies im Jahre 1848 in einem gehaltreichen Artikel: Parthi, Parthia, in Pauly's Real-

digte er diese Geschichte der Arfaciden nur als einen Theil eines weit größeren Werkes an, welches die alte Geschichte des ganzen westlichen, südlichen und nördlichen Asien umfassen sollte. Jedoch auf diesem Gebiete mußte Vieles lückenhaft bleiben, und obgleich Saint-Martin den in Europa am wenigsten bekannten Dynastien der indischen und der nördlichen Arfaciden einen besondern Fleiß gewidmet hatte, so hätte er doch die Aufgabe, ihre Entstehung und Folge chronologisch darzulegen, weder mit Hülfe der orientalischen, noch der griechischen und römischen Schriftsteller nimmermehr befriedigend lösen können; da selbst der große Münzschatz, den wir seit den letzten dreißig Jahren in Baktrien und in den angrenzenden Ländern gehoben haben, bis auf den heutigen Tag kein Werk ermöglicht, das die Lücken, die Saint-Martin auf diesem Felde gelassen hat, auszufüllen im Stande wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Metrik, von Otto Meißner.

(Schluß.)

Wir gehen vielmehr von dem in dem Längenverhältniß der Sylben begründeten Unterschiede zweyer Hebungen aus, und sehen das unterscheidende des Creticus in dem Mangel der Thesis nach der zweyten Hebung. Für die Richtigkeit dieser Annahme spricht schon der häufige Wechsel des Creticus mit trochäischen Dipodien; und wenn Herr Meißner diese Analogie dadurch beseitigt, daß er Trochäen in dieser Verbindung für keine Trochäen

mehr anerkennt, sondern für Cretiker, in denen das Triolenmotiv auch im zweyten Takttheil fortgeführt wird, so ist das eben nur ein Beweis, mit welcher Freyheit, um nicht zu sagen Willkühr, er sich auf seiner taktisch-musikalischen Basis bewegt. An eine Pause als Ersatz der zweyten Hebung darf dabei natürlich nicht gedacht werden; es würde dadurch der Vers auf unerträgliche Weise zerstückt werden; eher mag man an eine Dehnung der zweyten Arsis denken, da dieselbe vor der fehlenden Thesis jedenfalls schärfer heraustritt; aber wir halten es hier zwecklos, genaue Berechnungen über das Maß der einzelnen Sylben anzustellen; das entscheidende ist uns der Ton, der die Hebung bezeichnet, bey dem es auf den Unterschied von $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ weiter nicht ankommt, da es sich um eine quantitative Zeitbestimmung in der Metrik überhaupt gar nicht handelt. Der $\frac{2}{4}$ Takt ist demnach allerdings im Creticus vorhanden, nur daß er nicht im Verhältniß von Arsis und Thesis liegt, sondern im Verhältniß zweyer Arsen zu einander. Worstreit, könnte man vielleicht meinen. Doch schon die verschiedene Geltung, die der Verfasser nach seinen Grundsätzen dem Trochäen hier und an andern Stellen beylegen muß, zeigt, wie nothwendig es ist, diese Grunddifferenz hervorzuheben; und wir werden alsbald noch stärkere Beispiele derselben finden.

Zunächst im Dochmius. Die ursprüngliche Form desselben, von der auch der Herr Verfasser ausgeht, bietet drey Längen und zwey Kürzen. Diese zwingt nun derselbe, wiederum mit Hülfe der Triolen, gleichfalls in den $\frac{2}{4}$ Takt, und zwar so, daß nach $\frac{1}{3}$ Auftakt die drey Längen so in zwey gleiche Hälften zertheilt werden, daß die zweyte Länge mit der Kürze als Triole gefaßt wird, die dritte aber $\frac{1}{4}$ Pause nach sich hat, daß also der Trochäen in der Mitte als schlechter Takttheil zwischen zwey stärker betonten Hebungen zu stehen kommt; und um diese Messung zu beweisen, behauptet der Hr. Verf. sogar, diejenige Form des Dochmius, welche die zweyte Kürze als syllaba anceps verlängert, sey gewissermassen die ursprüngliche, indem die vier langen Sylben nur als regelmäßiger $\frac{2}{4}$ Takt zu lesen seyen, so daß dann die dritte

Encyclop. V. 2. C. 1195 — 1211 aus den neuern Zeiten anzuführen hatte, so wird man die Verdienste des Hrn. Lajard um dieses nachgelassene Werk seines Freundes bemessen können; dem übrigens die Classische Arbeit unbekannt geblieben, während der deutsche Gelehrte von Saint-Martin's Aufsatz über die Arfaciden im Journal Asiatique I. p. 65 sqq. bereits Gebrauch gemacht hat; er ist in dieser Ausgabe Tom. II. p. 293 — 306 wieder abgedruckt worden.

Sylbe, die eigentlich anceps ist, den Hauptton als guter Takttheil erhält, und die Pause wegfällt. Damit tritt denn freylich an die Stelle des Dochmius, des leidenschaftlichsten, gewaltsamsten unter allen antiken Metern, ein Versmaß von der allergrößten Einfachheit und Anspruchslosigkeit, nämlich ein spondeischer Modometer. Zu diesem unerwarteten Resultat scheinen mancherley Gründe zusammengewirkt zu haben, das Bestreben des Verfassers, überall einfachen Takt nachzuweisen, Vorliebe für Triolen, und endlich die Abneigung gegen dreygliederige Reihen, die wir schon oben zu besprechen Veranlassung hatten. Denn mag man nun den Dochmius als zwey Jamben messen mit einer bloßen Arsis dazwischen, wie Hermann, oder wie Böck als Jambus und Creticus, darüber waren bis jezt wohl alle Metriker einig, daß in demselben drey Hebungen sind mit dem charakteristischen Ausfalle der Sentung zwischen der ersten und zweyten, und man kann kaum an einem andern Beispiel so deutlich sehen, mit wie geringen Mitteln, mit wie unbedeutenden Aenderungen die Griechen so großes und verschiedenes leisteten. Denn auf was reducirt sich endlich der Dochmius? auf einen halben Trimeter. Indem aber an die Stelle der leicht hingleitenden Dipodien hier der schwerere tripodische Takt tritt, und obendrein der behende Fall der Jamben durch die fehlende Thesis in der Mitte gleichsam gestaut wird, entstand ein Maß, das fast das entgegengesetzte Extrem des Trimeter ist, und einer Leidenschaft zum Ausdruck dient, die noch zu heftig ist, um selbst in den feineren Formen der chorischen Gesänge sich ganz fassen und aussprechen zu können.

Der dritte Vers, den der Verfasser bespricht, ist der Glyconeus. Hier hat ihn seine Takttheorie nicht irre geführt, und wir sind ganz wie er der Ueberzeugung, daß dieser Vers als zwey Dipodien zu messen sey, oder, wie sich der Verf. ausdrückt, als zweymal $\frac{1}{2}$ Takt. Es darf demnach die sogenannte Basis nicht als selbstständige Einleitung in den Rhythmus, als Präludium, wie Hermann sie bezeichnet, sondern als ein eng mit dem Ganzen verbundenes Glied angesehen werden. Wir können hier billig, wie auch der Verfasser, die Frage nach

der Basis überhaupt bey Seite lassen, obwohl wir die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß uns dieser Punkt noch einer der dunkelsten in der Metrik zu seyn scheint; denn was kann man sich absonderlicheres denken, als mitten im Fluß der metrischen Rede, ja mitten in einem Vers einen oder zwey Füße, die der gewöhnlichen Annahme zufolge gleichsam ganz aus der metrischen Ordnung herausfallen? Im Glyconeus wenigstens ist ganz unzweifelhaft der erste Fuß, der gewöhnlich als Basis, die dem Choriambus vorhergeht, bezeichnet wird, als erste Hälfte in die erste Dipodie aufzunehmen. Dafür spricht einmal der Umstand, daß nie ein Pyrrhichius an dieser Stelle vorkommt (bey den äolischen Lyrikern mag die Sache eine andere Bewandtniß gehabt haben), und entscheidender der weitere Umstand, daß die Basis ihre Stelle mit dem folgenden Daktylus vertauscht, und damit, wie Hermann sagt, ihre Natur verändert. Wollte man aber fragen, wie es komme, daß der erste Fuß so große Freyheiten dulde, so brauchten wir keine anderen Gründe dafür anzugeben, als dieselben, durch welche eben die Basis erklärt werden soll. Sind wir aber auch so weit mit dem Hrn. Verf. einverstanden, so können wir doch die weitere Ausführung nicht billigen; und dieselben Bedenken, die wir oben aussprechen mußten, erheben sich auch hier. Daß der Verf. zur Ausfüllung seines Schemas Pausen unbedenklich anwendet, wurde schon erwähnt. Für das Ende eines Verses könnte man dieselben zugeben; nur wird man schwerlich so weit gehen wollen, wie der Verf. durch ganze Takt-pausen alle Cretiker in Dimeter zu zerlegen; und noch weniger, eine solche Pause sogar am Anfange eines Systems anzunehmen. Denn wenn wirklich an dieser Stelle, wo also gar keine Anzeichen einer Pause für den Leser vorhanden sind, eine solche angenommen werden müßte, dann bliebe freylich keine andere Wahl, als den Chören die gehörigen Taktzeichen voranzusehen, und die nöthigen Pausen in den Text aufzunehmen. Weniger groß, aber fast noch störender sind die Pausen, die der Verf. zu Anfang des Glyconeus statuirt. Um nämlich den Jambus als Basis seiner Theorie zu erklären, nimmt er eine Viertel-pause an an Stelle der mit dem Hauptaccent ausgefallenen ersten Sylbe. Wir können ge-

gen diese Annahme die eigenen Worte des Verfassers anwenden, mit denen er die Bedenken zu beseitigen sucht, die sich bey einer Wortbrechung zu Ende des Verses wegen der in diesem Falle nothwendigen Verlängerung des letzten Viertels zu einem Halben erheben. Er sagt nämlich: „das letzte Zeitmoment ist allerdings im Vers verkörpert, aber es wird dem Gehör durch nichts als individuell selbstständig bemerklich gemacht; es ist der Wahrnehmung völlig entzogen; denn das Vorhandenseyn kann nur in Form einer selbstständigen Sylbe fühlbar werden.“ Mit dieser ganz richtigen Behauptung stimmt auch die Praxis im Glyconeus ganz überein. Denn ein Pyrrhichius oder eine Arsis nur als erster Fuß, die der Verfasser nach seiner Theorie als ganz zulässig bezeichnen muß, kommt, wie er selbst erwähnt, nirgends vor. Was hat er also durch seine Annahme gewonnen? Uns scheint gar nichts. Er behauptet zwar ausdrücklich, der Iambus zu Anfang des Glyconeus sey kein Iambus; wenn er aber von einer gesteigerten Dynamik des Verses spricht, indem die fehlende Sylbe des guten Taktheils nothwendig den Accent des zweyten Viertels steigere, so hat er eben damit den metrischen Charakter des Iambus bezeichnet und zugegeben, und über die vorhergehende Pause brauchen wir nicht weiter zu streiten, da sie ja der Wahrnehmung völlig entzogen ist. Wiederholt müssen wir uns aber gegen die verschiedene Messung aussprechen, welche durch den Takt den einzelnen Füßen aufgedrungen werden soll. Wie der Iambus, so wird auch der Tribrachys bald als drey Achtel mit einer Pause, bald als Vierteltriole gemessen; und wenn dann vollends der Trochäus unmittelbar nebeneinander zuerst als ein Viertel in Achteltrioleform, dann aber als zwey Viertel gelten soll, wie es der Verfasser z. B. für den Vers Antig. 103 annimmt, dann verschwindet uns jeder feste metrische Boden unter den Füßen, und die einzige Stütze, die der Verf. als ein besonderes Aushülfsmittel an den gefährlichsten Stellen empfiehlt, der Wortaccent, möchte kaum geeignet seyn, uns aus diesen Verlegenheiten zu befreien. Durch dieses einseitige Hervorheben des Taktes, bey dem es am Ende gleichgültig ist, ob ein Fuß durch einen Dactylus oder Trochäus oder Ditrochäus ausgefüllt

wird, hat sich der Verfasser abhalten lassen, trotz einzelner guter Bemerkungen, die Bedeutung dieses Versmaßes im Zusammenhang zu erörtern. Es ist bekannt, welche wichtige Stelle es bey den Tragikern einnimmt. Man kann wohl sagen, wie der Dochmius die commatischen Partien des alten Dramas beherrscht, so ist der Glyconeus der charakteristische Repräsentant der gemäßigten reflectirenden Chorpoesie. Bey Aeschylus, wo die lyrische Empfindung noch einen volleren Ausdruck in den Gefängen des Chors findet, ist er deswegen seltener, bey Euripides, wo die Reflexion vorwiegt, tritt er um so häufiger auf. Bey Sophokles, der auch hier die glückliche Mitte hält, tritt er bedeutsam genug hervor, aber nicht so sehr, daß er den reicheren Ausdruck mannigfaltiger Empfindung beeinträchtigte. Denn allerdings die prächtig sich entfaltenden Massen der pindarischen Chöre sind in der Regel in größerem Maßstab entworfen, obwohl sicherlich Niemand den Anfang von *Ol. 1.* als dürftig bezeichnen wird; aber die Tragiker griffen in mancher Beschränkung mehr zu den Formen zurück, wie sie sich, man könnte sagen faßlicher, in der melischen Poesie entwickelt hatten, die sie zu kräftigeren, kürzeren Massen ausbildeten, als es Pindar konnte; und eben für diesen Zweck ist kein Metrum bezeichnender als der Glyconeus, das bewegliche Element der Basis, der rasch ansteigende Dactylus im zweyten Fuß, der ruhige und doch kräftige trochäische-katalectische Fall in der zweyten Hälfte vereinigen alles, was hier gefordert und geleistet werden kann, zumal wenn man die Mannigfaltigkeit in Anschlag bringt, die die Vertauschung der Füße hervorbringt, und endlich den Pherecrateus in Betracht zieht, der mit seinen drey Hebungen und thetischem Ausgange den befriedigendsten Schluß bildet.

G. Pfa ff.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. Juli.

Nro. 13.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Fragments d'une Histoire des Arsacides.

(Fortsetzung.)

Ohne Zweifel würde der Verfasser auch, hätte er es selbst zum Abschluß bringen können, sein Werk in Abschnitte, und jeden von diesen wieder in Capitel eingetheilt haben, aber da er dieses in seiner Handschrift unterlassen, so hat der Herausgeber sich selbst das mühsame Geschäft auferlegt, diesen Mangel am Schluß des zweyten Bandes durch ein vollständiges analytisch = alphabetisches Register zu ersetzen. Diesem hat er als Zugabe drey chronologische Tafeln vorausgesetzt, wovon die erste die arsaclidische Königsreihe von Persien darstellt; die zwey andern die Reihe der Arsaciden des ersten und zweyten Zweiges, die in Armenien regiert haben. Den Daten, die Saint-Martin für ihre Regierungsjahre angenommen, gegenüber hat Lajard in gegenüberstehenden Fächern die Daten niedergelegt, die sich aus den Untersuchungen von Tychsen, Lenormant, Longperier, Cappelletti und Prinsep ergeben. — An dieses Avertissement des Herausgebers reiht sich unmittelbar die Table des Divisions de l'ouvrage, die ich zur Uebersicht des gesammten Inhalts dieser zwey Bände hier im Auszug mittheilen muß.

Première Partie. Origine des Arsacides. — Section I. Arsacides de Perse. Section II. Arsacides d'Arménie. — Deuxième Partie. Histoire des Arsacides. Section I. Histoire des Arsacides de Perse. — Appendice.

Mémoire sur l'époque de la fondation de la dynastie des Arsacides. Discours sur l'origine

et l'histoire des Arsacides. Notes de l'éditeur. Tableau chronologique des rois arsacides de Perse; tableau nro. 1. — Tableau chronologique des rois arsacides d'Arménie, de la première branche; tableau nr. 2. — Tableau chronologique des rois arsacides, de la deuxième branche; tableau nr. 3. — Table alphabétique des matières.

Ich komme zum Werke selbst, wovon ich den Anfang wörtlich hierher setze, theils des Inhalts wegen, wozu ich einige Anmerkungen zu machen habe, theils um von dem Vortrag Saint-Martin's den Lesern eine Probe zu geben.

Première Partie. Origine des Arsacides.

P. 1 sqq. „Quelques auteurs, induits en erreur par une analogie apparente de noms, ont prétendu que le nom de Perses et celui de Partes, que l'on donne ordinairement au rois Arsacides²⁾ étaient exactement les mêmes, avec une simple différence de prononciation et qu'on avait tort de les distinguer. Cette assertion est en contradic-

2) Dio Cass. XL. 12 — 14. p. 297 — 299 ed. Schaef. Tauchn. (die Editio Gros reicht noch nicht so weit.) Ὁ δὲ δὴ Κράσσοσ — ἐπὶ τοὺς Πάρθουσ ἐπεστράτευσε. cap. 14. — ἕς τε τὸ μέσον τότε πρῶτον ὑπ' Ἀρσάκου τινὸσ ἀγρίκοντο. (Ἰδενπερ καὶ οἱ ἔπειτα βασιλεύσαντεσ αὐτῶν Ἀρσακίδαὺ ἐπωνομάσθησαν). Die Identität der Parther und Perser ist noch neuerlich von einigen deutschen Gelehrten behauptet worden. (s. die Note zu Herodot. III. 93. p. 173 ed. Baehr et Cr., womit man jetzt unsern Verfasser gleich zunächst p. 2 und Tome II. Appendice p. 265 vergleichen muß.)

tion manifeste avec le témoignage unanime de l'antiquité. Il suffit, pour le démontrer, de s'appuyer de l'autorité des tous les géographes grecs et romains qui font mention d'une province de Perse, appelée Parthie ou Parthyène, où ils disent que les Arsacides jetèrent les premiers fondements de leur empire. Ce pays, dont l'étendue ne nous est pas bien connue et dont les limites paraissent avoir considérablement varié, était borné à l'orient par Asie; au sud, par la Caramanie; au couchant, par la Médie, l'Hyrcanie et la mer Caspienne; et au nord, par les nations scythiques qui habitaient les rives de l'Oxus. Observons cependant que le nom de Parthyène ne semble s'appliquer proprement qu'à une petite contrée située à l'orient de la mer Caspienne, et que celui de Parthie désigne la totalité des pays qui furent les premières conquêtes des Arsacides, et les seuls qui reconnurent leur souveraineté pendant assez longtemps ³).

„Ce fut dans la Parthyène que les Arsacides se rendirent pour la première fois indépendants des Seleucides. Il est donc fort naturel qu'ils aient pris le nom de cette province, et qu'ils l'aient étendu à la totalité de leur em-

3) Ueber die Quellen der Geschichte der Parther und ihre Geschichte selbst verdient immer mehr nachgelesen zu werden mein alter Lehrer Chr. Dan. Beck in der *Unl. zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völkergeschichte* II. S. 75 — 78, dem ich jetzt Weniges beyfügen will. Schon Heratäos von Milet kennt *Πάρθοι* s. ed. Clausen p. 93, wie sie auch Herodot nennt. Bey Ktesias in den neuesten Texten bald *Παρθραῖοι*, bald *Πάρθοιοι*, bald *Πάρθοι* (s. *Frageg. Historice. græc. ed. Car. Müller* Vol. I. p. 14. 42. 44. 47) und so variiren die übrigen Schriftsteller der Griechen, die wir zugleich als Quellen ihrer Geschichte betrachten müssen, wozu aber Appianus nicht gehört, denn die ihm beygelegte *ἱστορία Παρθικῆ* ist nichts als ein aus Plutarch's Schriften zusammengestrickter elender Cento, und daher auch in der neuen Ausgabe bey Didot mit Recht weggelassen worden (s. *Praefatio* p. VII daselbst.) — Andere Nachweisungen über die Quellen der parthischen Geschichte s. bey Cles a. a. D. S. 1198.

pire. S'il était besoin d'autres preuves pour démontrer que le nom de Perses et celui de Parthes n'ont jamais rien eu de commun, il suffirait de dire qu' Hérodote, qui vivait environ deux siècles avant la révolte du premier des Arsacides, parle plusieurs fois des Parthes comme d'une petite nation de la Perse orientale, dont le nom obscur n'avait certainement aucune rapport pour l'origine avec celui des Perses. Enfin, les Arméniens, qui furent gouvernés par des rois de la même race que ceux qui regnoient en Perse, ont bien soin de distinguer ces deux noms. Celui de Barsik'h, désigne les Perses, et celui de Barthierk'h, s'applique aux princesses de la race royale des Arsacides. Der des Armenischen kundige Verfasser hat die Armenischen Charaktere beygefügt. ⁴)

4) Hierzu bemerkt Lajard Tom. II. p. 307 sq. in den Notes de L'Editeur: „La distinction judicieuse qu'établit l'auteur entre les Perses et les Parthes est confirmé non seulement par le témoignage des historiens arméniens, ainsi qu'il a soin de le faire remarquer, mais aussi par la grande inscription trilingue, gravée en caractères cunéiformes sur un rocher, à Bi-sutoun. Darauf bemerkt er, daß diese Inschrift dem seligen Saitumartin unbekannt geblieben, beruft sich dann auf die lateinischen und englischen Uebersetzungen und Erklärungen des Major Rawlison, macht auf die Wichtigkeit dieser Inschrift für die Geschichte der Achämeniden (worüber uns neuerlich Rubino eine schöne Abhandlung, Marburg 1849 geliefert hat) aufmerksam, und bemerkt, mit Nachweisung vieler Columnen, daß auf diesem Denkmal der Name Pârsa (Pâsiya im Genetiv) beständig in der Bedeutung von Persis und von Persius vorkommt; wogegen Parthyene oder Parthien eben so beständig mit dem Namen Parthova bezeichnet wird; fügt endlich hinzu, daß schon vorher Lassen in seiner Schrift: „Ueber die Keilinschriften der ersten und zweiten Gattung“ gezeigt habe, daß der Volksname Perser geschrieben wird Pârsa und der andere Parther: Parthova; daß man aber für die Bedeutung des letztern in der Skythensprache Flüchtling keinen besseren Gewährsmann als den Justinus XL. 1. habe. — Die verschiedenen Etymologien von Parther und Parthien findet man jetzt zusammengestellt bey Cles a. a. D. S. 1195 f.

Auch wird im Verfolg der wirklich verschiedene Ursprung der Parther und der Perser nachgewiesen Pag. 33. sq.: Il nous paraît hors de doute, d'après tout ce que nous venons de rapporter, que les Parthes avaient une origine différente de celle des Perses, puisque, jusqu'au derniers jours de leur domination, ils affectèrent de se distinguer de leurs sujets, soit par les usages, soit même par le langage.“ Jedoch wird im Verfolg (p. 35) gezeigt, wie die griechischen Schriftsteller die Parther, besonders seitdem die Arsaciden Persien beherrschten, Perser benennen, eben so wie sie die Sassaniden, die Neuperfer mit dem Namen Parther belegen. Nachdem die allmähliche Zunahme der Macht der Parther, ihre Eroberungen Persiens und Armeniens überblickt worden, wird weiter gezeigt, wie sehr seit des Crassus und des Antonius Niederlagen dieselben den Römern sich fürchtbar gemacht, so daß diese vor der Regierung Trajan's nie gewagt hätten ihre Heere in großen Massen den Parthern entgegen zu stellen, und wie sie jedes Anerbieten der letztern zu Unterhandlungen mit ihnen aufs Bereitwilligste zu Friedensschlüssen benützt hätten. Woran (Tom. II. p. 181.) folgende inhaltsreiche Betrachtungen angeknüpft werden, die ich im Original hinzufüge; „On peut donc affirmer avec certitude que, sans les divisions intestines, qui agitèrent constamment leur empire, et sans les vices de leur constitution féodale⁵⁾ qui les empêchèrent d'entre-

5) An einem andern Orte (II. p. 293.) sagt Saint-Martin, es sey eine fast allgemeine Ansicht, das Feudalsystem sey seinem Ursprung nach europäisch, und in den germanischen Wäldern entsprungen, aber nichts desto weniger eine völlig irrigt; und schließt mit den Worten: — „et l'on verrait que si c'est des forêts de la Germanie que nous avons tiré le gouvernement féodal, il n'en est certainement pas originaire“ etc. etc. pagg. sq. Wenn Saint-Martin diese Sätze in einer 1821 in der Akademie gehaltenen Vorlesung vorgetragen hatte, so ist jetzt interessant zu bemerken, daß gleichzeitig oder vielleicht früher in seinen zu Bonn gehaltenen Vorlesungen Niebuhr dasselbe Ergebniß seiner Forschungen ausgesprochen hatte; denn in den Vorträgen über die römische Geschichte von Schmitz und Zeiß II. S. 370 heißt es unter Andern: „Das par-

prendre des expéditions lointaines, les Parthes eussent fini, sinon par chasser les Romains de tout l'Orient, du moins par se rendre maîtres de la Syrie, où les peuples, à cause de la similitude des moeurs et de la religion, étaient disposés à se soumettre à leur puissance, comme on le voit par plusieurs de leurs expéditions.“

Wenn Saint-Martin die Feudalverfassung hier zu den Ursachen des Sturzes der Arsaciden zählt, so hatte er im ersten Theil den Untergang dieser Dynastie selbst berichtet; denn über dieses weltgeschichtliche und den ganzen Orient erschütternde Ereigniß sagt er (Tom. I. p. 49 sq.): „Après avoir dominé presque cinq cents⁶⁾ ans sur la Perse, la race royale des Arsacides fut dépossédée de la couronne par un Perse surnommé Ardeschir, et nommé indifféremment fils de Babek (Pabek) ou fils de Sassan, selon qu'il est question de ses aïeux paternels, ou de ses aïeux maternels. — C'est pourquoi il est toujours appelé, par les écrivains orientaux, Ardschir Babégan, c'est-à-dire fils de Babek. Il se nomme ainsi lui-même sur le monuments qu'il a fait élever, et dont M. Silvestre de Sacy a donné un savant explication.“ — (p. 51.: „Il paraît qu'Ardeschir se prétendait même issu par son grand-père Sassan de la race des anciens rois qui avaient régné dans la Perse avant l'invasion d'Ale-

thische Reich war auf Feudalprincipien gegründet, und die Königreiche von Medien, Persien, Babylonien und andere waren wenigstens in den früheren Zeiten lebenspflichtige Herrschaften; später bildeten sie das Reich des großen Königs.“

6) Eigentlich 481 Jahre. Der Fall erfolgte im Jahr 226 n. Chr., im Jahre Roms 979; im 5ten Regierungsjahr des Severus Alexander. Man vergl. Niebuhr a. a. D. S. 369 — 372., der mit Verweisung auf Agathias II. sagt: „Die Sage, daß er ein Sohn von Babeg gewesen sey, ist sehr apokryphisch.“ Die Griechen nannten ihn Artaxerxes oder Artaxerès (vergleiche über Artaxerxes und Artaxschetr und über die Urier τὸ Ἀρειον γένος bey Damascius περὶ ἀρχ' p. 384 ed Kopp. — meine Sammlg., I. S. 234. dritte Ausgabe) und jetzt überhaupt Eleß in Parthi in Pauly's Real-Encycl. V. 2. p. 1205, und in Sassaniden, ebenda selbst VI. 1. p. 784 ff.

tion manifeste avec le témoignage unanime de l'antiquité. Il suffit, pour le démontrer, de s'appuyer de l'autorité des tous les géographes grecs et romains qui font mention d'une province de Perse, appelée Parthie ou Parthyène, où ils disent que les Arsacides jetèrent les premiers fondements de leur empire. Ce pays, dont l'étendue ne nous est pas bien connue et dont les limites paraissent avoir considérablement varié, était borné à l'orient par Asie; au sud, par la Caramanie; au couchant, par la Médie, l'Hyrcanie et la mer Caspienne; et au nord, par les nations scythiques qui habitaient les rives de l'Oxus. Observons cependant que le nom de Parthyène ne semble s'appliquer proprement qu'à une petite contrée située à l'orient de la mer Caspienne, et que celui de Parthie désigne la totalité des pays qui furent les premières conquêtes des Arsacides, et les seuls qui reconnurent leur souveraineté pendant assez longtemps ³⁾.

„C'e fut dans la Parthyène que les Arsacides se rendirent pour la première fois indépendants des Seleucides. Il est donc fort naturel qu'ils aient pris le nom de cette province, et qu'ils l'aient étendu à la totalité de leur em-

3) Ueber die Quellen der Geschichte der Parther und ihre Geschichte selbst verdient immer mehr nachgelesen zu werden mein alter Lehrer Chr. Dan. Beck in der Anl. zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völkergeschichte II. S. 75 — 78, dem ich jetzt Weniges beyfügen will. Schon Hekataös von Milet kennt Παρσοί s. ed. Clausen p. 93, wie sie auch Herodot nennt. Bey Ktesias in den neuesten Texten bald Παρσαῖοι, bald Παρσοῖοι, bald Παρσοί (s. Fragg. Historiae. græc. ed. Car. Müller Vol. I. p. 14. 42. 44. 47) und so variiren die übrigen Schriftsteller der Griechen, die wir zugleich als Quellen ihrer Geschichte betrachten müssen, wozu aber Appianus nicht gehört, denn die ihm beygelegte *ιστορία Παρθικῆ* ist nichts als ein aus Plutarch's Schriften zusammengesetzter elender Cento, und daher auch in der neuen Ausgabe bey Didot mit Recht weggelassen worden (s. Praefatio p. VII daselbst.) — Andere Nachweisungen über die Quellen der parthischen Geschichte s. bey Cles a. a. D. S. 1198.

pire. S'il était besoin d'autres preuves pour démontrer que le nom de Perses et celui de Parthes n'ont jamais rien eu de commun, il suffirait de dire qu' Hérodote, qui vivait environ deux siècles avant la révolte du premier des Arsacides, parle plusieurs fois des Parthes comme d'une petite nation de la Perse orientale, dont le nom obscur n'avait certainement aucune rapport pour l'origine avec celui des Perses. Enfin, les Arméniens, qui furent gouvernés par des rois de la même race que ceux qui regnoient en Perse, ont bien soin de distinguer ces deux noms. Celui de Barsik'h, désigne les Perses, et celui de Barthierk'h, s'applique aux princesses de la race royale des Arsacides. Der des Armenischen kundige Verfasser hat die Armenischen Charaktere beygefügt.) ⁴⁾

4) Hierzu bemerkt Lajard Tom. II. p. 307 sq. in den Notes de L'Editeur: „La distinction judicieuse qu'établit l'auteur entre les Perses et les Parthes est confirmé non seulement par le témoignage des historiens arméniens, ainsi qu'il a soin de le faire remarquer, mais aussi par la grande inscription trilingue, gravée en caractères cunéiformes sur un rocher, à Bi-sutoun. Darauf bemerkt er, daß diese Inschrift dem seligen Sainmartin unbekannt geblieben, beruft sich dann auf die lateinischen und englischen Uebersetzungen und Erklärungen des Major Rawlison, macht auf die Wichtigkeit dieser Inschrift für die Geschichte der Achämeniden (worüber uns neuerlich Kubino eine schöne Abhandlung, Marburg 1849 geliefert hat) aufmerksam, und bemerkt, mit Nachweisung vieler Columnen, daß auf diesem Denkmal der Name Pârsa (Pâsiya in Genitiv) beständig in der Bedeutung von Persis und von Persius vorkommt; wogegen Parthyene oder Parthien eben so beständig mit dem Namen Parthova bezeichnet wird; fügt endlich hinzu, daß schon vorher Lassen in seiner Schrift: „Ueber die Keilinschriften der ersten und zweiten Gattung“ gezeigt habe, daß der Volksname Perser geschrieben wird Pârsa und der andere Parther: Parthova; daß man aber für die Bedeutung des letztern in der Sthenensprache Flüchtling keinen besseren Gewährsmann als den Justinus XL. 1. habe. — Die verschiedenen Etymologien von Parther und Parthien findet man jetzt zusammengestellt bey Cles a. a. D. S. 1195 f.

Auch wird im Verfolg der wirklich verschiedene Ursprung der Parther und der Perser nachgemessen Pag. 33. sq.: Il nous paraît hors de doute, d'après tout ce que nous venons de rapporter, que les Parthes avaient une origine différente de celle des Perses, puisque, jusqu'au derniers jours de leur domination, ils affectèrent de se distinguer de leurs sujets, soit par les usages, soit même par le langage.“ Jedoch wird im Verfolg (p. 35) gezeigt, wie die griechischen Schriftsteller die Parther, besonders seitdem die Arsaciden Persien beherrschten, Perser benennen, eben so wie sie die Sassaniden, die Neuperser mit dem Namen Parther belegen. Nachdem die allmähliche Zunahme der Macht der Parther, ihre Eroberungen Persiens und Armeniens überblickt worden, wird weiter gezeigt, wie sehr seit des Crassus und des Antonius Niederlagen dieselben den Römern sich fürchtbar gemacht, so daß diese vor der Regierung Trajan's nie gewagt hätten ihre Heere in großen Massen den Parthern entgegen zu stellen, und wie sie jedes Anerbieten der Letztern zu Unterhandlungen mit ihnen aufs Bereitwilligste zu Friedensschlüssen benützt hätten. Moran (Tom. II. p. 181.) folgende inhaltsreiche Betrachtungen angeknüpft werden, die ich im Original hinzufüge; „On peut donc affirmer avec certitude que, sans les divisions intestines, qui agitèrent constamment leur empire, et sans les vices de leur constitution féodale⁵⁾ qui les empêcherent d'entre-

5) An einem andern Orte (II. p. 293.) sagt Saint-Martin, es sey eine fast allgemeine Ansicht, das Feudalsystem sey seinem Ursprung nach europäisch, und in den germanischen Wäldern entsprungen, aber nichts desto weniger eine völlig irrige; und schließt mit den Worten: — „et l'on verrait que si c'est des forêts de la Germanie que nous avons tiré le gouvernement féodal, il n'en est certainement pas originaire“ etc. etc. pagg. sq. Wenn Saint-Martin diese Sätze in einer 1821 in der Akademie gehaltenen Vorlesung vorgetragen hatte, so ist jetzt interessant zu bemerken, daß gleichzeitig oder vielleicht früher in seinen zu Bonn gehaltenen Vorlesungen Niebuhr dasselbe Ergebnis seiner Forschungen ausgesprochen hatte; denn in den Vorträgen über die römische Geschichte von Schmitz und Zeiß II. S. 370 heißt es unter Anderem: „Das par-

prendre des expéditions lointaines, les Parthes eussent fini, sinon par chasser les Romains de tout l'Orient, du moins par se rendre maîtres de la Syrie, où les peuples, à cause de la similitude des moeurs et de la religion, étaient disposés à se soumettre à leur puissance, comme on le voit par plusieurs de leurs expéditions.“

Wenn Saint-Martin die Feudalverfassung hier zu den Ursachen des Sturzes der Arsaciden zählt, so hatte er im ersten Theil den Untergang dieser Dynastie selbst berichtet; denn über dieses weltgeschichtliche und den ganzen Orient erschütternde Ereigniß sagt er (Tom. I. p. 49 sq.): „Après avoir dominé presque cinq cents⁶⁾ ans sur la Perse, la race royale des Arsacides fut dépossédée de la couronne par un Perse surnommé Ardeschir, et nommé indifféremment fils de Babek (Pabek) ou fils de Sassan, selon qu'il est question de ses aïeux paternels, ou de ses aïeux maternels. — C'est pourquoi il est toujours appelé, par les écrivains orientaux, Ardeschir Babégan, c'est-à-dire fils de Babek. Il se nomme ainsi lui-même sur le monuments qu'il a fait élever, et dont M. Silvestre de Sacy a donné une savante explication.“ — (p. 51.: „Il paraît qu'Ardeschir se prétendait même issu par son grand-père Sassan de la race des anciens rois qui avaient régné dans la Perse avant l'invasion d'Ale-

thische Reich war auf Feudalprincipien gegründet, und die Königreiche von Medien, Persien, Babylonien und andere waren wenigstens in den früheren Zeiten lehenspflichtige Herrschaften; später bildeten sie das Reich des großen Königs.“

6) Eigentlich 481 Jahre. Der Fall erfolgte im Jahr 226 n. Chr., im Jahre Roms 979; im 5ten Regierungsjahr des Severus Alexander. Man vergl. Niebuhr a. a. O. S. 369 — 372., der mit Verweisung auf Ugathias II. sagt: „Die Sage, daß er ein Sohn von Babek gewesen sey, ist sehr apokryphisch.“ Die Griechen nannten ihn Artaxerxes oder Artaxeres (vergleiche über Artaxerxes und Artaxschett und über die Urier τὸ Ἀρξίων γένος bey Damascius περὶ ἀρχ' p. 384 ed Kopp. — meine Symbolik, I. S. 234. dritte Ausgabe) und jetzt überhaupt Elef in Parthi in Pauly's Real-Encycl. V. 2. p. 1205, und in Sassaniden, ebendasselbst VI. 1. p. 784 ff.

xandre.“ — (Tom. II. Appendice, p. 290.) Dagegen in Armenien dauerte das Arsacidenreich noch über 150 Jahre fort, ob es gleich seine Unabhängigkeit gegen die Perser mühsam zu vertheidigen suchte und oft genöthiget war, die Oberlehensherrschaft derselben anzuerkennen. 7)

Der Verfasser giebt darauf (p. 290 — 292) einen ganz kurzen Ueberblick des Schicksals dieser armenischen Arsaciden nach dem Sturz ihres Reiches; wie mehrere dieser Prinzen das Vaterland verlassen und im griechischen Heere unter Belisar als Heerführer sich auszeichnet; wie sie auch unter den folgenden Regierungen der griechischen Kaiser in hohen Staatsämtern gebient; wie der letzte männliche Sprößling erst im Jahre 1028 gestorben; wie dagegen um dieselbe Zeit neue Zweige der Arsaciden in Armenien selbst ausgeblühet, die in den Jahrbüchern dieses Landes nicht weniger durch Muth und Großthaten, als durch andere Tugenden und ihre Geisteswerke ihr Vaterland berühmt gemacht. Sie theilten sich in zwey Linien: die von Cilicien, die erst nach dem Jahr 1200 unserer Zeitrechnung erlosch, und in die von Anj in Groß-Armenien, die noch im dreyzehnten Jahrhundert existirte, und von der es sogar wahrscheinlich ist, daß sie viel weiter über diese Epoche hinaus ihr Daseyn gefristet hat.

Ehe ich schliesse, muß ich noch zwey interessante Beyträge zur Geschichte des Christenthums berühren. Unmittelbar vorher hatte der Verfasser (p. 289 sq.) erzählt, daß Tiridates II. oder der

7) Besonders wenn die schwachen Kaiser des oströmischen Reichs diese Arsaciden den Neupersern gegenüber schutzlos ließen, wobey der Verfasser darauf aufmerksam macht, wie sehr die unkluge Politik Theodosius des Zweyten, der in einem Theilungsvertrag dem König von Persien vier Fünftel von Armenien überlassen hatte, zum völligen Untergang auch dieses armenischen Arsaciden-Zweiges beigetragen, der auch schon im Jahre 428 nach Chr. erfolgte. — Hierbey bemerke ich, daß man hiernach die Worte Gibbon's (Cap. 32. a. C. S. 89) bemessen muß, der über diese Theilung Armeniens sagt: — „und eine Gebietsverweiterung, die Augustus verachtet haben würde, warf einigen Glanz auf das sinkende Reich des jüngeren Theodosius zurück.“

Große Sohn Chosroes I., König von Armenien auf den Thron seiner Väter zurückgekehrt, die Parther bekriegt, und später den christlichen Glauben angenommen habe; „Dix-huit ans après le rétablissement de Tiridate sur le trône d'Arménie et trente (nämlich gegen das Jahr 302 nach Chr.) avant la conversion de Constantin, les Arméniens et leur roi embrassèrent le christianisme. Saint-Grégoire fils d'Anags qui avait assassiné Chosroès, fut l'apôtre et le premier patriarche d'Arménie. Ce fait, que nous croyons pouvoir démontrer jusqu'à l'évidence, assure aux Arméniens le rang de première nation chrétienne. 8)

(Schluß folgt.)

8) Dieser Tiridates II. (nach Undern III.), Vertad der Große, war im 3ten Jahr von Diocletian's Regierung auf den Thron gelangt. Vergl. jetzt Cles in Tiridates bey Pauly VI. S. 1993 f. der auf Saint-Martin Mémoire sur l'Arménie verweist I. — p. 302 sq. — Ich selbst erlaube mir hierbey ein Curiosum anzuführen: Wenn also die Armenier unter den Nationen die ältesten Christen waren, und ihre Könige und Priester, wie zunächst vorher erzählt worden, noch über das 13te Jahrhundert fort dauerten, so hätte es der Zeit nach nichts ungläubliches, wenn Armenier zu Anfang des 12ten im hohen Norden erscheinen. Mein seliger Gönner und Freund Friedr. Münter in Kopenhagen legte mir neulich vor Jahren brieflich folgendes Räthsel vor: „In dem alten isländischen Christenrecht vom Jahre 1123 heist es unter Anderm: „„Wenn Bischöfe oder Priester nach Island kämen, die kein Latein verstünden, und entweder Griechen oder Armenier wären, so dürfe man zwar wohl ihrem Gottesdienste beywohnen, aber keine Messe und kein Sakrament von ihnen verlangen.““ — Nun fragt Münter: „Wie läßt es sich nun annehmen, daß Armenische Geistliche nach Island gekommen?“ Hier liegt also die Schwierigkeit im Raum, in der ungeheuren Entfernung. — Aber der gelehrte Mann wußte das Räthsel am besten selbst zu lösen, nämlich so: Die Russen werden in der Sprache des Nordens Griechen genannt; und bey den Armeniern müßte man hier an Armagh in Irland denken, dessen Bischof noch heut zu Tage Primas von Irland ist.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. Juli.

Nro. 14.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung. Festgabe dem Fürsten deutscher Rechtslehrer Fr. C. v. Savigny zur Jubelfeyer des 31. Oktober 1850 überreicht von M. U. von Bethmann-Hollweg. Bonn 1850. 8. S. 84.

Die älteste deutsche Geschichte hat in früherer und in neuerer Zeit so zahlreiche und darunter so ausgezeichnete Bearbeiter gefunden, daß man meinen sollte, sie müßte, im Wesentlichen wenigstens, zum Abschluß gebracht seyn, um so mehr als die Quellen, aus welchen sie zu schöpfen ist, von jeher die alten und allbekanntesten sind, doch aber ist es nicht so. Wohin wir auf diesem Gebiete unsere Blicke richten, sehen wir Fragezeichen, alte wie neue. Die Schuld liegt zunächst nicht an den Geschichtsforschern, sondern theils in der Mangelhaftigkeit, theils aber auch und noch mehr in der eigenthümlichen Beschaffenheit der Quellen. Unfern vollen Zorn verdient der Wortgeiz des unvergleichlichen Tacitus. Keine Gelehrsamkeit reicht hin, wie es scheint, die Räthsel zu lösen, welche er uns in seiner Germania aufgestellt hat. Auch ist wohl ziemlich gewiß, daß er, der Römer, selbst nicht immer recht verstand und richtig auffaßte, was er von den Deutschen wußte und uns berichtet, und wenn auch, daß jedenfalls seine Sprache zu arm gewesen; denn in den Wäldern Germaniens keimte damals eine Welt voll eigenthümlicher, bis dahin unbekannter Erscheinungen und Lebensregungen. Um sie genau und verständlich

bezeichnen zu können, hätte er erst viele neue Worte erfinden müssen.

Es blieb, so schien es, und lag jedenfalls sehr nahe, keine andere Wahl, als die Germania des Tacitus, diesen deutschen Urwald, durch Rückschlüsse von den gemeinsamen Einrichtungen der germanischen Völker, wie uns dieselben bald nach der Völkerwanderung entgegen treten, und sodann durch die analogen Verhältnisse, welche in den nordischen Reichen bestanden, aufzuhellen. Diese beyden Hülfsmittel sind an und für sich nicht verwerflich, doch fordert ihre Anwendung sehr große Vorsicht. Denn einer Seits ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Entwicklung des Lebens in den nordischen Reichen ihren eigenthümlichen Weg ging, und anderer Seits darf man nicht aus den Augen verlieren, daß zwischen dem Zustand, welchen uns Tacitus in der Germania schildert, und jenem, der hervortrat nach der Völkerwanderung, mehrere inhaltsschwere Jahrhunderte liegen, innerhalb welcher die tiefeingreifendsten Umwandlungen vor sich gingen, und nicht etwa nur in dem römischen Reiche, sondern nicht minder auch im Germanenthum, in letzterem zumeist in Folge des höchst mannigfachen, so lange andauernden Verkehrs der Deutschen mit den Römern, dessen Folgen man in der Regel allzu wenig beachtet, und die daher Ref. zum Gegenstand einer eigenen, bereits vollendeten Abhandlung gemacht hat. Sind auch die Grundlagen die nämlichen geblieben, so trieb doch die schöpferische Lebenskraft der Germanen neue Keime hervor und bewirkte ganz neue Gestaltungen, indem die fortschreitende Entwicklung derselben selbst Fremd-

artiges in ihren Kreis zog, demselben jedoch das ihr eigenthümliche Gepräge ausdrückte. So kann es denn leicht geschehen, daß man in die Urzustände unseres Volkes Vorstellungen überträgt, welche demselben gänzlich fremd gewesen. Und es ist geschehen, nur zu oft schon.

Der rühmlichst bekannte Hr. Verf. der vorliegenden Schrift, welche, wie aus der Zueignung an Savigny hervorzugehen scheint, als Vorläufer einer Rechtsgeschichte zu betrachten ist, warnt daher mit Recht vor diesem Verfahren, und gibt mit Beziehung hierauf den verständigen Rath, der sehr verführerischen Lust, mehr wissen zu wollen, als man wissen kann, Schranken zu setzen, das Mögliche aber sich thunlichst klar zu machen und in seinem Wesen zu erfassen. Er hält sich daher auch in den Untersuchungen, welche er hier mittheilt 1) über die geschichtliche Lage der Germanen überhaupt; 2) über den socialen Zustand derselben; 3) über ihre Staatsverfassung, und 4) über ihr Verhältniß zu den Römern, strenge an die alten Quellengeschichtschreiber ohne Rücksicht auf die Zustände, wie sich diese nach der Auflösung des römischen Reiches herausgebildet hatten.

An der Schwelle unserer Geschichte steht noch immer die offene Frage: waren die Deutschen zu Cäsars und Tacitus Zeit noch Wandervölker oder hatten sie bereits festes Grundeigenthum? Beides wurde und wird fortwährend, und zwar mit großer Ausschließlichkeit behauptet; während aber erstere Ansicht früherhin vorzugsweise in Geltung stand, hat letztere in neuerer Zeit fast allgemeine Annahme gefunden, und zumeist von Seite der intelligentesten Forscher, obwohl auch jene tüchtige Verfechter gefunden besonders in neuester Zeit, so daß es fast den Anschein gewinnt, als würde erstere wieder in den Vordergrund treten. So hervorragend auch Müllers Verdienste um die deutsche Geschichte sind, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß gerade er diesem Irrthum so allgemeine Verbreitung verschafft hat; denn er ist es, der durch die Analogie der ländlichen Verhältnisse seiner Zeit irregeleitet, den Grundbesitz des Einzelnen zum Mittelpunkt der ältesten Verfassung der Germanen gemacht hat.

Der Hr. Verf. tritt weder der einen, noch der anderen dieser Ansichten bey, sondern sucht beyde, einander, wie man glauben möchte, sich widersprechenden Richtungen des deutschen Lebens, die Sesshaftigkeit einer, und anderer Seits die Wanderlust der Germanen mit einander in Harmonie zu bringen, und glaubt ihre Einigung zu finden „in der ältesten Agrarverfassung,“ über welche, wie er sagt, Cäsar und Tacitus sicheren (?) Aufschluß geben.

Die Germanen, sagt der Hr. Verf., waren weder von Jagd und Fischerey lebende Wilde, wie ihre nordöstlichen Nachbarn, die Finnen, noch mit Viehherden schweifende Nomaden, wie ihre östlichen Gränzer die Sarmaten, sondern standen auf der Culturstufe des Ackerbaues und damit verbundener Viehzucht.

Aus den bekannten, hierher bezüglichen Stellen, welche sich bey Cäsar und Tacitus finden, und die den Forscher zur Verzweiflung bringen möchten, hat er ausführlich nachzuweisen versucht, daß die Deutschen ohne Unterschied alljährlich die Flur gewechselt, und daher immer von Neuem unter sich vertheilt, folglich keinen dauernden Privatbesitz gekannt haben, die Agricultur in Folge dieser Agrarverfassung auf einer sehr niederen Culturstufe gestanden sey, und die Germanen sich so leicht zur Wanderung bereit gefunden haben. Diese Ansicht, die mit jener Gründlichkeit behandelt ist, welche dieser wichtige Gegenstand verdient, möchte wohl geeignet seyn, den Leser zu gewinnen. Ref. jedoch kann sie nicht theilen; daher er sich veranlaßt fühlt, davon etwas ausführlicher zu sprechen, besonders weil dieser Gegenstand so wichtig ist.

Allerdings war der Hr. Verf. auf der rechten Spur, aber die festgewurzelte, allgemein herrschende Meinung, daß alle deutschen Stämme nicht etwa bloß nach ihrer Herkunft und Sprache, was unbestritten ist, sondern auch in ihren Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen, mit einem Worte: in ihrer socialen und staatlichen Lebensordnung sich völlig gleich gewesen sind, diese irriige Meinung hat auch ihn das Richtige nicht oder doch nicht vollständig erkennen lassen.

Als irrig aber stellt sich dieselbe dar, wie wenigstens Ref. dafür hält, von welcher Seite immer man sie ins Auge fassen mag. Nimmt man nämlich mit Mannert an *) (wogegen jedoch derselbe sich ausdrücklich verwahrt), die Deutschen seyen, wofür Tacitus schon, was ihm verzeihlich, übrigens mit der ihm eigenthümlichen Vorsicht (crediderim, sagt er) ausgeben zu dürfen glaubte, Autochthonen gewesen, und stammen, wie er erläuternd hinzufügt, von Menschen ab, welche die Vorsehung in Germanien gepflanzt hat, so gingen doch wohl mehrere Jahrhunderte vorüber, bis sich die Nachkommen derselben zu Volksstämmen ausgewachsen haben. In Folge ihrer Zerstreuung, welche eingetreten ist und eintreten mußte, und in Folge der sehr lockeren Verbindung unter sich, so wie der Feindschaft, welche viele gegenseitig abschloß und nicht selten mit einander in Conflict brachte, mußte das Leben der einzelnen Stämme sich verschieden entwickeln, wenn auch, was nicht geläugnet wird, die Entwicklung auf der gemeinsamen Grundlage erfolgte; sie konnten jedenfalls nicht, schon darum, weil sie nicht gleichen Alters waren, und nicht alle unter denselben inneren und äußeren Verhältnissen lebten, bezüglich welcher wohl große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit stattfand, in der Kultur gleichen Schritt halten. Die Entwicklung der Völker geht denselben Gang wie die der Individuen (und aus diesen bestehen jene), und wird gehemmt oder gefördert durch die Gunst oder Ungunst der sie umgebenden Verhältnisse, wie durch die eigenen Strebnisse. Das Nämliche mußte aber auch eintreten, wenn die Deutschen etwa abstammen von einer Menschenchaar, welche von anderen Gegenden eingewandert ist, ebenso wenn die einzelnen Stämme nicht erst in Deutschland sich gegliedert, sondern als solche schon in ihrer Urheimath, welche man, gewiß nicht unrichtig, in Asien sucht, gebildet, in Germanien angekommen sind. Das konnte nicht in demselben Augenblick, sondern nur innerhalb eines größeren Zeitraumes, und wohl auch nicht auf ganz gleiche Weise und auf den nämlichen Wegen geschehen seyn, folglich

*) Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken I, 4.

ist auch in diesem Falle eine völlig gleiche Entwicklung nicht wohl denkbar.

(Schluß folgt.)

Fragments d'une Histoire des Arsacides.

(Schluß.)

Die zweite Erzählung betrifft die Befehung des Königs von Dörhorne oder Edessa⁹⁾ Abgarus, deren Authenticität Saint-Martin gegen den Scepticismus der Neueren vertheidigt:

I. P. 118 sq.: „Les écrivains ecclésiastiques rapportent que le roi d'Edesse, Abgare, attaqué d'une maladie regardée comme incurable, qui le tourmenta pendant long-temps, entendit parler des miracles opérés par le Sauveur du

9) S. Saint-Martin Tom. I. p. 104—106. und dazu die Notes von Lajard Tom. 2. p. 318. und daselbst Buttman, „Ueber die alten Namen von Dörhorne und Edessa (jetzt in dessen Mythologus I. S. 213 f.). — Da Lajard meine Schrift „Zur Kritik der römischen Kaisergeschichte“ nicht gekannt hat, so muß ich hier darauf verweisen. Ich habe nämlich dorten p. 120. einige Stellen des Julian (Orat. IV. p. 150. Spanh. u. Epistol. XLIII. p. 379. ed Heyler) und der neulich von A. Mai zuerst herausgegebenen Orbis Descriptio (Class. Auctores Rom. 1831. Tom. III. p. p. 392. woraus der Herausgeber sich nicht zu finden wußte) über diese Dertlichkeiten kritisch behandelt und, wie ich glaube verbessert. — Diese Fürsten von Edessa werden von den Syrern zwar malka genannt; ja sie nennen sie auf ihren Münzen selbst βασιλεύς, ja sogar μέγας βασιλεύς; aber die griechischen Geschichtschreiber nennen sie bald τόπαραι, bald φίλαρχοι, und im Arabischen heißen sie Schechs (Fabricius und Penzel zum Dio Cass. XL. 20.). — Abgar, Augar, Akhar, angeblich den Großen bedeutend, war der gemeinsame Name der ganzen Dynastie. Abgar mit dem Beinamen Ouchama, der Schwarze, verlegte zuerst seinen Königsthron von Nisbis nach Edessa, und dieser ist der, von dem hier die Rede ist (S. Mart. I. 104 sq.—147, II. 281 sq.).

monde, et lui adressa un message par un de ses officiers nommé Ananias. Il obtint une réponse de Jesus-Christ, qui lui envoya un de ses apôtres, saint Thadée, pour le guerir. Cet apôtre vint à Edesse, opéra la guérison du roi, prêcha la foi, convertit le prince, ainsi que la plupart des habitants, et sacra évêque de la ville un nouveau converti appelé Barsouma ou Khoharare, à qui il imposa le nom d'Atté, et qui souffrit le martyre sous le successeur d'Abgare.

Cette histoire est généralement regardée comme fabuleuse, ¹⁰⁾ quoiqu'elle ait été racontée dès une époque assez ancienne. Eusèbe de Césarée paraît être le premier auteur qui l'ait rapportée, à moins qu'on ne veuille supposer un passage de George Synelle ¹¹⁾, comme l'a fait Grabe ¹²⁾, que Jules Africain pouvait avoir avancé sur ce point l'évêque de Césarée. Ce lui-ci ¹³⁾ donne le texte entier de la lettre d'Abgare, et dit l'avoir traduit fidèlement sur le texte syriaque, qu'il avait vu, et qui, de son temps, se conservait dans les archives d'Edessa. Les autres écrivains ecclésiastiques font mention du même fait, et transcrivent la lettre dans les mêmes termes qu'Eusèbe, à de très-légers changements près. L'original même de la réponse de Jesus Christ, assure t'on, exista fort longtemps à Edesse, ainsi que l'image du Sauveur" etc. —

P. 129—132. „Les dernières circonstances que nous avons de relater vont le démontrer. Elles prouvent, que le roi Abgare est

10) Voy. Fabric. cod. apokryph. T. I. p. 316 sqq. (cf. Tom. II. p. 281. „Parmi les princes de cette dernière race, on distingue le roi Abgare, si célèbre par les rapports qu'il eut avec le Sauveur, selon une très-antique tradition de l'Eglise, que le scepticisme moderne a rejetée avec trop de légèreté, mais dont nous espérons démontrer l'authenticité par les nombreux témoignages.“)

11) Pag. 359.

12) In not. ad Tom. I. Spicileg. Patrum, p. 314 sq.

13) Euseb. Hist. Eccles. I. 13 (cf. Evagr. IV. 27. Bayeri Historia Osrhoëna et Edessena p. 104—120; Jo. Sal. Semleri Dissert. de Epistola Christi ad Abgarum Hal. 1756.)

identique avec le roi Monobaze I. de Joseph, et que ce prince embrassa réellement la religion chrétienne. Joseph (Antiqq. Jud. XX. 11. 1.) nous apprend, en effet, que le roi Monobaze, après avoir épousé sa soeur, qui se nommait Hélène, en eut deux fils, Monobaze et Jzate. Les Arméniens parlent aussi de la reine Hélène: ils disent qu'elle était femme du roi Abgare, et ils ajoutent qu'après la mort de son mari, cette princesse, ne pouvant habiter au milieu des idolâtres, se retira à Jérusalem (Mos. Choren. Hist. armen. II. 32.). On comprend facilement qu'une reine de l'Adiabène ou d'Edesse n'aurait pas pris un tel parti, si elle n'avait professé la religion chrétienne, ou au moins le judaïsme. — „Il est donc bien probable que le roi Abgare ou Monobaze et sa femme Hélène s'étaient convertis au christianisme plutôt qu'au judaïsme.“ — „Ainsi que nous l'avons déjà dit, le nombrement de l'empire romain, et par conséquent, la naissance de Jesus-Christ, se placent dans la deuxième année du regne d'Abgare: ce prince mourut donc en l'an 35 ou 36 de Jesus Christ.“ ¹⁴⁾

Somit glaube ich genügend erwiesen zu haben, wie sehr sich diese beyden gelehrten Akademiker durch dieses ihr Werk um die alte Geschichte verdient gemacht.

Creuzer.

14) Hiernach ist also der obige Satz Saint-Martin's zu beschränken: „Die Armenier seyen die erste christliche Nation gewesen“ — da die Edessener ihnen im Bekentniß des Christenthums um 300 Jahre voraus waren; allein der Verfasser hat eben nur ein großes Königreich, nicht eine Provinz gemeint. Wenn derselbe den Uebertritt der Armenier 30 Jahre vor den Constantin des Großen setzt, so muß man dabei an dessen wirkliche Tausche in seinem Todesjahr 337 nach Chr.) denken; worüber Gibbon eh. XX. sehr ausführlich spricht.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. Juli.

Nro. 15.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Ueber die Germanen vor der Völkerman-
derung.

(Schluß.)

Anders müssen sich die Lebensverhältnisse derer gestaltet haben, welche sich erst im langen Streit mit den Kelten, die bis tief hinein in Deutschland sich ausgebreitet haben, einen Platz zum Wohnen erkämpfen mußten, anders die Verhältnisse jener, welche, wie wahrscheinlich die in den nördlicheren Theilen Germaniens, einen solchen Kampf nicht zu bestehen hatten, anders die Zustände derer, welche zuerst, und anders die jener, welche zuletzt in Deutschland sich eine Wohnung gesucht haben. Zuerst angekommen in Deutschland sind aber, wie man wohl annehmen darf, jene, welche wir im Westen, jene zuletzt, welche wir im Osten Germaniens angesiedelt finden. Und damit stimmt denn auch die Geschichte überein, was Ref. hier nicht ausführlicher nachweisen kann, es aber demnächst bey einer anderen Gelegenheit thun wird. Den alten Quellengeschichtschreibern entgingen keineswegs die Verschiedenheiten, welche man auch annehmen mußte, wenn sie derselben auch nicht ausdrücklich gedacht haben würden. Einige Andeutungen mögen genügen.

Die Uhier, welche am Rheine wohnten, waren laut Cäsars Berichteter gebildeter (humaniores) als ihre übrigen Stammgenossen (b. g. IV, 3), bewohnten Städte (VI, 10), trieben Ackerbau (Plin. XVII, 4), hatten also wohl sicher Grundeigenthum, trieben Schiffahrt auf dem Rheine (IV, 16), und hatten einen Senat (IV, 11). Eigenthümlichkeiten

einzelner Volksstämme hat Tacitus mehrfach angedeutet, jene der Chatten ausführlich (c. 30. 31) besprochen. Die auffallendste Verschiedenheit aber tritt laut der bestimmtesten Zeugnisse zwischen den West- und Ostdeutschen, oder Sassen und Sueven hervor. Letztere erblicken wir noch im Wanderleben begriffen, erstere dagegen als sesshaft, und darum waltet, wofür die Geschichte gleichfalls klare Zeugnisse darbietet, der Ackerbau und die Liebe zur Heimath bey ersteren vor, bey den letzteren aber die beständige Kampfbereitschaft, welche ihr andauernder Streit mit ihren Nachbarn, den Kelten, nothwendig machte; und auf sie, nicht auf die Sassen, wie seiner Zeit nachgewiesen werden soll, bezieht sich der alljährlich wiederkehrende Sturwechsel, und ausschließlich auf sie Cäsars Nachricht: agriculturne non student (den Ackerbau vernachlässigen sie). Die Sueven kannten demnach kein Grundeigenthum, keinen festen Grundbesitz.

Aus diesen Gründen hält Ref. den Versuch des gelehrten Hrn. Verf. die thatsächlich vorhandenen Gegensätze auf die oben schon bezeichnete Weise zu einigen, für verunglückt, für gänzlich unrichtig aber die vorherrschende Ansicht, daß alle deutschen Stämme festen Grundbesitz hatten. *)

*) Ein sehr tüchtiger Forscher, Sachsse (Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtslebens. 1844. S. 8.) drückt sich hierüber so aus: „die Rechtsinstitute aller (?) deutschen Völker deuten (?) auf das Grundeigenthum hin, und gewiß schon darum muß uns dieses Rechtsinstitut, auch wenn es nicht bei allen Völkern ganz bestimmt erwähnt wird, für ein Allgemeines gelten.“

Auch Ref. zwar nimmt diesen an, wie er schon angedeutet hat, zugleich aber auch das Wanderleben, und ist der Ueberzeugung, daß diese beyden Richtungen des germanischen Lebens auseinander gehalten werden müssen, weil sie auch unabhängig von einander und getrennt in der Geschichte, nämlich die eine bey den Sassen, die andere bey den Sueven sich uns darstellen. Nur so dürfte es gelingen, manche der Widersprüche, welche man nicht immer vorgefunden, sondern sich erst gemacht hat, auszugleichen, und manch anderes, was wie ein Räthsel vor uns steht, wenn auch nicht völlig, doch wenigstens klarer zu erfassen.

Eine Frage, welche, gleichfalls seit Möser, und durch ihn veranlaßt, die Geschichtsforscher, zumal die neueren, sehr lebhaft beschäftigt, die Frage, ob die Monarchie oder die Democratie als die frühere Verfassung der Germanen angesehen werden müsse, ist guten Theiles eine überflüssige, weil eigentlich im Allgemeinen schon gelöste. Nur die in den Rebelregionen der Speculation herumfahrende Forschung kommt immer wieder von Neuem darauf zurück, weil auf diesem dunklen Gebiete unserer ältesten Zustände der Phantasie eine breite Bahn geöffnet ist, und müht sich beständig ab, das schon längst Gefundene immer wieder von vorne an zu suchen. Diese Frage haben die Alten, deren Anschauung nicht so durch philosophische Systeme irrefeleitet und gefinstert war, besser zu beantworten verstanden. Sie gingen von der Ansicht aus, daß, wie Justin seine Geschichte beginnt, *principio rerum gentium nationumque imperium penes reges erat*. An der Spitze aller Völker, deren früheste Geschichte wir kennen, erblicken wir Könige, so auch an jener der meisten deutschen Stämme, und wir müssen sie naturgemäß auch in dem Falle als vorhanden annehmen, wenn ihrer auch nicht ausdrücklich gedacht ist, so daß also nur die Frage übrig bleibt: wie war die königliche Gewalt der Germanen in den ältesten Zeiten gestaltet? Um die richtige Antwort zu finden, muß auch hier der Unterschied, der zwischen den Ost- und West-Deutschen, zwischen den Sueven und Sassen, sich bemerklich macht, im Auge behalten werden.

Gegen die Ansicht des Herrn Verf., daß der germanische Staat gemeindeartig (republikanisch) verfaßt war, so jedoch, daß hiedurch das monarchische Element nicht ausgeschlossen wurde, möchte kaum etwas einzuwenden seyn, da hiefür viele Stellen bey den Quellengeschichtsschreibern, namentlich bey Tacitus sprechen, und überhaupt alle Völker mit dem beschränkten, großentheils patriarchalisch gestalteten Königthum begonnen haben; allein Ref. kann diese Ansicht nur gelten lassen, wenn sie auf die sassischen Stämme beschränkt wird; denn nicht minder klare Zeugnisse liegen vor, daß bey den Sueven das Königthum nicht, oder doch viel minder beschränkt gewesen, was eine nothwendige Folge ihres kriegerischen Lebens war. Ref. erinnert hier nur an Marbot und die Gothen, welche wie Tacitus (c. 43) bemerkt, *regnantur paulo iam adductius*.*)

Die viel bestrittene Frage: ob die Deutschen einen Erbadel hatten, löst sich von selbst; denn wo immer die Königsgewalt besteht, da findet sich aus natürlichen Gründen ihr zur Seite stets auch ein Adel. Die Untersuchung über die Entstehung desselben, welche schon so viele Massen Papier verschlang, gehört nicht bloß in das Gebiet des Müßigen, wohin sie der Hr. Verf. verweist, sondern selbst in das des Lächerlichen, weil sie sich mit einem historisch unlöslichen Gegenstande beschäftigt.

Von Wichtigkeit aber ist die Untersuchung über die Stellung des Adels gegenüber den Fürsten und dem Volke. Der Hr. Verf. ist der Ansicht, welche wohl sicher der Wahrheit am nächsten kommen dürfte, daß der Adel rechtlich der Volks- und Gemeindeverfassung eingeordnet, factisch jedoch im Besitze eines Einflusses und eines Ansehens war, die das Volk ihm willig einräumte. Tacitus bezeichnet, fährt derselbe fort, mit dem Ausdrucke *nobilis* mehrmals einen eigenen Stand, und unter-

*) Mehrere andere Stellen bey Tacitus deuten auf das Vorhandenseyn einer beschränkteren, wie strafbarer Königsgewalt hin, z. B. folgende: *Pars multae regi vel civitati*. c. 12.

scheidet auch die nobilitas von persönlichem oder ererbtem Ruhme. Und da die bevorzugte Stellung des Adels in jener Zeit weder auf politische Vorrechte, noch auf ausgedehnten, selbständigen Besitz gegründet ist, so ruht er auf dem Ursprung des Geschlechtes, der sich in die mythische Zeit verliert und mit Heroen und Göttern (wie jener der Könige setzt Ref. hinzu) in Verbindung gebracht wird. (S. 41). Viele haben hierüber dicke Abhandlungen geschrieben, sich aber nicht zu Höherem und Besserem erschungen. Die Stellung, welche der Adel gegenüber den Fürsten einnahm, ergibt sich vorzugsweise aus dem Gefolgschaftswesen, das von großer Bedeutung ist. Es sind hierüber die verschiedenartigsten Ansichten, welche sehr begünstigt werden durch die Dunkelheit der Stellen, in welchen Tacitus davon spricht, in Umlauf gesetzt worden, und werden sich eben darum wohl noch lange neben einander erhalten.

Die viel angefochtene Lesart *ceteris* (c. 13) verdient unzweifelhaft den Vorzug vor *ceteri* (S. diese Blätter Bd. XXI, 889), und ist auch in den neuesten Ausgaben des Tacitus aufgenommen. Indessen ist der Sinn dieser Stelle immerhin noch zweifelhaft. Einer der besten Uebersetzer des Tacitus faßt denselben, wie folgt: „Die Jünglinge durften erst dann die Waffen anziehen, wann die Gemeinde sie für tüchtig erklärt hatte; bey Knaben von edler Geburt oder Söhnen verdienstvoller Väter machte das Oberhaupt eine Ausnahme, und reihete sie früher unter die Stärkeren und Erprobten des Gefolges ein.“ (Gutmann I, 110). Ref. tritt jener Auffassung bey, welche an der bezeichneten Stelle dieser Blätter gegeben ist: „Vornehmster Adel oder hohes Verdienst der Väter weist auch Jünglingen die fürstliche Würde an,“ und macht auf die weitere Ausführung dortselbst aufmerksam. Die Frage: wem das Recht, sich mit einem Gefolge zu umgeben, zugestanden, den Fürsten oder den Edlen, ist viel bestritten. Der Hr. Verf. entscheidet sich für erstere, und wie Ref. glaubt mit Recht, schon aus dem Grunde, weil, wenn den Edlen überhaupt dieses Recht zugestanden wäre, eine Störung in der Volks- und Heerverfassung, wenn auch

nicht erfolgen mußte, doch leicht erfolgen konnte. Der Verf. ist ferner der Ansicht, daß großentheils der Adel in solchen Schaaren vereinigt war, schließt also nicht, wie andere gethan, die Gemeinfreyen wenigstens nicht völlig aus, ob mit Recht, steht noch dahin. Nur Eines von Zweyen ist denkbar: entweder war das Recht zur Theilnahme an den Gefolgschaften allgemein, d. h. es stand den Edlen wie Gemeinfreyen gleichmäßig zu, oder es hatten nur erstere darauf Ansprüche. Ref. nimmt Letzteres an, weil einige Stellen bey Tacitus dafür sprechen, besonders jene c. 14. *plerique nobilium adolescentium petunt ultro eas nationes, quae tum bellum aliquod gerunt*. Denn warum selbst in diesem Falle bloß Edle? Auch aus der Schilderung, welche uns Am. Marcellinus von der Schlacht bey Straßburg zwischen den Alemanen und den Römern entwirft, geht hervor, daß die Gefolgschaften der Alemanischen Fürsten, welche sich an jenem Kampfe betheiligt haben, nur aus Edlen bestanden; freylich ist nicht zu übersehen, daß diese Schlacht in der Mitte des IV. Jahrhunderts vorfiel, also nicht unbedenklich ist, von ihnen einen Rückschluß zu machen auf die älteren Gefolgschaften, indem innerhalb dreyer Jahrhunderte sich gewiß Vieles umgestaltet hat.

Auch Cäsar erwähnt des Comitats, jedoch in eigenthümlicher Weise, so daß der Hr. Verf. glaubt, daß derselbe nicht von dieser Institution in ihren Anfängen, sondern von etwas ganz Anderem spreche, nämlich von dem Aufgebote Freywilliger zu einer Heeresfahrt (S. 64). Diese Ansicht dürfte kaum verwerflich seyn, besonders wenn es sich bestätigte, daß in den Gefolgschaften nur oder doch vorzugsweise bloß Edle einen Platz fanden. Diese Kriegsschaaren waren ohne Zweifel auf gleiche Weise gebildet, wie die Comitate, von diesen jedoch dadurch verschieden, daß, wenn der Zweck, um dessen willen sie aufgeboden wurden, erreicht war, sie sich wieder auflösten, während die Gefolgschaften auch im Frieden (*in pace decus — in bello praesidium*) um ihre Gefolgsherren versammelt blieben. Für eine solche Kriegerschaar hält der Hr. Verf. abweichend von der gewöhnlichen Ansicht jenen Schlachthausen mit wel-

chem Ariowist in Gallien einfiel. Dafür spricht ein wichtiger Grund — die Größe desselben, indem nicht wohl anzunehmen ist, daß die Comitate in solcher Stärke — 15000 Mann — bestanden, oder derselbe ein Nationalheer gewesen. Damit fiel auch die Ansicht derer, welche auf dem Grund des eben erwähnten Factums behaupten, daß von den Gefolgshaften die Gründung neuer Staaten ausgegangen. Mag man Cäsars Worte wie immer deuten, soviel ist wohl gewiß, daß es Heerfahrten, wie die bezeichneten gegeben. Der Zweck derselben war aber kaum, oder jedenfalls doch nicht immer, wie man gewöhnlich annimmt, Befriedigung der Kriegs- und Raublust, sondern Gründung einer neuen Heimath. Dazu drängte in jenen Zeiten schon Mangel an bewohnbarem Räume, wie z. B. aus der Geschichte der Amstovaren hervorgeht, welche in Germanien vergeblich einen Platz zum Wohnen suchten, ferner das Herkommen — später änderte sich dieses — gemäß welchem der Grundbesitz auf den ältesten Sohn überging, weshwegen die nachgeborenen sich zur Auswanderung und zur Auffuchung einer neuen Heimath genöthigt sahen. Daher auch die wiederholte Erscheinung, daß solche Heerfahrten, wenn sie ins römische Reich einfielen, immer Land zum Wohnen gegen Kriegsdienste beehrten und in den späteren Zeiten oft auch erhielten. Jene Kriegerschaaren, welche wir gemäß des römischen Staatshandbuchs (*notitia dignitatum imperii Romani*) in allen Theilen des Reiches erblicken, waren ohne Zweifel solcher Heerfahrten, nicht Gefolgshaften wie man gewöhnlich glaubt, ebenso auch jene Ansiedler innerhalb der Gränzen des römischen Staates, welche als *Laeti* in der Geschichte bekannt sind. Nicht selten haben solche Kriegerschaaren zu dem Irrthum Veranlassung gegeben, die Sitze des Volkes, von denen sie ausgezogen, da zu suchen, wo jene sich niedergelassen haben.

Neben den Gefolgshaften und den Heerführern findet sich vornehmlich bey Tacitus, noch ein anderes, wie es scheint von beyden verschiedenes, gewöhnlich gänzlich übersehenes Institut — die Clientenschaft (*clientela-clientes*). Der Verf. vermuthet, und mehr ist aus Mangel an Nachrichten hierüber kaum möglich, daß diese *clientes* eine den späteren Ministerialen ähnliche Umgebung der Fürsten bildeten. Da indessen Tacitus die Cheruskischen Fürsten Segest und Inquiomar zur Zeit, wo beyde mit Armin im Kampfe lagen, von Clienten umgeben seyn läßt, so könnte man sie füglich für Partheigänger ansehen, um somehr als diese Clienten auch sonst nur bey innerem Zerwürfniß in der Umgebung der Fürsten (*Marbot* und *Banius*) zum Vorschein kommen, später aber, als der Einfluß der Römer auf das Innere Deutschlands, welcher eben zur Erregung innerer Partheiungen von denselben benützt wurde, erloschen oder doch sehr beschränkt war, ihrer, soviel Ref. weiß, nicht mehr gedacht wird.

Aus dem, was voranstehend bemerkt wurde, ist ersichtlich, daß der Hr. Verf. in der vorliegenden Schrift, die zugleich ein Zeichen seiner Pietät für einen der verdienstvollsten Forscher auf dem Gebiete des germanischen Alterthumes, seinen vormaligen Lehrer *Savigny* ist, die wichtigsten, zugleich aber auch bestrittensten Punkte unserer ältesten Geschichte zu erforschen sich bestrebt hat, also wohl der Beachtung werth ist, um somehr als sie das Resultat eines gründlichen Quellenstudiums, was schon der Name des Hrn. Verf. verbürgt.

Wittmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern

28. Juli

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Geschichte des Herzogthums Steyermark von Dr. Albert von Muchar, Stiftscapitular zu Admont, k. k. Professor an der Universität zu Grätz. Grätz 1844—1850. Im Verlag der Damian und Sorge'schen Buchhandlung. Bd. I—V. 8.

Steyrmark hat allerdings schon seine Geschichtschreiber gefunden, besonders in früherer Zeit, allein sie entsprechen weder in Hinsicht auf Forschung, noch Darstellung den Forderungen, welche jetzt an den Historiker gemacht werden. Dies veranlaßte den Prof. Muchar, eine neue Geschichte dieses besonders in den älteren Zeiten merkwürdigen Landes abzufassen. Sie konnte nicht leicht in bessere Hände kommen. Denn er hat durch seine größeren und kleineren sehr gediegenen Schriften über das alteelthische und römische Norikum seinen Beruf zur Darstellung der Geschichte dieses Landes an den Tag gelegt. Das vorliegende Werk ist durchweg aus den Quellen gearbeitet, auch ungedruckten, so weit ihm diese zugänglich gewesen, und es sind nicht wenige, namentlich hat ihm sein eigenes Stift viele dargeboten.

Kenntniß der Oberfläche des Landes, dessen Geschichte man zu schreiben unternimmt, ist wesentliches Erforderniß; denn sie dient zur Erläuterung und zum besseren Verständniß der Quellen. Der Verf. hat daher Steyermark nach allen Richtungen durchwandert.

Leider war es ihm nicht vergönnt, dieses Geschichtswerk zu vollenden. Denn als der Druck des fünften Bandes begonnen war, starb er. Die Vollendung desselben, d. h. die Verarbeitung des bereits gesammelten Materiales übertrug er kurz vor seinem Lebensende Herrn Pachner, welcher auch den Druck des fünften Bandes, der vollständig ausgearbeitet vorlag, besorgte. Derselbe ist zwar, so viel Ref. weiß, dem gelehrten Publikum nicht bekannt, anzunehmen aber ist, daß der Verstorbene wußte, wem er seinen litterarischen Nachlaß anvertraue. Er übergab ihm das gesammte, vollständig gesammelte, jedoch unverarbeitete Material, welches, wie derselbe in der Vorrede bemerkt, noch drey Bände füllen wird.

Der erste Band umfaßt die älteste Geschichte von den frühesten Zeiten an bis zum Jahre 493, wo die Herrschaft über Italien an den Ostgothenkönig Theodorich überging, und hiemit auch für Steyermark oder jene Lande, welche später unter diesem Namen hervortreten, eine neue Periode anhub, da es dem ostgothischen Reiche einverleibt wurde. Den inneren Verhältnissen: den Sitten und Gebräuchen der Landeseingebornen, der Verfassung und Verwaltung, dem Militär- und Finanzwesen, den Straßenanlagen, der Industrie und dem Handel, der Religion und der Einführung des Christenthumes hat der Verf. eine ausführliche Darstellung gewidmet. Wie überall, wo die Römer festen Fuß gefaßt haben, so gründeten sie auch in Steyermark, welches damals theilweise zu Pannonien und Norikum gehörte und ein Bestandtheil des großen Illy-

rikums war, Colonialstädte, durch welche die Landeseingebornen in Sprache, Denkweise, Sitten und Gebräuchen ungeachtet der Zähigkeit, mit welcher sie an ihrem vaterländischen Wesen festhielten, und eben nicht zu ihrem Verderben romanisirt wurden. Lag auch die eiserne Gewalt der Römer schwer auf den unterjochten Völkern, und ging auch das Nationale derselben ganz oder theilweise unter, so dürfen, wie gewöhnlich geschieht, doch auch die großen Vortheile nicht übersehen werden, welche denselben durch ihre Verbindung mit den Römern zugegangen sind: Ruhe und Sicherheit, steigende Kultur, blühender Handel und mildere Sitten. Die Vorstellung, daß die Römer den von ihnen unterjochten Völkern nur Tyrannen gewesen, ist ebenso herkömmlich als irrig. Beweise vom Gegentheile finden sich auch in diesem Werke in Bezug auf Steyermark. In einem Lande, welches wie dieses so lange unter der Herrschaft der Römer stand, kann es nicht an Denkmäler fehlen, welche Zeugniß von derselben geben. Der Verf. hat sie vollständig gesammelt, ausführlich beschrieben und durch getreue Abbildungen anschaulich gemacht. Beygefügt ist eine sorgfältig ausgearbeitete Karte: „Stiria Romana.“

Der Verf. hat das Mögliche in vorzüglicher Weise geleistet; doch findet sich darin Manches, was vielleicht mit Grund bestritten werden kann. Ref. will bloß hervorheben, daß die Behauptung des Verf., die Landeseingebornen seyen Celto-Germanen gewesen, sich kaum rechtfertigen läßt, schon darum nicht, weil diese Bezeichnung zu unbestimmt, daher leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben kann; eben so wenig die Ansicht, daß zwischen der keltischen und deutschen Sprache vermöge ursprünglicher Stammeseinheit zwischen den Kelten und Germanen ein radicaler Unterschied nicht bestand. Wenn freylich die Ausdrücke „radical“ und „ursprünglich“ auf die eine Ursprache, aus welcher alle übrigen sich herausgebildet haben, so wie auf die Abstammung aller Menschen von einem Paare zurückbezogen werden, wird sich mit dem Verf. nicht wohl rechten lassen. Allerdings zwar gehörten die Kelten wie die Deutschen zu dem großen indogermanischen Volksstamme, und es ist nicht zu verkennen, daß zwischen allen Völ-

fern, welche aus demselben hervorgingen, in der Sprache und in den wesentlichen Eigenschaften derselben eine Uebereinstimmung stattgefunden habe, allein die gemeinsamen Keime haben sich im Fortgange der Zeit bey einem jeden eigenthümlich entwickelt, so daß als Kennzeichen der ursprünglichen Gemeinschaft eben nur jene Keime nachweisbar sind. Daher müssen in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, Kelten und Germanen streng aus einander gehalten werden, gleichwie die Griechen und Römer, obgleich auch diese nach den neuesten Forschungen dem indogermanischen Volksstamme angehörten.

Im zweyten und dritten, zum Theil auch noch im vierten Bande schildert uns der Verf. „Die inneren Verhältnisse und das innere Leben“ im Steyerland während der mittelalterlichen Periode v. J. 493—1300 in den herkömmlichen Unterabtheilungen sehr ausführlich und mit gewohnter Gründlichkeit. Dieser Schilderung ist eine Erläuterung der geographischen Verhältnisse vorangestellt, die um so werthvoller ist, als sowohl die Namen als die Gränzen jener Lande im Verlaufe der Zeit sich vielfach änderten, und bisher nicht selten irrige Vorstellungen im Umlaufe waren. Die Ländernamen Pannonien und Norikum haben sich zwar bis in die Zeiten Karl des Großen erhalten, doch verschwinden schon im 6. Jahrhundert die demselben zugehörigen Landschaften Valeria und Savia, Suavia. Der Name Norikum aber dehnte sich über die rhätischen Lande bis Alemannien hin aus, seitdem die Slaven im südwestlichen Pannonien und im südlichen Norikum sich niedergelassen und die Hunnaren über Pannonien vorgebrungen, und begriff ganz Bayern, wozu auch die mittelnorische Steyermark gehörte. Seit dem achten Jahrhundert ward der Ennsfluß die Gränze Pannoniens und das Land Oesterreich unter der Enns mit dieser Benennung, abwechselnd auch von der Enns bis zum Kahlenberg als Hunnenland, Hunnen und unterhalb der cetischen Gebirge als Avarland, Avarien bezeichnet. Seit dem siebenten Jahrhunderte verschwand die altrömische Landesbezeichnung Mittelnorikum, und an dessen Stelle erscheinen die Länder zwischen Pannonien und Baiuvarien unter dem Na-

heimischen Quellen allzu lückenhaft beleuchtet würde, wenn nicht die Quellen, welche sich in außerösterreichischen Sammlungen befinden, zu Hülfe genommen würden. Diese richtige Ueberzeugung führte ihn nach München, wo, wie kaum in einer anderen Stadt, zahlreiche und ergiebige Fundgruben vereinigt sind. Was er in der k. Hof- und Staatsbibliothek daselbst für seine Zwecke gefunden, hat er in dem Eingangs bezeichneten Berichte niedergelegt.

Welche Schätze die Säkularisation dorthin geführt hat, ist nur im Allgemeinen bekannt; daher sind die ins Einzelne gehenden Nachweisungen, welche wir in diesem Berichte finden, sehr interessant. Sie dienen nebenher auch zum Beweise, daß die Mönche nicht bloß Drohnen, sondern auch emsige Bienen gewesen sind, und daß der litterarische Nachlaß, den wir von ihnen geerbt haben, von unschätzbarem Werthe ist. Zufolge dieses Berichtes wurden, um nur Einiges anzuführen, bloß aus vier bayerischen Cistern 3157 Manuscripte und 3898 Incunabeln, aus dem Chorherrnstifte Polling allein 20920 Numern ausgewählt. Die k. Hofbibliothek nahm bekanntlich nicht alle Vorräthe, sondern nur was sie noch nicht hatte; oder sonst zu ihren Zwecken brauchen konnte, die übrigen Bücher u. aber wurden, so hat damals die Aufklärung gewüthet, zumeist als Maculatur verkauft. Gut! daß wenigstens das Werthvollste geborgen ist, nur wäre zu wünschen, daß die Manuscripte auch zugänglich gemacht, d. h. durch gedruckte Verzeichnisse zur Kenntniß der Gelehrten gebracht würden. Dadurch würde die k. Bibliothek ihrer rühmlichst bekannten Liberalität und Dienstesbereitwilligkeit die Krone aufsetzen. Diesem dringenden Bedürfnisse hat der Hr. Verf. wenigstens theilweise abgeholfen, indem er in dem vorliegenden Berichte ein Verzeichniß von ungefähr anderthalb Tausend Manuscripten geschichtlichen Inhaltes, welche in derselben hinterlegt sind, mitgetheilt hat. Es versteht sich übrigens von selbst, daß es nicht in seinem Plane lag, alle historischen Handschriften zu verzeichnen, sondern vorzugsweise nur jene, welche seinen Zwecken dienen konnten; doch hat er glücklicher Weise nicht zu enge Gränzen gezogen, daher denn auch der Bearbeiter der deutschen und bayeri-

sehen Geschichte das erforderliche Licht erhält; denn der Verf. berücksichtigte Alles, was der Zeit von König Rudolf an zugehört, und dann was sich auf die bayerischen Hochstifte und Klöster, jene namentlich bezieht, welche in Oesterreich begütert waren. Es ist nicht nöthig, auf eine nähere Besprechung dieses gewiß jedem Historiker willkommenen Verzeichnisses einzugehen, nicht verschwiegen aber darf werden, daß dem Verf. die Herstellung desselben nur ermöglicht wurde durch die genauen in der Bibliothek vorhandenen Kataloge, was derselbe auch dankbar anerkennt. Außerdem schließt uns dieser Bericht auch noch eine andere, im Verborgenen florirende Bibliothek auf, nämlich jene des Metropolitan-Kapitels zu München, welche außer Druckwerken auch bedeutende Handschriften besitzt, die der rühmlichst bekannte Hr. Domprobst von Deutinger mit großen Opfern von Geld und Zeit, mit vieler Mühe und Hingebung erworben hat.

Was der Hr. Verf. aus den Handschriften, welche hier verzeichnet sind, gesammelt hat, wird er im „Archiv für österreichische Geschichtskunde“ bekannt machen, Vieles jedoch hat er in dem vorliegenden Berichte (S. 105—230) mitgetheilt. Diese Mittheilungen sind sehr verschiedenen Inhalts und Umfanges, Auszüge aus Urbarien, Briefe, Urkunden, Gedichte und zahlreiche Notizen zur Aufhellung der Cultur- und Sittengeschichte.

So viel mag genügen, um die Aufmerksamkeit der Historiker auf diesen Bericht zu lenken.

Das Außere ist splendid.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. Juli.

Nro. 17.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

- Dr. H. Weissmann, Alexander, Gedicht des 12. Jahrhunderts vom Pfaffen Lamprecht. Bd. 1. 2. Frankf. 1850.
- K. Grienkerl, Dramatische Werke. Bd. 1. Max Robespierre. Bremen 1851.
- L. Aurbacher, Die schwäbische Ilias. Herausg. v. R. Simrock. Frankf. 1850.
- A. Dehlenschläger, Neue dramatische Dichtungen. Th. 1. 2. Leipz. 1850.
- H. Klencke, Lessing und seine Zeit. Band 1. Leipzig 1850.
- J. L. Runeberg, Hanna. Ein Gedicht. U. d. Schwed. übers. von H. van der Smiffen. Mitau 1850.
- Skandinavische Bibliothek. Herausg. von G. v. Leinburg. Bdh. 3. Gerda. Nachgelassenes Gedicht von Tegner. Frankf. 1850.
- G. G. Vreede, Correspondance diplomatique et militaire du Duc de Marlborough, de Heinsius et de Jacques Hop. Amsterd. 1850.
- M. Gachard, Notice sur un manuserit de la bibliothèque royale de la Haye. Bruxelles 1847.
- P. F. Stühr, Vom Staatsleben nach platon. aristotelischen und christlichen Grundsätzen. Th. 1. Berlin 1850.
- E. Gentilini, Saggio politico - amministrativo e di organizzazione di stato. Italia 1849.
- Nic. di Bernardo dei Macchiavelli, Politisches System. Zum erstenmal dargestellt und biographisch, literarisch, historisch und kritisch begründet von Dr. Fr. W. Ebeling. Berlin 1850.
- H. L. Biersack, Ueber Besteuerung, ihre Grundsätze und ihre Ausführung. Frankf. 1850.
- L. v. Beckedorff, Die Grundsteuer. Berlin 1850.
- J. J. Vogt, Die Hebung des Handwerkerstandes. Gekrönte Preisschrift. Bern 1850.
- Ueber die billigste Vertheilungsregel und die angemessenste Erhebungsart der Steuern. Berlin 1850.
- Dr. Escherich, Vorschläge zur Milderung der materiellen Noth der untern Volksklassen. Stuttg. 1850.
- C. Ledoux, Théorie générale et pratique de l'extinction des incendies. Par. 1850.
- A. v. Wipleben, Deutschlands Militär-Literatur im letzten Jahrhundert. Berlin 1850.
- Dr. C. G. Nittinger, Ueber die 50jährige Impfvergiftung des württembergischen Volkes. Stuttgart 1850.
- Alf. Smee, Elements of electrobiology. Lond. 1849.
- Dr. E. H. Schulz-Schulzenstein, Die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. 2. verm. Aufl. Berlin 1850.
- Dr. H. Fuschka, Die Nerven in ihrer harten Hirnhaut. Tübingen 1850.
- Dr. J. Hirtl, Lehrbuch der Anatomie des Menschen mit Rücksicht auf physiologische Begründung und prakt. Anwendung. 2. verb. Aufl. Abth. 1. Wien 1850.
- Dr. L. Hollstein, Lehrbuch der Anatomie des Menschen. 2. umgearb. Aufl. Bief. 1. Berlin 1850.
- G. Cuvier, Anatomie comparée, recueil de planches de myologie dessinées. Livr. 1. 2. Par. 1850.
- Dr. H. Rasse, Ueber den Einfluß der Nahrung auf das Blut. Marb. 1850.

- Dr. J. Engel, Das Knochengeriiste des menschlichen Antlitzes. Wien 1849.
- Dr. Ch. H. Ehrmann, Musée d'anatomie de la faculté de médecine de Strasbourg. Histoire des polypes du Larynx. Strasbourg 1850.
- Dr. E. Bock, Handatlas der Anatomie des Menschen. 3. Aufl. Nebst Handbuch. Leipzig 1850.
- U. A. Berthold, Beobachtungen über das quantitative Verhältniß der Nagel- und Haarbildung beim Menschen. 1850.
- Dr. E. Schmalz, Ueber die Erhaltung des Gehörs. 4. Aufl. Leipz. 1851.
- Dr. J. Wallach, Diätetik oder Gesundheitslehre. Bd. 1. Pforzheim 1850.
- Dr. E. H. Rosenbergl, Die Luffteuche und ihre gründliche und schnelle Heilung. Wien 1850.
- Dr. H. E. Richter, Organon der physiologischen Therapie. Leipzig 1850.
- Dr. R. Richard, Die Regeneration des geschwächten Nervensystems. Quedlinburg 1850.
- Dr. Fr. L. Meißner, Grundlage der Literatur der Pädiatrik, enthaltend die Monographien über die Kinderkrankheiten. Leipzig 1850.
- Dr. R. Köhler, Der Lungenkrebs. Stuttg. 1850.
- J. M. Hellmund, Die gefährlichsten Kinderkrankheiten und ihre homöopathische Heilung. Bd. 1. 2. Gotha 1850.
- Dr. J. Hahn, Die Nahrungsmittel in ihren diätetischen Wirkungen. 2. Aufl. Quedlinburg 1850.
- Dr. J. Clarus, Die körperliche Pflege und Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Leipzig 1850.
- Dr. K. H. Baumgärtner, Neue Behandlungsweise der Lungenentzündung und anderer Brustkrankheiten nebst einer Darstellung der Abortivmethode. Stuttgart 1850.
- Dr. E. E. Bock, Lehrbuch der pathologischen Anatomie und Diagnostik. 2. verm. Aufl. Leipzig 1849.
- Dr. A. Bednar, Die Krankheiten der Neugeborenen und Säuglinge. Wien 1850.
- Dr. J. K. Bangold, Ueber die Cholera. Stuttgart 1849.
- Dr. J. E. Arnheimer, Bericht über eine zum Studium der in Holland herrschenden Cholera im Sommer 1832 dorthin unternommenen Reise. Trier 1849.
- Dr. J. Neisser, Das Wesen der Entzündung. Berlin 1849.
- Dr. E. Müller, Abhandlung über den Wandwurm und dessen specifischem Mittel Kouffo. Basel 1850.
- Dr. E. W. Lange, Beobachtungen am Krankenbette. Königsberg 1850.

- J. H. Bennet, On cancerous and canceroid growths. Lond. 1849.
- Dr. B. Beck, Die Schußwunden. Heidelb. 1850.
- M. v. Biszanik, Unterrichts-Grundzüge zur Bildung brauchbarer verlässiger Irrenwärter. Wien 1850.
- Dr. H. Schweich, Anweisung zur Traubenkur. Kreutz nach 1850.
- Dr. E. Winkler, Handbuch der medizinisch-pharmaceutischen Botanik. Leipz. 1850.
- J. Weiger, Beweise der Unschädlichkeit des Schwefeläthers und der Nachtheile des Chloroforms. Wien 1850.
- Dr. M. J. Richter, Der Milcharzt. 5. Aufl. Quedlinburg 1850.
- Dr. W. W. Präsil, Gleichenberg in seiner allmählichen Entwicklung zu einer Curanstalt. Graß 1850.
- Dr. J. W. Pauli, Homburg von der Höhe und seine Heilquellen. 3. verm. Aufl. Frankf. 1850.
- Dr. Küstner, Ueber Wasserheilkunde. Frankf. 1841.
- Dr. E. Kraßmann, Der Badegast zu Teplitz. Prag 1847.
- Dr. Fr. Boshan, Die salinischen Eisenmoorbäder zu Franzensbad bey Eger in Böhmen. Wien 1850.
- Das Friedrichshaller Bitterwasser, seine Wirkungen und Heilkräfte. 2. verb. Aufl. Hildbrtgshausen 1849.
- Dr. O. Berg, Handbuch der pharmaceutischen Botanik. 2. umgearb. Aufl. Bd. 1. Botanik. Berlin 1850.
- W. Uicht, Die Kirschenkuren. 2. Aufl. Ulm. 1850.
- Dr. J. W. v. Möller, Bad Deynhausen bey Rehme. Berlin 1850.
- Dr. V. J. Kostelecky, Allgemeine medizinisch-pharmaceutische Flora. Th. 1—6. Mannheim 1830—35.
- Dr. H. E. Hartwig, Praktisches Handbuch der Chirurgie für Thierärzte. Berlin 1850.
- J. A. Lesh, Handbuch der Anatomie der Hausthiere. Lief. 3. 4. Schluß. Stuttgart 1850.
- Dr. J. E. L. Falke, Compendium der Veterinär-Jurisprudenz. Braunschweig 1850.
- Dr. N. Falck, Juristische Encyclopädie. 5. verb. Aufl. Herausg. v. R. Jhering. Leipzig 1851.
- L. Cremani, Opere criminali e politiche. Vol. I. Firenze 1848.
- G. J. Puchta, Cursus der Institutionen. 3. verm. Aufl. nach dem Tode des Verfassers besorgt von Dr. A. Rudorff. Bd. 1. Leipzig 1850.
- —, Pandekten. 5. verb. Aufl. Nach dem Tode des Verfassers besorgt von Rudorff. Leipz. 1850.

- Dr. G. R. Treitschke, Der Kaufkontrakt in besonderer Beziehung auf den Waarenhandel nach römischen Rechte. Leipzig 1838.
- Dr. H. Dernburg, Ueber die *Actio Bonorum*. Ein rechtshistorischer Versuch. Heidelberg 1850.
- U. F. Goltz, Theoretisch = praktische Ausführungen zur Lehre über die rechtlichen Verhältnisse bezüglich der außerehelichen Kinder. Bd. 1. Heft 1. Nördlingen 1850.
- U. A. von Buchholz, Die Lehre von den Prälegaten. Jena 1850.
- Der Stadt Basel Statuta und Gerichtsordnung von 1719. Basel 1849.
- Sammlung der neuesten und wichtigsten Gesetze, welche das Grundeigenthum betreffen. Heft 1. 2. Hamm 1850.
- Lex Saliæ herausgegeben von Joh. Merkel. Mit einer Vorrede von J. Grimm. Berlin 1850.
- C. Fr. Gerber, System des deutschen Privatrechts. 2. verb. Aufl. Abth. 1. Jena 1850.
- K. Preussische Militär-Gesetzsammlung, herausg. von Dr. C. Friccius. Bd. 1 — 3. Berlin 1850.
- W. Schöffner, Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs. Bd. 2. 3. Von Hugo Capet bis auf die Revolution. Frankf. 1849 — 50.
- C. H. Barault-Rouillon, Economie politique. — Essai sur l'organisation de la force publique. Par. 1850.
- J. B. Bivort, Code constitutionnel de la Belgique. 4. édition. Bruxelles 1849.
- D. G. D. Romagnosi, Della ragion civile della acque nella rurale economia. Vol. 1. 2. 3. Milano 1829 — 1835.
- F. W. Fischer, Zwen Rechtsgutachten der Juristenfacultäten von Zürich und München über die strafrechtliche Verfolgung des gesetzgebenden großen Rathes des Kantons Luzern. Schaffhausen 1850.
- Dr. Chr. Naumann, Ueber die Strafrechtstheorie und das Pönitentiar-system. Aus dem Schwed. übersetzt. Leipzig 1849.
- Wer erbt in Schleswig? Eine Rechtsfrage. Carlshuhe 1846.
- Stahl, Neben. Berlin 1850.
- Hamburgische Staatsverfassung. Hamburg 1850.
- U. A. von Linck, Das deutsche Bundesreich. München 1848.
- Berichte über die Verhandlungen der constituirenden Versammlung in Hamburg mit dem Protokoll der Vorberathungen zur constituirenden Versammlung. Hamburg 1850.

- Protokolle der von der Versammlung zur Vereinbarung der preuß. Verfassung ernannt gewesenen Verfassungs-Commission, von K. G. Rauer. Berlin 1850.
- Dr. J. Th. V. von Linde, Lehrbuch des deutschen gemeinen Civil-Prozesses. 7. Aufl. Bonn 1850.
- Dr. L. Höpfner, Entwurf einer bürgerlichen Gerichtsordnung für Deutschland. 2. verb. Aufl. Leipzig 1850.
- Bish. Jeremy Taylor, The whole works. With life of the author and a critical examination of his writings. By Reg. Heber. Vol. 8. London 1850.
- F. Luc. Ferraris, Prompta Bibliotheca canonica juridica moralis theologica nec non ascetica polemica . . . T. III. Monte Cassino 1847.
- Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Geistlichkeit Russlands, herausg. durch C. Ullmann. Bd. 8. Leipzig 1850.
- J. Wiehelhaus, De novi testamenti versione syriaca antiqua quam Peschitho vocant libri quatuor. Halle 1850.
- H. Ewald, Die drei ersten Evangelien übersezt und erklärt. Göttingen 1850.
- Dr. B. Kolbe, Der Bischof Sinesius von Cyrene als Physiker und Astronom beurtheilt. Berlin 1850.
- Berengarius Turonensis oder eine Sammlung ihn betreffender Briefe, herausg. von Dr. H. Eudendorff. Hamburg 1850.
- J. Bendixen, Das älteste Drama in Deutschland; oder die Comödien der Nonne Hrotswitha von Sandersheim, übersezt und erläutert. 1. Hälfte. Altona 1850.
- L. Usteri, Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des Neuen Testaments. 6. Aufl. Zürich 1851.
- J. Wade, Christologie des alten Testaments. Th. 1. Münster 1850.
- L. Stengel, Erklärung des Briefes an die Hebräer von Dr. J. Beck. Carlshuhe 1850.
- K. Nagel, Zur Charakteristik der Auffassung des alten Testaments im neuen Testament. Halle 1850.
- Dr. A. Knobel, Die Völkertafel des Pentateuch. Ethnographische Untersuchungen. Gießen 1850.
- Dr. J. P. Lange, Christliche Dogmatik. Th. 2. Positive Dogmatik. Heidelberg 1850.
- Dr. J. Zukrigl, Die Nothwendigkeit der christlichen Offenbarungsmoral und ihr philosophischer Standpunkt. Tübingen 1850.

- Ferd. Probst, Katholische Moraltheologie. Bd. 1. 2. Tübingen 1848 — 50.
- J. u. Oschwald, Die christliche Sonntagsfeier. Erste gekrönte Preisschrift. Leipzig 1850.
- Dr. D. Köstlin, Gott in der Natur. Die Erscheinungen und Gesetze der Natur. Lief. 1. Stuttg. 1851.
- Dr. A. Lutterbeck, Ueber die Natur, ihre Erkenntniß, Vecherzigung und Verherrlichung durch den Menschen. Münster 1850.
- Ch. Palmer, Evangelische Homiletik. 3. verb. Aufl. Stuttg. 1850.
- J. C. Schärtlich und R. Lange, Evangelisches Choralbuch mit Vor- und Zwischenspielen. Potsdam 1850.
- E. v. Moy, Der Papst als Staatsoberhaupt und die Demagogie in Italien. Aus dem Ital. des P. Curci überf. und mit Anmerkungen begleitet. Innsbruck 1849.
- Val. Krasinski, Lectures on the religious history of Slavonic Nations. Lond. 1849.
- C. A. Lange, De norske Klostres historie i Middelalderen. Christiania 1847.
- Dr. J. Fr. Dronke, Codex diplomaticus Fuldensis. Lief. 4. Cassel 1850.
- Dr. Th. Hirsch, Das Kloster Oliva. Beitrag zur Geschichte der westpreussischen Kunstbauten. Danzig 1850.
- Diplomatische Correspondenz aus den Jahren 1759 und 1760 Betreffs der Bestrafung und Ausweisung der Jesuiten aus Portugal. Göttingen 1850.
- J. Stockmeyer, Nachricht über den Irvingismus. Basel 1850.
- J. B. Marsden, The history of the early puritans: from the reformation to the opening of the civil war in 1642. Lond. 1850.
- Bericht über die Thätigkeit der evangel. reformirten General-Synode der bernischen Geistlichkeit in den Jahren 1845 — 49. Bern 1849.
- Dr. W. Münscher, Ueber kirchliches Leben und kirchliche Einrichtungen mit bes. Rücksicht auf Kurheffen. Th. 1. Kassel 1850.
- A. Schlör, Vita S. Francisci Salesii principis et episcopi Genevensis. Gratz 1850.
- A. J. Weidenbach, Wacharach, Stahleck und die Wernerkirche nebst Legende des heil. Werner. Bingen 1850.
- Urkundenstücke, die bischöfliche Versammlung zu Wien betreffend. Wien 1850.
- Fil. Aug. Ruscone, Podestà del re e del Papa. Milano 1848.

- J. P. Romang, Einheit und Trennung von Kirche und Staat. Zürich 1850.
- S. W. Allies, The royal supremacy viewed in reference to the two spiritual powers of Order and Jurisdiction. Lond. 1850.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

Manuscripte.

- Urkunden und Freiheitsbriefe, die ehemalige Grafschaft Sulzbach betreffend. 1784. Cod. chartaceus.
- Wappen zu des Wiguleus Hundts baierischen Stammbuchs dritter Theil. Gezeichnet von Kaver Kunmühler, nach dem Exemplar der gräf. von Preysingischen Bibliothek. Anno 1800. fol. Codex chartaceus.
- Verzeichniß der Hofmeister, Hauptmanne und Vicecomen des Churf. bayer. Rentamts Burghausen. Cod. chartaceus.

Druckwerke.

- Dr. J. S. C. Schweigger, Ueber Entstehung und Bedeutung der Akademien und ihren Vernf zur wissenschaftlichen Propaganda im Leibnizischen Sinne. Halle 1848.
- Catalogue des accroissements de la bibliothèque royale en livres imprimés, en cartes . . . Part. 9 — 11. Bruxelles 1845 — 50.
- Catalogue of additions to the Manuscripts in the British Museum in the years 1841 — 1845. Lond. 1850.
- J. J. Smith, A catalogue of the Manuscripts in the Library of Gonville and Cajus College, Cambridge. Cambridge 1849.
- Ph. Gumpowich, Die philosophische und theologische Literatur der Deutschen von 1400 bis auf unsere Tage. Bd. 1. Regensburg 1851.
- Will. Whewell, On a liberal education in General. P. 1. 2. 2. edit. Lond. 1850.
- Will. Steven, The history of the heigh school of Edinburgh. Edinb. 1849.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. Juli.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

U e b e r s i c h t

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und
Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

(Fortsetzung).

- Van der Meersch** (P. C.), Un mot à propos des Annales de l'imprimerie Elzévirienne. — Messag. des scienc. hist. etc. de Belgique 1851 Livr. 1.
- Saint-Priest** (Alexis de), Études diplomatiques et littéraires. 2 vol. Paris 1850. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Avril.
- Oppert**, Mémoire sur les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses. (Suite.) — Journ. asiat. 1851 Avril — Mai.
- Robinson's greek lexicon of the New Testament.** New-York 1850. — North American Review 1851 April.
- Braddell** (T.), Abstract of the Sijara Malayu or Malayan annals with notes. — Journ. of the Indian Archipelago. 1851 Febr.
- Bazin**, Le siècle des Youén etc. II. P. Langue commune. — Journ. asiat. 1851 Avril — Mai.
- Le Derbent-naméh**, publié avec une traduction et des notes par Mirza Kasem-heg. — Ebendas.
- Appel aux gouvernements des États de l'Europe et de l'Amérique pour l'adoption d'un premier méridien commun dans l'énonciation des longitudes terrestres.** — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1851 Mars.
- Sédillot**, Sur les déterminations d'ares du méridien terrestre et les mesures de superficie des Arabes. — Ebendas.

- Sédillot**, Des services rendus à la géographie par les missionnaires français et anglais. — Ebendas.
- Johnston** (A. Keith), Remarks on the scale adopted for the ordnance map of Scotland. — Edinburgh new philos. Journ. 1851 April.
- Hoffmeister**, Briefe aus Indien. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Avril.
- Galitzin** (Prince Emmanuel), Lettre sur la dernière exploration de la région de l'Altaï. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1851 Mars.
- La Roquette**, Explorations de la Nouvelle-Zemble par des navigateurs russes, d'après des documents russes. — Ebendas.
- Escayrac** (d'), Voyage en Afrique. — Ebendas.
- Sédillot**, Des travaux entrepris pour établir une communication entre l'océan Atlantique et la mer du Sud. — Ebendas.
- Marmier** (X.), Les voyageurs nouveaux. (Le colon du Canada.) — Correspond. T. XXVIII. Livr. 3.
- Courcy** (A. de), Une journée dans les Montagnes Noires. — Ebendaselbst. Livr. 4.
- Marmier** (X.), Les voyageurs nouveaux. (2. art.) Les forêts du Canada. — Ebendas. Livr. 6.
- Thomson** (J. T.), Description of the eastern coast of Johore and Pahang and adjacent islands. — Journ. of the Indian Archipelago 1851 Febr.
- Transatlantic tourists.** (Lettres sur l'Amérique. Par X. Marmier. 2 vols. Par. 1851. The United States and Cuba. By John Glanville Taylor. Lond. 1851.) — Blackwood's Edinb. Mag. 1851 Mai.
- Huc**, Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les années 1844 — 46. 2 vols. Par. 1850. — Edinb. Review 1851 April.
- Richardson** (James), Travels in the Great Desert of Sahara. Lond. — Revue des deux Mond. 1851 T. II. Livr. 10.

- Flandin (E.), Souvenirs de Voyage en Arménie et en Perse. I. L'Arménie. — Ebdaf.
- Vossberg, Die Banner des Deutschen Ordens und seiner Verbündeten, welche in Schlachten des XV. Jahrhunderts an die Polen verloren gingen. — Mémoires de la Soc. imp. d'archéologie de St. Pétersb. Vol. IV. No. 3.
- Joly (E.), Antiquités celto-germaniques, gallo-romaines et gallo-franques, trouvées sur le territoire de Renaix et dans les communes environnantes. — Messag. des scienc. hist. etc. de Belgique. 1851 Livr. 1.
- Gibson (Benjamin), On the sculptures of the Ionic monument at Xanthus, discovered by Sir Charles Fellows. — Museum of classical antiquities 1851 April.
- Falkener (Edw.), On the Mausoleum, or sepulchre of Mausolus, at Halicarnassus. — Ebdaf.
- Scharf, jun. (George), Description of a very ancient statue of Minerva at Athens. — Ebdaf.
- Bruce (John Collingwood), The Roman Wall: a historical, topographical and descriptive account of the barrier of the lower Isthmus. Newcastle 1851. — Ebdaf.
- Sabatier, Revue de la Numismatique byzantine. — Mémoires de la Soc. imp. d'archéologie de St. Pétersb. Vol. IV No. 3.
- Spasski, De la situation de l'antique ville de Carcinis et de ses monnaies. — Ebdaf.
- Köhne, Ueber einige unedirte griechische Münzen. — Ebdafelbst.
- Goldstücke der Grafen Jacob Mandelli und W. G. F. Bentinck. — Ebdaf.
- Sauley, Numismatique des croisades. Berlin 1847. 4. (2. art.) — Bibl. de l'école des chartes T. II: 1851 Mars — Avril.
- Holmboe, Trouvailles de monnaies du X. siècle, faites en Norwège en 1848. — Mémoires de la Soc. imp. de St. Pétersb. Vol. IV. No. 3.
- Thierry (Augustin), Dix ans d'études historiques. 4. éd. Par. 1842. — North Amer. Review 1851 April.
- Movers, Die Phoenizier. II. Vol. 1 P. Berlin 1849. — Journ. des Savants 1851 Mai
- Arnold and Merivale, The history of Rome. — North Amer. Review 1851 April.
- Spain and spanial politics. (Clark, W. G., Gaspacho: or summer months in Spain. Lond. 1850.) — Edinb. Rev. 1851 April.
- The defeat of Italy. — Ebdafelbst.
- Warnkönig und Stein, Französische Staats- und Rechtsgeschichte. II. Bd. Basel 1848. — Bibl. de l'École des chartes. T. II. 1851 Mars — Avril.
- Fayet (P.), Observations sur la Statistique intellectuelle et morale de la France pendant la période de vingt ans 1828 — 47. — Correspondant T. 28. Livr. 6.
- Page (Th.), La marine de la République. I P. — Revue des deux Mondes 1851 T. II. Livr. 9.
- Laborde, Les Ducs de Bourgogne, études sur les lettres, les arts et l'industrie pendant le XV. siècle. — Messag. des scienc. hist. etc. de Belgique 1851 Livr. 1.
- Bastard (Léon de), Recherches sur l'insurrection communale de Vézelay, au XII. siècle. — Bibl. de l'École des chartes. T. II. 1851 Mars — Avril.
- Barante, Histoire de la Convention nationale. — Corresp. T. 28. Livr. 6.
- Pinchart (Alex.), Essai sur les relations commerciales des Belges avec le nord de l'Italie et particulièrement avec les Vénitiens, depuis le XII. jusqu'au XVI. siècle. — Messager des scienc. hist. etc. de Belgique 1851 Livr. 1.
- Scheltéma (P.), Demande d'informations touchant les chartes accordées à la ville d'Amsterdam par les comtes de Hollande, de la maison de Hainaut. — Ebdaf.
- Johnston (Will.), England as it is: political, social and industrial. Lond. 1851. — Edinburgh Review 1851 April.
- Roebuck (J. A.), The Colonies of England. 1849. — Ebdaf.
- Metz-Noblat (A. de), Exposition du système de M. Worms sur la constitution de la propriété dans les états musulmans. (Par. 1846.) — Correspondant T. 28. Livr. 2.
- Topographie d'Athènes par W. M. Leake et P. W. Forchhammer. — Journ. des Savants 1851 Mai.
- Notices of Pinañg. (Contin.) — Journ. of the Indian Archipel. 1851 Febr.
- Abbadie (Ant. d'), Observations sur des communications faites par M. de la Roquette, relatives au cours du Nil et aux lacs de l'Afrique centrale. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1851 Mars.
- Lacroix (Fréd.), Quelques idées sur la colonisation en Algérie. — Journ. des Economistes 1851 Mai.
- Alaux (Gust. d'), La République Dominicaine et

- l'empereur Souloouque. — *Revue des deux Mond.* 1851 T. II. Livr. 9.
- Giraud (Alfred), Notice biographique sur André de Rivaudeau. — *Bulletin du Bibliophile* 1851 Avril.
- Stevenson (Alan), Biographical sketch of the late Robert Stevenson. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 April.
- Burbure (Léon de), David Lindanus, sa famille, ses amis. — *Messenger des scienc. hist. etc. de Belgique* 1851 Livr. 1.
- Kervyn de Volkaersbeke (Ph.), Felix Bogaerts. — *Ebendaf.*
- Piot (Ch.), Notice sur le baron Arnoul de Ville. — *Ebendaf.*
- Southey's life and correspondence. Lond. 1850. — *Edinb. Review* 1851 April.
- Beauverger, Étude sur Sieyès. — *Revue de législation etc.* 1851 T. I. Avril.
- Sylvester (J. J.), On the relation between the minor determinants of linearly equivalent quadratic functions. — *Philos. Mag.* 1851 April.
- Ruskin (John), The seven lamps of architecture. New York 1849. — *North American Review* 1851 April.
- Gautier, Notice sur les travaux astronomiques les plus récents relatifs aux étoiles doubles. — *Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.)* 1851 Avril.
- Elementary works on physical science. (Golding Bird, C. F. Peschel, Joh. Müller.) — *North Amer. Review* 1851 April.
- Simon, Recherches sur la capillarité. — *Annal. de Chim. et de Phys.* 1851 Mai.
- Bequerel (Edm.), De l'action du magnétisme sur tous les corps. — *Annal. de Chim. et de Phys.* 1851 Mai.
- La Provostaye (F. de) et P. Desains, Mémoire sur la polarimétrie de la chaleur. — *Ebendaf.*
- Observations météorologiques du mois de Mars 1851. — *Ebendaf.*
- Soret (L.), Compte rendu des travaux sur la compressibilité des liquides de M. Regnault, Wertheim et Grassi. — *Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.)* 1851 Avril.
- Adie (Richard), On the connection between the colour of substances and their magnetic properties. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 April.
- Loomis (Elias), On the electrical phenomena of certain houses. — *Ebendaf.*

- Humboldt, Velocity of light. — *Ebendaf.*
- Piazzi Smyth, Meteorological and astronomical notices, March 1851. — *Ebendaf.*
- Tyndall (John), On the laws of magnetism. — *Philosoph. Mag.* 1851 April.
- Stokes, An examination of the possible effect of the radiation of heat on the propagation of sound. — *Ebendaf.*
- Potter, On the solution of the problem of sound transmitted through liquids. — *Ebendaf.*
- Quetelet (M.), On atmospheric electricity, especially in 1849. — *Ebendaf.*
- Haughton (Sam.), Remarks on Professor Potter's theory of sound. — *Ebendaf.*
- Desains (Ed.), On the polarization of light reflected by glass. — *Ebendaf.*
- Coues (Sam. Elliot), Outlines of a system of mechanical philosophy, being a research into the laws of force. Boston 1851. — *North Amer. Review* 1851 April.
- Cambriel (L. P. Fr.), Cours de philosophie hermétique ou d'alchimie etc. Paris 1843. — *Journ. des Savants* 1851 Mai.
- Boussingault, Sur l'extraction du gaz oxygène de l'air atmosphérique. — *Journ. de Pharm. et de Chim.* 1851 Avril.
- Duroy, Procédés pour découvrir le chloroforme dans le sang et dans les cadavres. — *Ebendaf.*
- Lembert, Note sur la présence de l'iode dans différents calcaires. — *Ebendaf.*
- Owen, On metamorphosis and metagenesis. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 April.
- Forbes (Edw.), On recent researches into the natural history of the british seas. — *Ebendaf.*
- Agassiz (L.), On the principles of classification in zoology. — *Ebendaf.*
- —, Observations on the Blind Fish of the Mammoth Cave. — *Ebendaf.*
- Owen (Richard), Synopsis of the Hunterian lectures on comparative osteology. — *Ebendaf.*
- Fermond, Mémoire sur la conservation et la reproduction des sangsues. — *Journ. de Pharm. et de Chim.* 1851 Avril.
- Blainville, Ostéographie. (6. et dern. art. de Flourens.) — *Journ. des Savants* 1851 Mai.
- Pucheran, Sur les caractères zoologiques des Mammifères aquatiques. (Suite.) — *Revue et Magasin de Zoologie* 1851 Avril.
- Bonaparte (Ch. L.), Note sur les Tangaras, leurs

- affinités, et descriptions d'espèces nouvelles. — *Ebendaf.*
- Hartlaub (G.), Sur le *Pachycephala macrorhyncha*, Strickl. — *Ebendaf.*
- Orbigny (Alcide d'), Note sur un nouveau genre de Coquille lamellibranche d'eau douce découvert dans les rivières de la Nouvelle-Grenade par le colonel Acosta. — *Ebendaf.*
- Buquet (Lucien), Notice monographique sur le genre Cometes, de la famille des Longicornes, tribu des Lepturètes. — *Ebendaf.*
- Cloëz (S.) et P. Gratiolet, Recherches expérimentales sur la végétation des plantes submergées. — *Annal. de Chim. et de Phys.* 1851 Mai.
- Crane (T. O.), Remarks on the cultivation of cotton in Singapore. — *Journ. of the Indian Archipelago* 1851 Febr.
- On the analogy between the mode of reproduction in plants and the „alternation of generations“ observed in some Radiata. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 April.
- Malbranche, Sur un nouveau capillaire introduit dans le commerce, et sur quelques substitutions de plantes en pharmacie. — *Journ. de Pharm. et de Chim.* 1851 Avril.
- Dana (James D.), On the physiognomy of the islands in the Pacific. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 April.
- Stevenson Macadam, On the cause of the phenomena exhibited by the Geysers of Iceland. — *Ebendaf.*
- Mantell (Gideon Algernon), On the remains of man and works of art imbedded in rocks and strata, as illustrative of the connection between archaeology and geology. — *Ebendaf.*
- Delesse, On the rose-coloured Syenite of Egypt. — *Ebendaf.*
- Forbes (David), Chemical examinations of specimens of purple copper ore and copper pyrites, with remarks on their constitution. — *Ebendaf.*
- Schlagintweit (Hermann and Adolph), On the physical geography of the Alps. — *Ebendaf.*
- Martin (Charl.), Upon the identity of the marks of glacial action on the rocks in the environs of Edinburgh, with those observed by the author on the Continent of Europe and in Spitzbergen. — *Ebendaf.*
- On the Emery of commerce. — *Ebendaf.*
- Buist, On the general vibration or descent and upheaval which seems, at a recent geological period, to have occurred all over the northern hemisphere. — *Ebendaf.*
- Silliman (B.), jun., Optical examination of several american Micæ. — *Ebendaf.*
- On interesting changes of internal structure observed to take place in solid arsenious acid and other solid bodies. — *Ebendaf.*
- Hunt (T. S.), Examinations of some Candian minerals. — *Philos. Mag.* 1851 April.
- Toilliez (Désiré), Des pierres sohoëroïdales taillées anciennement. — *Messag. des scienc. histor. etc. de Belgique* 1851 Livr. 1.
- Leclerc (Louis), Congrès central agricole, huitième session. — *Journ. des Économistes* 1851 Mai.
- The salmon fisheries. — *Edinb. Review* 1851 April.
- Faugère (P.), De la propagande musulmane en Afrique et dans les Indes. — *Correspondant T.* 28. Livr. 3. 4.
- Luzzatto (Philoxène), Sur l'existence d'un dieu assyrien nommé Sémiramis, identique à Mithra et au dieu qui étouffe le lion, qu'on voit au Musée assyrien du Louvre etc. — *Journ. asiat.* 1851 Avril — Mai.
- Magne, De l'instruction publique en France, depuis la loi du 15 Mars. — *Corresp. T.* 28. Livr. 3.
- Bland (N.), Persian chess, illustrated from oriental sources. *Lond.* 1850. — *Journ. asiat.* 1851 Avril — Mai.
- Cousin (Victor), Oeuvres. — *Edinb. Review* 1851 April.
- Paris (P.), La Chanson de Roland (édition de F. Geuin). — *Biblioth. de l'École des chartes T.* II. 1851 Mars — Avril.
- Desbarreaux-Bernard, Les petites illustrations lanternistes. — *Bulletin du Bibliophile* 1851 Mai.
- Some American poets. (Longfellow, Bryant, Whittier, Jam. Russell Lowell, O. W. Holmes.) — *Blackwood's Edinb. Mag.* 1851 Mai.
- Lloyd (W. Watkiss), On the paintings by Polygnotus in the Lesche at Delphi. P. II. The painting on the left-hand wall. — *Museum of classical antiquities* 1851 April.
- Planche (Gust.), Peintres et sculpteurs modernes de la France. (Géricault.) — *Revue des deux Mondes* 1851 T. II. Livr. 9.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. August.

Nro. 19.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Geschichte des Herzogthums Steyermark, von Dr.
Albert von Muchar.

(Schluß.)

Hinlänglich bekannt ist, daß in dem großen Zeitraume von 493 — 1300 große Umwandlungen eingetreten sind. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß der Verf. diese Parthie seiner Geschichte mit großer Sorgfalt bearbeitet hat. Da die Lande, deren Geschichte er beschreibt, langehin ein Bestandtheil Bayerns waren, so sind die Quellen, welche dem Verf. das Material lieferten, im Wesentlichen die nämlichen, aus denen auch die Geschichte Bayerns geschöpft wird. Unter diesen ist natürlich in Bezug auf die Darstellung der inneren Verhältnisse das baiuwarische Volksrecht die vornehmste. Der Verf. nimmt keinen Anstand, die ursprüngliche Anlage desselben dem fränkischen Könige Theodorich zuzuschreiben, was zwar bekanntlich sehr bestritten wird, doch aber erhebliche Gründe für sich hat. Er hat nachgewiesen, daß dasselbe in diesen Landen bis in das zwölfte Jahrhundert gegolten hat, und in der Folge die Grundlage der sogenannten Landrechte geworden ist. Die Reihe der bayerischen Herzoge eröffnet der Verf. nicht, wie herkömmlich ist, mit Garibald, sondern mit Agilulf, und zwar mit Recht. Wenn gleich die Chronisten seiner, als eines bayerischen Herzogs nicht gedenken, so ist doch seine Existenz

außer Zweifel und er als Stammvater der Agilolfinger anzusehen; denn gleichwie die fränkischen Könige von Meroveus oder Merowech die Merowinge, und später von Karl die Karolinge genannt wurden, so haben sich die bayerischen Herzoge von ihrem Stammvater Agilult oder Agilulf die Agilolfinge zu benannt, wie nicht bezweifelt werden kann. Es ist vielleicht derselbe, den Paulus Diaconus patre ex nobili Senatorum familia ortus, und der Chronist von St. Denys ex proceribus rebus plurimis ditatus, de maioribus apud Austrasios clarus nennt. Ob Garibald ein Sohn oder Enkel Agilulfs war, ist ungewiß, Agilulf aber jedenfalls an die Spitze der Agilolfinge zu setzen. Wenn aber der Verf. behauptet, daß die agilolfingischen Herzoge stets in Abhängigkeit von den austrasischen Königen gestanden, und als Vasallen und Staatsbeamte derselben anzusehen sind, so dürften die Zeugnisse der Geschichte einer solchen Auffassung entgegen stehen, obgleich auf der anderen Seite freylich auch die zu weit gehen, welche in den Agilolfingen völlig selbstständige Fürsten erblicken.

Der größte Theil des dritten Bandes ist der Darstellung der Verbreitung des Christenthumes und der kirchlichen Anstalten gewidmet. Darin besonders erwies sich die Herrschaft der Römer günstig, daß allen ihnen unterworfenen Ländern frühzeitig das Christenthum zugekommen ist, ihre Civilisation dem-

nach eine feste Begründung erhalten hat. Der Verf. weist nach, daß in den Länden, deren Geschichte er beschreibt, schon zu Ende des dritten Jahrhunderts Christengemeinden vorhanden waren, und daß sie die Stürme der Völkerwanderung überdauert haben.

Die Schilderung der inneren Verhältnisse, welche den ersten und zweyten Band einnimmt, zieht sich auch noch in den vierten hinüber. Der Verf. bespricht hier (S. 1 — 62) die Ansichten der damaligen Zeit in Religion und Moral, die Wohlthätigkeitsanstalten, den alten Aberglauben und die Sitten in Steyermark. Es ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß, wie der Verf. bemerkt, die Begriffe, welche man sich damals von Gott machte, nicht die reinsten gewesen, doch nicht in dem Maße unrein, wie er meint, und nur halb wahr möchte seyn, daß, wie er glaubt, die frommen Stiftungen, welche in dieser Periode gemacht wurden, in der unrichtigen Vorstellung: alle Sünden könnten durch Sanktionen an Kirchen gut gemacht werden, ihren Grund haben. Den Belegen, auf welche er seine Behauptung stützt, lassen sich auch viele andere, und zwar schon aus der agilolfingischen Periode entgegen stellen. So sagt, um nur ein Beispiel anzuführen, ein gewisser Ratolf in einem Widmungsbriefe: *coepi deum colere cum moribus, atque hisdem opera adiunxi.* (Mon. B. XXVIII. P. II, 7.) Und wenn schon im XIII. Jahrhundert die Sanktionen an kirchliche Institute, welche vordem ins Unglaubliche gingen, sich immer mehr und mehr verminderten, so hat dieß nicht etwa seinen Grund in der größeren Reinheit der Ansichten in religiösen Dingen, sondern im Gegentheile in der überhandnehmenden Trivolität, in dem Luxus, in der Genußsucht und in der Raublust, welche gar häufig an dem Kirchengute sich vergriff, und den kirchlichen Instituten wieder wegnahm, was die Vorfahren denselben gewidmet hatten. Ausführlich bespricht der Verf., was in Steyermark be-

züglich der Wohlthätigkeit geschah, und weist nach, daß alle Anstalten, welche darauf berechnet waren, von den Stiftern und Klöstern ausgegangen sind, denen schon bey ihrer Gründung die Pflege der Fremden und Armen zur heiligsten Pflicht gemacht war. In jedem Kloster fand sich daher ein Hospital.

Aus Ulrichs von Lichtenstein Gedichten und Horneck's Reimchronik hat der Verf. die Sitten und das Leben der Steyermärker, namentlich der Edlen weitläufig geschildert. Wenn auch nicht zu läugnen ist, daß dieselben edlere Sitten und bessere Bildung hatten, so sind doch auch die starken Schattenseiten nicht zu übersehen, welche wir an der Ritterschaft gewahren, und gerade diese hat Horneck in seiner Chronik verborgen gehalten, Ulrich von Lichtenstein dagegen scharf gerügt. Von den abergläubischen, aus dem Heidenthume stammenden Gebräuchen, welche durch die bekannte Synode zu Leptin im Jahre 744 verdammt wurden, hat der Verf. weitläufig Erwähnung gemacht, und zwar, wie er sagt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil manche derselben im Leben der Steyermärker übrig geblieben sind, wenn auch häufig in kaum mehr erkennbaren Spuren. Das ist auch anderwärts der Fall, und nicht selten mit größter Bestimmtheit nachzuweisen. Der Kampf der Kirche dagegen half nicht immer, so daß häufig nichts übrig blieb, als die Gebräuche fortbestehen zu lassen, ihnen jedoch eine christliche Unterlage zu geben.

In einem eigenen Abschnitte (S. 62 — 124) bespricht der Verf. die wissenschaftliche Bildung in Steyermark, und führt namentlich die Männer auf, welche auf dem Gebiete der Wissenschaft irgend Nennenswerthes geleistet. Allerdings sollte in keiner Landesgeschichte diese Parthie der menschlichen Thätigkeit übergangen werden, was jedoch leider regelmäßig

der Fall ist. Wie überall in der damaligen Zeit (von 493 — 1300), so waren auch in Steyermark die kultivirtesten Zweige des menschlichen Wissens die Theologie und Philosophie, beyde jedoch in scholastische Formen gebannt, was man wohl bedauern mag, aber mit Unrecht gewöhnlich dem schärfsten Tadel unterwirft, indem man in völlig verkehrter Weise die Leistungen der früheren Jahrhunderte nach denen der Gegenwart mißt, nicht bedenkend, daß diese nicht möglich gewesen wären, wenn nicht jene vorausgegangen seyn würden, nicht beachtend, daß jede Zeitperiode aus sich, nicht nach irgend einer ganz andern beurtheilt werden dürfe, ein Fehler, welcher in den meisten, auch sonst gründlich ausgearbeiteten Geschichtswerken, weniger bemerkbar in dem vorliegenden, hervortritt, und die schärfsten Geißelhiebe verdient, da es doch ein Zeichen des höchsten Unverständes ist, wenn wir unsere Väter anklagen, daß sie nicht so viel wußten, nicht so dachten und handelten, wie wir, was doch völlig unmöglich ist. Es thut daher wohl, wenn man, was freylich nur höchst ausnahmsweise der Fall ist, ein geschichtliches Werk in die Hände bekommt, in welchem, wie in dem hier zu besprechenden, nicht auf Papp Gregor (um nur ein Beispiel anzuführen) die heftigsten Verdammungsurtheile geschleudert werden. Diese möchten gerechtfertigt seyn, wenn ein Papp zu einer andern, etwa in unserer Zeit dasselbe angestrebt und durchgesetzt oder auch nur den Versuch gemacht hätte.

An die Darstellung der wissenschaftlichen Leistungen in der damaligen Zeit schließt sich die Geschichte Steyermarks vom Jahre 494 — 1192 an, welche der Verf. zweckmäßig in drey Perioden abgetheilt hat. Darin hat er nachgewiesen, wie sich dieses Land nach und nach zum gegenwärtigen Umfange erweitert, und wie sich darin die kirchlichen

und weltlichen Dominien ausgebildet haben. Die Geschichte der weltlichen Herrschaften, wie der Hochstifte und Klöster nimmt daher hier eine vorzügliche Stelle ein. Allerdings zwar knüpft sich daran die Geschichte des Landes, allein es wurde, da der Verf. fest haltend an der chronologischen Ordnung die Ergebnisse der kirchlichen Anstalten dazwischen eingeschoben hat, der Zusammenhang allzusehr unterbrochen und die Uebersicht sehr erschwert. Uebrigens erfahren wir auch in Bezug auf bayerische Klöster und Hochstifte, namentlich Bamberg und Freysing, viel Neues, da dem Verf. mehrere Klosterarchive offen standen, namentlich das, wie es scheint, sehr reichhaltige Admonteser. Sehr schätzbar sind besonders die zahlreichen Mittheilungen aus dem Admonteser „Saalbuch,“ welches übrigens denselben zufolge nicht ein solches, sondern vielmehr ein sogenannter Traditions-coder zu seyn scheint. Auch die Geschichte der großen Adelsgeschlechter, namentlich auch bayerischer: der Andechs, Moosburge, Ortenburge &c. hat manchen schätzbaren Zuwachs erhalten. Sehr zu bedauern ist, daß dem Verf. nicht gegönnt war, die Geschichte der steyermärkischen Adelsgeschlechter, deren Bearbeitung er versprochen, zum Abschluß zu bringen. Ausführlich verbreitet sich derselbe über die, namentlich für diese Geschichte wichtige, gleichwohl aber sehr bestrittene Frage: wo das von Samo gegründete Reich zu suchen sey? Die meisten Historiker finden es in den Landen südlich der Donau, der Verf. jedoch weist überzeugend nach, daß es sich nördlich der Donau zwischen dieser, zwischen Thüringen und den Sorben sich ausbreitete, daß Böhmen der Mittelpunkt desselben war, und Karantien, das man nicht selten als den Hauptsitz betrachtet, nicht einmal ein Bestandtheil dieses Reiches gewesen ist. Die Ankunft des heil. Rupert in Bayern setzt der Verf. unbedenklich in das Ende des VII. Jahrhunderts, und wohl mit Recht, läßt sich jedoch auf eine Be-

weisführung nicht ein, die auch in der That überflüssig war, da dieselbe durch die zahlreichen Schriften, welche diesen Gegenstand behandelt haben, längst erschöpft ist. Der Streit, welcher deshalb unter den Gelehrten schon in früherer Zeit ausgebrochen ist, jedoch beigelegt schien, nachdem die gewichtigsten Stimmen sich für die spätere Ankunft des heil. Rupert ausgesprochen hatten, wurde, wie bekannt, von Mich. Filz in der neueren Zeit abermal angefaßt, und eben werden, nachdem auch in diesen Blättern sich gewichtige Stimmen in beyderley Richtungen haben vernehmen lassen, zwey Abhandlungen über diesen alten Kampfpunkt angekündigt, welche den Streit zu verlängern drohen, da in ihnen beyde sich entgegenstehende Ansichten verfochten werden.

Der fünfte Band enthält die Geschichte Steyermarks vom Jahre 1192 — 1283. In diesem Zeitraum ward dieselbe mit den übrigen österreichischen Landen unter den badenbergschen Herzogen vereinigt, und gelangte mit denselben am Schluß dieser Periode durch K. Rudolf an das Haus Habsburg.

Schade, daß der Verf. dieses Geschichtswerk, welches in der historischen Litteratur einen sehr ehrenvollen Platz einnimmt und in der That eine Lücke

ausfüllt, nicht zu Ende führen konnte. Die Fortsetzung desselben wird jedem schwer werden, der nicht die nämlichen gründlichen und umfassenden Studien gemacht hat, wie der Verf., wenn auch die Materialien, welche derselbe vollständig gesammelt hinterlassen hat, in den Händen des Fortsetzers liegen.

Das Aeußere befriediget alle billigen Wünsche.

Be r i c h t i g u n g e n .

- No. 71. der Gelehrten Anzeigen Band XXXII.
 S. 570 Col. II. Z. 8 von unten im Text zu lesen
 Gachard für Gerhard.
 S. 571 Col. I. Z. 6 zu lesen Löwen statt Leyden.
 S. 572 Col. II. Z. 1 la statt le.
 — — Z. 2 la statt le.
 — — Z. 3 du statt de.
 — — Z. 8 ist das Wort sich zu streichen.
 S. 573 Col. I. Z. 1 zu lesen 1598 statt 1558.
 S. 574 Col. II. Note Z. 4 Hauptstadt statt Freystadt.
 S. 575 Col. I. Z. 20 Geuzen: statt Glaubensbund.
 — — Z. 22 Gothaer statt Hotterer.

No. 72.

- S. 583 Z. 14 von unten zu lesen Aerschot statt Aerschot.
 S. 584 Z. 8 zu lesen 1580 statt 1850.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. August.

Nro. 20.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 21. Juni 1851 trug Hr. Reichsarchivar Prof. Dr. Rudhart, ord. Mitglied der histor. Classe, nachstehende Abhandlung vor:

König Gustav Adolph und Friedrich V.
von der Pfalz in München i. J. 1632.

Am 17. Mai dieses 1851ten Jahres waren es gerade 219 Jahre, daß der Schwedenkönig Gustav Adolph von Freysing u. s. w. am rechten höheren Isarufer herausziehend, seinen Einzug in die Hauptstadt seines unternehmendsten Feindes, des Herzogs und Kurfürsten Maximilian I. von Bayern gehalten hat ¹⁾.

Im Gefolge des Schwedenkönigs waren: der Böhmenkönig und Pfalzgraf Friedrich V., der Pfalzgraf August von Sulzbach, die beyden sächsischen Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar, der Herzog von Holstein und eine große Zahl von Generalen und Oberoffizieren.

Die Bürger Münchens, welche wohl Grund hatten, für ihre Stadt zu zittern, da sie die nahe gelegenen Dörfer in Flammen erblickten ²⁾, wurden beruhigter auf die Nachricht, daß die auf des französischen Gesandten St. Etienne Vorstellungen hin zum Schwedenkönig gegangenen Abgeordneten die Zusicherung der Schonung der Stadt und der Bürger erhalten hätten.

Ganz gewiß ist unter Vermittelung des französischen Gesandten ein schriftlich aufgesetzter Vergleich (Accord) zwischen dem König und den Münchner Abgeordneten zu Stande gekommen, kraft welchem Gustav Adolph gegen Erlegung von 300,000 Thalern Brandschadung Seitens der Stadt, davon die eine Hälfte während des Königs Anwesenheit, die andere mit ehester Gelegenheit bezahlt werden sollte ³⁾, die Erhaltung der katholischen Religion und der städtischen Verfassung, Schonung der Stadt vor Brand und Plünderung und Sicherheit des Privateigenthums und der Personen aller Klassen der Münchner Bevölkerung versprochen hatte. Der Feldmarschall Gustav Horn setzte die Vergleichspunkte Namens seines Königs auf ⁴⁾. Daß nach solchem

1) Schon am 16. Mai Abends erschienen Schweden vor der Stadt. S. Westencieders Beyträge Bd. VII. p. 311. Sutner, München während des 30jährigen Krieges, p. 26, Note: Ein schwedischer Oberst logirte im Hotel des französischen Gesandten. Nach Franz Sigl, Kurzer Verlauf u. von Stöger, Geschichte der Münchner Gesseln, München, 1836, p. 2 wäre schon am 14. Mai ein „Vortrass“ der schwedischen Armee gesehen worden.

2) Sutner l. c. p. 25.

3) Frz. Sigl von Stöger l. c. p. 3. Sutner p. 24, 25 muthmaßt bloß die Existenz eines schriftlichen Vergleiches. Vergl. Chemnitz I, p. 327, Col. 1.

4) Aus einem in duplo vorhandenen Concepte im k. allg. Reichsarchiv, welches überschrieben ist: „Verzeichniß Ertlicher Schäden, welche Ihrer Churfürstl. Durchl. in Bayern ic. zugefügt worden.“ „Erst-

Vergleiche diejenigen Sachen, welche der Kurfürst Max I. fortzubringen noch nicht Zeit gefunden hatte⁵⁾, gleicher Sicherheit sich zu erfreuen hätten, wie die eines jeden Privatmannes, erwartete man zuversichtlich von Seite des Kurfürsten und seiner Umgebung.

Nach abgeschlossenem Accord erfolgte die Uebergabe der Schlüssel der Stadt München durch die ältesten Herrn an den König, der an der Spitze von 3 Regimentern seinen feyerlichen Einzug durch das Isarthor hielt, durch das Thal hinauf über den Markt (Schrannenplatz) in die Weinstraße durch die Oberschwabingergasse⁶⁾ zog, und im Schlosse sammt dem Böhmenkönig seine Wohnung nahm, nicht aber in jenem Hause auf dem alten Eyermarkte neben dem Hause mit der riesigen Abbildung des heiligen Dnuphrius⁷⁾.

Vorsorge war getroffen zur Handhabung der

lich und hauptsächlich, ob zwar gedachter Hr. Feldmarschall („der König aus Schweden“ ist in dem einen Concepte ausgestrichen) der Stadt München, und allen Inwohnern gegen der eingewilligten Ranzion der 300,000 Reichs Taler außtrücklichlich versprochen, auch deswegen gar ein schriftliche von eigener handt vnderzogene und verfertigte attestation von sich geben, das nit allein bemelte Stadt München — — solle gesichert werden“ etc.

5) Rhevenhüller, Annal. Ferd. XII, p. 141.

6) Westenrieder, Beytr. VII, 312.

7) Bayerische Annalen, 1833, Nr. 100 p. 726, Col. 2. Die drey Kronen, sollten sie wirklich das schwedische Wappen vorstellen, sind heraldisch unrichtig dargestellt, nämlich . . . (eins, zwey), anstatt . . . (zwey, eins). Gustav Adolph kam, von Augsburg rückkehrend, nochmals nach München, und ist dann nicht mehr in der Residenz abgestiegen, sondern „auf den Markt bey dem Freyhamer Gastgeb vber nacht verbliben“ (Westenried. Beytr. VII. p. 317, 318, und ebenso die Literae annuae des Münchner Jesuiten-Collegiums p. 62). Durch gefällige Mittheilung, welche Hr. K. A. Kanzleisist Muffat aus dem städtischen Archive, dessen Archivar er ist, wie gemacht hat, erfahre ich, daß das Friede. Freyhamer Gastgeb Haus im Jahre 1631 die Hausnummer 231 hatte. Heutzutage trägt es No. 5 auf dem Schrankenplatz.

strengsten Mannszucht⁸⁾. Mit Ausnahme jener 3 Regimenter, die dem Könige in die Stadt gefolgt, lagerte das übrige bedeutende Heer dicht vor der Stadt auf einem schönen Ager, anfänglich vor dem Schwabinger Thor⁹⁾. Die Reiterrey hatte man auf die umliegenden Dörfer vertheilt. Der Oberst Hebron, ein um den König wohlverdienter alter Offizier, aber auch ein eifriger Katholik, hatte sich vom Könige zur besonderen Gnade ausgebenen, das Commando in dieser durchaus katholischen Stadt übernehmen zu dürfen, eine Bitte, die ihm der König gütig gewährte.

Das Betragen Gustav Adolphs und seiner Schweden während ihres Aufenthaltes in München war, so sagt man, in jeder Beziehung musterhaft. Es ist ein gleichzeitiger katholischer Schriftsteller selbst¹⁰⁾, welcher dem Könige das ungeheuchelte Lob ertheilt. Wie anständig war sein Benehmen in der Kirche während des katholischen Gottesdienstes, wie herablassend, mild und freundlich behandelte er das Volk, wie artig betrug sich der Sieger gegen die Jesuiten bey dem Besuche ihrer Kirche am 19. May!¹¹⁾. Daß der König keine schlechte Mei-

8) Westenr. Beytr. VII, p. 314, 315.

9) Westenr. l. c. p. 315, später vor dem Neuhauser- (nun Karlsthor) und dem Sendlingerthor. Siehe Franz Sigl bey Stöger S. 3.

10) Adlzreiter p. 283. Partis III, L. XVII. §. L. ed. Monach. fol. „Memoranda prorsus fuit Regis aequitas, in coerenda suorum licentia, nequid adversus pacta tentarent.“ Und vorher: Interfuere ex Acatholicis frequentes ac modesti, sine contemptu aut Sarcasmis, qui ceremoniarum elegantiam, Suavitatem Symphoniae, divini cultus majestatem mirifice laudarunt.“ Ich setze gleich die Stelle wegen Hinwegnahme von Schätzen in der Residenz hierher. Nach den Worten: „adversus pacta tentarent,“ folgt: „Non dubium, quin ipso (Rege) inscio, conclave ingens, rebus raritate, pretio, arte, ordine, multitudine ac jucunditate clarissimis, refertum, ipsaque Domus Bavaricae praestantissima Bibliotheca magna damna acceperint.“

11) v. Lang, Geschichte der Jesuiten in Bayern p. 137, verglichen mit den Literae annuae fol. 55, wo es heißt: „Si ipsemet Princeps Romano-Ca-

nung von ihnen in Folge der gehaltenen Unterredung gefaßt, beweist, — die Richtigkeit der jesuitischen Aussage vorausgesetzt — seine Aeußerung bey Tafel: wenn Er römisch katholischer Fürst würde, so wollte auch Er die Jesuiten vor Allen auszeichnen. Und doch waren erst wenige Wochen vergangen, daß Gustavs Hofprediger, Dr. Jakob Fabritius, ein Mann, der tief in seines Herrn Herz blickte ¹²⁾, in seiner am 14. April 1632 in der St. Anna-Kirche zu Augsburg gehaltenen Predigt die Jesuiten „Nordhummeln und Blutigel (sic!)“ genannt hatte!

Gleiches Lob ertheilen die bayerischen Historiker der neueren Zeit dieser schönen Haltung des Königs und seiner Leute. Sutner (p. 24), noch mehr Westenrieder ¹³⁾ gerathen darüber in Entzücken, so zwar, daß der schwedische Historiograph Geijer ¹⁴⁾ diese seinem Könige ertheilten Elogien aus dem Munde eines katholischen Priesters wortgetreu seiner Geschichte einverleibt hat.

In der Residenz hätte Gustav Adolph, nach des vereinigten Westenrieders Worten, „nicht das Geringste berührt.“ Indessen zeigt die Note zur Seite 207, in welcher R. A. Frh. von Senkenbergs Worte aus dessen: „Versuch einer Geschichte des deutschen Reiches u. s. w.“ 5. Bd. p. 448, Nr. 8. angeführt sind, daß es nicht ganz leer dafelbst abgegangen; denn also lauten Senkenbergs Worte ¹⁵⁾: „Aus einem mit Kostbarkeiten angefüllten Gewölbe soll doch, wie alle Geschichtschreiber sagen, ohne des Königs Wissen, viel seyn entwendet worden. Auch aus der Bibliothek mußte damals manche überaus schöne und kostbare Handschrift mit den sächsischen Prinzen Bernhard und Wilhelm wandern; dergleichen noch heutzutage den Fremden in der gothaischen Hofbibliothek vorgezeigt werden, z.

tholicus foret, inter primos se quoque Jesuitas habiturum.“

12) Scharold, Geschichte der herzogl. weimar'schen Zwischenregierung, und Geijer, Geschichte von Schweden, Bd. III.

13) Almanach 1805, p. 207 — 209.

14) Bd. III. p. 211.

15) Bey Westenr. Almanach a. a. Orte.

B. des Jac. Strada großes 33 Foliobände starkes Werk von prächtigen Zeichnungen alter Münzen, das 1550 ein Graf von Fugger dem Herzoge Albrecht von Bayern verehrt, dessen Namen und Bildniß auf jedem der rothsaffianen Bände des Werks zu sehen sind.“

Nach des Königs Beispiel werden, dieß könnte man annehmen, auch die übrigen Fürsten und Großen, die Generale u. s. w. sich gehalten haben. Von dem Böhmenkönige, dessen Brust bey dem Einzuge in die Hauptstadt und die Wohnung seines Veters, seltsame Gefühle bewegt haben dürften, behauptet es Prof. Dr. Ludwig Häusser in seiner Geschichte der rheinischen Pfalz, Bd. II. 1845 p. 504: „Friedrich besah all den Glanz der bayrischen Hauptstadt; aber kein Wunsch nach fremdem Besitze stieg in ihm auf;“ „es sind hier viele schöne Sachen;“ schrieb er an seine Gemahlin, „die man jedoch jetzt nicht fortbringen könnte; wäre aber das auch leichter, ich würde Nichts nehmen.“ „Wirklich blieben auch Friedrichs Hände von fremden Eigenthum rein.“ In der Note 53 sagt Häusser in Bezug auf den von Rhevenhüller und Paganino-Gaudenzio berichteten Vorschlag Friedrichs, das Schloß in die Luft zu sprengen: „dieser Angabe stehen nicht nur andere Zeugnisse (s. Harte, Leben Gustavs II. 280) und die oben (Brief bey Söfl II. 167) angeführte Aeußerung direkt entgegen, sondern eine solche Anklage widerspricht auch durchaus dem weichen und stillen Wesen Friedrichs, dem heftige Rachegefühle ganz fremd waren“ ¹⁶⁾.

16) Damit wäre gleichwohl zusammenzuhalten, was bey Westenr. Beytr. VII. p. 318 der Zeitgenosse hierüber berichtet: „Gleich hernach den 7 Juny am Montag vormittag zwischen 9 und 10 Uhr ist er (der König) mit seiner vöiligen Armade wider von München auf Prochen, die Statteleich besorgten sich einer löz, und großes Wbts, dieweil ihm das gelte völig noh nit erlögt war, da wolte ihr khinigliche Maystett auß anstiftung vnd antrieb des winterkhinigs die haubttherer versprengen, wie dan schon grueben, Pulfer darein zu legen, zu bereich waren, ist auch der Churfürstlichen residenz, selbige zuuersprengen, starkh getrohet worden, aber Gottlob khaines geschehen“ u.

Den Neueren ist in ihren Aussagen nur dann Glauben beizumessen, wenn diese Aussagen auf gleichzeitigen Berichten Wohlunterrichteter beruhen. Sieht man sich nun genauer nach der Quelle um, aus welcher die Neueren geschöpft haben, so wird man sich bald überzeugen, daß Adlzreiters, eigentlich des lothringischen Jesuiten Fervaux oder Vervaux Geschichte hauptsächlich diese Quelle ist ¹⁷⁾. Nach ihm hat sowohl ein großer, mit seltenen, kostbaren Gegenständen angefüllter Saal, als auch die Büchersammlung des bayerischen Hauses großen Schaden erlitten; aber, wie er gleich von vorne herein bemerkt, ohne Wissen des Königs (ipso [Rege] in-scio).

(Fortsetzung folgt.)

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat Juni 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen 1 — 3. Band auf das Jahr 1850. Göttingen 8.

Nachrichten von der Georgs August Universität und der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen v. J. 1850. Nr. 1 — 17. Göttingen 8.

Von dem historischen Verein des Großherzogthums und des Kurfürstenthums Hessen in Darmstadt:
Periodische Blätter Nr. 21. Darmstadt 1851. 8.

Von Hrn. Joseph Müller in Wien:
Historische Denkmäler in den Klöstern des Athos. Wien 1850. 8.

Von der päpstlichen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:
Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXII. Heft III. u. IV. Landau 1851.

Von der Royal Irish Academy in Dublin:
Proceedings. Vol. IV. Part 3. Dublin 1850. 8.

17) Siehe oben Note 10, woselbst die betreffende Stelle.

Von Hrn. Prof. Brunert in Greifswald:
Archiv der Mathematik und Physik. 15. Th. 3. und 4. Heft. 16. Th. 1. 2. Heft. Greifswald 1851. 8.

Von der Société des sciences, lettres et arts in Nancy:

Mémoires. 1849. De l'influence de l'expérience sur les progrès des sciences et des arts par M. le Dr. de Haldat. Nancy 1850. 8.

Inauguration de la statue de Mathieu de Dombasse. Discours de M. de Haldat Nancy. 8.

Mémoire sur quelques illusions d'optique par M. de Haldat. 8.

Von dem naturhistorischen Verein der preussischen Rheinlande in Westphalen in Bonn:

Verhandlungen 1 — 7. Jahrg. Bonn 1844 — 1850. 8.

Monographie der Petrefakten der Nacher Kreideformation von Dr. Joseph Müller. Bonn 1851. 4.

Beiträge zur Lebens- und Entwicklungsgeschichte der Rüsselkäfer aus der Familie der Attelabiden von Dr. Deluz. Bonn 1846. 4.

Beiträge zur vorweltlichen Fauna des Steinkohlensgebirgs. Bonn 1847. 4.

Von der académie des sciences in Paris:
Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXII. Nr. 13 — 17. Mars. Avril 1851. Paris. 4.

Von der Chemical Society in London:
Quarterly Journal. No. XIII. Lond. 1851. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:
Centralblatt. Juni 1851. München 1851. 8.

Von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher. XVI. 8. Jahrg. Bonn 1851. 8.

Von Hrn. Manuel Johnson, Radcliffe observer in Oxford:

Astronomical observations made at the radcliffe observatory Oxford in the year 1849. Vol. X. Oxford 1851. 8.

Von Hrn. Staatsrath v. Kupfer, Direktor der k. Sternwarte in St. Petersburg:
Annales de l'observatoire physique central de Russie. Année 1847. No. 1 u. 2. Pétersb. 1850. 4.

Mit dieser Nummer wird das Inhalts-Verzeichniß für den Bd. XXXII. ausgegeben.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. August.

Nro. 21.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 21. Juni 1851 trug Hr. Reichsarchivar Prof. Dr. Rudhart, ord. Mitglied der histor. Classe, nachstehende Abhandlung vor:

König Gustav Adolph und Friedrich V. von der Pfalz in München i. J. 1632.

(Fortsetzung.)

Rhevenhüller († 1650, 13. Junius) ¹⁸⁾ sagt: (der König) „ließ auch alle solche Sachen an Geschütz und andern, was in der Kunst-Kammer gefunden wurde, alles weg nach Augspurg und anderswohin führen.“ Chemnitz ¹⁹⁾ I, 323 Col. 1 (Chemn. † 1678, Febr.) berichtet wohl vom Auffinden der 140 Stücke schweren Geschützes, die im Zeughaufe vergraben worden, welche sodann nach Augsburg abgeführt wurden; auch habe man im Schlosse neu gemachte Soldatenröcke und Kleider gefunden, und damit etliche Regimenter der schwedischen Armee bekleidet. Allein von der Hinwegnahme von Kostbarkeiten aus der Kunstkammer und Bibliothek des Kurfürsten schweigt er. Die unter dem Namen *Theatrum Europaeum* ²⁰⁾ bekannte Compi-

lation, welche den Chemnitz wortgetreu abgeschrieben, erzählt von dem Funde der Kanonen und der großen Freude des Königs hierüber, bedient sich über das in der Kunstkammer Gefundene ganz der Ausdrücke Rhevenhüllers, setzt aber alsdann Folgendes bey: „Ward also in Bayern verfahren, wie man in vorigen Jahren in der Pfalz procediret hatte.“ Damit scheint mir nun auf die Hinwegnahme der Heidelberger Bibliothek durch Sully auf Max I. Befehl angespielt zu seyn.

Finstlerwald S. 2040 redet im Hinblick auf Adlzreiters Aussage bloß von einigen Schaden, den Bibliothek und Raritäten-Kabinet im Schlosse erlitten, jedoch ohne Wissen und Willen des Königs. Ebenso Falkenstein II. p. 666, noch Neuerer nicht zu erwähnen ²¹⁾.

Aus der vom Herzoge Albrecht V. angelegten und in Europa berühmten Kunstkammer des Kurfürsten Max I., sowie aus der Bibliothek ist nach Adlzreiters Zeugniß allerdings Bedeutendes (*magna damna*) hinweggenommen worden. Führt doch selbst Westentieder aus Senkenberg ein aus der Bibliothek fortgenommenes Werk an; und es ist die Rede von mancher schönen und kostbaren Handschrift, welche mit den sächsischen Prinzen Bernhard und Wilhelm fortgewandert und in der Gotha'schen Bibliothek aufgestellt sind! — Der Hr. Reichsarchivs-Sekretär Muffat, der an einer Geschichte der hiesigen Hof- und Staatsbibliothek gearbeitet, und selbe theilweise in den „bayerischen Blättern,“ 1832 bis in das

18) Annal. Ferd. XII. p. 141, 142.

19) Nach Chemnitz Pufendorf, rer. Suec. L. IV. p. 66 Col. 2.

20) Bd. II. p. 589 Col. 1 und 2.

21) Z. V. Zschokke, III. 279.

erste Jahrzehent des 17. Jahrhunderts veröffentlicht hat, wird die weitere Nachweise über die fortgeschafften Bücher später mittheilen. „Es wäre,“ heißt es in einem gleichzeitigen Bericht, „ziemlich aufgeräumt worden.“ Hier wäre also ermittelt, was der Bibliothek entfremdet ward und wer die Thäter wären.

Ueber die aus der Kunstkammer genommenen Gegenstände jedoch sind wir minder aufgeklärt. Indessen gewährt die im k. allgemeinen Reichsarchive unter den Acten des dreißigjährigen Krieges befindliche Correspondenz des Kurfürsten Max I. mit dem Frhn. Rudolph von Donrsperg, Hauptmann von Burghausen über den, in der Nördlinger Schlacht durch bayerische Reiter gefangenen und nach dem dortigen Schlosse seit October 1634 gebrachten schwedischen Feldmarschall Gustav Horn in der That sehr willkommene Aufschlüsse zum Theil über die werthvollen Gegenstände, die genommen, aber auch über die Thäter selbst, die sich dieselben ungeachtet des Vergleichs, in welchem auch Sicherheit des Privateigenthums versprochen worden war, zugeeignet hatten. Wir erfahren auf diesem Wege, daß der Pfalzgraf Friedrich, aber auch der Schwedenkönig es gewesen sind, die sich von den Kunstgegenständen aus des Kurfürsten Kunstkammer angeeignet haben.

Ueber die Rechte des Eroberers hatte Gustav Adolph seine Grundzüge mehrfach und selbst urkundlich ausgesprochen²²⁾. Er betrachtete die Länder, die er „durch Gottes des Allmächtigen alleinigen Gnatten und Volchen christlichen Siegs“ in seine „rechtmäßige Gewalt gebracht,“ als ihm zuständig, „damit nach seinem königlichen gerechten Willen zu disponiren und zu verordnen“ (Geben im k. Weltleger bey Donawerth den 3 Aprilis 1632).

Nahm sich nun der Eroberer Bayerns hier aus Max I. Kunstschätzen Einiges und selbst Vieles heraus, so war er dem Eroberungsrechte nach dazu

befugt. Allein bevor er in der Hauptstadt seines Segners seinen Einzug hielt, hatte er, wie es denn schon früher gesagt wurde, unter Vermittelung St. Etienne's einen Vergleich abgeschlossen und unterzeichnet, in dessen Punkten auch die Kunstkammer Max I. in der Art mitbegriffen gewesen zu seyn scheint, daß sie unangetastet bleibe. Dieß erhellt aus vielen Aeußerungen Max I.²³⁾, insbesondere aus einem Schreiben desselben an den Hauptmann von Burghausen, Rudolph von Donrsperg vom 24. März 1635, worin es heißt: „vnd halten wir dafür, weiln dise sachen auf vnserer Residenz vnd Rhunst Camer, wider den austruckhlichen Inhalt des Münchenerischen accord vnd also wider des Königs gegebene parola hinweggenommen worden, es werde Tro der Königin ain schlechte freudt, auch ihrem gestorbenen König wenig reputirlich sein, solche sachen vor augen zu haben, die Er wider die büllichkeit vnd den accord auch vnder hohe Personen lobliche curtosy vnd höflichkeit entziehen lassen, sondern Ewe werde eben zu consernation Tres Königs reputation vnd durch den accord gegebene parola, desto mehr von selbstien genaigt vnd willig sein, die vnns angehörige sachen wider eruolgen vnd restituirn zu lassen.“

Mit obigem Vergleiche selbst waren dem Könige Gustav Adolph die Hände gebunden; er konnte sein Recht des Sieges nicht in dem Maße geltend machen, als dieß der Fall gewesen wäre, wenn er Max I. Hauptstadt mit stürmender Hand erobert hätte. Die Vergleichspunkte, die er eingegangen und unterzeichnet hatte, legten ihm die Pflicht auf, dieselben gewissenhaft einzuhalten, und, war Schonung der Kunstkammer darin ausgesprochen, so durfte er, ohne sein gegebenes Wort zu verletzen, Nichts aus derselben sich aneignen oder geschehen lassen, daß ein Anderer dieß thue. So war des Kurfürsten Max I. Ansicht, so wie er Kunstschätze, die Fürsten gehören, als unter dem Schutze der Großmuth seines

22) Siehe Seb. Stumpf, Topographie des Amtes Bischofsheim an der Röhne. Würzburg, 1796. 8. Bevl. No. II. p. 45, 46. Schenkung des Amtes Bischofsheim an des k. schwedischen Obristen Utolph Dietterich Baron von Effern Descendenz.

23) Z. B. Original-Bericht Donrspergs an Max I. d. d. Burghausen 30. November 1634. — Concept aus der kurfürstl. Känzley, an Hauptmann zu Burghausen (Donrsperg) 1634, 2. Decbr. und vom 24. März 1635.

fürstlichen Gegners gestellt sich dachte. Daher achtete es Mar I. für die Schuldigkeit derjenigen, welche die Sachen genommen „wider accord und parola,“ solche zu „restituiren“²⁴⁾. Schon die Achtung, welche fürstliche Personen einander auch im Kriege zollen, hätte den König lehren sollen, die Schätze der Münchner Kunstsammlung zu schonen.

Daß der König von Schweden bey dem Anblick der hier gesammelten Kostbarkeiten auf sein Recht des Sieges, ohne des Vergleichs weiter zu gedenken, zurückkam, lehrt die unbezweifelte Thatsache des Hinwegnehmens von Gemälden und andern werthvollen Kunstgegenständen aus dieser seinem Edelmuthe anvertrauten Sammlung. Nach obigem Schreiben Mar I. vom 24. März 1635 war der „Marshall von Kraißheimb der ainige vnd vornehmste gewesen, der den König zu hinwehnehmung unserer sachen simulirt vnd ermahnet, Ja mit sün- gern darauf gedeuttet, hernach solche einschlagen vnd nach Augspurg zu dem Hainhoffer, der es selbstn also wahr zu sein vorgibt, hinüber siehren, hernach von dortten abhollen, vnd weutter auf die seiten, an orth vnd ende, wo Er ohne Zweifel wol wissen wirdt, bringen lassen.“

Was nach solcher Aeußerung des Kurfürsten von Ahdreiters Aussage: „Ohne Zweifel habe von dieser Beraubung der König selbst nichts gewußt,“ zu halten sey, ist klar! — Gustav Adolph ließ die bezeichneten Gegenstände fortnehmen, einpacken und über Augsburg weiter senden. Gewiß ist, daß die Königin von Schweden vornehmlich die Gemälde als Geschenk vom Könige überkommen hat, und selbe, schwedischen Berichten nach, eben weil es Geschenke ihres Königs waren, in größter Achtung gehalten²⁵⁾. Unter diesen Gemälden war ein sehr

werthvolles, wie sich aus einer Aeußerung Mar I. vom 5. April 1635 entnehmen läßt, woselbst es heißt: „Sonderlich weilt uns aines auf denen von dem König hinweh gefiehrten Stukken lieber vnd annehmlicher, als 3 oder 4 von denen, so zu Maintz seindt.“ — Münchener Handwerkerleute mußten die Verpackung der genommenen Gegenstände für die Schweden vornehmen²⁶⁾. Der Meister Hans Bridel, ein Maler, war bey Verpackung der Gemälde thätig²⁷⁾.

Nicht bloß Gemälde jedoch reizten die Lust des Siegers, sondern auch andere kunstreiche Gegenstände, wie ein Goldbergwerk, welches leider! zertümmert und verwüstet in Augsburg bey Hainhoffer angekommen ist. Entweder der Kurfürst selbst, oder einer seiner Vorfahren (Albrecht V.?) hatte dieß Kunstwerk, welches im spanischen Amerika gefertigt worden zu seyn scheint, zum Geschenke erhalten oder irgend erworben. Es waren aus diesem Bergwerke 3 oder 4 schöne „Berkstein“ mit einer Anzahl von Smaragden, wie sie im Königreiche Peru aus dem Muttergestein hervowachsen²⁸⁾, von ihrem Plage heraus und hinweg genommen worden, was Mar I. sehr bedauerte, weil man, wie er sich ausdrückte, „darbey die Würkung der Natur ersehe.“ Dabey ist nebst den Gemälden im Allgemeinen „anderer Schinssstuckhen“ gedacht. Kreißheim schenkte dem Grafen Niß (Niels?), nebst andern Sachen, auch den Corallen-Berg²⁹⁾. Zugleich mit Kreißheim war noch der k. schwedische Factor und Expeditior Larson „sowohl für seinen König, als für sich selbstn äußerst rübrig im Aufräumen unter den

halten thetten“ u. Siehe ferner Concept aus der Kurfürstl. Kanzley an Donersperg, 2. Decbr. 1631.

24) Mar I. an Donersperg d. d. Ranzshofen, 18. May 1635, als Antwort auf D.'s Bericht vom 14. desselben Monats.

25) Origin. Bericht Donersperg an Mar I. d. d. Burg- hausen 30. November 1634. „Doch hat (Horn) beynebens vermeldet, daß Jr Mayst. die Königin in Schweden alles dasienlge so dero von dem Könige geschenkt worden, in sehr grosser Stima

26) Westenrieder Beitr. VII. p. 317. Siehe auch Original-Bericht des Friedr. Eigsatz an Mar I. d. d. München 22. December 1634, als Antwort auf Mar I. Erlaß vom 13. December desselben Jahres.

27) Eigsatz Bericht vom 22. Decbr. 1631.

28) Original-Concept eines Erlasses Mar I. an den Hauptmann zu Burghausen (Donersberg) d. d. 24. März 1635.

29) Stöger l. c. Bchl. B. p. 167.

Schätzen der großen Kunstammer ³⁰⁾. Er wird bezeichnet als Derjenige, der das „Ubrige alles“ (was nicht Gustav Adolph und Friedrich V. u. s. w. genommen) und zumaln dz vornembste vnder seinen gewalt gebracht.“

Eben so wenig als der Schwedenkönig hielt der Pfalzgraf Friedrich V. seine Hände rein, indem er, was auch Neuere darüber sagen mögen, „sachen an Kunststübchen, Malereien und dergleichen“ aus obiger in der Residenz befindlichen Sammlung hinweggenommen ³¹⁾. Nach eingezogenen Erkundigungen waren diese von Friedrich V. genommenen Gegenstände nach Mainz gebracht worden. Dem zu Burghausen gefangen gehaltenen Gustav Horn war vom Kurfürsten Max I. auf seine Bitte um Ranzionierung die Auflage gemacht worden, an den Reichskanzler Drensterna schriftlich sich mit dem Gesuche zu wenden, dieser möge trachten, daß die durch Friedrich V. entwendeten Gemälde und Kunststücke wieder in den Besitz ihres rechtmäßigen Herrn kämen; dadurch werde sich Horn den Kurfürsten sehr verbinden, der ihm solches in andere Wege zu Gunten gedeihen lassen wolle ³²⁾.

(Schluß folgt.)

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat Juli 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. 5. Bd. II. Heft. Leipzig 1851. 8.

Indische Studien. Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums von Dr. Weber. I. Bd. Leipz. 1850 8.

30) Original-Concept Max I. an den Hauptmann zu Bueghausen, 16. April 1635.

31) Original-Concept Max I. an den Hauptmann zu Burghausen d. d. 5. April 1635.

32) Concept der kurfürstl. Ranzley an Donersberg d. d. Ranzhoffen den 11. November 1634.

Von der historisch-antiquarischen Gesellschaft in Basel:

Beiträge zur vaterländischen Geschichte. IV. Bd. Basel 1850. 8.

Von Hrn. Prof. Vietet in Genf:

Description d'un veau monstrueux formant un groupe nouveau dans la famille des monstres anidiens. Genève 1850. 4.

Description de quelques poissons fossiles du mont Liban. Genève 1850. 4.

Von der Société de physique et d'histoire naturelle in Genf:

Mémoires. Tom. XII. 2. Partie. Genève 1851. 4.

Von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Philosophisch-historische Classe. Sitzungsberichte. Jahrg. 1850. II. Abth. Juni. Juli. Oct. — Decbr. II. Bd. III — V. Heft. 8.

Mathem. naturwissensch. Classe: Sitzungsberichte. Jahrg. 1850. II. Abth. Juni. Juli. Oct. — Decbr. II. Bd. III — V. Heft. 8.

Fontes rerum austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen II. Abth. III. Bd. Wien 1851. 8.

Denkschriften. Philosoph. histor. Classe. I. Bd. II. Bd. 1. Abth. Wien 1850. gr. Fol.

Denkschriften. Mathem. naturwiss. Classe. I. Bd. 1. Abth. Wien 1850. gr. Fol.

Tafeln zu den Denkschriften der mathem. naturwiss. Classe. I. Bd. 1. Abth. Wien 1850. gr. Fol.

Von Hrn. Dr. Wilh. K. Weitenweber, prakt. Arzt in Prag:

Dr. Joseph Carl Hofers Rückblicke auf sein Leben und Wirken. Prag 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Adam Weiß, Rektor der Gewerbeschule in Ansbach:

Handbuch der Trigonometrie. Jürth 1851. 8.

Die galvanischen Grundversuche mathematisch erklärt und die Theorie des Condensators. Ansbach 1851. 4.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. August.

Nro. 22.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 21. Juni 1851 trug Hr. Reichsarchivar Prof. Dr. Rudhart, ord. Mitglied der historischen Classe, nachstehende Abhandlung vor:

König Gustav Adolph und Friedrich V. von der Pfalz in München i. J. 1632.

(Schluß.)

Diese von Friedrich V. genommenen Gegenstände gingen nach dessen Tod (19. Nov. 1632, zu Mainz) in den Besitz seiner Gemahlin Elisabeth, Jakob I. von England Tochter, über. Horn hatte dem von Mar I. erhaltenem Auftrage gemäß versprochen, diese Angelegenheit dem Reichskanzler bestens zu empfehlen; allein er ließ dem Kurfürsten unverholen, daß er sich hievon wenig Erfolg verspreche, ³³⁾ weil er zweifle, daß die begehrten Gegenstände zur Zeit in Mainz seyen, und wenn sie

33) Eigenhändiges Schreiben Horn's an Donersberg vom (12.) April 1635 in französ. Sprache abgefaßt: die betreffende Stelle lautet also:

Monsieur etc.

j'ay trouvé expedient d'esclereir d'avantage par cellecy, mes pensees sur l'affaire que vous m'avez proposée au nom de son Altesse, à scavoir, que je me trouve tres obligé d'obeir en cest affaire à la volonté de son Altesse, et ne manqueray pas de la recommander à Monsieur le

da wären, so würde die hohe Achtung Drensierna's gegen die Pfalzgräfin ihn hindern über einen Gegenstand zu verfügen, der ihr angehöre, ohne dazu ermächtigt zu seyn. Von der Pfalzgräfin aber eine solche Gewährung zu erhalten, sey keine leichte Sache:

Auch das Note 31 angeführte Schreiben Mar I. an Donnersberg sagt: „Wir lassen Dir hiemit unverhalten, daß sich Philipp Hainhofer zu Augsburg gegen ainen auß vnsern Beampten vernemen lassen, daß der Proscribirte Pfalzgraff Friederich die Tenige Sachen an Khunststücken, Mahlereyen vnd dergleichen, so Er auß vnserer Residenz vnd Khunst Camer zu Münkhen hinweggenommen, nach Mainz bringen lassen, alda Ewe auch noch sündig seyen.“ — In einem Concepte Mar

Chancelier Oxenstiern en meilleurs termes que je pourray; Mais pour les raisons cy suivantes je creins que sera avec peu de fruit, car premierement je doute que les choses que son Altesse desire r'avoir, soyent cest heure à Mayence, et quoy qu' elles y fussent, je scay pourtant bien que le respect que Monsieur le Chancelier porte à Madame la Contesse Palatine, l'empeschera de disposer de chose queleconque appartenente à Elle sans en estre autorise. Si done il faut que Madite Dame en soit recherchée, je vous laisse considerer s'il sera chose facile d'obtenir en cela son oxtroy. Avec tout cela il y a plus de cinq mois, comme vous savez monsieur que j'ay escrit à Monsieur le Chancelier par un expres, non seulement pour l'affaire dont son Altesse n'avoit chargé, mais aussi pour mes affaires particulieres etc.

I. an Donnersberg vom 16. April 1635 heißt es: „außer der obgedachten Sachen, so der proscibirte Pfalzgraff Zu sich genommen.“ Also auch Friedrich der V. von der Pfalz hat den eben vorgebrachten Zeugnissen zu Folge nach seines Veters Kunstschätzen die Hand ausgestreckt, und seine Hände sind vom fremden Eigenthum nicht rein geblieben!

Die Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar haben nach dem Vorgang ihres Königs und obersten Kriegsherrn nicht bloß, wie schon Senkenberg gemeldet, aus der kurfürstlichen Bibliothek, Bücher und Handschriften mitgenommen; sondern, wie aus einem Schreiben Max I. an Pappenheim vom 11. Juni 1632, also wenige Wochen nach vollbrachtem Raub, zu entnehmen ist, auch aus der Kunstammer sich viele Sachen angeeignet. „Der Herzog von Weimar,“ so schreibt Max, „hat in meiner Residenz vnd Kunst Camer zu München vil sachen bevorab an gemalten Kunststücken weggenommen. Da ir (Pappenheim) nun etwa nach Weimar kommen: vnd dergleichen gemalter Kunststück wie solche wol zu Rheden, (sie waren nach dem Schreiben Max I. vom 24. März 1635 „theils mit vnserm Wappen gemerckt, andere aber in der überschückhten verzeichniß — describirt“), warnemen sollet, wollt ir selbige mitnemen, damit ichs wider bekommen Rönde.“ —

Der schwedische Feldmarschall Horn, der während des Königs ersten Aufenthalt zu München im Pallaste des Herzogs Albrecht, Max I. Bruder einquartiert worden war, nahm daselbst mehrere Gemälde hinweg. Unterm 4. Jänner 1635 ersuchte Max seinen Bruder, „es were guet, daß E. E. auch die entführte gemalte Stück, in massen mit den Rossen und vieh beschehen, specificieren ließen, damit Horn, der sonst vermuthlich nit gern zu uil gestehen würdet, vmb so vil weniger ain oder anderes vernainen oder mit Unwissenheit sich entschuldigen Rhönde.“ Diese von Horn genommenen Gemälde befanden sich im Jahre 1633 zu Merzenthäl³⁴⁾ Gene aus der Kunstammer und Galerie sind nach Schweden geführt worden.³⁵⁾

34) Stöger, Geschichte der Münchner Geiseln. Beil. II, Lit. B et Lit. D.

35) Stöger. I. cit. p. 176.

Auch verschiedene schwedische Officiere haben entweder nach dem Beispiele, welches von oben herab gegeben wurde, in der Kunstammer zugegriffen, oder sind irgendwie in den Besitz von solchen daraus geraubten Schätzen gekommen. Der schwedische Oberstlieutenant Lewison sagte während seines Aufenthaltes bei dem gefangenen Horn in Burghausen im Mai des J. 1635 aus³⁶⁾: „bz noch ein guetter Theil (der entfürten Stück) bey den schwedischen Officiern zu fünden, vnd wol wider herbey gebracht werden Rhönden“ zc. „Wann nur ienige Officier, welche solche Stück in handen, ein Nachricht haben solten, was gestalten Er Weltmarschallk Horn, solche Widerbringung der entfürten Stück zu genüessen haben wurde.“³⁷⁾

Kurfürst Max I. gab sich alle erdenkliche Mühe, die ihm von Könige und seiner Umgebung genommenen Kunstgegenstände wieder zu bekommen. Ein genaues Verzeichniß aller geraubten Sachen wurde denjenigen zugestellt, die in dieser Angelegenheit thätig seyn sollten und konnten; dieß Verzeichniß existirte in mehreren Abschriften, und der Kommandant von Ingolstadt, Snetter erhielt eine solche Specification für Torstenson³⁸⁾. Dem Gustav Horn selbst schickte sie der Kurfürst Max I. zu.³⁹⁾

Ungeachtet der vielen Exemplare dieser Specification hat doch bis jetzt im k. allg. Reichsarchive kein solches aufgefunden werden können: Was vorliegt⁴⁰⁾, ist ein allgemein gehaltenes „Verzeichnus

36) Concept Max I. an Donnersberg dd. Ranshoffen 18. May 1635, als Antwort auf Donnersbergs Bericht vom 14. dess. Monats.

37) Orig. Bericht Donnersbergs an Max I. dd. Burghausen, 14. Mai Ao. 1635.

38) Stöger a. a. O. p. 165.

39) Orig. Bericht Donnersbergs dd. Burghausen, 15. Novembris Ao. 1634 an Hannß Jacoben von Starzhansen zc. zu Braunau. Concept, Max I. an Donnersberg 26. Novembris 1634: „Wir hatten auch ihme Horn wegen widerherbringung vnserer ebenmessig von München entführten gemahlten Stück alberelt Zu mehrmahl erinderung thun vnd ein Specification zustellen“ zc.

40) 2 undatirte Aktenprodukte im Reichsarchive.

Etlicher Special Schäden, welche Irer Churfürstl. Drl. in Bayern u. von der Cron Schweden vnd deren Kriegsvolkh Zugeseigt worden“ u. Von den daselbst aufgeführten Punkten heben wir bloß folgende heraus:

„Erstlich souil die Statt München in specie belangt, ist daselbst die Churfürstl. Residenz vnd Kunst Cammer vast durchgehendt spoliert worden.“

„5^o Aus den Galerien in der Churfürstl. Residenz vnderschiedlich gemahlne Kunststuckh genommen.“

„7^{mo} Etliche Churfürstl. hohe vnd niedere officier, Rath, Diener vnd Einwohner in ihren heusern wider den Accord aufgebündert.“

„13^o Herr Feldtmarschall Horn oder die seinige, Irer Frstl. Drl. Hör Bog Albrechts Residenz spoliert, gemahlne Stuckh, Pferd, vnd Schweiger Vieh darauszgenommen, Inhalt der Beylag, dessen schäden von Ir Frstl. Drl. auf 12,000 fl. geschätzt werden.“ —

Ein 2tes Archivale, mit der von neuerer Hand versehenen Aufschrift, (welches uns durch die gefällige Mittheilung des Hrn. Archivars Mechel dahier zugegangen). „Die verschiedenen Beschädigungen während der feindlichen Occupation dieser Stadt (München), anno 1632, und in specie;

- a) in der Gemäldegallerie,
- b) in der churfürstl. Residenz und Gärten,
- c) in der Kunstammer,
- d) in der Bibliothek,
- e) in den Archiven und Registraturen.
- f) in der Münz,
- g) in der Harnischammer und dem Zeughaus,
- h) in den Hofstall und
- i) bei verschiedenen churfürstl. Aemtern,
- k) in der Bildergallerie (Siehe jedoch oben lit. a.)

NB. Hiebei liegt ein umständlicher Bericht.“

enthält, wie man sieht, wohl die Rubriken der genommenen Gegenstände, dagegen fehlt das unzweifelhaft im umständlichen Berichte erwähnte Detail der einzelnen Rubriken, welches, was z. B. die Gemälde und Kunstwerke betrifft, in verschiedenen Abschriften, wie oben erwähnt, existirt hatte.

Nach dem bisher aus den Quellen Vorgetragenen steht wohl über jeden Zweifel hinaus fest, daß Gustav Adolph mit Nichtbeachtung des vor seinem Einzuge abgeschlossenen Accords an den Kunstsammlungen Mar I. sich vergriffen, daß nach seinem Beispiele der Pfalzgraf Friedrich V., anstatt das Eigenthum seines Veters zu achten, Gemälde und Kunststücke sich zueigneten, daß die Herzoge von Weimar nicht bloß kostbare Bücher und Handschriften, sondern eben auch aus jener berühmten Kunstammer Gemälde und Kunstgegenstände hinweggenommen und in ihre Heimath geschickt; anderer schwedischer Beamten und Officiere, darunter vornehmlich Horn, Kreilsheim, Larson nicht zu gedenken. Und so ließen sich die Lobeerhebungen, welche dem Wohlverhalten des Schwedenkönigs während seines Aufenthaltes in München gespendet worden, so ziemlich auf ihr rechtes Maß zurückführen!

In der Sitzung der historischen Classe vom 23. November 1850 trug der kgl. Legationsrath Ritter von Koch: Sternfeld folgende Bemerkungen vor:

Die Nomenclatur oder Graphik auf den neuen Steuerkarten betr.

Die k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien hat in ihrer historisch-geographischen Abtheilung, wie bekannt, auch der Verbesserung der Land- und Specialkarten in Beziehung auf ihre örtliche Nomenclatur und Beschreibung (Graphik) ein besonderes Augenmerk gewidmet, und zu dem Ende, in Verbindung mit den Landesbehörden vom Civil- und Militär:Etat und unter Mitwirkung derselben sehr zweckmäßige Einleitungen getroffen. Insbesondere sollen dort die Detail- und Flurkarten nicht ferner bloß aus dem vulgären Element, aus dem Fragen der Landleute, und aus singulären unstichhaltigen und unverständlichen Verlautbarungen geschöpft, und so Drischäften, Parke, Gewässer, fast bis zur Unkenntlichkeit ihrer ursprünglichen Namen entstellt werden. Man bezieht auch dort, unter

Mitwirkung der Landes- und Localarchive der historischen Provinzialvereine, und mit Zurathziehung einzelner geschichts- und ortskundiger Forscher von Beruf eine der Geschichte und den Urkunden analoge, sohin sinnvolle und selbstverständliche Beschreibung, aber keineswegs eine pedantische und grillenhafte Topologie. Zu dem Ende hat die k. k. Akademie der Wissenschaften von den Landestheilen des Kaiserstaates noch unbeschriebene Terrainkarten abdrucken, und zur correcten Einschreibung vertheilen lassen. Auch hieher ist eine Partie davon zur gefälligen Einsicht und Mitwirkung gesendet worden. Die historische Classe hat heute mehrmalen davon Gebrauch gemacht. Denn sie ist gleichfalls der Ueberzeugung, daß eine sinnvolle und verständliche Nomenclatur aller Dertlichkeiten zunächst in den Urkunden des Mittelalters beruht, und daß dieser Schlüssel und ein richtigeres Verständniß auch Bayern in Tausenden von Urkunden bewahrt. Bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts ist in den Kanzleyen und gebildeten Ständen hiernach gesprochen und geschrieben worden: auch auf Denk- und Grabmälern läßt sich das nachweisen. Erst in Folge des dreißigjährigen Krieges haben bey den geistlichen und weltlichen Behörden, sogar in den Kanzleyen und Schulen, die Mißverständnisse in Bearbeitung von Nomenclatur und Topographie um sich gegriffen. Die historische Classe hat diesem Uebelstande mehrmal zu begegnen gestrebt. Insbesondere waren dießfalls zur Zeit des Ministeriums Montgelas die verwandten Behörden zur einträglicheren Mitwirkung mit dem k. Reichsarchive und der Akademie angewiesen worden; dann die vor 30 und mehr Jahren veröffentlichten Steuerkarten (die landgerichtlichen, sonst so vielseitig erwünschten Uebersichtskarten) ließen aber, bezüglich auf eine correctere Nomenclatur, gar manches zu wünschen übrig.) Da nun ferner bekannt ist, daß unter Gewährung sehr munificenter Mittel, und mit einem zahlreichen Personale die bayerischen Landgerichte und Rentämter, Forst- und Bergämter, neuerdings vermessen, beschrieben, und in zweckmäßigen Special- und Uebersichtskarten veröffentlicht werden; so hat die historische Classe wiederholt den einhelligen Wunsch ausgesprochen, daß dieser Zeitpunkt, unter so günstigen Umständen, auch für jenes unabweissbare

Attribut ihrer Competenz heilbringend seyn möchte; und diesen Wunsch hat sie in ihrem heutigen Protokolle abermals niedergelegt.

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat Juli 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

- Von dem Nassauischen Verein für Alterthums- und Geschichtsforschung in Wiesbaden:
Annalen. IV. Bd. 1. Heft. Wiesb. 1850. 8:
P. Hermann Bär, vormalig des Klosters Eberbach Priester, diplomatische Geschichte der Abtei Eberbach im Rheingau von J. G. Habcl. Wiesbaden 1851. 8.
- Von der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft in Basel:
Archiv für schweizerische Geschichte. 7. Bd. Zürich, 1851. 8.
Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft. 1. Bd. 3. 4. Heft. Chur 1850. 4.
- Von dem Herrn B. A. Gould, Prof. zu London:
On the velocity of the galvanic current in telegraph wires. New Haven 1851. 8.
- Von der Accademia Pontificia de nuovi Lineei in Rom:
Atti anno IV. Novbr. Decbr. 1850. Febr. 1851. Sessione 1. 2. 3. Roma, 1851. 4.
- Von dem Herrn D. C. Pasquale Londi in Firenze:
Della ottalmia catarrale epidemica. Firenze, 1851. 8.
- Von der Imprimerie nationale in Paris:
Journal des savants. Janvier — Décembre 1850. P. 1850. 4.
- Von den Herrn Homolle u. Guevenne in Paris:
Mémoires sur la digitaline. Paris 1851. 8.
- Von dem Herrn Prof. Brunert in Greifswald:
Archiv der Mathematik und Physik. 16. Thl. 3. Heft. Greifsw. 1851. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.
Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte.
Begründet und herausgegeben von Joseph
Freyherrn von Hormayr und nach dessen
Tode fortgesetzt von Dr. G. Th. Rudhart,
Vorstand des k. b. Reichsarchivs. XXXIX.
Jahrgang der gesammten, XXI. der neuen,
und I. der neuesten Folge. München, bey
Georg. Franz. 1850 1851. kl. 8.

Es ist ein gewisses Gefühl von Verlegenheit,
welches den Unterzeichneten befällt, indem er diese
Selbstanzeige über das von ihm fortgesetzte von
Hormayrische Taschenbuch in diesen Blättern unter-
nimmt. Von einem Werke, wie das vorstehende
kann dessen Herausgeber nicht einmal mit vollem
Fuge sagen, er sey der Vater, d. h. derjenige,
welcher demselben seine Entstehung und seinen Na-
men gegeben!

Aber auch der Gevatter ist er nicht, und ist
Erstere (Vater) in mehr als einer Hinsicht zuviel
geäußert, so wäre Letzteres doch gar zu wenig ge-
sagt; denn ist nicht, abgesehen von den schätzbaren
Beiträgen der Herrn Mitarbeiter, so Manches dieser
Aufsätze mit feinen Einleitungen und Anbahnungen
von ihm selbst herrührend und sein selbsteigenes
Machwerk?

Dagegen wieder ist es wahr, daß Er viele
Aufsätze, den archivalischen Schätzen entnommen,
unter seinem Namen den Lesern vorgeführt.

Und wie soll nun ein solcher Bericht gefaßt
seyn? Lob spenden geht natürlich nicht an, denn

wer wäre so unverschämt, Weibrauch auf eigener
Pfanne sich zu streuen? Tadeln? Kann irgend wer
begehren, daß man sich selbst herabsetze, oder daß
man dasjenige, was man im Jahre 1850 mit der
Ueberzeugung gefertigt, „es sey recht,“ im Beginne
des folgenden Jahres schon in einem Anfälle unzu-
friedener Laune mit mißfälligen, grämlichen und ta-
delsüchtigen Augen betrachte?

Also weder Lob noch Tadel, sondern einfacher
Bericht über das in diesem Taschenbuche Befind-
liche, und zwar, wie es in der Ordnung, folgt.

Das Motto: „et prodesse et delectare“ ver-
dient Beachtung; denn nicht die Poeten allein
scheinen uns das Recht zu haben, sowohl auf Ver-
gnügen, als auch auf Nutzen hinzuwirken, son-
dern die Historiker dürfen auch Gleiches bezwecken:
nur daß im Punkte des Vergnügens den Historiker
bey seiner Arbeit andere Gesetze binden, als den
Dichter. Von der Nützlichkeitsseite der Geschichte
aber in unseren Tagen zu reden, klingt fast ironisch;
wenn nemlich der Nutzen der Geschichte in einer
Weise angeschlagen werden soll, daß uns die Ver-
gangenheit mit ihren Verhältnissen über die Ge-
genwart und die Zukunft belehre und warne. Da
kämen wir den politischen Reformern unster Tage
schön an, die alle alten Bauten zusammenreißen
wollen, um ein nagelneues Haus von eigener Er-
findung aufzubauen. Indessen so verstehen wir den
Nutzen der Geschichte keineswegs! Wir wollen nur,
— und das strebte Baron von Hormayr bekannt-
lich an! — eine möglichst weite Verbreitung ge-
schichtlicher Kenntnisse in allen Schichten unseres
Volkes, ohne uns gerade ängstlich darum zu be-
kümmern, ob sich irgend wer bey unserm mitgetheil-

ten Stücken Rath's erhole, oder ob er das bleiben lasse. Genug, wenn er dergleichen liest und weiß! Möglich, daß früher oder später doch eine Reminiscenz in dem einen oder andern unsrer Leser auftaucht und ihm irgend wie zu statten kommt!

Wir finden wohl in diesem Selbstberichte Gelegenheit, ein oder das andere Wort über verschiedene Dinge in diesen Stücken zu sagen, die bey der Abfassung hinweggelassen wurden, oder nicht am Platze schienen.

Der Freyherr von Hormayr hat unter oben stehendem Titel seit 48 Jahren sein Taschenbuch herausgegeben, und damit der vorhin erwähnten Verbreitung historischer Notizen in den weitesten Kreisen erhebliche Dienste geleistet; er hat nicht wenig dazu beygetragen, auf dem Gebiete der Geschichte anregend zu wirken, ein Verdienst, welches gewiß dem am 5. November 1848 Verstorbenen Niemand wird bestreiten oder schmälern wollen.

Der Wunsch nun, das durch von Hormayr's Tod unterbrochene Unternehmen fortzusetzen, wurde von mehreren Seiten her gegen mich ausgesprochen, und so entschloß ich mich hiezu aus Gründen, die im Vorworte kurz angeführt sind. Tentare juvat!

Im höchsten Grade erfreulich jedoch war mir unseres allgeliebten Königs Mar II. huldvolle Aeußerung, als ich die allerhöchste Gnade und Auszeichnung genoß, Seiner königl. Majestät ein Exemplar des Taschenbuches ehrfurchtsvollst überreichen zu dürfen: „Es sey ein guter Gedanke gewesen, des Freyherrn von Hormayr Taschenbuch fortzusetzen!“

Nr. I. Kann ein bayerischer Historiker bey einer Sammlung von historischen Aufsätzen wohl einen besseren und passenderen Anfang machen, als wenn er eine Handschrift, betitelt: „Lobspruch von den bayerischen Fürsten“ von Hans von Westernach, welche unter des seligen Grafen von Drechsel Papieren sich befunden, dem Ganzen voranstellt? Die Reime sind, wie ich gestehe, gerade nicht anziehend, aber auch nicht schlechter, als jene des Hanns Rosenbluet, genannt der Schnepferer, dessen Zeit der Dichter hier ziemlich nahe gelebt zu haben scheint. Wer sich von der Wahrheit des Gefagten überzeugen

will, darf nur Rosenbluet's Beschreibung der Schlacht von Hembach im J. 1450 bey Reinhard, Beyträge zur Historie Frankenlandes, Thl. I. p. 227 bis 242 mit unserm Gedichte vergleichen. Im Uebrigen giebt sich eine große Anhänglichkeit des Dichters an das erlauchte Haus der Wittelsbacher kund. Daß diese Reime für recht weite Kreise bestimmt waren, ersieht man aus dem am Ende beygefügten Zusage: „Man mocht diesen Spruch auch wol syngen.“

Nr. II. Auch dieses Nummer: „Fragmente aus der Geschichte der Wiedereinführung der katholischen Religion im Herzogthume Neuburg“ ist uns aus derselben Quelle zugegangen, wie Nr. I. d. i. aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Hrn. Grafen von Drechsel. Wenn wir in der Note uns dahin vernehmen ließen, daß die anziehenden Einzelheiten dieses wichtigen Ereignisses aus den Akten des Reichsarchives einer späteren Mittheilung vorbehalten bleiben sollten, so wollen wir über den fraglichen Gegenstand nur vorerst noch auf Wolf (Breyer) Geschichte Maximilians, Band III, S. 487—560 verweisen, woselbst in großer Ausführlichkeit und auf Grund von Archivalien dieses Ereigniß dargestellt ist. Es käme nun darauf an, das im Reichsarchive befindliche Materiale hierüber mit dem bey Wolf publicirten zu vergleichen und nach Befund zu berichtigen, was in Bälde geschehen dürfte.

Nr. III. „Die Schlacht bey Grech 26. Aug. 1346 nach Froissart erzählt.“ Schon im J. 1795 hat der gründlich gelehrte kritische Meusel, mein unvergesslicher Lehrer, im III. Bande seiner Bibliotheca historica, p. 97, 98 den Wunsch geäußert, daß eine neue Ausgabe von Froissart's Chronik nicht nur erwünscht, sondern selbst nothwendig sey und daß eine solche Edition um Vieles vorzüglicher werden könnte, wenn die trefflichen und noch nicht verglichenen Handschriften dieses Werkes dabey zu Rathe gezogen würden. Unter diesen nennt Meusel den in der Rhediger'schen Bibliothek zu Breslau befindlichen Codex weitaus den edelsten, der prächtig geschrieben und mit kunstvollen Gemälden geziert mehrere in allen bisherigen Ausgaben vernachlässigte oder gar ausgelassene Stellen darbietet.

Meusels Urtheil über diesen also belobten Codex Rhedigerianus bestimmte, wie es mir scheint, Joh. Ephraim Scheibel in „Nachrichten von den Merkwürdigkeiten der Rhediger'schen Bibliothek zu Breslau.“ (Breslau, 1794. gr. 4. Partic. I. p. 1 — 56. Siehe Meusel, l. cit. p. 105). Auch wußte bereits der wohlunterrichtete, mit fast allen europäischen Gelehrten in Verbindung stehende Meusel, daß schon vor mehr als 14 Jahren ein Pariser Akademiker (Mr. dela Curne de Ste Palaye, gest. 1781) mit dem Plane einer neuen Ausgabe des Froissart umgegangen. Wie sich dieß Unternehmen bis in die 20iger Jahre unseres Jahrhunderts verzögerte, ist bekannt. In der von Buchon auf Grund der von Mr. Dacier angestellten Untersuchungen herausgegebenen Chronik des Froissart haben wir mit großem Befremden Dacier's Urtheil über den von Meusel so belobten Codex Rhedigerianus in der Vorrede gelesen, welches den Werth der gerühmten Handschrift in Bezug auf Correctheit des Textes sehr gering anschlägt. Dacier hatte durch besondere Vergünstigung diesen Codex selbst in Händen gehabt und mit den übrigen Handschriften nach Mufe vergleichen können. Die Eigennamen, welche die Edition des Denys Sauvage bis zum Unkenntlichen entstellt, sind in Buchon's Ausgabe nach der Recension Dacier's gegeben. Auffallend ist es mir, daß ein Gegenstand von so außerordentlicher Wichtigkeit, wie die englisch-französischen Kriege für die Geschichte von ganz West-Europa es sind, von den deutschen Gelehrten bisher so wenig beachtet wurde: und doch wäre dieses herrliche Object, das noch in der Mitte und zweyten Hälfte des 18 Jahrhunderts von englischen und französischen Schriftstellern so äußerst parteiisch dargestellt sich findet, ganz geeignet, von einem deutschen Historiker behandelt zu werden. Barante, hist. d. ducs de Bourgogne, umfaßt nur Theile des großen, freylich mit Unterbrechung, 113 Jahre andauernden Kampfes.

Nr. IV. „Anhang zur Schlacht bey Crecy.“ Kurzer Nachweis, das früheste Vorkommen der Feuergewehre in Europa betreffend. Indem hiemit zunächst einer sehr gewöhnlichen Meinung: „daß in der Schlacht bey Crecy der erste Gebrauch von der Feuerwaffe gemacht worden,“ begegnet wird, habe

ich gleichwohl keine Vollständigkeit aller auf diesen Gegenstand bezüglichen Notizen beabsichtigt; sondern nur nach den in den spanischen Chronisten gefundenen Stellen auf den Parachronismus hinzeigen wollen, den man begeht, wenn man noch immer mit dem nach dem J. 1380 verstorbenen Mönche Berchtold Schwarz, als dem Erfinder des Schießpulvers Parade machen will, während bereits volle 56 Jahre früher (1324. September) die deutsche Stadt Metz wirksamen Gebrauch von ihrer Artillerie gegen König Johann von Böhmen und seine Genossen gemacht hat. Was Bredow in einem seiner Lehrbücher der Geschichte berichtet; daß das Schießpulver zum Behufe des Sprengens des Gesteins bey den Bergwerken des Harzes angewendet worden sey, ist mir aus meinen Schuljahren her noch im Gedächtniß geblieben; nicht aber die Zeit, in welche er dieß Faktum setzt. Ueber 1374 hinauszugehen, schien mir unnöthig, da von dieser Zeit ab die Feuerwaffe überall vorkommt.

Nr. V. Die Hrn. Aerzte bitte ich, mir wegen der Sage von Dr. Boerhave nicht gram seyn zu wollen. Relata refero!

Nr. VI. Audienz des Licentiaten Wolf bey der Königin Elisabeth von England. Wieder sind es die Graf von Drechselfchen Papiere, welche Hr. Hofrath von Schlichtegroll bey seiner Biographie des Herzogs Wolfgang von Zweibrücken, 1850. 8., benützte. Ich habe aus dem ersten Entwurf des Licentiaten die von Schlichtegroll nicht aufgenommenen Randbemerkungen zugesetzt, die des Licentiaten wahre Gesinnung durchblicken lassen.

Nr. VII. giebt eine gleichzeitige Schilderung der Hochzeitfeste des portugiesischen Infanten João mit der Tochter Carl's V., der kaiserlichen Prinzessin Juana. Der Berichtstatter, ein Deutscher, war Augenzeuge der Festlichkeiten. Beym Empfange der Braut durch die in voller Pracht glänzenden Schiffe mußte vom Könige von Portugal und allen Anwesenden der „deutschen Barca der breiß für alle andern“ gegeben werden. In der Einleitung hätte ich nicht unerwähnt lassen sollen, wie der Sohn aus dieser Ehe des Infanten João und der Infantin Juana, der unglückliche Sebastian († 1578, 4. August), der seinen Tod in der Schlacht bey

Alcazar höchst wahrscheinlich gefunden, durch das treffliche Drama des Don Pedro Calderon de la Barca: „el principe constante“, freylich unter einem andern Namen, verherrlicht worden ist.

Nr. VIII. Originalbriefe des über diese Zustände sehr wohl unterrichteten Grafen Raymund Fugger an den Pfalzgrafen Ottheinrich über das neue Goldland. Damals so wenig, als heute, — man denke an Californien! — fehlte es in den Berichten von daher an Uebertreibungen, nach dem bekannten Spruch: Fama crescit eundo.

Nr. IX. Kaiser Friedrich I. und Erzbischof Adalbert II. von Salzburg. Hr. Dr. Wittmann hat in dieser Abhandlung eine bisher nichts weniger als klare Geschichte des Verhältnisses des Salzburger Erzbischofs zu den die Machtvollkommenheit über seine geistlichen wie weltlichen Fürsten durch die Künste der Intrigue, aber auch durch schonungslose Gewalt anstrebenden Kaiser Friedrich I. aus den Quellen mit vielem Scharfsinn in das rechte Licht gesetzt.

Nr. X. Herzogs Wolfgang von Zweibrücken Declaration an Carl IX. von Frankreich über die Eröffnung seines Feldzuges nach Frankreich im J. 1569. Diese Auseinandersetzung der Gründe, welche den wackern Degen, Herzog Wolfgang, bewogen haben, für seine in Frankreich unterdrückten Glaubensbrüder die Waffen zu ergreifen, ist datirt von Bergzabern den 16. Februar 1569 und das Postscript, den 17. April desselben Jahres im Lager zu Membrey. Daß Francourt, beauftragt mit der Uebersetzung dieser Erklärung, diese nicht getreu übertragen, und weßhalb er so verfuhr, ist aus des Hrn. Hofr. v. Schlichtegrolls Vorbemerkung, sowie aus den beygefügtten Fragmenten der Uebersetzung zu ersehen.

Nr. XI. Cazotte's merkwürdige Vorhersagung. Anfang des Jahres 1788. Wenn es mit allen von la Harpe erzählten Umständen seine volle Richtigkeit hat, so läßt sich gewiß der ungeheure Eindruck nicht leugnen, den eine so in das Einzelnste gehende Prophezeiung nicht nur auf alle Anwesenden, sondern auch auf Jeden, welcher dieselbe liest oder hört, machen muß. Die Zweifel über die Echtheit der

Erzählung findet man in der Biographie univers. Bd. 23, Voce: La Harpe p. 194, Col. 2, in fine und pag. 195, Col. 1. Bemerket soll noch werden, daß von allen Jenen, deren Schicksal Cazotte vorhergesagt, nur La Harpe der einzige überlebende war, während das Messer der Guillotine oder die Furcht vor demselben alle andern vertilgte. In Hinsicht auf La Harpe's Darstellung, und auf Petitot, den Herausgeber seiner Werke, gilt wohl das Taciteische (Germ. c. 3): Ex ingenio suo quisque demat vel addat fidem.

Nr. XII. Bellum Smalcaldicum. 1446. Eine treue Schilderung des Walters Schärkel's von Burzenbach; der, mit Ausnahme des Türken, nahezu allen europäischen Potentaten gebient, als Hauptmann der Schmalkalbischen im Kloster St. Mang, zu Füßen „den Pfaffen das Haar durch den weiten Strehl hat lauffen lassen.“ —

Nr. XIII. Die Steinkreuze. Mit Unrecht werden diese massiven Kreuze von den nahe wohnenden der Zeit des Schwedenkrieges zugeschrieben: sie sind um Vieles älter. Hr. Dr. Wittmann weist aus Urkunden des XV. und XVI. Jahrhunderts nach, daß dergleichen Kreuze als eine Sühne für geschehenen Todtschlag errichtet werden mußten auf Grund schiedsrichterlichen Spruches, und daß eben auch durch diesen Spruch Größe und Breite des aus einem Stein gearbeiteten Kreuzes bestimmt wurde. Diese Sitte kam bey den Bayern, Schwaben und Franken vor und reicht bis in den Anfang des 15ten Jahrhunderts hinauf.

Nr. XIV. Eine Klosterrechnung aus dem Jahre 1792. Die gewöhnliche Vorstellung, als hätten die Klöster noch kurz vor ihrer Aufhebung im Ueberflusse jeder Art geschwelgt, wird durch die einfache Darlegung der Einnahmen und Ausgaben des Klosters Speinshart in der Oberpfalz aus dem Jahre 1792 bündig widerlegt, denn hier sprechen Zahlen.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. August.

Nro. 24.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Nr. XV. Fehde zwischen Herzog Albrecht III. in Bayern und den Grafen Johann zu Dertingen, 1437 — 1439. Diese wenig bekannte Fehde zwischen zwei Reichsfürsten ist vom Nestor der sämmtlichen Archive des Königreiches, dem Hrn. Hofrath und I. Adjunkten des Reichsarchivs, Dr. Buchinger, treu nach den Urkunden im Reichsarchive vorgetragen.

Nr. XVI. a. Wie man die Swestern (des Klarissenklosters) zu Bamberg hat wollen austreiben. Im 25. Jar. Die hier mitgetheilten Scenen aus dem Bauernkrieg im Bisthume Bamberg und insbesondere in der Stadt gleichen Namens waren bis jetzt gänzlich unbekannt; die Bilderstürmereien im Kloster zum heil. Grab und auf dem Michelsberg, das Ausschneiden der Mönche des letzteren Klosters, deren Abt wie ein Landsknecht einherging, dann wie die armen von Niemanden berathenen, von den Rotten meuterischer Bürger und Bauern geängstigten Mädchen durch einen lutherischen Prediger (einen abtrünnigen Mönch) „wohlausgewaschen“ wurden, die Brutalitäten der Gärtner im Kloster zum heil. Grab und andere Particularitäten treten hier zum erstenmale an das Licht der Deffentlichkeit.

Nr. XVI. b. Zwen Berichte über die Schlacht bey Pavia. (24. Februar 1525). Der Eine vom Landsknechtsvater Georg von Frundsberg, der Andere vom Pfleger zu Rosenheim, Caspar Winzerer, beyde, wie die ganze Fassung kund giebt, kurz nach dem Siege niedergeschrieben. Bekanntlich schrieb der

gefangene König Franz I. an seine Mutter Louise von Savoyen, damals Regentin von Frankreich: „tout est perdu, hormis l'honneur!“ Allein auch die Ehre sollte er verlieren durch sein meineidiges Benehmen gegen Carl V., welchem er zur unverbrüchlichen Haltung des Madrider Vertrages einen Eid auf die Hostie geschworen! Carl V., den dieser Sieg und die Gefangenschaft seines Gegners zum Herrn Italiens und zum Schiedsrichter von Europa gemacht zu haben schien, wurde nicht einmal das erstere, und lud sich neue Feinde auf den Hals und zwar alle aus Furcht vor seiner, des Kaisers, Uebermacht. Eine wahrscheinlich aus den spanisch-maurischen Kriegen herflammende Eigenthümlichkeit der Kämpfe jener Zeit sind die auch von Frundsberg erwähnten Camisadas bey nächtlicher Ueberumpelung feindlicher Stellungen, wie hier im Thiergarten von Certosa. („zwey tausend knecht vnd ein tausend Spanier, die alle weisse hembder angehabt, vnd wöliche nit weisse hembder gehabt, mit weyssen Papier verzeichnen, verordnet“ u. s. w.). Die zum Ueberfalle bestimmte Mannschaft zog über ihre Harnische und Kriegswämser weisse Hemden, in deren Ermangelung hefteten sich die Soldaten große Stücke weißen Papiers auf das Kleid, damit sie sich in der Dunkelheit der Nacht gegenseitig erkennen und ein desto furchtbarer bewaffnetes Ansehen gewinnen möchten. Was alsdann den Schrecken des Feindes verstärkte, das war das plötzlich erschallende entsetzliche Kriegsgeschrey (z. B. España, España!), mit welchem sie, die Waffen hoch geschwungen oder zum Durchbohren gesenkt, auf ihre Gegner losstürzten. (Siehe Barthold, Gg. von Frundsberg, p. 290, 291.)

Nr. XVIII. Anekdoten. Aus der Zahl derselben heben wir bloß S. 304 folgende, das Epigramm auf Herzogs Wolfgang von Zweibrücken Tod hervor, welches gleichzeitige französische Witzlinge auf diesen Ahn. unseres erlauchten Königshauses gefertigt haben. Der Herausgeber hielt es für seine Pflicht, zur Steuer der Wahrheit des Davila Worte über Wolfgangs Ende anzuführen und hinzudeuten auf die Unsitte der Franzosen damaliger Zeit, in jedem Deutschen einen Caroux zu erblicken und einer derben Kriegernatur ohne weiters den Erbfehler der Deutschen, die Trunkliebe, aufzuzheften. Diese Ungerechtigkeit der Franzosen gegen die Deutschen ist denn auch noch in unsern Tagen sehr lebhaft empfunden worden, so zwar, daß sich die zweymal durch Deutsche und ihre Verbündeten besiegten Franzosen eben auch, wie früher zur Zeit Wolfgangs, durch Spottgedichte ihre Rache genommen haben. Man überschlage doch die S. 309 befindlichen 2 Couplets nicht, weil sie an sich artig und witzig sind und dann weil sie uns den besten Beweis liefern, daß unsere westlichen Nachbarn bey Beurtheilung unsres Charakters uns nie gerecht werden!

Nr. XIX. Meistersang auf Karl den Kühnen von Burgund. Das sehr seltene Gedicht, in den 70er Jahren des XV. Jahrhunderts verfaßt, enthält alle Kriege Karls von 1465 an bis an seinen Tod im Felde vor Nancy, und zwar vor der Porte de Grève, rechts von der Heerstraße nach Pont-à-Mousson.

Nr. XX. Politische Gedichte und Schwänke aus dem 17. Jahrhunderte. Das Panquetum Leopoldicum Julianum in maccaronischen Versen eröffnet die Reihe. Zur Erleichterung des Verständnisses desselben ist in der Kürze eine Geschichte des jüdischen Erbfolgestreites mitgetheilt.

Unter den Gedichten auf hervorragende Männer des XVII. Jahrhunderts heben wir hier das aus 9 Versen bestehende gleichzeitige Gedicht S. 344: „Valet des Herzog von Friedlandt. Ao. 1634“ hervor. In starken Ausdrücken ist hier dessen Walten getadelt und das Betragen wider den Kaiser geradezu eine Empörung genannt. Der gleich-

zeitige Verfasser ist, wie seine Ausdrücke lehren, keiner von den Freunden des Friedländers, deren dieser Mann ohnehin sehr wenige zählte. Wenn gesagt ist: „Wider sein Herrn sich empörth“; so wird natürlich der Kaiser Ferdinand II. gemeint und hier nicht nur die Ansicht und Ueberzeugung aller Toner ausgesprochen, die auf katholisch-kaiserlicher Seite hielten, sondern im Grunde auch jene der Katholischen und Franzosen. Wir verweisen bezüglich der Schuld Wallenstein's auf unsere am 28. März vorigen Jahres in der k. Akademie der Wissenschaften gehaltene Festsrede: „Einige Worte über Wallenstein's Schuld.“ Nach sorgfältigster Durchforschung des Gegenstandes hatten wir die Ansicht gewonnen, daß „nichts wesentlich Neues, die Frage über Wallenstein's Schuld Entscheidendes weiter aufgefunden werden dürfte und daß das vorhandene Quellen-Materiale allerdings von solcher Beschaffenheit sey, die Schuldfrage nach den Regeln der historischen Forschung befriedigend zu lösen.“ — Daß Wallenstein des Verrathes an seinem Herrn, dem Kaiser, schuldig war, konnten wir als Endergebnis unsrer Untersuchung unbedenklich hinstellen, ohne befürchten zu müssen, damit ein vor schnelles Urtheil gefällt zu haben, weil wohl so manche Aufhellung über einzelne Nebendinge, kaum aber in der Hauptsache vorkommen dürfte.

Geraume Zeit nachdem wir unsere Rede gehalten, vor beyläufig einem Vierteljahre, lasen wir in einem Redewerke, betitelt: „Ueber die politische Reformbewegung in Deutschland im XV. Jahrhundert von Dr. Const. Höfler S. 33 eine Note über Wallenstein's Katastrophe, also lautend: „Da — — — von dem vorausgehenden Redner der Satz aufgestellt ward, daß „in Betreff der Schuld Wallenstein's Neues von entscheidender Wichtigkeit schwerlich aufgefunden werden wird,“ so erlaube ich mir, ohne in diese Frage weiter einzugehen, bloß auf die Thatsache aufmerksam zu machen, daß soviel mir bekannt ist, M. Leon Bore gegenwärtig zu diesem Endzwecke die noch nicht durchforschten Pariser Archive durchgeht, um aus den unter dem Namen annali Veneti (auch cronica Veneta) angeführten Protokollen des Venet. Senates mitzutheilen, was der in Deutschland befindliche vene-

tianische Gesandte 1634 über Wallenstein's Schuld nach Hause berichtete u. s. w.“

Ruhig wollen wir abwarten, ob und was Hr. Boré oder irgend ein anderer Forscher aus den Archiven von Paris Neues von Entscheidung bringen wird und herzlich gern unsere bisher aus fleißigem Studium der uns zugänglichen Quellen geschöpfte Ueberzeugung in dieser Angelegenheit der neuauftauchenden Wahrheit zum Opfer bringen. Aber es wird uns wohl erlaubt seyn, die Frage zu stellen und auch gleich zu beantworten: was sich von Boré's Forschungen in Paris, auch noch nach dem, was Richelieu's und Feuquiéres's Mémoires bieten, erwarten lasse?

Unserer Vorstellung nach hat man in Paris mehr zu erwarten, als man in Wien geben kann oder mag, die weitere Bestätigung dessen nämlich, was obige Mémoires theils angedeutet, theils bestimmt mitgetheilt. Es ist selbst möglich, daß Wallenstein's Schuld durch die Entdeckungen in den Pariser Archiven auf solche Art dargelegt werde, daß ein oder das andere dieselbe bezeugendes Document aufgefunden werde: z. B. der Brief Kinsky's an Feuquiéres, den er durch einen eigenen Edelmann geschickt; überhaupt jene Correspondenz, welche Kinsky mit Feuquiéres unterhielt, und von welcher der Letztere sagt: „C' étoit par le moyen de ce Comte (Kinsky), que Wallstein et Feuquiéres communiquoient ensemble“; vielleicht auch die Postmachten, mit denen de la Boderie von Feuquiéres an Wallenstein abgesandt war, oder jenes Schreiben, welches Feuquiéres durch einen eigenen Courier an den König schickte, um für den Fall des wirklichen Vollzuges des Vertrages zwischen Frankreich und Wallenstein Verhaltensbefehle sich zu erbitten. Das könnte man als Ergebnis der Durchforschungen der Pariser Archive etwa erwarten. Keineswegs jedoch wird dort ein Document von Wallenstein's eigener Hand, oder auch nur ein solches, welches er unter seinen Augen hat niederschreiben lassen, jemals aufgefunden werden, denn „man hatte es,“ wie ein Neuerer treffend bemerkt hat, „mit einem Manne zu thun, dessen unerschütterlicher Grundsatz es war, niemals schriftlich sich zu compromittiren.“

Nach reiflicher Erwägung aller dieser Verhältnisse konnten und können wir jetzt noch sagen, daß auch hier nichts Neues von Entscheidung zum Vorschein kommen und daß das bisher Bekannte nur bestätigt werde.

Allein, glauben wir dem Nachredner, so forscht Boré nicht nach der so eben angegebenen Richtung, sondern in den *annali veneti*, um daraus mitzutheilen, was der in Deutschland (wo?) befindliche *venet. Gesandte 1634 über Wallenstein's Schuld nach Hause berichtete*.

Diese Berichte des *venet. Gesandten* können indessen nicht mehr aussagen, als welche Stimmung in Wien zur Zeit der Katastrophe über dieselbe in höheren und niederen Kreisen geherrscht, dem der Gesandte seine im Verlaufe des längeren oder kürzeren Aufenthaltes gewonnene Kenntniß und Erfahrung vom kaiserlichen Hofe und dessen Zuständen als Motive zur Erklärung des Ereignisses, sammt der eigenen, durch die Politik der Signoria bedingten Ansicht vom Rechte oder Unrechte der Handlung gegen Wallenstein beygefügt haben mag. Ein Eindringen jedoch in die seit dem Ende 1633 und zu Anfang 1634 vom Wiener Cabineté äußerst geheim gehaltene Angelegenheit, von der selbst des Kurfürsten Mar I. Vertraute, z. B. Richl*) mög-

*) Richl gab sich, wie er in seinem Berichte an Kurf. Mar I. dd. Wien 8. Febr. 1634 selbst sagt: „Bisher alle Mühe, zu penetriren, Was doch für Anstalt dem Unwesen zu remediren gemacht sey, könnte aber noch nichts in particulari erfahren. Dann es alle die, welche allein dorumb wissen, Remblich der Kayser, König, Eggenberg, Bischoff (von Wien), Teantmannsdorf und Conde de Oñate (spanischer Gesandter), den Ihre Kayserl. May. erst Neulich auch darzu gezogen, in höchster geheim halten vnd, so oft ich mit einem vnd andern davon red, nur in generalibus antwortten, dz Remblich die resolution vnd alle Notwendige Anstalt gemacht sey.“ Oñate sagte dem Richel inter disceundum: „Dz ebenso leicht und weniger Gefahr dorben sey, den Feindland gleich gar umbzubringen, als zu fangen und erst an andern Ort zu siehren vnd zu verwahren.“ — Daraus ich abgenommen, dz man etwa eher auf den ersten, als auf den andern Weeg die obbedeite anstalt werde

licht fern gehalten wurden, muß selbst der größten diplomatischen Feinheit eines venet. Gesandten unmöglich gewesen seyn. Zudem standen dazumal die Republik Venedig und das Wiener Cabinet in gerade nicht sehr vertraulichen Beziehungen. Wenn nun selbst noch am 15. Febr. 1634 Richl. — genau bekannt mit den Vertrauten und in den Plan eingeweihten Personen in des Kaisers Umgebung — vom Geheimniß doch möglichst fern gehalten worden war; wie sollte es den venet. Gesandten geglückt seyn, Näheres hierüber zu erfahren? Um es gerade herauszusagen: Der venet. Gesandte konnte in dieser Sache nichts nach Hause berichten, was uns als erheblich Neues sich darstellen dürfte, weil er nicht in der Lage dazu war! Oder glaubt man, der Conde de Oñate und die übrigen Eingeweihten hätten dem venet. Gesandten Eröffnungen gemacht, oder der Gesandte wäre durch schlaue Unterhandlungskünste und vertrauliche Gespräche mit solchen Männern, wie sie unsere Note hier unten aufzählt, hinter das Geheimniß gekommen?

Daß es mit der Relazione wirklich gerade die Bewandniß habe und haben müsse, zeigt deutlich die Beilage III. im Redewerk des Nachredners p. 75, 76. Scheinen denn dem Nachredner die mit gesperrter Schrift gedruckten beyden Sätze wirklich etwas entscheidend Neues, bisher nicht Bekanntes darzubieten? *)

gemacht haben.“ — Noch am 15. Februar 1634 war Richl bemüht, zu erfahren: „Wann doch dormalen die so lang vnd oft vertretste execution eruolgen werde,“ und äußert später: „Wie vnd auf Wessen Weiß die Execution gegen Wallenstein vorgenommen werden soll, haben mir die, so es Wissen, wegen der ihnen ernstlich eingebundenen Geheim nit sagen dorffen, Vnd weißt es auch der Graff Schlich nit u. s. w.“ — Damit vergleiche man: Neue Beiträge ic. von Andr. Buchner und Zlet. I. p. 137.

*) Ich theile diese aus dem Italienischen überseht hier mit. „In Wahrheit aber war er (W.) der Felsonie nicht überwiesen, vielmehr unzählige Proben des Gegentheils waren vorhanden, er hatte aber hauptsächlich zu offenbaren Feinden die Fürsten von Toscana, welche als Parteigänger in

Was nun hier in diesem Berichte angedeutet, oder selbst bestimmt gesagt ist, das hat der französische Jesuit, Phil. Briettius († 1678, 9. Decbr. zu Paris) noch um Vieles darüber hingesagt *), ohne daß ein solches Urtheil irgend berücksichtigt worden wäre.

Der Gebrauch der venet. Gesandten, nach ihrer Zurückkunft im Rathe der Pregadi ihre Relazioni vorzutragen, und alsdann schriftlich zu hinterlegen, woraus eben jene Sammlungen seit dem 16ten und 17ten Jahrhunderte entstanden sind, war für diejenigen Staatsmänner, die zu Gesandtschaften an auswärtige Höfe verwendet wurden, eine Quelle der Belehrung über die früheren Vorgänge an jenen Höfen, an welche sie die Signoria wirklich schickte oder schicken konnte. Diese Relazioni wurden dem Staatsarchive einverleibt. Aber auch derjenige hochgestellte Mann, den die Republik mit dem Amte ihres Historiographen betraute und beehrte, durfte und mußte die Relazioni als schätzbares Material benützen.

(Schluß folgt.)

seinem Heere sich befanden, — Piccolomini und verschiedene andere Chefs mitsammt dem Grafen von Oñate“ u. s. w. Und p. 76: „Er (W.) fiel durch die Hände seiner Vertrauten und unbewaffnet unter den Waffen, vielleicht durch eine seiner Gefinnung ganz fremde Ursache, indem er sich wohl von dem Kaiser abgenendet (doch?) hatte, aber ohne Gefolge und Macht, einzig, wie seine Gönner sagten, wegen mangelnder Bezahlung der Truppen“ u. s. w.

*) Dessen Annales mundi s. Chronicon universale. Aug. Vindel. et Dilingae 1696. gr. fol. p. 901, Col. 1. „In Bohemia non satis generose Albertus Dux Frislandiae (sie!) Comes Walsteinus sublatus est magnus Caesarianarum partium restitutor, et ductor cui potentia potius, et invidia, quam agitata cum hoste consilia nocuisse perhibentur. Certè si mortem ejus Ferdinandus imperavit, sinistra sibi manu praescidit dextram; et vero audita ejus morte dicitur collaerymas; quas tamen lacrimas quidam putant similes Caesarianis, viso Pompeji capite desluentibus.“

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. August.

Nro. 25.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellschriften deutscher Geschichten des Mittelalters herausgegeben von G. H. Pertz. Neunter Band. Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1847. VIII und 728 S. Zehnter Band. Erstes Heft. (Mit einer Schrifttafel.) S. 1 — 130. Zweytes und drittes Heft. S. 131 — 414. Ebendas. 1849. Viertes Heft. S. 415 — 710. Ebendas. 1851. 8.

Erster Artikel.

Den ungestörten Fortgang des größten und in seiner Art einzigen literarischen Nationalunternehmens Deutschlands, der würdigen Herausgabe unserer Geschichtsquellen, durch die neuesten Fortsetzungen sowohl des Hauptwerkes (Monumenta Germaniae historica) als der darauf bezüglichen Zeitschrift thatsächlich bezeugt zu sehen, gehört gewiß zu den erfreulichsten und ermutigendsten Erscheinungen der Gegenwart, der Gegenwart, wo dem redlichen Vaterlandsfreunde so viel des Betrübenden entgegentritt, wo er namentlich die meisten wissenschaftlichen Bestrebungen unsers Heimathlandes durch den Rückschlag aus den politischen Zuständen verkümmert, gelähmt, ertödtet sieht.

Wir erfüllen daher eine doppelt angenehme Pflicht, wenn wir die fraglichen jüngsten Bestand-

theile der Monumenta und des Archives in diesen Blättern willkommen heißen und anknüpfend an unsere ausführliche, die Entstehung, Anlage und Ausbildung des Gesamtunternehmens darlegende, Anzeige der früheren Bände ¹⁾, den Inhalt derselben nachholungsweise unsern Lesern bekannt geben und in Kürze besprechen.

Hinsichtlich des neuesten Bandes der Monumenta, Tom. X. (Scriptorum T. VIII.) Hannov. 1848 ²⁾ wird dieß am füglichsten gemeinschaftlich mit dem seinem Abschluß nahe und zuverlässigem Vernehmen zufolge noch im Laufe dieses Jahres erscheinenden eilften Bandes (Scriptorum T. IX.) geschehen; was aber die oben bezeichneten neuesten Lieferungen des Archives anbelangt, so enthält zunächst der bereits im J. 1847 erschienene neunte Band folgende höchst schätzenswerthen Abhandlungen, Reiseberichte und Handschriften-Verzeichnisse:

- 1) Vergl. bezüglich der Monumenta Gel. Anz. 1848 Bd. XXVII. Nr. 184 — 190. und bezüglich der ersten 8 Bände des Archives Gel. Anz. 1839 Bd. IX. Nr. 202 — 211. 1845. Bd. XX. Nr. 54 — 57.
- 2) Derselbe enthält folgende Geschichtsquellenwerke: I. Arnulfi gesta archiepiscop. Mediolan. II. Landulfi hist. Mediolan. III. Catal. archiepp. Mediolan. IV — VIII. Gesta Treverorum. IX. Ruperti chronica S. Laurentii Leodiensis. X. Chronicon Hugonis Flaviniacensis. XI — XII. Sigeberti et Godescalei Gemblac. vita Wicberti et gesta abbatum Gemblac. XIII. Chronicon S. Huberti Andag. XIV. Gesta epp. Tullensium

I. Ueber das Chronicon Cavense und andere von Praticello herausgegebene Quellen-schriften. S. 1 — 239.

A. Ueber das Chronicon Cavense, gelesen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, vom Herausgeber. S. 1 — 33.

B. Die Quellen des Chronicon Cavense und einiger verwandter Chroniken, nachgewiesen von Dr. R. Köpke. S. 33 — 239.

Unter dem Titel „Chronicon Cavense“ erschienen im Jahre 1753 im vierten Bande der durch F. M. Praticello besorgten Ausgabe von Camillo Pellegrino's Historia principum Langobardorum Annales des Benediktiner-Klosters La Cava (im K. Neapel, nördlich von Salerno). Dieselben sind von den kurzen Annales Cavenses de a. 509 — 1315, welche aus einer Cyklenhandschrift des Klosters La Cava selbst zuerst von Muratori (Rer. ital. Script. VII. 917) und dann aus dem Original verbessert und ergänzt von Perz im V. Bande der Monum. Germ. p. 185 — 197 herausgegeben wurden, völlig verschieden; sie umfassen die Jahre 794 — 1085 und wurden bisher sowohl von italienischen als deutschen Geschichtsforschern, unter letzteren namentlich von Dönniges, Giesebrecht, Wilmanß und Hirsch für eine der vorzüglichsten Quellen des betreffenden Zeitraumes gehalten und als solche vielfach benutzt.

Ueber die Handschrift, welche diesen Annalen zu Grunde liegt, berichtet Praticello Folgendes: Pellegrino habe aus Handschriften, Chroniken und Urkunden mehrerer Klöster die Fortsetzung seiner Langobardischen Geschichte vorbereitet, seine reichen defalligen Sammlungen aber bey seinem Tode nicht in fremde Hände gerathen lassen wollen, und daher seiner Aufwärtlerin den Befehl ertheilt, seine sämtlichen Papiere zu verbrennen, sobald er von den Ärzten aufgegeben sey. Als nun seine Krankheit eine gefährliche Wendung genommen, wären alle seine theils gesammelten, theils ausgearbeiteten Werke von der Alten ins Feuer geworfen worden, Pellegrino aber erst sieben Jahre darnach (1663) gestorben. Bey seinen Lebzeiten habe übrigens Pellegrino einigen seiner Freunde Mehreres aus seinem litera-

rischen Apparate zum Lesen und zur Benützung geliehen, namentlich seinem Vertrauten und literarischen Gehülfsen Fabio Vecchione. Dieser letztere habe insbesondere sehr Vieles aus seines Meisters Sammlungen für sich abgeschrieben und darunter auch obiges Chronicon Cavense. Aus Vecchione's Nachlaß sey sodann dieses letztere Geschichtswerk in Praticello's Besiz gekommen, und von ihm unverändert in Druck gegeben worden.

Eine streng kritische Prüfung des Inhalts dieser Annalen, namentlich eine genaue Vergleichung derselben mit den übrigen Quellen der Beneventanisch-Salernitanischen Geschichte und mit Muratori's Annali führten jedoch zu der Ueberzeugung, daß dieselben nichts weiter als ein unterschobenes Machwerk, sohin aus der Reihe der in die Monum. Germ. aufzunehmenden Geschichtsquellen auszuschließen seyen. Der Beweis der Unächtheit wurde schon in dem akademischen Vortrag des Hrn. Perz aufschlagendste geliefert, dann aber auch von Hrn. Dr. Köpke mit umständlichster Genauigkeit durchgeführt. Die von letzterem gleichzeitig auf fünf andere von Praticello herausgegebene Chroniken³⁾ ausgebehnte Untersuchung führte zu dem Ergebnisse, daß auch diese theils ganz unterschoben, theils verfälscht, alle diese literarischen Betrügereyen aber von Praticello zunächst nur zu dem Behufe unternommen worden seyen, um der Metropole seiner Vaterstadt Capua ein höheres Alter und den Vorrang vor der Kirche zu Benevent durch geschichtliche Zeugnisse zu sichern, und so den vieljährigen Streit um den Primat im Königreich Neapel zu Gunsten der Erzbischöfe von Capua zu entscheiden.

II. Die Quellen der Chronik des Hugo von Flavigny, verfaßt im Jahre 1843 von Herrn Dr. Rudolf Köpke. S. 240 — 292.

Der vorliegende Aufsatz ist eine von Hrn. Dr. Köpke zum Behufe der neuen Ausgabe des Chro-

3) 1) Catalogus ducum Beneventi et principum Salerni. 2) Annales Beneventani. 3) Chronicon comitum Capuae. 4) Arnulfi chronicon Sarracenicum - Calabrum. 5) Ubaldi chronicon Neapolitanum.

nion Virduense von oben genanntem vorzugsweise für die Geschichte Lotharingens und Burgunds wichtigen Geschichtschreiber im zehnten Bande der Monumenta Germ. unternommene und musterhaft durchgeführte Vorarbeit. Die literarhistorische Analyse eines so umfassenden Geschichtswerkes, die von Zeile zu Zeile gehende Zerlegung desselben in seine Urbestandtheile setzt die ausgebreitetste Geschichtsquellenkunde und einen literarischen Hülfssapparat voraus, wie er eben nur dem Herausgeber der Monumenta Germaniae und seinen unmittelbaren Gehülfen, zu denen Hr. Dr. Köpfe seit einer Reihe von Jahren gehört, zur Seite steht.

Die Untersuchung behandelt zuerst die von Hugo benutzten „Chroniken und Lebensbeschreibungen,“ (vierzig an der Zahl;) dann die zahlreichen von ihm theils excerpirten theils nur citirten Briefe, Urkunden und officiellen Actenstücke, die ihm zunächst durch die Archive der Klöster, welchen er angehörte, St. Vannes (S. Vitoni) zu Verdun, Dijon und Flavigny, dargeboten wurden. Im dritten Abschnitte endlich wird eine Zusammenstellung derjenigen Bestandtheile der Chronik versucht, welche Hugo aus ungeschriebenen Quellen, d. h. aus mündlicher Ueberlieferung und eigenen Erlebnissen mitgetheilt hat. Es wird hiebei auf die einzelnen Umstände von Hugo's ziemlich bewegtem Leben eingegangen, und dadurch ein klares Bild von den weitgreifenden, durch den Investiturstreit herbeigeführten Zerrüttungen aller kirchlichen und weltlichen Verhältnisse gegeben. Zur ergiebigsten Quelle der mündlichen Ueberlieferung gestaltete sich für Hugo seine vertraute Freundschaft mit Sarento, dem Abte von Dijon, einem der eifrigsten Vorkämpfer der päpstlichen Interessen, der namentlich während der Belagerung Roms durch Heinrich IV. im Jahre 1084 sich bey dem Papste aufgehalten, und unter den Gesandten war, die Robert Guiscard's Hülfle in Anspruch nahmen, dann den Pabst nach Salerno begleitete etc.

Hr. Dr. Köpfe konnte diesen seinen Untersuchungen und Vergleichen nur die Labbe'sche Ausgabe von Hugo's Chronik zu Grunde legen; mehrere Modificationen der dadurch erzielten Resultate

führte aber die im J. 1844 durch den Hrn. Herausgeber Perry vorgenommene Besichtigung der in der Bibliothek von Sir Thomas Phillips zu Middlehill befindlichen Originalhandschrift des Werkes herbei, auf welche wir bey Erwähnung des neuen Abdrucks im zehnten Bande der Monumenta zurückkommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte.

(Schluß.)

Ein solcher Historiograph der Republik nun war Battista Nani, der noch vor seiner Erhebung zur Würde eines Procuratore di San Marco den ihm hoch willkommenen Auftrag erhielt, die Geschichte der Republik seit dem Jahre 1613 aus den Quellen zu schreiben. Dazu wurden ihm alle einschlägigen Documente bereitwillig überlassen. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Nani unter den ihm zur Verfügung gestellten Quellen über ein so wichtiges Ereigniß, wie W.'s Sturz, auch die Relazioni aus jener Zeit zu Rathe gezogen haben werde *). Was er hierüber sagt — Nani war im J. 1634 18 Jahre alt — ist aus den Urtheilen seiner hoch gestellten und wohl unterrichteten Landsleute und aus der Relazione des Gesandten, die ja im Archive hinterlegt war, genommen. Wir verweisen auf die betreffende Stelle in Nani's Werke, Ed. Venet. 1662 4. p. 603 — 609, damit der

*) Daß Nani die Archive, woselbst sich die Relazioni befanden, benutzte, sagt er selbst in seiner dem Doge (Domenico Contarini) gewidmeten Vorrede: „m' hanno informato dell' occorrenze straniere, si come delle domestiche hò io potuto instruirmi, non solo per l'ingresso ne' publici Archivij, e ne' più segreti Consigli; ma per essere State in buona parte maneggiate da miei Maggiori, e da miei Congiunti, et alcuna da me stesso“ etc. Ed. Venet. 1662. 4.

Nachredner sich überzeuge, wie auch er, Nani, die Zahl derjenigen Coaeyen nur vermehrt, die W.'s Schuld anerkennen.

Genau besehen haben wir also, der Hauptsache nach, gerade Dasjenige, was Bore in den *Annali Veneti* sucht; denn was er aus den Protokollen des venet. Senates uns mitzutheilen gedenkt, das hat bereits Nani im 17. Jahrhunderte benützt und uns in seiner *historia della Republica veneta a. a. D.* zugänglich gemacht. Weßhalb nun der Nachredner in seiner Anmerkung auf meine Festrede gekommen, ist nach dem eben Vorgetragenen nicht wohl abzusehen. Sollte er allen Ernstes zu glauben scheinen, daß W.'s Unschuld nächstens durch Bore's Forschungen und Publicationen, oder aus den in Wien befindlichen *Annali* sich herausstellen werde und daß wir voreilig über einen so wichtigen Gegenstand abgeurtheilt, weil ja die Acten noch nicht geschlossen sind und adhuc sub iudice lis est; so würde er damit nur beweisen, daß er die Absicht unsrer Rede nicht recht aufgefaßt. Die Rede will nur sagen, daß ein Zurückhalten mit dem Ausspruch über Schuldig oder Nichtschuldig nach den bereits vorliegenden Quellen nicht mehr thunlich sey, und daß die Schuld aus diesen schon, ohne auf Neues warten zu müssen, klar sich ergebe. Vom Vorwurfe eines vorschnellen Urtheils in dieser Sache sagt uns unser Bewußtseyn los, da wir schwerlich ein wichtiges Werk über diesen Gegenstand bey Abfassung unserer Rede außer Acht gelassen haben dürften. Für Jeden, der die tiefere Einsicht in die Quellen gewonnen, ist die Frage bereits entschieden. Daß der Nachredner unter diese Zahl nicht gehöre, hat er durch seine Note sowohl, als auch durch die Beylage III. sehr klar bewiesen. Ihm war nur darum zu thun, ut ea de re aliquid dixisse dicatur!

Wir übergehen die verschiedenen kleinen, auf das Valet des Herzogs von Friedland folgenden Stücke, meist Reime, die auf Personen und Ereignisse des dreißigjährigen Krieges Bezug haben, um uns zur

Nro. XXI. zu wenden, welche die anspruchlose Ueberschrift führt: „Zur Geschichte Herzog Chri-

stophs von 1460 — 1471“ vom Hrn. Muffat. Diese durchgehends auf Urkunden gebaute klare Darstellung der Geschichte der Irrungen der beyden herzoglichen Brüder Albrecht (IV.) und Christoph enthält, was bisher noch nicht bekannt war, den Umstand, daß Christoph durch Wolfs von Höhenschwangau Neben dahin gebracht, den Plan gefaßt hatte, seinen Bruder Albrecht niederzuwerfen und auf Höhenschwangau gefänglich zu verwahren. Gewarnt durch treue Männer und Frauen, beschloß Albrecht das Praevenire zu spielen, und so ließ er am 23. Februar 1471 den Herzog Christoph im Bade festnehmen und that ihm nun, was seiner erwartet hätte, wenn Christophs Plan gelungen wäre. Der runde Thurm der neuen Feste wurde Christophs Kerker. Noch heute befinden sich im nordöstlichen Flügel des neuen Königsbaues die Ueberreste jenes Gefängnisses, in welchem er festgehalten wurde.

Den Schluß des Taschenbuchs macht

Nro. XXII. „Die Freiheit auf dem Erlach, die ein jeder regierender Landesfürst in Bayrn im Erzstift Salzburg hat.“ Abschrift einer Verzeichnung vom Jahre 1594. Eine für deutsche Rechtsgeschichte nicht uninteressante Notiz!

Ob der Herausgeber mit dem hier besprochenen Taschenbuche seinem Ziele: „möglichste Verbreitung historischer Kenntnisse“ nahe gekommen sey und durch Fortsetzung des Taschenbuchs dasselbe (Ziel) wohl erreichen werde, dieß muß er dem Ermessen sachkundiger Männer anheimstellen.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. August.

Nro. 26.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellschriften deutscher Geschichten des Mittelalters von G. H. Pertz. 9. u. 10. Bd.

(Fortsetzung.)

III. Jacobi de Guisia annales Hannoniae seu chronica illustrium principum Hannoniae ab initio rerum usque ad annum Christi 1390 untersucht von Herrn Dr. Roger Wilmans. S. 292 — 382.

Die ausführliche, in der Handschrift drey Folianten füllende Geschichte Hennegaus obigen Verfassers war bis zu den erst in jüngster Zeit durch den Marquis Fortia d'Urban veranstalteten Ausgabe (Paris 1826 — 1833. 17 Bde. 8.) nur aus einer abkürzenden französischen Uebersetzung (Paris 1531) bekannt. Hr. Dr. Wilmans unterwarf ihren Inhalt einer genauen Untersuchung und setzte sich, in ähnlicher Weise, wie Hr. Dr. Köpfe in den vorausgehenden beyden Auffäßen, insbesondere den Nachweis der Quellen, aus denen der Verfasser schöpft, zur Aufgabe. Er gelangte hiebey zu der Ueberzeugung, daß zwar dieses Geschichtswerk zur Aufnahme in die Monum. Germ. sich nicht wohl eigne, vorzüglich schon deßhalb, weil der Schlußtheil der Chronik, der die letzten 130 Jahre (1260 — 1390) umfaßt und für uns ohne Zweifel der werthvollste gewesen wäre, verloren gegangen, daß jedoch diese umfassende mittelalterliche Compilation selbst in

dem Zustande, wie sie uns vorliegt, nichts desto weniger unserer Aufmerksamkeit werth, und namentlich unter dem literarhistorischen Gesichtspunkte von großer Wichtigkeit sey, da wir durch sie Kenntniß von sehr vielen jetzt verlorenen oder sonst unbekanntem Schriften erlangen.

Hr. Dr. Wilmans bespricht die von Guyse benutzten Quellen, auf höchst belehrende Weise und zwar in nachstehender Reihenfolge:

A. Sagenhafte Quellen für die älteste Zeit.

1. Julius Celsus. Hr. Dr. W. liefert hinsichtlich dieses jetzt verschollenen Autors zunächst aus Vincentius Bellovacensis den interessanten Nachweis, daß es im Mittelalter eine selbstständige Schrift über Cäsars gallischen Krieg unter dem Namen des Julius Celsus gegeben haben müsse, ja, daß das Mittelalter im Allgemeinen Cäsars Werke nicht im Original, sondern nur in dieser Bearbeitung des (für einen Zeitgenossen und Begleiter Cäsars gehaltenen) Celsus gekannt habe, und daß selbst ein so gründlicher Kenner des klassischen Alterthums, wie Petrarcha, in demselben Falle gewesen sey.

2. Fabius Historiographus.

3. Communis historia Tornacensis und chronica Henrici, canonici ecclesiae B. Mariae Tornacensis.

4. Libellus in vulgari intitulatus: Tornacensis restauratio per Galbam.

5. Rethmoldi historia Tungrorum.

6. Historia Ambianensium.

7. Gesta Saxonum.

8. Historia Treverorum.

XXXIII. 26

9. Cresus.

10. Galfredi Monumetensis historia Brito-
num.

11. Erodocus. Fortia hielt diesen Autor für einen mittelalterlichen Geographen und Reiffenberg in einer eigenen Abhandlung für einen Schriftsteller des XIII. Jahrhunderts. Hr. Dr. Wilmans weist aber aus der von Guyse citirten Quelle (Bartholomaeus Glanvilla de propriet. rer.) nach, daß hier nichts weiter als eine Verstümmelung des Namens Herodot obwalte.

12. Lucius Tungrensis, 13. Hugo Tullensis. 14. Nicolaus Rucleri. 15. Clarenbaldus.

B. Sagenhafte Quellen der mittleren Zeit.

1. Tomellus oder Thomellus (c. 1080). 2. Almericus, Ailmericus. 3. Balduin. 4. Der Roman von Gerard von Roussillon. 5. Ex gestis Maincherii, comitis Regitescensis. 6. Ex historia Guillelmi de Mascandio. 7. Hist. destructionis ecclesiae Dononensis in vulgari. 8. Communis historia secundae destructionis ecclesiarum Obtrebatensium. 9. Ex gestis Walcandi, Leodiensis episcopi.

C. Necht geschichtliche Quellen.

Es werden hier 28 theils der allgemeinen deutschen, theils der speciellen hennegauischen Landesgeschichte angehörende Quellenschriften aufgezählt und erörtert, wobey jedoch Hr. Dr. W. am Schluß das Geständniß ablegt, daß es ihm trotz der sorgfältigsten Nachforschungen nicht gelungen sey, die Hauptquelle zu entdecken, welcher Jacob von Guyse für den Zeitraum von 1190 bis 1254 gefolgt ist.

D. Die Lebensgeschichten der Heiligen.

Hr. Dr. W. hat deren 35 ausgemittelt und als Guyse's Quellen nachgewiesen.

E. Urkunden;

päpstliche, merowingische, kaiserliche, der Könige von Frankreich, der Grafen von Hennegau, Privaturkunden.

IV. Ueber die Chronologie der ältern Bischöfe

der Diöcese des Erzbisthums Hamburg. Von J. M. Pappenberg. S. 382 — 438.

„Die vielfachen Irrungen des Erzbisthums Hamburg mit den Bischöfen von Verden und Bremen, mit den Erzbischöfen von Eöln, Magdeburg, vielleicht auch Mainz, sowie mit den Königen von Dänemark, einerseits, sowie andererseits die wiederholte Zerstörung der Metropolis Hammaburg selbst durch die Nordmänner und Slaven, und die bald durch äußere Feinde, bald durch den Unglauben bewirkte Vernichtung aller christlichen Anstalten in den dem Hamburgischen Erzbisthume untergebenen Bisthümern für längere Zeit: alle diese Umstände erklären hinlänglich, wie bei dem Mangel gleichzeitiger einheimischer Geschichtsbücher unsere Kenntniß der norddeutschen und nordischen Bisthümer so sehr dürftig ist. Eben die sich hier ergebende Spärlichkeit genauer Zeitbestimmungen, welche als feste Anhaltspunkte für viele Sagen und andere eines Zeitweisers bedürftige, in dem Dunstkreise schwankender Ueberlieferungen, Alterthümer und Sprachdenkmäler schwebende Geschichtsatomme dienen könnten, mußte uns auffordern, nach vollendetem Abdrucke der Urkunden des Hamburgischen Erzbisthums ⁴⁾, so wie der neuen Ausgabe des wichtigsten Geschichtschreibers desselben, des Scholasticus Adam ⁵⁾, zu versuchen, ob durch jene Arbeiten nicht nur für die Mutterkirche, sondern auch für jene Bisthümer einige Lichtstrahlen gewonnen sind. Leider ist das Resultat aus jenen Quellen kein bedeutendes zu nennen, und der wesentlichste Gewinn möchte darin bestehen, daß manche vorhandene Unge-
wissheiten und Widersprüche hier zum ersten Male, dort schärfer als bisher hervorgehoben sind. Doch hat sich zugleich ein Verhältniß deutlicher herausgestellt, wodurch die Bischöfe der Hamburgischen Kirche die deutsche Geschichtsforschung näher berühren. Viele derselben sind nämlich nach der Zerstörung ihrer Bischofs-
sitze nicht als Missionare thätig gewesen, sondern als Bischöfe in partibus infidelium in Deutschland geblieben, wo wir sie in der Nähe der dortigen Kirchenfürsten, denselben hülfreich und für dieselben vicarierend bei großen Kirchenfesten, auf päpstlichen Synoden und selbst Reichstagen wiederfinden. Fast alle diese Bischöfe waren Deutsche, und können wir daher die früheren Schicksale mancher unter denselben andeuten; die meisten derselben, selbst solche, welche einst in ihren Diöcesen rüftig gewirkt hatten, starben in Deutschland,

4) Hamburgisches Urkundenbuch. Hg. v. J. M. Pappenberg. Hamburg 1842. 4.

5) Monum. IX. 267.

sich, ungekannt und unbelobt, es in seinem engen Kreise zu üben. Solch ein Verfahren, nicht bloß durch einzelne Winke sondern durch methodische Durchführung des ganzen Lehrzweiges, öffentlich mitzutheilen, ist freylich eine Aufgabe, zu welcher, abgesehen von sonstiger Tüchtigkeit und Liebe zur Sache, nur ein gewisses Maß von Zuversicht ja von Aufopferungskraft befähigen und ermutigen kann.

Wenn die fortschreitende Bildung unsers Volkes in jener großen Mehrheit, welcher ihre eigene Sprache genügt, zunächst durch diese Sprache selbst für eine der wichtigsten Angelegenheiten gehalten werden muß, so darf jeder sich öffentlich zeigende Versuch über die fruchtbringendste Art und Weise, jener Mehrheit dieses allgemeinste Bildungsmittel zuzulegen als ein Gewinn begrüßt werden. Keiner wird Allen in allem genügen, aber irgend etwas Brauchbares wird wohl jeder bringen. Dann „prüft alles und das Beste behaltet!“

Was nun das Eingangs genannte Lehrbuch und seine Eigenthümlichkeiten betrifft so kann dieß dem auf diesem Gebiete nicht fremden Leser mit wenigen Worten angedeutet werden.

Von der Wahrheit ausgehend, daß die Verschiedenheit und der Grund der Redetheile und der Wechsel ihrer Formen nur in dem Ausspruch eines Gedankens oder Urtheils, in dem Sache begriffen werden könne, stellt dieses Buch eben den Satz voran, und dieser ist es, aus welchem alle Erscheinungen, die sowohl in der sogenannten Formenlehre als in der Lehre von der Wortfügung und dem Satzbau zur Sprache kommen, der Reihe nach entwickelt werden. Dieß ist das eine, das wissenschaftliche Princip in des Verf. Lehrgang.

Das andere, das didactische oder pädagogische besteht darin, daß der Lehrer, jenen wissenschaftlich begründeten Gang verfolgend, seinen Schülern von Schritt zu Schritt diejenigen Thatsachen ihrer Muttersprache, die eine Regel ergeben können, vor allem in der nöthigen Zahl von Beyspielen mündlich oder schriftlich vorlegt, und

diese Regel von ihnen selber gefunden und abgezogen werden läßt, die er dann bestimmt und bündig formulirt. Die nach und nach also gefundenen Regeln werden von Stufe zu Stufe durch entsprechende Aufgaben und so durch praktische Einübung im Gedächtniß befestigt. In der ziemlich consequenten Durchführung dieser beyden Grundsätze besteht das Eigenthümliche des jedenfalls sehr beachtenswerthen Versuches, auf dessen Einzelheiten einzugehen, hier nicht der Ort seyn kann.

Er ist, wie der Titel besagt, namentlich zum Schulgebrauche ausgearbeitet. Aus der ganzen Haltung desselben ergibt sich, daß die sogenannte lateinische Schule nur dann gemeint seyn kann, wenn in derselben der Unterricht in der deutschen Sprache nicht, wie oben angedeutet, mit dem in der lateinischen gleich- und ineinander laufend gehalten, sondern davon getrennt und selbständig durchgeführt wird, und wenn sie bey Ausnahme ihrer Lehrlinge nicht überhaupt schon die nöthige Vorbildung in der Muttersprache voraussetzt. Dagegen wird dieses Lehrbuch jedenfalls auf jene große Klasse von Lehrlingen berechnet seyn müssen, die, ohne Dazwischenkunft einer fremden Sprache, eben nur in ihrer vaterländischen die möglichste Ausbildung erhalten sollen, auf die der höhern Bürger- und Gewerbschulen und der bessern Schulen in Städten und Märkten überhaupt, während sich freylich auf einer andern Seite den Kräften und Bedürfnissen der weit zahlreichern Schulen auf dem platten Lande auch ein solcher Lehrgang, wie sehr er bestrebt sey ein natürlicher zu heißen, zur Zeit noch ziemlich unangemessen erweisen möchte.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. August.

Nro. 27.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellschriften deutscher Geschichten des Mittelalters von G. H. Perz. 9. und 10. Band.

Seite 19 — 33 von Herrn Perz mitgetheilt worden. 6)

VII. Reise nach Böhmen, Oesterreich, Salzburg und Mähren, im September 1843, vom Herausgeber. S. 463 — 485.

(Fortsetzung.)

V. Zur Biographie des Thietmar von Merseburg (Monum. SS. Tom. III. p. 726.) von S. M. Lappenberg. S. 438 — 440.

Eine kurze urkundliche Notiz aus einer Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek über eine Vergabung an das Kloster Bergen bey Magdeburg, mittelst welcher sich der Chronist Thietmar als Bischof von Merseburg in Gemeinschaft mit seinen weltlichen zwey Brüdern, den Grafen Heinrich und Friedrich von Walbeck an eine reiche Schenkung angeschlossen, welche sein vierter Bruder Siegfried, nachmaliger Bischof von Münster, dem Kloster Bergen als Abt desselben dargebracht hatte.

VI. Die Deutschland betreffenden Urkunden des Vaticanischen Archivs aus den Jahren 1269 bis 1500. Nach den Pariser Auszügen, von Prof. Dr. Waiß. S. 440 — 463.

Diese schätzenswerthe Regesten-Reihe schließt sich an das Verzeichniß sämtlicher Urkunden des vaticanischen Archivs von 318 bis 1268 an, welches im VII. Bande der vorliegenden Zeitschrift

Die Bibliotheken Böhmens und Mährens waren für die Zwecke der Monumenta noch nicht benutzt. Sie kennen zu lernen, war der nächste Zweck obiger Reise, von welcher übrigens Hr. Perz schon nach 4 Wochen wieder nach Berlin zurückkehrte.

Die Handschriften-Sammlungen zu Prag (in den Bibliotheken des böhmischen Museums, des Metropolitancapitels, des Fürsten Lobkowitz und der k. Universität) boten verhältnißmäßig wenig Bedeutendes, und beschäftigten den Hrn. Herausgeber nur fünf Tage. Er begab sich von da über Linz, wo er die Universitäts-Bibliothek und das oberösterreichische Museum (Francisco-Carolinum) besuchte, nach Salzburg, traf hier mit Hrn. Bibliothekar Dr. Böhmner zusammen, und widmete mit diesem gemeinschaftlich einen Tag einer vorläufigen Untersuchung der reichen Stiftsbibliothek zu St. Peter. Der kurzen Dauer dieses Aufenthaltes

6) Vgl. den ausführlichen Bericht, welchen Hr. Perz im VII. Bd. dieser Zeitschrift S. 16 — 18 über die Arbeiten der zur Ausbeutung und Regestierung der italienischen nach Paris geschleppten Archivalien im J. 1810 niedergesetzten Commission.

XXXIII. 27

und dem Umstande, daß die kostbarsten und auf den Güterbesitz des Stifts bezüglichen Handschriften nicht in der Bibliothek, sondern im Archive unter unmittelbarem Verschlusse des Prälaten aufbewahrt werden, ist es wohl zuzuschreiben, daß den beyden gelehrten Reisenden einige der wichtigsten dortigen Handschriften, namentlich das berühmte Congestum Arnonis nicht zu Gesichte kamen.

In der Hofbibliothek zu Wien, mit deren Untersuchung der Hr. Herausgeber bereits im J. 1821, im Interesse der damals eben begründeten Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde seine für Deutschland so ersprießliche literarische Laufbahn begonnen hatte, richtete derselbe sein Augenmerk vorzugsweise nur auf jene Chroniken, welche für die nächstfolgenden Bände der Monumenta in Betracht kamen, dann auf die Handschriften des Jordanes, Cosmas Pragensis und die verschiedenen österreichischen Annalen, deren specielle und erschöpfende Benutzung nach der Hand dem thätigen Gehülfen bey dem Redactionsgeschäfte der Monumenta, Herrn Dr. Wattenbach übertragen wurde.

Von Wien begab sich Hr. Perk nach Brünn, wo er von den Handschriften des dortigen Augustiner-Klosters Einsicht nahm.

Die Benutzung der erzbischöflichen Bibliothek zu Olmütz mußte wegen Abwesenheit des Hrn. Erzbischofs auf eine spätere Zeit verschoben werden; um so willkommener war indessen die Mittheilung eines von Bozek verfaßten Catalogs dieser sehr reichen aber bis dahin fast unzugänglichen Sammlung.

Nach dem allgemeinen Reiseberichte folgen die von dem Hrn. Herausgeber gefertigten Auszüge aus den Handschriften-Verzeichnissen:

- | | |
|---|------------|
| 1. der k. Universitätsbibliothek, | } zu Prag; |
| 2. des Domcapitels zum hl. Veit, | |
| 3. des böhmischen Museums, | |
| 4. der fürstl. Lobkowitzischen Bibliothek | |
| 5. des St. Peters-Stifts zu Salzburg, | |
| 6. des Domcapitels zu Olmütz. | |

VIII. a. Reise nach London und Middlehill, vom Julius bis September 1844, vom Herausgeber. S. 486 — 504.

Die Handschriften des brittischen Museums zu London hat der Hr. Herausgeber schon auf seiner in den Jahren 1826 und 1827 ausgeführten Reise nach den südlichen Niederlanden, Paris und England einer genauen Untersuchung unterworfen, und die Ergebnisse derselben im VII. Bande des Archivs S. 1—105 dargelegt. Die bedeutenden neuen Erwerbungen, durch welche das brittische Museum seit dem J. 1827 bereichert worden, und zu gleicher Zeit die ausgezeichnete Handschriften-Sammlung des Sir Thomas Phillipps zu Middlehill im Interesse der Monumenta näher kennen zu lernen, waren der Gegenstand, der eine zweite Reise des Hrn. Herausgebers nach England veranlaßte.

Was zunächst das brittische Museum betrifft, so erhalten wir hier eine treffende Charakteristik dieses größten wissenschaftlichen National-Instituts der Welt.

Hinsichtlich der ungeheuern Mittel, welche den Vorstehern desselben es möglich machen, fast ohne irgend eine Rücksicht auf die Kosten jede dargebotene Gelegenheit zur Bereicherung der Sammlungen zu benutzen, heißt es unter anderm:

„Jede Abtheilung der großen Anstalt hat zwar ihre bestimmte jährliche Summe, aber es giebt so viel ich weiß kein Beispiel, daß ein Antrag auf außerordentliche Bewilligung zu Ankauf seltener oder sehr kostbarer Sachen vom Parlamente abgelehnt worden wäre. Daher ist die Zahl der seit dem Jahre 1827 erworbenen Handschriften sehr groß; die Anstalt erhält durch ihre Beauftragten Kenntniß von jedem wichtigen Verkäufe des Festlandes, und wenn dieses so fortgeht, so ist vorauszusehen, daß alles, was Europa an wichtigen Handschriften, die nicht schon in fester Hand sind oder dahin kommen, besitzt, im Laufe des nächsten Jahrhunderts in das Eigenthum des brittischen Museums gelangen werde. Außerordentlich ist auch der Gewinn, welcher dem Museum aus Schenkungen und Vermächtnissen zuwächst; auf diesem Wege sind große Sammlungen von Staatspapieren erworben, welche das Museum zu einer wichtigen Fundgrube für die neuere Geschichte machen. Ueber die Erwerbungen seit 1828 hat die Verwaltung Ver-

zeichnisse durch den Druck bekannt gemacht, welche die Benutzung erleichtern. Die laufende Zahl der Erwerbungen stieg von 1829 bis 1844 von 7000 bis auf 15,000. — Die Verwaltung, jetzt unter Sir Henry Ellis Leitung, — Secretär Mr. Forshall, Manuscripte Sir Fr. Madden, Drucke Mr. Panizzi — ist vortrefflich.“⁷⁾

Unter den vom Hrn. Herausgeber untersuchten Handschriften erkannte er denn sehr viele aus Deutschland, namentlich aus den Rheingegenden stammende, die ehemals Spangenbergische Lex Saxonum, die älteste, bisher ungedruckte Lebensbeschreibung des hl. Corbinian vom Freisinger Bischof Aribo ic.

Was Hr. Perg über den Erfolg seines Besuches von Middlehill berichtet, ist so anziehend, daß wir nicht umhin können, einige Stellen wörtlich mitzutheilen:

„Sir Thomas Phillipps hatte seine Einladung freundlich wiederholt und suchte mich in London auf. Wir reisten über Cheltenham, und langten in Begleitung der Familie des Baronets in der Nacht vom 17. auf den 18. August an unserm Bestimmungsorte an. Middlehill in Worcestershire ist ein einzelnes Gut, wie England deren so viele besitzt, auf der halben Höhe eines bedeutenden Hügelns gelegen, von Wald und Wiesen umgeben, und bietet eine weite Aussicht nach den Malvern Hills und darüber hinaus nach den Gebirgen von Wales. Die Luft ist rein, leicht und erfrischend, auf der Höhe des Berges steht ein ansehnlicher von Quaderen erbauter Thurm, turris Lativensis, welcher auf Theile von 17 Grafschaften, Schloß und Stadt Warwick, Leamington und andere Orte herabsieht. In ihm hatte Sir Thomas zuerst eine eigene Druckerei angelegt, aus welcher seine zahlreichen aber meist nur begonnenen Schriften „typis Mediomontanis“ hervorgegangen sind; die Unbequemlichkeit des Arbeitens auf dieser Höhe im strengen Winter bestimmte

7) Wir benützen diese Gelegenheit, unsere Leser auf eine in diesen Tagen bey der k. Hof- und Staatsbibliothek dahier eingetroffene ausführliche Beschreibung des brittischen Museums aufmerksam zu machen: The British Museum, historical and descriptive. Edinb. 1850. 8.

Vgl. Catalogue of additions to the Mss. in the British Museum in the years 1841—45. Lond. 1850. 8.

späterhin die Verlegung der Druckerei nach Middlehill, wo sie sich noch befindet und insbesondere zum Druck des Handschriftenverzeichnisses gebraucht wird. Das Haus ist ganz erfüllt mit der von Sir Thomas gesammelten kostbaren Bibliothek, welche ein einziges Beispiel ist, was ein Mann mit Begeisterung für die Wissenschaft, Ausdauer, Glück und Reichthum im Laufe eines Menschenalters zu leisten vermag. Sir Thomas begann seine wissenschaftlichen Beschäftigungen mit genealogischen Arbeiten, gieng zu der Geschichte seiner und der benachbarten Grafschaften über, erweiterte von dort aus sein Ziel zur Geschichte überhaupt, bis er zuletzt alles Wissenschaftliche mit seinen Bestrebungen und seinen Sammlungen umfaßte. Seine Bibliothek enthält eine große Zahl werthvoller Drucke, unter denen zur Erleichterung unserer Forschung viele Sammlungen der Scriptoren und urkundlichen Werke, Brover, Mencken, Pistorius, Reuber, Eccard, Schletter, Freher, Lindenbrog, Struwe, Sommersberg, Herzog, Lünig, Kranz, Schöpflin, Sweert, Crusius, Fant, Oudin und die Monumenta vorhanden sind; von unvergleichlich höherem Werthe aber ist die Sammlung der Handschriften jeder Art. Es darf mit Sicherheit behauptet werden, daß nie ein Privatmann, selten ein Fürst, mit Ausnahme Napoleons, welcher die Bibliotheken Europa's plünderte, eine solche Bibliothek von Handschriften zusammengebracht hat. Ihre Zahl war bey meiner Anwesenheit bereits im zwölften Tausend, und erhielt noch weitere Vermehrung aus der Bibliothek des Herzogs von Sussex. Durch die Aufträge, welche er allenthalben in England wie auf dem Festlande gab, hat Sir Thomas die Preise der Handschriften außerordentlich gesteigert, aber es ist ihm gelungen seine Sammlung aus allen Theilen der wissenschaftlichen Welt, besonders auch aus Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England ansehnlich zu bereichern. Große Theile von Bibliotheken aufgehobener Klöster finden sich in Middlehill wieder. Der wissenschaftliche Werth der Handschriften ist, wie sich erwarten läßt, höchst vielfältig, aber eben so verschieden. Wer irgend aus Handschriften zu schöpfen hat, wird wohl thun, sich auch in Middlehill Rath's zu erholen: denn dieser Schatz ist nicht für die Wissenschaft verloren, sondern durch den gültigen Besitzer jeder ernstlichen Forschung geöffnet. Die edle Gastfreyheit, welche den Fremden im Kreise einer lebenswürdigen und gebildeten Familie sich gleich heimlich fühlen läßt, ward durch die ununterbrochene Sorgfalt erhöht, womit der Besitzer mir seine Schätze zugänglich machte, und ganze Tage darauf verwandte, die zahlreichen Nummern, welche ich zu sehen wünschte, aus allen Theilen des Gebäudes zusammenzubringen. So konnte ich in etwa 14

Tagen die Untersuchung derjenigen Handschriften, welche für die Monumenta wichtig zu seyn schienen und zur Hand waren, beendigen, und ihre Venähigung so weit fördern, daß für die nächsten Bände gesorgt ist.“

Während der Anwesenheit des Hrn. Herausgebers in London wurden eben die Manuscripte der Bibliothek des Herzogs von Suffer öffentlich versteigert. Hr. Perz erwarb Einiges für die Berliner Bibliothek. „Die wenigen Handschriften, welche für deutsche Geschichte nachzusehen waren, hat Sir Thomas Phillipp's erstanden.“

Den interessanten Reisebericht schließen die Verzeichnisse der von dem Hrn. Herausgeber untersuchten oder vorgemerkten Handschriften:

1. Neuere Erwerbungen des brittischen Museums.

2. Auszug aus dem Catalogue of the Arundel manuscripts in the library of the college of Arms. 1829. not published. 8.

3. Handschriften des Baronet Sir Thomas Phillipp's zu Middlehill.

a. Verzeichniß der älteren, jetzt vom Herausgeber untersuchten Handschriften.

b. Fortsetzung des Auszuges aus dem gedruckten Verzeichnisse. (Bd. VIII. S. 762—768. nach Hänel's Abdruck in Sahn's Archiv VI.)

4. Handschriften des Grafen von Leicester zu Holtbam in der Grafschaft Norfolk. (Nach dem im J. 1773 gemachten Verzeichnisse).

VIII. b. Handschriften der Hamburger Stadtbibliothek, von Herrn Archivar Dr. Lappenberg. S. 505—507.

Bey Verlegung der Stadtbibliothek zu Hamburg in ein neues Gebäude wurden mehrere früher unbeachtete Handschriften und Fragmente von solchen aufgefunden, von welchen hier vier für die Zwecke der Monumenta in Betracht kommende beschrieben sind.

IX. Handschriften des Brüsseler Archivs. Von Herrn Dr. Köpke. S. 508—510.

Auszügliche Zusammenstellung der auf deutsche Geschichte Bezug habenden Urkunden und Archivalien aus Gachard's Inventaires des archives de la Belgique. Tom. I. Brux. 1837. fol.

X. Handschriften des Akademikers G. J. Gérard in Brüssel. Von Hrn. Dr. Bethmann. S. 510—513.

Ein ähnlicher Auszug aus dem gedruckten Verzeichnisse der Gérard'schen Bibliothek, welche bekanntlich von der niederländischen Regierung angekauft und nach dem Haag gebracht wurde. Vergl. Comptes rendus de la Commission royale d'histoire. Brux. 1837. I. 293—380.

XI. Reise durch Deutschland und Italien, in den Jahren 1844, 1845, 1846, von Herrn Dr. Bethmann. S. 513—658.

Der Zweck dieser von Hrn. Dr. Bethmann im Auftrage der Gesellschaft f. ä. d. G. ausgeführten Reise war zunächst, für den neunten und die folgenden Bände der Monumenta die Bibliotheken zu Pommersfelden, Eichstädt, Schlettstadt, Mailand und Rom zu benutzen, und zu gleicher Zeit die Archive der Schweiz und Italiens so weit zu erschöpfen, daß die ersten Bände des Registrum Imperii (der dritten Hauptreihe des Gesamtunternehmens^{b)}) mit den Urkunden der Merowinger, Carolinger, sächsischen und salischen Kaiser druckfertig gemacht werden könnten. Von dem über diese allenthalben mit dem erwünschtesten Erfolge gekrönte Reise durch Hrn. Dr. Bethmann erstatteten Berichte ist hier vorläufig der erste Abschnitt abgedruckt, „Herbst und Winter 1844“ umfassend und auf einige bayerische und elsässische Orte sich beziehend. Diefem Berichte sind aber schon jetzt die musterhaft gearbeiteten Handschriften-Verzeichnisse von sämmtlichen öffentlichen und Privat-Handschriften- und Urkunden-Sammlungen beigegeben, welche Hr. Dr. Bethmann im Verfolge obiger literarischen Reise besuchte.

(Fortsetzung folgt.)

b) Vgl. Vel. Anz. 1848. Nr. 185. S. 443.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.
Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.



Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellschriften deutscher Geschichten des Mittelalters von G. H. Pertz. 9. u. 10. Bd.

- 13. Handschriften der Universitäts-Bibliothek zu Turin.
- 14. Handschriften der Capitularchiv-Bibliothek zu Ivrea.
- 15. " des Domcapitels zu Asta.
- 16. " des bischöfl. Archivs zu Asta.
- 17. " der Collegiatkirche St. Ursus zu Asta.
- 18. " des Domherrn Gal zu Asta.
- 19. Auszug aus dem Handschriften-Verzeichniß der Brera zu Mailand.

(Schluß.)

Es sind dieß folgende:

- 1. Handschriften der gräfl. Schönbornschen Bibliothek in Pommerfelden.
- 2. " des Herrn Dr. Heller in Bamberg.
- 3. " des Herrn Dr. Meier in Nürnberg.
- 4. " des bischöflichen Seminars zu Eichstätt.
- 5. " der Universitäts-Bibliothek zu Gießen.
- 6. " zu Heidelberg.
- 7. " der Stadt-Bibliothek zu Augsburg.
- 8. " zu Lindau.
- 9. " zu St. Gallen.
- 10. " des Klosters Pfäfers im Eistsarchiv zu St. Gallen.
- 11. " der Privatbibliothek S. M. des Königs von Sardinien zu Turin.
- 12. Urkunden in der Privatbibliothek S. M. des Königs von Sardinien zu Turin.

- 20. Bibliothek Archinti zu Mailand.
- 21. Handschriften des Capitelarchivs von St. Ambrosius zu Mailand.
- 22. " des Domarchivs zu Mailand.
- 23. " der Stadtbibliothek zu Fermo.
- 24. Öffentliche Bibliothek in Malta.
- 25. Handschriften des Patriarchats von Jerusalem in Constantinopel.
- 26. Catalogue des livres qui se trouvent dans le Serail, mitgetheilt von Sir Stratfort Canning.

Der auf bayerische Orte bezügliche Inhalt des vorstehenden Reiseberichtes berührt die Mehrzahl unserer Leser zu nahe, als daß wir hier nicht Einiges davon näher hervorheben sollten.

Die k. Bibliothek zu Bamberg und das bischöfliche Archiv zog Hr. Dr. Bethmann nicht in den Kreis seiner Arbeiten; aus dem durch den damaligen Hrn. Lycealprofessor (nunmehrigen Reichs-Archivsdirector) Rudhart kurz vorher geordneten

Stadtarchiv hingegen registrierte er 28 Kaiser-Urkunden für die Ausgabe in den Monumentis, Auch die mit anerkannter Liberalität ihm geöffneten reichhaltigen Privatsammlungen des Hrn. Professors v. Reider und des (inzwischen verstorbenen) Dr. Heller boten Einiges.

Von namhaftem Belange war die Ausbeute aus der gräflich Schönborn'schen Bibliothek zu Pommersfelden, deren 340 Handschriften Hr. Dr. Bethmann Stück für Stück untersuchte. Sie stammen aus Aschaffenburg, Rebdorf, der Karthause bey Mainz, dem Michaels-Kloster in Bamberg, der fürstlich Hatzfeld'schen Bibliothek, aus Himmels-thür, Erfurt u., und liefern mehrere schätzbare Inedita.

In der beträchtlichen Sammlung von Urkunden und Handschriften, welche Hr. Dr. Moritz Meier in Nürnberg besitzt, findet sich neben zahlreichen vorzugsweise auf Nürnberg bezüglichen Chroniken eine Lex Salica aus dem X. Jahrhunderte.

Die Stadtbibliothek zu Nürnberg sowie die Archive von Nördlingen, Rothenburg und Ochsenfurt sind einer spätern Untersuchung vorbehalten.

Dem längern Aufenthalte des Hrn. Dr. Bethmann in Eichstätt verdanken wir höchst schätzbare Nachrichten über die dort verborgenen wissenschaftlichen und geschichtlichen Schätze. — Das Stadtarchiv besitzt zwar nur mehr 157 Original-Urkunden, die älteste von 1281, aber die verlorenen oder verkommenen sind zum Glücke durch das s. g. „Weisse Buch“ gerettet, in welchem auf Befehl des Rath's im J. 1454 alle Urkunden der Stadt durch den Stadtschreiber S. Hilprands aufs sorgfältigste zusammengeschrieben wurden. Bey Ueberbringung des früheren bischöflichen Archivs theils nach München theils nach Neuburg zur Zeit der Säkularisation soll aufs Gewissenloseste verfahren worden und ganze Kisten voll in Krämerläden und Papiermühlen gewandert seyn. Die bischöfliche Bibliothek auf der Willibaldsburg wurde sammt ihren Handschriften öffentlich versteigert; die des

Domcapitels aber mit jener der Dominicaner, Jesuiten und der übrigen Klöster der Diöcese zusammengeworfen, und im jetzigen bischöflichen Seminar untergebracht. „Das Capitel besaß vorher 37 classische und 218 andere Handschriften, welche mit Ausnahme der meisten Classiker 9) noch hier sind; darunter 52 juristische und canonische, die übrigen meistens theologische und ascetische; Heiligenleben beinahe gar keine.“

Für die Monumenta fand Herr Dr. Bethmann keine große Ausbeute. Die in denselben (Script. T. VII. p. 239 — 266) zum Abdruck gelangten Quellen- Werke (Gundachar und Anonymus Häsereus) wurden bereits in diesen Blättern bey Anzeige des fraglichen Monumentenbandes (1848 Bd. 28. No. 188. S. 471) erörtert und hiebey auch der stattgefundenen Verschleppung der werthvollsten Rebdorfer Manuscripte durch die Franzosen u. gedacht.

Die Stadtbibliothek zu Neuburg a. d. D. sollte nach Hrn. Dr. Bethmann zugekommenen Ergaben mehrere Handschriften besitzen. Nach der Versicherung des Herrn Professors Wildner ist jedoch nur eine einzige da: der zweyte Theil von Vincent. Bellovacensis Speculum historiale aus Kaisersheim. Das k. Archiv im Schlosse konnte Hr. Dr. Bethmann wegen Abwesenheit des Archivars nicht besichtigen.

Im Archive der Stadt Donauwörth fand Hr. Dr. Bethmann mehrere ungedruckte Kaiser-Urkunden und ein wichtiges Copialbuch aus dem XVI. Jahrhunderte.

Von hier weg begab sich derselbe nach Schlettstadt und Obernehenheim. Mit der

9) „Terenz Andria, Aesop, Sueton, Plato sind noch hier; aber Livius, Virgil, zwey Juvenale, Persius, Cicero's Briefe, Quintilian, Plautus, zwey Terenze, Plinius Briefe, Diodor, Ptolemäus, Seneca's Tragödien und Briefe, Callust, zwey Valerius Maximus, Solinus, Festus Pompejus sind nicht mehr da.“

Beschreibung der namhaften Funde, die er vorzüglich an ersterem Orte machte, endet dieser erste Abschnitt seines Reiseberichtes.

Hinsichtlich der von Hrn. Dr. Bethmann gelieferten Handschriften-Verzeichnisse ist noch zu bemerken, daß sich dieselben durchaus nicht bloß auf Handschriften zur deutschen Geschichte beschränken, sondern das allgemeine wissenschaftliche Interesse berücksichtigen, wie dieß auch bey den andern in den letzteren Bänden des vorliegenden Archivs enthaltenen Catalog-Auszügen in dankenswerther Weise geschehen. Was insbesondere die oben sub Num. 25 und 26 aufgeführten Verzeichnisse von Handschriften des Patriarchats und Serails zu Constantinopel anbelangt, so sind sie die Frucht eines Ausfluges nach dem Orient, welchen Hr. Dr. Bethmann im Jahre 1845 von Italien aus machte.

XII. Ueber den Sprachgebrauch des Chronicon Casinense und des Andreas Presbyter von Bergamo. (Mon. Germ. SS. T. III.) Von Herrn Dr. Bethmann. S. 659 — 672.

Es wird durch eine Zusammenstellung aller der unzähligen Verstöße gegen die Orthographie wie gegen die Flexions- und Constructionregeln der lateinischen Sprache, wodurch die obigen zwey Geschichtswerke in auffallender Weise sich auszeichnen, der thattsächliche Beweis geliefert, daß, namentlich bey Andreas, schon ganz die lingua rustica mit völliger Verwirrung in den Formen und das Streben nach Weglassung der auslautenden Consonanten in den Flexionen besonders des m und s vorherrsche.

XIII. Ueber eine Bamberger Handschrift des Jordanis, Paulus u. s. w. Von Herrn Professor G. Waig. S. 673 — 703.

Die merkwürdige Handschrift E. III. 14. in der k. Bibliothek zu Bamberg aus dem XI. Jahrhunderte, welche den Sextus Aurelius Victor, Eutropius mit der Fortsetzung, die Gesta regum Francorum, Jornandes de regnorum successione und de Gothorum origine, des Paulus Diaconus hist. Langobardorum, sine Vita Alexandri M., Beda's hist. gentis Anglorum etc. mit von allen bisher-

gen Ausgaben dieser Werke auffallend verschiedenen Texten enthält, wird hier einer näheren Untersuchung und Würdigung unterworfen, wodurch die bisherigen Nachrichten über diesen Codex, sowie die im VI. Bande des Archivs, von dem verstorbenen Bibliothekar Jäck gelieferte Beschreibung desselben eine wesentliche Ergänzung erhalten und zum Abschluß gebracht werden.

Das Wichtigste hiebey ist natürlich die Frage, ob die fragliche Abweichung von den Vulgatterten auf einen authentischen Werth Anspruch habe oder nicht. Hinsichtlich des Paulus Diaconus wurde diese Frage bereits im VII. Bande des Archives (S. 328 — 337) ausführlich erörtert, und die Meinung des Hrn. v. Spruner, der bekanntlich seiner deutschen Uebersetzung dieses Autors (Hamburg 1838) keine der bisherigen Ausgaben, sondern eben die fragliche Bamberger Handschrift zu Grunde legte, weil er in ihr den ältesten und ächten Text gefunden zu haben glaubte, durch Hrn. Dr. Bethmann mit guten Gründen widerlegt. Diese Widerlegung wird denn nun durch Hrn. Prof. Waig auf das entschiedenste erhärtet und der Nachweis geliefert, daß beinahe sämmtliche Abweichungen des Bamberger Codex von den Vulgatterten auf Interpolation beruhen, indem sich zeige, daß mit Ausnahme des Jornandes, Beda und der kleinen geschichtlichen Nachrichten auf den letzten Blättern die Texte der übrigen in diesem Codex enthaltenen Schriftsteller mittelst einer fast überall gleichförmigen Behandlung in eine andere Wortfassung gebracht, Manches willkürlich ausgelassen und einzelne Zusätze und Glossen hinzugefügt worden seyen; daß überall das Bestreben hervortrete, Wort mit Wort, Satz mit Satz zu vertauschen; daß nicht bloß im Paulus Diaconus sondern überhaupt mit absichtlicher Vorliebe an die Stelle indirecter Anführungen directe Rede gesetzt worden, daß übrigens diese Umgestaltung nicht etwa dem Schreiber des Bamberger Codex, sondern einem früheren zuzuschreiben sey, welches letztere namentlich durch die dargelegte Verwandtschaft mit einer Handschrift in der vaticanischen Bibliothek (Cod. vat. 1984. Archiv V. 81.), die eine gleiche durch-

gängige Uebersetzung der erwähnten Schriftsteller, wie der Bamberger Codex, enthalte, und durch mehrere auffallende Schreibfehler bestätigt werde, die nur aus falscher Lesung eines gleichartigen Originals hervorgehen können.

Durch eine umständliche sprachliche Charakteristik der Handschrift liefert ferner Hr. Dr. Waiz den Beweis, daß der Schreiber derselben jedenfalls Süditalien angehört haben müsse. Als einen Anhaltspunkt zur Ausmittelung des Verfassers oder wenigstens des Veranlassers obiger Umarbeitung theilt sodann Hr. Dr. Waiz eine Stelle aus der Vorrede zu der in der fraglichen Handschrift vorkommenden historia Alexandri Magni mit, aus welcher sich die Vermuthung ergibt, daß der Dux Johann von Campanien es war, der nach dem Tode seiner durch Gelehrsamkeit und Bücherliebe ausgezeichneten Gemahlin Theodora jene Umgestaltung und vermeintliche Verbesserung der genannten Geschichtswerke vornehmen ließ.¹⁰⁾

XIV. Der angeblich älteste Text der Gesta Treverorum. Von Herrn Professor G. Waiz. S. 703 — 708.

Eine Berichtigung der von Prof. Sybel in seiner Schrift über den hl. Rock zu Trier ausgesprochenen Ansicht, die älteste Gestalt und erste Ent-

10) Die Stelle in der erwähnten Vorrede zu des Pseudo-Cullisthenes Vita Alexandri M., aus welcher obige Vermuthung abgeleitet wird, lautet in der Bamberger Handschrift so: „Post cuius (Theodoræ sc. coniugis suae) transitum praefatus Johannes excellentissimus consul et dux statuit mente sua ordinem scripturarum inquirere et praeclare ordinare. Primum vero libros, quos in sua dominatione invenit, renovavit atque meliores effectus, deinde, anxie inquirens sicut philosophus, quoscunque audire vel habere potuit sive rogando seu precando multos et diversos libros accumulavit et diligenter scribere

stehung der Gesta Trever. betreffend, welche in dem Vorworte zu der von Hrn. Prof. Waiz besorgten Ausgabe der letzteren, im X. Bande der Monumenta, des Raumes halber wegließ, bildet den Gegenstand dieses Aufsatzes und zugleich einen schätzenswerthen Nachtrag zu des Hrn. Professors Waiz ausführlichen Abhandlung über sämtliche für die neue Ausgabe benutzten Handschriften und deren gegenseitiges, drey verschiedene Recensionen beurlundendes Verhältniß.

Mit einem von Hrn. Rudolph Köpke verfaßten alphabetischen Register schließt der neunte Band der vorliegenden Zeitschrift.

jussit.“ Den entscheidenden Passus bilden die Worte: „renovavit atque meliores effectus“; die beyden letzteren gewähren so keinen Sinn. Eine im Bamberger Codex (von dem Schreiber selbst?) angebrachte Correctur veränderte meliores in melioris. Hr. Prof. Waiz aber liest anstatt effectus: effecit, was allerdings den besten Sinn gewährt und auf eine vermeintlich bessernde Umarbeitung der Codices bezogen werden kann. Die k. Hof- und Staatsbibliothek dahier besitzt zwey Handschriften dieser Vita Alexandri; eine Papierhandschrift aus St. Emmeram (Cod. lat. 14,796) und eine Pergamenthandschrift des XII. Jahrs. (Cod. lat. 23,489); in ersterer fehlt die ganze Vorrede, in letzterer aber lautet die fragliche Stelle so: Primum vero libros quos in sua dominatione invenit, renovavit atque meliores effectos. anxie inquirens etc.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. August.

Nro. 29.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

I. H. G. Bronn's Lethaea geognostica oder Abbildung und Beschreibung der für die Gebirgs-Formationen bezeichnendsten Versteinerungen. Dritte stark vermehrte Auflage bearbeitet von H. G. Bronn und F. Römer. Stuttg. 1851. 8. Bis jetzt 2 Lieferungen.

II. Handbuch für Petrefaktenkunde von Friedr. Aug. Quenstedt. Erste Lieferung. Bogen 1 — 16. Tafel 1 — 19 nebst Erklärung. Tübingen 1851. 8.

III. Vergleichende Uebersicht der urweltlichen Organismen, besonders nach ihrem inneren Zusammenhange mit denen der jetztlebenden Schöpfung. Dargestellt von Friedr. Rolle. Stuttg. 1851. 171 S. 8.

Die weit verbreitete Theilnahme, welche das Studium der Geognosie und Paläontologie dermalen gefunden hat, giebt Veranlassung, daß immer mehr Bearbeitungen allgemeineren Inhalts aus diesen Fächern hervortreten, oder bewährtere ältere durch neue Auflagen zeitgemäß sich verjüngen.

I. Die beyfälligste Aufnahme hat bisher Bronn's Lethaea geognostica gefunden. Die erste Auflage derselben war in den Jahren 1835 — 37 erschienen und ihr Absatz so reißend, daß gleich hernach eine neue unveränderte Auflage nöthig wurde, die indeß auch seit 1839 im Buchhandel vergriffen war. Andere literarische Beschäftigungen hatten den Verf. bisher verhindert, sich der Bearbeitung einer neuen

Ausgabe zu unterziehen, und da seitdem die Paläontologie sich so mächtig entwickelt und umgestaltet hat, daß der Text fast von Grund aus neu zu bearbeiten war, mithin die Herausgabe desselben auf längere Zeit noch sich hinausgeschoben hätte, so verband er sich, um dieß zu verhüten, mit Friedrich Römer, der auf seinen Antheil das Uebergangsgebirge, die Kohlenperiode, in welcher die ausgedehnteste Umwandlung und Erweiterung des Textes einzutreten hat, übernahm, und der nach Maaßgabe der Zeit auch an den spätern Abschnitten sich theiligen wird. Um der allzukostspieligen Ausdehnung der neuen Auflage eine Grenze zu setzen, hat der Verf. den Umfang derselben auf ungefähr das Aenderthalbfache der frühern beschränkt, und zugleich die lobenswerthe Einrichtung getroffen, daß die Besitzer der alten nicht nöthig haben, die 47 Tafeln derselben zum zweyten Male zu kaufen.

Ueber die leitenden Gesichtspunkte bey dieser neuen Bearbeitung äußert sich der Verf. selbst folgendermaßen.

„Während es vor 16 bis 17 Jahren nach dem damaligen Stande der Wissenschaft in der Tendenz der Lethaea lag, das Vorkommen identischer Arten auf weite Länderstrecken hin in ungefähr gleichen Formationen — so weit diese nämlich damals schon in fernem Gegenden miteinander parallelisiert werden konnten — zu verfolgen, wird es bey der neuen Auflage, ebenfalls dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemäß, mehr die Aufgabe seyn, die einzelnen Glieder der Gebirgs-Formationen, in welchen jede Art und insbesondere der Typus jeder Art vorkommt, aufs Genaueste zu ermitteln und zu prüfen, in wie ferne solche nun auch in andern Gegenden diesen Gliedern trenn bleibt oder in andere übergeht, sey es unverändert oder unter Erlei-
XXXIII. 29

ding gewisser Modificationen, in welchen der eine Schriftsteller vielleicht neue Varietäten, die andern wieder eigenthümliche Arten erkennen möchten, und da, wo man über die Identität der Art oder der Formation eine volle Gewißheit nicht erlangen kann, die Sache so zu geben, wie sie zur Zeit vorliegt, um das, was für die Wissenschaft bereits sicher gewonnen ist, nicht wieder zu zerstören durch vorschnelle Generalisirung alles Zweifelhafte nach irgend einem theoretischen Axiome, wovon wir leider in einigen neuen Schriften so viele Beispiele finden.“

Bis jetzt sind von der neuen Auflage der *Lethaea geognostica* 2 Lieferungen, die ganz von Bronn bearbeitet sind, erschienen. Die erste Lieferung beginnt mit einer Uebersicht der fossilen Pflanzen und Thiere nach ihrer geologischen Verbreitung. Es sind hier sämtliche Gattungen mit Namen aufgeführt, die Arten aber nur nach ihrer Anzahl in Ziffern ausgedrückt. Dann folgt von den vier geologischen Perioden, die der Verf. annimmt, die Beschreibung der charakteristischen Versteinerungen der zweyten, die von ihm früher als Salzgebirge bezeichnet wurde, während er jetzt die üblichere Benennung als *Trias-Gebirge* gewählt hat. Er begreift darunter alle Gebirgsgebilde unten vom *Wogesen- und bunten Sandstein* an bis hinauf zum *Ende des Keupersandsteins* mit seiner *Knochenlage*. Der Verf. tritt also nicht der Ansicht *Murchison's* bey, nach welcher die untere Abtheilung des bunten Sandsteines und insbesondere der *Wogesensandstein* noch mit dem permischen Systeme zu verbinden wäre. Eben so wenig neigt er sich der Meinung *Adolph Brongniart's* zu, der wegen der großen Annäherung der vegetabilischen Ueberreste im Keuper an die der dritten Periode das Keupergebilde in seine vierte Periode mit hinüber genommen und seine dritte mit dem *Muschelkalk* abgeschlossen hat; der Verfasser bemerkt gegen ihn, daß hinsichtlich der Thierreste eine solche Abtheilungsweise keine Rechtfertigung finde. Indeß gesteht er doch zu, daß der Uebergang der Gesteine und organischen Wesen der *Trias-Periode* in die folgenden wohl der allmähligste sey, welcher in Europa zwischen zwey Perioden existire, und daß im untern *Liasandstein* der nachfolgenden Periode sich das sandige Material des Keupergebildes mit den *Petrefakten* des *Liaskalks* in *Wechsellagerung* zu den Schichten des letzten finde.

Die zweyte Lieferung befaßt sich mit der Schilderung der dritten Periode, dem *Dolithen-Gebirge*, ist aber noch nicht beendigt. Der Verf. zieht jetzt zu ihr ebenfalls die *Wälderthonbildung*, während er diese früher mit der *Kreide* verband.

Die Bearbeitung dieser neuen Auflage ist ganz so wie früher gehalten, mit all den Verbesserungen, welche der rasche Fortschritt der *Paläontologie* erforderlich gemacht hat, und so wird sich auch diese dritte Ausgabe der *Lethaea* einer nicht minder beifälligen Aufnahme wie früher zu erfreuen haben.

II. Mit dieser neuen Auflage ist gleichzeitig *Quenstedt* mit seinem Handbuche der *Petrefaktenkunde* in *Concurrenz* getreten. Auch er beabsichtigt eine Uebersicht über die wichtigsten Formen der untergegangenen organischen Welt zu liefern und dieselben durch Abbildungen zu erläutern. Während aber Bronn zum obersten Eintheilungsgrund die geognostischen Formationen, von denen er vier Hauptgruppen aufstellt, nimmt, und innerhalb dieser dann erst weiter nach systematisch zoologischer und botanischer Ordnung abtheilt, läßt sich dagegen *Quenstedt* ganz von letzterer leiten, und ordnet erst dieser die nach geognostischen Abtheilungen bestehenden *Verschiedenheiten* der Arten unter. Der ersten Lieferung, die bereits ausgegeben ist, soll bald die zweyte nachfolgen und bis zu Ende dieses Jahres soll auch die dritte und letzte erscheinen, so daß das ganze Werk aus ohngefähr 50 Bogen Text und 60 lithographirten Tafeln mit Abbildungen bestehen wird.

Die erste Lieferung umfaßt die *Wirbelthiere*, die durch 19 Tafeln erläutert werden. Um unser Urtheil gleich im Allgemeinen auszusprechen, so finden wir diese Abtheilung sehr zweckmäßig bearbeitet und wohl geeignet, die von dem Verf. sich gesteckte Aufgabe zu lösen: „den weiter strebenden Freund des Faches auf eine möglichst gründliche Weise in ein tieferes Studium einzuführen.“ Es wird aber diese Arbeit nicht bloß den Anfänger auf eine leichte und sichere Weise in das Studium der fossilen Organismen einführen, sondern auch dem *Paläontologen* vom Fache eine Menge interessanter und neuer Bemerkungen darbieten, wie es von einem Autor nicht anders erwartet werden kann, der seit geraumer Zeit mit der Kenntniß dieser Ueberreste sich befaßt hat

heiten in unsern Sammlungen gehören, theils nicht gut erhalten sind und daher ihre Bestimmung schwierig ist. Agassiz hat von ihnen 8 Arten bekannt gemacht, darunter jedoch 2 sehr unvollständige. Von diesen fehlen 4 der Sammlung in Genf; von den 4 andern hat Pictet Abbildungen geliefert, um daran noch einige neue Erörterungen anzureihen. Eine neue Art, der Gruppe der Rochen angehörig, hat Egerton unter dem Namen *Cyclobatis oligodactylus* publicirt; diese findet sich ebenfalls in der Genfer Sammlung. Fünf andere Arten wurden von Heckel aufgestellt; von diesen besitzt die gedachte Sammlung nur eine. Im Ganzen kannte man also bisher 14 Arten fossiler Fische vom Libanon. Diesen fügt nun Pictet 20 neue zu, so daß ihre Anzahl dadurch auf 34 gebracht wird, worunter 4 neue Gattungen enthalten sind. Diese Arten und Gattungen gehören folgenden Abtheilungen in der Klasse der Fische an, wobey zu bemerken, daß alle diejenigen Arten, hinter denen kein Autor benannt ist, von Pictet aufgestellt sind.

I. Stenoiden.

Familie der Percoiden: *Beryx vexillifer*.

Sparoiden: *Pagellus libanicus* Ag.

Chromiden: *Pycnosterinx discoides* Heck.,

P. Heckelii und *P. dorsalis*.

Schuppenflosser: *Platax minor*.

Panzerköpfe: *Petalopteryx syriacus*. Hier hat Pictet eine neue Gattung begründet, die durch die Kopfschilder, Schuppen und Größe der Brustflossen sich den Dactylopteren annähert, aber schon als Bauchflosser sich davon entfernt, auch sich durch seine eigenthümliche erste Rückenflosse auszeichnet, deren erste Strahlen lang und in platte, ovale und zugespitzte Blättchen getheilt sind.

II. Stachelflossige Cycloiden.

Sphyraenoiden: *Mesogaster gracilis*.

III. Weichflossige Cycloiden.

Halcoiden: *Osmeroides megapterus*. *Eurypholis sulcidens*, *Boissieri* und *longidens*. Ebenfalls eine neue Gattung mit großem Munde, der mit starken kegelförmigen Zähnen besetzt ist, großen

Schuppen mit concentrischen Streifen und Granulationen, zahlreichen Kiemenstrahlen, kurzer Rückenflosse, und was besonders auszeichnend ist, mit brustständigen Bauchflossen.

Spaniodon Blondelii und *Sp. elongatus*. Uebermals eine neue Gattung, bey der Zwischenkiefer und Unterkiefer mit einigen starken, gekrümmt kegelförmigen Zähnen besetzt ist, während der Oberkiefer ungezähnt oder nur schwach gezähnt ist; die Rückenflosse mittellständig und die Bauchflosse sehr weit rückwärts angebracht.

Clupea lata Ag., *sardinoides*, *laticauda*, *minima* Ag. und *brevissima* Blainv.

Esociden: *Rhinellus furcatus* Ag.

IV. Haftkiefer (Plectognathi).

Harthäuter: *Dercetis tenuis*, *triqueter* und *linguifer*.

Coccodus armatus. Die letzte neue Gattung, die aber wegen Mangelhaftigkeit der Vorlagen nicht vollständig charakterisirt werden konnte. Das Gebiß erinnert an *Pycnodus*, der starke Flossenstachel an Siluroiden, das Skelet scheint mehr faserig als knöchig.

V. Anorpelfische.

Spinax primaevus.

Cyclobatis oligodactylus Egert.

Die Beschreibungen des Verf., so wie die Abbildungen sind sorgfältig ausgeführt, und somit liefert uns diese Arbeit einen dankenswerthen Beitrag zur Kenntniß der fossilen Fische des Libanon. Wie der Verf. meint, dürften die Schichten, aus denen sie abstammen, nicht den Tertiärablagerungen, sondern der Kreide-Formation angehören, indem wenigstens die Gattungen *Beryx* und *Dercetis* bisher nur aus dieser Formation bekannt sind.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. August.

Nro. 30.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Systematisches Conchylien - Cabinet
von Martini und Chemnitz. Fortgesetzt
von Hofrath Dr. von Schubert und Prof.
Dr. Wagner. Neue reich vermehrte Aus-
gabe von Dr. H. C. Küster. Lieferung 1
— 100. Nürnberg, Bauer und Raspe (Jul.
Merz) 1837 — 1851.

Lange Zeit mußte das Martinische Silberwerk über die Gehäuse und Muschelschaalen der Weichthiere als das vollständigste angesehen werden, ja selbst jetzt noch ist es nicht erreicht, indem ähnliche neuere Werke wegen der Masse jährlich neu entdeckter Arten schwer zum Abschluß gelangen können, und wirklich auch nicht gelangen. Es war daher ein glücklicher Gedanke des neuen Herausgebers und Verlegers, die eils älteren Bände, welche die sämtlichen Schaalthier-Familien behandeln, zu gleicher Zeit in Angriff zu nehmen; aus Pietät für die Gründer wurde Titel und allgemeine Anlage beybehalten, sonst aber nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft und Kunst der Text und die Kupfertafeln eingerichtet. Durch die gleichzeitige Uebersetzung aller Bände eines auf eine so lange Publicationszeit berechneten Werkes ist das gewonnen, daß sie bey ihrer endlichen wenn auch späten Vollendung mehr wie aus einem Gusse erscheinen werden, während wenn z. B. der strengen Ordnung nach der erste Band mit den ersten Familien publicirt worden wäre, der letzte wohl kaum zu dem ersten gepaßt haben würde; weiter wird es dadurch möglich, ohne Supplement-

Bände die neu entdeckten Species nachzutragen, so daß bey dem Erscheinen der letzten Lieferung und dem gleichzeitigen Abschluß aller Bände jeder einzelne gleichmäßig die Zahl der im Augenblicke bekannten Arten aus den in ihm behandelten Familien umfassen kann und wird.

Die gewählte Familien-Anordnung ist die von Menke (Synopsis method. Mollusc.). Einzelne Familien sind schon vorläufig geschlossen, und werden als Monographien auch einzeln abgegeben.

Wir wollen hier den Inhalt der verschiedenen Bände, und was davon bis zur hundertsten Lieferung erschienen ist, zusammenstellen.

Band.	Textbogen.	Tafeln.
I. 1. Cephalopoda.	3.	3.
2. Pteropoda.		
3. Caryobranchia.		
4. Doridea.		
5. Tritoniacea.		
6. Ancyalea.		
7. Umbrellacea.		
8. Aplysiacea.		
9. Acera.		
10. Limacen.		
11. Helicarion.		
12. Helix.	54.	108.
13. Bulimus, Achat.	6.	18.
14. Clansilia.	9.	8.
15. Pupa, Vertigo.	16.	15.
16. Auriculacea.	10.	10.
17. Limnaeacea.	7.	11.
18. Helicinacea.	8.	9.

Band.		Textbogen.	Tafeln.
I.	19. Cyclostoma.	30.	31.
	20. Potamophila.		
	21. Melaniacea.		
II.	1. Trochoidea Natica.	3.	12.
	2. „ Turbo	13.	19.
	3. „ Trochus	17.	44.
III.	1. Buccinea.		
	a.	2½.	11.
	2. b.	1½.	28.
	3. c.	5.	29.
IV.	1. Strombea.	15.	30.
	2. Conea.	15½.	25.
V.	1. Involuta.	2.	6.
	2. Volutacea.	30.	56.
VI.	1. Sigaretea.	1.	6.
	2. Capulea.		2.
	3. Patellacea.	1½.	7.
	4. Chitonacea.		3.
VII.	1. Ostracea.	5.	16.
	2. Pectinea.	2.	15.
VIII.	1. Malleacea.	2.	8.
	2. Arcacea.	1.	4.
	3. Mytilacea.	1½.	6.
IX.	1. Najadae, Anodonta.	8.	15.
	2. „ Unio.	5.	15.
X.	1. Cardiacea.		
	2. Cycladea.	2.	5.
	3. Nymphacea.	1.	1.
XI.	1. Veneracea, Lithophag.	2.	14.
	2. Mactracea.	1.	4.
	3. Solenacea, Pholad.		2.
	4. Tunicata.		
	5. Cirrhipedia.	1.	4.

Im Ganzen 288. 600.

Von den 600 Tafeln sind 323 ganz neu; die älteren sind theilweise, wenn sie Arten verschiedener Familien enthielten, oder weniger gelungen waren, verändert worden. Jeder Familie der Gehäuse-Mollusken wird eine Tafel mit Abbildungen der Thiere der einzelnen Gattungen beygegeben; in den Familien der schaallosen Schnecken sollen alle erreichbaren Arten geliefert werden, wie in den übrigen. Es unterscheidet sich also auch hierin diese neue

Ausgabe sehr vortheilhaft von der ersten, daß sie nicht bloß mit Gehäusen und Schalen sich beschäftigt, sondern gebührende Rücksicht auf das Geschöpf nimmt, welchem sie zur Bedeckung dienen, und daß sie die Nackt-Schnecken nicht ausschließt.

(Schluß folgt.)

I. H. G. Bronn's Lethaea geognostica.

II. Handbuch für Petrefaktenkunde von Fr. Aug. Quenstedt.

III. Vergleichende Uebersicht der urweltlichen Organismen.

(Schluß.)

Wir halten es hier nicht am rechten Orte, uns in den Streit zu mischen, der zwischen den beiden Ansichten, ob mit jeder neuen geologischen Periode eine neue organische Schöpfung stattgefunden habe, oder diese letztere nur auf Grundlage der früheren hervorgegangen ist, besteht; aber dem Verf. möchten wir doch in's Gedächtniß rufen, daß Cuvier, im Gegensatz zu Geoffroy und Lamarck, sein ganzes Leben hindurch die Unveränderlichkeit der Arten behauptet hat, und daß in dieser Beziehung weit aus die Mehrheit der Zoologen ihm noch bis auf diese Stunde beystimmt. Gegen solche Autoritäten mit „Unverstand“ um sich zu werfen, ist daher vom Verf., zum mindesten gesagt, unbedacht; es zeigt sich aber in seinem Buche noch einigemal, daß da, wo die Stärke der Argumentation zur Widerlegung einer gegentheiligen Ansicht nicht ausreicht, er diesen Mangel durch eine mit aller Zuversichtlichkeit ausgesprochene Abfertigung zu ergänzen sucht.

Die hier von dem Verf. erörterten Ansichten wendet er nun im Besondern gleich bey dem Höhlenlöwen (*Felis spelaea*) und Höhlenbären (*Ursus spelaeus*) an. Obwohl er selbst nicht sicher ist, ob die fossilen Knochen des ersteren mehr dem Löwen oder dem Tiger zugerechnet werden müssen, kommt er doch aus dem Umstande, daß der Tiger bis nach Sibirien streift, und in historischer Zeit es noch in

Griechenland Löwen gab, die gewiß nach Deutschland herein schweiften, zu der Vermuthung, daß der Faden zwischen den Höhlenlöwen und den jetzt noch in der alten Welt lebenden Ragen zu keiner Zeit abgeschnitten gewesen zu seyn scheine. Vom Höhlenbären erklärt er es für unmöglich, daß seine Ueberreste von Fluthen in die Höhlen hinein geführt worden seyen, denn sonst könnte man gar nicht einsehen, warum gerade sie so vorzugsweise an den verborgensten Stellen der Erde ihren Platz gefunden hätten, auch müßten alsdann die Gerippe viel vollständiger seyn als sie sind. Wie der Verf. meint, lebten vielmehr die Thiere jung und alt nach ihrer gewohnten Weise in diesen Höhlen, starben und wurden geboren bis das Ende ihres Geschlechts erfüllt war. Wie dieses Ende gekommen sey, wird nicht gesagt, läßt sich aber aus folgender Aeußerung schließen: „Da wir wissen, daß unsere Vorfahren leidenschaftliche Bärenjäger waren; Centralearopa also mit diesen Thieren überaus bevölkert seyn mußte, so muß wohl auch ein Theil dieser Bären historischer Zeit in den Höhlen begraben liegen. — — Vielleicht war der Höhlenbär geradezu dasjenige Thier, das beim Einwandern der alten Deutschen ein so beliebter Gegenstand der Jagd wurde, er war muthiger und kräftiger als die andern ihn begleitenden Bärenspecies und deshalb am meisten der Verfolgung ausgesetzt.“

Im Vorstehenden sind Behauptungen enthalten, die wohl nicht alle mit dem Verf. theilen werden. Erstlich können die „Anknüpfungspunkte an die Jetztwelt“ bezüglich des Höhlenlöwen und Höhlenbären, wenn wir klar und bestimmt sprechen wollen, nur so verstanden werden, daß der jetzige Löwe (*Felis Leo*) der Nachkömmling von *Felis spelaea* und der Landbär (*Ursus arctos*) der Nachkömmling von *Ursus spelaeus* ist. Dieß ist nur die Wiederholung von Blainville's Behauptung, gegen welche sich bereits viele Zoologen und Palaeontologen ausgesprochen haben. Dann aber auch hätten wir gewünscht, daß uns der Verf. einige Erläuterungen gegeben hätte, wie er den Ausdruck, daß diese urweltlichen Thiere so lange sich fortgehalten hätten, „bis das Ende ihres Geschlechts erfüllt war,“ verstanden wissen wolle. Daß

Fluthen dieses Ende herbeigeführt haben, läugnet er; vom Höhlenbären meint er zwar, daß unsere Vorfahren zur Ausrottung desselben beygetragen hätten, indeß wird doch nicht gesagt, daß sie daran allein die Schuld trügen. Ist es nun eine innere Naturnothwendigkeit, die gewissen Thieren die Fortexistenz unmöglich macht? Und wenn dieß der Fall, wie kommt es denn, daß sie gleichwohl noch so viel Lebensenergie übrig behielten, um in einer modificirten Form, *Ursus spelaeus* z. B. als *Ursus arctos*, sich bis auf unsere Tage fortzuerhalten? wir hätten gewünscht, daß der Verf. in einem Handbuche sich klarer über diese Punkte ausgesprochen hätte, zumal da wir aus der historischen Zeit, in welche doch der Verf. die Existenzlöschung gewisser Thiere verlegt, kein Beispiel haben, daß irgend eine Thierart anders als durch äußere Gewalt ausgerottet worden sey. In den hier besprochenen Fällen können wir wenigstens uns das Verschwinden so vieler Thierarten aus dem Bereiche des Lebenden nicht anders erklären als durch eine gewaltsame und allgemeine Fluth. Daß die Höhlen nicht allein durch allmähliges Absterben der in ihnen wohnenden Thiere von Generation zu Generation mit deren Gerippen erfüllt werden konnten, davon liefert die Gailenreuther Höhle den gegentheiligen Beweis, indem schon Esper auf den Umstand aufmerksam machte, daß die Knochen nicht bloß auf dem Boden aufgehäuft, sondern auch an den Wänden und selbst an der Decke des Gewölbes angeheftet wären. Mit einem solchen Sachverhalt kann aber die Ansicht des Verf. nicht in Uebereinstimmung gebracht werden.

Eine vortreffliche Bearbeitung hat die Klasse der Amphibien erfahren, und auf die reichhaltige Sammlung in Tübingen gestützt, hat der Verf. eine Menge Bemerkungen beygebracht, die für den Palaeontologen vom Fache von großem Werthe sind; namentlich gilt dieß von den Teleosaueren und Ichthyosaueren, von denen der Lias in Württemberg so zahlreiche Ueberreste, zum großem Theil in ganzen Skeleten aufbewahrt. Von den württembergischen Mystrisaueren meint er, daß die einzelnen Species, trotz ihrer verschiedenen Größe, nicht wesentlich von einander verschieden zu seyn

scheinen, und wirklich verzeichnet er alle, mit Ausnahme derer, die er dem *Teleosaurus Chapmanni* zuweist, unter einer Art mit dem gemeinschaftlichen Namen *Teleosaurus bollensis*; selbst den *Pelagosaurus typus* verweist er zu dieser Species. In der That wüßte auch Ref., seitdem er den Bauchpanzer der *Mystriosauren* und überhaupt noch eine größere Zahl von Skeleten kennen gelernt hat, gegen eine solche Vereinigung nichts Erhebliches einzuwenden, indem standhafte Unterschiede, die auf mehrere Exemplare zugleich anwendbar wären, sich durchaus nicht auffinden lassen. Indessen begegnet es doch dem Verf. eine neue Art aufstellen zu müssen, den *Teleosaurus minimus*, weil bey diesem der Raum zwischen den Schläfengruben entschieden breiter als zwischen den Augen ist, was der gewöhnlichen Regel widerspricht. Uebrigens müßten doch noch mehr Exemplare mit gleichem Merkmale aufgefunden werden, bevor man sich mit einer Sicherheit über die Anerkennung dieser Art aussprechen könnte.

Der Verf. stellt aber nicht bloß die verschiedenen Arten von *Mystriosauren* unter der Gattungsbenennung *Teleosaurus* zusammen, sondern er theilt diesem Genus auch noch die Gattungen *Claphyrorhynchus*, *Metriorhynchus*, *Leptocranium*, *Stenosaurus*, *Streptospondilus*, *Aelodon* und *Gnathosaurus* zu. In Beziehung auf mehrere dieser Gattungen hat er gewiß Recht, bezüglich anderer muß die Auffindung vollständiger Exemplare abgewartet werden.

Auch bey den *Ichthyosauren* macht der Verf. bemerklich, daß sich die verschiedenen Species sehr schwer auch nur mit einiger Sicherheit feststellen ließen, obwohl man eine große Mannigfaltigkeit nicht läugnen könne. Als Haupttypen aus dem Lias bezeichnet er *Ichthyosaurus communis*, *tenuirostris* und *platyodon*, womit er den *I. trigonodon* vereinigt, was jedoch verfehlt ist, da zwischen beyden in der Zahn- und Flossenbildung wichtige Unterschiede bestehen.

In der Klasse der Fische begegnen wir ebenfalls vielen trefflichen eigenthümlichen Erörterungen des Verf. Wir begnügen uns einige Bemerkungen

beyzufügen. Wenn derselbe behauptet, daß zwischen *Dapedius* und *Tetragonolepis* kein sicheres Unterscheidungsmerkmal bestehe, indem er sich davon nicht habe überzeugen können, daß jener an der Spitze zweispaltige, dieser einfache Zähne habe, so beruht dieser Zweifel wohl nur auf dem Umstande, daß im süddeutschen Lias die Gattung *Dapedius* nicht vorkommt, daher auch zweispaltige Zähne von dem Verf. in Württemberg nicht gefunden werden konnten; die englischen Exemplare sind durch dieses Merkmal sehr bestimmt von *Tetragonolepis* verschieden. Bey den *Pycnodonten* hat er richtig die Bedeutung der eigenthümlichen Knochengrätchen, in denen Agassiz ein Analogon der V-förmigen Knochen am Bauche des Haring's sehen wollte, erkannt; eben so äußert er bereits die Vermuthung, daß mehrere *Microdon* wohl zu *Gyrodus* gehören dürften. Das nöthige Verhalten in dieser Beziehung hat Ref. im vorigen Jahre dargethan.

III. Das Büchlein, betitelt: vergleichende Uebersicht der urweltlichen Organismen, erklärt sein Verf. Hr. Rolle mehr zum Leitfaden für den Studirenden als zum Gebrauche für den mit der Wissenschaft länger Vertrauten bestimmt. In dieser Beziehung wird sich jedoch der Verf. getäuscht haben; denn um eine von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehende Darstellung zu verstehen, wird die Kenntniß der einzelnen Thatsachen vorausgesetzt. Eine solche Kenntniß darf aber bey Studirenden nicht erwartet werden, sie müssen sich dieselbe erst erwerben, bevor sie mit Nutzen dieses Büchlein gebrauchen können; das uns indeß, so weit eine vorläufige Durchsicht uns es hat erscheinen lassen, als gut angelegt sich ausweist. Uebrigens hätte der Verf. am Schluß sein Verede über die Nothwendigkeit der Annahme von mehreren Menschenschaffungen besser ganz weggelassen, da daraus nur ersichtlich wird, daß er noch gar nicht weiß, worauf bey einer Aburtheilung über diesen Punkt es wesentlich anzukommen hat.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. August.

Nro. 31.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

Recherches sur l'organe de l'ouïe des mammifères par le Marquis Alphonse Corti. Première partie. Limaçon. Avec deux planches coloriées. Leipsiek 1851. 63 S. gr. 8.

Eine neue Frucht des glücklichen wissenschaftlichen Lebens in Würzburg, wo weder innerer Zwiespalt die Kräfte lähmt, noch der Druck äußerer Verhältnisse das Streben hemmt!

Es liegt uns hier ein Gegenstück zu Brücke's klassischer Untersuchung des menschlichen Auges vor, welches ich um so lieber zur Besprechung bringe, als ich selbst längere Zeit mit diesem Gegenstand beschäftigt, unabhängig von unserem Verfasser zu den gleichen Resultaten in den wichtigsten Punkten geführt wurde, wenn ich auch gestehe, daß meine Untersuchungen noch nicht zu dem Abschluß gekommen waren, als Corti's Schrift erschien.

So weit waren meine Beobachtungen indessen gebiehn, um einer Beurtheilung vorliegender Schrift fähig zu seyn, wobey eigene Anschauung und Erforschung dieser äußerst zarten und vergänglichn, der Beobachtung hie und da sehr schwierig zugänglichen Objecte unumgänglich nothwendig ist.

Dies möge entschuldigen, daß ich auch im vorliegenden Fall weniger durch weitere Beyträge zu dem interessanten Gegenstande obgenannter Abhandlung die Wissenschaft bereichern kann, und mich hier darauf beschränke, die neuen anatomischen Resultate,

zu welchen Corti gelangte, mitzutheilen und die physiologischen Schlußfolgerungen unseres Autors zu prüfen.

Corti betrachtet in seiner Abhandlung zuerst die die Schneckenhöhle auskleidenden Gewebe: das Periostr, das Epithelium, das Gefäßband (*stria vascularis*). Das nervenlose, außerordentlich gefäßreiche Periostr, welches die Innenfläche der Schneckenwandung auskleidet, und aus gewöhnlichen Bindegewebsfasern besteht, bildet an der Stelle, wo von ihm die *lamina spiralis membranacea* entspringt, eine Reihe von dicht neben einander liegenden, in länglichen Maschen geordneten Bündeln, welche gegen das Spiralblatt hin sich mit einander vereinigen und hier an Durchsichtigkeit und Dicke zunehmen, um die homogene Membran des häutigen Spiralblattes zu bilden.

An dieser Stelle wurde von Todd und Bowman der *musculus cochlearis* vermuthet, welcher nach ihrer Ansicht gewisse Spannungszustände in der *lamina spiralis membranacea* hervorzurufen im Stande wäre. Die englischen Physiologen haben sich bey der Betrachtung der von der Schneckenwandung zum Anfangstheil der Spiralplatte herüber gespannten Faserbündel von einer supponirten Analogie dieser Gebilde mit dem Irisgewebe zu der Annahme eines solchen Schneckenmuskels verleiten lassen, ohne den anatomischen Beweis geliefert zu haben, daß dieses Gebilde wirklich muskulöser Natur ist. Sie rechneten es wegen des Mangels an den charakteristischen Querstreifen der animalen Muskeln zu den organischen.

Die Bemühungen Kölliker's (Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie Bd. I. p. 48 ff.), welche unsere Kenntniß von der Natur und dem Vorkommen glatter Muskelfasern so bedeutend förderten, haben sich auch dem hier fraglichen Object zugewendet, welches von ihm (l. c. p. 55) in Folge dessen für ein ligamentöses nicht muskulöses Gebilde erklärt wurde. Kölliker scheint jedoch an dieser Stelle die Frage als noch nicht vollkommen erledigt zu halten, was eben auch Corti zu einer besonders genauen Untersuchung hierüber Veranlassung gab. Die Isolation der Faserzellen von 0,04''' Länge und 0,003''' — 0,0046''' Breite, mit ihren charakteristischen flächensförmigen 0,02''' langen und 0,001''' breiten Kernen durch Salz- oder Salpetersäure in hundertfacher Verdünnung (von Reichert empfohlen) gelang hier und da. Diese Seltenheit des Gelingens gegenüber der Leichtigkeit, mit welcher dieß bey den Faserzellen des tractus intestinalis z. B. geschieht, bestimmte trotz der großen Ähnlichkeit jener Zellen mit denen der organischen Muskeln auch unseren Verfasser, den Entscheid dieser histologischen Frage annoch schweben zu lassen.

Mit welchem Recht Todd und Bowman von physikalischer Seite zu der Annahme eines Spannmuskels der Spiralplatte veranlaßt werden konnten, wollen wir bey der Betrachtung von Corti's Hypothese über die Function der Schnecke am Schluß dieser Mittheilungen in Erwägung ziehen.

Zwischen Periostr und der knöchernen Schneckenwandung finden sich pigmentirte Zellen zerstreut. Dieses Periostr so wie die Spiralplatte ist selbst wieder überkleidet von einer Lage äußerst zarter und zerstörbarer Epithelialzellen, deren Größe 0,007''' — 0,009''' beträgt, und welche einen ovalen Kern von 0,003''' Länge und 0,002''' Breite mit mehreren Kernkörperchen besitzen. Außerst kleine Körnchen helfen den Inhalt bilden, welcher im Ganzen eine lichtgelbe Färbung hat. Hier und da, besonders bey älteren Thieren, fanden sich dunkle braune Körnchen als amorphe Masse in den Zellen eingeschlossen, und als eine pathologische Erscheinung wird die hier und da beobachtete Fettanhäufung in diesen Zellen betrachtet.

Die Epithelialzellen, welche als ein zusammenhängendes Stratum das Periostr überkleiden, bilden zugleich auch einen Ueberzug oder richtiger eine Umhüllung um das Gefäßband, welches (beym Ochsen in einer Breite von 0,18''') in der Scala tympani spiralförmig, wie diese selbst, an der Schneckenwandung von ihrer Basis bis zu ihrem Gipfel aufsteigt. Dieses ganze Gefäßband ist rein capillärer Natur, und steht von Zeit zu Zeit in Verbindung mit den Gefäßen des Periostr, besitzt auch als Grundlage formloses Bindegewebe mit eingestreuten Faserzellen. Durch ziemlich zahlreiche Pigment enthaltende Zellen der Epitheliallage, welche hier also das Eigenthümliche hat, daß sie sowohl unten als zwischen und auch über den Gefäßen als deren vollständige Umhüllung auftritt, wird dieses Band mit bräunlicher Färbung schon dem bloßen Auge bemerkbar.

Der zweynte § von Corti's Abhandlung beschäftigt sich mit dem wesentlichen Theil der Schnecke, dem Spiralblatt, welches zunächst wie gewöhnlich in zwey Theile getrennt wird: einen knöchernen (*lamina spiralis ossea*), und einen häutigen (*lamina spiralis membranacea*).

Die knöcherne Spiralplatte, auf dem Durchschnitt von dreyeckiger Figur, besteht nur an ihrem freyen Rand aus zwey dünnen Plättchen, indem hier die Scheidewände zwischen den einzelnen auseinander gefahrenen Nervenbüscheln wegfallen, welche sich näher der Schneckenachse zwischen den Bündeln des Schneckenerven finden. Hier erscheint die ganze lamina als eine in ihrem Inneren erstens von Canälen durchzogene Knochenmasse, durch welche die Nervenbündel hindurchsetzen, zweytens von andern Canälen, in deren Innerem die, stets ungefähr dreymal dünneren, Capillaren des Knochengewebes verlaufen. Die Dicke der lamina ossea beträgt am freyen Rand 0,006''' — 0,007''', und da, wo sie von der Schneckenachse abgeht, am Anfang der ersten Windung beyläufig 0,2''', ihre Breite ebendasselbst 0,7''' — 0,8''', und zu Anfang des knöchernen hamulus 0,2'''. .

Die obere und untere Fläche der lamina ossea ist überkleidet von ihrem Periostr, zwischen dem und ihr sich häufig braun pigmentirte Zellen finden.

Das Knochengewebe ist hier mit, außerordentlich vielen unregelmäßig eckig geformten, vielfach untereinander anastomosirenden Knochenkörperchen versehen, wodurch es im hohen Grad brüchig wird.

Die lamina spiralis membranacea entspringt auf der Vestibularoberfläche der knöchernen Zone, welcher gegenüber in der ersten Hälfte der Schneckenwindung ein kleiner knöcherner First als zweyter Anheftungspunkt für die membranöse Zone dient. Dieser First, lamina spiralis accessoria, springt immer weniger in den Schneckenang vor, je näher dem Gipfel man ihn sucht, und verschwindet zuletzt ganz. Corti betrachtet das ganze häutige Spiralblatt als eine unmittelbare Fortsetzung des Periosts, welches durch eine plötzliche Modification seiner physikalischen und chemischen Eigenschaften eben zu dem Gewebe des membranösen Spiralblattes wird. Seine Breite bleibt sich bis nahe dem Gipfel ganz gleich, liegt am Anfang der Schneckenwindung dem knöchernen Spiralblatt noch mit einem beträchtlichen Theil seiner unteren Fläche auf, während es 0,5''' vor seiner Endigung gerade am freyen Rand der hier sehr verschmälerten lamina ossea entspringt, somit also auf dieser mit keinem Punkt seiner Ausdehnung mehr aufliegt.

Das ganze häutige Spiralblatt zerfällt zunächst seiner Breite nach in zwey Abtheilungen: die zona denticulata und die zona pectinata. Jene nimmt $\frac{1}{3}$ der Breite zunächst der Schneckenachse, diese $\frac{2}{3}$ der Breite des Spiralblattes zunächst der Schneckenwandung ein. Jede der beyden Zonen behauptet bis nahe dem Gipfel der Schnecke ihre Breite unverändert bey. Nicht so die Unterabtheilungen der zona denticulata. An ihr unterscheidet Corti nämlich eine habenula sulcata s. interna, und eine habenula externa s. denticulata.

Das Wesentliche an der habenula sulcata besteht in theilweise-regelmäßig, theilweise unregelmäßig geordneten cylindrischen Anschwellungen des Grundgewebes der lamina spiralis membranacea, welche zwischen sich Furchen bilden. Je näher dem freyen, gegen die Schneckenwandung stehenden Rand, um so größer ist die Regelmäßigkeit in der Anordnung der hier in der Richtung von der Achse gegen die Schneckenwandung zu verlaufenden Anschwellungen. Diese bilden hier eine Reihe von Zähnen (Zähne

der ersten Reihe genannt), welche an ihrem äußeren Ende schmaler als an ihrem Anfang eine Art Dach über dem Grundgewebe der zona denticulata an dieser Stelle bilden, und zwischen sich und diesem eine der ganzen Schnecke entlang verlaufende Spiralfurche lassen. Die Differenz in der Länge beträgt zwischen den untersten Zähnen (am Anfang des Spiralblattes gelegenen) und obersten (nahe dem Gipfel) c. 0,1'''. Ihre freyen Enden liegen zwar dicht aneinander, sind jedoch durchaus nicht mit einander verwachsen.

Die habenula denticulata bildet eine unmittelbare Fortsetzung der oben beschriebenen, und geht in diese am Boden der Spiralfurche über. Es ist dieß der complicirteste und für die Untersuchung schwierigste Theil des Spiralblattes. Seine Breite nimmt gegen den Gipfel der Schnecke genau um so viel zu, als die habenula sulcata in derselben Richtung an Breite abnimmt. Zugleich liegt sie am Anfang der Schneckenwindung noch ein gut Theil auf der lamina ossea auf, von der Mitte der Schneckenhöhe an aber nicht mehr, und trennt so für sich in seiner ganzen Breitenausdehnung die scala tympani und vestibuli. Die wichtigere Oberfläche dieser habenula ist die Vestibularoberfläche. Diese erhebt sich zunächst dem inneren Rande in einer Reihe von leistenartigen Vorsprüngen, mit einer Länge von ohngefähr 0,01''' und einer Breite von c. 0,002''': Größen, welche sich bis ziemlich nahe dem Gipfel der Schnecke gleich bleiben. Diese Gebilde nennt Corti die durchsichtigen Zähne. Sie liegen am Anfang der Schneckenwindung unter den Zähnen der ersten Reihe, weiter aufwärts vor ihnen, also näher der Schneckenwandung als das freye Ende jener.

Unmittelbar hinter dem Ende jedes durchsichtigen Zahnes nach außen findet man ein zusammengefügtes Leistchen, welches in zwey Parthien, eine der Schneckenachse und eine der Schneckenwandung nähere zerfällt. Beyde sind mit einander durch ein paar kurze keilsförmige Stückchen verbunden, welche eine Art Articulation herstellen. Diese Theile zusammen nennt Corti die Zähne der zweyten Reihe. Mittelfst eines kleinen Vorsprungs an ihrem Anfang erheben sie sich frey über das Niveau der Grundlage des häutigen Spiralblattes, und sind nach Corti

bloß hier in fester Verbindung mit ihm, während mir scheint, als sey noch ein zweyter fester Punkt für die hintere oder innere Parthie vorhanden, wovon bald ein weiteres!

Diese hintere Abtheilung stellt ein an ihrem Anfang kolbiges, und hier mit einem (0,0015'' im Durchmesser haltenden) Kern versehenes Stäbchen dar, welches nach außen ebenfalls etwas dicker wird, daselbst eine mehr cubische Form gewinnt, um sich hier dem einen der artikulirenden Keile (Coins articulaires) genau anzufügen. Diese länglich vier-eckigen Stücke, je ein inneres und ein äußeres, haben eine gleiche Größe (0,0030'' Breite und 0,0044'' Länge), sind zwischen die hintere und vordere Abtheilung der Zähne der zweyten Reihe eingeschoben, und sollen nach Corti hauptsächlich die Beweglichkeit dieser gegen jene begünstigen.

Corti stellt sich die Zähne der zweyten Reihe als vollkommen frey und flottirend, und in ihren einzelnen Abtheilungen beweglich vor. Ich kann zunächst nur über die hintere Abtheilung der Zähne erster Reihe und den ersten Keil urtheilen. Viel häufiger fand ich, wenn ich diese ganze Parthie von der Grundlage des membranösen Spiralblattes abzutrennen versuchte, mehrere dieser Zähne mit einander zusammenhängend, als ganz von einander isolirt. Es waren aber dann meist Fragmente jener Membran, welche daran hafteten, und besonders die erste Reihe der Keile, welche an ihren seitlichen Berührungsflächen wenigstens eben so fest an einander zu haften schienen, als an den Berührungsflächen der hinteren Zahn-Abtheilungen. Wohl sah man, daß weder an der einen noch anderen Stelle eine feste Verwachsung vorhanden war, indem jedesmal, wenn es gelang, ein solches Gebilde ganz zu isoliren, die begrenzenden Linien sich ganz scharf darstellten, also keine Zerreißung nothwendig zur Trennung war; gleichwohl aber kann kaum anders geschlossen werden, als daß entweder die Form der Begrenzungsflächen oder eine strukturlose und nicht organisirte Zwischenmasse diese Theile verhältnißmäßig fest aneinander fügt, so daß die Beweglichkeit des Einzelnen kaum sehr groß ausfallen kann. Zu dem kommt, daß sich ein solcher Zahn, so oft er isolirt wurde, sofort krümmte, während er im Zusammenhang mit seinen Nachbarn gerade gestreckt blieb, ein

Umstand, der offenbar auf eine beträchtliche Beschränkung der Beweglichkeit in seiner natürlichen Umgebung hindeutet.

(Fortsetzung folgt.)

Systematisches Conchylien-Cabinet von Martini und Chemnitz.

(Schluß.)

Wie schon aus der obigen Zusammenstellung ersichtlich ist, sind die Familien der Landmollusken in der neuen Bearbeitung am weitesten gediehen, und augenscheinlich mit Vorliebe behandelt; es war hier in der ersten Ausgabe die größte Lücke, wie natürlich, da die Bedeutung und der Umfang dieser Familien erst in neuerer Zeit erkannt worden ist. Um nur einige Zahlen anzuführen: in der Familie der Heliceen hat Lamarck (1822) nur 224 Arten aufgezählt, Pfeiffer (1848) 2554; in der Familie der Helicinen jener 4, dieser 101. Die Seeconchylien, welche in früherer Zeit fast ausschließlich beachtet und gesammelt wurden, haben keine solche massenhafte Bereicherung erfahren; jedoch werden wir nicht irren, wenn wir durchschnittlich eine Verdoppelung bey ihnen annehmen. Daraus erhellt, daß die Vervollständigung des Martini-Chemnitzischen Conchylien-Cabinet's für sich schon ein großes Unternehmen ist, ganz abgesehen davon, daß der Text eine vollständige Umarbeitung erfordert.

Der Herausgeber hat die namhaftesten Conchyliologen Deutschlands gewonnen, durch Uebernahme der Bearbeitung einzelner Familien das Werk zu fördern. So hat Pfeiffer die Gattung *Helix* und die Familien der Helicinen und Cyclostomaceen, Philippi die Trochoideen, Dunker die Lymnæaceen in Bearbeitung. Die ausgezeichnet reichen Sammlungen, welche diesen Gelehrten und dem Herausgeber zu Gebote stehen, ihre Bewährtheit in der Artunterscheidung und in der Darstellung in Bild und Schrift, und nicht weniger die schon erprobte Ausdauer des Herrn Verlegers lassen von diesem schönen vaterländischen Werke erwarten, daß es zu Ende geführt für unsere Zeit daselbe und noch mehr seyn werde, wie die erste Ausgabe für unsere Vorgänger.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. August.

Nro. 32.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Recherches sur l'organe de l'ouïe des mammifères.

(Fortsetzung.)

Weiter scheint auch der Zusammenhang des ersten oder inneren Keiles mit dem äußeren Ende der gegenwärtig betrachteten Bahnabtheilung viel inniger zu seyn, als die dieses Keiles mit dem zweyten oder äußeren, indem ich bey der Präparation mit Nadeln in bey weitem der Mehrzahl der Fälle wohl die Keile von einander, nicht aber den einen Keil von der inneren Bahnabtheilung getrennt hatte. Auch möchte ich fast glauben, daß die Unterfläche dieses Keiles in einem derartig festen Zusammenhang mit der Grundlage des membranösen Spiralblattes steht, daß dadurch für die obengenannte Abtheilung der Zähne II. Reihe an dieser Stelle ein zweyter fixer Punkt gebildet wird, durch welchen bis zu einem gewissen Grade eine Spannung in diesen Gebilden erreicht ist, die sofort verschwindet, wenn die Zähne an diesem oder dem entgegengesetzten Punkt (Ursprungsstelle der Zähne II. Reihe) losgetrennt werden. So oft ich nämlich noch Parthien des membranösen unter ihnen weggehenden Spiralblattes mit ihnen zugleich zu Gesichte bekam, fand ich an ihnen einen gerade gestreckten Verlauf, während diejenigen, welche vollkommen isolirt oder nur noch an der einen oder anderen Stelle mit dem Spiralblatt in engerer Verbindung zu stehen schienen, fast alle gekrümmt oder selbst geschlängelt waren.

Die vordere (oder äußere) Abtheilung der Zähne der II. Reihe fügt sich genau an das äußere

Ende des zweyten keilförmigen Körpers, ist hier genau so breit wie dieser, verschmälert sich dann etwas, um zuletzt aufs neue wieder ein wenig breiter zu werden und äußerst fein und zweyzackig zu endigen. Die ganze Abtheilung ist mit Ausnahme der Stelle, an welcher sie sich an den artikulirenden Keil anlegt, vollkommen frey, und flottirt auf der zona denticulata.

Ueber dieser vorderen Abtheilung der Zähne zweyter Reihe liegen eigenthümliche, den der Cylinderepithelien ähnliche Zellen mit 0,0020''' großen, einige kleine Kernkörperchen einschließenden, Kernen; und zwar finden sich drey solcher Zellen mit verschiedenen langen Stielen, welche sämmtlich ebenda festliegen, wo sich die vordere Bahnabtheilung dem zweyten artikulirenden Keil anfügt. Von oben betrachtet liegen diese Gebilde in einer Ebene hinter einander; ihre Stiele also übereinander, wobey der der äußersten Zelle am längsten, der der innersten am kürzesten ist. Erst von der Mitte der ganzen Schneckenwindung an wird die äußerste gestielte Zelle gleich lang mit der darunter gelegenen vorderen Bahnabtheilung gefunden.

Runde und ovale gewöhnliche Epithelialzellen finden sich dicht nebeneinander liegend, aber doch isolirt in der Spiralfurche, also zwischen der Unterfläche der Zähne erster Reihe und dem Anfang der habenula denticulata, auf welcher sie sich bis zu dem Anfang der Zähne zweyter Reihe erstrecken, dann aufhören, und erst wieder unmittelbar am Anfang der zona pectinata beginnen. An letzterer Stelle bilden ohngefähr drey von ihnen den einen Stützpunkt für ein äußerst zartes Häutchen, welches als Dach über die Zähne zweyter und erster

Reihe gelagert ist. Auf den letzteren liegt es mit seinem anderen Endpunkt auf; für die ersteren wird so ein gewisser Spielraum gebildet, dessen Höhe der Höhe einer Epithelialzelle am äußern, der Dicke des Endtheiles der *habenula sulcata* am inneren Ende entspricht. Die Breite dieses Daches hält gleichen Schritt mit der Breite der *habenula denticulata*, die von der Basis dem Gipfel der Schnecke zu in stetigem Wachsen begriffen ist, überragt sie jedoch an ihrer inneren Grenze um c. $0,01'''$, an ihrer äußeren um c. $0,03'''$. Hier ist die Dicke dieses Daches auch viel beträchtlicher als dort; auch finden sich in ihm durchsichtige Fasern in der Richtung des breiten Durchmessers verlaufend, in einer gewissen Ausdehnung außerdem auch noch solche, welche jene rechtwinklig schneiden.

Diese Gebilde liegen also alle auf der Vestibularoberfläche der *zona denticulata*. Die tympanische Oberfläche, welche mit Ausnahme der ersten Schneckenwand ganz frey liegt, hat von dem ersten Drittel der ganzen Länge des Spirallblattes an die Nervenaustrittsstelle des *ramus cochlearis* unter sich, und ein Gefäß, nach Huschke *vas spinale* genannt. Dieses liegt immer unterhalb der Stelle, an welcher sich oben die Zähne der II. Reihe befinden, und hat eine doppelte Wandung, von welcher die innere außerordentlich fein erscheint.

Die Breite der *zona pectinata* ($0,06'''$ betragend) bleibt sich in der ganzen Länge des Spirallblattes gleich. Diese Zone ist eine unmittelbare Fortsetzung der *zona denticulata* auf ihrer inneren Seite, und hängt auf der entgegengesetzten unmittelbar mit dem Periostr der Schneckenwandung zusammen. Das streifige Ansehen, welches diese Zone zeigt, leitet Corti nicht von wirklichen hier befindlichen Fasern ab, sondern von cylindrischen Anschwellungen der Grundmembran, welche sowohl auf der Vestibular- als tympanischen Oberfläche entsprechende Mengen von Furchen zwischen sich lassen. Diese Furchen sind in der Mitte der Breitenausdehnung der Zone am tiefsten, seichter gegen die beyden Grenzen hin. Ich sah dagegen mehrmal durch die Präparation die Fasern dieser Zone von ihrer strukturlosen Grundlage abgehoben, und muß meines Theils vor der Hand noch glauben, daß

man es hier mit wirklichen Fasern zu thun habe. Die Breite dieser parallel und gestreckt nebeneinander verlaufenden Fasern beträgt ungefähr $0,0007'''$ bis $0,0005'''$, ihre Dicke c. $0,001'''$.

Der dritte §. handelt von der Ausbreitung des *ramus cochlearis nervi acustici* in der Schnecke. Der Gang des Nervenastes durch die Achse der Schnecke darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Nervenbündel treten von da ab nach einander in die Anfänge der Knochenanäle, welche sich in der *lamina ossea* des Spirallblattes finden, und bilden wie diese selbst durch häufige Anastomosen Plexus mit sehr lang gestreckten Maschen. Die Nervenaustrittsstelle findet sich durchweg auf der tympanischen Fläche der *lamina spiralis*.

Die Nervenfasern haben doppelte Conturen, und verhalten sich in Beziehung auf die Leichtigkeit, mit welcher sie varikös werden, analog den Hirnfasern. Die von Pappenheim (Specielle Gewebelehre des Gehörorgans 1840 pag. 62) beschriebenen Nerven- oder Ganglienzellen im Stamm des *nervus modioli* konnte Corti nicht finden; ich glaube ebenfalls, daß die Gegenwart derselben hier kaum geläugnet werden kann. Vollkommen bestätigten kann ich dagegen die Entdeckung Cortis in Beziehung auf die kleinen, mit Fortsätzen versehenen Nervenzellen in der Ausbreitung des *acusticus* auf dem Spirallblatt. Sie sind in Form eines sich die ganze Länge des letzteren hindurch ziehenden Bändchens gruppiert (*habenula ganglionaris laminae spiralis cochleae*), welches je höher oben in der Schnecke um so näher der letzten Endigung der Nerven rückt. Die hier und nicht mehr jenseits der äußeren Grenze dieser *habenula* anzutreffenden Nervenzellen sind sehr regelmäßig oval geformt, $0,0066'''$ — $0,0097'''$ breit u. $0,011'''$ — $0,016'''$ lang. Die Größe ihres Kerns schwankt zwischen $0,006$ und $0,007'''$. Das Kernkörperchen mißt zwischen $0,0014$ und $0,0015'''$. Inhalt und Kern ist äußerst feinkörnig granulirt, ohne Pigment und von äußerster Durchsichtigkeit. Zur Wahrnehmung der Hülle dieser den Nervenzellen der *retina* höchst ähnlichen Gebilde empfiehlt Corti die Anwendung von Kochsalzlösung und ihre Färbung mit Carmin (wahrscheinlich in Kali gelöst?).

Diese Nervenzellen sind mit äußerst zarten, den Achsencylindern der Nervenprimitivfasern ganz ähnlichen, einfach conturirten Fortsätzen versehen, welche in doppelconturirte Nervenfasern übergehen. Die Dicke der ersten beträgt 0,0011'', die der letzteren 0,0015''. Corti macht als Gesetz geltend, daß jede solche Nervenzelle mittelst des einen Fortsatzes in eine gegen das Gehirn gerichtete und eine gegen die Endausbreitung des Schneckenerven gekehrte Faser übergeht. Ob hievon keine Ausnahmen vorkommen, muß ich unentschieden lassen, auch glaube ich nicht, daß man sagen kann: jede Primitivfaser wird von ihrer Endausbreitung auf der zona denticulata von einer Nervenzelle gleichsam unterbrochen.

Ich habe in meiner Abhandlung über das Gehörorgan (in Wagners Handwörterbuch) darauf hingewiesen, daß das Vorkommen solcher Nerven-elemente, wie die hier geschilderten, und wie sie ebenfalls in der retina gefunden werden, berechtigt ein Sinnescentrum anzunehmen, welches mit einer Parthie des Gehirns, als Hirncentrum durch den Sinnesnerv als Commissur verbunden ist. Dieses verlangt eine andere als die bisherige Deutung der Function des Sinnesnerven; denn dadurch wird er nicht als bloßer Conductor dessen zu fassen seyn, was der Sinnesmechanismus der Nervenenausbreitung übergiebt, sondern er hat ebenso gut die Aufgabe gewisse Prozesse im Gehirn auf die Peripherie der Sinnesnerven d. h. das Sinnescentrum wirken zu lassen. Ebendort habe ich auch die weiteren physiologischen und psychologischen Konsequenzen entwickelt, welche sich hieraus ergeben, worauf ich hier natürlich nicht weiter eingehen kann.

Was die letzte Endigung des Schneckenerven betrifft, so ist zu erwähnen, daß diese in einer scharf begränzten Linie in der Form immer mehr sich abplattender Bündel geschieht, deren Elemente zuletzt sehr regelmäßig parallel geordnet erscheinen, wobey auf der Endigung des hamulus membranaceus die Fasern eine ganz einfache Lage bilden, und sich schließlich vereinzelt in beträchtlicher Entfernung von einander vorfinden. Die Nervenfasern werden vor ihrer Endigung wieder einfach conturirt, vollkommen ähnlich den bassen Fortsätzen an den Ganglienzellen, von welchen sie ausgegangen. Zu

einer vollkommenen Einsicht in die Endigungsweise einer Primitivfaser ist Corti nicht gekommen. Er hält die Schlingenbildung, die früher so allgemein angenommen wurde, für nicht sehr wahrscheinlich, und statuirt hypothetisch als mit seinen Beobachtungen am meisten übereinstimmend freye Endigungen, wobey diese abgestumpft und abgeplattet wären. Ich bin zu derselben Ansicht gekommen (cf. oben citirten Artikel Abschnitt „der akustische Nerv, Anatomisches“), nur habe ich mich bey der Maus von der Gegenwart der Schlingen, deren Schenkel senkrecht übereinander gelagert sind, wie ich glaube, mit Sicherheit überzeugen können.

Theilungen der Primitivfasern habe ich so wenig als Corti bey Säugethieren finden können; auch nicht bey dem Vogel, während sie bey Fischen und Amphibien an den Fasern des acusticus sehr vielfach von mir und Czermak (beym Fisch) gefunden worden sind. Die Gegenwart von Terminalschlingen kann meinen Messungen zufolge bey dem Vogel nicht von vorneherein geläugnet werden, so daß wir also vorwaltend Theilungen bey Fisch und Amphibium, Schlingen bey dem Vogel, freye Endigungen bey den Säugethieren an der Endausbreitung des acusticus fänden, was dann nicht mehr befremden kann, wenn man bedenkt, daß auch in anderen Punkten die feineren anatomischen Verhältnisse der Nerven-elemente bey den einzelnen Wirbelthierordnungen wesentlich variirt sind.

Der vierte §. von Corti's Abhandlung bespricht die Endolympe, bestätigt dabey ihre Gegenwart in beyden Treppengängen, und erklärt sie für frey von irgend welchen wesentlichen darin suspendirten organisirten Elementen.

In dem fünften §. werden die Differenzen der besprochenen Gebilde bey den verschiedenen von Corti untersuchten Säugethieren mitgetheilt, welche sich auf die Größenverhältnisse der Zähne beyder Reihen zu dem membranösen Spiralblatt beziehen, während Struktur und Bau ihrer einzelnen Theile im Wesentlichen ganz übereinstimmt. Wir übergehen deshalb diesen Abschnitt und theilen hier nur noch die im sechsten §. enthaltenen praktischen Anweisungen zur Aufbewahrung der mikroskopischen Präparate mit. Das Wichtigste dabey ist die An-

wendung eines hermetischen Verschlusses und Abhalten jedes Luftbläschen von dem Raum, in welchem man das Präparat bewahrt. Das geschieht dadurch, daß man das Spiralblatt eines eben geschlachteten noch warmen Thieres zwischen zwey Glasplättchen bringt, von welchen das eine eine kleinere Oberfläche hat als das andere. Mit dickem Mastixfirniß wird das letztere auf das erstere in seiner Circumferenz befestigt, die gehörige Quantität der Aufbewahrungsflüssigkeit zwischen beyde Gläschen zu dem Object gebracht, und nun ein zweytes Deckglas (1 Millim. dick), und größer als das erste

darauf gelegt, woben sämtliche Fugen mit dem Firniß verschlossen werden. Als Aufbewahrungsflüssigkeit empfiehlt Corti 1) eine sehr verdünnte Lösung von arsenigter Säure, 2) eine Mischung von gleichen Theilen Wasser und Alkohol mit etwas Zucker, 3) am geeignetsten zur Aufbewahrung der Nervenzellen eine concentrirte Kochsalzlösung.

Schließlich theilen wir hier noch die von Corti aufgestellte Tabelle der wichtigsten Größenverhältnisse in Beziehung auf die einzelnen Theile des Spiralblattes (der Kage) mit.

	Am Anfang der ersten Schneckenwindung im Vorhof.	Benläufig in der Mitte der ganzen Länge des Spiralblattes.	Ohngefähr 0,6''' vor der Endigung des membranösen Spiralblattes im Gipfel der Schnecke.
Breite der lamina ossea.	0,7''' — 0,8'''		0,2'''
— — lamina membranacea.	0,20'''	0,20'''	0,20'''
— — zona denticulata.	0,14'''	0,14'''	0,14'''
— — habenula sulcata.	0,09'''	0,06'''	0,048'''
— — habenula denticulata.	0,05'''	0,08'''	0,10'''
— — zona pectinata.	0,06'''	0,06'''	0,06'''
Entfernung des freyen Randes der Nervenaußbreitung von dem der lam. ossea.	0'''	0,02''' — 0,03'''	0,08 — 0,09'''
Entfernung des hinteren (inneren) Endes der Zähne der II. Reihe von dem converen (äußeren) Rand der haben. sulcata.	0,02'''	0,04'''	0,05'''
Breite des freyen Endes der Zähne erster Reihe.	0,005'''	0,005'''	0,003'''
Länge der Zähne der zweyten Reihe im Ganzen.	0,037''' — 0,039'''	0,041''' — 0,047'''	0,050'''
Breite der artikulirenden Keile.	0,0030'''	0,0030'''	0,0030'''
Breite des Daches für die habenula denticulata.	0,09'''	0,12'''	0,14'''

Länge der ganzen lamina spiralis membranacea 10''' — 11'''.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. August.

Nro. 33.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Recherches sur l'organe de l'ouïe des mammifères.

(Fortsetzung.)

Von den Noten, welche dieser Abhandlung beygefügt sind, und welche hauptsächlich kritische, historische und histologische Bemerkungen enthalten, heben wir nur den Anhang zur 48. hervor, um welcher willen ich für meine Person die Mittheilungen in diesen Blättern unternommen habe. In dieser Note versucht nämlich unser Autor eine physiologische Verwerthung seiner anatomischen Resultate.

Interessant sind zuerst hiebey die Summen wirksamer Theile auf dem Spiralblatt:

Bei dem Hund und der Katze finden sich ca. 2000 Zähne der ersten Reihe; 3330 Zähne der zweyten Reihe; 9990 gestielte Zellen auf der äußeren Abtheilung der Zähne zweyter Reihe; in Summa also 15320 bewegliche Theile an der Zona denticulata. Bei Kaninchen, Maus und Maulwurf beträgt diese Summe 7000; bei dem Schwein und Schaf: 21000; bei dem Menschen: 29000.

Die Entfernung der die habenula denticulata überdachenden Membran von der membranösen Grundlage der ersteren beläuft sich auf c. 0,0085^{'''}; dabey beträgt für die Zähne der zweyten Reihe der Spielraum zum Flottiren 0,0048^{'''}.

Die Möglichkeit des Flottirens sucht Corti theils aus dieser Anordnung, theils aus der Form der Zähne beyder Reihen, theils aus der Leichtigkeit

zu beweisen, mit welcher sie sich bey der Präparation biegen. Allerdings scheint es auf den ersten Anblick, als wenn die von oben nach unten abgeplattete Form der Zähne erster Reihe, weiter die enge Nebeneinanderlagerung dieser sowie der Zähne zweyter Reihe, und endlich der Spielraum, welcher zwischen dem Dach und der Membran des gezahnten Bändchens gelassen ist, nicht nur für eine Möglichkeit, sondern für eine Nothwendigkeit der Bewegung spräche, welche jedoch nur in dem Sinne von oben nach unten (und nicht seitlich hin und her) erfolgen könnte. Diesem Anschein folgt Corti bey der Aufstellung seiner Hypothese von der Wirkung der Schallwellen auf diese Theile. Doch scheint er mir hierin weniger glücklich als in seinen so verdienstvollen mikroskopischen Untersuchungen gewesen zu seyn.

Wir wollen hier seine Hypothese in wenige Worte zusammendrängen und sehen; wie weit die einzelnen Punkte von physikalisch-akustischer Seite her gestügt werden können.

Die erste Voraussetzung ist, daß die in der Luft bis zur Schnecke fortgeflanzten Wellen erstens die Endolymph, zweytens von da aus das membranöse Spiralblatt in Schwingungen versetzen könnten, in Folge dessen die beweglichen Anhängsel desselben, die Zähne der ersten und zweyten Reihe, ebenfalls in Schwingungen geriethen (Flottir). Corti denkt sich, daß von den Zähnen der zweyten Reihe jeder mit seiner vorderen Abtheilung, oder auch mit seinen artikulirenden Keilen, oder endlich daß jede der drey gestielten Zellen durch in die Höhe Biegen und Niederfallen auf die habenula denticulata diese

schlagen könnte, „comme les baguettes d'un tambour sur le tambour même.“ Dabey können die drey gestielten Zellen natürlich nicht unmittelbar auf dem gezahnten Bändchen trommeln, sondern zunächst nur die Zähne zweyter Reihe in ihrer vorderen Abtheilung treffen. Umgekehrt ist auch eine Erschütterung jener durch diese möglich. Zuletzt kommt es immer auf eine Erschütterung der Membran der habenula denticulata an; und eine bestimmte Schallschwingung wird immer an einem bestimmten Punkte derselben dieses bewerkstelligen, wobey diese Erschütterung eine Zahl bekommt, die der Elasticität und Biegbarkeit der einzelnen Theile der Zähne zweyter Reihe entspricht.

Der Verdickung an dem hinteren Ende der hinteren (inneren) Abtheilung dieser Zähne schreibt Corti die Function zu, diese Zähne im Ganzen in einiger Entfernung von dem Spiralblatt während seiner Ruhe zu halten; dadurch würde das Spiralblatt besonders geeignet jede auch die geringste Vibration der Endolympe aufzunehmen, und von ihr sich in Oscillation versetzen zu lassen.

Die Zähne erster Reihe können wegen der unter ihnen in der Spiralfurche liegenden Epithelialzellen nicht unmittelbar auf das Spiralblatt schlagen, sondern nur indirekt und schwach durch diese. Zugleich werden die Schwingungen dieser Zähne wegen ihrer Dicke und Kürze überhaupt sehr unbedeutend und selten seyn.

Die in der lamina spiralis membranacea erzeugten Schwingungen können so unmittelbar auf die Nervenaustrittsstelle wirken, welche mit Ausnahme der Gegend, wo sie in der zona ossea eingeschlossen ist, durch welche hindurch daselbst erst die Schwingungen dringen müssen, auf der tympanischen Fläche der habenula denticulata befindlich ist. Je näher dem Gipfel der Schnecke, um so mehr nimmt die Breite des nicht mehr durch die knöchernen Zone unterflügten membranösen Spiralblattes zu, und deswegen müssen seine Schwingungen in dieser Gegend entsprechend langsamer seyn. Daselbe wird von den Zähnen der zweyten Reihe an dieser Stelle vorausgesetzt, welche hier nicht an Dicke, wohl aber beträchtlich an Länge zugenommen

haben. An dieser Stelle können sie um so leichter schwingen, als sie daselbst fast genau in der Mitte der ganzen Breite des Spiralblattes liegen.

Den Nutzen der Anordnung aller dieser Theile faßt Corti in den Worten zusammen: „es ist anzunehmen, daß die beyden Zahnreihen, wenigstens die Zellen der zweyten Reihe, dazu dienen die Oscillationen des membranösen Spiralblattes längere oder kürzere Zeit zu wiederholen und zu modificiren.“

Die zona pectinata, theilhaftig der Eigenschaften von Membranen und Saiten zugleich, wird mit einem sehr eng gespannten Piano verglichen; und schließlich die ohngefähre Summe der Saiten berechnet, wobey 6900 auf die Schnecke der Maus und des Maulwurfs, 16000 auf die des Hundes, 20600 auf die des Schweines und Schafes und 30000 auf die des Menschen treffen.

Da Corti bey Aufstellung seiner Hypothese ausschließlich transversale Schwingungen im Sinne hat, indem er überall von der Beweglichkeit, dem Flottiren, dem Trommeln der einzelnen Theile spricht, so ist die erste Frage bey der Beurtheilung dieser Hypothese: wie viel auf diese Art Schwingungen überhaupt gerechnet werden kann; die zweyte die, wie groß die Beweglichkeit der einzelnen Theile wirklich angenommen werden darf; die dritte: was der Zweck einer solchen Bewegung seyn kann, wenn sie uns für diese oder jene Theile als nicht bloß wahrscheinlich sondern wohl berechnet erscheint; die letzte endlich: welcher Nutzen aus der Thätigkeit dieser Gebilde für den Vorgang des Hörens entspringt, wenn wir die Hypothese mit ihren Konsequenzen so annehmen wie sie aufgestellt ist.

ad 1) Da Corti von den durch die Luft zu dem Gehörorgan fortgepflanzten Schallwellen spricht, so wollen wir auch nur diese Art der Leitung hier besprechen. Physikalisch steht dabey fest, daß die Fortpflanzung eines Schalles durch die Luft stets in der Form von Verdichtungs- und Verdünnungswellen geschieht, der Schall mag erregt worden seyn, wie er will. Es fragt sich also: werden im Gehörorgan durch besondere Vorkehrungen Schwingungen, welche in solcher Form zu ihm gelangen,

in transversale umgewandelt? Daß sehr gegen die Achse des Gehörganges geneigte Trommelfell mit dem in seine Substanz eingefügten manubrium mallei ist, wie schon J. Müller nachgewiesen hat, keineswegs hierzu sehr geeignet, vielmehr muß erwartet werden, daß dasselbe nur in seltenen Fällen in transversale Schwingungen geräth. Gesezt aber auch, es ereignete sich dieß, so kann die Luft hinter ihm, also in der Trommelhöhle, wiederum nur in longitudinale Schwingungen gerathen und in solcher Form die membrana tympani secundaria treffen. Dieser Weg zu dem inneren Ohr ist ohnedies, wie Hyrtl bereits hervorgehoben hat, keineswegs sehr günstig; auf ihn kann bey der Fortpflanzung der Schallwellen in dem Gehörorgan wenig gerechnet werden. Wir wollen nun aber auch annehmen, es entstünden immer transversale Schwingungen im Trommelfell, und uns, so unstatthast dieß auch ist, denken, es würde durch dasselbe wie durch einen Fächer die Luftsäule in der Trommelhöhle sehr schnell hin und her geschoben, so bliebe die Wirkung auf die Membran des runden Fensters hiebey außerordentlich gering, weil die so in Bewegung gesezte Luft viel leichter durch die Gegendöffnung der Trommelhöhle, nemlich die Eustachische Trompete, entweichen, als jene Membran in Schwingungen versetzen kann, welche hinter sich eine unelastische Flüssigkeit (die Endolympe) hat, deren Masse wohl etwas verschiebbar, aber doch einer anderwärts ausweichbaren Luftsäule gegenüber so gut wie unbeweglich ist. Machen wir endlich noch eine willkürliche Annahme, und stellen uns einen Augenblick vor, hinter der membrana tympani secundaria wäre statt Flüssigkeit Luft; wäre dann die außerordentlich kleine Membran selbst unter so begünstigenden Umständen geeignet leicht in transversale Schwingungen zu gerathen? Ich glaube nicht weitere Beweise für das Gegentheil beybringen zu müssen. Genug also! Die von Corti supponirten Oscillationen der Endolympe können von dieser Seite her (auf dem Weg des runden Fensters) nicht entstehen.

Nun hat Weber schon zu beweisen gesucht, daß Lage und Bau der Schnecke besonders die Aufnahme der durch die Kopfknochen sich fortpflan-

zenden Schwingungen begünstige. Wir müssen also sehen, ob durch die in der Luft fortschreitenden Schallwellen in den Kopfknochen und von ihnen aus in der Endolympe transversale Schwingungen erzeugt werden können. — Wenn eine Kanone abgefeuert oder eine Sturmglocke in unserer Nähe geläutet wird, so unterrichten uns unsere Tastnerven von der Bebung, in welche durch die starken Schwingungen der Luft die Theile unseres Körpers versetzt werden. Dieß sind gewiß transversale Schwingungen, und es ist nicht zu läugnen, daß beträchtliche Excursionen an solchen Theilen entstehen können, deren Umgebung eine Verschiebbarkeit gestattet, oder bey welchen vollends ein elastisches Medium gleichsam als Federkraft die Schwingung begünstigt, und einige Zeit über die Dauer des äußeren Impulses hinaus zu verlängern im Stande ist. Aus diesem Grund fühlen wir diese Bebugen nirgends stärker als am Thorax, hinter dessen Wandungen ein Raum ist, in welchem die elastische Luft den leicht beweglichen Rippen Veranlassung zu längeren Perioden von Schwingungen giebt. Geben wir nun vorläufig zu, daß die Endolympe der Schnecke in Oscillationen versetzt werden könne, so sind diese zum mindesten nicht das Erste, wie Corti annimmt, sondern die Erzitterungen der Schnecke im Ganzen und ihres Spiralblattes im Speciellen, von wo aus erst nachträglich eine Rückwirkung auf die Endolympe erfolgen könnte. Um nun aber über das Entstehen oder die Möglichkeit von Oscillationen dieser Flüssigkeit zu einem sicheren Resultat zu kommen, habe ich einige Versuche angestellt, denen ich die Erwähnung schon bekannter Beobachtungen vorausschicken muß.

Hat man auf die Oberfläche einer horizontal gehaltenen Stimmgabel-Zinke eine dünne Wasserschicht gebracht, so beobachtet man in dieser, wenn diese Zinke durch einen Schlag auf die andere in Schwingungen versetzt worden ist, eine Reihe sehr zierlicher, parallel stehender Wellen, Beugungswellen also, welche man jedoch stets als die tongebenden Schwingungen der Stimmgabel nur accidentell begleitende betrachtet hat (J. Müller Physiologie Bd. II. p. 409, 410). Aehnliche Erscheinungen

bieten auch tönende mit Wasser erfüllte Becken, Glasglocken etc., wenn sie an ihrem Rand mit dem Violinbogen gestrichen werden. Die Grenzen der stehenden Wellen sind senkrecht gegen die innere Fläche der Gefäße gerichtet. Die Wellen sind um so breiter, je tiefer der Ton ist. S. Müller hält diese Erscheinung für viel zu regelmäßig und zu augenfällig abhängig von der Wellenbewegung im tönenden Körper, als daß sie von anderen Umständen als eben diesen herrühren könnte. Damit wäre nun viel für die Deutung der Schnecke gewonnen. Vor- ausgefetzt ihr Spiralblatt schwänge so leicht oder leichter als die Zinke einer Stimmgabel, wenn in ihrer Nähe ein Schall erregt wird, so könnten von ihr selbst wieder Wellen in der Endolymphe hervorgerufen werden, die je nach der Höhe oder Tiefe des Tones verschieden, einen verschiedenen Eindruck auf den in der Flüssigkeit befindlichen Nerven machten.

Werden nämlich in der Endolymphe durch die ursprünglichen Schallwellen nicht eigentlich neue Wellen erregt, welche hier als sehr klein freylich, aber genau proportional den ersteren zu denken wären, so würde der Annahme einer partiellen Dissipation des Spiralblattes, einer Dissipation also dieser oder jener Theile an dieser oder jener Stelle des Blattes das Bedenken entgegenstehen, daß die ganze Schnecke in allen ihren Dimensionen, so wie die Länge des Spiralblattes der Wellendicke der größeren Mehrzahl vernehmbarer Töne gegenüber als verschwindend klein zu betrachten ist. Für die Endolymphe berechnet sich nämlich die Dicke der Welle bey dem Ton der 32füßigen Orgelpfeife auf 256', bey dem Contra C auf 128', dem großen C auf 64', dem c auf 32', dem \bar{c} auf 16', dem $\bar{\bar{c}}$ auf 8', dem $\bar{\bar{\bar{c}}}$ auf 4', dem $\bar{\bar{\bar{\bar{c}}}}$ auf 2', wenn man für die Fortpflanzungsgeschwindigkeit in diesem Medium 4090 setzt, ein Werth, welcher eher zu klein als zu groß ist. — Die oben mitgetheilten Zahlen für die Größenverhältnisse der einzelnen Theile des Spiralblattes lassen gegenüber diesen eben angegebenen für die Wellendicke unserer musikalischen Töne sehr wenig Wahrscheinlichkeit für die Annahme, daß eine solche Welle bey ihrem Durchgang durch die Schneckengänge sich immer nur

diesen oder jenen Theil, dieses oder jenes Hämmers gleichsam herausfuche, und zum Anschlag bestimme.

Demnach könnte man versucht seyn eine Entwicklung neuer Wellen neben denen der fortgepflanzten Schallschwingung anzunehmen, wobey jene in einem constanten Verhältniß zu diesen in Beziehung auf ihre Form, Richtung, Dicke etc. stünden. Diese Annahme würde, wenn sie sich irgendwie stützen ließe, zugleich auch, wie man leicht sieht, der Theorie Corti's eine sichere Basis geben.

Meine Versuche haben jedoch durchaus nicht zu solchen Resultaten geführt, welche dieser Anschauungsweise günstig wären. Ich experimentirte in folgender Weise: Rings um die äußere lange Oberfläche einer Stimmgabel-Zinke wurde ein wasserdicht schließender Ball von c. $2\frac{1}{2}$ '' Höhe aus Wachs gebildet, welcher eine kleine, vorn und hinten geschlossene Wellenrinne von beyläufig $\frac{1}{4}$ der Länge und von der ganzen Breite der Zinke darstellte. Diese Rinne wurde mit Wasser gefüllt, der Stiel der Stimmgabel im Schraubstock horizontal fixirt, und mit einem Holzstäbchen die untere Zinke angeschlagen, wobey sogleich die bekannten queren, parallelen, stehenden Wellen entstanden. Daraus war ersichtlich, daß die Wachsstände der Rinne die Schwingung der Zinke nicht im Geringsten beeinträchtigten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. August.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

R. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

(Fortsetzung.)

- G. Scalapandré, Istoria del pubblico insegnamento del reame di Napoli. Napoli 1849.
- J. Heywood, and Th. Wright, The ancient laws of the fifteenth century for King's College, Cambridge, and for Eton College. London 1850.
- Dr. J. D. A. L. Lehmann, Ueber Organisation der Schulbehörden des preuss. Staates. Berlin 1850.
- Phil. Chasles, Etudes sur la littérature et les moeurs de l'Angleterre au XIX. siècle. Par. 1850.
- H. C. Ørsted, Oversigt over det kgl. danske videnskabernes Selskabs forhandling og dets Medlemmers arbejder i Aaret 1847 — 1848. Kjobenh. 1848 — 49.
- Dr. H. R. Göppert, Monographie der fossilen Coniferen, mit Berücksichtigung der lebenden. Eine geförnte Preisschrift. Leiden 1850.
- J. Fr. Herbart, Sämmtliche Werke. Besorgt von G. Hartenstein. Bd. 3. Schriften zur Metaphysik. Th. 1. Bd. 7. Schriften zur Psychologie. Th. 3. Leipzig 1851.
- R. Lambruschini, Scritti. P. I. Della educazione e dell' istruzione libri due. Firenze 1849.
- N. Ciampittii, Opera in unum collecta et recognita a Caj. Barbati. Ed. altera. Neapoli 1849.
- H. Taylor, Notes from life in six essays. 3. edit. Lond. 1850.

S. T. Coleridge, The friend: a series of Essays. 4. edit. By H. Nelson Coleridge. Vol. 1 — 3. Lond. 1850.

— —, Essays on his own times. Forming a second series of the Friend. Ed. by his daughter. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1850.

T. Carlyle, Latter-Day Pamphlets. Lond. 1850.

— —, Critical and miscellaneous Essays. 3. edit. Vol. 1 — 5. Lond. 1847.

A. Wagner, Wichtige physische und metaphys. Betrachtungen. Leipzig 1850.

Dr. S. Rämpf, Ueber die Bedeutung des Studiums der semitischen Sprache. Prag 1850.

Dr. F. Ch. Schirliß, Griechisch-deutsches Wörterbuch zum Neuen Testamente. Gießen 1851.

D. Meißner, Zur Metrik. Göttingen 1850.

G. H. J. de Castres, Etymologie der Theorie der Wortbildung der franzöf. Sprache. Leipzig 1850.

Dr. A. F. C. Vilmar, Anfangsgründe der deutschen Grammatik. Mit goth. und althochdeutschen Sprachproben. 3. verb. Aufl. Marburg 1850.

Dr. M. G. Schwarze, Koptische Grammatik. Herausg. nach des Verf. Tode von Dr. H. Steinthal. Berlin 1850.

J. W. Appleyard, The Kafir Language. Lond. 1850.

Dr. H. Schellen, Der elektromagnetische Telegraph. Braunsch. 1850.

Dr. R. Fr. Ameis, Gottfried Hermann's pädagogischer Einfluß. Jena 1850.

Sophocles tragoediae graecae et lat. Ex rec. Dindorfii. Vol. I. Lips. 1850.

Oeuvres complètes d'Hippocrate, trad. par E. Littré. Vol. 6. 7. Par. 1851.

Smyrnaei Quinti Posthomerorum libri XIV. Rec. a Koechly. Leips. 1850.

- J. Stobaei Eclogarum physicarum et ethicarum libri duo.** Ed. Th. Gaisford. Vol. 1. 2. Lond. 1850.
- Laertius Diogenes, De vitis, dogm. et apophtegmatibus clarorum philosophorum libri X** ed. Huebner. Praef. Hermann. Vol. 1. 2. Lips. 1828 — 1831.
- Alexandri Aphrodisiensis Commentarius in libros metaphysicos Aristotelis.** Recensuit H. Bonitz. Berol. 1847.
- Cicero de legibus libri tres.** Rec. varietate lectionis et annotatione instruxit Joh. Bakius. Lugd. Bat. 1842.
- Makamat or rhetorical anecdotes of Al Hariri of Basra.** Translat. from the Arabic, with annotations by Th. Preston. Lond. 1850.
- E. W. Lane, The Arabian night's enter tainments, or the thousand and one nights: translated with explanatory notes.** Vol. 1 — 3. Lond. 1850.
- Muhammedanische Quellen zur Geschichte der süddeutschen Küstenländer des Kaspischen Meeres, herausg. und erläutert von Dr. B. Dorn.** 1. Theil: Schir-Eddin's Geschichte von Tabaristan, Rujan und Masanderan. Pers. Text. Petersburg 1850.
- Diogonis Laertii de clarorum philosophorum vitis, dogmatibus et apophtegmatibus libri X.** Rec. C. G. Cobet. Par. 1850.
- Christa-Sangita or the sacred history of our Lord Jesus Christ, in Sanscrit verse.** Calcutta 1842.
- A. Schiefner et A. Weber, Variæ lectiones ad Bohlenii editionem Bhartriharis sententiarum pertinentes, e codd. extractae.** Berol. 1850.
- Th. Benfey, Einige Beiträge zur Erklärung des Zend.** Göttingen 1850.
- J. Lelewel, Géographie du moyen age.** Atlas composé de cinquante planches gravées. Breslau 1851. Aus dem Tagebuche eines Livländers. Wien 1850.
- U. G. Schrenk, Reise nach dem Nordosten des europäischen Rußlands, durch Dorpat, die Ländren der Samojeden zum arktischen Uralgebirge.** Th. 1. Historischer Theil. Dorpat 1848.
- R. G. Cumming, Five years of a Hunter's Life in the Far Interior of South Africa.** 2. Edit. Vol. 1. 2. Lond. 1850.
- W. G. Clark, Gazpacho: or, Summer Months in Spain.** Lond. 1850.
- Bross et, Rapports sur un voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Arménie, exécuté en 1847 — 1848.** Livr. 1. 2. Avec un Atlas, Livr. 1. 2. Petersh. 1849.
- M. Deutinger, Bilder des Geistes in Kunst und Na-**
- tur.** Gezeichnet auf einer Reise nach Florenz im Jahre 1845. Bd. 1. Augsb. 1850.
- W. Scharenberg, Handbuch für Sudeten-Reisende.** 2. verb. Aufl. Breslau 1850.
- Dr. Fr. Liebetrut, Reise nach den jonischen Inseln der nördlichen und der mittlern Gruppe, Korfu, Zante, Cephalonia und Ithaka.** Hamb. 1850.
- Oberheinische Chronik, älteste bis jetzt bekannte in deutscher Prosa, aus gleichzeit. Handschrift zum erstenmal herausgegeben von F. K. Grieshaber.** Raftatt 1850.
- Cenni storici sulle famiglie di Padova e sui monumenti dell' università.** Fasc. 30. Schluß. Padova 1849.
- C. Stroobant, Notice historique et genealogique sur les Seigneurs de Braine-le-chateau et Haut-Ittre.** Bruxelles 1849.
- J. A. F. Hirtl, Die kaiserlichen, gräflichen und freyherrlichen Familien des östereich. Kaiserstaates.** Bd. 1. Wien 1850.
- J. Vater, Triton und Cupheinos oder die Argonauten in Libyen.** Eine mytholog. Abhandlung. Kasan 1849.
- G. J. Grotefend, Nachträge zu den Bemerkungen über ein ninivitisches Thongefäß.** Göttingen 1850.
- E. Zell, Handbuch der römischen Epigraphik.** Th. 1. Auswahl römischer Inschriften. Heidelberg 1850.
- F. Wölanski, Schrift- u. Denkmale der Slaven vor Christi Geburt.** Lief. 1. Gnesen 1850.
- H. Brugsch, Uebersichtliche Erklärung ägyptischer Denkmäler des k. neuen Museums zu Berlin.** Berlin 1850.
- M. A. Stern, Die dritte Gattung der achämenischen Keilinschriften.** Göttingen 1850.
- L. Canina, L'antica città di Veii.** Roma 1847. Museum Münsterianum. P. 1. 2. Hauniae 1836 — 39.
- P. O. van der Chijs, Tijdschrift voor algemeene Munt- en Penningkunde.** Deel 1. 2. Leid. 1838 — 1839.
- R. Ruding, Annals of the coinage of Great-Britain and its Dependancies.** 3. edit. Vol. 1 — 3. Lond. 1840.
- Guioth, Histoire numismatique de la revolution Belge.** Hasselt 1844.
- Dr. R. Hermann, Zwölf Vorlesungen über Philosophie der Geschichte.** Leipzig 1850.
- Fr. D. Gerlach, Die ältesten Sagen der Latiner.** Basel 1850.
- und J. J. Bachofen, Die Geschichte der Römer. Bd. 1. Abth. 1. Älteste Geschichte bis zur Gründung der Stadt. Basel 1850.

- Leop. Martínez de Padin, *Historia politica, religiosa y descriptiva de Galicia*. T. I. Madrid 1848.
- Archivio storico italiano. Disp. 34. 35. Firenze 1850.
- C. Troya, *Codice diplomatico Longobardo dal DLXVIII al DCCCLXXIV con osservazioni e note storiche*. Vol. I. p. 2. Neapel 1850.
- Syllabus membranorum ad regiae Siciliae archivium pertinentium. Vol. I. II. p. 1. 2. Neapoli 1844 — 1845.
- Monumenta regii Neapolitani archivi, edita ac illustrata. Vol. 1. 2. Neapoli 1845 — 1847.
- Il dieci giorni dell'insurrezione di Brescia nel 1849. Torino 1849.
- Considerazioni sopra gli avvenimenti militari del Marzo 1849. Torino 1849.
- Dr. Fr. Carrara, *Topografia e scavi di Salona*. Trieste 1850.
- Collana storica nazionale italiana. Vol. I. Storia dei Papi di Bianchi-Giovini. T. I. Capolago 1850.
- Archivio triennale delle cose d'Italia dall'avvenimento di Pio IX. all'abbandono di Venezia. Serie I. Vol. I. Capolago 1850.
- Ant. Zobi, *Storia civile della Toscana dal 1737 al 1848*. Firenze 1850.
- Vinc. Macchi, *Commentario storico-critico sull'origine e le vicende della città e chiesa cattedrale di Montefiascone*. Montefiascone 1841.
- C. Moreau, *Bibliographie des Mazarinades*. T. II. Par. 1850.
- Campagnes des généraux français depuis la révolution de 1789 jusqu'à nos jours. Par. 1851.
- G. Daniel, *Histoire de la milice française*. Serie I. Par. 1851.
- L. T. d'Asfeld, *Chroniques du Béarn depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours*. T. I. Toulouse 1849.
- A. de Vaulabelle, *Chûte de l'empire: histoire des deux restaurations jusqu'à la chute de Charles X. en 1830*. Vol. 5. Par. 1850.
- Les derniers jours de Louis-Philippe. Par. 1850.
- M. de Ring, *Histoire des Germains depuis les temps les plus reculés jusqu'à Charlemagne*. Strasbourg 1850.
- H. Rau, *Geschichte des deutschen Volkes*. Heidelb. 1850.
- Dr. G. Eichtenstel, *Die Schlacht bey Lutter am Barenberge*. Braunschweig 1850.
- M. A. von Bethmann-Hollweg, *Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung*. Bonn 1850.
- Anoales Bingenses. Zum erstenmal nach Handschriften

- herausgegeben von Ed. Sander. Lief. 1. 2. Bingen 1850.
- C. J. J. Meyer, *Versuch einer medizinischen Topographie und Statistik von Dresden*. Stolberg 1840.
- Dr. J. C. Groß, *Erinnerungen aus den Kriegsjahren*. Leipzig 1850.
- Beiträge zur Landes-, Volks- und Staatskunde des Großherzogthums Hessen. Heft 1. Darmstadt 1850.
- Dr. J. G. Kuntzsch, *Herzog Heinrich II. von Niedersachsen*. Breslau 1834.
- L. Häusser, *Denkwürdigkeiten zur Geschichte der bayerischen Revolution*. Heidelb. 1851.
- Die kurheffische Finanzverwaltung. Cassel 1850.
- J. A. Fr. v. Brandis, *Die Geschichte der Landeshauptleute von Tyrol*. Heft 4. 5. Schluss. Innsbruck 1850.
- A. Boeckck, *Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae*. T. V. ab annis 1294 — 1306. Brunae 1850.
- G. L. W. Junke, *Oesterreichs welthistorische Mission in seiner Herrschaft über die mittleren Donauländer*. Hannover 1851.
- J. Chvovaneh, *Oesterreichs Mission als katholische Weltmacht und als europäische Völkermonarchie*. Schaffhausen 1850.
- M. J. Boldényi, *Le Magyarisme ou la guerre des nationalistes en Hongrie*. Par. 1850.
- — — *La Hongrie pittoresque, historique, littéraire, artistique et monumentale*. Livr. 1 — 29. Par. 1850.
- A. Westermann, *Untersuchungen über die in die Alttschechen Redner eingelegten Urkunden*. Leipzig 1850.
- Beda Weber, *Die Stadt Bohen und ihre Umgebungen*. Bohen 1849.
- Ph. Schmitt, *Der Kreis Saarlouis und seine nächste Umgebung unter den Römern und Celten*. Trier 1850.
- G. E. U. Krause, *Der Dünenbau auf den Ostküsten Westpreußens*. Berlin 1850.
- W. Hahn, *Friedrich Wilhelm III. und Luise, König und Königin von Preußen*. Berlin 1850.
- J. Lamont, *Ueber die Temperatur-Verhältnisse in Bayern*. München 1849.
- Fr. B. W. v. Hermann, *Die Reichsverfassung und die Grundrechte. Zur Orientirung bey der Eröffnung des bayer. Landtages*. München 1849.
- J. C. Bluntschli, *Geschichte des Schweizerischen Bundesrechtes von den ersten ewigen Bünden bis auf die Gegenwart*. Bd. 1. Zürich 1849.

- J. C. Bluntschli, Der Sieg des Radikalismus über die katholische Schweiz und die Kirche im Allgemeinen. Schaffhausen 1850.
- B. de Reiffenberg, Renseignements sur les noms de familles et de lieux. Bruxelles 1844.
- Ad. Heylen, Commentarius de origine tertii status populū repraesentantis in comitiis ordinum ducatus Brabantiae, ed. de Ran. Bruxelles 1841.
- P. Hendrikx, Geschied-en aardrijkskundige beschrijving der stad Grave. Deel 1. 2. Grave 1845 — 1846.
- J. ten Zeldam Ganswijck, Bijdragen tot de Geschiedenis van het Staatsbestuur in ons Vaderland. Deel I. II. Stuk 1. Dordrecht 1847 — 1849.
- M. Eenens, Mémoire sur la fertilisation des landes de la Campine et des Dunes. Bruxelles 1849.
- M. Borgnet, Philippe II. et la Belgique. Bruxelles 1850.
- M. Gachard, Correspondance du Due D'Albe sur l'invasion du comte Louis de Nassau en Frise en 1568. Bruxelles 1850.
- A. Vogelsang, Vrijmoedige gedachten over de tegenwoordige gesteldheid, wenschen . . van volk en staat in Nederland. Rotterdam. 1842.
- B. de Reiffenberg, Chronologie hist. des Sires de Diest. Bruxelles 1844.
- Hansard's Parliamentary Debates: forming a continuation of „the Parliamentary history of England from the earliest period to the year 1803.“ Third Series. Vol. 77 — Vol. 113. From February 1845 — August 1850. London.
- El. Regnault, Histoire de l'Irlande depuis son origine jusqu'en 1845. Par. 1846.
- A. Nicholson, Lights and Shades of Ireland. Part 1 — 3. Lond. 1850.
- Sampson Low, The Charities of London. London 1850.
- J. H. Jesse, London and its celebrities: a second series of literary and historical memorials of London. Vol. 1. 2. Lond. 1850.
- T. Doubleday, A financial monetary and statistical history of England, from the revolution of 1688 to the present time. Lond. 1847.
- Notes de l'empereur Napoléon sur l'histoire d'Angleterre. Complément nécessaire au mémorial de Sainte-Hélène. Par. 1850.
- E. Wislicenus, Geschichte der alten Dithmarschen auf der Westküste Holsteins. Altona 1850.
- Dr. P. A. Schleisner, Island undersøgt fra et lægevidenskabeligt Synspunkt. Kjobenhavn 1849.
- W. Lüders, Schleswig-Holsteins Erhebung und Kampf gegen Dänemark. Leipz. 1850.
- G. F. v. Teuffel-Lusch, Zur Regierungsgeschichte Friedrich VI. Königs von Dänemark. Th. 1. Kiel 1851.
- Schleswig-Holstein, seine Regierung und Landesverfassung. Hamburg 1850.
- Aus Galizien. Lebensbilder und Skizzen aus dem Tagebuch eines Deutschen. Leipzig 1851.
- Tagebuch des 60. Repräsentantenhauses der Republik Pennsylvania. Bd. 1. 2. Harrisburg 1850.
- Laws of the general assembly of the commonwealth of Pennsylvania passed at the session of 1850, in the 74 year of independence. Harrisburg 1850.
- Yad Namuh: a chapter of oriental life. Lond. 1850.
- G. Copway, The traditional history and characteristic sketches of the Ojibway Nation. London 1850.
- Dr. A. Andree, Amerika in geograph. und geschichtlichen Umrissen. Tef. 1 — 4. Braunschweig 1850.
- Dr. J. J. Schröder, Sagen und Gebräuche des talmudisch-rabbinischen Judenthums. Bremen 1851.
- D. José Amador de los Ríos, Estudios históricos, políticos y literarios sobre los judios de España. Madrid 1848.
- M. Bernstein, Einige kulturhistorische Blicke über die Juden in Galizien. Wien 1850.
- J. W. Schäfer, Göthe's Leben. Bd. 1. Bremen 1851.
- R. v. Raumer, Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814. Stuttgart 1850.
- E. Preller, Carl Otto von Madai, zur Erinnerung an ihn für seine Freunde. Leipzig 1850.
- E. Maier, Wilhelm von Humboldt. Leipzig 1850.
- Leigh-Hunt, Autobiography. Vol. 1 — 3. London 1850.
- Dr. H. Klentke, Alexander von Humboldt. Leipz. 1851.
- O. Rieniz, Die Schlachten bey Wajohlm und Pleskow. Riga 1849.
- D. Irving, Lives of Scottish writers. Vol. 1. 2. Edinb. 1850.
- J. Adert, Essai sur la vie et les travaux de Jean-Gaspard Orelli. Genève 1849.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. August.

Nro. 35.

der k. bayr. Akademie der Wissenschaften

1851.

U e b e r s i c h t

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und
Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

(Fortsetzung).

Barbezat (J.), Du sentiment de la nature et de son expression chez les poètes de la Grece et de Rome. (Les poètes grecs.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Mai.

La Roquette, Notice annuelle des progrès des sciences géographiques et des travaux de la Société de géographie pendant les années 1849 et 1850. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Avril.

Hoffmeister, Briefe aus Indien. (2. art.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Mai.

Griffith, Journaux de voyages dans l'Assam, le Pendjab, le Boutan, l'Afghanistan et l'empire des Birmans. — Ebendas. Juin.

Squier (E. G.), On the aboriginal monuments and relics of New York. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 May.

The Expedition for the survey of rivers Euphrates and Tigris, carried on by order of the British government in the years 1835 — 1837 by Lieut. colonel Chesney. Lond. 1850. — Journ. des Savants 1851 Juin.

Müller (J. W. v.), Extract from notes taken during his travels in Africa in the years 1847 — 49. — Journ. of the roy. geogr. Soc. of London. Vol. 20. 1851. P. 2.

Wallin (George Aug.), Notes taken during a journey through part of Northern Arabia, in 1848. — Ebendas.

Bruner (Thom.), Journal of an expedition to explore the interior of the middle island of New Zealand. — Ebendas.

Pavie (Th.), Padmavati. Récit de la côte de Coromandel. — Revue des deux Mondes 1851 T. II. Livr. 12.

Lavandais (E. de), Voyage dans les républiques de l'Amérique du Sud. Les Antis. Les ruines de Chiquiquirao. Le Bas-Pérou et Lima. — Ebendas.

Baude (T. J.), Les côtes de la Manche. Granville, Coutances, la Hague et le Mont-Saint-Michel. — Ebendas. T. III. Livr. 13.

Monnard (C.), Hambourg pendant l'occupation française (1806 — 1814.) — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1851 Mai.

Vestiges of the ancient inhabitants of Scotland. (Wilson's Archaeology and prehistoric annals of Scotland. Edinb. 1851.) — Blackwood's Edinb. Mag. 1851 June.

Logan (J. R.), Ethnology of the indo-pacific islands. — Journ. of the Indian Archipelago 1851 April.

Gutzlaff (Ch.), Tibet and Sefan. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. Vol. 20. 1851 P. II.

Wildenbruch, Notes on the physical geography of Palestine. — Ebendas.

On the northern frontier of Nepal. — Ebendas.

Eseayrae de Lauture (de), Notice sur le Kordofan (Nubie supérieure.) — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Avril.

Mae Queen (James), Notes on the present state of the geography of some parts of Africa. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. Vol. 20. 1851 P. 2.

Mansfield Parkyns, The Kubbabish Arabs between Dongola and Kordofan. — Ebendas.

Fitz-Roy (Rob.), Considerations on the great Isthmus of Central America. — Ebendas.

- Le prince Rupert. (6. et dernier art.) — *Bibl. univ. de Genève.* (Litt.) 1851 Juin.
- Valon (Alexis de), La conspiration du Marquis de Favras, d'après des documents nouveaux. — *Revue des deux Mond.* 1851 T. II. Livr. 12.
- Paterson (John), On the calculus of operations. — *Amer. Journ. of sc. and arts* 1851 May.
- Donkin (W. F.), On certain questions relating to the theory of probabilities. P. I. — *The London, Edinb. and Dublin Philosophical Magazine* 1851 May.
- — P. II. *Ebendas.* June.
- O'Brien (M.), On the interpretation of the product of a line and a force. — *Philos. Mag.* 1851 May.
- Cockle (James), On the solution of three simultaneous quadratics of the fifth order. — *Ebendas.*
- Sylvester (J. J.), Note on quadratic functions and hyperdeterminants. — *Ebendas.*
- O'Brien (M.), On symbolical statics. — *Ebendas.* June.
- Kirkwood (Dan.), On the law of the rotation of the primary planets. — *Amer. Journ. of sc. and arts* 1851 May.
- Fulton (J.), On an improved remontoire escapement for an astronomical clock. — *Ebendas.*
- Becquerel (Edm.), Note relative aux effets électrochimiques produits sous l'influence de la lumière. — *Annal. de Chim. et de Phys.* 1851 Juin.
- Observations météorologiques du mois d'Avril 1851. — *Ebendas.*
- Matteucci (Ch.), Recherches expérimentales sur la propagation du courant électrique dans la terre. — *Ebendas.*
- Charault (L. R.), Note sur quelques phénomènes de répulsions électriques. — *Ebendas.*
- Hankel (W.), Quelques expériences sur l'électricité de la flamme et sur les courants électriques auxquels elle donne lieu. — *Bibl. univ. de Genève.* (Sc. phys.) 1851 Mai.
- Marignac (C.), Note sur les expériences de M. Foucault relatives à la déviation du plan d'oscillation du pendule produite par la rotation de la terre. — *Ebendas.* Juin.
- Lathrop (S. Pearl), Meteorological observations: abstract of a meteorological journal kept at Beloit College. — *Amer. Journ. of sc. and arts* 1851 May.
- Foucault, Démonstration physique du mouvement de

- rotation de la terre. — *Journ. de Pharm. et de Chim.* 1851 Mai.
- Draper (John W.), On the chemical action of light. — *Philos. Mag.* 1851 May.
- Stokes, On the principles of hydrodynamics, in reply to Professor Challis. — *Ebendas.*
- Clausius (R.), On the deportment of vapour during its expansion under different circumstances. — *Ebendas.*
- Challis, On the theory of the velocity of sound. — *Ebendas.*
- Plücker and Beer, On the magnetic axes of crystals and their relations to crystalline form and to the optic axes. — *Ebendas.* June.
- Rankine (W. J. Macquorn), On the vibrations of plane-polarized light. — *Ebendas.*
- La Provostaye (F. de) and P. Desains, On the rotary power which the essence of turpentine and saccharine solutions exercise on heat. — *Ebendas.*
- Potter, A reply to remarks connected with the solution of the problem of sound. — *Ebendas.*
- Claudet (A. F. J.), Description of the Dynactinometer, an instrument for measuring the intensity of the photogenic rays and comparing the power of object-glasses etc. — *Ebendas.*
- August (E. F.), On the rotation caused by electricity developed by friction. — *Ebendas.*
- Jacquelain (V. A.), Action de la vapeur d'eau, à des températures et pressions variables, sur les carbonates de potasse, de soude, de baryte, de chaux etc. — *Annal. de Chim. et de Phys.* 1851 Juin.
- Bunce (J. B.), On the volatility of phosphoric acid in acid solutions when heated; and on Schmid's process for the determination of Nitrogen. — *Amer. Journ. of sc. and arts* 1851 May.
- Wurtz (Henry), On Bromine as a toxicological agent. — *Ebendas.*
- Echevarria, Note sur l'action du chlorure de cyanogène sur l'esprit de bois. — *Journ. de Pharm. et de Chim.* 1851 Mai.
- Deschamps, Sur la préparation des vins médicinaux. — *Ebendas.*
- Crace-Calvert (F.), On the preparation of certain chlorates, particularly of chlorate of potash. — *Quarterly Journal of the Chemical Society.* Vol. III. No. X.
- Reynolds (John W.), On Propylene, a new hydrocarbon of the series Cn. Hn. — *Ebendas.*

- Hofmann (A. W.)**, Note upon the action of heat on valeric acid; with some remarks upon the formulæ of the alcohol-radicals. — *Ebendaf.*
- Gladstone (J. H.)**, On Chlorosulphuret of Nitrogen and its products of decomposition. — *Ebendaf.*
- Wilson (W.)**, On the action of Chloride of Cyanogen upon Toluidine. — *Ebendaf.*
- Danson (Jos.)**, On the identity of bisulphamylic and hyposulphamylic acids. — *Ebendaf.*
- Herapath (Thornton J.)**, Analysis of the ashes of the spanish potato (*Convolvulus Batatas*), and of the Eddoes (*Arum esculentum*, Linn. *Colocasia esculenta*, Schott.) — *Ebendaf.* No. XI.
- Richmond (H. R.)** and **J. S. Abel**, On the Bichromate of Ammonia and some of its double salts. — *Ebendaf.*
- Griffin (John Jos.)**, Description of an Ammonia-Meter. — *Ebendaf.*
- Brazier (J. S.)** and **G. Gossleth**, Contributions towards the history of capric and oenanthylic acids. — *Ebendaf.*
- Price (Dav. S.)**, Creatine a constituent of the flesh of the Cetacea. — *Ebendaf.*
- Hofmann (A. W.)**, Researches on the volatile organic bases. — *Ebendaf.*
- Cahours (M. Aug.)**, Researches on pelargonic acid. — *Ebendaf.*
- Strecker (Adolph)**, On the red colouring matters of Madder. — *Ebendaf.*
- Layard (Edgar L.)**, On the progress of natural history in Ceylon. — *Annals and Mag. of nat. hist.* 1851 May.
- Hill (Rich.)**, Contributions to the natural history of the Shark. — *Ebendaf.*
- Huxley (Thom. H.)**, Zoological notes and observations made on board H. M. S. Rattlesnake during the years 1846 — 50. — On the anatomy of the genus *Tethya*. — *Ebendaf.*
- Benson (W. H.)**, Characters of *Tomichia*, a new palustrine testaceous Mollusk from Southern Africa, heretofore referred to the genus *Truncatella*. — *Ebendaf.* 1851.
- Clark (Will.)**, On the *Chemnitzia*. — *Ebendaf.*
- M'Coy (Fred.)**, On some new protozoic *Annulata*. — *Ebendaf.*
- Blackwall (John)**, A catalogue of british Spiders, including remarks on their structure, functions, oeconomy and systematic arrangement. — *Ebendaf.* 1851 May. June.

- Alder (Joshua)**, On the distinctive characters of *Jeffreysia* and *Chemnitzia*. — *Ebendaf.* June
- Jeffreys (J. Gwyn)**, On *Chemnitzia* and other Mollusca, in answer to Mr. Clark. — *Ebendaf.*
- Clark (Will.)**, On the classification of the british marine testaceous Mollusca. — *Ebendaf.*
- Prescott (Will.)**, Descriptions of new species of fishes. — *Amer. Journ. of sc. and arts* 1851 May.
- Fermond (Ch.)**, Mémoire sur la conservation et la reproduction des sangsues officinales et médicinales. (Suite et fin.) — *Journ. de Pharm. et de Chim.* 1851 Mai.
- Deville (E.)**, Note sur quatre espèces nouvelles d'oiseaux provenant de l'expédition de M. Castelnaud; le *Conurus Weddellii*, *C. jugularis*, *C. Luciani* et *Cultrides Pucheranii*. — *Revue et Mag. de Zool.* 1851 Mai.
- Duméril (A. Aug.)**, Note sur un nouveau genre de la famille des reptiles Iguaniens acrodontes. — *Ebendaf.*
- Bianconi**, Description d'une nouvelle espèce du genre Triton. — *Ebendaf.*
- Testacea Africae insularis a Cl. Vesco collecta et ab A. Morelet descripta.** — *Ebendaf.*
- Laferté-Sénéctère**, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Bocandé dans la Guinée portugaise, avec la description sommaire des espèces nouvelles. (Suite.) — *Ebendaf.*
- Desvoidy (J. B.)**, Description de plusieurs espèces de Myodaires dont les larves sont mineuses des feuilles de végétaux. — *Ebendaf.*
- Robineau-Desvoidy**, Notice sur les Sauriens du kimmeridge-clay de Saint-Sauveur en Pui-saye. — *Ebendaf.*
- Hort (Fenton J. A.)**, On a supposed new species of *Rubus*. — *Annals and Mag. of nat. hist.* 1851 May.
- Miers (John)**, Contributions to the Botany of South America. — *Ebendaf.* June.
- Montagne (C.)**, On the tetrasporic fruit of the genus *Stenogramme*. — *Ebendaf.*
- Braun (Al.)**, Remarques sur la manifestation du rejuvenissement dans la nature, spécialement dans l'histoire de la vie et de la formation végétale. *Frib.* 1849. — *Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.)* 1851 Juin.
- Gardner (G.)**, Report on the Brown Scale or *Coccus*, injurious to the Coffee-plants in Ceylon. — *Hooker's Journal of Botany* 1851 Jan.

- Clarke (R. D.), Notice of the african plant Diamba, commonly called „Congo Tobacco.“ — Ebendas.
- Schouw (J. F.), The origin of the existing vegetable creation. (Translated from the Danish by Dr. Wallich.) — Ebendas.
- Berkeley (M. J.), Decades of Fungi. — Ebendas. Jan. — March. June.
- Dalzell (N. A.), Contributions to the botany of Western India. — Ebendas. Febr. — June.
- Mitten (W.), Catalogue of cryptogamic plants collected by Professor Jameson. — Ebendas. Febr.
- Arnott, Note on Platynema. — Ebendas.
- Stocks (J. E.), Account of the Dilpasand, a kind of vegetable Marrow. — Ebendas. March.
- Spruce (R.), Extracts of letters written during a botanical voyage on the Amazon. — Ebendaselbst. March. April.
- Gray (Asa), Characters of some gnaphalioid Compositae of the division Angiantheae. — Ebendas. April — June.
- Bentham (G.), Second report on Mr. Spruce's collection of dried plants from North Brazil. — Ebendas.
- Hooker (W. J.), Description of a new species of Ranunculus. — Ebendas. April.
- A new species of Arnebia. — Ebendas. June.
- Ramon Torres Muñoz y Luna, Mémoire sur la nature chimique de la chufa (souchet comestible.) — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Mai.
- Wright (Thom.), A stratigraphical account of the section of Hordwell, Beacon an Barton Cliffs, on the coast of Hampshire. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 June.
- Senarmont (H. de), Expériences sur la formation des minéraux par voie humide dans les gites métallifères concrétionnés. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Juin.
- Delafosse (G.), Sur une relation importante qui se manifeste en certains cas entre la composition atomique et la forme cristalline des minéraux. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1851 Mai.
- Hayes (Aug. A.), On the corrosion of an alloy, composed of copper and silver, in sea-water. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 May.
- Silliman (B.), On the Mammoth cave of Kentucky. — Ebendas.
- Hunt (T. S.), On the chemical constitution of the mineral Warwickite. — Ebendas.
- Dana (Jam. D.), On coral reefs and islands. — Ebendas.
- Tuomey (M.), Notice of the geology of the Florida Keys, and of the southern coast of Florida. — Ebendaselbst.
- Hall (Jam.), New genera of fossil corals from the report on the palaeontology of New York. — Ebendas.
- Jackson (C. T.), Analyses of Pitchstone Porphyry from Isle Royale, and of a crystal of Phosphate of lime from Hurdstown. — Ebendas.
- Ebelmen, Recherches sur une nouvelle méthode de cristallisation par la voie sèche, et sur ses applications à la reproduction des espèces minérales. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Mai.
- Gurtl's improved method of extracting silver from argentiferous minerals. — Repertory of Patent Inventions 1851 June.
- Aeschylus, Shakspeare and Schiller. — Blackwood's Ediub. Mag. 1851 June.
- Magnin (Charl.), Les marionnettes en Angleterre. — Revue des deux Mondes 1851. T. II. Livr. 11.
- Planche (Gust.), Poètes et romanciers modernes de la France. M. de Lamartine, ses oeuvres complètes et ses commentaires autobiographiques. — Ebendas.
- Montégut (Émile), De la poésie et de poètes populaires. (Muse populaire de Pierre Dupont.) — Ebendas. Livr. 12.
- Planche (Gust.), Peintres et sculpteurs modernes de la France. M. Barye. — Ebendas. T. III. Livr. 13.
- Baudrillart (H.), La philosophie des physiocrates. Du fondement moral de l'économie politique dans Quesnay. — Journ. des Économistes 1851 Mai.
- Bastiat (Fred.), Producteur et consommateur. — Ebendas. Juin.
- Molinari (G. de), Observations sur la formation des prix. — Ebendas.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. September.

Nro. 36.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Recherches sur l'organe de l'ouïe des
mammifères.

(Fortsetzung.)

Nun wurde auf den oberen Rand der Rin-
nenwandung ein ringsum über diese etwas hervor-
stehendes Glimmerplättchen wasserdicht mit Wachs
aufgekittet, die Stimmgabel senkrecht aufgestellt, die
Wachswand an der schmalen Seite der Rinne weg-
gebrochen, der ganze parallelepipedische Raum unter
dem Glimmerplättchen mit Wasser gefüllt, und die
aufgebrochene Wand wieder geschlossen. Von den
vorher beym Schlagen auf die andere Rinne ent-
stehenden parallelen Wellen war nun natürlich nichts
mehr zu sehen. Sie traten aber vollkommen deut-
lich in der Wasserschicht wieder auf, welche auf
dem Glimmerplättchen ausgebreitet wurde. Noch
also war keine derartige Dämpfung durch das auf-
gesetzte, mit Wasser gefüllte Kästchen vorhanden,
daß die Rinne dadurch im Schwingen wäre ver-
hindert worden. Nun wurde der Glimmerdeckel
wieder abgehoben, und in das Wasser ein leichtes
Pulver gestreut, um von dessen Bewegungen aus
auf die der Wassertheilchen bey dem Schwingen der
Stimmgabel zurückschließen zu können. Die Be-
wegung der suspendirten Partikelchen war hiebey
eine rotirende, indem eine Art Wirbel gebildet
wurde, wobey sich die Theilchen zuerst aufwärts
und in einer Spirallinie wieder nach abwärts be-
gaben, um sogleich wieder emporzutauken. Wurde
nun der Glimmerdeckel wieder aufgekittet, und das
mit dem feinen Pulver vermischte Wasser in das

Kästchen gegossen, dieses darauf verschlossen: so
konnte bey dem Schwingen der Rinne nicht die
mindeste Bewegung an den in dem Wasser suspen-
dirten Theilchen wahrgenommen werden, trotzdem
daß auch jetzt sofort wieder die zierlichen Wellen
in der auf den Deckel ausgebreiteten Wasserschicht
austraten.

Ließ ich nun in das Wasser des Kästchens
eine kleine Luftblase eintreten, so entstand in der
allernächsten Umgebung der Luftblase eine solche
Wirbelbildung, welche die Pulvertheilchen mitriß,
und durch deren Bewegung sich sichtbar machte,
sonst aber an keiner anderen Stelle. Wohin ich
auch durch Drehen und Wenden der Stimmgabel
die Luftblase wandern ließ, immer wiederholte sich
dasselbe Phänomen. — Ist also Wasser über
einem schwingenden Körper in einem all-
seitig geschlossenen Raum abgesperret, so
hindert diese allseitige Begrenzung die
Wassertheilchen eine Bewegung auszu-
führen, welche mit Leichtigkeit eintritt,
wenn dieser Raum an einer Seite offen
ist, oder wenn in dem geschlossenen Raum
ein elastischer Körper (eine Luftblase)
sich befindet, welcher in seiner nächsten
Umgebung wenigstens der Bewegung der
Theilchen kein Hinderniß in den Weg
legt. Durch diese vollkommen unbeweg-
liche Wasserschicht pflanzt sich aber gleich-
wohl die Ursache der stehenden Wellen
fort, denn diese entstehen auf dem Deckel
des Kästchens ebenso gut als auf der
Rinne der Stimmgabel selbst.

Man sieht: ich habe in meinem Versuch so viel als möglich die Verhältnisse nachgeahmt, wie sie sich in der Schnecke finden, ja ich habe die Verhältnisse im Allgemeinen und für den fraglichen Zweck günstiger gestellt als sie in der Natur sind.

Das mit Wasser gefüllte Kästchen stellt uns den Schnecken canal vor, die in dem Wasser suspendirten Staubtheilchen, die flottirenden Anhängsel des membranösen Spiralsblattes, das Luftbläschen an der Oberfläche des Wassers, die elastische membrana tympani secundaria des runden Fensters. Günstiger sind hier die Verhältnisse gestellt, weil eine Wand des künstlichen Schnecken canals, die Oberfläche der Stimmgabelzinke, zugleich auch der tönende Körper ist, die Schwingungen auf das Wasser hier ungleich stärker wirken müssen als die auf die Knochenwände des wirklichen Schnecken canals fortgepflanzten; zweytens weil die in Bewegung zu setzenden Theilchen im Wasser durch sich selbst der Bewegung gar keine Schranken setzen, während bey den beweglichen Gebilden auf dem Spiralsblatt ihre Befestigung Hindernisse, und ihre dichte Aneinanderlagerung eine Beschränkung in der Bewegung herbeiführt, so daß diese überhaupt nur in einem Sinn, nämlich von oben nach unten, vor sich gehen kann; endlich ist die Luftblase gewiß viel elastischer als die membrana tympani secundaria. Troß Alldem findet hier nur eine auf die nächste Umgebung der Luftblase beschränkte Bewegung im Raum statt, während sicher ein im Wasser befindlicher Hörnerer auch eine Tonempfindung hätte vermitteln können, ohne daß es zu Beugungswellen selbst und einer Verschiebung von beweglichen, festen Theilen gekommen wäre; denn die Wirkung der tonerzeugenden Ursache pflanzt sich ja durch die ganze Wasserschicht und den Glimmerdeckel hindurch fort, wie man an den Wellen in der Wasserschicht auf ihm sehen kann.

Hiermit wäre die erste Frage erledigt, und die zweyte hat nur in Beziehung auf einige Gebilde einen Werth, nämlich in Beziehung auf die, welche als gestielte Zellen auf der vorderen Abtheilung der Zähne zweyter Reihe stehen.

Ad 2) Ich habe oben bereits angegeben, aus welchen Gründen ich die hintere Abtheilung der Zähne zweyter Reihe für nicht sehr beweglich halten kann; für eine ebenso große Beschränkung der Beweglichkeit an ihrer vorderen Abtheilung habe ich keine Beweise und wir müssen aus dem, was Corti mittheilt, allerdings eine große Beweglichkeit bey ihnen wenigstens dann voraussetzen, wenn sie auf dem abgelösten Spiralsblatt unter dem Mikroskop untersucht werden. Mit mehr Recht dürfen wir auf eine Beweglichkeit der gestielten Zellen über der vorderen Abtheilung der Zähne rechnen, für welche ein freyer Raum zur wirklichen Ausführung von Bewegungen geschaffen scheint. Alles kommt darauf an zu wissen; mit welchem weiteren Stoff die Geweblücke erfüllt ist, in der diese Theile liegen. Schwerlich ist es Luft, sehr wahrscheinlich ebenfalls Endolympe. Hierüber läßt uns Corti im Ungewissen; auch ich kann nicht mehr angeben, als daß mir das Letztere wahrscheinlich scheint, und Corti muß dieß auch zugeben, weil er die Zähne erster Reihe unter der dachartigen Membran schwingend denkt, in Folge dessen aber sofort die über dem Dach stehende Endolympe in jene Geweblücke hereinströmen mußte, wenn sie nicht von Anfang an schon den Raum erfüllt hätte. Denn entweder: es schließt das Dach, wasserdicht an die ganze erste Reihe der Zähne angefügt, dann stehen alle Zähne durch dasselbe miteinander in bleibender Verbindung, und es kann nicht ein Zahn für sich schwingen, oder es ist das letztere der Fall: dann muß der Zahn unter dem Dach beweglich seyn, und es kann keine wasserdichte Anfügung dieses an jenen vorhanden, die Endolympe also auch von der Geweblücke nicht abgesperret seyn. Sind diese Gebilde nun sehr wahrscheinlich auch in einem mit Wasser erfüllten abgeschlossenen Raum, so wird von ihnen auch nicht vermuthet werden können, daß sie dafür berechnet sind: sehr empfindlich gegen jede Oscillation der Endolympe zu seyn, und ihre Schwingungen zu theilen. Ihre muthmaßliche Aufgabe soll sub 3 geprüft werden.

Was die Zähne der ersten Reihe betrifft, so schlägt Corti selbst ihre Beweglichkeit sehr gering

an, und wenn er meint, die in der Spiralfurche gelegenen Epithelialzellen seyen dazu bestimmt gleichsam als eingeschaltete Federn die Schwingungen der Zähne dem Spiralblatt mitzutheilen, so kann das nicht wohl gebilligt werden, weil, wenn diese Federkraft der Zellen nicht vorhanden ist, durch diese die Schwingung der Zähne nur noch mehr gehindert werden muß, jene Eigenschaft ferner nur dann nützen könnte, wenn jede Zelle für sich, entfernt von der unter den benachbarten Zähnen liegenden, stehen würde, was nicht der Fall ist, indem Corti sagt, daß sie dicht gedrängt, wenn auch nicht zu einer continuirlichen Membran mit einander verbunden, daselbst angetroffen würden.

Ad 3) Wenn die mikroskopische Untersuchung einen Spielraum für die Bewegung der gestielten Zellen und zum wenigsten der vorderen Abtheilung der Zähne zweyter Reihe erkennen läßt, aus physikalischen Gründen von dieser Anordnung jedoch keineswegs eine sehr große Beweglichkeit erwartet werden kann, auf keinen Fall eine solche, daß dieser ganze Apparat als höchst empfindlich für jede Oscillation der Endolympe zu betrachten wäre, so hat man einem anderen Zweck nachzuforschen, welcher mit der Anlage dieser Gebilde verknüpft seyn könnte. Es ist bereits erwähnt worden, daß mancherley Vorkehrungen an den Grenzen des mittleren Ohres getroffen sind, welche die in einzelnen Fällen möglicher Weise auftretenden Beugungsschwingungen von dem inneren Ohre abhalten sollen. Gleichwohl wird es Fälle geben, in welchen trotz dieser Vorkehrungen eine transversale Schwingung in dem Spiralblatt irgendwie entstehen kann. Es liegt daher die Vermuthung nahe, daß jene beweglichen Gebilde, sollten sie je mit in Schwingung gerathen, sofort durch die Berührung des Spiralblattes dessen Schwingung aufhoben, in Beziehung auf dasselbe also als Dämpfer wirkten. Am wenigsten kann Cortis' Annahme als physikalisch gerechtfertigt und physiologisch zweckmäßig crachtet werden, nach welcher die ganze Vorrichtung dazu dienen soll „à faire répéter et continuer pendant un temps plus ou moins long les oscillations de la lame spirale membraneuse.“ Denn, wenn man eine mit einer Wasserschicht bedeckte eingestaubte Glasplatte mit

dem Violinbogen gestrichen hat, so kommen auch in dem Moment, in welchem die Schwingung der Platte aufhört, alle Wasser- und darin suspendirten Staubtheilchen zur Ruhe. Auf der anderen Seite kann das Nachklingen der Töne, welches Corti aus der Erzitterung dieser Gebilde erklärt, nicht als bestimmt beabsichtigt vorausgesetzt werden, sondern man kann darin nur einen nicht zu beseitigenden Fehler der Organisation erkennen, der sich geltend macht, so wie eine Wirkung auf das Gehörorgan eintritt, deren Effect größer wird als der für feinere und schwächere Wirkungen berechneten Organisation zuträglich ist. Auch wird man besser thun das ganze Phänomen der Nachwirkung eines starken Gehöreindrucks auf Rechnung des Nerven zu bringen, d. h. als Nachempfindung ohne längere Zeit fort dauernde, außer dem Nerven gelegene Veranlassung aufzufassen, wie dieß bisher ebenfalls für den Gesichtssinn geschehen ist, will man nicht auch hier in der retina oder anderen Theilen des Auges einen Daquerrischen Apparat voraussetzen, welcher, an einzelnen Stellen mehr empfindlich als an anderen, dazu bestimmt wäre, die Gesichtseindrücke längere Zeit gleichsam zu fixiren.

Ad 4) Sehen wir uns über alle die physikalischen Widersprüche hinweg, in welche die Hypothese Corti's, wie wir gesehen haben, gerathen muß, so haben wir schließlich zu untersuchen, wie weit der vorausgesetzte Zweck der Schnecke durch die hypothetische Wirksamkeit ihrer Theile erreicht wird.

Aus allen Ausdrücken, welche Corti gebraucht, und allen Vergleichen, welche er bey der Aufstellung seiner Hypothese macht, geht, obwohl er es nirgend ganz bestimmt sagt, hervor, daß er in der Schnecke eine Art musikalischen Instrumentes sieht, eine Betrachtungsweise, welche besonders vor J. Müllers Arbeiten über das Gehörorgan sehr verbreitet war, und auch nachher hie und da wieder auftauchte.

Bey der Kleinheit des ganzen Organes und seiner einzelnen Theile hat diese Vorstellung nur einen Sinn, wenn man annimmt, daß die Töne, welche in ihm reproducirt werden, nur eine der Schwingungsmenge des außer dem Ohr entstandenen proportionale haben, und daß also durch einen bestimmten Ton außen immer nur bestimmte Theile der

Schnecke in Schwingungen gerathen können, welche dadurch diese oder jene Abtheilung der Nerven ausbreitung mit ihrer Wirkung erreichten.

Schon diesen allgemeinsten Voraussetzungen steht Mancherley im Wege, wovon wir Einiges bereits oben berührt haben, am meisten aber der Umstand, daß unvermeidlich die Schwingung der Endolympe zuletzt mitgetheilt werden muß, in ihr sich die fortgepflanzten Wellen nach allen Richtungen ausbreiten, und den Nerven in seiner ganzen Ausdehnung zuletzt treffen müssen, wobey keine andere Aushülfe denkbar wäre, als daß man bey dem Nerven selbst eine Fähigkeit voraussetzte, durch welche die zuerst getroffene Parthie von jeder anderen später getroffenen unterschieden werden könnte.

Gehen wir nun aber specieller auf Corti's Hypothese ein. Er spricht von den Schwingungen, welche zunächst in der Endolympe erzeugt werden, sich dann auf das Spiralblatt fortpflanzen und schließlich dessen Anhängsel in Vibrationen versetzen, um wieder rückwärts auf dieses und endlich auf den Nerven in der Endolympe zu wirken. Bey diesem Birkelgang, welchen die Oscillationen machen sollen, kann kein anderer Ausgangspunkt als die membrana tympani secundaria gemeint seyn, also eine Wellenbewegung, welche zunächst in der Endolympe der scala tympani erzeugt wird. Hier liegt aber, nämlich auf der tympanischen Fläche der lamina spiralis, die Nerven ausbreitung. Sie empfängt die da entstehenden Oscillationen der Endolympe aus erster Hand, und wenn, wie Corti ausdrücklich sagt, die Schwingungen des Spiralblattes und seiner Anhängsel sich genau denen der Endolympe accomodiren, so sieht man nicht ein, weshalb das, was bestimmte Schwingungen erregt, nun nochmal von anderer Seite her in ganz derselben Weise wieder in Schwingungen versetzt werden sollte. Ein mechanischer Apparat würde eine bloße Verschwendung von Material zeigen und keine innere Zweckmäßigkeit, wenn einer seiner Theile durch alle übrigen nur zu einer Leistung veranlaßt würde, zu welcher ihn eine anderweitige Ursache schon außerdem bestimmen kann: eine Anordnung, bey welcher alle zwischen liegenden Glieder mit den an

ihnen nothwendig haftenden Hemmungen nur als die ursprünglichen Effekte herabstimmende, in unserm Fall also, wie schon angegeben worden, dämpfende Theile betrachtet werden könnten. Corti betrachtet weiter die Zähne als Theile, welchen je nach ihrer verschiedenen Länge und Elasticität eine constante Schwingungsmenge zukommt, wenn sie erschüttert werden. Er kann dabey nichts anderes meinen, als daß diese Theile den Schwingungsgesetzen der Stäbe folgen, bey welchen die Zahl der Schwingungen im geraden Verhältniß mit ihrer Dicke und im umgekehrten mit den Quadraten ihrer Länge steht. Die Messungen ergeben an den Zähnen der zweyten Reihe nahezu einen constanten Werth für ihre Dicke; ihre extremen Längen verhalten sich wie 1: 1,3. Macht also der kürzeste Zahn in der Sekunde 169,09 so macht der längste in derselben Zeit 100 Schwingungen. Die Schwingungsmengen beyder verhalten sich demnach wie 1,69: 1, was benläufig dem Verhältniß von 5: 3 entspricht. Setzt man für C die Schwingungsmenge = 1, so beträgt die der kleinen Serze (As) 1,6000, der großen Serze (A) 1,686, die der übermäßigen Serze (Ais) 1,736.

Fast genau so verhält es sich auch mit den Zähnen der ersten Reihe. Die Extreme ihrer Länge verhalten sich wie 0,015''' zu 0,02''' , also wie 1: 1,33, während ihre Dicken benläufig im Verhältniß von 1: 1,1 stehen, eine Differenz, welche gewiß vernachlässigt werden kann, so daß man das Verhältniß der Schwingungsmengen des längsten und kürzesten Zahnes auf keinen Fall höher anschlagen darf als 1,7 zu 1.

Was endlich die Fasern der zona pectinata anbetrifft, welche mit den Saiten eines engbespannten Piano's verglichen werden, so sind dieselben überall gleich lang.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern

2. September.

Nro. 37: der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Die Vorstellungen der alten Griechen und Römer über die Erde als Himmelskörper. Von Dr. L. Dettinger. Freiburg 1850.

Die Geschichte der Astronomie, dieser erhabensten und ausgebildetesten der Erfahrungswissenschaften, ist wohl aller Aufmerksamkeit werth, und wir müssen es daher dem Hrn. Verf. Dank wissen, daß er sich der Mühe unterzog, alle die verschiedenen Ansichten zu sammeln, die in den Schriften der Alten sich zerstreut finden, weil wir nur auf diesem Wege zu einer klaren Vorstellung von den Leistungen der alten Astronomie gelangen können.

So übereinstimmend die Urtheile hinsichtlich der Vollendung, welche die neuere Astronomie erlangt hat, sind, so sehr differiren sie in Bezug auf die ältere. Während dieselbe nämlich einerseits als groß und im Vergleiche zu den geringen Mitteln als staunenswürdig hingestellt wird, wollen andere Schriftsteller nur ganz unbedeutende und kleinliche Dinge in ihr finden. Der Verf. erklärt sich hier für das alte „in medio, virtus,“ und wenn er auch nicht verkennet, daß sich viel Wunderliches und Unhaltbares in den Ansichten der Alten findet, so spricht er sich doch gegen die allzu große Härte aus, mit der ihre Leistungen mitunter beurtheilt werden, und führt zur Rechtfertigung das Urtheil des Copernicus; des Begründers der neueren Astronomie an, der nach eigener Aeußerung sich bey Auffuchung seines Systems bey den alten Philosophen Rathes erholte, und dort die Lehre von der Bewegung der Erde vorfand. Er macht auf die Schwierigkeit aufmerksam, welche zu überwinden ist, wenn man sich von den

Eindrücken der Sinne und den aus ihnen folgenden Auffassungsweisen befreyen soll.

Nach kurzer Feststellung dessen, was die Alten eigentlich zu finden hatten, geht der Verf. auf das über, was sie wirklich fanden oder vielmehr gefundene zu haben glaubten, und untersucht diese Resultate nach den fünf Richtungen, unter welche die verschiedenen Ansichten gebracht werden können, nämlich hinsichtlich der Gestalt, des Ortes, der Bewegung, Stellung und Größe der Erde.

1. Gestalt der Erde. Wenn Kant sagt: „fast gibt es keine Gestalt, in welche die Alten die Erde nicht gepreßt hätten,“ so muß man ihm bey dem Durchlesen des vorliegenden Buches wirklich beystimmen, denn die Vorstellungen der Alten in diesem Punkte variiren außerordentlich.

Die älteste Ansicht war auch die den Sinnen angemessenste: die Erde sey eine flache Scheibe und ringsum vom Himmel begränzt. Ihr huldigen Homer und fast alle alten Dichter. Sie denken sich die Erde vom Deceanus umschlossen, der die Stelle des Horizontes einnimmt, und woraus der Ausgang, wohin der Untergang der Gestirne erfolgt. Hellas liegt in der Mitte der Erde, Delphi in der Mitte Griechenlands. Im Innern der Erde ist der Hades und unterhalb der Tartarus. Als Maas der Entfernung gibt Hesiod an, daß ein Amboss 9 Tage und 9 Nächte zu fallen habe, um vom Himmel zur Erde oder von da in den Tartarus zu kommen.

Thales glaubte, die Erde schwimme auf dem Wasser etwa wie Holz, und erklärte daraus die Flüsse, Erdbeben u. s. w. Anaximander hielt die Erde für einen Cylinder, dessen Höhe dem dritten Theile der Breite gleich kommt. Nach Anaximenes

hat die Erde die Gestalt eines Trapezes oder Fisches. Diogenes aus Apollonia meinte, die Erde sey aus Luft entstanden und rund. Xenophanes läßt sie aus Luft und Feuer entstanden seyn und ihre Wurzeln bis ins Unendliche treiben. Pythagoras und Parmenides scheinen sich für die Kugelgestalt ausgesprochen zu haben, während Leucipp die Tympanongestalt für die richtige hielt. Die Ansicht von der Kugelgestalt erhielt das Uebergewicht durch Aristoteles, und sie hat nach ihm vorzüglich durch die Beweise von Dicaearchus und Archimedes bekräftigt die andern Ansichten verdrängt.

Die Römer, die Erben griechischer Intelligenz, betrachteten dieselbe als ausgemachte Thatsache.

Die verschiedenen Ansichten über die Gestalt der Erde theilt der Verf., indem er bis in die neueren Zeiten übergeht, in vier Perioden.

a) Von der frühesten Zeit bis auf Aristoteles: Vorstellung von der kreisrunden und länglichrunden Scheibenform, Discusform, Cylinderform mit hervorragender ebener Oberfläche, Tympanonform der Erdoberfläche, Würfelgestalt und Cylindergestalt mit 2 ebenen Grundflächen. b) Von Aristoteles bis Huygens und Newton: Lehre von der Kugelgestalt der Erde. c) Von Huygens und Newtons Lehre von der sphäroidischen Gestalt mit verkürzter Rotationsaxe. d) Untersuchung der Unregelmäßigkeiten in dieser Gestalt.

2. Ort der Erde. — Auch hier beginnen wir mit der den Sinnen am meisten entsprechenden Ansicht, nämlich, daß die Erde ruhe, unter ihr Hades und Tartarus, über ihr der Himmel. Es ist dieses die Ansicht Homers, Hesiods. In der Mitte des Weltalls frey schwebend dachten sich die Erde: Anaximander und Aristoteles; unterstützt glaubte sie: Anaximenes. Philolaus ließ die Erde und eine Gegen Erde um das Centralfeuer sich bewegen, um das auch die Sonne und die übrigen Planeten sich drehen. Plinius sprach sich für die Mittelpunktslage der Erde aus. Aristarch setzte die Sonne in die Mitte und ließ die Erde und die andern Planeten um sie kreisen; er hatte also ein System wie Copernicus, konnte jedoch damit nicht durchbringen, und Ptolemäus kehrte zu Aristoteles Lehre zurück, womit sich das Alterthum abschloß.

Auch hier ergeben sich mehrere Perioden. a)

Von Unbeginn bis auf Anaximander. Die Erde wird als eine von Wasser (Oceanus) umgebene und auf einer Unterlage (Wasser, Luft, Wurzeln zc.) ruhende Ebene gedacht, auf welche sich das feste (eherne, krystallene zc.) Himmelsgewölbe in Gestalt einer Halbkugel stützt. Die Erde wird in der Mitte dieser Ebene liegend gedacht. b) Von Anaximander bis auf Aristoteles. Das Universum wird als eine Sphäre dargestellt, in deren Mittelpunkt die Erde freischwebend und nicht unterstützt sich befindet. Die Kraft, welche die Erde in dieser Stellung erhält, wird als eine negative oder abstoßende betrachtet. c) Von Aristoteles bis Copernicus. Die Erde nimmt den Mittelpunkt des Weltalls ein. Sie wird durch eine ihr inwohnende Kraft (Schwerkraft) dahin getrieben und dort festgehalten. In dieser Periode bildet sich der Begriff der Schwerkraft. d) Von Copernicus an. Die Erde befindet sich nicht in der Mitte des Weltalls. Sie umkreiset die Sonne, den Centralpunkt unseres Planetensystems, in einer Entfernung von etwa 20000000 Meilen.

3. Bewegung der Erde. Beynahe alle Dichter und Philosophen des Alterthums erklärten sich, wie aus dem Obigen erhellt, für die Ruhe der Erde. Eine Ausnahme machen Philolaus, Heraclid, Ekphantus und Aristarch.

Bey den verschiedenen Ansichten lassen sich folgende Unterschiede machen. a) Ursprüngliche Ansicht von der Bewegungslosigkeit der Erde und der Bewegung der Sphäre mit den Sternen und den Himmelskörpern, um die Himmelserscheinungen zu erklären. — b) Versuch des Philolaus, die Erscheinungen durch Bewegung der Erde um einen Centalkörper zu erklären. — c) Versuch des Heraclid und Ekphantus den Wechsel von Tag und Nacht durch Drehung der Erde von Westen nach Osten zu erklären. d) Versuch des Aristarch, die Himmelserscheinungen dadurch zu erklären, daß er die Sonne in den Mittelpunkt setzte, und die Erde sich um sie in jährlicher Bahn und mit täglicher Achsendrehung in Bewegung dachte. e) Feststellung der Ansicht des Aristoteles, daß die Erde durch Naturgesetze in den Mittelpunkt der Sphäre getrieben werde und deswegen dort unbeweglich ruhe.

Diese Ansicht blieb die herrschende bis Copernicus mit seinem System auftrat und die Grund-

lagen der gegenwärtig herrschenden Ansicht schuf; er kannte aber nur Plutarch und Cicero, welche bloß das philolaische System und die Achsendrehung berühren, nicht aber Aristarch's Ansicht.

4. Schiefe Stellung der Erdaxe. — Sehr unklar waren in dieser Beziehung die Begriffe der Alten. Leucipp erklärte sich die Erscheinung dadurch, daß die Erde gegen Süden geneigt sey, weil dort weniger dichte Luft sich befinde. Diogenes von Apollonia und Anaxagoras glaubten, die Welt sey von selbst oder durch göttliche Fügung gegen Süden geneigt. Philolaus erkannte eine Neigung der Bahn der Erde um das Centralfener gegen die Bahn der Sonne und ebendaselbe. Zuerst scheint Pythagoras die Schiefe der Ekliptik bemerkt zu haben, obwohl Denopides aus Chios sich das Verdienst dieser Entdeckung zuschrieb.

Rücksichtlich der Größe der Schiefe haben wir verschiedene Angaben. Doch wurde nach der Bestimmung des Eratosthenes dieselbe als zwischen $23^{\circ} 50'$ und $23^{\circ} 52' 30''$ fallend angenommen.

5. Größe der Erde. — Hier ist nach dem Verf. zwischen der Größe der bewohnten Erde und der Größe des Himmelskörpers Erde zu unterscheiden, obwohl bey den Alten nicht immer strenge getrennt waren.

Zu den Zeiten der ältesten Dichter und Philosophen konnte natürlich von derartigen Bestimmungen nicht die Rede seyn und man stellte die Frage erst auf, als einmal von Anaximander der Versuch gemacht worden war, die Erde bildlich darzustellen.

Die bewohnte Erde setzt Eratosthenes in ihrer Länge (innerhalb der Säulen) auf 70,000 Stadien, die Breite auf 38,000 Stadien an. Andere Autoren finden wir mit anderen Angaben.

	Länge.	Breite.
Eudorus	70000 Stad.	d. Hälfte d. Länge.
Hipparch	70000 „	37400 Stad.
Artemidor	68549 „	36000 „
Sifidorus	9818000 Schritte	—
Mart. Capella	—	5462000 Schr.
Plinius	9818000 „	4490000 „
Aristoteles	70000 Stad.	40000 Stad.
Agathemeros	90000 „	40000 „
	70000 „	29000 „

Bezüglich der Erde als Himmelskörper konnten erst Bestimmungen gemacht werden als die Kugelgestalt derselben festgestellt war. Wir finden hier außer einigen Schätzungen die Berechnung des Eratosthenes, die auf der verschiedenen Länge des Schattens in Syene und Alexandrien beruht. Bey Cleomedes findet sich die Nachricht, den Bewohnern von Eysimachia und Syene sey bezüglich der Kopf des Drachen und der Krebs im Scheitel; erstere sind 20000 Stadien, letztere $\frac{1}{2}$ der Peripherie von einander entfernt. Posidonius berechnet den Umfang der Erde aus der verschiedenen Höhe des Canopus zu Alexandrien und Rhodus.

Als Resultate erhalten wir:

	Größe des Erdumfanges
nach Aristoteles:	400000 Stad.
— Archimedes u. Cleomedes:	300000 „
— Eratosthenes:	252000 „
— Posidonius:	180000 „

Nach der Reduction auf deutsche Meilen = $\frac{22843}{570}$ Stad. ergeben sich bezüglich: 9981, 7486, 6288, 4492 Meilen, während neuere Messungen denselben zu 5400 Meilen festgestellt haben.

Recherches sur l'organe de l'ouïe des mammifères.

(Schluß.)

Lassen sich also für die einzelnen Theile keine weiteren Differenzen in der Dichtigkeit dem Elasticitätsmodulus der Befestigungsweise angeben, auf welche zu schließen man bisher wenigstens gar kein Recht hat, so ist die aufgestellte Theorie selbst dann nicht zu halten, wenn man alle die beweglichen Theile der Schnecke selbst für vollkommen fähig zu Beugungsschwingungen erklären will. Denn während das Ohr 9 Octaven mit ihren einzelnen Intervallen zu unterscheiden vermag, reichte das in der Schnecke befindliche Instrument nicht aus die proportionalen Schwingungsmengen der jenseits der ersten Sexte gelegenen Töne wiederzugeben.

Am wenigsten könnte die *zona pectinata* bey der ganzen Vorrichtung etwas nützen, weil erstens die Längen der mit Saiten verglichenen Streifen auf ihr in der ganzen Schnecke bis nahe dem Gipfel sich gleich bleiben, zweytens weil Corti diese Streifen nicht über der Grundmembran der Zone frey hingepannt, sondern mit ihr verwachsen seyn läßt, was natürlich ihre Einzelschwingung von vorneherein unmöglich macht.

Ueber die Schwingungszahlen des ganzen membranösen Spirallattes kann man, wenn sie auch fähig wäre an verschiedenen Stellen ihrer ganzen Länge ungleich häufig zu schwingen, doch durchaus nichts Bestimmtes angeben, weil man den Spannungsgrad an ihren einzelnen Stellen nicht kennt; und weil derselbe möglicherweise gegen den Gipfel hin größer seyn, somit also auch die durch die größere Breite daselbst bedingte Verlangsamung der Schwingungen compensiren könnte. Seiner Theorie zu Liebe hätte Corti geneigt seyn müssen den von Todd und Bowman vermutheten *musculus cochlearis* zu adoptiren. Daß er dieß nicht gethan hat, giebt uns ein Zeugniß von der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er bey der mikroskopischen Diagnose verfährt. Daß wir jenes Gebilde als Muskel zu deuten nicht drängen, ist weniger verdienstvoll, weil wir seine Wirkung als Muskel nicht einsehen; indem man sich nämlich leicht überzeugen kann, daß es bey der bloßen Fortpflanzung des Schalles ganz gleichgültig ist, welchen Grad der Spannung eine so in Wasser ausgebreitete Membran besitzt, wie sie durch die *lamina spiralis membranacea* dargestellt wird.

So viele Ausstellungen wir auch an Corti's Hypothese zu machen hatten, und so wenig wir im Stande sind an ihre Stelle eine bessere zu setzen, so können wir nicht umhin in der so complicirten Anordnung der Theile der Schnecke einen Apparat zu erkennen, welcher akustischen Zwecken zu Liebe konstruirt ist und nicht bloß dazu bestimmt erscheint, als eine indifferente Unterlage für eine möglichst ausgedehnte Entwicklung der Nervenfasern im kleinsten Raum zu dienen.

Dürfen wir bey der Betrachtung eines Organes vom vergleichend anatomischen Standpunkt aus an der Ansicht fest halten, daß diejenigen

Theile die wesentlichsten sind, welche gleich bey dem ersten Auftreten des Organes in der Thierreihe angetroffen werden, wie z. B. an dem Labyrinth das Vorhofbläschen, so wäre bey der Schnecke ein durch eine häutige Platte in zwey Gänge abgetheilter Canal das Schema, wobey diese Platte eine große Menge dicht nebeneinander stehender Streifen zeigt; denn dieses ist die Form, unter welcher das Schneckenrudiment des Vogels uns entgegentritt. Bey diesem fehlen alle die beweglichen Anhängsel des membranösen Spirallattes; gleichwohl ist bekannt genug, wie scharf gewisse Vogelarten die Tonunterschiede aufzufassen vermögen, so daß sie dieselben mit Geläufigkeit selbst wiederzugeben im Stande sind.

Mit großer Wahrscheinlichkeit sind alle weiteren Vorrichtungen Compensationsmittel oder ganz allein für Verdichtungs- und Verdünnungswellen berechnet, deren Verhältniß jedoch zu den bestimmten Formen der Theile, welche in der Schnecke enthalten sind, erst dann erkannt werden kann, wenn unsere physikalischen Kenntnisse von derartigen Molekularvorgängen mehr erweitert seyn werden.

Ich enthalte mich daher jeder Hypothese, so sehr auch ein so eleganter Apparat, wie der hier besprochene, zur Aufstellung einer solchen verlocken könnte, und halte es für ganz verzeihlich, wenn Corti dieser Neigung nachgegeben, und eine Theorie versucht hat, wenn sie uns auch nur Gelegenheit gab genauer zu prüfen, welchen Zweck die einzelnen Theile dieser Vorrichtung nicht haben können und welche uns in der Ansicht bestärken mußte, daß auch die Schnecke nur dazu diene den Gehörnerv Einflüssen auszusetzen, welche in der Form des fortschreitenden Stoßes, der Verdichtungs- und Verdünnungswellen allein auf ihn einzuwirken im Stande sind.

Dr. C. Harless.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. September.

Nro. 38.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 2. August las Hr. Hofbibliothekcustos Krabinger:

Ueber den Verfall der kyrenäischen Pentapolis in den ersten Jahrhunderten n. Chr.

Was ich in dem am 7. Juli 1849. hier gehaltenen Vortrage über Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel in den Jahren 397 — 400 n. Chr. ¹⁾ über den zunehmenden Ruin dieser einst so berühmten und blühenden Landschaft, bey deren prachtvollen Trümmern noch heutiges Tages gelehrte Reisende ²⁾ mit Staunen und Wehmuth verweilen, nur kurz angedeutet habe, will ich heute weiter ausführen.

1) S. Bulletin d. k. Akad. d. W. 1849. Nr. 32 ff. oder gelehrte Anzeigen 1849. Nr. 205 ff.

2) Le Maire in Paul Lucas Voyage dans la Grece etc. T. II. p. 114. sq., Paol. della Cella (Reise von Tripolis an die Gränze von Aegypten im J. 1817. in Bertuchs neuer Biblioth. der wichtigsten Reisebeschreib. II. Hälfte der I. Centur. Bd. XXIX. S. 96. ff. u. J. R. Pacho in seiner Relation d'un Voyage dans la Marmarique, la Cyrénaïque etc. Paris. 1827. 4. mit Atl. in Fol.

Von den Zuständen Kyrenaita's, welches, von dem letzten Könige der Kyrenäer, Ptolemäos Apion, dem Römervolke als Erbtheil vermacht ³⁾, Anfangs einen kleinen Freystaat unter römischer Hoheit gebildet hatte ⁴⁾, später aber eine römische Provinz unter proprätorischer Statthalterschaft ⁵⁾ geworden, und, einige Zeit nachher, im Jahre 27 v. Chr., von Augustus mit der Insel Creta vereinigt und dem Senate zugetheilt, von einem Proconsul verwaltet wurde ⁶⁾, haben wir aus der Kaiserzeit nur spärliche Nachrichten; sey es, daß der Römer, welcher Alles nach der Größe des Umfangs und des Ertrages maß, die entfernt liegenden und kleinern Provinzen wenig beachtete, oder daß der häufige Wechsel der Herrscher, von denen die meisten despotisch walteten, die vielen innern und auswärtigen Kriege, die wiederholten Einfälle barbarischer Völker, die furchtbaren Aufstände in den Provinzen und andere denkwürdige Ereignisse die Aufmerksamkeit der Schreibenden auf wichtiger scheinende Gegenstände lenkten. So viel ist gewiß, daß die von Augustus getroffene Einrichtung auch unter seinen Nachfolgern in der nämlichen Weise bis auf Diocletianus oder Constantinus den Großen fortbestanden habe ⁷⁾, so daß die Städte Kyrenaita's das Recht sich selbst zu verwalten behielten und ihren eigenen Senat und ihre eigenen obrigkeitlichen Personen hatten ⁸⁾.

3) Thyrige Res Cyrenensium p. 274. seqq.

4) Livius epit. libri LXX.

5) Spanheim Observatt. in Callimach. p. 87.

6) Clausen de Synesio philosopho p. 193. sq.

7) Ebend.

8) Rasche Lexic. univers. rei numar. vett. T. I. XXXIII. 38

Sowie während der Republik, ebenso erlaubten sich zur Kaiserzeit die Statthalter in den Provinzen oft die größten Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, den ihnen anvertrauten Posten als eine reiche Goldgrube betrachtend ⁹⁾.

Solche Plünderer hatte von Zeit zu Zeit auch Kyrene. Unter der Regierung des Tiberius (21 n. Chr.) belagerte, wie Tacitus ¹⁰⁾ berichtet, Ancharius Priscus den Proconsul Gaius Cordus wegen Erpressungen, wegen welcher er im folgenden Jahre verurtheilt wurde. Unter Nero (60 n. Chr.) wurde Peditus Bläsus auf die Anklage der Kyrenäer, daß er den Schatz des Aesculapius angegriffen und bey der Truppenaushebung sich Bestechung und Parteilichkeit habe zu Schulden kommen lassen, aus dem Senat gestossen ¹¹⁾, und unter Vespasianus (71 n. Chr.) Antonius Flamma nach dem Erstattungsgesetze und seiner Grausamkeit wegen mit der Verbannung bestraft ¹²⁾.

Unter dem letztern Beherrscher der Römer und fast zu gleicher Zeit zieht ein anderes für Kyrenaika unheilvolles Ereigniß unsere Aufmerksamkeit auf sich. Nach Flavius Josephus ¹³⁾ zettelte nämlich der Jude Jonathan, seines Handwerks ein Weber, ein Erzbösewicht, welcher zur berichtigten Horde der Meuchler gehörte, und aus Alexandria entflohen war, sowohl in Kyrene, als in den benachbarten Städten einen Aufruhr an und verführte zweytausend Einwohner. Durch seine Ränke und Verleumdungen verleitete er, als er gefangen worden, sogar den römischen Statthalter Catullus, daß er dreystausend Juden auf einmal hinrichten ließ.

P. poster. p. 1165. D. a. u. Mannert Geograph.

- der Griechen und Römer Th. X. Abth. 2. S. 75.
 9) Schlosser in der universalhist. Uebers. d. Gesch. d. alt. Welt Th. III. Abth. I. S. 334. f.
 10) Jahrb. III. 38. u. 70.
 11) Tacit. Jahrb. XIV. 18.
 12) Tacit. Histor. IV. 45.
 13) Gesch. d. Jüd. Kr. VII. 11, 1. f. u. Selbstbiograph. S. 76. Vgl. Zonaras Jahrb. VI. 29. Bd. I. S. 561. ed. Pinder. Ueber die Rote der Meuchler s. Joseph. Gesch. d. Jüd. Kr. VII. 8, 1. u. 10, 1.

Weit verderblicher noch und gräuelvoll war die Empörung, welche die in der Umgegend von Kyrene ansässigen Juden im achtzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Trajanus (116 n. Chr.) unter der Anführung eines gewissen Andreas erregten. Sie mordeten, wie Dio Cassius ¹⁴⁾ erzählt ¹⁵⁾, Römer und Griechen, assen ihr Fleisch, umwanden sich mit ihren Gedärmen, bestrichen sich mit ihrem Blute und zogen ihre Häute an. Viele durchsägten sie sogar in der Mitte vom Scheitel herab, warfen andere wilden Thieren vor und zwangen wieder andere zum Zweykampfe, so daß zweymalshundertzwanzigtausend Menschen umkamen und die Provinz ganz entvölkert wurde ¹⁶⁾. Um ihr wieder aufzuhelfen, schickte der Kaiser Hadrianus im Jahre 122. Pflanzler dahin ¹⁷⁾. Aus Dankbarkeit für diese großmüthige Unterstützung ließ der Senat eine Münze prägen mit dem Kopfe des Hadrianus und der Aufschrift RESTITVTOR. AVG. LIBYAE. S. C. ¹⁸⁾. In diese Zeit fällt ganz gewiß auch die Gründung einer neuen Stadt zwischen Teuchira und Berenike, welche von dem Erbauer den Namen Adriane oder Hadrianopolis erhielt ¹⁹⁾.

Daß unter der Regierung des nämlichen Kaisers, im J. 133., als ganz Judäa, um an den Römern Rache zu nehmen, weil sie dort, wo einst Jerusalem gestanden, eine neue Stadt, Aelia Capitolina, erbaut und an die Stelle des Tempels einen andern dem Jupiter zu Ehren aufgeführt hatten, sich erhob, die Juden aus allen Ländern schaarenweise ihrem Mutterlande zueilten und das ganze Römerreich darüber in Bewegung kam, da viele

- 14) Richtiger Cassius Dio. S. Kreuzer in d. Münchener gelehrten Anzeigen 1851. Bd. XXXIII. Nr. 4. S. 38. Not. 2.
 15) LXVIII. 32. Euseb. Kirchengesch. IV. 2. u. Chronice. Canon. lib. poster. p. 381. ed. A. Mai u. Zonaras Jahrb. XI. 22. Bd. II. S. 513.
 16) Drosius VII. 12.
 17) Dros. a. a. O. u. Euseb. chron. Can. I. c. p. 382.
 18) Eckhel. Doctr. numorr. vett. P. II. Vol. I. p. 497.
 19) Mannert Geogr. d. Gr. u. Röm. Th. X. Abth. 2. S. 87.

Anderer des Gewinnes wegen sich an die Juden angeschlossen und den Römern großen Schaden zufügten, auch die libysche Pentapolis schweres Unglück erlitten habe ²⁰⁾, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Alein nicht bloß politische, sondern auch physische Ereignisse griffen auf die nachdrücklichste Weise in die Schicksale Kyrenaika's ein. Unter den Kaisern Gallus und Volustianus und unter Valerianus und Gallienus richtete im ganzen Römerreiche, wie gleichzeitige Schriftsteller ²¹⁾ erzählen, die Pest furchtbare Verheerungen an. Sie brach im J. 252. ²²⁾ in Aethiopien ²³⁾, der Heimat der Seuchen, aus, wie einst jene denkwürdige, welche im peloponnesischen Kriege in Athen wüthete, nachdem sie eben daselbst ihren Anfang genommen und sodann nach Aegypten und Griechenland sich verbreitet hatte. Diesmal aber drang sie nach Alexandria und Aegypten herab und zog sich von da nach Nordafrika. Dem Drosius ²⁴⁾ zufolge blieb fast keine Provinz, kein Staat, kein Haus davon verschont und nach Kedrenos dauerte sie fünfzehn Jahre, indem sie jedesmal im Herbst begann und bis zum Aufgang des Hundsterns anhielt ²⁵⁾. „Unerhört war,“ wie Pontius ²⁶⁾ berichtet, „die Verwüstung, welche diese scheußliche Krankheit anrichtete; sie raffte den Tag hindurch mit dem größten Ungestüm eine unzählige Menschenmenge weg und verbreitete sich von

Haus zu Haus unter dem angst erfüllten Volke.“ Daß sie nach der Richtung, die sie genommen, zu urtheilen, und bey der allgemeinen Verbreitung und langen Dauer Kyrenaika unberührt gelassen haben dürfte, ist nicht wohl denkbar. Dazu kamen von Zeit zu Zeit heftige Erdbeben ²⁷⁾. Eine der schrecklichsten Landplagen waren die gewaltigen Heuschreckenschwärme, welche, von dem Mittagwinde herbeigeführt, die Saaten und Rinde der Bäume verzehrten und, wenn sie von dem nämlichen Winde in das Meer geworfen und todt von der Fluth an das Ufer geschwemmt worden, durch die Fäulniß und den Gestank, den sie verbreiteten, die Luft ganz verpesteten; Hungersnoth und Seuchen waren die unausbleibliche Folge ²⁸⁾. Deshalb war schon in ältern Zeiten von den Römern den Kyrenäern unter Androhung schwerer Strafe befohlen worden, die Heuschrecken drey mal im Jahre zu bekriegen: zuerst nämlich die Eyer, dann die Brut, zuletzt die Erwachsenen zu zertreten ²⁹⁾. Die Befolgung dieser weisen Anordnung war aber späterhin, wie es scheint, ganz aus der Acht gelassen worden.

Schweres Unglück anderer Art traf die Bewohner Kyrenaika's zu Ende des dritten und zu

20) Dio Cass. LXIX. 12. Euseb. chr. Can. I. c. p. 381. 383. u. 384. u. Zonar. VI. 29. Bd. I. S. 561. u. XI. 23. Bd. II. S. 517. f. Denn in Kyrenaika war durch die Begünstigung der Ptolemäer die jüdische Bevölkerung außerordentlich angewachsen. S. Thirge Res Cyrenens. p. 219. seqq.

21) Eyprian. üb. d. Sterblichkeit K. 10., Pontius im Leben d. h. Eyprian. K. 9., u. Dionys. von Alexandr. bey Euseb. in der Kirchengesch. VII. 21. u. besond. 22.

22) Nach andern 255.

23) Kedren. Bd. I. S. 452. ed. Bekk.

24) Thukyd. II. 48. u. Lucret. VI. 1140.

24) VII. 21.

25) Kedren. a. a. D.

26) U. a. D. Wie sich die Krankheit geäußert habe, ersieht man aus Eyprian a. a. D. und Gregor.

von Nyssa üb. d. Leben d. Gregor. Thaumast. in Gregor. Nyss. Opp. T. III. p. 576. C. Vgl. Schnurrers Chronik der Seuchen Th. I. S. 96. f. u. Haesers histor. - patholog. Untersuchungen als Beyträge zur Gesch. der Volkskrankheiten Th. I. S. 77. ff.

27) Synes. Br. 58. S. 201. u. Br. 67. S. 211. C.

28) Ebd. Br. 57. S. 192. B. u. 193. AB. u. Br. 58. S. 201. B. Vgl. Hieronym. in Joel c. 2. Tom. VI. p. 186. D. sq. u. 195. A. ed. Vallars. Eine unter dem Consulate des M. Plautius Hypsäus und M. Julius Flaccus, im Jahre 125. vor Ehr., auf diese Weise herbeigeführte Pest hatte nämlich in Mauritanien, in Karthago, in Utika und in Kyrene unter Menschen und Thieren furchtbare Verheerungen angerichtet. In Kyrene allein sollen achttausend Menschen daran gestorben seyn. S. Livius epit. libr. LX., Jul. Obsequens de Prodig. c. 90., Augustin. de civit. Dei III. 31. geg. d. E., Dros. V. 11.

29) Plin. Naturgesch. XI. 35 (29.).

Anfang des vierten Jahrhunderts unter der Herrschaft des Diocletianus.

„Diocletianus, der Erfinder der Lasten und Urheber der Uebel,“ sagt Lactantius ³⁰⁾, „richtete durch Geiz und Furchtsamkeit alles zu Grunde. Er nahm drey Mitregenten an, theilte den Erdkreis in vier Theile (292) und vervielfältigte die Heere, indem jeder von ihnen eine weit größere Anzahl von Kriegeren zu haben trachtete, als die vorigen Fürsten gehabt, da sie allein den Staat verwalteten. Die Zahl der Empfangenden war um so viel größer, als die der Gebenden, daß, nachdem durch maßlose Auflagen die Kräfte der Landbebauer erschöpft waren, die Grundstücke verlassen wurden und die bebauten Plätze sich in Wald verwandelten. Und um Alles mit Schrecken zu erfüllen, wurden auch die Provinzen in Stücke zerschnitten; jeder Bezirk und fast jede Stadt erhielt eine Menge Vögte und mehrere Beamte, ebenso eine Menge Rechnungsführer, Amtsgehilfen und Stellvertreter der Statthalter, und alle diese hatten sehr selten mit bürgerlichen Verhandlungen, sondern meistens nur mit Vertheilungen und Gütereinziehungen, mit Vertreibungen unzähliger Dinge und bey diesen Vertreibungen mit unerträglichen Plackereyen zu thun.“

Als im J. 305. Diocletianus und Maximianus Herculius die Regierung niedergelegt und in das Privatleben sich zurückgezogen hatten ³¹⁾, theilten die zwey andern Mitregenten, Constantius und Galerius, das Reich unter sich ³²⁾. Während der erste mit Gallien sich begnügte, fielen dem andern die übrigen Provinzen zu. Kaum aber hatte dieser die höchste Gewalt erlangt, so war sein Streben einzig darauf gerichtet, den Erdkreis, den er sich geöffnet, mit Drangsalen zu erfüllen ³³⁾. Was aber das Elend und den Jammer öffentlich und allgemein machte, war der Census, den er auf einmal in allen Provinzen und Städten ausschreiben ließ. Das alle Begriffe übersteigende grausame Verfahren, welches bey dieser Vermögensschätzung gehandhabt wurde, schildert Lactantius ³⁴⁾ sehr ausführlich.

(Fortsetzung folgt.)

30) De mort. persecut. c. 7.

31) Eutrop. Brev. histor. Rom. IX. 27. f.

32) Ebd. X. 1.

33) Lactantius in d. angef. Schrift c. 21. Vergl. c. 22.

34) C. 23.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat Juli 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von Hrn. Dr. Ferdinand Piper in Berlin:

Ueber die Gründung der christlich archäologischen Kunstsammlung bey der Universität zu Berlin und das Verhältniß der Christlichen zu den Klassischen Alterthümern. Berlin 1851. 8.

Von der Harmonie der Sphären. Berlin 1850. 8.

Vergleichender Kalender für 1851. Berlin 1851. 8.

Das St. Elmsfeuer. Berlin 1851. 8.

Von Hrn. Dr. Fischer de Waldheim in Moskau:
Literae de ommatolampe et trachelacantho. Mosquae 1851. 4.

Von Hrn. Dr. Goldenthal, Prof. in Wien:

Il Dante Ebreo ossia il Picciol Santuario, poema; dal Rabbi Mosè, medico di Rieti. Vienna 1851. 12.

Von Hrn. J. G. Krabinger, Custos der k. Hof- und Staatsbibliothek dahier:

Synesii Cyrenaei Opera. Tom. I.: Orationes et homiliarum fragmenta. Landshuti 1850. 8.

Von Hrn. Professor Sillig in Dresden:

C. Plini secundi naturalis historiae libri XXXVII. Vol. I. Hamb. 1851. 8.

Von Hrn. Dr. Spiegel, Professor in Erlangen:

Avesta die heiligen Schriften der Parsen. Zum ersten Male im Grundtexte sammt der Huzvaresch-Üebersetzung herausgegeben. I. Abth. Leipz. 1851. 8.

Von der archäologischen Gesellschaft in Athen:

Ἐπιγραφὰὶ ἀνέκδοτοι. Athen 1851. 4.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. September.

Nro. 39.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Verfall der kyrenäischen Pentapolis in den ersten Jahrhunderten n. Chr.

(Fortsetzung.)

Im J. 323. schwang sich Flavius Valerius Constantinus zum Alleinherrscher empor. Dieser theilte im J. 331. das Reich in vier Theile, in den Orient, Illyricum, Italien und Gallien³⁵). Jeder derselben stand unter einem Praefectus Praetorio, welcher mehrere Diöcesen unter sich hatte, von denen jede wieder mehrere Provinzen zählte. Die libysche Pentapolis wurde jetzt, wenn nicht schon unter Diocletianus, von Creta getrennt und bildete eine eigene Provinz der Diöcese Aegypten, welche, unter der Oberleitung des Praefectus Praetorio des Orients stehend, von einem Praefectus Augustalis verwaltet wurde, dem der Praeses (ἡγεμών) von Kyrenaika untergeordnet war³⁶). Diese Einrichtung hatte sich noch bis zu Synesios Zeiten erhalten.

35) Zosimos II. 33, 2. S. hiezu Keikemeier S. 555. f.

36) Zosim. a. a. O. und d. Libell. provinciarum Romani. ed. ab Ant. Schonhovoio (a. G. der Verhepf. Ausg. d. Eutrop.) p. 767., Bellej Observations sur Phist. et sur les monum. de la ville de Cyrène in d. Mém. de l'Acad. des inscriptt. et belles-lettres. Tom. XXXVII. p. 386., Clausen de Synes. philos. p. 194. seqq.

Daß nach solchen Katastrophen die so schwer bedrängte Pentapolis dem Untergange immer näher gebracht werden mußte, liegt klar vor Augen. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn Ammianus berichtet³⁷), daß um das J. 362. unter der Regierung des Kaisers Julianus Kyrene, die alte und einst so berühmte Hauptstadt des Landes, bereits „verödet“ war.

Wie anderwärts, so wütheten in der Folge auch in Kyrenaika, dem Sammelplatze der verschiedenartigsten Secten³⁸), die Kämpfe der Arianer³⁹) mit den Bekennern des Nikänischen Glaubensbekenntnisses; und während im Osten und Norden asiatische und europäische Barbaren das Reich überflutheten, brachen in Africa die raubgierigen Ausrarianer⁴⁰) und andere maurische Völker, welche an

37) XXII. 16, 4.

38) Der Karpokratianer (s. Fuldner de Carpocratianis in Illgens historisch-theolog. Abhandlungen. III. Denkschr. d. histor.-theolog. Gesellsch. 3. Leipz. S. 180. ff. u. Gesen. de Inscriptione Phoenicio-Graec. in Cyrenaica nuper reperta ad Carpocratianorum haeresin pertinente. Hal. 1825. 4.), Sabellianer (s. Dionys. v. Alex. bey Euseb. in d. Kirchengesch. VII. 6. u. 26.), Eunomianer (s. Synes. Br. 5.) u. A.

39) Der Arianismus hatte in Kyrenaika sehr um sich gegriffen. S. Clausen S. 162. f.

40) So Ammian. Marcellin. XXVI. 4, 5., anderwärts (XXVIII. 6, 1. u. 13.) hingegen gebraucht er Ausrarianer, Synesios Ausrarianer (Br. 57. S. 193., A. u. B. Catastas. S. 300. B. 302. D.). Br. 78. 221. B. aber lesen die Ausgaben

die Provinz Tripolis gränzten, in den Jahren 364. und 370. in die römischen Besetzungen ein und erfüllten alles mit Mord und Brand ⁴¹⁾. In dem darauf folgenden Jahre wurden die Maziker ⁴²⁾, ein kriegerisches und abgehärtetes Volk, östlich von dem cäsariensischen Mauritianien wohnend ⁴³⁾, mit den Römern handgemein. Wenn sie sich auch eine Zeit lang ruhig gehalten hatten, so stürmten sie wie wilde Thiere wieder aus ihren Bohnsitzen hervor und zogen, durch einige gelungene Angriffe und Ueberfälle kühner gemacht und von Raubgier getrieben, immer weiter ostwärts. Um das Jahr 395. verwüsteten die Mazaker und Auryorianer, wie sie Philostorgios ⁴⁴⁾ nennt, Libyen und einen Theil von Aegypten und drangen sogar in die sketische Wüste ein.

Durch solche Unglücksschläge außer Stand gesetzt, die Abgaben zu entrichten, sahen sich die Einwohner der Pentapolis, wie ich in meinem ersten Vortrage gezeigt habe, genöthigt, im J. 397. den gelehrtesten, freymüthigsten und beredtesten ihrer Mitbürger, den Philosophen Synesios, an das Hoflager nach Constantinopel zu senden, um den Kaiser um Nachlaß der Steuern zu bitten. Synesios war, nachdem er drey unselige Jahre an dem thrakischen Bosporos zugebracht hatte, endlich so glücklich, seinem hartbedrängten Vaterlande Erleichterung zu verschaffen. Bey seiner Rückkehr aber, im J. 400., fand er es schon wieder von barbarischen Horden bekriegt ⁴⁵⁾.

Unter dem Consulate des Kristänetos, im J.

Αουριανόν, die elnen Handschriften hingegen *Αουριανόν*, die andern *Αουριανόν*. Philostorgios (Kirchengesch. XI. 8.) schreibt Auryorianer. *Ασωριανόν* bieten der Wolfenbüttler und ein Münchner Cod. in d. Catast. des Synesios S. 300. B.

41) Ammian. a. a. O.

42) Ammian. XXIX. 5, 25. Synesios (Br. 130. S. 265. A.) nennt sie Maketer, Philostorgios a. a. O. Mazaker.

43) S. Valois z. Ammian. Marc. XXIX. 5, 17.

44) a. a. O.

45) Synes. Br. 61. S. 205. B.

404. ⁴⁶⁾, brachen, während die Hunnen in Thracien einfielen und das östliche Syrien verwüsteten und in Asien die Saurier Alles verheerten ⁴⁷⁾, die Maketer aufs Neue in das pentapolitanische Libyen ein ⁴⁸⁾. Damals befehligte Kerealios ⁴⁹⁾ das Heer in dieser Provinz, ein Mann, um Geringes erkaufbar, unbekümmert um Ehre, untrügerisch, lässig im Frieden, dessen er sehr kurze Zeit genoß; denn er bedurfte nicht lange, um Alles umzustürzen und in Verwirrung zu bringen. Was den Soldaten gehörte, eignete er sich zu und bewilligte ihnen dafür Dienstfreiheit, ihnen gestattend, sich dahin zu begeben, wo einer sich nähren zu können glaubte. So machte er es mit den einheimischen; da er aber die fremden nicht ausbeuten konnte, so beutete er durch sie ⁵⁰⁾ die Städte aus, indem er diese Truppen nicht dahin führte und versetzte, wo es zweckmäßiger, sondern, wo es für ihn einträglicher war; denn da den Städten der Aufenthalt derselben lässig wurde, so fanden sie sich mit Gold ab. Bald erfuhren dieß die Maketer ⁵¹⁾ und das Gerücht verbreitete sich von den Halbbarbaren zu den Barbaren. Diese strömten sogleich schaarenweise daher, schleppten die Jugend fort, verbrannten die Saaten und trieben die Heerden weg. Durch die Feigheit der Heerführer war das Land ohne Schwertschlag in die Gewalt der Feinde gerathen; nur diejenigen, welche die festen Plätze erreichten, kamen mit dem Leben davon, während die, welche auf den Ebenen ergriffen worden, wie Opferthiere hingeschlachtet wurden. Kyrene fand sich im Belagerungszustand, und man fürchtete, es möchte, wenn er sich in die Länge zöge, Wassermangel die Uebergabe der meisten Burgen ⁵²⁾

46) Br. 133. S. 268. A. Vergl. Clausen S. 36. u. 92.

47) Le Beau Hist. du Bas-Emp. par Saint-Martin. T. V. p. 250. sqq.

48) Synes. Br. 130. S. 265. A. u. Br. 132.

49) Br. 130. S. 264. A. f.

50) Ebend. S. 265. A., wo $\delta\epsilon\ \alpha\upsilon\tau\omega\upsilon$ statt $\alpha\upsilon\tau\omega\upsilon$ zu lesen ist.

51) Ebend.

52) Von Cluge nach Kyrene, welche bloß drey Wegstunden von einander entfernt sind, traf della Cella nur auf Bruchstücke alter Gebäude, zertrümmerte

erzwingen ⁵³). Als Kerealios sah, in welche Gefahr er das Land gebracht, ließ er sein Gold auf mit zwey Segeln versehene Frachtschiffe laden und ankerte auf hoher See. Eine kleine Facht überbrachte seine Befehle: daß man innerhalb der Mauern bleiben, keiner über die Gräben setzen, noch den unbezwingbaren Feinden entgegenziehen soll; oder er erklärte hoch und theuer, daß er schuldlos sey. Zugleich gebot er, des Nachts vier Wachtposten auszustellen ⁵⁴).

In diesen Tagen der Gefahr übernahm nun Synesios, vermuthlich auf Verlangen seiner Mitbürger die Vertheidigung Kyrene's und zeigte sich als einsichtsvollen und unerschrockenen Führer, rastlos sorgend für die Rettung seiner theuren Vaterstadt. Wachenb des Nachts auf den Binnen derselben, sah er oft in der Stunde Lärmfeuer, zündete selbst sie an und gab den Andern Zeichen ⁵⁵). Sogleich nach Anbruch des Tages ritt er aus, so weit als nur möglich, und beobachtete, ganz Ohr und Aug, Alles sorgfältig, was die Plünderer trieben ⁵⁶). Nächtlicher Weile machte er mit der jungen Mannschaft die Runde um die Höhe. Auch hatte er in seinem Gefolge Krieger von der Schaar der Balagriten ⁵⁷), welche, ehe Kerealios die Statt-

halterschaft erhielt, berittene Bogenschützen waren; nachher aber, als dieser sein Amt antrat, da er ihnen die Pferde hatte verkaufen lassen, nur Bogenschützen wurden. Dem Synesios aber genügten sie auch als Unberittene; denn der Bogenschützen bedurfte er der Brunnen und des Flusses wegen, weil es innerhalb der Mauern an Wasser fehlte ⁵⁸). Zunächst hatte er sein Augenmerk auf die Verfertigung einer Maschine gerichtet, mit der man die größten Lasten von Steinen in die weiteste Entfernung von den Thürmen schleudern könnte ⁵⁹); auch ersuchte er seinen Freund Olympios, welcher sich in Seleukia aufhielt, ihm Bogen und besonders lange, mit eisernen Spitzen versehene und cylinderförmig gerundete Pfeile und brauchbare Pferdzüume zu schicken ⁶⁰). Doch zogen, wie es scheint, die Feinde des langen Weileus überdrüssig, damals wieder ab, nachdem sie allenthalben Alles ausgeplündert und verwüstet hatten, ohne daß Kyrene von ihnen eingenommen ward.

Aller Wahrscheinlichkeit nach aber wiederholten sie im nächsten Jahre ihren Einfall in das kyrenäische Gebiet ⁶¹). Da Synesios sich auch jetzt voll

Schlösser u. „Damit,“ sagt er S. 97., „sind die Wege nach Kyrene wie bedeckt. Die Menge von Schlössern auf diesen Höhen machte mich zweifelhaft, ob es wirklich Wohnungen reicher und mächtiger Privatpersonen, oder ob sie zur Vertheidigung des Vaterlandes errichtet gewesen, oder endlich auch, ob, wenn von bewohnten und von Nomaden durchschwärmten Feldern die Rede wäre, der civilisirete Theil der Nation in der Verwelsfältigung dieser Freystätten ein Mittel gefunden, sich dahin zu retten, wenn etwa die Elnigkeit zwischen beyden Völkern aufgehoben war.“

53) Synes. Br. 133. S. 269. C.

54) Br. 130. S. 265. CD.

55) Ebendaf.

56) Br. 132. S. 267. D.

57) Br. 132. S. 268. A. Die Balagriten, deren Synes. auch Br. 104. S. 241. B. erwähnt, waren Bürger von Balagrä in Kyrenaiska, welches vor Alters durch den aus Epidaurios stammenden Asklepiosdienst (s. Pausanias II. 26. 9.) berühmt war. S. P. Din-dorf in II. Steph. Thes. Graec. ling. Vol. II. S. 64. D. Siebelis z. Pausan. Bd. I. S.

230. und Mannerts Geogr. d. Gr. u. Röm. Th. X. Abth. II. S. 83. Pacho (Voyage dans la Marmarique et la Cyrénaïque p. 170.) glaubt das alte Balacris (Tab. Peuting. VIII. E. Vielmehr Balacra, wie Mannert a. a. O. gibt), nach Ptolemäos fünfzehn, nach der Peut. Taf. zwölf Mill. von Kyrene entfernt, in den ansehnlichen Ruinen des heutigen Bénéghdem gefunden zu haben, und hält es, auf die libysche Stadt Balis (in der Nähe von Kyrene, s. Stephan von Byz. unt. d. B.) hindeutend, für eine Colonie der Phöniker, den Namen von der phönikischen Gottheit Balens oder Baal ableitend. Jerrig vermuthete demnach Clausen S. 209. Anm. 3., das Wort stamme von Βούλυα, Volga, so daß Bulgritae, Bulgari gemeint seyen, oder von βάλλιον, salire (also legio velox), da von berittenen Bogenschützen die Rede ist.

58) Br. 132. S. 268. A.

59) Br. 133. S. 269. D.

60) Ebendaf. S. 270. A.

61) S. Clausens Chronotax. d. Br. d. Synes. am Ende seiner Commentat. de Synes. P. V. Br. 51—56. (nach seiner Anordnung) ob. 107. 122. 113. 125. 108. 104.

Feuereifer an die Spitze der Landesvertheidigung stellte ⁶²⁾, so müssen wir vermuthen, daß von Constantinopel aus die nöthigen Vorkehrungen für die Vertheidigung der Provinz nicht getroffen wurden, obgleich er im vorigen Jahre dem Kriegsminister Simplicios die bedrängte Lage derselben und das feige Benehmen des Kerealios mit den lebhaftesten Farben geschildert hatte ⁶³⁾.

Während nun die Feinde Alles inne hatten, überall Beute machten, und täglich das Volk haufenweise hinschlachteten, sah man nirgends einen römischen Soldaten ⁶⁴⁾. Die, denen oblag, das Land zu vertheidigen, hatten sich rings zerstreut und in Höhlen verkrochen. Diesem geflohenen Zustande ein Ende zu machen, war Synesios angelegentlichstes Streben ⁶⁵⁾. Er ermunterte die Jünglinge, und sobörte sie auf, den Feinden entgegenzugehen und sich als Männer zu zeigen, ihnen das heldenmüthige Benehmen der Acurumitischen Priester, welche nach dem Gottesdienste das Landvolk versammelten, so gleich dem Feinde entgegenrückten, und ihn schlugen, als Muster, vorhaltend, und besonders den Diacon Faustus, welcher ohne Waffe, bloß mit einem Stein in der Hand, zuerst einen bewaffneten Feind getödtet, und, nachdem er ihm die Waffen abgenommen, Viele über ihm hingestreckt hatte, mit den größten Lobsprüchen erhebend ⁶⁶⁾. Schon hatten die Barbaren, sich den südlichen Bezirken zuwendend, Battia verheert, Aprosytis angegriffen, die Saaten verbrannt, das Land verwüstet und die Weiber fortgeschleppt; ja nicht einmal des männlichen Geschlechtes geschont, obgleich sie früher die Knaben lebendig zu fangen pfliegen ⁶⁷⁾; da bot nun Synesios das Landvolk auf, bewaffnete es und schickte sich an, es mit den Feinden aufzunehmen. Er hatte eine bedeutende Menge zusammengebracht und hoffte, daß, wenn es zum Vorrücken käme, weit mehrere unaufgefodert sich anschließen würden ⁶⁸⁾.

Man war bereits einige Male vergebens ausgerückt ⁶⁹⁾, als eines Tages gegen die Abenddämmerung beide Theile in gebirgiger Gegend einander zu Gesicht bekamen. Die Barbaren, armselige Männlein, die, wie es schien, der Hunger zum Kriege getrieben, stiegen, noch außer der Schußweite, von den Pferden, und rüsteten sich zum Kampfe. Das Nämliche that Synesios; denn die Gegend war zum Reiten nicht geeignet. In Schlachordnung gestellt, erwarteten die Feinde ihre Gegner, um, wenn diese angriffen, sie abzuwehren. Da aber keiner der beyden Theile den Kampf begann, schlugen jene zuerst den links führenden Weg und nach ihnen die Kyrenäer den zur Rechten ein, keiner schneller, als Schritt für Schritt und langsam gehend, damit der Rückzug nicht einer Flucht ähnlich sähe ⁷⁰⁾. Ob es später zu einem Treffen gekommen, oder die Feinde, mit der gemachten Beute sich begnügend, das Land verlassen haben, wissen wir nicht.

In diesem Jahre bekleidete Anthemios außer dem Consulate die Praefectur des Orients, die er neun Jahre lang verwaltete. Welch große Hoffnungen sein Name einflößte, erseht man aus Johannes Chrystomos, welcher aus Rufusum, dem Orte seiner Verbannung, an ihn schrieb ⁷¹⁾: er wünsche nicht ihm zum Consulate und zur Praefectur, sondern diesen beyden Würden Glück, weil sie nicht ihn schmückten, sondern von ihm geschmückt wurden; weil er jetzt in den Stand gesetzt sey, die glänzendsten Beweise seiner Weisheit und Barmherzigkeit zu geben und von denen, welche von schwerem Unglück betroffen worden, tausend Gefahren abzuwenden, und weil die, welche Unrecht leiden, die Zeit seines hohen Amtes als ein gemeinsames Fest feyern werden.

(Schluß folgt.)

62) Br. 107, 113, 125.

63) Br. 130.

64) Br. 107.

65) Ebendaf.

66) Br. 122.

67) Br. 125. S. 260. D.

68) Ebendaf. S. 261. AB.

69) Br. 104. S. 244. B. und D.

70) Ebendaf. S. 246. BC.

71) Br. 147. Bd. III. S. 686. ed. Montfauc.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8 September.

Nro. 40.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Verfall der kyrenäischen Pentapolis in den ersten Jahrhunderten n. Chr.

(Schluß.)

Synesios rühmt ihn, daß er die Fähigkeit, das Glück und die Geschicklichkeit besaß, die Staaten zu retten⁷²⁾, und erwähnt seiner öfter mit dem größten Lobe⁷³⁾. Um so befremdender aber ist es, daß unter diesem ausgezeichneten Staatsmann damals für die unglückliche Pentapolis nichts geschah. Nicht minder befremdet es, daß man bey der Befetzung der Praefecturen in den Provinzen höchst unvorsichtig zu Werke ging, so zwar, daß man, anstatt die rechtschaffensten Männer zu wählen, Leute von dem schlechtesten Rufe dahinschickte⁷⁴⁾; denn in diesen Zeitpunkt fällt die Ernennung eines gewissen Theilas, welcher in jüngeren Jahren das Kupplergeschäft mit Auszeichnung getrieben hatte (zu seiner Cohorte gehörte die Mime Andromache, die schönste Blüthe des Frauengeschlechtes damaliger Zeit), zum Heerführer der ehemuthvollen markomannischen Soldtruppen in Kyrenaika, von denen man unter einem andern

Befehlshaber Wunder der Tapferkeit hätte erwarten dürfen⁷⁵⁾, und bald darauf erhielt dort Johannes, ein Großsprecher und berühmt durch seine Gewandtheit im Flieden⁷⁶⁾, durch den Einfluß des Verschnittenen Antiochos, des allvermögenden Günstlings des Kaisers Arkadius⁷⁷⁾, die Statthaltertschaft.

75) Br. 110. S. 252. D. f.

76) Br. 104. S. 243. D. 244. B. 245. D. 246. A. und CD.

77) Br. 110. S. 253. BC. Dieser Antiochos, von Theophanes (Vd. I. S. 125. et Classen) als *Θαυμαστος καὶ λογιώτατος ἀνὴρ* gerühmt, hatte sowohl unter Arkadius, als unter dem minderjährigen Theodosios einen gewaltigen Einfluß auf Staatsangelegenheiten. Als Erzieher, Lehrer und Oberkammerherr des letztern benahm er sich aber so übermüthig, daß Pulcheria, des Kaisers ältere Schwester, als sie im Jahre 414 die Zügel der Herrschaft ergriff, ihn sogleich vom Hofe entfernte. S. Theophanes, S. 127. f. Doch wußte er sich nachher bey dem Kaiser wieder in Gunst zu setzen und gelangte sogar zur Würde eines Patriciers. Der Mißbrauch der kaiserlichen Gunst aber bewirkte endlich seinen Sturz. S. Theophanes. S. 148. Höchst charakteristisch ist die Stelle des Isidoros von Pelusion Br. I. 36., wo er ihm den Rath gibt: *καὶ ἐπειδὴ οὐ μόνον διάκονος τυγχάνεις τῆς βασιλείας, ἀλλὰ καὶ ἄγεις, αὐτὴν καθὼς βούλεις, σπεύσον ἀναρῆσαι τὸ δίκαιον καταπεδὸν πρὸς ἀσθένειαν, ἢ μᾶλλον πρὸς αὐτὸν ὑπάρχον τὸν θάνατον, ἵνα τὸ δίκαιον εὐρησῇς εὐμενὲς δικασήριον, εἰ καὶ νῦν αὐτοῦ πολλάκις σοι ἐνθύμησις οὐχ ὑπέροχεται, ὑπὸ τῆς ὑπερρουῆς φαντασίας ἐπισημένῃ.* Darnach zu urtheilen, dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß er das Hauptübelnenniß gewesen, daß der edle Anthemios mit seinen

72) Br. 73. S. 220. A.

73) Ebendas. S. 220. D. Br. 49. S. 187. D. Catasc. S. 299 (nicht 301) C.

74) Br. 73. S. 221. A.

Der AUSBUND aber aller Schlechtigkeit und Verruchtheit unter den Landvögtern Kyrenaike's war Andronikos von Berenike⁷⁸⁾, seines Gewerbes ein Thunfischfänger⁷⁹⁾, der während der Reichsverwaltung des Anthemios unter dem minderjährigen Throdosios den Jüngern durch Bestechung⁸⁰⁾ die Präfectur seines Vaterlandes erlangt hatte, obgleich ein altes Gesetz, welches vor Kurzem eingeschärft worden war, denjenigen, der sich um die Statthalterchaft seines Vaterlandes bewerben würde, mit vielen und schweren Strafen bedrohte⁸¹⁾.

Andronikos trat sein Amt im Jahre 409 an⁸²⁾. Sein Vorgänger, Gennadios der Ehrer, hatte der Pentapolis vielfachen Nutzen verschafft. Besonders wird an ihm gerühmt, daß er ohne Härte und Zwang bloß durch Klugheit und Ueberredung viel Geld in den Staatsschatz brachte, weshalb Niemand eine Thräne vergoß, Niemand ein Grundstück verkaufte. Dessenungeachtet beschuldigte ihn Andronikos der Unterschlagung der öffentlichen Gelder und ließ einen Sachwalter, der sich nicht als Ankläger hatte gebrauchen lassen, in das Gefängniß werfen⁸³⁾.

Dieser Unmensch, von Synesios die ärgste Landplage⁸⁴⁾ genannt, ersann eine Menge der schrecklichsten Folterwerkzeuge⁸⁵⁾ um die rechtchaffensten und schuldlofesten Männer auf die unerhörteste Weise zu martern⁸⁶⁾. Zumeist hatte er es auf die Steuerpflichtigen abgesehen, von welchen er unter den verschiedensten Anschuldigungen Geld zu erpressen suchte⁸⁷⁾. Sein treuer Genosse und

weisen Rathschlägen nicht immer durchbringen konnte, und daß oft Menschen der schlechtesten Art zu den angesehensten Stellen befördert wurden.

78) Br. 57. C. 193. C. 195. B. 198. AB. Br. 58. C. 201. B. D. Br. 79. C. 224. C.

79) Br. 57. C. 197. D.

80) Br. 58. C. 201. B. und 202. A.

81) Br. 73. C. 220. D.

82) S. Claus. Amneck. 6. 3. C. 203.

83) Br. 73. C. 221. C.

84) Br. 58. C. 201. B.

85) Ebendas.

86) Br. 57. C. 195. C. und 197. A. Br. 58. C. 202. B. Br. 79. C. 224. C.

87) Br. 79. C. 224. CD.

Rathgeber war Thoas, den er vom Gefängnißaufseher zum Gefälleinnehmer befördert hatte⁸⁸⁾. Keiner, der etwas besaß, kein Reicher kam ungeißelt davon; ja, während der Sklave nach Hause eilte, um Gold herbeizubringen, ward sein Gebieter gehauen und hatte schon einige Finger verloren⁸⁹⁾. Zu seinem Zeitvertreib ließ er den Maximinos und Kleinias⁹⁰⁾, die er wegen eines geheimnißvollen Traumes in den Kerker warf, holen und auf die Folterbank legen. Thoas hatte nämlich eine Reise nach Constantinopel gemacht und erzählte nach seiner Rückkehr, daß dem Anthemios, welcher damals am Fieber darniederlag, geträumt habe, er werde nicht eher genesen, als bis Maximinos und Kleinias getödtet worden⁹¹⁾.

Diese gräuelsvollen Zufritte veranlaßten den Synesios, welcher im Jahre 410 den Bischofsstuhl von Ptolemais⁹²⁾ bestiegen hatte, sich nach Constantinopel an Anastasios⁹³⁾, der dort in großem Ansehen stand, zu wenden, daß er allen seinen Einfluß aufbieten möchte, Ptolemais von jenem Ungehener zu befreien. Da aber seine dringenden Vorstellungen ohne den gewünschten Erfolg geblieben und der Wütherich Frevel auf Frevel häufte und alle Ermahnungen des Bischofs fruchtlos waren⁹⁴⁾, beschloß Synesios, ihn und seine Genossen mit dem Kirchenbann zu belegen⁹⁵⁾.

Bald darauf wurde Anysios⁹⁶⁾ als Befehlshaber nach Kyrenaike geschickt, ein Mann voll Einsicht, Kriegsmuth und Thatkraft und unter allen Heerführern, welche je in die Provinz gekommen, der gottesfürchtigste und gerechteste.

88) Ebendas. D.

89) Ebendas.

90) Br. 79. C. 225. A. 227. D.

91) Ebendas. C. 225. D. und 226. A—C.

92) S. Tillemont Mémoires pour servir à l'hist. ecclesiast. T. XII. p. 516. seqq., Stolberg's Gesch. d. Religi. Jes. Chr. Th. XV. C. 16 ff., Clausen p. 113. seqq.

93) Br. 79. C. 227. CD.

94) Br. 57. C. 195. D. 197. A. 198. A. und Br. 79. C. 226. D.

95) Br. 57. C. 198. B. und Br. 58. C. 202. D.

96) Br. 57. C. 193. B. und Catast. p. 306. D.

In diesem Jahre waren über tausend aufurianische Reiter ⁹⁷⁾ in das Land gefallen. Anysios hatte nur vierzig Unnigarden ⁹⁸⁾ um sich; denn dieser glaubte er sich zu Allem bedienen zu müssen, da er sich auf die dort stehenden zahlreichen römischen Truppen, sowohl Reiter, als Fußgänger, nicht verlassen konnte. Jene allein vermochten seine Entwürfe auszuführen. Mit dieser Rotten durchzittete er als ihr Führer und Mithämpfer das Feld, erschien überall rasch und siegte, wo er sich zeigte. Er brachte den Feinden eine solche Niederlage bey, daß nur der fünfte Theil davon übrig blieb. Hätte er zweyhundert solcher Streiter gehabt, so hätte er den Krieg in das Land der Barbaren hinübergespielt. Einen weit schwierigeren Kampf jedoch kämpfte er gegen die Zügellosigkeit der heimischen Soldaten und gegen die Habsucht ihrer Anführer. Er nahm keine Geschenke an und verschmähte sogar rechtmäßigen Gewinn.

Unterdessen verübte Andronikos, obgleich er Besserung gelobt hatte, wieder die scheußlichsten Verbrechen: er verbannte die angesehensten Männer, ließ andere zu Tode martern und zog ihre Güter ein. Jetzt säumte Synesios gegen ihn nicht länger mit dem Kirchenbann, mit dem er ihn früher bedroht; den er aber auf die Fürsprache seiner ältern Amtsgenossen zurückgehalten hatte, ungeachtet er von Andronikos, weil er ihn zu gut kannte, keine Sinnesänderung erwartete ⁹⁹⁾; doch zeigte er sich in der Folge, als er sah, daß er in das größte Elend gerieth, sanft und mitleidsvoll gegen ihn, und suchte seine unglückliche Lage so viel als möglich zu erleichtern ¹⁰⁰⁾.

Da nun die Zeit der Statthalterschaft des Anysios bald dem Ende nahte, versammelten sich

die dankbaren Pentapoliten und faßten den Beschluß, sich mit der Bitte an den Kaiser zu wenden, daß der wackere Befehlshaber nicht abberufen und die Zahl der tapfern Unnigarden auf zweyhundert erhöht werden möchte. Um diesem Gesuche Nachdruck zu geben, verfaßte Synesios seine Schrift zum Lobe des Anysios ¹⁰¹⁾. Allein so gerecht auch der Wunsch und die Bitte der Bewohner der Pentapolis war, so fanden sie doch kein Gehör; Anysios wurde abberufen und an seiner Statt der greise und kränkliche Innocentius ¹⁰²⁾ als Dux nach Aynenaisa gesandt.

Ehe Anysios aus der Provinz schied, sprach Synesios in einem Schreiben, das er an ihn gerichtet ¹⁰³⁾, noch den Wunsch aus: er möchte sich dafür verwenden, daß man den braven Unnigarden den Vorzug vor allen Soldaten, nicht bloß vor den heimischen, sondern auch vor denen, welche je als Hülfstruppen in diese Gegenden gekommen, einräumen; daß man sie nicht unter die heimischen einreihen und ihnen nicht alle Vortheile entziehen möchte, welche sie vor den andern bisher genossen. Zugleich fügte er den Wunsch bey: er möchte in einem Berichte an den Kaiser das Ansuchen stellen, daß die bisherige Anzahl derselben um hundert und sechzig vermehrt werden möchte.

Kaum aber war Anysios, der die Pentapolis noch ein Jahr aufrecht erhielt ¹⁰⁴⁾, nach Constantinopel zurückgekehrt, als die Aufurianer, welche sich, so lange er die Heerführerstelle in der Provinz bekleidete, nicht mit ihrer ganzen Macht über das Land ergossen, sondern auf Streifereien sich verlegten, indem sie bald zurück-, bald heransprangen, mit ihren Reiterschaaren die Ebenen überschwemmten ¹⁰⁵⁾. Die römischen Soldaten waren in den Mauern eingesperrt und die einen dahin die andern dorthin zerstreut, wie zur unseligen Zeit des Kerealios, ohne daß sie einander nützten, weil sie nicht vereint wirkten ¹⁰⁶⁾. So hatten die Feinde gewon-

97) Catast. p. 305. D. seqq.

98) Die Unnigarden oder Hunnigarden, welcher Synesios auch Br. 78. C. 223. B. und 224. A. und Catast. p. 300. A. C. D. und p. 301. A. erwähnt, waren vermuthlich in römischem Solde stehende Hunnen. S. Clausen S. 209. Anm. 5. und Schloffer in d. unversalhist. Uebers. d. Gesch. d. alt. Welt. Th. III. Abth. 3. S. 430.

99) Br. 72. und Br. 58. C. 203. A.

100) Br. 90 (nicht 89). C. 230. D. f.

101) C. 305. f. u. Catast. p. 299. D. f.

102) Catast. p. 299. A. und 302. A.

103) Br. 78.

104) Catast. p. 299. D. f. und Br. 59. C. 203. C.

105) Catast. p. 300. B.

106) Ebendas.

nenes Spiel. Sie, im vorigen Jahre rüstig und zur Flucht gewandt, belagerten jetzt die Städte, rissen die Mauern der Flecken nieder und breiteten sich mit dem Heere rings um die Städte aus¹⁰⁷). Sie umgarnten das Land mit der größten Zuversicht; ihnen war kein Berg zu hoch, keine Burg zu fest; sie durchzogen das ganze Land, durchspähten jede Gegend und führten die Einwohner ohne Unterschied des Alters in die Sklaverey¹⁰⁸); sie schonten nicht der Tempel, nicht der Heiligthümer¹⁰⁹). An vielen Orten im Barkäer Gebiete wühlten sie die neuen Grabmäler auf; allenthalben im Nebengelände von Ptolemais steckten sie die Kirchen in Brand und verwandelten sie in Schutt. Die geweihten Fische benützten sie zur Fleischtheilung und die heiligen Gefäße, welche zur Ausspendung des Abendmahls gebraucht wurden, wanderten in Feindes Land zum Dämonendienste; nichts zu erwähnen von den Burgen, die sie zerstörten. Fünftausend Kameele beluden sie mit der Beute und kehrten um das Dreyfache verstärkt zurück, weil sie sich durch den Zuwachs an den Gefangenen um so viel vermehrten. Pentapolis war eine Wüste geworden.

Auf den altersschwachen Innocentius folgte im Jahre 412 Marcellinus als Dur. Bey seiner Ankunft traf er die Städte im Kriegszustande, von außen bedrängt von der Menge und Wuth der Barbaren, von innen von der Zuchtlosigkeit der Soldaten und der Habgier der Feldhauptleute. Wie ein Gott erscheinend, bändigte er durch Eine Schlacht die Feinde, zügelte durch tägliche Wachsamkeit die ihm Untergebenen und stellte so die Ruhe in den Städten her, von beyden Uebeln sie befrevend; er verschmähte die Vortheile, die durch das Herkommen als rechtmäßig erschienen, ging nicht auf Reichthum aus, kränkte nicht die Armuth, und zeigte sich ehrerbietig gegen Gott, gerecht gegen die Bürger, leutselig gegen Hülfsuchende¹¹⁰).

So berichtete der Bischof Synesios in seinem und seiner Gemeinde Namen in dem darauffolgenden

Jahre an den Kriegsminister Simplikios¹¹¹), als Marcellinus nach seiner Zurückkunft nach Constantinopel von seinen ränkevollen Gegnern in den Anklagestand versetzt worden war. Synesios und die Ptolemaïten hätten gewünscht, daß die Verhandlung bey ihnen Statt gefunden hätte, damit er und seine Gemeinde sich sowohl allgemein als einzeln dabey hätten betheiligen können, um dem vor trefflichen Marcellinus den Tribut ihrer Dankbarkeit darzubringen. Der Bischof würde im Namen der Gemeinde das Wort geführt haben. Da aber dies unmöglich war, so legte er unaufgefordert schriftliches Zeugniß ab.

Damit endet die politische Thätigkeit des Synesios, der mit treuer Liebe an seinem Vaterlande hing, für dasselbe lebte und litt¹¹²). Höchst wahrscheinlich starb er nicht lange nachher¹¹³), von Gram gebeugt, einerseits über die traurigen Geschehnisse, welche über Kyrenaisa hereinbrachen¹¹⁴), andererseits über die häuslichen Unfälle, die ihn trafen¹¹⁵). Großen Kummer verursachte ihm auch, daß er nicht so, wie er gewünscht, für das allgemeine Beste wirken konnte¹¹⁶). Mit seinem beredten Munde verstummte zugleich die Geschichte der libyschen Pentapolis.

- 111) S. Clausen S. 223. Anm. 3 und S. 207. Anm. 4.
 112) Br. 94. S. 232. C. und Hymn. III. 435. ff. und 473. ff.
 113) Entweder im J. 414 oder 415. S. Clausen S. 226.
 114) Catast. p. 299 (nicht 301). D. 302. C 303. A.
 115) Synesios lebte, ehe er Bischof wurde, in glücklicher Ehe, und hatte drey Söhne, welche ihm in kurzer Zeit nacheinander durch den Tod entrißen wurden. Der letzte starb vor der Belagerung von Ptolemais im Jahre 411. S. Br. 70. und 126. Ferner Br. 10. S. 170. C. u. Br. 16. S. 173. AB. Vgl. Clausen S. 223. Anm. 2.
 116) Man sehe Br. 57. S. 194. A. und vergleiche damit Br. 79. S. 226. D. 227. B. und C. und Br. 81. an die Philosophin Hypatia.

107) Ebendas.

108) Ebendas. S. 301. B.

109) Ebendas. S. 302. A — D.

110) Br. 62. S. 205. CD.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. September.

Nro. 41.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Coup d'oeil général sur les Possessions Néerlandaises dans l'Inde Archipelagique, par J. C. Temminck. Leide 1849. 3 Vol. 8.

Zwey Jahrhunderte lang war Holland die herrschende Macht in der östlichen Inselwelt und sie blieb, trotz der 1781 gegründeten batavischen Genossenschaft für Künste und Wissenschaften, mit dem Schleyer des Geheimnisses umzogen. Die Werke der Prädikanten und einiger deutschen Aerzte im Dienste der holländischen Compagnie, wie Valentyn und Kämpfer, bilden rühmliche Ausnahmen. Wenige Jahre der englischen Herrschaft auf Java und den Molukken genügten, eine gründliche Kenntniß der Reiche der Natur und des Geistes anzubahnen. Durch die Arbeiten von Marsden und Leyden, Raffles und Crawfurd sind erst die Malayen, Javanen und Bugis in die Weltgeschichte eingeführt worden. Alle die aus Racheiferung der Briten hervorgegangenen Bestrebungen, die Unternehmungen der Holländer unzerer Tage zu Wasser und zu Land, die neuen Kolonien und Häfen, die wissenschaftlichen Expeditionen und schriftstellerischen Erzeugnisse blieben größtentheils hinter dem englischen Musterbilde zurück und entsprachen kaum, was auch Temminck wiederholt beklagt, den billigsten Erwartungen. Das Werk des Hrn. Temminck selbst bleibt ebenfalls bey allem schätzbaren statistischen Material, welches es darbietet, hinter den ähnlichen Arbeiten der Engländer zurück, um deren Schmähungen zu widerlegen es vorzüglich unternom-

men wurde. Ein Hauptgrund der Mangelhaftigkeit der Uebersicht der niederländischen Besitzungen im indischen Archipelagus besteht wohl in der Zertheilung des Stoffes nach Gruppen, wodurch die zusammengehörenden Thatsachen auseinandergerissen und häufige Wiederholungen nothwendig werden. Der erste Band beschreibt die Java-Gruppe; der zweyte Sumatra und Borneo; der dritte Celebes, Halmahera, Timor, die Molukken, dann die noch weiter östlichen Inselgruppen und den Theil Papuanien's, welcher den Holländern gehört. Die Geographie und Naturgeschichte, die statistischen Verhältnisse und die historischen Begebenheiten dieser Inselwelt werden dann in besondern Abschnitten dargestellt. Es finden sich hier eine große Anzahl zum Theil aus amtlichen Quellen geschöpfter neuer Thatsachen, die sich leicht zu einem vollständigen gerundeten Gemälde des niederländisch-östlichen Kolonialreiches vereinigen lassen. Die natürlichen und ethnographischen Verhältnisse, die geschichtlichen Ereignisse und staatlichen Vorkehrungen auf allen diesen Inseln gleichen sich in dem Grade, daß die einzelnen Gruppen nur wenig Eigenthümliches darbieten.

Wie diese Inselwelt eine Fortsetzung des asiatischen Festlandes bildet, so ist auch ihre Bevölkerung nur eine Fortsetzung der südasiatischen; die Richtung, welche die unterirdische Kraft in der Bildung der Inseln nahm, bezeichnet auch den Weg der Wanderung. Einzelne Personen und Familien, die zufällig diese oder jene Straße einschlugen, wurden die Gründer ganzer Stämme. Die Bevölkerung, durch das Meer von den großen Ebenen und langen Thälern des

Festlandes abgeschnitten, durch hohe Berge und dichte Wälder eingeschlossen, konnte sich aber nur wenig vermehren. Ebenso beschränkt und zufällig waren auch die Wanderungen von einer Insel zur andern. Wir können in der Geschichte der Inselwelt zwey große Perioden unterscheiden. Die erste, in der die Bewohner des asiatischen Tafellandes durch die südöstlichen Thäler und Berge wandernd an den Grenzen des Archipelagus erschienen, wo sie unter dem Einfluß ihrer neuen Heimat Nomaden wurden. Die zweyte, in der sie sich an den Ufern und über das Innere der zahlreichen Inseln ausbreiteten, dort eine Menge kleiner Stämme bildeten, die trotz der Familienähnlichkeit zu besonderer Sprache und Sitte emporgewachsen. In diesem Zustande von Einsamkeit und Verlassenheit wurden sie von den Reisenden der übrigen civilisirten Welt aufgefunden; die hier ihre Civilisation zu verbreiten suchten und wirklich verbreiteten. Aber dieselben Ursachen, welche die rohen Bewohner getrennt hielten und in viele Stämme sonderten, verhinderten auch die allgemeine Verbreitung der fremden Civilisation. Viele eingeborne Nomaden der See und des Waldes bieten dem europäischen Beobachter heutigen Tages noch die Eigenthümlichkeit einer Zeit dar, wo seine eigenen Vorfahren so roh und noch wilder waren. Wir begegnen im Innern der Wälder Menschen, die spärlich mit Baumrinde bedeckt sind. Sie leben von wilden Früchten und Thieren, die sie mit scharfen Augen gleich einem Raubthiere erspähen und mit vergifteten Pfeilen erlegen.

Wir sehen Leute in einsamen Buchten und Wasserstraßen auf kleinen Barken; sie sind ihre Wiege, ihr Haus und Todtenbette; die mehr cultivirten Stämme trennten sich von den übrigen und benützen nicht selten ihre geistige Ueberlegenheit zur Unterdrückung der Barbaren. Sie verwandeln die fruchtbaren Flächen in Reisfelder und beschatten die niedlichen Hütten aus Bambus, Nibong und Palmblätter mit dem schönen Kokosbaum. Rings um seine Wohnung baut der gebildete Pflanzer Früchte, um deren Wohlgeruch und Mannigfaltigkeit ihn der europäische Luxus beneidet. Hier stehen blühende Bäume und Stauden, wie sie kein Treibhaus des

Westens besitzt. Ist die Aernte vorüber, dann sucht der Malaye den Wald durch und forscht nach indianischem Rohr, nach wohlriechenden Hölzern, Del, Wachs, Gummi, Guttapercha, nach Farben, Kampher, wilden Muskatnüssen und Elefantenzähnen. Der Küstenbewohner sammelt Fische, Fischmöven, Schnecken, Seegras, Schildkröten, seltene Korallen, und Perlmutter. Der Bewohner der östlichen Inselgruppen macht jährlich große Reisen an die australischen Küsten, um den Trepang zu fangen. In vielen Gegenden gedeiht Pfeffer, Kaffee, Betel in sehr großer Menge; dann Tabak, Ingwer und andere Gewächse. Da, wo die esbare Schwälbe lebt, wird in Bergen und Höhlen eifrig nach ihrem Neste geforscht. In vielen Theilen gräbt man Sinn, Spiesglas, Eisen, Gold und Diamanten. Die gebildeten Völker machen auch Kleider und Waffen, sowohl zum eigenen Gebrauch als zur Ausfuhr. Die Bugis, das erste Seevolk im Archipelagus, so wie viele malayische Handelsleute führen die Produkte ihres eigenen Landes und diejenigen, welche sie von benachbarten Stämmen und wilden Völkern eintauschen, zu Markte. Obwohl dem Bewohner des Archipelagus jener unermüdlche Fleiß mangelt, der den Europäer und den Chinesen auszeichnet, so gewährt seine Industrie doch einen mannigfachen erfreulichen Anblick. Er arbeitet aber nur so viel, als die Natur seines Landes erfordert; er braucht die Welt in keine Werkstätte zu verwandeln wie der Chinese, noch bedarf er großer Schätze, um sich gegen die rauhe Witterung und mißliche Zeiten zu schützen.

Während nun in den vulkanischen Gegenden von Java, Celebes und andern Theilen des Archipelagus die Bevölkerung zunahm, eine der Natur angemessene Industrie sich bildete und verschiedene Völkerschaften sich entwickelten, wurden andere von Natur weniger begünstigte Inseln der Sitz großer Räuberhorden, die von Zeit zu Zeit bedeutende Flotten ausfanden, um die Seefahrer ihrer Güter und Freyheit zu berauben, und Frauen und Kinder der Heimat zu entführen. Aus den Buchten und Strömen von Borneo und Johor von den zahlreichen Inseln zwischen Singapura und Banka, sowie von andern Theilen des Archipelagus werden Jahr für

Jahr solche Fahrten ausgerüstet. Keine Küste ist so dicht bevölkert, kein Hafen so gut geschützt, um vor ihnen sicher zu seyn; wo Kraft nicht hinreicht, nehmen sie zur List ihre Zuflucht. Es werden Menschen am hellen Tage in den Häfen von Pinang und Singapura gestohlen. Erst vor Kurzem befreiten Holländer Leute aus der Sklaverey, die aus ihrer Wohnung in der Provinz Wellesley gestohlen, dann durch den Hafen von Pinang und die Straße von Malacca gegen Süden geführt wurden. Der gewöhnliche Aufenthalt dieser Seeräuber ist nicht weit von den europäischen Niederlassungen. Die Seeräuber des Archipelagus werden aber in der nächsten Zeit dem mächtigern Arme Großbritanniens ebenso unterliegen, wie dieß mit den Landräubern in Hindostan geschehen ist. Die Niederlassung der Engländer auf Borneo und die Kolonisirung der Insel Labuan wird wohl einen neuen Abschnitt bilden in der Culturgeschichte der siebzehn bis achtzehn Millionen Inseln der südasiatischen Inselwelt.

In den persönlichen und geselligen Verhältnissen dieser Völkerschaften findet man eine wunderbare Mischung von Einfachheit und Kunstthätigkeit, von Rohheit und Verfeinerung. Doch überwiegen die Tugenden bey weitem ihre Fehler. In sittlicher Beziehung unterscheiden sie sich sehr und zwar zu ihrem Vortheile von den Chinesen und Hindu. Unziehend ist die eigenthümliche Verbindung von Höflichkeit und Ungezwungenheit, welche sie auszeichnet. Nirgends als in Piratenländern oder in jenen Gegenden, welche mit dem Europäer, dem gemeinen Chinesen und Hindu in Verbindung stehen, sehen wir auch nicht bey dem Aermsten eine unverschämte Miene oder einen frechen Blick. Nirgends eine Unbescheidenheit. Fluchen und Schimpfen ist dem Eingebornen fremd. In ihrem gegenseitigen Verkehr sind sie höflich, munter und offen, dabey klug und bedächtig. Ihre Unterhaltungen sind verschiedener Art. Sie lieben Musik, Poesie und Romane; sogar im gewöhnlichen Leben bringen sie gehaltvolle Bemerkungen, Sprüchwörter und poetische Anspielungen vor. Wie die Pflanzen, so kommen auch die Menschen des Archipelagus dem Europäer eine Zeit lang ganz fremd vor. Farbe, Gesichtszüge, Kleidung und

Gewohnheiten, Sitten und Sprache scheinen die einer neuen Welt zu seyn. Aber mit dem Reiz der Neuheit schwindet auch diese Ansicht. Täglich sieht man mehr, wie trotz der großen äußerlichen Verschiedenheit, trotz einer andern Natur und Geschichte, die wesentlichen innern Merkmale mit denen der Europäer übereinstimmen. Je tiefer wir eindringen, desto mehr zeigt sich diese Uebereinstimmung. Es sind nicht bloß alle gemein menschliche Eigenschaften, es sind eigenthümliche Sitten und Gebräuche, eigenthümliche abergläubische Ansichten, die mit den unsrigen übereinstimmen. Und gerade in den entlegensten Gebirgen des Archipelagus, wo die Menschen seit Jahrtausenden fern von allem fremden Einflusse leben, gerade dort finden wir die größte Aehnlichkeit mit den Bewohnern Europas. So sehen wir bey dem Sakun, ist auch seine Hüfte mit der Terapinde bekleidet, ist er auch mit dem Sompitan und den vergifteten Pfeilen bewaffnet, dennoch dieselben schlichten und muntern Sitten, dieselben einfachen Ideen, wie der ungebildete Landmann in den entlegenen Gegenden unsers Erdtheils sie hat. Wenn er von seinen Tänzen, seinen Liedern erzählt, so erinnert dieß unwillkürlich an die heitern, freyen, wenn auch etwas rohen Sitten der untern ländlichen Classen des Westens. Frey von den zurückstossenden Vorurtheilen und dem gekünstelten Schmucke der Hindu und Muselman stimmen ihre Gebräuche mit denen des ungebildeten Europäers in vielen Beziehungen überein. Eine gleiche Stufe der Kultur erzeugt gleiche Sitten und Gewohnheiten.

Die ursprünglichen Zustände der indochinesischen Bevölkerung, der Bewohner des östlichen Inselreiches und Australiens, — welche größtentheils zu einer einzigen Menschenrasse gehören —, bevor ihrer Berührung mit den verschiedenen Culturvölkern der Erde, mit den Chinesen, den Hindu, Arabern und Europäern, erkennt man heutigen Tags noch an den nicht unbedeutenden Resten der Berg- und Waldbevölkerung dieser Gegenden. Sie blieben innerhalb der Quertäler und Schluchten, innerhalb der Moore und Urwälder geschützt, frey von dem Andrang der mannigfachen auf die Küstenstriche und Flachländer eindringenden Bildungsweisen. So die Nagas in

Ufam, die Kufis nordöstlich von Eschitagong, die Whong der Insel Niäs und mehrere andere Barbaren innerhalb der malayischen Halbinsel und der australischen Inselwelt, gemeinhin Arasura oder Harasura, richtiger Alfores oder Alforjas, was freye Leute bedeutet, geheissen. Wilde Kraft und körperliche Ueberlegenheit gelten ihnen als die einzigen Vorzüge des Menschen. Nur die Köpfe erschlagener Feinde oder wenigstens ein einziger befähigen zur Heirath. Diese Wilden machen Einschnitte in ihre Körper, welche wie Ordenszeichen sich mehren, im Verhältniß zum Verdienste, zur Zahl der Ermordeten. Den bösen Geistern opfern sie Menschen, Schweine und Geflügel, um Unheil abzuwenden. Malt sich doch auch sonst ein Jeder den Gott nach seinem eigenen Bilde. Die Gesittung, welche Mariner auf Tonga und Cook auf Tahiti gefunden haben, gehört schon zu einer vorgerücktern Stufe der einheimischen Bildung.

Andere Stämme geben Zeugniß von der Berührung mit einer fremden Civilisation, obgleich sie noch auf dem breiten Grunde der Barbarey stehen, wie die Korinschi und Singo zu Ufham, die Batta auf Sumatra und die Dajak in Borneo. Sie besitzen Schriftzeichen, gebrauchen Sonne, Mond und die fünf Planeten zur Bezeichnung der Wochentage; sie haben Vor- und Zunamen, führen Ehrenbenennungen und andere Auszeichnungen. Auch werden in den Gemarken dieser Barbaren Ruinen einzelner nach Indien weisender Gebäude vorgefunden, und viele an indische Religionen erinnernde Namen und Gebräuche. So verehren die Dajak neben ihrem einheimischen unsichtbaren Gotte Tappa, den Battara oder Avatara der Hindu. Die Wochennamen der Batta und Savanen auf Bali und Siam sind, mundartige Verschiedenheiten abgerechnet, dieselben und stimmen bis auf zwey mit denen der Telugu im Süden der indischen Halbinsel zusammen.

Eine dritte Klasse lebte in einer dauernden Verbindung mit den civilisirten Völkern; es sind sogar Spuren vorhanden von einer auf dem Grunde der indischen Civilisation fortschreitenden Entwicklung. So die Malayen Menangkabus auf der Westküste Sumatras und das Reich Madjapahit zu Java. Selbst

der Name Malaye kann jetzt auf indischen Ursprung zurückgeführt werden. Ansiedler aus Malayala, das heißt, dem Gebirgslande der indischen Halbinsel, haben sich auf Sumatra niedergelassen; von diesen Malayalim oder Malabaren mögen anfänglich bloß die Küstenbewohner, dann eine ganze Abtheilung der Polynesier den Namen Malayen erhalten haben. Sind doch die Völkerbenennungen gewöhnlich fremden Ursprungs; die Einheimischen ersinnen keinen allgemeinen Namen; sie nennen sich nach ihren Stämmen und Bohnsizen. Sitten und Gesetze der Malayen geben heutigen Tags noch ein lebendiges Zeugniß von diesen indischen Ansiedlungen, worunter wohl das unter den malayischen Muselman geltende Erbrecht der Nair am auffallendsten ist. Wegen der gewöhnlich stattfindenden Vielmännerey erben bey dem Stamme der Nair, nicht die für eigene Kinder geltenden Söhne und Töchter des Hauses, sondern die Schwesterkinder. Dasselbe Gesetz gilt in allen den verschiedenen Fürstenthümern, Stämmen und Familien der Malayen, obgleich hier der andere malabarische Brauch, aus welchem dieß Erbrecht hervorgegangen, der größte Gräuel wäre. Die Wohnungen in vereinzeltten Höfen ringsum von Aekern und Wiesen umgeben, wie sie in ächt germanischer Weise bey den Malayen stattfinden, so wie die Gemeindeverfassung scheint ebenfalls aus Malayalim entlehnt zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. September.

Nro. 42.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

Coup-d'oeil général sur les Possessions Néerlandaises dans l'Inde Archipelagique, par C. J. Temminck.

(Fortsetzung.)

Wann diese indischen Kolonisationen begonnen und wie weit sie sich in östlicher Richtung verbreitet haben, wird wohl niemals mit Sicherheit bestimmt werden können. Ihre Anfänge fallen sicherlich bereits in die Jahrhunderte kurz vor unserer Zeitrechnung. Die reichen Naturerzeugnisse dieser Länder, worunter auch die häufig vorgefundenen edlen Metalle, haben wohl bereits in sehr frühen Zeiten die Chinesen und Hindu herangezogen. Der verständige auf Gewinn und Wohlleben sinnende Bewohner des Mittelreichs hält sich fern von jedem Fanatismus; fremde Völker zu bekehren ist seine Sache nicht; die zahlreichen chinesischen Ansiedler sind daher nirgendwo umgestaltenden Einflusses gewesen, obgleich sie hie und da, wie auf Borneo, sogar selbstständige Reiche gegründet haben. Ganz anders der Hindu, vorzüglich der Hindu buddhistischen Glaubens. Die heilbringende Lehre des Schakiamuni allenthalben zu verkünden ist ihm, wie dem Christen die Verbreitung des Evangeliums, vorgeschrieben. Von Kalinga auf der Ostseite der indischen Halbinsel — des Salingana unserer Tage — scheint vorzüglich die Verbreitung der Kultur und Religionen über die ostasiatischen Inselgruppen selbst bis zu den Papuas ausgegangen zu seyn. Kling heißen jetzt noch die Hindu bey den Javanen, Malayen und Bugis. Die griechischen Kauffahrer hörten in den Häfen Malabars von

dieser ausgedehnten, nach Osten sich erstreckenden Welt aus dreizehn bis vierzehnhundert Inseln, und haben uns mehrere hierauf bezügliche, jetzt vollkommen verständliche Nachrichten und Namen überliefert. Sie kennen Savadio und wissen, daß das Wort Sersteninsel bedeutet; sie kennen Theile Sumatras und Borneos, Banka- und die Sundainseln, Sinda bey Ptolemäus; die im äußersten Osten gelegenen Maniola erinnern sogar an Manilla der Philippinen. Ihre fischeffenden Aethiopier, die wilden schwarzen Leute östlich des goldenen Ocherones sind die Papua oder Nigritos Australiens. Es nahm der Grieche Aethiops, Land der Aethiopier, in demselben ausgebreiteten Sinne wie wir Schwarze und Land der Schwarzen. Diese Schwarzen, Papua d. h. Krauslockige nennt sie der Malaye, erstrecken sich von der malayischen Halbinsel durch die Louisiaden und Salomons zu den neuen Hebriden bis nach den Fidshi-Inseln, ihre äußerste Grenze im Osten. Die Fidshi sind die gebildetsten der ganzen östlichen Negerrasse; sie stehen nicht weit hinter ihren Nachbarn der Freundschaftsinseln zurück. Solche Nachrichten der Alten berechtigten zu der Annahme einer grenzenlosen Ausdehnung Asiens nach Osten und Mittag, welche, wie Marciari sich ausdrückt, selbst ein mit göttlicher Kenntniß versehenener Mann nicht bestimmen könne. Sie wurde von den arabischen und europäischen Reisenden des Mittelalters, namentlich durch die Berichte Marco Polos bestätigt, und gab die nächste Veranlassung zu dem folgenreichen Irrthum des Weltentdeckers Kolon.

Seit dem achten und neunten Jahrhundert besuchten arabische Kaufleute und Geistliche die südöst-

lichen Länder und Inseln Asiens. Sie gründeten Ansiedelungen an den Küsten und gewinnen dem Islam zahlreiche Anhänger, welche sich gegen die indische Civilisation, gegen die indischen Religionen — Brahmanismus und Buddhismus standen hier in gleichem Ansehen — erheben und sie bis auf wenige sprechende Reste zu Boden schlagen. Stumme Zeugnisse in den Literaturen und Schriftformen, in den Bauwerken und Gesetzgebungen sind in großer Menge vorhanden. Die Inseln Lombok und Bali, deren Name selbst indisch ist und die mächtige bedeutet, wurden am wenigsten von den muselmanischen Einflüssen berührt. Das Hinduwesen hat sich hier so ziemlich unverehrt erhalten; selbst Bruchstücke der epischen Dichtungen und Wedas wurden in den letzten Jahren vorgefunden. Die östlichen Malayen bewahren noch einen Kastenunterschied, wovon unter den westlichen keine Spuren mehr vorhanden sind. Man unterscheidet dort drey Kasten: die Herrschenden, Bauersleute und Hörige, welche Frohdienste zu leisten haben, und mit dem Namen Marna, Uhar und Ahka, Worte ungewisser Bedeutung und Abstammung, bezeichnet werden. Die Araber kämpften und kämpften ohne Unterlaß gegen diese Reste des Heidenthums. Sie hatten kurz vor der Ankunft der Portugiesen die Molukken erobert und ihren Einfluß bis nach Neu-Guinea und vielleicht noch weiter gen Südosten verbreitet. Auch ein Theil der Papua bekennt sich zum Islam.

Mit Ausnahme der Philippinas, wo die spanische Zwingherrschaft das, was man dort Christenthum nennt, mit unerbittlicher Grausamkeit ausnützte, wurde kein Land, keine Inselgruppe des östlichen Asiens zum Christenthume bekehrt. Die verschiedenen christlichen Nationen, welche seit dem Beginne der neuern Zeit in diesen Gegenden erscheinen, bezwecken bloß die Herabwürdigung und Knechtung ihrer Bewohner. Selbst die Verbreitung des Christenthums ist nur eine andere Form der Knechtschaft. Aus den blutigen Kämpfen zwischen den Portugiesen und Spaniern, zwischen Engländern und Holländern im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts ragen endlich die Letztern im östlichen Archipelagus als herrschende Nation hervor. Die Portugiesen müssen sich mit wenigen Besitzungen in den Molukken, die Spanier mit den Philippinas begnügen, und die Engländer

halten es für geeignet, ihre Niederlassungen innerhalb der östlichen Gewässer bis auf das unbedeutende Benculen zu Sumatra ganz aufzugeben. Von den indischen Inseln richteten die Holländer ihre Eroberungspläne gegen das Mittelreich und Japan, und im letztern Lande haben sie auch durch unterwürfiges, ehrloses Benehmen ein bis auf die Chinesen alle andern Völker ausschließendes Sonderrecht erworben. Dieses Kaufmannsvolk hat aber immer nur den augenblicklichen Vortheil erkannt und beachtet. Und so konnte es geschehen, daß die Besitznahme der auf den wiederholten Fahrten entdeckten Länder Australiens, weil Boden und Bevölkerung keine Handelsartikel darbieten, verabsäumt wurde. Neuholland, Tasmanien, Van-Diemenland, Neuseeland und andere Namen zeugen für alle Zeiten von dem Unternehmungsgelüste und dem Ruhme, so wie von der Beschränktheit der holländisch-ostindischen Hansa und des ganzen Staates der Niederlande, welcher es nicht verstand, die beschränkte Selbstsucht dieser Handelsgesellschaft zu brechen. Und doch hatte bereits Johann de Witt im Einzelnen nachgewiesen, wie sehr diese Kompagnie dem Vortheil des ganzen Landes zuwiderhandle! In solcher Weise ist den Engländern der ganze fünfte Erdtheil aufbewahrt worden und zwar zum Heile der Menschheit. Hier wird sich, bevor noch das Jahrhundert zu Ende geht, ein neuer Staat auf dem naturgemäßen Grunde der Gleichheit und ebenmäßigen Berechtigung aller Genossen erheben, welchen in Asien eine so große Zukunft erwartet wie die Vereinigten Staaten in Amerika.

Der Krieg gegen Napoleon und seine Verbündeten gab England eine passende Gelegenheit seine Herrschaft über den östlichen Archipelagus, namentlich über die Molukken auszudehnen. Der Reichthum dieser Inseln an kostbaren Naturerzeugnissen war von jeher ihr Verderben; die Gewinnsucht der Holländer drückte noch härter als der Fanatismus der Portugiesen, am meisten aber auf die Gruppen Amboina, Banda und Ternate, welche man unter dem Namen der Molukken zusammenfaßt. Diejenigen Insassen, welche sich nicht unbedingt dem niederländischen Monopoliengewesen fügten wurden vertrieben, wurden ermordet. Die Krämererei hatte selbst der Natur Schranken gesetzt.

Viele Gewürzbäume wurden ausgerissen und von reichlichen Aernten ein Theil vernichtet, damit der andere einen größeren Gewinn abwerfe. Die Auflösung der holländisch-ostindischen Kompagnie, nach einem beynahe zweyhundertjährigem Bestande (1602 bis 1795), änderte nichts in diesen schrecklichen Zuständen. Die unglücklichen Bewohner haßten von ganzem Herzen ihre Peiniger und wenn sie auch dem fremden Eroberer, erschlaßt durch lange Knechtung, keine unmittelbare Hilfe leisteten, so enthielten sie sich doch jeder Theilnahme am Kampfe. Eine kleine zu Madras ausgerüstete Expedition nahm nach kurzem Widerstande (Oktober 1809) Amboina und bald darauf alle zur Gruppe gehörigen Inseln. Die Holländer ließ der britische Anführer nach Java bringen und die malayischen Truppen nahmen Dienst bey dem neuen Landesherrn. Der Kommandant Amboinas wurde auf Befehl des Oberstatthalters zu Batavia, General Dändels, wegen läßiger Vertheidigung als Verräther an Fürst und Vaterland erschossen. Im folgenden Jahre fielen auch Banda und Ternate, Inseln welche sämmtlich schon vor einigen Jahren (1796) von den Engländern genommen aber in Folge des Friedens von Amiens wieder herausgegeben wurden. Jetzt war den Holländern bloß Java geblieben. Marquis Wellesley dachte bereits an einen Zug gegen diese reiche Besitzung; die strengen Gegenbefehle der Obern und die großen Kosten des Unternehmens vermochten jedoch den Oberstatthalter den Plan aufzugeben. Jetzt aber gestattete die Einverleibung Hollands in das große Kaiserreich (1810) keine längere Zögerung. „Napoleon könnte die Inselgruppe zum Mittelpunkte seiner asiatischen Bestrebungen machen; in den Häfen möchten sich zahlreiche Schiffe sammeln zum Verderben der englischen Kauffahrer und des Weltverkehrs; im Innern des javanischen Landes würden große Truppenmassen angeworben, die von Franzosen unterstützt und angeführt, dem ganzen Bestand des anglo-indischen Reiches Gefahr bringen.“ Die Expedition ist beschlossen und dem Befehlshaber von Madras, Sir Samuel Auchmuty übertragen. Die Flotte unter dem Kontre-Admiral Stoford zählte über 90 Segel und führte an zwölftausend Mann Landungstruppen an Bord, zur Hälfte Europäer zur

Halbte Sipahis. Wäre General Dändels, ein Mann unbeugsamer Willens- und schneller Thatkraft, der ungescheut zu allen Mitteln auch den härtesten und schlechtesten griff, Statthalter geblieben, hätte er die Vertheidigung geleitet, die Engländer würden vielleicht Java gar nicht erobert, in jedem Falle aber einen hartnäckigen Widerstand gefunden haben. Napoleon hegte Mißtrauen gegen den General. Es wurde ihm berichtet, Dändels gedenke seine Unabhängigkeit zu erklären; der ehemalige Bürgermeister und Freund Pichegrus wollte sich als König der holländischen Besitzungen in Asien ausrufen lassen. Der Statthalter Javas wurde zurückgerufen, und General Janssens, Gouverneur des Kap zur Zeit der englischen Eroberung, an dessen Stelle ernannt (16. Mai 1811). Die Expedition von Madras gieng am 4. August 1811 in der Bucht Batavias vor Anker und schiffte einige Meilen östlich der Stadt ihre Truppen aus, ohne irgend einen Widerstand zu finden. Die verlassene Stadt mußte schnell von den Engländern besetzt werden um sie vor dem drohenden Untergange zu retten. General Janssens hatte sich nämlich mit den vorzüglichsten Einwohnern innerhalb der besetzten Linien zurückgezogen und die Residenz des niederländischen Kolonialreiches dem malayischen und javanischen Diebsgesinde preisgegeben. Bey dem Einzuge der Engländer stand bereits ein Theil Batavias in Flammen. Man zog jetzt rasch vorwärts gegen den Feind. Die Kantonnirungen von Weltevreden wurden nach einem tapfern Widerstande von Seiten des General Sümel umgangen und genommen; drehundert Kanonen, viele Munition und anderes zahlreiche Kriegsgeräthe war die Beute des Siegers. Die Linien von Cornelis, wo Janssens selbst ein besetztes Lager bezogen hatte, wurden nicht ohne großen Verlust durch den tapfern Oberst Gillespie erstürmt; es verloren die Engländer an Verwundeten und Todten 900 Mann, worunter 85 Offiziere. Der Verlust der Holländer und Franzosen war viel größer. Die Zahl der Gefangenen größtentheils europäische Soldaten, worunter ein vor kurzem angelangtes Regiment Voltigeurs belief sich auf sechstausend Mann. Janssens sucht sich jetzt an einigen besetzten Stellungen auf der Ostseite der Insel längere Zeit zu halten, ein Beginnen, welches

schnell an der Treulosigkeit der einheimischen Truppen scheiterte. Java und alle dazu gehörigen Inseln werden nun durch Kapitulation (11. Sept. 1811) an Großbritannien überlassen; die Soldaten sind Kriegsgefangene und kehren auf englischen Schiffen nach Europa zurück.

Sir Stamford Raffles, von der Regierung zu Pinang, benutzte seine günstige Stellung zu vielseitigen Forschungen über die olivenfarbige Rasse der Malayen und sämtlicher Bewohner im südasiatischen Meere.

Diesem einsichtsvollen und kenntnißreichen Manne vertraute der Oberstatthalter des anglo-indischen Reiches in hohem Grade; seine Rathschläge und Anweisungen waren maßgebend für die ganze Expedition.

Die Hanfa scheute der Unkosten wegen den neuen Länderbesitz. Ist Java genommen, dann sollen alle Festungswerke geschleift und die ganze Gruppe den einheimischen Fürsten zurückgegeben werden, so lauteten die Verhaltungsbeefehle des Direktorioms im indischen Hause. Lord Minto, welcher nach seinem Ausdruck die Heerfahrt als Freywilliger begleitete, erkannte alsbald den Unverstand und die Grausamkeit dieser Maßregel. Die ganze einträgliche Niederlassung wäre verwüstet und sämtliche europäischen wie chinesischen Ansiedler höchst wahrscheinlich ermordet worden. Der Oberstatthalter hielt es deshalb für angemessen und nothwendig die Verhaltungsbeefehle des Hofes zu beseitigen und auf eigene Verantwortung in selbstständiger Weise zu verfahren. Eine englische Regierung wurde zu Java eingerichtet, worin Raffles die erste Stelle in den bürgerlichen Angelegenheiten erhielt und der entschiedene Gilleßpie den Oberbefehl über die Besatzung. Als bald zeigt sich der große Gegensatz zwischen dem englischen und holländischen Kolonialwesen in aller Macht und Stärke. Es wird Handelsfreyheit eingeführt. Mit alleiniger Ausnahme der beyden Regentschaften Batavia und Priangan, wo die Umstände einige besondere Maßregeln nothwendig machten, darf jeder Javane seine Erzeugnisse verkaufen an wen und wo er will.

Alle sind jetzt gleich vor dem Gesetze; über die Schuld des Beklagten urtheilen Schwurgerichte; der Grundbesitz ist ein freyes lubeigenes Gut; Jeder baut was er will; der Eigenthümer entrichtet im Verhältnisse zu seinem Besitze eine durch besondere Uebereinkunft festgesetzte Grundsteuer; Frohndienste und andere Feudallasten sind ohne alle Entschädigung aufgehoben. Durch diese und andere ähnliche Maßregeln ward die Macht der einheimischen Aristokratie, der Magistrate und Ortsvorsteher sowie der mannigfache Druck, den sie ausübten, vollkommen gebrochen. Die holländische Regierung war gewohnt sich mit dieser bevorrechteten Klasse über die Steuerfumme zu verständigen; ihnen war dann die Vertheilung und Eintreibung überlassen, wobey sie starke Gewinnste erzielten. Solche Reformen erregten natürlich das Mißwollen der Großen, welches in einigen Fällen zu gefährlichen Aufständen führte. Der Sultan von Djokakarta oder Djohyakarta bot eine große Anzahl Bewaffneter auf, — es sollen 100,000 Mann gewesen seyn —, und versuchte der englischen Macht zu trotzen. Seine Hauptstadt und der besetzte Pallast werden (20. Juni 1812) mit Sturm genommen, der gefangene Fürst geht ins Exil nach Pinang und der Sohn regiert an des Vaters Stelle. Raffles war glücklich in der Wahl dieses Fürsten. Hangku Bhuwono wird als Muster eines väterlichen Regenten geschilbert; er huldigte der europäischen Civilisation und blieb den Engländern ein treuer Freund. Nicht so den Niederländern und ihrem drückenden Regimente. Dhipo Negoro, der einen fünfjährigen Vernichtungskrieg gegen Holland führte (1825 — 1830), — er kostete dem Staate fünfundsanzig Millionen —, ist der Sohn des Sultan Bhuwano.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. September.

Nro. 43.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitten. Von Heinrich Moritz Chalybäus. Erster Band. Leipzig. Brockhaus. 1850. XX und 526 SS. Zweyter Band. Ebend. VIII und 616 SS.

Mit gespannter Erwartung mußte das philosophische Publikum dem abschließenden Hauptwerke eines Denkers entgegensehen, welcher durch seine geschichtliche Darstellung des von Kant beginnenden Verlaufes der Philosophie, sowie durch seine „Wissenschaftslehre“ eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit erregt hatte. In dem letzteren Werke desselben war es schon theils stillschweigend enthalten, theils ausdrücklich ausgesprochen, daß für die neue Bahn, welche Chalybäus in der Philosophie eingeschlagen, der vollendende Abschluß erst in einer systematischen Entwicklung der Ethik, als dem durchgeführten Organismus seines Principes, des „Willens,“ liegen könne. Nun ist aber in der „speculativen Ethik“ dieser Organismus uns klar vor Augen gelegt.

Eine neue Richtung in der That ist durch Chalybäus in der nach-hegelschen Philosophie betreten, insoferne nemlich in der Geschichte der Philosophie überhaupt in vernünftigem Sinne von etwas Neuem die Rede seyn kann. Chalybäus ist innigst durchdrungen von der Ueberzeugung, daß eine bloße Erneuerung der antiken Philosophie ebenso unhaltbar ist als die ins Ueberschwengliche und Unbegreifliche sich überstürzende Philosophie des absoluten Menschengeistes, sowie daß weder durch einen bequemen

Cartesischen oder Wolffschen dogmatischen Dualismus, noch durch den heutzutage wieder sich breit machenden Empirismus, noch endlich durch jenen Anthropologismus, wie ihn Feuerbach versteht, die Interessen der Philosophie gefördert werden können. Und die Polemik, welche Hr. Ch. in jedem hauptsächlichsten Abschnitte der speculativen Ethik (sowie theilweise schon früher in der Wissenschaftslehre) gegen diese eben genannten Hauptrichtungen ebenso scharfsinnig als auch besonnen und würdig führt, gehört jedenfalls mit zu dem Anziehendsten und Anregendsten in dem Werke desselben, selbst für denjenigen, welcher das System des Hrn. Ch. nicht selbst zu dem seinigen machen zu können glauben würde.

Chalybäus steht auf dem Boden der Dialektik, d. h. insofern man darunter die Auffassung der dialektischen Bewegung, des dialektischen Processes überhaupt (nicht etwa bloß des Hegelschen) versteht, und hierin liegt auch bey Chalybäus die Systematik, die Form des Systems, welche von einem Philosophen heutzutage mit Recht als die einzig wahre unerläßlich gefordert wird. Dabey aber macht derselbe zum inhaltlichen Principe, d. h. zum sogenannten ersten Momente, der dialektischen Bewegung natürlich nicht wieder die Form des eingebildeten „reinen Denkens,“ sondern eben dasjenige, was seit Kant eigentlich, wenn auch durchaus nicht zugestanden, sondern im Gegentheile gerade sehr versteckt, doch die größte Rolle gespielt hat. Es ist das „Wollen.“ In dieses aber zog sich schon bey Kant die Kritik der reinen Vernunft mit der Kritik der praktischen Vernunft hinein, obgleich — oder weil — die letztere sammt der Kritik der Urtheilskraft ein Abfall

von den Kategorien ist. Das Wollen ist es ferner, welches dem „ganzen unzerstückten Menschen“ Jacobi's ebenso offen (wenn auch ungliedert) als dem Fichte'schen „Anstoß“ versteckt zu Grunde liegt; das Wollen ist die einzige Brücke, welche bey Herbart die Psychologie mit der Aesthetik (in welche natürlich bey ihm die Ethik fällt) und diese beyden mit der Metaphysik verbindet. Für Schelling ferner ist es wieder nur der Wille, welchen das Absolute an das ihm gleiche Gegenbild setzt, um es zu lieben, welcher als letzte Causalität erscheint; und warum anders endlich muß Hegel's Idee sich bequemen, in die Natur sich zu entlassen, als weil sie zuletzt doch mit der treibenden Kraft eines Willens ausgerüstet werden muß.

So machte die Richtung, welche der Idealismus — und dieser ist denn doch im Gegensatz gegen Realismus und Empirismus immer die mehr eigentliche Philosophie — seit Kant eingeschlagen hatte, dem Beobachter der Geschichte der Philosophie wohl stets den Eindruck, daß bey der Grundlegung eines volleren, reicheren Principes gar manche Verirrung des einseitigen Idealismus vermieden worden wäre, und die Philosophie sich menschlicher, praktischer (im edlen Sinne des Wortes) gestaltet hätte. Denn der Ich-Idealismus, der die Fülle der Facticität immer nur nachholend erschleichen mußte, konnte ebenso wenig bey der wirklichen Natur als bey der wirklichen Staate oder der wirklichen Kunst ankommen. Darum freylich auch das erneute Feldgeschrey des Utilismus und Empirismus wieder aller Philosophie den Krieg erklärt.

Daher jene Fülle und Tiefe des Chalybäus'schen Principes im Gegensatz gegen die hohle Identität Hegel's es ist, welche wir freudig begrüßen. Es ist ein dialektischer Synthetismus, über dessen Fassung und Construction selbst man allerdings mit Chalybäus noch streiten kann, aber daß nur einmal wieder ein Synthetismus zu Grunde gelegt wird, dieß ist das erfreuliche Zeichen, daß der deutschen Philosophie vielleicht die Besonnenheit wiederkehrt. Nun, wird man sagen, das hiemit an Chalybäus Gepriesene ist schon von Anderen geleistet, und zwar besonders von H. Fichte, sowie, da das dialektische Ziel des Willens der Zweck ist, andrerseits in

der Teleologie Trendelenburgs. Und einige Verwandtschaft mit jenen beyden Philosophen zeigt Chalybäus allerdings, aber er hat ebenso wenig mit dem ersteren den sentimentalischen Mysticismus gemeinsam, als mit dem letzteren die Unerkennbarkeit des Absoluten. Sondern des Chalybäus Princip ist anthropologischer, als das jener beyden, so wenig auch Hr. Chal. seinen Anthropologismus selbst Wort haben zu wollen scheint. Eben hierin aber, in dem Mangel der strengen Durchführung eines wahren Anthropologismus, liegt dasjenige, was uns an der Philosophie des Hrn. Ch. wieder befremdet.

Die hieher bezüglichen Punkte, die natürlich den Kern des Systems treffen und constituiren, erlauben wir uns daher, näher ins Auge zu fassen.

Der Synthetismus des Chalybäus liegt in einem realen Subjectivismus, welcher besonders dem abstracten Idealismus gegenübergestellt wird; und Princip der Entwicklung desselben ist die „concrete Synthesis von Princip und Methode,“ welche Synthesis aber als Vermittlung des Willens und des (teleologischen) Ideales in den „Willen des Bewußtseyns“ gelegt wird. Das systematische Bewußtseyn daher gliedert sich in dem Organismus von: erstens Principlehre, zweytens Vermittlungslehre des empirischen und philosophischen Bewußtseyns, drittens Ideenlehre als Vereinigung beyder (— die Teleologie —). Die Vermittlungslehre selbst nun muß wieder einen dialektischen Ternarius enthalten, und sie zerfällt in: erstens Anschauen, d. h. Lehre vom objectiven Seyn, oder Ontologie, zweytens Denken, d. h. Logik, drittens Reflexion, d. h. Lehre vom erkennenden Subject, oder Erkenntnißlehre; eine Dreyheit, welche den Kategorien des Daseyns, des Werdens, der Wechselwirkung, entspricht und in der letzteren natürlich auf eine noch höhere abschließende Stufe, eben die des teleologischen Ideales hinweist. So hat die Logik die Stellung, daß sie die Mitte der Vermittlungslehre einnimmt und in ihrem An sich sowohl von ihrer Vorläuferin, der Ontologie, als auch von ihrer Nachfolgerin, der Erkenntnißlehre getrennt ist, während sie nur zum „formalen“ Bande beyder dienen kann. In diesem Sinne distinguirt Chalybäus die Affirmation und Negation, welche der Logik angehören, von der Position und Realopposi-

tion, die der Metaphysik oder Ontologie zufallen, und darum erkennt er in dem Resultate der Logik nur einen Monismus des Denkens, wobey dieses sich schlechtthin als Selbstzweck verhalte, und nur einen intensiven Inhalt erreiche, daher es aus dieser Formbestimmtheit heraus zu einem extensiven Inhalte gelangen, und in der Erkenntnißlehre erst die Außerlichkeit wieder aufnehmen müsse. Somit sey die Logik unbelümmert um das Entstehen der Begriffe und gelange nicht zur objectiven Wahrheit, sondern nur zur Kritik der Richtigkeit, d. h. zur Widerspruchsfähigkeit.

(Fortsetzung folgt.)



Comp'-d'oeil général sur les Possessions Néerlandaises dans l'Inde Archipelagique, par J. C. Temminck.

(Schluß.)

In ähnlicher Weise verfahren die Briten mit dem Sultan von Palembang auf der Nordostküste von Sumatra. Auch hier wird der Sohn an die Stelle des Vaters erhoben und erkauft seine Würde durch die Abtretung der Insel Banka, welche von den zinnreichen Minen ihren Namen führt. Ebenso ist es mehreren anderen Fürsten der zum Gouvernement Java gehörigen Inseln ergangen. Der Versuch von Java aus unter niederländischer Flagge mit Japan Verbindungen anzuknüpfen wird nicht von ähnlichem Erfolge begleitet (1814). Die holländische Faktorey auf Desima trat den Engländern feindlich entgegen. Der Vorstand Herr Doeff übergab die Flagge, welche die Holländer wenn sie nach Desima kommen aufstecken müssen, nicht den Engländern sondern einem vertrauten Landsmanne seiner Faktorey, welcher, weil er sie nicht herausgeben wollte, von Java weggeschickt wurde.

Java und alle holländischen Kolonien im Archipelagus wurden vermöge einer besondern Uebereinkunft zwischen England und dem neuen Königreich der Niederlande den frühern Besitzern im

blühenden Zustande zurückgegeben (24. Juni 1816). Die britische Regierung hatte selbst verabsäumt an diese Rückgabe besondere Bedingungen, in Betreff eines freyen Handelsverkehrs, zu knüpfen; nur sollte Holland alle Macht aufbieten, um dem argen Unfug der Seeräuber innerhalb des östlichen Archipelagus zu steuern. König Wilhelm I. sandte drey Kommissäre nach Java, die sich alsbald beeilten, die menschlichen und freysinnigen Anordnungen des Sir Stamford Raffles aufzuheben und den alten Druck zu erneuern. Das Schwurgericht wurde abgeschafft und der javanischen Aristokratie ihre Sonderrechte zurückgegeben; selbst in Betreff der Gerichtsbarkeit wird, wie ein Holländer sich ausdrückt, die strenge europäische Form zu ihrem Gunsten gemildert. Die Niederländer suchten dadurch eine einheimische Stütze des auferweckten despotischen Regiments zu gewinnen. Der Anbau bestimmter Erzeugnisse, Kaffee und Thee, Indigo und Zucker, dann in welcher Menge dieß geschehen müsse, ist befohlen und wird mit rücksichtsloser Härte durchgeführt. Diese Frohnarbeiten, eine Erfindung des Statthalters von der Bosch, werden (1832) zum Hohne der Sprache und der Unterdrückten freywillige Kulturen genannt. Die Knechte erhalten von der Regierung die nothwendigen Vorschüsse für Nahrung und Kleidung, was ihnen von den Erzeugnissen, die sie um bestimmte Preise an die im Jahre 1824 neu errichtete sonderrechtliche Handelsgesellschaft einliefern müssen, abgezogen wird. Hiedurch allein war es möglich die jährlichen Einnahmen des niederländischen Indiens auf 81 bis 82 Millionen Gulden zu steigern, wovon die Erträgnisse des erzwungenen Landbaues mehr als die Hälfte ausmachen. Der faule Javaner, sagen die Vertheidiger der neuen Ordnung, befindet sich vortrefflich bey diesem Zwange. Ohne diesen Zwang würde er nicht arbeiten und in keinem Falle die gewinnreichen Erzeugnisse anpflanzen. Baut er eine hinlängliche Menge Reis zum Lebensbedarf so sind alle seine Wünsche erfüllt. Es hängt die todte Masse am Herkommen und kann nur durch Gewalt davon abgebracht und zu neuen Kulturen genöthigt werden. Warum sollte man auch den herrlichen für alle tropischen Erzeugnisse geeigneten Boden brach liegen

lassen. Noch im Jahre 1830 waren bloß zwey Neuntel des Grund und Bodens angebaut. Und ein Gleiches findet man in allen diesen fruchtbaren Ländern und Inseln des südöstlichen Asiens, China und Japan allein ausgenommen. Wie trefflich die erzwungenen Kulturen wirken, sieht man schon an der raschen Zunahme der Bevölkerung, die sich innerhalb der letzten Jahrzehnte (1824—1845) um zwey Millionen vermehrte. Die letzte Zählung oder was wohl richtiger ist ungefähre Schätzung (1845) stellte die Einwohnerschaft der Savagruppe auf ungefähr achteinhalb Millionen. Wenn aber diese Lobredner noch hinzufügen, die Frohnden bieten überdies das sicherste Mittel zur Abschaffung des Sklavenhandels, weil auf Java allein mehrere Millionen Bauern für die Regierung arbeiten, so haben sie wohl die Bedeutung eines solchen Lobes nicht gehörig ermessen. Diese sechs Millionen Bauern, — die Anzahl der Frohnsknechte wird sicherlich von Remmink zu hoch angegeben —, sind natürlich dem „väterlichen Zwange“ wie das System unter andern genannt wird, nicht gewogen. Konnte doch Dhipo Negoro vermittelst ihrer Beyhilfe einen fünfjährigen Krieg (1825—30) gegen die Holländer führen, und auch seit der Zeit vergeht kein Jahr ohne bedeutende gefährliche Aufstände, wovon freylich bey der Schweigsamkeit und dem Geheimnißwesen der Niederländer nur wenig verlautet. Auch der Verkehr mit andern Nationen wird seit der erneuerten Herrschaft der Holländer nur dem Namen nach aufrecht erhalten. Hohe Zölle auf fremde Schiffe und fremde Waaren treten an die Stelle eines eigentlichen Verbotes. Die englischen Kauffahrer sahen sich nun wieder, bis auf die nutzlose Besizung Bangko hulu oder Benculen, von dem indischen Archipelagus und namentlich den östlichen Gruppen, wo die Holländer die Ausschließung der frühern Jahrhunderte unbedingt erneuerten, gänzlich ausgeschlossen. Der Zutritt zu den Molukken ist heutigen Tages wie ehemals allen andern Nationen untersagt. Natürlich ist's, daß die Eingebornen unter solchen Umständen die Herrschaft der Engländer zurückwünschen; es bedarf hiezu keiner geheimen Aufwiegler. Die britischen Kaufleute suchten nun in selbstständiger Weise das Versäumniß ihrer

Regierung zu ersetzen und innerhalb des indischen Archipelagus andere Stapelplätze zu gewinnen. Englische Kaufleute und Abenteurer begründeten eine Gesellschaft zur Erforschung der unbekanntern östlichen Inselgruppen, unfern der Molukken und Neuguineas. Die Holländer hielten mit gutem Grunde ihre Besitzungen für gefährdet, und suchten jetzt den Engländern in der Besitznahme der unabhängigen Inseln und Länder zuvorzukommen. Sie traten aus dem dichten Geheimniß, mit welchem alle niederländischen Besitzungen umzogen sind, hervor und zerbrechen sogar einen Theil ihres starren Monopolwesens. Rhio (1828) und Macassar (1846) auf Celebes werden in Nachahmung Singhapuras zu Freyhäfen erklärt, jedoch nur mit geringem Erfolge für die Niederlande. Englische Kaufleute haben sich in den Freyhäfen niedergelassen und bemächtigten sich des Handels zum großen Theile. Die Holländer besetzten (1828) die westliche Küste Neuguineas, von den Einheimischen Ukar Bena, das große Land, geheißen. Es sind dieß orientalische Neger der Art, welche im Aussehen den Bewohnern des östlichen Afrikas am meisten gleichen; auch in der Sprache, namentlich in Zahlwörtern haben beyde Völker viele Aehnlichkeit.

Durch diese Besitzergreifung wollten die Niederländer ihre Molukken und die andern östlichen Inselgruppen gegen jeden Angriff von dieser Seite her schützen. Die Vorsicht kam zur rechten Zeit; denn bald nachher nahmen die Engländer die östlichen Theile Papuanien's; wären ihnen die Holländer nicht zuvor gekommen, so hätten sie wohl das ganze Land in Besitz genommen.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. September.

Nro. 44.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte.

(Fortsetzung.)

Dies jedoch liegt in der Wurzel und Anlage des ganzen Systemes tief begründet, denn in demselben entsprechen den obigen drey Kategorien des Seyns, Werdens und der Wechselwirkung auch die drey Principien identitatis et contradict., causalitatis und exclusi tertii, daher um von der logischen Intensität zur Expansion des Aeußerlichen zu gelangen nur die Negation jener den Uebergang dieser bilden kann, und die „logische Unmöglichkeit“ das Princip der nun sich anschließenden Erkenntnislehre wird. Diese Erkenntnislehre daher hat nun die Synthesis von Seyn (Ontologie) und Denken (Logik) herzustellen, indem sie die durch die logische Unmöglichkeit gewonnene Gewißheit nach den drey „modalen“ Kategorien des synthetischen Daseyns, nämlich nach den Kategorien der Wirklichkeit, der Möglichkeit, der Nothwendigkeit, zu entwickeln hat, und zwar zum Ziele der Freyheit. Somit werden die sogenannten modalen Urtheile (das assertorische, problematische, apodiktische) von der Logik getrennt und der Erkenntnislehre zugewiesen, welche in der „Methode“ dann zum absoluten Ideale sich erhebt, welches in der Freyheit zu realisiren ist. So ersieht man, wie die Ethik als die systematische Entwicklung der Evolution des freyen Willens bis zur möglichen Realisirung des Ideales der Schlussstein des Systemes ist.

Bei dieser Entwicklung der „Vermittlungslehre“ aber nur, welche als Mittelglied den Hauptbestandtheil der Lehre vom systematischen Bewußtseyn (oder der Wissenschaftslehre) bildet, ergibt sich das Bedenken, ob die ursprünglich zu Grunde gelegte Synthesis innig genug sey, um einer Wissenschaftslehre zur Basis zu dienen, d. h. ob sie nicht selbst schon zu metaphysisch über dem „menschlichen“ Wissen aufgebaut sey, denn sie zerfällt eben in der Vermittlungslehre in einen angeblich objectiven Theil (Ontologie) und einen subjectiv erkenntnis-theoretischen, welche durch die formale Bewegung des Denkens verbunden seyn sollen. Und hiegegen, glauben wir, wird der wahre Anthropologismus seine wohl schwer niederzuschlagenden Zweifel erheben. Denn wer versucht wird, in der Ontologie das Seyn von der allgemeinen formalen Bedeutung zu befreien und es als das „Seyende“ zu fassen, wohingegen das „ist“ dem Subjectiven Erkenntnis-theoretischen zugewiesen wird, und die Entwicklung der ontologischen Kategorien scharf als eine objective Evolution der Bewegung gefaßt wird, in welcher das unendlich Seyende (allerdings nach dem das ganze System begleitenden Principe des Willens) zum endlich Seyenden sich determinirt, so müssen wir immer die Frage aufwerfen, ob denn die Bezeichnung τὸ ὄν, das Seyende, weniger allgemein formal sey, als τὸ εἶναι, das Seyn, das heißt, um es kurz zu sagen, ob denn das eine nicht ebenso gut ein menschliches Wort sey, als das andere. Darüber kömmt man nicht hinaus, daß der Mensch nur menschlich denkt, und könnte selbst Gott für ihn denken, so würde der Mensch diese göttlichen Gedanken gerade nicht

eher verstehen, als bis Gott menschlich denken würde. So auch ist es mit jener göttlichen Ueber in uns, welche als die Begabung, Transcendenten zu denken, erscheint; denn auch diese Spiritualität, dieser Deus in nobis, hat noch nie anders, als in menschlichen Worten, gesprochen. Wir erkennen ihn an, diesen Deus in nobis, und sind der Ueberzeugung, daß seine Herkunft für die zeit-räumliche Existenz des Menschen ebenso unenträthselbar ist, als die Herkunft unserer Erde, und in der positiven Anerkennung dieser Idealität als Quelle alles Idealen unterscheidet sich der wahre Anthropologismus vom naturalistisch sensualistischen Feuerbachs gerade so wie sich Spinoza von Locke unterscheidet; aber — andrerseits glauben wir, daß man nicht oft genug es wiederholen kann, daß der Mensch menschlich denkt, und daß wir daher kein Recht haben, dasjenige, was wir in menschlichen Ausdrücken als objectiv bezeichnen, wirklich für die Philosophie als die Facticität des Objectes an sich zu betrachten. Gott oder das Absolute oder wie man es nennen mag, ist in seinem transcendenten An sich dem Zeit-Raum-Wesen ein für allemal entrückt, und wird immer nur menschlich ausgedrückt; alle sogenannten ontologischen Kategorien oder Momente der Metaphysik sind nur menschliche Uebertragungen aus der menschlichen Doppelwelt (— ich sage „Doppelwelt,“ damit eben den Synthetismus des wahren Anthropologismus dem Feuerbachschen gegenüberstellend —) in eine als einfache geahnte übermenschliche Welt, welche aber von Menschen eben in dieser Einfachheit nie gewußt, sondern eben nur geahnt wird, daher die Poesie die Wurzel aller Philosophie ist, und jede Philosophie in dem Transcendenten wieder an die Poesie streift. Darum muß für die Philosophie als Wissenschaftslehre (— und dieß ist ihre höchste Aufgabe —) das menschliche Wissen als menschliches im Auge behalten, und der volle unzerstückte Mensch selbst als Ausgangspunkt gefaßt werden. In diesem Sinne fängt das Denken von sich an, um den Anfang der Philosophie selbst, d. h. die durchdringendste Synthesiß der Doppelheit, den Superlativ der Synthesiß oder die absolute Synthesiß zu erlangen. Geschieht solches im Principe der Wissenschaftslehre nicht, so wird für den besonnenen Denker, welcher dieß Ueber-

sehen begeht, gerade der Synthetismus auf einer andern Seite mit Gewalt hervorbrechen, nämlich auf der Seite, wo die Vereinigung zweyer Momente augenfälliger ist, d. h. in der Ethik. So war es unvermeidliches Schicksal, daß Kant und Fichte von ihrer eigenen Philosophie zum Principe der Ethik abfielen, Schelling in einer Aeonologie Gottes stecken blieb, Hegel hingegen eigentlich gar keine Ethik, d. h. nämlich keine begründete Entwicklung des Handelns und der Freiheit, haben konnte. Und so nun sieht auch des Chalybäus Synthetismus nicht auf dem vollen menschlichen Standpunkte, sondern auch er macht die eine Seite des Anthropologismus, die des Handelns, zum synthetischen Principe, woben das im menschlichen Wissen erfaßte Principielle der Welt nothwendig auf eine andere, die sogenannte objective ontologische Seite fallen muß; und der Dialecticismus kann dabey eben darum nicht zum organischen Kreislaufe gelangen, sondern auch nur zu einem Hintereinanderherschieben der Momente, bis sie in das ethische Ideal fast sich zu verflüchtigen drohen, denn errungen wird durch das Handeln der teleologische Zielpunkt gerade am wenigsten; er muß als Totalität am Anfange der Gesamtentwicklung als die reichste Potenz vorliegen, und aus der organischen Gliederung des menschlichen sich selbst nur als einen bestimmten zurückholen; außerdem überschlägt der Schluß des Systemes gerade in das Unbestimmteste, d. h. wieder in das Gebiet der *πολλὰς ἀεργόμενα* der poetischen unmittelbaren Auffassung.

Darum scheint auch das System der Ethik des Hrn. Ch. vor Allem an einiger Gereiztheit gegen das Wissen zu leiden, indem ihm das Wissen, sowie es zum Princip und Ausgang der Philosophie gemacht wird, bloß ein „gnostisch-beschauliches Interesse“ hat, welches bey aller Objectivität seiner Wissensgegenstände doch nur subjectivistisch sey, da es „des Willens ermangle, ein Höheres und Besseres, als die Wirklichkeit bietet, in die Welt einzuführen, überhaupt auch gar Nichts Höheres und Besseres kenne, da es nur auf die Wirklichkeit beschränkt sey, ohne daß ein höheres Ideal zum Stachel des Willens oder ein Wollen zum Antrieb für ein höheres Erkennen werde.“ Es ist dieß eine Auffassung, welche sicher völlig begründet ist gegen die Einsei-

tigkeit des Hegel'schen subjectiven Idealismus, aber selbst wieder einseitig erscheinen muß, wenn sie in Folge der Polemik zum ausschließlichen Principe sich concentrirt. Die bey Hrn. Ch. in diesem Sinne oft wiederholte gegen Hegel gerichtete Darstellung dieses Punktes entschuldigt sich jedenfalls von selbst, weil bisher nach Hegel eigentlich noch kein System der Philosophie aufgetreten ist, welches das Wissensprincip des Idealismus in anderer Geltung, als bey Hegel, durchgeführt hätte; dieß eben zwar halten wir für die Aufgabe eines wahren anthropologischen Synthetismus. Was Hr. Ch. aber in dieser Beziehung bemerkt, gilt völlig von der Hegel'schen Philosophie der Geschichte und von der Bedeutung, welche bey ihm der Spruch: „Alles Benünftige ist wirklich, und alles Wirkliche vernünftig“ nur haben kann; denn dieß ist allerdings jener Historismus, welcher gerade am allerwenigsten über die jedesmal concrete Wirklichkeit sich erhebt, und daher in dem nämlichen rastlosen, nie, gar nie stillstehenden Strome schwimmt, in welchem der Hegel'sche Begriff stets nach seinem Schattenbilde jagt, wobey auch er nie stehen bleiben kann, bis er etwa plump in die Natur hineinfällt. Und ebenso richtig ist der Ausdruck gewählt, wenn Hr. Ch. diesen Historismus als Gnosticismus bezeichnet, denn neuplatonische Mystik ist dem Hegel'schen Begriffe wahrlich nicht so fern, als es scheinen möchte, und es darf darum gar nicht wundern, wenn in der Hegel'schen Geschichte der Philosophie die Sache so dargestellt wird, als hätte in der Plotinischen *notus* und dessen *ev* das Denken zum erstenmale sich wirklich selbst ergriffen.

(Fortsetzung folgt.)

Corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundi. Edidit Jo. Carol. Theod. Otto. Vol. VI. Tatianus Assyrius. Jenae prostat apud Frid. Mauke. MDCCCLI. S. XL. u. 202 S.

Die ersten fünf Bände dieser vortrefflichen Ausgabe der christlichen Apologeten des zweyten

Jahrhunderts hat Ref. bereits im XXXII. Bande Nr. 40 f. 1851. der gelehrten Anzeigen beurtheilt. Den vorliegenden beabsichtigte der gelehrte Herausgeber schon früher erscheinen zu lassen. Daran aber hinderte ihn theils sein akademisches Lehramt, welches ihm wenig Zeit für schriftstellerische Arbeiten übrig läßt, theils die Schwierigkeit der Bearbeitung des Tatianos selbst; denn dieser Schriftsteller ist unter allen griechischen Apologeten bey weitem der Schwerste. Die Dunkelheit seiner Schreibart, wegen welcher man ihn den Heraclitus redivivus oder den Tertullianus assyrius nannte, mochte auch die Ursache gewesen seyn, daß er bisher so wenige Bearbeiter fand. Die erste Ausgabe besorgte, wie bekannt, Conrad Gesner zu Zürich 1546. nach einer Handschrift, welche Johann Friesse aus Venedig mitgebracht hatte. Ihr folgten die Basler 1555. von Joh. Herold, die Morelsche (Paris 1615), die Le Duesche, welche ebendasselbst im J. 1624 erschien, dann die Worthsche (Drf. 1700) und die Maransche (Paris 1742), der Nachdrücke nicht zu erwähnen.

Ob Herr Otto an die Bearbeitung seines Schriftstellers ging, glaubte er sich eine genaue Vergleichung der ältesten und besten Pariser Handschrift, welche in das X. Jahrh. hinaufreicht und schon von Maran benutzt wurde, verschaffen zu müssen. Demnach wandte er sich an den berühmten Hellenisten Carl Benedict Hase, Conservator der Handschriften an der Pariser Nationalbibliothek. Seinen Wünschen auf das Bereitwilligste entsprechend, theilte ihm Herr Hase nicht bloß die Varianten jener Handschrift (Nr. 174.), sondern auch die vollständigen Scholien derselben und überdieß die Abweichungen einer jüngeren Papierhandschrift Nr. 2376. mit, welche auch von Maran zu Rathe gezogen wurde und bey ihm als Cod. Reg. 2. bezeichnet ist.

Mit der ersten Pariser scheint, nach Herrn Otto's Dafürhalten, die Modeneser Pergamenthandschrift, welche dem nämlichen Jahrhundert angehört, wie Montfaucon in seinem Diar. Italic. p. 31. berichtet, am meisten übereinzustimmen.

Doch war es ihm bey den gegenwärtigen Zeitumständen nicht möglich, über die kritische Beschaffenheit derselben genaue Erkundigung einzuziehen.

Die in der St. Marcusbibliothek zu Venedig aufbewahrte Pergamenthandschrift aus dem XII. Jahrh., welche sich nach Morelli (Biblioth. mser. Gr. et Lat. T. I. p. 223) vorzüglich der von Worthy benutzten Etoner, die aus der Bologneser copirt wurde, nähert, hält Herr Otto für die Quelle, aus welcher die beyden letztern, ebenso die zweyte Pariser und die Friesesche gestossen sind. Die Bologneser wurde nämlich 1533, die Etoner 1534, die zweyte Pariser 1539 von Valeriano aus Forli*), Canonicus im Kloster St. Antonio zu Venedig, geschrieben. Aus seiner Hand floß, wie Herr Otto vermuthet, auch die Friesesche. Wohin diese gekommen, ist unbekannt. Die Escorialhandschrift auf Baumwollenpapier, in welcher der Anfang fehlt (s. Catalogue des Manuscrits Grecs de la Bibliothèque de l'Escurial par E. Miller. Paris, 1848. 4. p. 316. Nr. 190), entging unserm Herausgeber. Um jedoch über die Verwandtschaft und den kritischen Werth aller Handschriften, welche wir bis jetzt zu diesem Schriftsteller kennen, zu erzielen, wäre allerdings eine genaue Vergleichung der Modeneser und der Escorialhandschrift sehr wünschenswerth.

Ferner benutzte Herr Otto zu Kap. 31 und 36—43, welche Eusebios, Bischof von Cäsarea, in seine Praeparat. evangel. L. X. C. 11. übertrug, die von Gaisford gebrauchten sieben Handschriften.

Mit diesen Hülfsmitteln versehen, ging er an die Bearbeitung dieses schwierigen Schriftstellers.

*) Der Nämliche schrieb die Rede des Demetrios Kydonios über die Verachtung des Todes in dem Münchener (ehemals Augsburg's) Cod. Nr. 392. fol. 18—36., wie aus der Unterschrift: *Ουαλεριανος φορολιβιενς ο αλβινου μοναχος εγραψε*, erhellt. S. Hardtii Catalog. Codicum mser. Bibliothecae Reg. Bavaric. Tom. IV. p. 208.

Sein Hauptaugenmerk bey der Textrecension richtete er auf die erste Pariser Handschrift, ohne übrigens die jüngern, welcher sich seine Vorgänger bedient hatten, zu vernachlässigen. Er übte das Geschäft der Kritik mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit, erläuterte die dunklen Stellen soviel als möglich und besleifigte sich in den Anmerkungen ganz besonders einer zweckmäßigen Kürze. Bisweilen nahm er auch Anmerkungen seiner Vorgänger mit Beyfügung ihrer Namen auf.

Was die dem griechischen Texte gegenüberstehende lateinische Uebersetzung anlangt, so ist die des Mauriners Maran zu Grunde gelegt, an sehr vielen Stellen aber von Herrn Otto verbessert oder fast neu geschaffen worden.

In den Prolegomenen äußert sich der Herr Herausgeber ausführlich über sein Verfahren bey dieser neuen Ausgabe, ferner über die Handschriften, wo man auch Schriftproben von den zwey Parisern findet, über die Uebersetzung, über die Schreibart des Tatianos und über den Inhalt der Schrift selbst. Der Oratio ad Graecos sind noch die Fragmenta Operum Tatiani deperditorum angehängt. Den Schluß bildet ein dreysacher Index.

Da diese Ausgabe auch den Specialtitel führt: *Tatiani Oratio ad Graecos* &c., und diese Schrift wegen ihres Inhaltes für das Studium der Sprach- und Alterthumswissenschaft von großem Werthe ist, so möchten wir sie den Philologen und Alterthumsforschern ganz besonders empfehlen. Die äußere Ausstattung macht der Verlags-handlung alle Ehre und der Preis ist nur ein Reichsthaler.

J. G. R.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. September.

Nro. 45.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte.

(Fortsetzung.)

Aber die Frage bleibt immer, ob man denn das Wissen als dialektisches Princip gerade so behandeln muß, wie Hegel gethan, ob es denn keine andere Dialektik des Wissens-Principes geben könne, welches vielleicht auch ein virtuelles synthetisches, ähnlich hierin dem des Hrn. Gh., aber reicher, völler wäre, d. h. das Princip der Ethik und der Kunst von vorneherein einschloße, nicht daß die ethische Freiheit erst am Schluß einer Wissenschaftslehre resultiren muß. Denn es wäre ja möglich, daß in einem einheitlichen Wissenschaftsprincip, welches die Entwicklung von Allem, was dem Menschen zugänglich ist, und so weit es dies ist, enthielte, das Nämliche zur Geltung komme, was Hr. Gh. besonders für die Ethik in Anspruch nimmt, nämlich daß Idee und Wirklichkeit lebendig sich wie Norm, und das zu normirende, wie Muster und Nachbildung unterscheiden sollen, und der Unterschied zwischen Seyn und Denken nicht ein bloß formaler an ein und der selben Sache sey.

Wenn bey Hegels hohler und leerer Identität das an den Anfang gestellte angebliche Aufzehren der Wirklichkeit durch den Begriff sich dadurch rächte, daß sobald die Idee einmal in die Natur sich entlassen hat, d. h. in die Natur hineingefallen ist, sie nur mehr das identische Abbild des jedesmaligen Wirklichen seyn kann, und daher jetzt selbst von der

Wirklichkeit aufgezehrt wird in jener eben so hohlen Identität des Vernünftigen und Wirklichen, — so fragt es sich, ob Chalybäus nicht in die entgegengesetzte Klemme gerathe; denn nach der Fassung, welche bei ihm das Princip der „positiven Liebe“ erhält, muß diese Liebe am Schluß ihrer dialektischen Entwicklung weit über die menschliche Wirklichkeit überschwenglich hinausgehen, und es wird auch der Geschichte ein Ziel gesteckt, welches sie nie erreichen kann, so lange die Menschen Menschen sind, worin eben liegt, daß die Basis des Systems nicht wahrhaft anthropologisch angelegt ist. Es gestaltet sich, möchte ich sagen, eine Himmels-Ethik, ein Harmonismus, wie er in religiöser Fassung eine Ethik des Kosmos genannt werden könnte, der aber gerade in solcher Darstellung ja doch nur übertragene menschliche Auffassung von irdischen, faktisch nie eintretenden Superlativen ist. Darum muß auch der Blick über das Wesen der Religion, sowohl als einheitlichen Grundtriebes des Idealen als auch als vielheitlich erscheinender Religionen, geübt werden, und es resultirt dasjenige, was die unmittelbare Quelle ist, in der Stellung des vermittelten Abschlusses, und muß hiemit krampfhaft schwärmerisch der doch unverbesserlichen Wirklichkeit den Rücken kehren und ins Transscendente sich verflüchtigen; denn religiöses Bewußtseyn als religiöses ist für den Menschen einmal nur der höchste Anfang, nicht aber das höchste Ende, denn am jedesmal relativ erreichten Culminationspunkt sind die Ideen, welche vordem unmittelbar und religiös waren, vermittelt und philosophisch geworden, — ebenso wie das äußere Zeit-Raum-Leben von der Unmittelbarkeit der Familie weg seine Vermitteltheit und (rela-

tive) Vollendung im Staats-Leben erhält. Die absolute Vollendetheit ist hier wie dort, im Staate wie in der Philosophie, eben das transcendente, worüber man sich keine Illusion mache; aber auch das religiöse Bewußtseyn wird in Menschenhänden eben so wenig absolut vollendet als irgend eine andere Kategorie; es gibt nur Religionen als Erscheinung des Einen Religionstriebes und nur Staaten als Erscheinung des Einen Staatstriebes, aber es gibt kein absolutes in der Erscheinung, d. h. keine alleinseigmachende Religion und keine alleinbeglückende Staatsform. Der Monismus der Idee bey Hegel, der anderseitige Verstoß gegen den Anthropologismus hat freylich auch bey ihm zu einer Construction der absoluten Religion geführt; so kommen in der Ueberschwenglichkeit die Gegensätze zusammen.

So wollen wir in Allem die Wechselwirkung von Norm und dem zu normirenden, von Idee und Wirklichkeit, welche Wechselwirkung aber Ein Urprincip haben muß, von welchem aus die zwey Seiten coordinirt der Art fließen, daß jede derselben den dialektischen Proceß durchläuft und daher ihre mögliche Vollendetheit erreicht, während in der absoluten (transcendenten) Vollendetheit die Seiten an sich Eins sind. Nicht aber kann sich die eine (überwiegend realere) Seite in die andere (überwiegend idealere) Seite hinauschieben, wenn nicht der Mensch selbst in ein Ueberschwengliches verschoben werden soll, d. h. der Weg der Freyheit kann nicht, wie es bey Chalhbäus der Fall ist, von der Familie durch den Staat in die religiöse Sittenlehre hinausführen, sondern er muß doppelte in der Einheit (wie der Mensch selbst) zugleich von der Familie zum Staate und von der Poesie (Kunst) zur Philosophie leiten, für welche doppelten Proceß die Mittelstufe in der Idee der Vermittlung, d. h. der Idee des Guten, und mithin in Sitte und Religion liegt. Darum ist die Freyheit nicht ein bloß ethischer Begriff, sondern sie muß auch die Intelligenz umfassen und den Realgrund der Kunstübung enthalten, da außerdem die ganze Phänomenologie der menschlichen Entwicklung auf den Kopf gestellt wird.

Bev Chalhbäus hingegen trifft, wie wir schon oben bemerkten, die für den dialektischen Proceß zu Grund gelegte Synthesis (denn synthetisch ist das

Princip allerdings) nur Eine Seite des ganzen Menschen. Wenn völlig richtig bemerkt wird, daß das Princip kein scheinbares Abstraktum, kein erschliches angeblich reines Denken, seyn dürfe, sondern nur positiv unmittelbar ergriffen werden könne und dann als vorhanden und wirksam in's Bewußtseyn erhoben werden müsse, und daß daher die Philosophie Nichts näher habe als sich selbst, d. h. ihrem Wesen nach vorhanden ist, ehe sie auf sich reflectirt, mit dieser Reflexion aber erst eigentlich existent wird, kurz, daß die Philosophie ein Entwicklungsstreben ist, welches seinen Zweck als Bewußten stets noch vor sich hat, — wenn, sagen wir, H. Ch. die Entwicklung des Principes solcher Art beginnt, so unterschreiben wir bis hieher diese Grundlage durchaus, und erkennen darin die nothwendig geforderte Fülle und Tiefe des dialektischen Processes, im Gegensatz gegen Hegels Dialekticismus, — aber wenn H. Ch. hierauf unmittelbar folgernd anknüpft, „daß die Philosophie ein Wollen ist“, daß „die principielle Wesenheit der Philosophie Wollen ist“, und daß „das Wissen als Vermittlungsmoment jenes ist, welches den Zweck practisch zu verwirklichen weiß“, und „die Weisheit hiemit ein practisches, nicht bloß theoretisches Wissen; *sogla*, nicht bloß *θεωρία* sei“, so ist hiemit der dialektische Proceß allzu rasch in den des bloßen *παρτεν* umgekehrt, und hiemit die Grundlage zu allen späteren Consequenzen der Art gegeben, daß diese sämmtlich nur auf eine Seite sich neigen können.

Höchst ungeschickt natürlich wäre es, Hrn. Ch. einen Beweis dafür zuschieben zu wollen, daß die Philosophie ein Wollen sey, denn es handelt sich hier um die eben unmittelbar zu ponirende Grundlage, welche sich nur in der Totalität aller Folgerungen entweder bewahrheiten oder nicht bewahrheiten kann; und es kömmt am Ende heutzutage für die Forderung der Philosophie wirklich nur darauf an, welcher Synthetismus als der völlste sich erweise, so daß die Totalität des Kreislaufes am lückenlosesten sich abschließe. Daher kann eben wegen der Unmittelbarkeit der Basis vorläufig nur Ansicht gegen Ansicht gestellt werden, und dieß haben wir auch im Obigen schon gethan, insofern wir aussprachen, daß der Synthetismus des Hrn. Ch. uns zu offenkundiger Einseitigkeit zu führen scheine, in

welcher das Wesen des Menschen aus seinem centralen Schwerpunkte gerückt werde. Diesen nemlichen Sinn mögen auch noch folgende Bemerkungen haben.

Wenn H. Ch. bemerkt, daß diejenigen, welche das Wissen, (oder, wie H. Ch. sich ausdrückt, „das gnostische Erkennen“, „die Gnosis“) zum Endzwecke machen, doch immer auf ein Wissen des Objectes hinauskommen müssen, also auf die Empirie zurückfallen und alle Philosophie Erfahrungswissenschaft würde, so gestehen wir dieß vollkommen zu, aber wir verstehen auch Erfahrungswissenschaft und Empirie nicht etwa als das Thun eines Spiegels, an welchem Objecte vorüberziehen, sondern wir wollen gerade auch hier den nemlichen durchbringendsten Synthetismus zwischen Subject und Object (Synthetismus sage ich, nicht Hegel'sche Identität). Ferner geben wir den Vorwurf, welchen H. Ch. der *θεωρία* als Endzweck macht, einfach zurück, denn ist jene „positive Liebe“, welche die Welt zur Idee des sittlich-religiösen Guten führt, nicht etwa auch auf Objecte angewiesen? kann sie sich etwa, wenn sie eine Ethik für Menschen begründen soll, des Schmutzes der niedrigsten Verhältnisse entschlagen? wo kann die menschliche *πραξις* eine höhere Reinheit oder Idealität für sich in Anspruch nehmen und nachweisen, als die *θεωρία*? Man rufe doch nicht eine comparative Abwägung von Momenten hervor, welche völlig coordinirt und daher incommensurabel sind. Daher auch, wenn gesagt wird, das theoretische Interesse sey kein finales, sondern nur ein auf Erwerbung des nothwendigen Mittels zum Endzweck gerichtetes, und wer dabey stehen bleibe, bleibe auf halbem Wege bey dem Mittel stehen, ohne es endzwecklich anwenden zu wollen, so erwiedern wir, ob denn im Ernste die *θεωρία* gar nicht einmal unter die That gerechnet werden soll, ob der abgeschlossene Verlauf der Philosophie einer Zeit nicht auch Nationalthat, Menschenthat sey. Ist das System eines Philosophen, welches er z. B. als Lehrer jährlich begeisterten Schülern vorträgt, nicht auch eine That, oder ist die Erfüllung einer solchen Berufspflicht weniger ein Thun, als die Thätigkeit eines Gesetzgebers, Kammermitgliedes oder Richters? welcher greift weniger, welcher mehr in die Objectivität ein? Keiner und Jeder. Hegel hat wahr-

lich viel verschuldet, wenn tiefe und wahrhaft tüchtige Denker um der Ausartungen des subjectiven Idealismus willen das theoretische Interesse als ein auf halbem Wege stehen bleibendes bezeichnen. Wir wissen sehr wohl, daß das Unwesen der Doktrinäre viel Unheil gestiftet hat, und wollen daher auch eine menschlichere, d. h. praktischere Philosophie, als sie seit Kant je da war, aber man stelle deswegen nicht das *πραττειν* wieder als höhere dialektische Stufe über das *θεωρεειν*; denn ein solcher Weg gibt wieder keinen abgerundeten und geschlossenen Organismus, sondern muß am Schluß nach Schattenscendenzen lockend hereinragen, anstatt daß das menschliche Erfassen des Transcendenten von Anfang uns hülfreich und tröstend begleiten muß.

Chalybäus setzt als Princip schlechthin den selbstbewußten, d. h. den sich seines Zweckes bewußten Willen, und er versteht darunter ein selbstbewußtes geistiges Princip, zugleich aber auch ein solches, dessen Zweck noch nicht realisirt ist, und das es selbst weiß, daß sein Zweck nur noch ein „bloßer subjectiver Gedanke ohne objective Wirklichkeit, mithin auch für ihn selbst noch nicht volle Wahrheit ist.“ Dieses „Kennen des objectiven Zweckes verbunden mit dem Wissen des noch nicht wirklich Seyns desselben“ bildet den positiven und negativen Grund, der das Willensprincip zu schöpferischer Thätigkeit bewegt. Hiedurch ist nun natürlich wohl ein dialektischer Proceß ermöglicht, welcher auch mit voller Consequenz in allen seinen Gliedern durchgeführt wird, aber in der Auffassung, daß der Zweck während des ganzen Processes nur die Geltung eines subjectiven Gedankens, nicht aber objective Wirklichkeit in Anspruch nehmen darf, liegt auch das stete Hinausschieben der Verwirklichung, ein Hintereinanderherschoben, welches dem bey Hegel wieder vergleichbar wird, nur daß Hegel in der angeblich begrifflich-vernünftigen Geltung des Wirklichen rastlos ohne Ziel sich abwickelt, Chalybäus aber in dem Synthetismus selbst von der nemlichen Bewegung fortgerissen wird. Darum muß aber auch der Begriff der Freyheit in ein überschwengliches Ziel fallen, denn Freyheit resultirt bey Chalybäus consequent als die Qualität des völlig entwickelten Willens, welcher eben der völlig freye ist, so daß Wille

und Freyheit in dem Begriffe der Persönlichkeit, welche die Synthesis beyder ist, sich nur logisch unterscheiden lassen, indem nemlich das Willensmoment sich als das principielle und zugleich reale (wiewohl nie vom ideellen zu trennende) verhält, dann der Freyheitsproceß das zweyte Moment repräsentirt, welches in der Vermittlung selbst liegt und das vorzugsweise ideelle ist, insofern die Entwicklung vermöge des fortschreitenden Bewußtseyns erzielt wird, endlich drittens die volle und ganze Persönlichkeit als der Zweck den Schluß bildet. Da aber nun der Wille nie völlig entwickelt seyn kann, indem ihm immer das Nicht-Verwirklichtseyn des subjectiven Zweckbegriffes vorschweben muß, er also nie völlig frey ist, so ist auch die Verwirklichung der Persönlichkeit nur ein stetes Regulativ. Daher entsteht bey solcher Fassung wieder ein Absolutismus eines überschwenglichen Zieles, wobey eigentlich gar Nichts wirkliches als vernünftig bezeichnet werden kann, — also die entsprechende andere Einseitigkeit zur Hegel'schen. Fast man hingegen die ursprüngliche Synthesis der Einheit und Vielheit oder des Idealen und Realen allseitig total, so ergibt sich ein Freyheitsproceß, welcher nach seiner inneren ideellen Möglichkeit auf jeder Stufe die ihm zugängliche äußere Realität organisiert, und Freyheit ist dann das Sich mit seinen Voraussetzungen zusammenschließen. So wird dann auch die politische Freyheit darcin gelegt werden müssen, daß ein Volk mit seinen historischen Bedingungen sich zusammenschließt, wornach die Hellenen unter den homerischen Königen um Nichts weniger frey waren, als die Athener unter Perikles, und die unter einem Militär-Despoten stehenden Barbaren ebenso die ihnen adäquate Freyheit genießen, wie die Völker in constitutionellen Monarchien. So lange kein Widerspruch zwischen historischer Voraussetzung oder Begebung einer Nation und der Staatsform einbricht, so lange ist die Nation frey. Wohingegen bey H. Ch. diese historische Toleranz, für welche allerdings alles Wirkliche vernünftig ist, nicht geübt werden kann, sondern Eine Staatsform apriorisch philosophisch construirt und als das einzige Ziel hingestellt werden muß. Ebenso verhält es sich mit der Freyheit des Individuums, auch hier ist frey, wer sich mit seiner Voraussetzung und Aufgabe zu-

sammenschließt, und so hat auch der Banaufe die ihm adäquate Freyheit. Was zu solchem Zusammenschließen gehöre, dieß ist dann die inhaltliche Frage des dialektischen Synthetismus, aber die Form darf nicht über den Inhalt der Facticität hinweisen, sondern muß in ihm auf jeder Stufe den möglichen Organismus herstellen, während bey Chalybäus abermals doch nur eine transcendirende Sublimirung des Inhaltes in die Form resultirt.

Es ist bezeichnend, wie bey der tiefen Consequenz, welche an Hrn. Ch. bey jedem Schritte durchaus anerkannt werden muß, die modalen Kategorien bey der Entwicklung des Freyheitsbegriffes wirken. Wie dieselben von der Logik getrennt der Erkenntnißlehre, als der dritten Stufe des Vermittlungsmomentes der Wissenschaftslehre, zugewiesen werden und hiemit zunächst vor dem teleologischen Ideale stehen, so enthalten sie auch hier die Bewegung der Spontaneität zur Idee der vollendeten Sittlichkeit. Insoferne sie aber natürlich in derselben Ordnung wie in der Erkenntnistheorie auftreten, also von der Wirklichkeit durch die Möglichkeit zur Nothwendigkeit sich entwickeln, und insoferne dem dritten dieser Momente das principium exclusi tertii entspricht, dieses aber in der Logik zur „logischen Unmöglichkeit“ führte und hiedurch der Uebergang in die höhere Sphäre motivirte, so ist es ebenso auch hier eine praktische Unmöglichkeit, welche in der Unerreichbarkeit des Absoluten liegt, und so auf eine über das *παρταίον* hinausgehende Sphäre hinweist, wodurch aber eben die Philosophie an ihrem Schluß in ein Uebermenschliches, und am Ende nicht weiter bestimmbares verläuft. So bilden Hegel, Chalybäus und Trendelenburg drey Gegensätze der Philosophie. Trendelenburg's Unerkennbarkeit des Absoluten resultirt bey Chalybäus am Schluß als fast schwärmerische Unbestimmtheit, da die menschlich-theoretische Auffassung des Absoluten einer menschlich-praktischen vom ersten Principe an gewiesen war. Beyde aber, Chalybäus und Trendelenburg, bilden einen vereinigten Gegensatz gegen Hegel.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. September.

Nro. 46.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Früchte aus dem Morgenlande oder Reise-Erlebnisse, nebst naturhistorisch = medizinischen Erfahrungen zc. von Joh. Mart. Honigberger, gewesenem Leibbarzte der k. Majestäten: Kendschit Sing, Karrek = Sing, der Kani Tschendfour, Schir = Sing und Dhelib = Sing. Mit 40 lithogr. Tafeln. Wien 1851.

Das Werk des ehemaligen Leibarztes der vielen königlichen Majestäten, wovon die erste, wie uns Hr. Honigberger (S. 70) selbst erzählt, weder lesen noch schreiben konnte, ist zwiefacher Art: es enthält die Abenteuer des viel gewanderten Mannes und ein neues medizinisches System. Wir müssen uns natürlich bloß auf die erste Abtheilung beschränken, die Darstellung und Beurtheilung des Medialsystems, wie der Dr. seine neue Heilmethode nennt, überlassen wir den Kundigen.

Im Frühjahr 1815 verließ Doktor Honigberger seine Heimat Kronstadt in Siebenbürgen, und ging über die Bukowina, die Moldau und Wallachen, wo er längere Zeit verweilte, nach Konstantinopel. Hier bot sich ihm eine Gelegenheit dar, weiter gen Osten zu kommen; er wurde Leibarzt des Statthalters von Lokat, und trieb sich dann mehrere Jahre in den Gestadellandschaften des Mittelmeeres, in Syrien, Aegypten und der Berbercy herum. Von Bagdad aus, wo er wieder Leibarzt des Pascha war, bereiste er einige Gegenden Persiens und ging endlich nach Lahor in dem Flußgebiete, wo er von Kanadschit Singh, — das ist die richtige Schreibart

des Namens —, und seinen Nachfolgern zu mannigfachen Geschäften verwendet wurde. Leibärzte sind bekanntlich nicht bloß im Orient, sondern in allen despotischen Staaten wichtige einflussreiche Personen. Hr. Honigberger hatte hier und auf seinen wiederholten Reisen am Indus, zu Kabal und Bochara vielfache Gelegenheit, alte, namentlich baktrische Münzen und andere Alterthümer zu sammeln, die er in London und Paris um theures Geld verkaufte. Eine Papyrusrolle, das einzige baktrische Manuscript, welches bis jetzt gefunden wurde, sandte Honigberger mit andern Antiquitäten an das Geymüller'sche Haus in Wien, das aber unterdessen fallirte, weshalb das Kistchen einige Zeit auf der Mauth aufbewahrt wurde. Zu seinem Erstaunen vernahm der Doctor bey seiner Ankunft in Wien, — nach einem Verlauf von 15 Jahren —, daß das in Rede stehende Kistchen kurz vorher, wegen vorgeblicher Nichtexistenz des Eigenthümers, mit der Geymüller'schen Konkursmasse um ein Spottgeld versteigert wurde. Somit ist denn der vielleicht unschätzbare Inhalt jener Papyrusrolle für die gelehrte Welt wahrscheinlich für immer verloren, da bis zur Stunde nicht zu erfahren war, in welche Hände diese kostbaren Gegenstände gekommen sind! Außer den in Kairo und Alexandrien verkauften Antiquitäten haben die Münzsammlungen in St. Petersburg, in Wien, Paris und London viele von seinen Münzen und Steinen aufzuweisen.

Hr. Honigberger kehrte zum erstenmal im Jahre 1833 über Kabal, Balk, Bochara und Rußland nach seiner Vaterstadt zurück, wo er Weihnachten 1834 anlangte. Zu Nischnei Nowgorod traf ihn ein Mißgeschick, wie ihm kein ähnliches auf allen

seinen Wanderungen im Morgenlande widerfahren ist, und das wir, so weit thunlich, mit seinen eigenen treuherzigen Worten erzählen wollen. Er kaufte in Gegenwart des Kriegsgouverneurs Sobelfelle. Dieser brachte in Erfahrung, wer der Fremde sey und daß er ein sehr kostbares Pferd besitze. Der Gouverneur wollte das Pferd kaufen, was ihm jedoch abgeschlagen wurde, weil es der Oesterreicher seinem Kaiser verehren wollte. Als er sich sammt der Waare entfernte, sagte ihm der Dolmetscher, es wäre der Wunsch des Kaufmanns, Niemand etwas über diesen Einkauf mitzutheilen; er würde ihm schon einen Mann schicken, der mit dem Packen der Felle gut umzugehen wüßte. Ueber diesen Umstand mißtrauisch gemacht, verfügte sich H. alsbald zu einem ihm bekannten Kaufmann und legte ihm seine Zweifel vor. Dieser untersuchte die Felle und erklärte ihm, daß man ihn allerdings übervorthetheile habe. Da er aber von dem Verkäufer nichts mehr zurückzuerhalten vermochte, so blieb ihm nur der Weg der Polizey offen, um zu seinem Rechte und Geld zu gelangen. Auf dem Polizeyamte wurde er wider alles Vermuthen, auf Befehl des Kriegsgouverneurs, verhaftet und demselben vorgeführt. Um den Paß befragt, präsentirte er denselben und nach befundener Richtigkeit desselben hieß es, warum er sich erst nach sieben Tagen bey der betreffenden Behörde legitimirt habe. Die Erklärung, daß, da der Paß von Niemanden abgefordert wurde, er die Ablieferung desselben für unnöthig hielt, schien den Kriegsgouverneur nicht im mindesten zu befriedigen. Dieser entgegnete vielmehr, H. müsse bey dem Umstande, daß er 14 Sprachen spräche, ohne Kenntniß der russischen zu besitzen und weil er beständig im orientalischen Kostüme einherginge, nothwendig in die Kategorie der Spione gezählt werden, um so mehr, da er eines der angesehensten Handelshäuser verdächtigen wolle. Auf das Polizeyamt zurückgeführt, mußte er der Dinge harren, die da kommen sollten. Ein in das Quartier seines Gasthofes gesendeter Commissär konnte nichts ihn Compromittirendes entdecken. Der Polizeymeister verlangte nun nochmals, daß das Pferd ihm käuflich überlassen werde. Hr. H. erklärte wiederholt, daß er es als ein für seinen Monarchen bestimmtes Geschenk unter keiner Bedingung ablassen könne und wolle. Nun mußte sein russischer Paß, der ihn bis

in die Heimat geleiten sollte, auf dem Polizeyamte bleiben, wogegen ihm ein Certificat zur Weiterreise bis nach Moskau ausgestellt wurde. Aus dem Polizeyamte entlassen verfügte er sich zu einigen seiner deutschen Freunde, welche es ihm dringend ans Herz legten, so schnell als möglich von Nischki Nowgorod aufzubrechen, indem das Gerücht sich verbreitet habe, daß der Kaiser bereits in Moskau angelangt sey, und schon die Post bestellt wäre, welche ihn nach Nischki Nowgorod bringen sollte. Für ihn wäre dann die größte Gefahr vorhanden, vom Kriegsgouverneur unter irgend einem Vorwande ins Kastell eingesperrt zu werden, um persönliche Klagen und Mittheilungen von seiner Seite an den Monarchen zu verhindern. Eben diese Freunde begleiteten ihn in sein Quartier im Gasthofe. Aber wie groß war Aller Erstaunen, als sie die Thüre seines Gemaches geöffnet und einen großen Theil seiner Effekten entwendet fanden. Jenes Erstaunen und jener Schreck aber erreichte den höchsten Gipfel, als sie beym Nachsehen im Stalle, wo sie den Pferdeknecht zu finden hofften, sein Pferd blutend antrafen, und bey näherer Untersuchung desselben die Entdeckung machten, daß ihm boshafterweise die Sehnen an beyden Hinterfüßen entzwey geschnitten waren. Natürlich konnte der Verdacht des Diebstahls und der Pferdeverstümmelung auf Niemand Andern als auf den unsichtbar gewordenen Pferdeknecht fallen, und da dessen Habhaftwerdung für den Augenblick zu den Unmöglichkeiten zu gehören schien, so sah sich der Doctor bemüßigt, sich an den Bürgen für denselben, einen bucharischen Kaufmann, zu halten, und statt des Entwichenen vorläufig ihn selbst fest nehmen zu lassen, und dieß durch den Polizeymeister, welchen einer seiner ihn begleitenden Freunde sogleich von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt hatte. Hiebey trat der seltsame Umstand ein, daß unmittelbar nach der Verhaftung des Bürgen sich der entwichene Pferdeknecht von selbst wieder einstellte, und statt des Verhafteten, der nun freigelassen wurde, eintrat.

(Schluß folgt.)

System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte.

(Schluß.)

Eben diese modalen Kategorien, die, wie wir oben hervorhoben, die Form der Bewegung entwickeln, sind nun bey Chalybäus der Erklärungsgrund des Bösen. Nämlich in der Kategorie der Möglichkeit als solcher erscheint die Freyheit als Willkür, mit der Unbestimmtheit des Zufalles behaftet, welche Unbestimmtheit im dialektischen Prozesse natürlich die Aufgabe hat, in die ideelle Bestimmtheit einzugehen, also für den dialektischen Proceß selbst wesentlich ist. Darin nun, daß dieses Moment der Mittelstufe, daß die Willkür ihre dialektische Stellung nicht verlasse, d. h. weder etwa ganz wegfallt, noch sich in die Stellung des ersten Momentes (des Principes) oder des dritten Momentes (des Zweckes) sich dränge, liegt die volle dialektische Entwicklung der Freyheit. Und in die Umkehrung dieses Verhältnisses der Momente wird demnach das Böse gelegt, d. h. in die Willkür, wenn sie mehr sein will, als die Mittelstufe, d. h. wenn die Freyheit ihr eigenes Mittel, sich in dem Prozesse zu entwickeln, welches sie besitzt, nemlich das Bewußtseyn, nicht anwendet. Das Böse also ist Widerspruch, und zwar Widerspruch der Freyheit gegen sich selbst, eine Auffassung, auf welche H. Ch. mit aller Schärfe und Präcision dringt, gegen jene polemisirend, welche das Böse als das Unfreye bezeichnen, und sich hiedurch in die Schwierigkeit eines fatalistischen Uebels stürzen.

Aber eigentlich müssen wir doch wieder fragen, wie die Freyheit dazu kommt, von dem Mittel der Vermittlung nicht Gebrauch machen zu können oder faktisch nicht Gebrauch zu machen, oder wie die Willkür dazu kommt, ihre Stellung verschieben zu können oder faktisch zu verschieben. Also einerseits erneuert sich die Frage nach rückwärts jedesmal wieder, und andererseits bliebe die Möglichkeit, daß es einen vollkommen guten Menschen gäbe, was eben einfach nicht der Fall ist, und auch nicht der Fall seyn kann. Beydes scheint uns nach der Grundle-

gung bey Chalybäus kaum erledigt werden zu können. Ponirt man hingegen einen volleren Synthetismus, welcher nicht bloß den Willen enthält, sondern auch die Intelligenz und das Schaffen, d. h. einen Synthetismus, welcher die Grundgegenstände des Einen und Vielen (Idealen und Realen) selbst schon nach den drey Momenten des dialektischen Processes, nach Daseyn, Wesen, Vollendung, zusammenführt, so ergibt sich auch eine andere Fassung der Möglichkeit und des Zufalles, welche beyde viel schärfer auseinandergehalten werden müssen, als es bey Chalybäus, welchem schon von vorneherein der Begriff der Willkür vorschwebt, geschieht. Zufall ist die aus dem Zusammenhange der Totalität gerissene Singularität, d. h. in der Totalität der Objectivität ist kein Zufall. Also für den Menschen ist unzählige Objectivität Zufall, weil der Mensch nicht die Totalität umfaßt, ebendarum aber ist für die Idee des Wissens der Zufall das Nichtseynsollende, für den Menschen aber stets ein doch seyendes. Und ebenso ist für die Idee des Guten auch die Singularität das Nichtseynsollende, für den Menschen aber auch hier stets ein doch seyendes, d. h. in der Singularität der Vielheit an sich ist die Real-Potenz des Bösen, als das für die Idee des Guten Nichtseynsollenden, sowie die Real-Potenz des Irrthums, als das für die Idee des Wissens Nichtseynsollenden. Der Mensch daher ist, während er wesentlich ein Wesen des Wissens und des Guten ist, als Erscheinung dieses Wesens im Irrthum und im Bösen befangen. Es gibt keinen vollkommen wissenden und keinen vollkommen guten Menschen. Das höchste Darstellbare ist hier wie überall nur der Fortschritt. Also das Böse und der Irrthum wird in dem dialektischen Prozesse der Erscheinung, weil es ein Proceß der Erscheinung des Vielen ist, während zugleich das Gute und die Wahrheit jedesmal ebenfalls wird, so weit es nemlich auf jeder Stufe der zeiträumlichen Erscheinung nach den Realbedingungen der Freyheits-Entwicklung möglich ist. Eine Aufhebung des Bösen und des Irrthumes in dieser Erscheinungsart des Menschen, in welcher allein er uns zugänglich ist, ist einfach nicht möglich schon wegen der Singularität und Particularität unseres zeiträumlichen Wohnsitzes, d. h. der Erde selbst, welche, so lange sie das ist, was sie ist, in die

Totalität eben nicht rückvermittelt ist. Geht sie, die Erde, oder die irdische Menschheit in die Totalität so oder so ein, so ist sie nicht mehr die Erde und die Menschen sind nicht mehr Menschen.

Der dialektische Ternarius, nach welchem sich das Princip des Chalybäus durch alle Stadien entwickelt, ist derselbe wie in der Wissenschaftslehre: unmittelbare Existenz als erstes Moment, teleologische Vollendung des Subjectiven als drittes Moment, und zwischen beyden als zweytes formale Vermittlung der Singularität. Daher den ersten Theil der Ethik das unmittelbare Ethos als Eudämonologie bildet, sich entwickelnd von der unmittelbaren sinnlichen Einzel-Persönlichkeit hinweg durch das Hauswesen und die Orthobiotik zur Familien-Tugend. Das dieser Stufe entsprechende Böse ist die Sinnlichkeit. Der zweyte Theil, welcher auf der vermittelnden Egoität beruht, wird zur Rechtslehre, welche selbst wieder die Stufe der Unmittelbarkeit in der Personenlehre, die der Vermittlung in dem bürgerlichen Gesellschaftsrecht, und die dritte Stufe im Staatsrechte entfaltet. Das hier entsprechende Böse ist die Selbstsucht. Endlich der dritte Theil ist das teleologische Ideal des Guten als religiöse Sittenlehre, welche von dem unmittelbaren Principe der religiösen Ethik, als welches das Christenthum genommen wird, ausgeht, dann als zweytes Moment die christliche Weisheit und Frömmigkeit des Gemeindelebens entwickelt, um im dritten Momente, der Organisirung der christlichen Kirche abzuschließen. Das hier entsprechende Böse ist die Bosheit. — Man sieht, wie diese Entwicklung auch eine philosophische Basis für Pädagogik darbietet, denn der dialektische Proceß des ganzen Menschengeschlechtes ist an sich der pädagogische Proceß des Einzelnen. Aber auch hier zeigt sich eben wieder das Unzureichende, denn man erreicht auf diesem Wege nur die Pädagogik mit Ausschluß des Unterrichtes, zu geschweigen von der synthetischen Durchdringung der Erziehung und des Unterrichtes.

Daß in allen Theilen dieser Gliederung, welche stets wieder in drey Unter-Momente zerfällt, die durchgängigste Consequenz bis ins Kleinste waltet, haben wir oben schon gesagt, und die Vollendetheit der Form dieses Dialecticismus wird Jeder an Chalybäus rühmend zugestehen. Daher natürlich alle

Einwände wieder auf das zurückkehren müssen, was wir oben unserer Ansicht nach als die falsche Stellung des Principes hervorhoben. Manches wird mehr sogleich in die Augen springen, und hiemit offener auf ein falsches Princip hindeuten, so z. B. die Fundirung des Staates auf das Recht, woraus nie eine Pflicht des Staates, das menschliche Wissen als Wissen zu fördern, entwickelt werden kann; wenn auch der Staat als derjenige Organismus einer Nation bezeichnet wird, in welchem die persönliche Rechtsfreyheit zur objectiven Wahrheit verwirklicht wird, so hat diese objective Wahrheit doch keinen anderen Sinn, als ihr das Princip der positiven Liebe geben kann, d. h. sie ist immer nur ethische Wahrheit; auch das Strafrecht muß seine Wurzel im Gemeinbewußtseyn suchen, wobey stets noch die Frage übrig ist, warum das sittliche Gemeinbewußtseyn nicht bey der sittlichen Entrüstung stehen bleibt, sondern zur direkten Bestrafung des Verbrechens fortschreitet, wobey dieselbe Schwierigkeit eintritt, welche wir oben bey der Entstehung des Bösen bemerkten; darum halten wir auch die idealisirte Rache für die einzige Basis des Strafrechtes, wobey der Begriff der Rache nur nach obiger Fassung des Bösen, und die Idealisirung der Rache nur Erhöhung des Staates in das Moment des Wissens möglich ist. Dann auch, wenn außer und über allen Staaten ein endlicher teleologischer Harmonismus in der Entwicklung einer alle Menschen wirklich umfassenden christlichen Kirche resultiren soll, so verstößt dieß gegen eine richtige Fassung des Religions-Principes, und enthält auch eben jenes Hinausschieben in eine transcendente Region, denn die Menschen werden nie Eins, so lange sie Menschen sind. Dem Menschen klebt die Synthesis von Einheit und Vielheit, welche beyde gleichmäßig ihr Recht behaupten, wesentlichst an.

Doch diese und alle etwaigen anderen Bemerkungen über das Detail sind implicite in dem oben über das Princip bemerkte enthalten und in soferne überflüssig. Bey einer durchweg systematisch auftretenden Philosophie handelte es sich auch nur darum, das Princip zu charakterisiren.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. September.

Nro. 47.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.



Früchte aus dem Morgenlande oder Reise-
Erlebnisse.

(Schluß.)

Da es unmöglich war, das verstümmelte Pferd mit fortzunehmen, so verkaufte er es um einen un-
gemein niedrigen Preis an einen seiner Freunde,
welcher es für eine Stuterey an sich brachte, und
die Procura in Betreff seiner geraubten Effekten wi-
der den inhastirten Diener gütigst übernehmen wollte.
Bald nach seiner Ankunft in Moskau erhielt H.
von dem Freunde aus Nischni Nowgorod ein Schreib-
ben, worin er ihm berichtete, daß nach seiner Ab-
reise der eingesperrte Knecht ohne weiteres aus dem
Gefängnisse entlassen worden sey. Da der Kauf-
mann, mit welchem er in Nischni Nowgorod, der
Zobelfelle wegen, in Zornwürniß gerathen war, zu
den ansässigen Bürgern in Moskau gehörte, so wollte
H. seine dießfällige Klage bey dem Fürsten Galligin
als Gouverneur von Moskau anbringen. Er wurde
von dem Fürsten bey seinem Erscheinen auf eine
sehr unfreundliche Weise empfangen und ihm be-
deutet, daß man nicht die beste Meinung von ihm
hege, indem bereits sehr unvortheilhafte Berichte über
ihn eingelaufen wären. Dasselbe begegnete ihm auch
bey dem Grafen Benkendorf, dem er seine Auf-
wartung machte, als er sich mit dem Kaiser in
Moskau befand. Da es Hrn. H. jedoch auch um
Wiederherstellung seiner gekränkten Ehre zu thun
war, so trug er auf Zusammensetzung eines Han-
delsgerichts an. Dasselbe entschied zu seinen Gun-
sten, und jener Kaufmann hätte ihm vollen Erfas-

leisten müssen, wenn er inzwischen nicht unglückli-
cherweise fallirt hätte.

Während der Dauer dieser Verhandlungen fand
H. Zeit genug, einen kleinen Abstecher nach St.
Petersburg zu machen, um die kaiserliche Residenz
durch eigene Anschauung näher kennen zu lernen.
„Die ungemein freundliche Aufnahme, deren er sich
in allen Kreisen der Bevölkerung zu erfreuen hatte,
machte ihm den nur kurzen Aufenthalt in dieser Me-
tropole unvergeßlich. Besonders erinnert er sich noch
gern an die Großfürstin Helene, welche ihn, als sie
von seiner Anwesenheit Kunde erhielt, zu sich laden
ließ, und trotz ihrer sehr interessanten Umstände sich
mit ihm zwey volle Glockenstunden über Indien un-
terhielt. Und als er Tags darauf in seinem orien-
talischen Kostüme zur Münze fuhr, winkte ihm die
begegnende Großfürstin mit besonderer Freundlichkeit
einen Gruß aus dem Wagen zu.“ Hr. H. versich-
ert, diese Gnade und Huld niemals vergessen zu
wollen.

Honigberger konnte sich in Europa nicht mehr
eingewöhnen; er ging (1838) wieder nach Indien
zurück, wo er zu Lahor seinen frühern Herrn den
Maharadschah Kanadschit-Singh „stumm und mit ge-
schwellenen Füßen auf einem Stuhle sitzend fand.“
Der Doctor erzählte von den Wunderkuren der neuen
Heillehre, der Homöopathie. Man konnte sich jedoch
schwer entschließen, den Maharadschah ihm in die
Kur zu geben, indem noch die günstige Jahreszeit
des Frühlings waltete, und die eingebornen Aerzte
noch allerley Versuche anzustellen vorhätten. Den
größten Eindruck machte aber die Heilung eines ihm
zur ärztlichen Behandlung übergebenen Kaschemirers.

Dieser hatte seit 10 Jahren eine Kugel im Kopfe, welche ihm kein eingeborner Wundarzt hatte herausnehmen können. In der kurzen Frist von zwey Monaten ward er vollkommen geheilt. Hierauf kam nun eines Tages des Königs ehemaliger Leibarzt zu ihm und sagte, daß der Maharadschah noch niemals von einem europäischen Arzte eine Arznei genommen hätte, daß er alle die Heilmittel, die er von Seite der englischen Doctoren erhalten hätte, versuchsweise andern Leuten eingegeben habe, um deren Wirkungen zu erproben, daß jedoch der Maharadschah jetzt zu dem Entschlusse gekommen sey, seine Arznei einzunehmen, die H. aber in seiner Gegenwart zubereiten müsse. Der Doctor begab sich auf der Stelle zum Könige und that, wie ihm befohlen war. Am ersten Tage zeigte sich bey dem Patienten keine Wirkung. Am zweyten glaubte er sich etwas besser zu fühlen. Am dritten war Kanadschit schon in einer so heitern Stimmung, daß er ihm in der Versammlung des Staatsraths durch den Minister ein Paar goldene Armspangen, im Werthe von 500 Rupien, in seiner Gegenwart, um die Arme schließen ließ; damit war auch das Geschenk zweyer schöner Kaschmir-Shawls von gleichem Werthe verbunden, die ihm der Minister um die Schultern legte und zugleich sagte, daß der Maharadschah von der Arznei eine sehr wohlthätige Wirkung empfinde. Mit der Erlaubniß des Ministers besuchte H. am vierten Tage seine Patienten in der Stadt, als man ihm sagte, daß mehrere berittene Boten nach ihm geschickt seyen. Bey seiner Ankunft wurde ihm bedeutet, der Maharadschah sey vom Fieber befallen. Es war dieß jedoch kein eigentliches Fieber, sondern nur eine gewöhnliche Alteration mit etwas Hitze. Die Aerzte der Stadt wurden zu einem Consilium hinberufen. Natürlicherweise war ihnen dieß etwas sehr Erwünschtes, weßhalb auch all sein Bemühen und all sein Remonstriren nichts nützte. Das Consilium aus eingebornen Aerzten bestand aus einem Duzend Hakims aus Pischawer und Lahore, aus Hindu-Aerzten, Sterndeutern u. dergl., von denen ein Jeder sich einbildete, etwas von der Arzneykunde zu verstehen. Wenigstens brachten die meisten ihre Bücher mit, wodurch sie den Mangel ihrer Kenntnisse hinlänglich ersetzt glaubten. So geschah es, daß, ehe noch zwey Wochen

verfloßen waren, der Maharadschah das Zeitliche gesegnet hatte. Er starb in der Festung Somunburisch (27. Juni 1839) in Gegenwart Dr. Honigbergers, worauf der Minister die Thore der Festung sperren ließ; der Doctor wurde jedoch mit Bewilligung des Ministers hinausgelassen.

Die erste und grauenvollste Scene, welcher H. nach Kanadschit-Singhs Tode als Augenzeuge bewohnte, war das Sati oder die lebendige Verbrennung der eilf Frauen des Maharadscha mit dessen Leichnam. Es waren vier Kanis, — eigentliche Frauen —, und sieben Sclavinnen, die Eine nach der Andern, unerschrocken und todesmuthig den Scheiterhaufen bestiegen, sich rund um den Leichnam setzten, dann mit schweren Rohrdecken, worauf Del gegossen wurde, verhüllen ließen. Als dieß geschehen, wurde auf einmal von mehreren Seiten her Feuer angelegt, so daß die armen Geschöpfe in Rauch und flammender Lohe ersticken mußten, ehe sie noch einen Laut von sich zu geben im Stande waren. Die Verbrennungs-Ceremonie, die jetzt unter der englischen Regierung nur höchst selten hie und da trotz des Verbotes vorkommt, beschreibt Hr. Honigberger als Augenzeuge in sehr anschaulicher Weise mit folgenden Worten.

Am andern Morgen nach dem Hinscheiden des Maharadschah kam ich mit meinem Freunde dem Obristen Heinrich Steinbach, der gegenwärtig in Diensten des Maharadschah Gulab-Singh in Kaschmir sich befindet, vom Leichname Kanadschits in der Festung, vom sogenannten Tacht (dem Krönungsplatze), herab in den großen Hof, durch den wir gehen mußten, um bey Zeiten einen Platz nahe am Scheiterhaufen zu erhalten, welcher zwischen den Ringmauern der Festung, in einem kleinen Gärtchen aufgeschichtet war, weil der Zulauf der Menschen und das Gedränge in der Festung jede Vorstellung überstieg. Im großem Hofe erblickten wir Eine von den vier Königinnen, die so eben zum erstenmale in ihrem Leben allein, zu Fuß und unverhüllt aus dem Harem herauskam, und langsamen Schrittes zum Leichnam ihres Herrn hinging, umgeben von etwa hundert Personen, die in einer Entfernung von etlichen Schritten sie geleiteten. Unmittelbar neben sich hatte sie einen

Mann, der ein Kästchen trug, worin der Rest ihres Schmuckes sich befand, von dem sie Stück für Stück rechts und links als Geschenk vertheilte. Zwey bis drey Schritte vor ihr bewegte sich rückwärts schreitend und mit dem Gesichte gegen sie gekehrt ein Mann, der ihr einen großen Spiegel vorhielt, was deswegen geschehen soll, damit sie sich selbst überzeugen könne, daß ihre Gesichtszüge unverändert dieselben seyen, und keine Angst sich in ihr rege. Der Leichenzug nahte sich nun, begleitet von einigen Tausenden. Alles war zu Fuß, weil man nicht weit zu gehen brauchte; nur die vier Königinnen wurden paarweise in zwey offenen Tragesseln, eine neben der anderen sitzend, hinter dem Leichname einhergetragen; ihnen folgten die sieben Sclavinnen barfuß, von denen einige kaum 14 bis 15 Jahre alt schienen. Auch die Königinnen waren ohne Fußbekleidung, schmucklos und in einfache seidene Kleider gekleidet. Sie schienen gleichgiltig und getrost der Katastrophe sich zu nähern, welche sie erwartete. Den Leichnam des Fürsten trug man in einer großen, leichten, zierlichen, schiff förmigen Bahre, worin er auf einem Brette lag, an welches er vermuthlich auf irgend eine Weise befestigt war. Die Segel des Schiffes bestanden aus reichen Goldseidenstoffen und Kaschmirschawls. Eine große Menschenmasse trug das Schiff aus dem Innern der Festung bis zum Scheiterhaufen, wo das Brett mit dem darauf befindlichen Leichnam herausgenommen und auf die Erde gelegt wurde. Die kostbare Verzierung des reich geschmückten Schiffes wurde nun der Plünderung des Volkes preisgegeben. Ueber den Leichnam und die mit ihm zu verbrennenden armen Geschöpfe beteten sowohl Brahmanen aus ihren heiligen Schriften wie die Gurus oder Priester der Sikh aus ihren Religionsbüchern. Ein stilles, nicht widerliches Wirbeln der Trommeln und das betende Gemurmel des Volkes gaben der seltsamen Scene ein eigenes, nur im Oriente denkbares, trauriges Gepräge. Der Scheiterhaufen selbst, der sich jetzt den Augen der Zuschauer darbot, war aus gut getrockneten Hölzern, worunter auch wohlriechende Aloestücker befanden, ungefähr in Manneshöhe aber in weit bedeutenderer Breite, ein Viereck bildend, aufgeschichtet.

Nach vollendetem Gebete der Brahmanen und Gurus, welches beynähe eine Stunde währte, bestiegen der Minister nebst mehreren Hauptlingen auf einer kleinen Leiter die oberste Fläche des Scheiterhaufens, worauf als leicht entzündlicher Brennstoff Baumwollsaamen in großer Menge gestreut war, und übernahmen den ihnen von unten hinauf überreichten Leichnam ihres königlichen Herrn, den sie dann ehrfurchtsvoll in der Mitte, sowie er auf dem Brette befindlich war, zurecht legten. Hierauf bestiegen auch die Königinnen sammt den Sclavinnen, dem Range nach, eine nach der andern, die verzehrigungsvolle Leiter und der obenstehende Minister beeilte sich durch Handreichung jeder derselben behilflich zu seyn. Als sämmtliche Frauen mit Hilfe des Ministers und der übrigen Hauptlinge angelangt waren, nahmen sie ihre Plätze bey dem Leichname ein, die Königinnen bey dem Haupte desselben, die Sclavinnen zu dessen Füßen. Hier kauerten sie sich an dem Leichname zusammen und verharrten in stiller Erwartung bis eine starke, dicke Rohrdecke gebracht wurde, welche die oben befindlichen Herren über die armen, dem schrecklichen Tode geweihten Geschöpfe ausbreiteten und mit Del begossen, worauf sie vom Scheiterhaufen herabstiegen. Sobald dieß geschehen war, wurde wie bereits bemerkt, der Scheiterhaufen an allen Ecken in Flammen gesetzt und nur noch wenige Minuten und die bedauernswerthen Opfer eines verabscheuungswürdigen religiösen Fanatismus hatten ausgelebt.

Herr Honigberger erzählt nun als Augenzeuge die Geschichte des Reiches der Sikh von dem Tode Ranadschits bis zur Eroberung des Pendschab durch die Engländer. Wir erfahren daraus manche neue Thatsachen, andere erhalten hiemit ihre Bestätigung. Es kann jetzt nicht mehr geläugnet werden, daß die Sikhhäuptlinge bestochen wurden und mannigfachen Verrath gegen ihre Truppen verübten. Die Rani und ihr Liebhaber nahmen zu dem verzweifelten Mittel ihre Zuflucht, die Engländer zum Kriege zu reizen, um die Armee auf die Schlachtbank zu führen, indem sie die Hoffnung hegten, einestheils dadurch von den ihnen gefährlichen Truppen befreit zu werden und andernteils unter dem Protektorate der Engländer sich mit mehr Sicherheit

und Ruhe bewegen zu können. Es handelte sich nur noch darum, wie dieser Zweck zu erreichen wäre. Aber auch dafür fand sich Rath. Es wurde nämlich Tedsch-Singh, zu der Zeit Gouverneur von Pischawer und der einzige Mann, der seit Ranaschits Zeiten bedeutenden Einfluß auf die Truppen hatte, herbeigerufen, um seine Meinung über diesen Gegenstand zu vernehmen. Auf seinen Vorschlag wurden falsche Schriftstücke abgefaßt, die dann in der Ministerversammlung vorgelesen wurden, des Inhalts, daß die Engländer die Einkünfte der Länder jenseits des Satledsch, die den Sikh gehörten, in Beschlag genommen hätten, daß sie sich eine Menge feindseliger Schritte erlaubten, und unverkennbar zum Kriege gegen die Sikh rüsteten; weshalb es die Staatsklugheit gebiete ihnen zuvorzukommen.

Tedsch-Singh wurde zum Oberbefehlshaber der Truppen ausgerufen. Die Sikh bekamen ihr geweihtes Brod auf dem Denkmale der königlichen Familie; wo sie sich Eintracht, Treue und Gehorsam schwuren und den Engländern den Krieg erklärten. Unmittelbar nach dieser Feyerlichkeit begaben sie sich, ohne weitläufige diplomatische Erklärungen, auf den March. Die Engländer waren zu nichts weniger als zu einem Kriege mit ihren Nachbarn vorbereitet. Dieser begann. Jenseits des Satledsch wurden die vier bekannten Schlachten von Mudki, Feruzscheher, Alliwal und Sobraon geschlagen. Die Engländer, welche an dem letzten Orte einen entscheidenden Sieg davon getragen, wurden die Herren des Landes. Aber wem hatten sie diesen Sieg zu danken? Herr H. erzählt dies ausführlich.

Am Morgen des 22. Dezember 1845 langte Tedsch-Singh mit einer Reserve-Armee von 25 bis 30,000 Mann regulärer Truppen auf dem Schlachtfelde von Feruzscheher an, wo die Engländer während eines Tages und einer Nacht gekämpft und ihren gesammten Pulverbortath verbraucht hatten, in Folge dessen sie den Rückzug antraten. Aber auch die Sikh wähten sich geschlagen und gingen ebenfalls zurück; worauf die Engländer die davon Kunde erhielten, wieder umkehrten und sich in den Besiß ihres Lagers setzten. Gerade in diesem kritischen Momente traf die oben

erwähnte Reserve-Armee unter Tedsch-Singh ein. Dieser mit den Engländern im Einverständnisse that sein Möglichstes, um die Streulust seiner Truppen zu dämpfen und ihnen durch allerlei Vorspiegelungen Angst einzusößen. Auch war er der erste, welcher den Engländern den Rücken kehrte, um sie zu schonen, weil er genau von ihrer Lage unterrichtet war. Am 10. Februar 1846 als die Schlacht von Sobraon stattfand, ging Tedsch-Singh, der Verräther seiner Landsleute, während die Schlacht noch fortbauerte, über die Satledsch zurück und ließ die Brücke hinter sich abbrechen, den größten Theil seiner Truppen hilflos am Ufer zurücklassend, wo die Verräthenen mit gefalteten Händen und Gras im Munde jammernd riefen; er möchte doch Erbarmen mit ihnen haben, sie seyjen ja Kühle, heilige Kühle geworden. Mancher unter ihnen soll fogar in den Ruf ausgebrochen seyn: „Wir büßen nur die Schuld unserer Sünden; wir haben kein besseres Loos verdient! Da drüben ist ja die Stelle, wo wir unsern Gïru mit seinen Kühen umgebracht haben.“ Tedsch-Singh, fügt der Doctor hinzu (S. 129), „legte mir in Lador, während ich ihn in ärztlicher Behandlung hatte, das offene Geständniß ab, daß ihm, unter den obwaltenden Umständen nichts Anderes übrig geblieben wäre, als das Land den Engländern preiszugeben.“

Herr Honigberger hat von den Engländern eine Pension und von Gulab Singh ein Privilegium erhalten, um in Kaschmir aus Runkelrüben Zucker zu machen. Er gedenkt, wie wir aus dem vorliegenden Werke ersehen, nächstens nach Kaschmir zurückzukehren. Vielleicht ist er bereits dahin abgereist. Die zahlreichen interessanten Abbildungen, welche dem Buche beigegeben sind, sind, wie das Werk selbst, ebenfalls doppelter Art; sie beziehen sich theils auf die historisch-geographische, theils auf die medicinische Abtheilung.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. September.

Nro. 48.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Cicero's Brutus de claris oratoribus. Erklärt von Otto Jahn. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1849. XII und 160, 8.

Cicero's Orator. Erklärt von Otto Jahn. Anhang: de optimo genere oratorum. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1851. XXXII, 141, 8.

Es wäre schön, wenn wir eben so eine De-
kade von lateinischen Rednern besäßen, wie sich die
der Attischen erhalten hat. Hortensius mag dem
Aeschines entsprochen haben, Cato maior wird von
Cicero dem Lyfias verglichen, ihm selbst ist längst
der Platz an Demosthenes Seite eingeräumt, für
die übrigen findet man wohl nicht so leicht ihr Pen-
dant heraus, aber gewiß würde eine Entwicklung der
Kunst hier wie bey den Griechen wahrnehmbar seyn,
die wir jetzt, wo nur geringe Bruchstücke der Red-
ner vor Cicero uns geblieben sind, nicht mehr zu
erkennen vermögen. Um so größeren Dank gebührt
Cicero, daß er wenigstens eine Schilderung von je-
nen verschwundenen Größen geliefert hat, zu wel-
chem Unternehmen er durch die totale Veränderung
der politischen Verhältnisse, die der oratorischen Thä-
tigkeit wenig Spielraum übrig ließen, bewogen wur-
de. Er mochte auf diese Weise wenigstens in der
Erinnerung gern die Zeit zurückrufen, in der theils
der Gang der öffentlichen Angelegenheiten, theils
die Führung der schwierigsten Prozesse seine ganze
Geisteskraft in Anspruch nahm, und sein Name mehr
und mehr Gegenstand allgemeiner Verehrung und

Bewunderung wurde. Jetzt hatte seine Wirksamkeit
geendet, war zur Vergangenheit geworden; er konnte
ihr Andenken nicht glänzender seern, als dadurch,
daß er sich als der Vollender römischer Beredsam-
keit darstellte und die Früheren als seine Vorläufer
zu dem schwer erreichbarem Ziel. Proemium, wie
der leider nicht ganz gerettete Epilog des Brutus,
sprechen dieses Bedürfnis nicht undeutlich aus, und
er kommt auch im Lauf des Gesprächs wiederholt
darauf zurück.

Erst nach Vollendung dieses Dialogs und des
in enger Beziehung dazustehenden orator verließ Ci-
cero die Beschäftigung mit der Rhetorik, um zur
Philosophie überzugehen. Diesen Uebergang bildete
sein Hortensius, dessen Verlust auch darum sehr zu
beklagen ist. Den äußern Anlaß aber zu jenen frü-
hern Schriften gab ihm das Werk des Atticus, wel-
ches den Titel liber annalis führte, vgl. Br. §. 15
— quae cum studiose tractare coepissem, ipsa
mihi tractatio litterarum salutaris fuit, admonu-
itque, Pomponi, ut a te ipso sumerem aliquid
ad me resiciendum. *) Grundlage des Brutus war

*) Was bald darauf in §. 16 folgt, ist öfters und
auch von Jahn mißverstanden worden: ego autem
voluntatem tibi profecto emetiar, sed rem ipsam
nondum posse videor; idque ut ignoscas, a te
peto. Nec enim ex novis, ut agricolae solent,
fructibus est, unde tibi reddam, quod accepi —
sic omnis fetus repressus exustusque flos siti ve-
teris ubertatis exaruit; nec ex conditis, qui ia-
cent in tenebris et ad quos omnis nobis aditus,
qui paene solis patuit, obstructus est. Serenus

es aber schon darum nicht, weil die Chronologie der berühmtesten Redner keine Schwierigkeiten hatte, und die Hauptsache, das Technische, von Attikus nicht berührt werden konnte.

Jahn gibt in seiner Einleitung eine gute Uebersicht von dem Inhalt und Gang des Dialogs,

igitur aliquid tamquam in inculto et derelicto solo, quod ita diligenter coleamus, ut impendiis etiam auge possimus largitatem tui numeris etc. Die Note zu dieser Stelle behauptet: „Cicero kann hier nur philosophische Studien im Sinne haben, welche er in diesem Umfang fast allein betrieb, und unter den unglünstigen Zeitverhältnissen liegen ließ. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er die Bücher de legibus im Sinne hat, welche nach der Schrift de republica begonnen, aber nicht von ihm bis zur Herausgabe vollendet wurden.“ Aber was verschloß ihm den Zugang zu seinem angefangenen Werk de legibus? Und daß ihn die schlimmen Zeiten gar von der Philosophie abgehalten hätten, steht in direktem Widerspruch zu de Divinat. II, §. 5 sq. Die alten aufgespeicherten Früchte, zu denen der Zugang ihm vordem allein offen stand, und jetzt verschlossen ist, sind vielmehr Reden, die er noch nicht ausgearbeitet hat — was er bekanntlich immer erst dann that, wenn er sie schon gehalten hatte — und welche er jetzt nicht mehr herausgeben mag, da das Interesse dafür im Publikum bey der veränderten Lage der Dinge erkaltet ist. Er war aber der einzige Redner seiner Zeit nach Hortensius Tod, vgl. §. 3, oder ließ wenigstens keinen Andern dafür gelten. Hierauf beziehen sich die Worte qui paene solis patuit, woben man an die Früchte der Ciceronischen Eloquenz überhaupt, nicht bloß in ihrer Eigenschaft als conditi denken muß. Nur so hat paene Sinn, woran Ellendt Anstoß nahm, wenn es auf Reden gedeutet werden sollte. Aber auf philosophische Werke paßt es durchaus nicht, da zu diesen der Zugang immer offen stand, oder Cicero, wenn er die arrogante Behauptung, er allein unter den Römern verstehe sich auf griechische Philosophie, gewagt hätte, sich bey den zahlreichen Freunden derselben in Rom, nur lächerlich machen konnte. In Or. 148 dagegen versteht er unter den multo graviora et maiora offenbar bloß die philosophischen Bücher, wo Jahn merkwürdigerweise erklärt, es sey nicht bekannt, welche Arbeiten gemeint seyen.

besonders macht er darauf aufmerksam, wie Cicero die Versuche seiner Landsleute geflissentlich ins beste Licht stelle, Attikus aber den Werth derselben auf das wahre Maaß zurückführe; dergleichen, wie die Form der Schrift erlaube, die Beschränkung dieser Geschichte auf nicht mehr Lebende für einige Zeitgenossen aufzuheben, indem sie in einer Digression erschienen, wie Servius, oder Cicero ihre Schilderung seinen Freunden überlasse, wie die Cäsar's.

Gewiß war Cicero ganz der Mann dazu, eine Geschichte seiner Kunst zu schreiben; bekannt mit allen Erzeugnissen der Vorgänger und selbst der größte Meister, hatte er, wie kein Anderer, die Berechtigung, ein Urtheil über jene abzugeben. Wenn daher Jahn die Erwähnung vieler unbedeutender Redner zerstreut, den Vortrag durch Anhäufung des Details schwerfällig und manche Parteeen monoton findet, mag die Schuld davon mehr an ihm liegen, indem er sich weder in das Interesse des Römers, noch des Kenners der Rhetorik zu versetzen geneigt ist.

Im Brutus, wie im Orator tritt an mehreren Stellen eine starke Polemik gegen die sogenannten neuen Attiker, die Anhänger des C. Licinius Calvus, hervor, zu welchen Brutus selbst sich hinneigte. Es ist zu bedauern, daß wir von den darüber zwischen ihm und Cicero brieflich gepflogenen Verhandlungen nichts Näheres wissen, wodurch das schroffe Urtheil, welches Tacitus dial. 18 erhalten hat. Ciceronem a Calvo quidem male audiisse tamquam solutum et enervem, a Bruto autem, ut ipsius verbis utar, tamquam fractum atque elumbem“ motivirt würde. Denn allgemeiner Art ist auch Quintilians Bericht, wenn er auch der dem Cicero gemachten Vorwürfe noch mehrere aufzählt, vgl. XII, 10, 12. Daß sich Brutus selbst durch den orator nicht befehlen ließ, geht aus Ep. ad Att. XIV, 20, 4. hervor; was der Charakter seiner Beredsamkeit war, aus Ep. ad Att. XV, 1^b, 2. Ob Cicero deshalb sehr besorgt war, und wirklich meinte, sein Ruf als Redner stehe auf dem Spiel, wenn jene Auffassung des Atticismus allgemeine Gültigkeit erlangte, (vgl. Einleitung XIV) ist sehr die Frage; eine solche Opposition war aber ganz geeignet, beyden Schriften einen mehr oratorischen Charakter zu geben, und dem Verfasser bot

sich damit zugleich eine treffliche Gelegenheit dar, unter dem Schein der Vertheidigung seine Vorzüge in's glänzendste Licht zu setzen.

Die erklärenden Anmerkungen des Herausgebers sind im Allgemeinen ihrer Bündigkeit und Zweckmäßigkeit halber sehr zu empfehlen; vermist wird aber ein tieferes Eingehen auf die innere Geschichte der Rhetorik und die Technik selbst. So, wenn Protagoras, der Begründer der antilogischen Methode Br. 30 gar nicht in dieser Eigenschaft aufgefaßt, sondern nur damit bezeichnet wird, daß er besondere Aufmerksamkeit auf die Sprache *ῥητορεία* (sic) verwandt habe; wenn Antiphons Progyrnasmen, welche Cicero den *communis loci* von Gorgias und Protagoras vergleicht (Br. 47), in den von Suldas citirten *προοίμια* und *ἐπιλογοί* gefunden werden, statt diese vorzüglich in den noch vorhandenen Tetralogien zu erkennen, wo das äugere und immuniere des probabile mit vielem Geschick gehandhabt ist; wenn im Or. 186 die *perveteres scriptores* mit Stillschweigen übergangen werden, wo Cicero wahrscheinlich die theoretischen Werke des Antiphon, Gorgias, Thrasymachus im Sinne hat, als welche den *numerus* noch nicht zum Gegenstand ihres Unterrichts gemacht hätten; merkwürdigerweise ist dieß noch bey dem Lehrbuche des Sokrates Anaximenes der Fall, so daß man vermuthen möchte, selbst Sokrates habe darüber nicht, wie doch Aristoteles, in seiner *Technē* Anweisung gegeben. Der Widerspruch, welcher zwischen Br. 32 und Or. 174 besteht, wird weniger auf eine erst später erlangte Einsicht des Schriftstellers zurückzuführen, als daraus zu erklären seyn, daß Cicero im Brutus und auch de or. III, 173 mehr an die praktische Anwendung dachte, und daher den Gorgias und Thrasymachus als Urheber der *numerosa oratio* übergehen konnte. Zu den Worten Or. 176: *Gorgias his festivitatis - insolentius abutitur* war der Scholiast des Hermogenes zu citiren (Rhet. Cp. ed. Walz V, 548), welcher das große Fragment von Gorgias erhalten hat, wenn nicht der Schüler, doch der gelehrten Leser wegen. In Betreff der *ars* oder *artes* des Sokrates dürfte Jahn die Bemerkung unterdrücken (Br. 48), daß ihre Richtigkeit schon im Alterthum bezweifelt war; es ist das nur

von Quintilian, III, 16, aber ohne allen Grund geschehen, Aristoteles selbst, Dionysius von Halikarnas und Cicero bestätigen die Existenz des Sokratischen Lehrbuchs; letzterer versteht nichts Anderes unter dem *ὑποθήκιον* Isoerati (ad Att. II, 1, 1) und de Inv. II., §. 7 ist *cuius ipsius, quam constat esse artem, non invenimus*, nicht constat zu lesen. Der Plural *artes* aber kann auf mehrere Bücher desselben Werkes, vielleicht aber auch auf mehrere rhetorische Schriften des Sokrates bezogen werden, was deshalb unentschieden bleiben muß, weil Genauigkeit in solchen Angaben nicht Cicero's Sache ist. Die richtige Chronologie von Anaxagoras, wie sie C. F. Hermann neulich aufgestellt hat, war wohl dem Verf. bey Niederschreibung der Note zu Br. 44, noch nicht zugänglich, konnte es aber zu Or. 15 seyn. (Vgl. C. F. Hermann disp. de philosophorum Ionicorum aetatibus Gott. 1849, p. 18 sqq.). Darnach war Anaxagoras im Jahre 432, wo er von Perikles politischen Gegnern als *ἄθεος* angeklagt und mit Mühe gerettet worden seyn soll, schon 30 Jahre todt. Ueber Hermagoras, dessen Cicero Br. 263, 271 gedenkt, dürften die wichtigsten Stellen aus Cic. de Inv. I, §. 8, 12, 16 und Quint. III, 11, 18 wohl citirt werden. Einer näheren historischen Betrachtung würden auch manche Correkturen als überflüssig sich ergeben haben, wie wenn Br. 99 und 117 das Pronomen C. vor Graechus stehen soll, an beyden Stellen mußte aber jeder römische Leser, daß nicht Tiberius, sondern Caius gemeint ist, ohnedieß galt nur dieser als großer Redner, wie die Weglassung des Vornamens auch anderswo, z. B. A. ad Herren. IV, 2, 3 zeigen kann. So war allgemein das Alterverhältniß des Crassus und Antonius bekannt, daher Br. 230 keine andere Verbesserung möglich ist, als vor Antonio einfach *eum* nach Madvigs Vorgang zu setzen; ganz fehl geht die Vermuthung, daß hier ein Wort ausfiel, welches sich auf Antonius's Alter bezog. *)

*) In Or. 106 aber ist zu verwundern, daß Niemand bemerkte, wie *visus esset* mit Bezug auf Antonius nicht stehen kann in dem Satz: *atqui si Antonio Crassus eloquens visus non est aut sibi ipsi, nunquam Cotta visus esset, nunquam Sulpicius,*

Ein wirklicher Ausfall ist Br. 207 anzunehmen, wo es heißt: locus erat omnino in maximo causis praeter eos, de quibus supra dixi, nemini: propterea quod Antonius, qui maxime expetebatur, facilis in causis recipiendis erat, fastidiosior Crassus, sed tamen recipiebat. Horum qui neutrum habebat, confugiebat ad Philippum fere aut ad Caesarem * * Cotta et Sulpicius expetebantur: ita ab his sex patronis causae illustres agebantur. Dazu bemerkt Zahn, daß so schlechthin weder expetebantur noch expectabantur (wie die Handschriften lesen), gesagt werden konnte, da diese, Cotta und Sulpicius, den letzten Rang einnahmen, sondern näher angedeutet werden mußte, unter welchen Umständen sie aufgesucht wurden. Doch war dieß schwerlich im Allgemeinen anzugeben, verkehrt aber ist Lambin's von Ellendt und Drelli gebilligtes Emblem secundum Philippum et Caesarem; als hätte man immer erst von diesen abgewiesen seyn müssen, um sich an die beyden jüngsten zu wenden. Die leichteste Ergänzung dürfte daher a non nemine, oder etwas Aehnliches seyn. Etwas früher als Crassus und Antonius war C. Fimbria aufgetreten, von welchem Br. 129 berichtet wird: habitus est sane, ut ita dicam luculentus, patronus asper maledicus genere toto paulo fervidior atque commotior — idem tolerabilis patronus nec rudis in iure civili. Freylich darf patronus an der ersten Stelle nicht bleiben; zu verwundern ist aber, daß Ernesti's Schnitt ins gesunde Fleisch, wenn er luculentus durch truculentus zu verbessern glaubte, allgemeinen Beyfall gefunden hat, auch bey Schüz, dessen Ergänzung accusator, so

nunquam Hortensius. Denn Antonius kannte ja diese Jünger alle noch, weshalb Cicero visus est schreiben mußte. Indes ist die Lesart der Handschriften tibi nunquam Cotta visus esset, und das war durchaus beizubehalten. Brutus hatte den Hortensius wenigstens in seiner blühendsten Epoche nicht gehört (vgl. Brut. 317), die andern kannte er gar nicht. Die Meinung Ciceros muß demnach die seyn: wenn schon Antonius ein solches Urtheil über Crassus fällte, würdest du es um so mehr über seine Nachfolger, meine ehemaligen Rivalen, gefällt haben, indem du gewiß einen noch strengern Maßstab angelegt hättest.

richtig sie ist, alle spätern Herausgeber mit Still-schweigen übergangen haben; daher Ref. anfangs glaubte, sie zuerst gemacht zu haben. Cicero, der die accusatores überall in ein ungünstiges Licht stellt, will nämlich den ehrenden Ausdruck luculentus durch den Zusatz ut ita dicam entschuldigen: dann folgen die Erklärungen asper, maledicus genere toto paulo fervidior atque commotior. Unrichtig ist der Doppelpunkt vor genere toto bey Zahn, und sehr vag das Urtheil: „auch truculentus ist nicht ganz befriedigend, da ut ita dicam dazu nicht wohl paßt, allein den Sinn giebt es ziemlich wieder.“ Gleich darauf ist die Rede von Calvinus Br. §. 130: atque etiam ingenio et sermone eleganti valetudine incommoda. C. Sextius Calvinus fuit, worüber das Urtheil des Herausgebers „atque etiam kann nicht richtig seyn, da das, was von Calvinus ausgesagt wird, in keiner Weise mit dem stimmt, was von Calvinus ausgesagt wird“ gewiß zu billigen ist, aber nicht die weitere Bemerkung: „man erwartet eodem tempore oder etwas Aehnliches.“ Denn in der Mitte zwischen isdem temporibus §. 130 und temporibus isdem fere §. 129 würde eodem tempore sich sehr lästig ausnehmen; auch bedarf es keiner ausdrücklichen Zeitbestimmung, da diese schon durch den Platz gegeben ist, welchen der Schriftsteller dem Calvinus anweist. Wir vermuthen, daß atque verborben sey aus acuto, dann paßt das acutum ingenium zu dem elegans sermo. Ueber die Zeitgenossen beyder, C. Galba und L. Bestia spricht Cicero §. 127, 128, und beklagt ihr trauriges Ende: nam invidiosa lege Mamilia quaestione (andere codd. haben quaestio) C. Galbam sacerdotem et quattuor consulares L. Bestiam, C. Catonem, Sp. Albinum civemque praestantissimum L. Opimium Gracchi interfectorem — Gracchani indices sustulerunt. Die vorliegende Ausgabe läßt quaestione weg, und rechtfertigt das in der Note.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. September.

Nro. 49.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Cicero's Brutus de claris oratoribus.

Cicero's Orator.

(Fortsetzung.)

„Nach Mamilia haben fast alle Handschriften noch das sinnlose Wort quaestio, welches entweder andeutet, daß hier eine nicht mit Sicherheit auszufüllende Lücke ist, oder vielleicht nur an den Rand geschrieben war, um darauf hinzuweisen, daß in Folge der lex Mamilia eine quaestio eingesetzt wurde.“ Uns scheint nicht quaestione Glossem, sondern die Worte lege Mamilia überflüssig zu seyn, nachdem so kurz vorher §. 127 nam rogatione Mamilia Jugurthinae coniurationis invidia cum pro sese ipse dixisset, oppressus est vorausgegangen ist. Die natürlichste Fassung wäre wohl invidiosa illa quaestione. Drelli will in der zweyten Ausgabe beydes verbinden, doch scheint, abgesehen von dem Zusammenhange des ganzen Berichtes, die Zusammenstellung der Ablative und noch dazu so verschränkt, daß invidiosa quaestione das lege Mamilia einschließt, kaum ihres Gleichen zu finden. Mit Unrecht wird Br. §. 236 auch quasi cursum als Glossen betrachtet, weil es ein aus dem Folgenden herübergemommener störender Zusatz sey. Aber die Anspielung auf das Stadium, welchem die Anstrengungen der Redner auch sonst oft verglichen werden, hat hier nichts befremdliches, und das folgende quasi revocatus in cursum dürfte die Aechtheit der fraglichen Worte eher bestätigen, indem sie sich offenbar darauf zurückbeziehen. Die Abneigung gegen viel Ddöses, was ein Sachwalter durchmachen muß, hatte den Piso als noch jungen Mann

bestimmt, die eingeschlagene Laufbahn zu verlassen, doch kehrte er später wieder dahin zurück und gewann in einem Prozeß für Vestalinnen geführt großen Ruhm. Cicero scheint die Folge jener Empfindlichkeit etwas deutlicher ausgedrückt, und nicht is cum satis floruisse adolescens minor haberi est coeptus postea, sondern itaque cum etc. geschrieben zu haben. Eher kann man bestimmen, wenn 131 die Verbesserung Hotomanns damni iniuria für de iustitia nicht in den Text gekommen ist, da es für die Personen des Dialogs, wie für die Zeitgenossen überhaupt keiner Belehrung darüber bedurfte, daß die lex Aquilia nichts Anderes als das damnum iniuria datum betraf. Richtig ist auch, daß 141 die Worte cum verbis sententiisque consentiens eine ungehörige und dabey unlogische Wiederholung enthalten, aber zu viel thut Zahn, wenn er überdieß das vorhergehende omnisque motus streicht, denn damit werden noch andere Bewegungen als die angegebenen umfaßt. Umgekehrt hat er 213 eine Glosse, statt sie zu streichen, zu corrigiren versucht, indem das in istam domum multorum insitam sapientiam durch atque illuminatam (andere codd. illuminatam) in den Handschriften erklärt ist, welches barbarische Wort aus der Analogie von elimino gebildet, wohl den Sinn von „einführen in das Haus“ haben kann. Daraus nun atque innatam machen zu wollen ist gewagt, sowohl weil hier bloß von der Inoculirung gesprochen wird, als auch weil erst nachzuweisen ist, daß die Construction in domum innata sapientia vorkömmt. Uns scheint dergleichen unmöglich zu seyn. Die sonst häufige Verbindung insitus et innatus, vgl. Cic. Verr. II, 4, 106 Top. 69 kann nicht

ohne Weiteres überall angewandt werden, da diese Bezeichnungen bald als Homonyme gebraucht, bald wieder ausdrücklich unterschieden sind, wie de Fin. IV, 4. Im Orator 107 ist der Zusatz de supplicio paricidarum eher Interpolation, als die Auslassung desselben in mehreren Handschriften zu tadeln. Man kannte die Stelle zur Zeit, als diese Schrift erschien, wenigstens brauchte Cicero dem Brutus keine Erläuterung über ihren Sinn zu geben, und nur Schlechtbelesehene konnten Aufschluß über das Subjekt zu *ita vivunt* verlangen. Dergleichen möchten wir keinen Augenblick daran zweifeln, daß §. 170 *sed habet nomen invidiam, cum in oratione iudiciali et forensi Latine numerus, Graece ἑνδμοός inesse dicitur*, nicht nur das von Ernesti getilgte Latine, sondern auch Graece ἑνδμοός Randbemerkung ist, letzteres aber ersteres nachzog; um so mehr da schon 67 die Angabe des griechischen Wortes in ähnlicher Weise (*numerus vocatur, qui Graece ἑνδμοός dicitur*) gemacht ist. In dem Satz *ib.* §. 221 — *non modo non frequenter, verum etiam raro in veris causis aut forensibus circumscripse numero sequere dicendum est* — scheint nicht, wie der Herausgeber meint, *civilibus* vor *aut forensibus* ausgefallen zu seyn, sondern daß *forensibus* ist entweder ein durch *aut*, welches oft dazu dient, eingeleitetes Glossen zu *veris*, oder, was wir lieber glauben wollen, *aut* mit *et* zu vertauschen. Ein Glossen statt des ächten Wortes käme in den Text, wollte man Br. 304 an die Stelle von *uterque* in der Erzählung *pro se ipsi dicebant oratores non illi quidem principes, L. Memmius et Q. Pompeius, sed oratores tamen, teste diserto uterque Philippo, cuius in testimonio contentio et vim accusatoris habebat et copiam* mit Buttman utentes bringen; Tahn's Vorschlag *utique* wäre das nicht, aber ein Pleonasmus, während in dem *uterque* der Sinn liegt, daß Philippus als bereiteter Zeuge jeden der beyden Genannten so unterstützte, daß er neben Jedem als zweyter Redner sich geltend machte. Warum kurz vorher (§. 296) *tu* zwischen *sic* und *suasionem legis Serviliae etc.* gestrichen worden, ist schwer zu errathen, dadurch wird nur die Concinnität der Vergleichung aufgehoben.

Der Herausgeber einer Ciceronischen Schrift

muß, um sicher gehen zu können, mit allen Uebrigen bekannt seyn; namentlich ist es nöthig, daß die Rhetorica aus den Reden und umgekehrt diese aus jenen erläutert werden. Es scheint fast, als sey unser Verfasser mit Quintilianus als dem Zeitgenossen seines Subenalis besser vertraut als mit Cicero selbst; sonst würde er zum Beispiel nicht da, wo die Rede von L. Quinctius ist, die Note so gestellt haben (Br. 223): „L. Quinctius presserat turbulentis contionibus Cluentium sagt Quinctilian (V, 13, 39), denselben Cluentius, welchen Cicero vertheidigte“, woraus ein un gelehrter Leser den Schluß ziehen könnte, in der Cluentiana werde jener Agitator gar nicht erwähnt. Dergleichen verräth es keine genaue Bekanntschaft mit demselben Meisterwerk Cicero's, daß die den Staienus betreffenden Worte §. 241 *nisi in facinore manifesto deprehensus poenas legibus et iudicio dedisset* nur einfach durch die Bemerkung „er würde mehrfach verurtheilt, als Quästor maiestatis, als Richter wegen Bestechung“ erklärt sind, statt die eigenthümliche Weise zu berichten, wie Staienus der Bestechung überwiesen wurde; vgl. Cluent. §. 78, auf welchen Vorfall Cicero nochmals in den Topica zurückkömmt (§. 75); ferner könnte man nach dem Angegebenen meinen, Staienus sey in mehreren Prozessen verurtheilt worden, wogegen §. 103 der Cluent. streitet. In Bezug auf die Sache des Caecina sagt Cicero im Or. §. 102: *tota mihi causa — de verbis interdicti fuit: res involutas definiendo explicavimus, ius civile laudavimus, verba ambigua distinximus*, wozu unter Anderem hier bemerkt wird: „das *interdictum* war für den vertriebenen Besitzer, nicht für den abgewehrten Nichtbesitzer bestimmt, Cicero's Aufgabe war es, durch seine Distinctionen das, was in den Worten des *Interdicti* nicht lag, in dasselbe hineinzulegen (*res involutas definiendo explicavimus*).“ Wäre diese Auslegung richtig, so müßte auch §. 116 *involuta rei notitia definiendo aperienda est* dieselbe Bedeutung haben, daß der *definirende* in den Ausdruck einen ursprünglich fremden Sinn lege. Die Hauptsache ist übrigens in der sehr ausführlichen Anmerkung doch übergangen: es müßte der Kunstgriff Cicero's darin nachgewiesen werden, daß er den Hintergedanken, als sey Caecina rechtmäßiger Besitzer, mehremale berührt,

und dennoch zuletzt die Behauptung wagt, das interdictum de vi armatis hominibus sehe auch den Besitzer auffer Posses, wenn er, wie Aebutius, einen Nichtbesitzer, der aber Ansprüche erhebt, gewaltsam von dem streitigen Grundstück verdrängt habe. Zu repromittere Br. §. 18 ist zwar pro Roscio comoedo §. 37 sq. citirt, aber die Rede selbst schwerlich weiter in Betracht gezogen, wenigstens konnte ein aufmerksamer Leser derselben für die Worte non solvam nisi prius a te cavero, amplius eo nomine neminem — petiturum aus dem, was dort einige Zeilen vorher §. 35. gesagt ist, quid huiusmodi non dedit amplius a se neminem petiturum den Schluß ziehen, daß es auch hier heißen müsse: nisi prius cavero amplius a te eo nomine neminem — petiturum, oder Cicero müßte sehr nachlässig geschrieben und ein sinnstörendes Hyperbaton ohne Noth zugelassen haben. Zu Br. 160 mußte auffer Plin. Epp. I, 20, 7 noch ausdrücklich pro Mur. §. 57 angeführt werden.

Die Technik der Rede, welche in inventio, dispositio, elocutio, actio, memoria zerfällt, wird im orator so behandelt, daß die beyden ersten Theile weniger in Betracht kommen, desto ausführlicher elocutio und actio besprochen werden. Um so mehr hat der Erget die Aufgabe, summarische Aussprüche genauer zu erörtern; eine Aufgabe, deren genügende Lösung hier öfters vermisst wird. Der Schüler kann sich nach dem zu § 40 Angeführten schwerlich einen Begriff davon machen, was loci (τόποι) sind, was mit Benützung von den Stellen in Ciceros Topik, wo die Definitionen der einzelnen loci z. B. ex toto, ex partibus, ex nota etc. mit Beyspielen belegt werden, leicht geschehen konnte. Hiebey war auch der Topik des Aristoteles zu gedenken, da § 46 ausdrücklich mit Bezug auf jenes Werk gesagt ist: idemque locus, sic enim appellat, quasi argumentorum notas tradidit, unde omnis in utramque partem traheretur oratio *). Eben so ungenügend sind die Erklärungen

*) Das unmittelbar vorhergehende possit mit Beziehung auf die Schüler des Philosophen gesagt, muß doch wohl, wie Orelli (ed. 2) gethan hat, in

gen der loci communes abgethan mit einem Citat zu Br. 46 aus Or. 126, und zu letzterem wieder aus de or. III, § 106., statt den A. ad Her. II, § 9, oder Cic. de Inv. II, 47 sqq. zu benützen. Mit Hülfe dieser letztern Stelle wird, um das beyläufig zu bemerken, eine von manchen unglücklichen Versuchen heimgesuchte Periode emendirt werden können, nämlich ib. § 49, wo wir schreiben: distinguitur autem oratio atque illustratur maxime raro inducendis locis communibus et aliquo loco iam certioribus illis argumentis confirmato, vgl. II § 127, Partit. § 52. Der Sinn dieser Worte ist dann derselbe, wie Or. 127, welcher § ohne Erklärung geblieben ist, es ist aber sehr die Frage, ob Schüler leicht verstehen, was Cicero sagen will mit quod (augere res et abicere) et inter media argumenta faciendum est — et paene infinite in perorando. Der Redner erklärt in de Inv. II, 49 sq., es sey nicht jedermann gegeben, in den loci communes etwas zu leisten. Sie waren der scharfen Kritik der Gegner ausgesetzt, wenn der Inhalt, der oft eine schwache Seite des Klienten decken sollte, nicht die Probe hielt. Das meint Cicero, wenn er von Scaevola im Br. § 146. urtheilt, er sey in augendo in ornando in refellendo magis existimator metuendus quam admirandus orator, d. h. er konnte die Amplification der Widersacher besser in ihrer Blöße aufdecken, als daß er selbst in dieser blühenden und sublimen Redegattung sich ausgezeichnet hätte. Der Anfang desselben § quare sit nobis orator in hoc interpretandi explanandique et disserendi genere mirabilis, sie ut simile nihil viderim gibt keinen Sinn; Cicero spricht von dem Eindruck, welchen Scaevola als Redner auf ihn machte, fuit mußte daher von Schütz acceptirt werden; dann ist nobis auffallend und steht zu weit von mirabilis ab, indeß scheint dieses eben darum nicht ächt, sondern erst durch die Corruptel nobis als unentbehrliche Interpolation hervorerufen zu seyn; seht man bonus für nobis, so

posset corrigirt werden, obwohl die Note dagegen ist, weil mit diesen Worten eine allgemeine Definition der copia rhetorum (?) gegeben sey.

fallen diese Uebelstände sofort weg. Ueber die status herrscht ebenfalls Unklarheit vor, wie wenn zu Or. 121: erit enim ei perspectum, nihil ambigi posse, in quo non aut res controversiam faciat aut verba — verba aut de ambiguo aut de contrario, das contrarium definiert wird, wo ein offener Widerpruch gegen die Worte oder das Scriptum stattfindet. Also ist dem Eregeten entgangen, daß das contrarium sich nur auf die einander widersprechenden leges bezieht, und nicht Inv. II, 123 als Beispiel anzuführen war, wo die comparatio erläutert wird, sondern 144. ibid. Er fährt fort: „In einem solchen Falle nun, sollte man denken, wäre ein Streit gegen den klaren Wortlaut gar nicht möglich. Allein dann entsteht die controversia ex scripto et sententia.“ Doch hat diese nichts mit dem contrarium zu thun, und wird überall davon bey Cicero unterschieden, vgl. Inv. II, 144, Top. 96, Part. 108, da letzteres seiner Natur nach nie aus der controv. de scripto et sententia hervorgehen kann, ebenso wenig als das contrarium, was weiterhin in der Note behauptet wird, je zu einer Art von ambiguum wird. Zu Or. 45 war es sehr unnöthig, für die Bestimmung des status invidialis: quale sit, recti pravique partibus eine so allgemeine Definition, wie de orat. I, 189: partes sunt, quae generibus eis, ex quibus manant, subiciuntur beizubringen, vielmehr mußte auf Inv. I, 14: invidialis est, in qua aequi et iniqui natura, praemii aut poenae ratio quaeritur verwiesen werden, wo freylich Drelli in der zweyten Ausgabe irrigerweise aequi et recti, was die Mehrzahl der Handschriften bietet, vorgezogen hat. Ein schiefer Ausdruck ib. (or. 45) ist: „signa bezeichnet das Thatsächliche,“ statt zu sagen: signa dienen, den Urheber einer strafbaren Handlung zu entdecken; sie gehören dem probabile an, und gewähren einen geringern Grad von Sicherheit als die argumenta. Dazu hat Zahn die rhet. ad Her. II, §. 6 citirt, wenn er aber fortfährt „Quintilian (V, 9) unterscheidet von den signa die argumenta, welche auf jenen beruhen,“ so sollte man meinen, daß geschähe in jenem ältern Lehrbuch nicht, wo doch derselbe Unterschied sehr klar dargelegt ist. Zum genus demonstrativum gehören allerdings laudationes et vituperationes, ob aber Ci-

cero so geschrieben habe, wie man in vorliegender Ausgabe liest. Or. 37: — quoniam plura sunt orationum genera eaque diversa, neque in unam formam cadunt omnia, laudationum et vituperationum et historiarum et talium suasionum, qualem Isocrates fecit panegyricum — relinquarumque rerum formam, quae absunt a forensi contentione — non complectar hoc tempore, möchten wir sehr bezweifeln. Daß et vituperationum an die Stelle von scriptionum trete, ist darum unnöthig, weil die laudationes öfter allein unter der Rubrik des genus demonstrativum angeführt werden, vgl. de or. II, 341, 347, 348; erst nachträglich, 349; werden dort die praecepta vituperandi erwähnt, und Partit. 76 liest man die ausdrückliche Erklärung, daß die Gattung a meliore parte laudationis (genus) est appellatum, daher ib. §. 83 nur die laudatio berücksichtigt ist, und 98 desgleichen, wo dem Cicero filius die Worte: cognovi iam laudationis et suasionis locos in den Mund gelegt werden. Auch an unserer Stelle sind nicht die ψόγοι neben den ἐπαινοί weggefallen, sondern, nachdem dieß unrichtige orationum in die vorhergehende Zeile gerathen war, wurde die an den Rand geschriebene Berichtigung scriptionum nicht an der gehörigen Stelle des Textes eingereicht. Man beachte dabei, daß et vor scriptionum fehlt, um so weniger also darin eine Corruption aus vituperationum zu suchen ist. Daß die genannten Gattungen der Literatur nicht orationes genannt werden dürfen, hat Cicero Or. 64 — 66 auseinandergesetzt. In 207 aber versteht er unter der Anwendung des genus demonstr. auf die Geschichte nicht, daß die narratio in einem historischen Werke im Styl einer laudatio oder vituperatio abgefaßt werden solle, sondern nur für die eingelegten Reden nimmt er das Isocrateum Theopompeumque genus in Anspruch.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. September.

Nro. 50.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Cicero's Brutus de claris oratoribus.
Cicero's Orator.

(Fortsetzung.)

Ueber die peroratio ist die Note zu Br. §. 127 insofern ungenau, als sie das Ungewöhnliche, daß darunter auch eine ganze Rede als letzte in der Reihe von mehreren zu verstehen sey, voranstellt, und dann erst die übliche Terminologie gleichsam als Ausnahme folgen läßt. Zu der Stelle des Or. §. 49: *ille in bonis haerebit et habitabit suis aut molliet durn aut occultabit, quae dilni non poterant, atque omnino opprimit, si licebit, aut abducet animos aut aliud afferet, quod oppositum probabilias sit, quam illud, quod obstat, enthalten die Noten wohl einige lexicologische und grammatische Bemerkungen, aber nicht Belege aus den Reden, oder wenigstens den Bekenntnissen, welche Cicero in den Rhetoricis hier und da vorbringt, z. B. de or. II, 292 — 294, welche Worte, wenn auch sub persona Antonii gesprochen, ganz das Verfahren Cicero's charakterisiren, und einen trefflichen Commentar zu der kürzern Stelle hier abgeben.*

Am wenigsten ist von der dispositio gesagt. Zu Br. 139 dürfte, wo von Antonius gerühmt wird: *suo quaeque loco, ubi plurimum proficere et valere possent, ut ab imperatore equites pedites levis armatura, sic ab illo in maxime opportunis orationis partibus collocabantur* der Commentar erinnern, daß bereits der A. ad Her. III, 18 dieselbe Vergleichung in Anwendung gebracht hat.

Ueber die elocutio desselben Redners urtheilt Cicero Br. 140 folgendermaßen: *verba ipsa non illa quidem elegantissimo sermone. Itaque diligentior loquendi laude caruit, neque tamen est admodum inquinata locutus, sed illa, quae propria laus oratoris est in verbis — nam ipsum Latine loqui est illud quidem, ut paulo ante dixi in magna laude ponendum; sed non tam sua sponte, quam quod est a plerisque neglectum: non enim tam praeclarum est scire Latine quam turpe nescire, neque tam id mihi oratoris honi quam civis Romani proprium videtur — sed tamen Antonius in verbis et eligendis, neque id ipsum tam leporis causa quam ponderis et collocandis et comprehensione devinciendis nihil non ad rationem et tamquam ad artem dirigebat etc. So ist die Interpunction in der neuesten Ausgabe; dazu kommt die Bemerkung: „was Cicero über die Sprache des Antonius bemerkt, ist durch die fortwährenden Restrictionen, welche einander aufzuheben scheinen, sowohl dem Gedanken nach als grammatisch verwickelt und nicht recht klar. Man sieht, daß er ihm das höchste Lob einer für die Beredsamkeit kunstreich ausgebildeten Sprache nicht zugestehet, während er doch die Vorstellung nicht aufkommen lassen will, als habe Antonius den gewöhnlichen Anforderungen an eine gute und correcte Sprache nicht genügt.“ Gerade umgekehrt gesteht hier Cicero dem Antonius das Lob einer für die Beredsamkeit kunstreich ausgebildeten Sprache zu, ohne läugnen zu wollen, daß er mitunter nicht streng genug die grammatische Correctheit beobachtete. Eine Parallele findet man in dem Urtheil des Phrynichus über den*

Sophisten Polemo (s. v. ὄρα, p. 421 ed. Loeb.). Uebrigens scheint non vor illa keineswegs fehlen zu können, denn die Parenthese nam ipsum — videtur ist zu lang, als daß es möglich wäre, den vollständigen Satz: sed illa quae propria laus oratoris est in verbis, im Gedächtniß festzuhalten, und das am Ende doch nicht eintretende non caruit hinzu zu denken. Parenthese im Vorhergehenden ist nur der Satz neque tamen est admodum inquinata locutus, nicht, wie bey Drelli (ed. 1), itaque diligenter — locutus. Daß sed tamen Antonius weist auf den Tadel zurück, daß er keiner ganz reinen Latinität sich bedient habe; es kann so gut, wie das frühere nam ipsum Latine etc. einen selbständigen Satz eröffnen, und es ist nicht mehr nöthig, eine fast halbsprechende Anacoluthie durchzuführen, wenn man den §. 140 in dieser Weise beginnt: Verba ipsa non illa quidem elegantissimo sermone, itaque diligenter loquendi laude caruit — neque tamen est admodum inquinata locutus — sed non illa, quae propria laus oratoris est in verbis. Nam ipsum etc. Ein anderes Beispiel ungerechten Tadels finden wir §. 85, wo Tahn der Meinung ist, „Cicero schein nicht beachtet zu haben, daß die beyden allgemeinen Betrachtungen, welche er hier anstellt, nicht wohl miteinander stimmen.“ Auch hier beruht der Tadel auf Mißverständnis; Cicero will eine schöne Seite früherer Zeit herausheben, die bereitwillige Anerkennung fremder Verdienste, während man im Allgemeinen Jedem so wenig läßt als nur möglich, besonders nicht gern sieht eundem pluribus rebus excellere. Geradezu umgekehrt ist des Autors Meinung in Or. 195, wo die zu numeröse Composition der zu laxen entgegengesetzt wird: alterum nimis est vinctum, ut de industria factum appareat, alterum nimis dissolutum, ut pervagatum ac vulgare videatur; ut ab altero non delectare, alterum oderis, d. h. das Gefünstelste erfreut nicht, das Gemeine stößt ab. Soll das aucupium delectationis Wirkung haben, so darf es nicht bemerkt werden, sagt Cicero gleich darauf (§. 197). Nun bezieht aber Tahn oderis eben auf das nimis vinctum, wozu die Stellung der correlaten Glieder keineswegs berechtigt. Hier wirkte eine frühere falsche Auffassung, nämlich von

Or. §. 25 nullum verbum insolens, nullum odiosum ponere audebat nach; §. 29 konnte die Zusammenstellung quod nihil habeat insolens aut ineptum auf den wahren Sinn von odiosum leiten, was laut der Note zu 25 „ein durch Mühe und Sorgfalt lästiges und widerwärtiges“ Wort bedeutet. Ein ähnliches Mißverständnis begegnet uns Or. 57: est autem etiam in dicendo quidam cantus obscurior — ille, quem significat Demosthenes et Aeschines, cum alter alteri obicit vocis flexiones: dicit plura etiam Demosthenes, illumque saepe dicit voce dulci et clara fuisse. Der alter ist offenbar nur Aeschines, daher es ein ungegründeter Tadel ist, der die Worte dicit — fuisse für einen „im Grund überflüssigen Zusatz“ erklärt.

Die elocutio wird verschieden ausfallen, je nachdem der Gegenstand das genus tenue, medium oder grave erfordert. Zuerst schildert Cicero den summissus oder subtilis orator, welchen Einige, die er bey jeder Gelegenheit bekämpft, allein für den ächten Attiker hielten; dieser verschmäht allen Schmuck, aber sermo purus erit et Latinus; dilucide planeque dicetur; quid deceat, circumspicietur; unum aberit *), quod quartum numerat Theophrastus in orationis laudibus, ornatum illud suave et affluens: acutae crebraeque sententiae ponentur et nescio unde ex abdito erutae. Atque in hoc orator dominabitur; verecundus erit usus oratoriae quasi supellectilis. So die nicht ganz richtige Abtheilung des Tahnischen Textes. Denn unum aberit — affluens mußte als Parenthese gefaßt werden; dann verbindet sich acutae crebraeque sententiae etc. unmittelbar mit circumspicietur. Verfehlt scheint uns auch die Correctur von Manutius orator, welche freylich den sonst unbegreiflichen Singular dominabitur möglich macht. Aber der Kunstlehrer will sagen: das Gnemische herrscht bey diesem Redner vor, er ist ganz Verstand, und nur darauf geht in hoc; die acutae sententiae müssen sein eigentlicher ornatus seyn, sonst ist er im Ge-

*) Den Ursprung dieser richtigen Lesart für die in den Zusammenhang nicht passende Vulgata aderit gibt Tahn nicht an.

brauch der *oratoria supellex* auf große Mäßigung angewiesen. Man sieht, die Erklärung: „in hoc faßt zusammen, was bisher als bezeichnende Eigenschaften aufgezählt worden ist,“ ist weder grammatisch, noch vermöge des Zusammenhangs haltbar. Jene *supellex* besteht in den Figuren der *verba* und *sententiae*. Die *verba* sind entweder *propria* oder *aliena*, letztere werden unterschieden in *tralata*, *facta* und *prisca*. Sehr willkürlich ist hier die jüngste Kritik verfahren, wenn in der Aufzählung *aut tralatum*, *aut factum aliunde ut mutuo aut factum ab ipso aut novum aut priscum et inusitatum* sie das hier mit gesperrter Schrift gedruckte ohne weiteres strich; dabey ist *et inusitatum* inconsequenter Weise stehen geblieben. Gerade dieses konnte einen Wink geben, und hat ihn auch Schüz, Hand und Meyer gegeben, daß die übrigen *aut* einfach in *et* zu verändern sind. Auch das *factum ab ipso* mußte auf die Unentbehrlichkeit von *factum aliunde* aufmerksam machen. Die Metapher wird übrigens schon früher §. 65 berührt, wo die Sophisten damit charakterisirt werden, daß sie *verba apertius transferunt*. Das Adverbium ist aus einem frühern Satz *apertius id faciunt quam nos et crebrius* hieher gekommen, und paßt nicht zum Begriff des Verbums, daher Schüz *audacius*, Beier *altius* corrigirte; dieses haben Drelli und Zahn aufgenommen. Allerdings war die Häufung von dergleichen Zierrathen den Sophisten eher vorzuwerfen als die Kühnheit der einzelnen Metaphern, und *audacius* ist darum nicht wahrscheinlich, aber auch *altius* paßt nicht so gut hieher wie in S2, wo der Gegensatz *quum verbum aliquod altius transfertur idque in oratione humili ponitur, quod idem in alia deceret* die Absicht bey der Wahl des Wortes hinreichend erklärt. Beyden würden wir darum *crebrius* vorziehen, vgl. §. 81 *reliquis ornamentis (erit orator ille tenuis) et verborum et sententiarum demissior, tralatione fortasse crebrior*. Weiterhin, wo von dem *genus medianum* die Rede ist (§. 94), durften sich die Herausgeber nicht lange bedenken, mit *Gryph. iam cum confluerunt* zu schreiben, da mehrere *eodd. iam confluerunt* haben; die *continuitas* reicht ja nicht aus, daß hier Gemeinte zu bezeichnen, es müssen auch die Metaphern confluere,

d. h. in ein Ganzes zusammen fließen, so daß die Allegorie entsteht. Das *genus grave*, behauptet Cicero, muß mit den übrigen in einer und derselben Rede gewöhnlich verbunden seyn, während die beyden andern recht gut für sich allein durchgeführt werden können, was er von den eigenen Reden pro *Caecina* und *pro lege Manilia*, *Avito*, *Cornelio* und den *Verrinen* nachweist; in der leider nur als Bruchstück erhaltenen *Rabiriana* blieb er bey dem *genus grave* stehen. Um diesen Zusammenhang nicht zu zerreißen, mußte §. 102 ohne Absatz an das Vorhergehende sich anschließen.

Damit der Redner zu einer gewissen Vollendung gelange, wurden hier philosophische, insbesondere dialektische Vorstudien gefordert, *quamquam aliud videtur oratio esse, aliud disputatio, nec idem loqui esse, quod dicere; ac tamen utrumque in disserendo est. Disputandi ratio et loquendi dialecticorum sit, oratorum autem dicendi et ornandi* (§. 113). Ref. dünkte, Cicero schrieb: *quod dicere, tamen utrumque in disserendo est: disputandi r. et l. dialecticorum, oratorum etc.* Beyde, Redner und Dialektiker, treffen in einer Verrichtung, dem *disserere*, zusammen. Wenn nun dem künftigen Redner gleichsam der Studienplan entworfen wird, heißt es §. 115: *noverit primum vim naturam genera verborum et simplicium et copulativorum, wozu die Note bloß eine Verweisung auf §. 154 gibt. Das ist wohl nur in der Eile geschehen, denn l. c. spricht Cicero von *krasen*, wie *sodes* und *sis*; vielmehr mußte Part. §. 18 beygezogen werden, wo die *simplicia* und *coniuncta* zusammengestellt sind, und unter letztere Rubrik auch die *consecutio verborum* fällt, denn die *numeri* haben mit der Logik nichts zu thun; der §. schließt mit der Bemerkung: *ut in simplicibus verbis quod non est Latinum, sic in coniunctis, quod non est consequens, vituperatur.**

Im Lauf der rhetorischen Unterweisung gibt Cicero auch einen Abriß der Figurenlehre, noch gedrängter als in *de or. III*, 201 sqq. von 135 — 139. Er beginnt mit den *σχηματα verborum*, und sagt: *eadem ratio (wie im ornatus fori aut scenae) est horum, quae sunt orationis lunina et quodam*

modo insignia: cum aut duplicantur iteranturque verba, aut breviter commutata ponuntur. Zahn, von Peter verleitet, meint, dadurch seyen die beyden Hauptklassen der Figuren bezeichnet, von denen nächster Beispiele (er wölte sagen „Species“) angeführt werden; so daß die nachfolgenden aut eine neue Reihe bildeten. Aber mit jenen Ausdrücken duplicantur iteranturque ist nur die conduplicatio gemeint, mit dem breviter (vielleicht leviter) commutantur die anominatio; beydes kommt daher weiterhin nicht vor. Wie soll also mit cum similiter cadunt eine neue Classe anfangen können? Irzig ist ferner §. 137 das ut quod dixit, iteret, auf die conduplicatio bezogen, da diese kein *σχημα διαφοράς* heißen kann, bey welcher Gattung die Aufzählung jetzt steht; Cicero meint vielmehr die frequentatio, an welche auch §. 85 zu denken ist, wo gesagt wird: non faciet rem publicam loquentem nec ab inferis mortuos excitabit nec acervatim multa frequentans una complexione devinciet, und Quint. VIII, 4, 26 zur Unzeit bezogen ist. Das hinzugefügte frequentans mußte darauf leiten, daß nicht die Häufung synonymyer Ausdrücke (interpretatio), sondern die Zusammenstellung der schon vorgebrachten Vertheidigungsgründe oder Beschuldigungen wie pro Cluent. §. 125 so bezeichnet wird. Unrichtig ferner ist der Satz §. 137 ut aliquid relinquat ac negligat auf die occupatio angewendet, denn diese, wenn der Begriff dem griechischen *παράλειψις* entsprechen soll, charakterisirt vielmehr §. 138 ut aliquid reticere se dicat; jenes ist der Art, wie Verr. II, 5, 4. Dabey hat aber Zahn einen längst von Spalding beseitigten Irrthum stehen lassen, als könne ein solches Uebergehen occupatio heißen. Vgl. zu Quintil. IX, 2, 75, denn das ist occultatio. Vgl. A. ad Her. IV, 37. Die anteoccupatio wird passender durch *προκατάληψις* als durch *πρόληψις* übersetzt; letzteres Wort hat gewöhnlich eine ganz andere Bedeutung. Richtig scheint aber die Bemerkung über die gradatio, welche im Text mangelhaft durch cum gradatim sursum versus reditur beschrieben ist: „von der gradatio kann nicht gesagt werden reditur; wahrscheinlich ist hier etwas ausgefallen, und ursprünglich war das Auf- und Absteigen ausgedrückt.“ Wir ver-

müthen, daß vor et reditur das simplex (itur) fehlt.

Zu Br. 69 könnte angegeben werden, daß mit verborum imitationes die denominatio oder Metonymie gemeint ist, welche Terminologie in Or. 92 wiederkehrt.

Ein besonderes Gewicht legt Cicero auf den numerus, als den Theil der Kunst, welcher unvermerkt der elocutio erst die volle Wirkung erteile, vgl. Or. 227, und noch mehr 232. Nicht alle Parthieen der Rede sollen diesen rhythmischen Charakter haben, sondern nur die, worin die loci communes angebracht werden. Ferner darf man nicht das Rhythmisiren der Sprache so weit fortsetzen, daß Verse entstehen, das würde aber der Fall seyn, wenn dasselbe Metrum über die Tripodie hinausginge, (Or. 216, 224). Am fühlbarsten ist der Rhythmus zu Ende des Satzes, daher die gewöhnlichste Bezeichnung conclusio ist, von welchem Wort Zahn zu Br. 33 eine zu weite Definition gibt, wenn er darunter „die Abrundung zu einem Ganzen innerhalb übersichtlicher Grenzen“ versteht. Es kann nur den rhythmischen Ausgang der Periode bedeuten, nicht diese selbst, wenn sie auch durch ihren Bau eine gefällige conclusio vorbereitet (Or. 212). Darauf gehen die Ausdrücke cum sententia pariter excurrere (170), immoderatus excurrentia (178), ordo alias alia terminatione concluditur (200), und was mit Bezug auf die comparata und antitheta, welche häufig zugleich homoeoteleuta sind, Or. 220 gesagt ist: quidquid ita concluditur, plerumque fit, ut numerose cadat. Man vergleiche noch Or. 230 und 231: omnia fere concludentur uno modo, womit der Fehler gerügt wird, daß derselbe Rhythmus häufig an das Ende der Sätze tritt, (siehe Br. 274 fin.). Die Definition der conclusio, welche der Verf. in zu weitem Sinne aufstellt, paßt ganz gut auf die comprehensio oder den ambitus.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. September.

Nro. 51.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Cicero's Brutus de claris oratoribus.
Cicero's Orator.

(Fortsetzung.)

Was die Wahl der Füße betrifft, so will Cicero auch hier keine Einseitigkeit, wie Aristoteles, der dem Kretiker und Paeon ein bedeutendes Uebergewicht einräumte; er verlangt vielmehr, daß die Wahl sich nach dem oratorischen Bedürfniß richte: *suavit omnino numerus a primo tum incitatus brevitate pedum tum proceritate tardius: cursum contentiones magis requirunt, expositiones rerum tarditatem.* Zu vermeiden scheint ihm nur der Schluß auf drey iambische Füße, oder drey Choren, (Or. 217 *eidem hi tres pedes male concludunt, d. h. dieselben Füße, wenn ihrer drey sind*), drey Daktylen geben ihm keinen Anstoß, weil der letzte als Kretiker gelten kann. Den Unterschied macht hierin weniger die Quantitätslänge als der Itus der Arsis, insofern ist §. 194 mit 217 extr. nicht im Widerspruch, wie die Note zu letzterem §. behauptet. Solche Schlüsse anzubringen, war wohl der Fehler des Hegesias, den Cicero deshalb Or. 230 tadelt: *sunt etiam, qui illo vitio, quod ab Hegesia maxime fluxit, infringendis concidendisque numeris in quoddam genus abiectum incidant, Siculorum simillimum.* An diesen Siciliern hat kein älterer Herausgeber unseres Wissens Anstoß genommen, wenigstens gehen Ernesti, Schüz, Peter und Drelli mit Stillschweigen darüber weg. Sollte Gorgias gemeint seyn? das wäre eine ungewöhnliche Bezeichnung, und auch insofern eine

ungeschickte, da andere, die keine Siculi waren, es ebenso machten, wie Theoborus und Thrashmachus, vgl. oben §. 39. Diese Stelle scheint aber Jahn zu der Vermuthung *versicolorum* geleitet zu haben, indem man da liest: *„quorum satis arguta multa, sed ut modo primumque nascentia, minuta et versicolorum similia quaedam nimiumque depicta“*, und sie hat auch Biel für sich; nur deutet *abiectum* auf etwas noch mehr Charakteristisches, was dem §. 226 Hegesias — *saltat incidens particulas* entsprechen müßte, etwa *phallicorum*, was mit *f* geschrieben die Corruptel leichter herbeiführen konnte.

Ueber die *actio* ist mehr im Brutus als im Orator die Rede, in beyden Schriften aber (ausgenommen Or. 54 sqq.) nicht sowohl in einem zusammenhängenden und instructiven Vortrag als gelegentlich. Unter andern könnte man eine Erwähnung davon in Br. 273 finden, wo Cicero von M. Caelius spricht und sich so äußert: *qui quamdiu auctoritatis meae paruit, talis tribunus plebis fuit, ut nemo contra civium perditorum popularem turbulentamque dementia a senatu et a honorum causa steterit constantius: quam eius actionem multum tamen et splendida et grandis et eadem in primis faceta et perurbana commendabat oratio, und wirklich vermuthet Jahn, in „quam“ stecke ein Beywort, „welches seine *actio* in einer Weise bezeichnete, wie Caelius selbst sein Wesen andeutet bey Quint. XI, 1, 51.“ Er fügt noch hinzu: „Auch mag hier einiges ausgefallen seyn zur näheren Charakteristik, worauf sich Cicero nachher bezieht.“ Aber nicht das Mindeste ist ausge-*

fallen, denn actio bedeutet die politische Haltung des Caelius; es wäre sehr sonderbar, wenn die actio durch die oratio empfohlen und annehmlich gemacht werden sollte, statt umgekehrt diese durch jene *) (wie Br. 240). Dagegen findet Rec. eine Beziehung auf die Aktion, wo sie bisher unbemerkt geblieben ist Br. 86 in der anziehenden Erzählung

*) Mehrmale sonst vermißt so der Herausgeber ein Epitheton an Stellen, wo entweder anders geholfen werden muß, oder Nichts fehlt. Vgl. Br. 230, wovon schon oben die Rede war, ferner ib. 23. Hier spricht Brutus selbst: dicendi me non tam fructus et gloria quam studium ipsum exercitatioque delectat, quod mihi nulla res eripiet te praesertim tam studioso et * dicere enim bene nemo potest, nisi qui prudenter intelligit, quare qui eloquentiae verae dat operam, dat prudentiae. Ein Beywort, vermuthet Zahn, sey ausgefallen, weil, wie Hand bemerkt Tursell II, 545, etenim nur bey ganz spätem Schriftstellern durch ein dazwischen geschobenes Wort getrennt werde. Aber der Gedanke des Redenden, welchen Orelli durch die Explication mei studioso teaf, kann kein anderer seyn, als daß er die Redeübungen, die immer nützlich seyen, mit Vergnügen betreibe, besonders da Cicero sich so viele Mühe mit ihm gebe. Es ist nur ein Buchstabe zu wenig im Text, nämlich et nach studioso aus mei entstanden, unnütz also die von Ellendt eingeführte Umstellung etenim dicere. Dieselbe Annahme kehrt Br. 31 wieder, wo sie doch in der Nähe der Ausdrücke uberrimis sermonibus und subtilitate quadam dicendi als unmöglich erkannt werden muß: zu verbis ist kein Adjektiv hinzuzufügen, sondern dieses verbis selbst zu streichen, weil es nur der oscitantia eines Abschreibers, der es aus dem vorhergehenden arrogantibus sane verbis gedankenlos wiederholte, seine Existenz verdankt — ein lapsus, der auch Br. 286 vorkommt, wo noch zu wenig geschieht, wenn man mit dem Herausgeber ac Charisi vult Hegesias esse similis für at Ch. schreibt, denn diese Partikel ist aus dem folgenden Satz at quid est tam fractum repetirt. In Br. 31 aber ist allerdings etwas zu ergänzen, nur nicht da, wo die Note zu verbis es verlangt, sondern vor docere se profitebantur; reißt man hier nicht qui ein, so muß das τὸν κρείττω λόγον ἔρω ποιεῖν auf die alii allein gehen mit Ausschluß der namentlich angeführten Sophisten.

von dem Prozeß, welchen die Staatspächter der picariae zu bestehen hatten, und den erst Laelius, dann Galba führte. Jener hatte nach zweymaligem Plaidoyer es doch nicht dahin bringen können, daß die Richter zu einer festen Ansicht gelangten; er rieth daher seinen Klienten, ihre Vertheidigung dem Galba zu übertragen: causam illam a Ser. Galba, quod is in dicendo adhortor acriorque esset, gravis et vehementius posse defendi. Es fragt sich, was in der Corruptel adhortor enthalten sey. Laelius konnte die römischen Ritter nicht an einen acrior oder asperior oder atrocior weisen, welche Ausdrücke gewöhnlich den Ankläger bezeichnen, daher etwas Gehässiges haben, und neben acrior ohnehin zu stark wären, fortior würde schwerlich verborben worden seyn, actor fortior aber ist Tautologie neben in dicendo: mit astrictior hätte Laelius eher einen Dialektiker als einen großen Redner empfohlen, Corradis ardentior endlich, was sogar als Correctur in einigen Handschriften erscheint, ließe voraussagen, daß auch Laelius ardens gewesen sey, nur nicht in dem Grade, wie Galba, wovon indeß die ganze Erzählung und besonders §. 89 das Gegentheil lehrt. Wir erkennen in den Zügen des verborbenen adhortor nichts Anderes als actuosior. Laelius hatte zu einem solchen Prozeß nicht die erforderliche Kraft der Rede, die auch von einer sehr lebhaften Aktion begleitet seyn mußte. Vergl. Or. §. 125 — cum omnis pars orationis esse debet laudabilis, sic ut verbum nullum nisi aut grave aut elegans excidat, tum sunt maxime luminosae et quasi actuosae partes duae, quarum alteram in universi generis quaestione pono, quam, ut supra dixi, Graeci appellant θέσις, alteram in augendis amplificandisque rebus, quae ab eisdem αὐξησις est nominata, in welcher Stelle man freylich actuosae nicht so interpretiren darf, wie in der Note dazu geschieht, „deren ganzes Wesen in der actio beruht,“ als könnte ein Theil der Rede bloß agirt werden. Ein anderer, die Aktion betreffender und ebenfalls im Urge liegender Passus ist Br. 234. Es wird da von Cn. Cornelius Lentulus Clodianus berichtet: sic intervallis exclamationibus voce suavi et canora admirando irridebat calebat in agendo, ut ea, quae deerant, non

desiderarentur. Ganz verfehlt scheint die von Manchen und auch unserm Herausgeber gebilligte Conjectur Waardenburgs admirantis irretiebat, welcher hier noch durch die eigene Aenderung ita calebat nachzuhelfen ein vergeblicher Versuch gemacht ist. Daß Lentulus seine Bewunderer auch noch in sein Netz verstrickte, hat keinen Sinn bey einem Redner, von dessen Schlaubeit Cicero nichts zu sagen weiß — er schien nur peracutus zu seyn, war es aber keineswegs — sondern er wirkte durch die äußerlichen Mittel des Vortrags, durch Stimme und Haltung. Ein Stück des Wahren fand Ernesti mit seinem valebat, aber Lambin's admirando irridendo durfte er nicht billigen. Das ganz übelpassende irridendo sucht Ellendt zu beseitigen durch admirandum in modum (calebat in agendo); in dieser Correctur ist die Aenderung etwas stark, der dadurch erreichte Ausdruck aber schwach, abgesehen davon, daß ein eigentliches calere nicht Sache des Lentulus war, welcher vielmehr durch künstliche Benutzung seiner persönlichen Anlagen einen Effect hervorzubringen verstand. Rec. versiel hier auf admiranda dignitate valebat in agendo: das irridebat ist nämlich doppelt umgestellt, und obendrein sind einzelne Buchstaben verwechselt; irrid ist ein umgekehrtes digni — und ebat ein umgekehrtes tate. Der Geschilderte besaß eine bewundernswerthe Würde in seinem Auftreten und in allen Bewegungen, womit er die Rede begleitete. Dasselbe wird dem P. Cornelius Lentulus Sura im nächsten § nachgerühmt: neque multo secus P. Lentulus, cuius et excogitandi et loquendi tarditatem tegebat formae dignitas — und hiemit halte man die allgemeine Bemerkung zusammen im Or. §. 56: et infantae actionis dignitate eloquentiae saepe fructum tulerunt et disertis deformitate agendi multi infantae putati sunt.

Die Historisches und Antiquarisches betreffenden Anmerkungen werden auch den gelehrten Leser in der Regel befriedigen, und dem Schüler dienlich seyn. Mit einer Note nur können wir durchaus nicht übereinstimmen, es ist die über die sogenannte lex Thoria, von deren Urheber Cicero urtheilt, (Br. 136): qui agrum publicum vitiosa et inutili lege

vectigali levavit. Dieß geschah, indem er ihn in Privateigenthum verwandelte, wodurch das sonst von Staatsdomänen zu entrichtende vectigal wegfiel. Damit war es nicht auf eine Reduktion des Besizes, wie sie Tib. Gracchus beantragt hatte, abgesehen; nur sollte, was über das Veinische Maaß hinausging, zum Vortheil der ärmern Bürger besteuert werden. Auf diese Art ist Cicero's Ausspruch mit Appian. de h. civ. I, 27 in Einklang zu bringen, nicht aber, wenn man, wie hier geschieht, erklärt: „agrum publicum vectigali, nämlich imposito, lege inutili levavit, und unter lege die Sempronia versteht. Außerdem ist nicht glaublich, daß agrum lege levare in diesem Sinne irgendwo vorkömmt. Vitiosa und inutilis nennt Cicero die lex Thoria ihrer innern Fehler wegen, welche er als Aristokrat ihr beylegte. Zahn in Folge seiner Erregung meint: „so mochte Cicero wohl das Gesetz des Gracchus nennen, da der dagegen intercedirende Tribun abgesetzt war.“

Von Verbesserungen des Textes in beyden Schriften verdanken wir dem Herausgeber folgende: Br. 113 erat uterque statt et uterque; 168 is qui statt des einfachen qui; 191 multus für multum; 200 quo für cum; 311 in recuperanda, wo vulgo die Präposition fehlt; 317 cui et dicendi ardore statt quod et dic. ard; Or. 62 incitare, de rebus für incitare, sic (oder si) de rebus; 124 si tenuis causa erit statt si t. c. est; 157 „in templis isdem“ at „eisdem“ erat verius, nec tamen probavit, ut optimus, wo sonst probavit vor at stand; 158 insuavissima für una und ubi adiuncti, wo vulgo das Adverb fehlte; 200 dicent für dicerent. Einiges Gute hat ihm hier für die Verse Lachmann mitgetheilt, wie 157 sint quae post carenda, 163 esserta für ferta, 164 Helenam Paris, 184 senecta; besonders hervorzuheben ist dessen at Tmolus auri fons liquorum, für das frühere at tauricos locorum; sodann erfreute sich Zahn der hülfreichen Theilnahme seines Freundes Th. Mommsen, von welchem mehrere sehr gelungene Emendationen herrühren, wie Br. 181 die Umstellung ignoratione superioris aetatis, quid enim est quod, und die Ergänzung von nisi in Or. 49 vor adhibebitur, quoniam, ferner ib. 150 facilem, 202 nullo modo.

Außerdem ist Manches benutzt, was nicht Jedem zu Gebote stand, wie die vortrefflichen Bemerkungen von Bake in den Scholica hypomnemata, welches Br. 35 esse für esset, 67 sed ea für sed et, 169 habitae, et illa und 175 versatus für versaretur evident verbessert hat. Auch einzelne Emendationen von Sauppe, Nipperdey, Geel, Haupt, um der frühern Herausgeber nicht zu gedenken, haben hier ihren Platz erhalten; dieß Alles vindicirt dieser Ausgabe einen beträchtlichen Vorzug selbst vor der zweyten Drellischen, welche übrigens Sahn merkwürdigerweise nicht benützt hat. Das ist darum zu bedauern, weil jene einigemale vor Mißgriffen bewahren konnte, wie, um nur ein einziges Beispiel zu erwähnen, in Br. 82 vor der Aufnahme von Purgolds evanuerunt, wo Drelli die Richtigkeit des von dem Austrocknen der Flüsse hergenommenen metaphorisch auf das allmähliche Verschwinden der Reden Galbas angewandten exaruerunt genügend erweist. Ein anderes Versäumniß darf man nicht Sahn, sondern den Vorgängern zur Last legen; welche nämlich alle von Vogel's trefflichem Programme keine Notiz genommen haben, obgleich es bereits 1830 zu Zweybrücken erschien. Er verbessert Br. 131 vel potius plane Graecus, wo vulgo paene steht, verbindet richtig Br. 114 huius disciplinae philosophorum, und schreibt sehr treffend 147 quo utebatur per familiariter Scaevola noster. Denn es ist bey der herkömmlichen Lesart quo utebatur propter familiaritatem Scaevolae nostri nicht zu errathen, wie es kam, daß Brutus mit C. Rutilius wegen der Freundschaft seines Scaevola umging, (wohl aber kannte Brutus den Rutilius, einen ältern mit dem Tribun Scaevola sehr befreundeten Mann, von welchem er daher Viel über den Redner Scaevola erfuhr), auch ist die Beziehung von familiaritas zweydeutig. Zu Br. 21 vertheidigt Vogel die Conjectur von Wegel aut plane, die gewiß Aufnahme verdient.

Eine löbliche Einrichtung hat Sahn darin getroffen, daß er die Textesverbesserungen am Schlusse des Buches mit Nennung der Kritiker, von welchen sie gemacht worden sind, verzeichnet. Versehen sind dabey leicht möglich, z. B. was er für

eigene Vermuthung hält, ist Br. 191 anticipirt von Schütz instar est milium, auch 213 hat derselbe schon innatam vorgeschlagen. Anderes entbehrt der nöthigen Evidenz, wie Br. 46 controversiae nata, statt controversi a natura, wo Rec. controversiae amans = γιλόδικος für natürlicher hält. Als unnöthige Aenderung ist gewiß Br. 256 est autem quod sentias dicendi libere locus für liber locus anzusehen: gerade der Ort, wo sich die Sprechenden befinden, ist eine Freystätte, ein Asyl für Parthesie, und das libere liegt ohnehin schon in dem dicere quod sentias. Ohne Noth wird auch Br. 296 quo iam geschrieben, denn hier genügte Elenctis quo, und der Zusatz iam würde eher das Gegentheil von dem bedeuten, was Cicero sagen will. Wie unrecht man thut, aus Rufinus in Br. 33 haud ratione nach dem vorhergehenden magis statt quam aut zu setzen, haben Vogel und Drelli erkannt. Zu den ohne ausreichenden Grund angenommenen Lücken gehört die Br. 175; daß dort zu prope simili ratione im Vorhergehenden keine Erklärung gegeben ist, beweist noch nicht den Ausfall einer solchen, da Cicero die Art und Weise, wie S. Pompeius, M. Brutus und Billienus als Rechtsgelehrte zu höchstem Ansehen gelangt waren, als bekannt voraussetzen durfte, wenn sie es auch uns nicht ist. Br. 271 ist nicht erst Sahn auf den Gedanken gefallen, omittam einzuschreiben, sondern bereits Elencti. Im Or. 146 schreibt Th. Mommsen affluissimem für affuissimem mit einem Lückezeichen, was die Note bestätigt: „Cicero muß hier seine Studien in Rom vor der Reise nach Griechenland und Asien angeführt haben, welche er im J. 675 antrat“ u. , aber die Nothwendigkeit einer solchen Erwähnung vermögen wir nicht einzusehen; es genügte dem Schriftsteller, den stärksten Beweis davon zu liefern, daß er Alles aufgeboten, um in seiner Kunst etwas Tüchtiges zu erreichen.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. September.

Nro. 52.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1851.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
K. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

(Fortsetzung.)

The life and correspondence of the late Rob. Southey.
Ed. by his son the Ch. Cuthbert Southey. Vol.
VI. Lond. 1850.

Dr. G. Waiß, Einige Worte über den dänischen gesch.
Archivar und Historiographen Dr. C. F. Wegener.
Göttingen 1850.

M. de Resende, Souvenirs de Coimbre. Munich
1850.

J. Quicherat, Aperçus nouveaux sur l'histoire de
Jeanne D'Arc. Par. 1850.

F. K. Fischer, Zum Gedächtnisse des Consistorialraths
J. W. Fischer. Breslau 1850.

Bianchi-Giovini, Biografia di fra Paolo Sarpi.
Basilcae 1847.

C. M. Riccio, Alcuni studii storici intorno a Man-
fredi e Corradino della Imperiale casa di Hohen-
stauffen. Napoli 1850.

E. Kallisch, Paris und London. Bd. 1. Frankf. 1851.

Dr. J. Ph. Kulik, Tafeln der hyperbolischen Sektoren
und der Längen elliptischer Bögen und Quadranten.
Leipzig 1851.

H. Cotta, Tafeln zur Bestimmung des Inhalts der
runden Hölzer, der Kasten- und des Reisigs. 6.
Ausf. Herausg. von A. Cotta. Leipzig 1850.

C. F. Schneitler, Lehrbuch der gesammten Messkunst.
Abth. 1. Leipz. 1851.

F. Schaub, Compendium der ebenen und sphärischen
Trigonometrie. Wien 1849.

J. Dase, Tafel der natürlichen Logarithmen der Zah-
len. Leipzig 1850.

Dr. C. H. Schnuse, Die Grundlehren der Statik fe-
ster Körper. Leipzig 1851.

Dr. A. F. Marchand, Ueber die Luftschiffahrt. Leipz.
1850.

J. Kreuser, Der christliche Kirchenbau, seine Geschichte,
Symbolik, Bildneren, nebst Andeutungen für Neu-
bauten. Bd. 1. Bonn 1851.

Navier, Mechanik der Baukunst (Ingenieur-Mechanik).
Aus dem Franz. übers. von G. Westphal. Han-
nover 1851.

C. Hartmann, Die Kalk- und Gyps-brennerey. Qued-
linburg 1850.

B. v. Lyncker, Beschreibung der portativen Zochbrücke.
Berlin 1850.

Dr. A. Sawitsch, Uebersicht der praktischen Astronomie
vorzüglich in ihrer Anwendung auf geographische
Ortsbestimmung. U. d. Russ. übers. von Dr. M.
C. Göbe. Bd. 1. Hamb. 1850.

F. Kaiser, Der Sternenhimmel. Nach der 2. holländ.
Ausf. übers. von Dr. F. Schlegel. Berlin 1850.

Notices of the astronomical Society of London. Vol.
1 — 9. Lond. 1831 — 1849.

Connaissance des temps pour l'an 1853. Par. 1850.

N. Wagner, Bericht über die neuesten Fortschritte in
der Chemie, Physik und Mineralogie. Berlin 1850.

W. Weber, Elektrodynamische Maassbestimmungen. Leipz.
1850.

H. Burmeister, Geschichte der Schöpfung. 4. verm.
Ausf. Leipz. 1851.

— — —, Geologische Bilder, zur Geschichte der Erde
und ihrer Bewohner. Bd. 1. Leipzig 1850.

- Dr. H. Buff, Zur Physik der Erde. Braunschweig 1850.
- J. U. Schneider, Astro-Meteorologie. Berlin 1850.
- Dr. de Haldat, Essai historique sur le magnétisme et l'universalité de son influence dans la nature. Nancy 1850.
- Dr. J. Richers, Natur und Geist. Th. 1. Leipzig 1850.
- H. Christmas, The Phantom World, or the philosophy of spirits, apparitions, ghosts etc. Vol. 1. 2. Lond. 1850.
- Dr. H. Will, Anleitung zur chemischen Analyse. 2. verb. Aufl. Heidelb. 1851.
- L. F. Svanberg, Några reflexioner i anledning af kemins studium och om denna vetenskaps ställning i staten. Stockh. 1840.
- H. Rose, Ausführliches Handbuch der analytischen Chemie. Bd. 1. 2. Braunschweig 1851.
- A. Michaelis, Repetitorium et Examinatorium der Chemie. Tübingen 1850.
- Jahresbericht des naturwissenschaftlichen Vereins in Halle. 2. Jahr vom Juni 1849 — 1850. Berlin 1850.
- C. Vogt, Natürliche Geschichte der Schöpfung des Weltalls. Braunschweig 1851.
- H. Schlegel, Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie. Heft 3. Schluss. Leiden 1850.
- M. P. J. van Beneden, Recherches sur l'organisation et le développement des linguatules (Pentastoma Rud.). Bruxelles 1849.
- C. Vogt, Zoologische Briefe. Bd. 1. Lief. 1. 2. Frankf. 1851.
- J. Müller, Ueber die Larven und die Metamorphose der Holothurien und Asterien. Berlin 1850.
- Dr. B. Kopecký, Naturgeschichte der Thiere in ihrer Anwendung auf Handel und Gewerbe mit vorzügl. Berücksichtigung der europäischen Säugethiere. Wien 1851.
- T. de Charpentier, Orthoptera descripta et depicta. Lips. 1841 — 45.
- —, Libellulinae Europaeae descriptae et depictae. Lips. 1840.
- C. H. Boheman, Monographia Cassidarum. T. I. Stockh. 1850.
- J. Gould, The Mammals of Australia. P. II. London 1849.
- A. Spring, Monographie de la famille des lycopodiées. Bruxelles 1842 — 49.
- Dr. O. W. Sonder, Flora Hamburgensis. Hamb. 1851.
- G. Ritschl, Flora des Großherzogthums Posen. Berl. 1851.
- Dr. M. J. Schleiden, Grundriß der Botanik. 2. verm. Aufl. Leipz. 1850.
- J. Ralfs, The British Desmidiaceae or fresh Water Algae. Lond. 1848.
- Dr. C. E. von Mercklin, Beobachtungen an dem Prothallium der Farnkräuter. Petersburg 1850.
- A. Spring, Enumeratio Lycopodinearum. Bruxelles 1849.
- D. C. Baum, Ueber die ungeschlechtliche Vermehrung der phanerogamischen Pflanzen. Hamb. 1850.
- M. G. W. Brandt, Die Pflanzenwelt, deren Leben, Sinn und Sprache in älteren und neueren Dichtungen. Frankf. 1851.
- Dr. Hehl, Die geognostischen Verhältnisse Württembergs. Stuttg. 1850.
- B. Cotta, Die Dendrolithen, in Beziehung auf ihren innern Bau. Leipz. 1850.
- Dr. C. E. Beinert und H. N. Göppert, Abhandlung über die Beschaffenheit und Verhältnisse der fossilen Flora in den verschiedenen Steinkohlenablagerungen eines und desselben Reviers. Bekrönte Preisschrift. Düsseldorf 1849.
- Dr. G. und Fr. Sandberger, Systematische Beschreibung und Abbildungen der Versteinerungen des rheinischen Schichten-systems in Nassau. Lief. 1. 2. Wiesbaden 1850.
- J. L. Schwarz, Die bäuerlichen Musterwirthschaften. Berlin 1851.
- G. Fr. Schmidt, Trockenlegung der Felder durch Unterdrains. Stuttg. 1851.
- Fr. Aug. Pinckert, Das Ganze der Landwirthschaft. Leipzig 1850.
- E. J. C. König, Die nützlichsten Geräthe und Werkzeuge zum Betriebe der Land- und Forstwirthschaft aus der Hohenheimer Modellsammlung. 2. verm. Aufl. Stuttg. 1850.
- Dr. Fr. K. Hübner, Unterricht in der Maulbeerbaum- und Seidenzucht für das Landvolk. Graz 1850.
- Dr. J. J. Otto, Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe. 3. Auflage bearbeitet unter Mitwirkung von C. Siemens. Lief. 5—10. Schluss. Braunschweig 1850.
- G. Walz, Ueber die Waldstreu. Stuttgart 1850.
- J. J. Schulze, Theoretisch-praktische Bierbrauerei. Berlin 1850.
- Dr. J. T. C. Raabeburg, Der Waldverderber und ihre Feinde oder Beschreibung und Abbildung der schädlichsten Forstinsekten. 3. verm. Aufl. Berl. 1850.

- F. C. von Beust**, Ueber die Fortschritte des Berg- und Hüttenwesens in Sachsen seit dem Jahre 1817. Freiberg 1850.
- Frz. Huga**, Die österreichisch-deutsche Zoll- und Handelsvereinigung. Meissen 1850.
- Die Denkschriften des österr. Handelsministers über die österr. deutsche Zoll- und Handelsvereinigung beleuchtet mit Rücksicht auf die Neugestaltung des deutschen Bundes. Wien 1850.
- G. S. S. S. S.**, Phrenologische Bilder. Zur Kenntniss des heutigen Standpunktes der Phrenologie. Leipzig 1851.
- Dr. G. Schilling**, Lehrbuch der Psychologie. Leipzig 1851.
- G. W. Münter**, Geschichtliche Grundlagen zur Geisteslehre des Menschen. Halle 1850.
- Dr. G. H. W. Schubert**, Die Geschichte der Seele. 4. verm. Aufl. Bd. 1. 2. Stuttgart 1850.
- L. Seidel**, Das Leben des Geistes nach dem Tode des Körpers. Dresden 1850.
- J. W. Newman**, Die Seele, ihr Leiden und ihr Sehnen. Deutsche Ausgabe bes. durch A. Heimann. Leipzig 1850.
- G. Moore**, Der Mensch und die ihn leitenden Beweggründe. Aus d. Engl. übers. von Dr. E. Susemihl. Leipz. 1850.
- Th. Smyth**, The Unity of the human races proved to be the doctrine of Scripture, reason and science. Lond. 1850.
- S. Tomkins**, The influence of the Hebrew and Christian revelations on ancient Heathen Writers. Lond. 1850.
- Das Buch der Religion oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung. Th. 1. 2. Leipzig 1850.
- Spence-Hardy**, Eastern monachism: an account of the origin, laws, discipline, sacred writings, mysterious rites, religious ceremonies of the order of Mendicants founded by Gótama Budha. Lond. 1850.
- Fr. Michel et Ed. Fournier**, La grande Bohême. Histoire des royaumes D'Argot et de Thunes du Duché d'Egypte. Livr. 1. 2. 3. Par. 1849.
- Dr. W. Wachsmuth**, Allgemeine Culturgeschichte. Th. 1. Leipz. 1850.
- L. Aulander**, Die Seehelden Portugals, ihre Reisen und Entdeckungen. Berlin 1850.
- B. Ph. Gumpowich**, Geschichte der Philosophie. Supplement zu Dr. Kirner's Handbuch der Geschichte der Philosophie. Sulzbach 1850.
- Dr. A. J. Lichtenfels**, Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. Wien 1850.
- J. Kant**, Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Voratz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn. Herausg. von E. W. Hufeland. 4. verb. Aufl. Leipzig 1851.
- V. Gioberti**, Teorica del sovranaturale o sia discorso sulle convenienze della religione rivelata. Ed. 2. T. I. II. Capolago 1850.
- A. A. Heinze**, Theoretisch-praktische Anleitung zum Disponiren. Görlitz 1850.
- St. Vimpeller**, Propedeutik zur Pansophie oder Vorbericht zum absolut wahren Wissen der Fundamentalphinzipien aller Legislatur. Bielez. 1850.
- E. Prantl**, die Bedeutung der Logik für den jetzigen Standpunkt der Philosophie. München 1849.
- Dr. Fr. Vorländer**, Schleiermachers Sittenlehre. Marburg 1851.
- G. Hartenstein**, Darstellung der Rechtsphilosophie. Leipzig 1850.
- A. Weinhold**, Mittelhochdeutsches Lesebuch. Wien 1850.
- D. L. B. Wolff**, Allgemeine Geschichte des Romans von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. 2. verm. Aufl. Jena 1850.
- E. Seidel**, Charinomos. Beiträge zur Theorie der schönen Künste. Th. 1. 2. Leipzig 1850.
- A. Restner**, Römische Studien. Berlin 1850.
- G. Gattinelli**, Dell' arte rappresentativa in Italia. Torino 1850.
- Obras dramaticas de D. Antonio Gil y Zarate, edicion precedida d. una noticia biografica, y dada a luz por D. Eug. de Ochoa. Par. 1850.
- D. L. B. Wolff**, Das Gedicht vom Eid. Jena 1850.
- Marq. de Foudras**, Jaques des Brancion. Vol. 1—5. Par. 1850.
- Rob. Southey**, The poetical works. Lond. 1844.
- Ch. Knight**, Studies and Illustrations of the writings of Shakspeare and of his life and times. Vol. 1. 2. Lond. 1850.
- A. Schwencf**, Erklärungen zu Schillers Werken. Frankf. 1850.
- Fr. Schiller**, Anthologie auf das Jahr 1782, mit einem Anhang von E. Bülow. Heidelb. 1850.
- Fr. Heinrich von der Hagen**, Gesamttaubentheuer. Hundert altdeutsche Erzählungen des 12. bis 14. Jahrhunderts. Bd. 1. 2. 3. Stuttg. 1850.

- H. Dünker, Göthe's Faust. Erster und zweyter Theil zum erstenmal vollst. erläutert. Th. 1. Leipzig 1850.
- Völklicher aus Krain. Uebers. von Anast. Grün. Leipzig 1850.
- J. Ortis, Ultime lettere. Capolago 1850.
- J. B. Laurens, Essai sur la theorie du Beau Pittoresque et sur les applications de cette theorie aux arts. Par. 1849.
- Illustration de l'ancienne imprimerie Troyenne. 210 gravures sur bois de 15 — 18. siècles. Troyes 1850.
- Bart. Soster, Esame analitico dei pregiudizi e delle false idee degli artisti nelle belle arti. Seconda edizione. Milano 1850.
- Fr. Silcher, Harmonie- und Compositionslehre. Lüdingen 1851.
- Dr. Frz. Brendel, Grundzüge der Geschichte der Musik. 2. verm. Aufl. Leipzig 1850.
- F. Barnbeck, Theoretisch-praktische Anleitung zum Violinspiel. Th. 1. Stuttgart 1850.
- C.** J. Wolnen, Die Ruinen. U. d. Fr. mit Vorrede von G. Förster. 10. Aufl. Braunsch. 1850.
- G. H. Kennecke, Die Lehre vom Staate nach prinzipieller Begründung. Leipzig 1850.
- S. E. Kapff, Die Revolution, ihre Ursachen, Folgen und Heilmittel. Gefrönte Preisschrift. Hamburg 1851.
- U. Trendelenburg, Ueber die Methode bey Abstimmungen. Berlin 1850.
- Dr. G. E. N. Matthäi, Das Verhältniß des Christenthums zur Politik nach akademischen Vorträgen. Göttingen 1850.
- E. Thomas, Des conditions vraies de la science économique. Par. 1850.
- G. v. Struensce, Die Grundsteuer mit besonderer Beziehung auf das Königreich Preußen. Breslau 1850.
- Fr. F. v. Reden, Allgemeine vergleichende Finanz-Statistik. Heft 1. Darmstadt 1851.
- C. J. Petitti, Considerazioni sopra la necessità d'una riforma de' tributi (con alcuni su certe spese dello stato). Torino 1850.
- K. Arnd, Die naturgemäße Volkswirtschaft mit bes. Rücksicht auf die Besteuerung und die Handelspolitik. 2. Außg. Frankf. 1851.
- M. F. Bastiat, Sophismes économiques. Bruxelles 1851.
- , Capital, rente et gratuité du crédit. Bruxelles 1851.
- W. J. Behr, Allg. Polizey- u. Wissenschaftslehre oder pragmatische Theorie der Polizeygesetzgebung und Verwaltung. Bamberg 1848.
- K. Ad. Löhr, Großes Kriegswörterbuch. Bd. 2. Cief. 2 — 7. Schluß. Mannheim 1850.
- E. v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Ein Beitrag zur Geschichte der preussischen Armee. Th. 1. Der Feldzug von 1806. Bd. 1. 2. Berlin 1850.
- J. Heilmann, Die Zukunft der europäischen Armeen. Leipzig 1851.
- Dr.** G. Valentin, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. 2. umgearb. Aufl. Bd. 1. 2. Braunschweig 1847 — 1850.
- Dr. E. Ilgen, Das Gehorgan. Cief. 1. Wiesbaden 1850.
- Dr. G. Gluge, Pathologische Histologie. Jena 1850.
- Dr. E. Schmidt, Zur Kenntniß des vegetativen Lebens. Th. 1. Mitau 1850.
- M. de Haldat, Optique oculaire. Par. 1849.
- Dr. B. Hirschel, Die Homöopathie. Dessau 1851.
- Dr. J. Reid, Der Laryngismus der Kinder. Aus dem Engl. von Dr. C. A. L. Lorent. Bremen 1850.
- J. Püger, Neuere Wasserheilkunde. Magdeb. 1850.
- Dr. F. Oesterlen, Handbuch der Hygiene. Cief. 1. Lüdingen 1851.
- Dr. J. Chr. G. Jörg, Gesundheitskatechismus. Leipzig 1850.
- J. G. de Block, Le choléra-morbus. 3. édition. Gand 1849.
- Dr. J. F. H. Albers, Die Erkenntniß der Krankheiten der Brustorgane aus physikalischen Zeichen. Bonn 1850.
- Dr. G. Gluge, Atlas der pathologischen Anatomie. Cief. 20 — 22. Schluß. Jena 1850.
- Dr. Will, Das Wesen, der Verlauf, die Fortpflanzung und die Behandlung der Cholera. Königsberg 1850.
- Dr. Ad. Haas, Die Homöopathie. Wien 1851.
- Dr. C. W. Werlein, Einfache und sichere Behandlungsweise der von wüthenden Thieren verletzten Verletzungen. Mitau 1850.
- Giac. Nani, Trattato teorico-pratico sul magnetismo animale. Torino 1850.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. September.

Nro. 53.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

U e b e r s i c h t

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und
Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

(Schluß.)

Oppert, Mémoire sur les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses. (Suite.) — Journ. asiat. 1851 Juin.

Paris (P.), La chanson de Roland (édition de F. Génin.) — Biblioth. de l'École des chart. 1851 Mai — Juin.

Schweighäuser (Alfred), De la négation dans les langues romanes du midi et du nord de la France. (2. art.) — Ebendas.

Abstract of the Sijara Malaya or Malayan annals, with notes. — Journ. of the Ind. Archipel. 1851 May.

Bazin, Le siècle des Youën etc. (7. art.) — Journ. asiat. 1851 Juin.

Du Caurboy, Législation musulmane sunite, rite hanéfi. (5. art.) — Ebendas.

La Roquette, Notice annuelle des progrès des sciences géographiques et des travaux de la Société de géographie pendant les années 1849 et 1850. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Mai.

Logan (J. R.), Voyage en bateau de Singapore à Pinang. Trad. de l'anglais. — Ebendas.

Abich, Notice explicative d'une vue du cône de l'Ararat. — Ebendas.

Sedillot, Manuel de chronologie universelle. 2. P. Paris 1850.

D'Arbois de Jubainville, Recherches sur la minorité et ses effets dans le droit féodal français.

(1. art.) — Bibl. de l'École des chart. 1851 Mai — Juin.

Du Boys (Alb.), Histoire du droit criminel des peuples modernes. Chap. 12. Ressemblances de quelques lois et coutumes primitives des peuples germaniques avec celles de divers peuples sauvages. — Univ. cathol. 1851 Juin.

Warnkönig, Aperçu de l'histoire de la confédération suisse, d'après l'ouvrage de M. Bluntschli. — Revue de législation et de jurispr. 1851. T. II. Juin — Juillet.

A short sketch of the island of Banka. — Journ. of the Indian Archipelago 1851 May.

Notices of Pinang. — Ebendas.

Notes to accompany a map of Cambodia. — Ebendas.

Lelewel (Joachim), Géographie du moyen âge. (Cartes de géographes du moyen âge, latines ou arabes etc.) — Journ. asiat. 1851 Juin.

Debary (Thom.), Notes of a residence in the Canary Islands, the South of Spain and Algiers. Lond. — Engl. Rev. 1851 Juny.

Green (M. A. Everett), Lives of the Princesses of England from the Norman conquest. 3 vols. Lond. 1850 — 51. — Ebendas.

Davies (Thom. Stephens), Geometry and geometers. — Philos. Mag. 1851 June. Suppl.

Wilde (M. E.), Description of the Gyrcidometer, an instrument suited to the exact measurement of Newton's rings. — Ebendas.

Boole (G.), On the theory of probabilities and in particular on Mitchell's problem of the distribution of the fixed stars. — Ebendas.

Tyndall (John), Reports on the progress of the physical sciences. — Ebendas. June. Suppl. — July.

Plateau (M. J.), On some new and curious appli-

- cations of the permanence of impressions on the Retina. — *Ebendaf.* June. Suppl.
- Rankine** (W. J. Macquorn), On the law of the compressibility of water at different temperatures. — *Ebendafestbft.*
- Coombe** (J. A.), On the rotation of the Earth. — *Ebendaf.*
- Ebelmen**, Travaux chimiques de 1849 et 1850. — *Annal. des Mines. T. XIX. Livr. 2.*
- Huxley**, Observations sur la circulation du sang chez les mollusques des genres *Firole* et *Atlante*. — *Annal. des scienc. natur. (Zool.) T. XIV. No. 4.*
- Dujardin** (Fél.), Mémoire sur le système nerveux des insectes. — *Ebendaf.*
- Geoffroy-Saint-Hilaire** (Is.), Notice sur des ossements et des oeufs trouvés à Madagascar dans des alluvions modernes, et provenant d'un oiseau gigantesque. — *Ebendaf.*
- Duvernoy** (G. L.), Rapport sur un memoire de P. Gervais ayant pour titre: Recherches sur les Céfacés du genre *Ziphius* de Cuvier etc. — *Ebendafestbft.*
- Quatrefages** (A. de), Observations sur les Nautiliques. — *Ebendaf.*
- —, Mémoire sur la phosphorescence de quelques Invertébrés marins. — *Ebendaf. No. 4. 5.*
- —, Études sur les types inférieurs de l'embranchement des Annelés. — *Ebendaf. No. 5.*
- —, Mémoire sur la cavité générale du corps des Invertébrés. — *Ebendaf.*
- Verreaux** (Jul. et Ed.), Descriptions d'espèces nouvelles, rares ou peu connues, d'oiseaux du Gabon (Afrique occidentale). — *Revue et Mag. de Zool. 1851 Juin.*
- Pucheran**, Études sur les types peu connus du Musée de Paris. 5. art. (Echassiers.) — *Ebendaf.*
- Hollard**, Recherches sur les caractères anatomiques des dépendances de la peau chez les animaux articulés. — *Ebendaf.*
- Géleznoff** (N.), Mémoire sur l'embryogénie du *Méleze*. — *Annal. des scienc. natur. (Botan.) Tom. XIV. No. 4.*
- Thuret** (Gust.), Recherches sur les zoospores des Algues et les anthéridies des Cryptogames. — *Ebendaf. No. 4. 5.*
- Montagne** (C.), *Cryptogamia Guyanensis, seu plantarum cellularium in Guyana gallica annis 1835* — 1849 a Cl. Lepricur collectarum enumeratio universalis. — *Ebendaf. No. 5.*
- Hoffmann** (Hermann), Recherches sur le sommeil des plantes. — *Ebendaf.*
- Derbès et Solier**, Sur les organes reproducteurs des Algues. — *Ebendaf.*
- Delesse**, Travaux minéralogiques de 1849 et 1850. — *Annal. des Mines 1851. T. XIX. Livr. 2.*
- Rammelsberg** (C.), Recherches sur la *Tourmaline*. — *Ebendaf.*
- Meugy**, Note sur une cause de rupture de certains appareils à vapeur. — *Ebendaf.*
- Couche**, Note sur l'emploi du coke dans les locomotives et sur les expériences faites en Autriche dans le but substituer au bois les houilles et les lignites de Bohême pour le service des chemins de fer. — *Ebendaf.*
- Documents sur le commerce extérieur. Août — Déc. 1850. — *Bull. de la Soc. de géogr. 1851 Mai.*
- Leroux de Liney**, Notice sur le Palais des nobles dames par Jehan Dupré. — *Bullet. du Bibliophile 1851 Juin et Juillet.*

Drittes Quartal. Juli — Sept. 1851.

- The unity of language and of mankind.** — *North Amer. Rev. 1851 July.*
- Davies** (Benj.), An investigation in syriac philology. — *Biblioth. sacra 1851 July.*
- Klipstein** (L. F.), A grammar of the anglo-saxon language. New York. — *North Amer. Rev. 1851 July.*
- On the currents of the Atlantic and the existence of the North-West Passage.** — *Edinb. New philos. Journ. 1851 July.*
- Wanderings round the world.** (Eine Frauenfahrt um die Welt von Ida Pfeiffer. 3 vol. Wien 1850.) — *Blackwood's Edinb. Mag. 1851 July.*
- Greene** (G. Wash.), History and geography of the Middle Ages. Part I. New York 1851. — *North Amer. Rev. 1851 July.*
- Niebuhr** (B. G.), Lectures on the history of Rome. Edited by L. Schmitz. Second edition, with every addition derivable from Dr. Islers german edition. Lond. 1849. 3 vols. — *Ebendaf.*

- Grote's history of Greece.** Vols VII and VIII. — Edinb. Rev. 1851 July. Correspondant T. 28. Livr. 7.
- Thierry (Amédée), Aëtius et le comte Bonifacius, épisodes de l'histoire du V. siècle.** — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 14.
- Danson (J. T.), Note sur l'émigration de la Grande-Bretagne pendant les trente dernières années.** — Journ. des Economistes 1851 Juillet.
- The Romans in Britain.** (1. The roman wall. By J. Collingwood Bruce. 2. The antiquities of Richborough etc. By Ch. Roach Smith. 3. Illustrations of the remains of roman art in Cirencester etc. By Buckman. 4. Description of a roman building lately discovered at Caerleon. By J. E. Lee.) — Edinb. Rev. 1851 July.
- Johnston (Jam. W. F.), Notes on North America, agricultural, economical and social.** — Ebendas. North Amer. Rev. 1851 July.
- Robbins (R. D. C.), Life of Zwingli.** — Biblioth. sacra 1851 July.
- Frédéric Perthes, ou un citoyen hambourgeois pendant l'occupation française.** — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Juillet.
- Ducoin (A.), Marie-Antoinette, d'après la correspondance de Mirabeau avec le comte de La Marck.** — Corresp. T. 28. Livr. 8.
- Loudun (E.), Portraits parlementaires. Ledru-Rollin.** — Ebendas.
- Lyell, M. H. Ducrotay de Blainville, Dr. Pye Smith and M. Beudant.** — Edinb. new philos. Journ. 1851 July.
- Memoirs of the life and writings of Thomas Chalmers.** By his son-in-law, the Rev. William Hanna. Vols 1. 2. Edinb. 1849. 50. — Christ. Remembrancer 1851 July.
- Hartley Coleridge.** — Edinb. Rev. 1851 July. Christ. Remembr. 1851 July.
- Dixon (W. Hepworth), William Penn: an historical biography.** Lond. 1851. — Edinb. Rev. 1851 July.
- The life and correspondence of Robert Southey.** Edited by his son Cuthbert Southey. New York 1851. — North Amer. Review 1851 July.
- Sir Jamsetjee Jeejeebhoy, a Parsee merchant.** — Ebendas.
- Safford (W.), The life of Herman Blennerhasset; comprising an authentic narrative of the Burr expedition etc.** Chillicothe 1850. — Ebendas.
- The memoir and writings of James Handasyd Perkins.** Edited by W. H. Channing. 2 vols. Boston 1851. — Ebendas.
- Naville (Ernest), Maine de Biran, sa vie et ses écrits, d'après de nouveaux documents.** — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 14.
- Airy (G. B.), On the total solar eclips of 1851, July 28.** — Edinb. new philos. Journ. 1851 July.
- Suggestions to astronomers for the observation of the total eclipse of the Sun, on July 28, 1851.** — Ebendas.
- Matteucci (Ch.), Recherches experimentales sur la propagation du courant électrique dans la terre.** (Fin.) — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Juillet.
- —, Sur l'arc lumineux de la pile. — Ebendaselbst.
- Baudrimont (A.), Recherches experimentales sur l'élasticité des corps hétérophones.** — Ebendas.
- Niepee-de-Saint-Victor, Extrait d'un mémoire sur une relation existant entre la couleur de certaines flammes colorées et les images héliographiques colorées par la lumière.** — Ebendas.
- Observations météorologiques du mois de Mai 1851.** — Ebendas.
- Notes sur les expériences faites à Genève sur la déviation du pendule.** — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1851 Juillet.
- Adie (Rich.), On the connection between the colour and the magnetic properties of bodies.** — Edinb. new philos. Journ. 1851 July.
- Faraday, On atmospheric magnetism.** — Ebendas.
- On the temperature of man within the tropics.** — Ebendas.
- Foucault (M. L.), Physical demonstration of the Earth's motion of rotation, by means of the pendulum.** — Ebendas.
- Piazzì Smyth, Experiments on the thermotic effect of the compression and expansion of air.** — Ebendas.
- Observations on the thermotic effect of the compression of air at the Kinnell iron-works.** — Ebendas.
- Petrie (Will.), On spontaneous re-heating of air cooled by issuing in a jet, from a more compressed state.** — Ebendas.
- Rankine (W. J. Macquorn), Letter on the re-heating of jets of air and the relation between temperature and compression of the same.** — Ebendas.
- Piazzì Smyth (C.), Meteorological and astronomical notices.** — Ebendas.

- Petric** (William), On the relation between the changes of temperature and volume of gases. — *Ébendaf.*
- The general distribution of Jodine. — *Ébendaf.*
- Forbes** (J. D.), Farther remarks on the intermitting brine springs of Kissingen. — *Ébendaf.*
- Bechi** (Émile), Nouvelle méthode pour extraire l'iode de ses combinaisons. — *Journ. de Pharm. et de Chim.* 1851 Juillet.
- Wurtz**, Recherches sur le chlorure de cyanogène. — *Ébendaf.*
- Henry** (O.), Eau minérale naturelle ferrugineuse d'Auteuil, près Paris. — *Ébendaf.*
- Cap** (A.), Exposition de Londres. Produits chimiques et pharmaceutiques. — *Ébendaf.*
- Modern chemistry: its progress and extent. — *Edinb. Rev.* 1851 July.
- Owen**, On metamorphosis and metagenesis. — *Annals and Mag. of nat. hist.* 1851 July.
- The theory of successive development in the scale of being, both animal and vegetable, as deduced from palaeontological evidence. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 July.
- Huxley** (Th. H.), Report upon the researches of Prof. Müller into the anatomy and development of the Echinoderms. — *Annals and Mag. of nat. hist.* 1851 July.
- Hancock** (Albany), On the anatomy of *Antiopa Spinolae*, a Nudibranchiate Mollusk. — *Ébendaf.*
- Blackwall** (John), A catalogue of british spiders, including remarks on their structure, functions, oeconomy an systematic arrangement. — *Ébendaf.*
- Clark** (Will.), On the Skeneadae. — *Ébendaf.*
- Tatum** (T.), Descriptions of new species of coleopterous insects. — *Ébendaf.*
- Adams** (A.), Monographs of the genera *Scarabus* and *Phos*. — *Ébendaf.*
- Thury**, Dissertation sur la nature du lien des faunes paléontologiques successives. — *Biblioth. univ. de Genève. (Sc. phys.)* 1851 Juillet.
- Parasites and their relations to other animals. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 July.
- Jussieu** and A. Brongniart, Report on MM. L. R. and C. Tulasne's memoir on the history of the Hypogaeous Fungi. — *Annals and Mag. of nat. hist.* 1851 July.
- Mitten** (Will.), Some remarks on mosses, with a proposed new arrangement of the genera. — *Ébendaf.*
- Violette**, Mémoire sur les charbons de bois. — *Annal. de Chim. et de Phys.* 1851 Juillet. *Journ. de Pharm. et de Chim.* 1851 Juillet.
- Brockedon**, On some properties peculiar to Caoutchouc. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 July.
- Da'mour** (M.), On the composition of Nullipores and some Corallines. — *Ébendaf.*
- Delesse**, Minéralogie du calcaire saccharoïde des Vosges. — *Annal. de Chim. et de Phys.* 1851 Juillet.
- Murchison** (Rod. Impey), On the former chances of the Alps. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 July.
- Silliman** (B.), Optical examination of several American Micæ. — *Ébendaf.*
- Lyell** (Charl.), On impressions of rain-drops in ancient and modern strata. — *Ébendaf.*
- Forbes** (Edw.), On the estuary beds and the Oxford clay at Loch Staffin, in Skye. — *Ébendaf.*
- Fraas** (Oscar), Observations on the effects of local influences upon the formation of strata. — *Ébendaf.*
- On the origin of salt and salt lakes. — *Ébendaf.*
- Smith** (J. Lawrence), A comparative examination of the objective glasses of microscopes from Mr. Ross, Mr. Spencer of America and M. Nachez of Paris. — *Ébendaf.*
- Swan** (W.), Formulae for constructing Mr. Thomas Stevenson's totally reflecting hemispherical mirror. — *Ébendaf.*
- Valon** (Alexis de), Le tour du monde à l'exposition de Londres. — *Revue des deux Mondes* 1851 T. III. Livr. 14.
- Latham** (Rob. Gordon), General and special apophthegms (of the natural history of Man.) — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 July.
- Cheever** (George B.), The arrangements in the constitution of the mind, for a future judgment and retribution. — *Biblioth. sacra* 1851 July.
- Shedd** (W. G. T.), The relation of style to thought. — *Ébendaf.*

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. October.

Nro. 54.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes in Wien. Beschrieben von Joseph Arneht k. k. Regierungsrathe, Director des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes, wie auch der k. k. Ambraser-Sammlung, Professor der Münz- und Alterthumskunde an der k. k. Universität zu Wien, Ritter des Danebrog-Ordens, wirklichem Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien, Ehrenmitgliede der k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künste in Wien und vieler andern hier angeführten in- und ausländischen Akademien. (Veröffentlicht auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften). Wien 1849. Gedruckt bey Leop. Sommer k. k. Hofbuchdrucker.

Von den 9 Hauptabtheilungen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes, deren Beschreibung wir vom Herausgeber nach dessen Vorworte zu erwarten haben, liegen gegenwärtig 2 vor; nämlich

1. Die antiken Cameen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes, mit 25 Kupfertafeln. Wien, 1849. Gedruckt bey Leop. Sommer. (Mit der Dedication an den Kaiser Franz Joseph, Vorwort, Einleitung, 44 nummerirten Columnen, Beschreibung und Inhalts-Angabe. Gr. Folio).
2. Die antiken Gold- und Silber-Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes in Wien. Mit 41 Tafeln. Wien 1850.

Bey Wilhelm Braumüller, Buchhändler des k. k. Hofes und der kais. Akademie der Wissenschaften. (Mit der Einleitung, einem Abschnitte, betitelt: Funde; einem zweyten: Sammlungen von Monumenten in Gold und Silber; den Beschreibungen selbst, 6 Beylagen; Anhang; Erläuterungen; Zusätze. S. 89 ausser dem Verzeichniß der Tafeln. Gr. Folio).

Große und reiche Staaten und mächtige Monarchen gelangen früher oder später auch zum mehr oder minder ansehnlichen Besitze von Antiken und Anticaglien aller Art. Der Werth desselben und die Freude daran erwächst und steigert sich erst von da an und in dem Grade, als die Besitzer Männer gewinnen, die mit Geist und Wissen solche Erbstücke der gebildeten Vorwelt zu schätzen und zu deuten verstehen. In beyderley Hinsicht ist das Haus Oesterreich besonders glücklich gewesen. Frühe hat es antike Kunstschätze erworben, und zu keiner Zeit haben ihm Gelehrte gefehlt, die sie zu erklären, und in die Wissenschaft wie in's Leben einzuführen verstanden; unter ihnen mehrere ersten Ranges, deren in ganz Europa verbreitete Schriften auf die spätere Nachwelt kommen werden.

Aber an Vielseitigkeit der Leistungen möchte unter Oesterreich's Archäologen nur etwa ein und anderer dem Herrn Joseph Arneht gleichkommen, wie, abgesehen von seinen andern Schriften, die archäologisch-artistischen Werke beweisen, die er seit dem Ende der dreißiger Jahre bis zum Anfang der fünfziger unsers Jahrhunderts in's Publicum gegeben hat. *)

*) Ich gebe hier mit Weglassung der bestimmten Jahre XXXIII. 54

In Betreff der vorliegenden zwey großen Werke muß ich im Voraus erklären, daß die hier mir gesteckten Gränzen nicht erlauben, dem Herausgeber in die einzelnen Beschreibungen, so interessant und lehrreich sie auch größtentheils sind, selbst zu folgen, und mir gebieten, nach einem Blick auf die Vorrede, aus den Einleitungen, Uebersichten und sonstigen Erörterungen das allgemein=Wissenschaftliche und Kunstgeschichtliche hervorzuheben, und zuletzt, bey den Cameen, wie bey den Gold= und den Silber=Denkmälern, eine Hauptantike, als Probe der Behandlung etwas näher in's Auge zu fassen.

Cameen.

Aus der allgemeinen Vorrede hebe ich zuerst aus S. XI: „Wenn der Gelehrte etwa an Erudition Manches vermißt, so glaube ich mich einerseits mit den Grundsätzen Eckhel's (Choix des pierres gravées, Avant-propos Fol. 4. p. 8) und der ihm folgenden Gelehrten entschuldigen zu können; andererseits dürfte es nicht undienlich seyn, sich nicht zu sehr auf das noch so wenig abgeschlossene Gebiet der Mythologie zu verlieren, oder bey historischen Personen das aus der Geschichte ohnehin Bekannte zu wiederholen.“ Was das Letztere betrifft, so wird gewiß jeder Einsichtige unserem Verfasser seine volle Zustimmung geben, denn jene, in

zahlen und des Druckorts (Wien) eine gedrängte Uebersicht:

Synopsis numorum graecorum, qui in Museo C. R. Vindobonae adservantur.

Katalog der k. k. Medaillen=Stämpel=Sammlung. Ueber das Tauben=Orakel von Dodona (zur Erklärung einer Erz Münze der Epiroten). — Ich habe über diese Schrift Bericht erstattet in diesen Gel. Anz. 1840. Nr. 131, 132; vergl. jetzt meine Deutsche Schriften: zur Archäologie II. S. 241 — 254).

Synopsis numorum romanorum, qui in Mus. C. R. Vindob. asservantur.

Zwölf römische Militär=Diplome mit 25 von A. Camesina lithographirten Tafeln.

Das Niello=Antependium vom Kloster=Neuburg.

Das k. k. Münz= und Antiken=Cabinet, mit 4 Kupfertafeln.

früheren antiquarischen Beschreibungen so häufige Vermischung historisch=pragmatischer Erzählung mit archäologischer Ausdeutung ist ohne Zweifel ein arger Verstoß gegen die reine wissenschaftliche Methode, und gehört jetzt zu den glücklich überwundenen, veralteten Manieren. Auch in Hinsicht des Ersteren müssen wir es nicht nur entschuldigen, sondern höchlich billigen, daß er in seinen Beschreibungen das mythologische Element meist möglichst beschränkt oder gänzlich beseitigt hat, denn wozu hätte es führen müssen, wenn in einem solchen Werke, worin so viele Cameen und andere kostbare Antiken technisch und archäologisch zu behandeln waren, und nun auch die hier dargestellten Personen und Scenen aus der Götter= und Heroen=Welt mythologisch nach Kultus, Dichtung und Sage hätten ausgedeutet werden sollen? Ueberhaupt war dem Herausgeber bey dem Umfang seiner Aufgabe in der Regel ein summarisches Verfahren vorgeschrieben. — Aber nun gehen unsere Wege auseinander. Die Mythologie wird ein noch wenig abgeschlossenes Gebiet genannt. — Da frage ich zuerst: welches Gebiet innerhalb des ganzen weiten Kreises der Alterthumswissenschaften kann man ein abgeschlossenes nennen? Und hat nicht Winkelmann eben dadurch, daß er unzählige Personen, Gruppen und Scenen auf den antiken Kunstdenkmälern, deren Erklärungen man vor ihm auf dem Gebiete der Historie, besonders der römischen, gesucht hatte, auf das der Mythologie ver setzte, die gesunde Kunstauslegung erst eigentlich gegründet, und die Archäologie zum Range einer Wissenschaft erhoben? Und muß nicht der Archäologe, Erzeugnissen der alten Sculptur und Malerey gegenüber, will er anders aus der Tiefe schöpfen, und die wahren Motive auffassen, aus welchen sie empfangen und geboren sind, recht fleißig auf das Feld der Mythen, besonders der von der Poesie bearbeiteten, sich begeben und sich all-dorten Rath's erholen? Geziemt es also einem Bekenner der so freyen, großartigen und umfassenden Wissenschaft des Alterthums, den Kunstausleger vor der Mythologie als einem so zu sagen unheimlichen Gebiete zu warnen? *)

*) Weil es sich hier zunächst um geschnittene Steine handelt, und der Verfasser sich oben auf Eckhel

Einleitung. *)

Indem (S. 11) der Herausgeber die in den Kunstsammlungen aufbewahrten größten antiken Cameen überblickt, macht er folgende Bemerkung: „Aus dieser Aufzählung erhellt, daß nur Einer von den acht **) bekannten en relief gearbeiteten großen $\frac{1}{2}$ ' überschreitenden Cameen einer mythologischen Vorstellung gewidmet ist, die sieben andern aber Bilder des Familienkreises des Augustus ausdrücken, nur darin unterschieden, daß die Künstler etwas mehr oder minder in jene von den Griechen nach Rom gekommene Schmeicheley, die Menschen als Götter zu bilden, eingingen. Allen unterliegt ein geschichtlicher Boden, den sie mit mehr oder weniger mythologischem Gewande ausschmückten. ***)

berief, so führt mich dieß zu einem concreten Falle, woben ich selbst theilhaftig bin: K. O. Müller sagt im Handb. II. S. 710, in einem Nachtrag zu S. 361: „Eine antike Gemme, die sonst den Reliquienkasten der H. Elisabeth in Marburg schmückte, zeigt einen lorbeerbekränzten Apollon-Kopf, nebst einem Lorbeerzweig (und Delzweig davor) und einem Schwänchen dahinter, nebst der Aufschrift *HAIAN*, die den siegreichen und beruhigten Gopt bezeichnet. S. Kreuzer zur Gemmenkunde; antike geschnittene Steine vom Grabmal der H. Elisabeth zu Marb. Leipz. 1834. S. 105. Tf. 5, 31. (S. jetzt deutsche Schriften zur Archäologie III. S. 484 mit Tf. 5. Nr. 31; wo ich auch an die Wiener Intaglio-Gemme bey Eckhel Choix de p. gr. nr. 16 erinnere, und vergl. Symbolik II. S. 694 dritte N.) — Hat mich nun Müllers getadelt, daß ich, um den ganzen Werth dieses Gebildes auf jener Gemme darzulegen, in eine ausführliche Erörterung des Mythos vom Apollon-Päan eingegangen bin? — In dieser Monographie denke ich, hätte selbst Eckhel solche Mythologumena gut geheissen.

*) S. 10 Note 9 Z. 2 v. u. ist im Citat von Millin, Gal. Mythol. zu corrigiren: 678 st. 687.

**) Die drei größten hatte vor Arnetth beschrieben Mongez, in den Mémoires de l'Acad. des Inscriptions, Paris 1827, Tom. VIII p. 370 — 400.

***) Ueber die Stellung der Künstler der Nationalreligion gegenüber und ihre Aufgabe, Götter, Heroen oder bloße Menschen darzustellen, spricht niemand

S. 12 ff. Aus der Beschreibung der antiken Cameen des k. k. Antiken-Cabinettes hebe ich aus:

Nr. I (bey Eckhel, Choix de pierr. grav. du Cabinet imperial pl. I; bey Mongez a. a. O. p. 327 sqq.; bei Arnetth überschrieben: Augustus pannonischer Triumph).

„Auf einem ungemein schönen Onyx von zwey Eagen sind mit nicht bedeutender Erhöhung — in flachem Relief — (wie die schönsten Werke der Alten, wie die Reliefs um die Cella des Parthenon's) in die weiße obere Schichte auf braunem Grunde 20 Gestalten geschnitten, deren großartige Zusammenstellung, natürliche Verbindung, hoher Ernst und Ruhe des Ausdruckes, vollendete Ausföhrung den edelsten Werken aller Zeiten gleich kommt, und sie an Pracht des Materiales übertrifft, in seiner Art das erste Werk, das uns übrig ist.“

(Fortsetzung folgt.)

besser als ein Grieche selbst, Dio Chrysostomus, Orat. XII. p. 404 sqq. p. 243 sqq. ed Emper. Ich habe daher den Hauptinhalt dieser Stelle im allgemeinen Theil der Symbolik, im Abschnitte I. V. Vollendeter Anthropismus, S. 84 ff. dritte Ausg. ausgehoben. — Ueber die an den griechischen Königshöfen herrschenden und am Ende des Freistaats in's Haus der Julier und sofort in die folgenden Cäsarengeschlechter verpflanzten Vergötterungen verweise ich auf das folgende Capitel VI S. 90 ff.: Vermischung des Anthropismus und der Apotheose; wo ich unter andern aus Jo. Laur. Lydus de magistrat. Romm. II. 3 angeführt habe, daß man den Octavianus Augustus einen Gott, *θεός επεμβόλιμος*, *deus intercalatus*, nannte.

Cicero's Brutus de claris oratoribus.
Cicero's Orator.

(Schluß.)

Ueberdies haben hier gute Handschriften afu-
issem domo, dieselben, welche das gewähltere
maria für mare bieten. Drelli schreibt nach Er-
nesti's Vorschlag qui enim possem, cum et afu-
issem — dissimulare, was dem neuesten Text
quid enim? cum et affuissim * — dissimulare
gewiß vorzuziehen ist; für gänzlich mißlungen aber
wird jedenfalls Zahn's quid erat, cur improbarem
zu halten seyn. Eine andere nicht glückliche Idee
Mommensens findet Rec. in Or. 135 aut cumulatius
contrariis relata contraria. Warum sollten die
contraria immer gehäuft seyn? in ihrem Wesen liegt
es nicht. Die Vulgata: aut cum multis modis
contr. taugt freylich auch nichts, denn multis mo-
dis hat aus §. 137 sich hieher verirrt, aber es exi-
stirt die richtige Lesart in den freylich als „inter-
polirt“ verschrieenen Handschriften: cum sunt con-
trariis etc. Zu diesen bey Peter, Drelli u. A.
übel angesehenen Handschriften gehören Ga. 3, Erl.
und selbst der Abrincensis. Auch Zahn erklärt sich
darüber in der Einleitung XXXI: „die Handschrif-
ten des Orator zerfallen in zwey Classen. Die,
welche der einen angehören, sind von Anfang bis
§. 91 verstümmelt, und haben ausserdem eine Lücke
191 — 231; der Text ist in ihnen auf die will-
kürlichste Art besonders durch Zusätze entstellt, so
daß sie, wenn sie auch an manchen Stellen die
richtige Lesart bieten, dennoch im Allgemeinen un-
zuverlässig sind“. Diese Ansicht, glaubt Rec. wird
aufgegeben werden müssen, was zu erweisen hier der
Raum zu beschränkt ist; aber einige Beyspiele da-
von, daß diese „interpolati“ keineswegs genügend
benutzt sind, wollen wir doch anführen. In 187
musste collatata, eine dem Sinne nach ganz unge-
hörige Composition, der Lesart dilatata weichen, so
wie das et diffusa vertauscht werden mit et fusa;
166 wat etiam sine industria für et eum sine

ind.; 174 quibus etiam in oratione uteretur (im
Gegensatz der Poesie und der frühern Rhetorik) statt
uteremur zu schreiben. Ein besonders entscheidender
Fall ist 185, wo nach: ut multis saeculis ante
oratio nuda ac rudis ad solos animorum sensus
exprimendos fuerit reperta, Zahn das Lückezeichen
setzt und dazu bemerkt: „das zweyte Glied ist weg-
gefallen. Die Ergänzung schlechter Handschriften
quam ratio numerorum causa delectationis aurium
excogitata erweist sich schon durch die Stellung von
causa als falsch, obwohl sie dem Sinne nach rich-
tig ist.“ Was es aber mit dieser falschen Stellung
auf sich habe, konnte der Verf. aus Seifferts Note
zu Laelius §. 57 abnehmen. Drelli hat jenen ganz
unantastbaren Worten ihren Platz im Texte gelas-
sen, die codd. aber, welche sie erhalten haben, be-
weisen schon hiedurch ihren Vorzug vor den sonst
bevorzugten.

Die Anordnung des Textes ist zweckmäßig, in-
dem die durch den Gang der Abhandlungen sich er-
gebenden Abschnitte durch Absätze unterschieden wer-
den; nur wenigemale ist die Verbindung dadurch
zerrissen, wie Br. 70, Or. 102 (wie schon bemerkt
wurde) und 209, wo sed sich enge an das Vor-
hergehende anschließt.

Ueber die Bearbeitung des kleinen Buchs de
optimo genere oratorum wird Ref. anderswo zu
sprechen Gelegenheit finden.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. October.

Nro. 55.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes in Wien.

(Fortsetzung).

Der gelehrte und kunsterfahrene Herausgeber sucht nun seine Bezeichnung des Steines, August's pannonischer Triumph, in allen Momenten (in manchen auch gegen Eckhel, wie er denn diesem seinem großen Vorgänger gegenüber durchweg eine edle Selbstständigkeit behauptet) zu rechtfertigen. Ich muß mich hier auf die Angabe der dargestellten Personen, Attribute und Symbole beschränken: Augustus und Roma als seine *Θεὰ σὺνδγορος*, er aber nicht als Gott *), sondern als Augur mit lituus und sceptrum; über ihm der Capricorn **), worüber

ein Stern; hinter ihm, und ihm einen Eichenkranz aufsetzend, Cybele, das Symbol der Macht zu Lande; daneben Neptunus, das Sinnbild der Macht zur See; zu Füßen der Cybele die Abundantia mit zwey Genien (oder Agrippina mit ihren Söhnen von Germanicus, Nero und Drusus); weiter: Germanicus selbst, gepanzert, die Dvation empfangend; sodann mit einer Schrifstrolche in der Hand und im Begriff, von einer Quadriga, worauf eine geflügelte Victoria, herabzusteigen und den über die Pannonier errungenen Sieg zu berichten. — Auf dem unteren Feld: die Errichtung eines Tropäums, worauf ein Schild befestigt ist, auf welchem das Bild eines Skorpions, das Symbol der Streithaftigkeit, erscheint; endlich außer den das Tropäum errichtenden vier römischen Soldaten, zwey Gruppen von gefangenen Männern und Frauen, die eine von zwey, die andere von vier Personen, in verschiedenen Situationen und Stimmungen. Der Herausgeber schließt (S. 16): „Meines Bedünkens ist dieser Stein mit der größten Vollendung und mit einem wahren Zauber der Kunst gemacht; und die Zeichnung selbst ist mit einer des Raphael würdigen Vollendung ausgeführt, und eine Hoheit ausathmend, wie sie nur der besten römischen Zeit entspricht. Es ist dieser Stein eben so gut eines der merkwürdigsten Monumente der Kunst des augustei-

*) Ich erinnere hierbei an Thiersch, Epochen d. b. K. u. d. Gr. S. 304 f., der in diesen Wiener- und Pariser-Cameen nicht Apotheosen, sondern Darstellungen der kaiserlichen Familie in dem Zeitpunkt ihres höchsten Glanzes sieht, und darin einen Beweis erkennt: „daß es auch unter Augustus der bildenden Kunst gegeben war, in den Werken großer Meister das Wahre (die Wirklichkeit) mit idealer Schönheit zu umgeben, und der Darstellung des Erhabenen den Stempel der Vollendung aufzudrücken.“

**) Das Mythologische dieses Gebildes giebt die Symbolik, I. S. 121 ff., dritte A., wo es S. 124 unter Urdern heißt: „Der Steinbock (capricornus) war das Geburtshoroskop des Kaisers Augustus (Sueton. Octavian. cap. 91.), der es als ein glückliches Vorzeichen seines Aufstiegs zur Welt Herrschaft, auf Münzen prägen ließ, und auf

der bekannten Wiener-Camee (gemma Augusta), welche einen feierlichen Verein der kaiserlichen Familie darstellt, sehen wir dieses Zeichen über dem Haupte des Kaisers schweben.“ Arneth bemerkt richtig, daß der Stern darüber das Sternbild bezeichnen soll.

ſchen Zeitalters, als es in der Literatur deſſelben die Werke des Horatius und Virgilius ſind, und vielleicht noch einziger daſtehend, als ſelbſt dieſe. — Er iſt in Paläſtina gefunden, und da Herodes der Große allborten Tempel mit Bildwerken zu Ehren des Kaiſers Auguſtus errichtete, ſo äußert der Herausgeber die Vermuthung, dieſer König möge auch wohl dieſen Stein von einem großen Künſtler haben arbeiten laſſen. Durch die Ritter des heiligen Johannes zu Jeruſalem kam er in den Beſitz Philipp des Schönen; von da durch manche Zufälle nach Deutschland; wo ihn der Kaiſer Rudolph II. um 12000 Dukaten erkaufte. — In dieſem Capitel von den Cameen beſchreibt der Herausgeber auch (S. 41 f. zu Tafel XXII. 3.) die Bruchſtücke eines Bechers von Glas; und handelt darauf von den Glasarbeiten in verſchiedenen Antikenſammlungen; worunter auch die Portlandvaſe.

Die antiken Gold- und Silber-Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes.

Einleitung. Ein Blick auf Aſiens alte Reichthümer.

1) Das goldene Vlies. (Möchten nicht manche Mythologen, die im Argonautenzug gar nichts Hiſtoriſches ſehen wollen, den Verfaſſer des Euhemerismus bezüchtigen?)

2) Der trojanische Krieg, mehr im Geiſte des Ritterthums als im Handelsinteresse; — darauf: Aſiens reiche Könige, Ebräer (David und Salomon), Phönicien, Babylon, Perſien (Kyroſ, Kambyſes, Xerxes, der reiche Privatmann Pythias von Lydien).

3) Alexanders Siege ſetzen ihn in Beſitz der königl. perſiſchen Reichthümer, welche in edlen Metallen zu 312 Millionen Ducaten angeſchlagen werden. — Die Prachtfefte Alexanders d. Gr., des Ptolemäus Philadelphus, des Antiochus Epiphanes, der Kleopatra u. ſ. w. Koſtbarkeiten der Geräthe aller Art, worin der Werth des Stoffes mit dem Verdienſt der Kunſt wettkämpft; Namen von Künſtlern dieſer Claſſen; Erinnerung an die Königs-Schätze in Bithynien, Kappadokien, Galatien, Pontus und Armenien, und hiermit Schluß des Ueberblicks vom Metallreichthum des alten Morgenlandes.

4) Die Römer, Eroberer des größten Theils der Länder von Alexanders Reich; — Folgen davon: Ueppigkeit und Prachtliebe. In den Häuſern der Reichen, das Tafelgeſchirr aus Gold, das Küchengeschirr aus Silber; goldene Becher mit Edelſteinen beſetzt; Ausdehnung der Prachtliebe auf Mobilien aller Art; doch auch daneben Kunſtwerthſchätzung der Arbeiten altberühmter Künſtler. Die Schätze des Craſſus, Lucullus, der Caſaren, ſelbſt ihrer Freigelassenen, wie Pallas, Narciffus, Kalliftus. Die in's Unglaubliche gehende Verſchwendung römischer Kaiſer, Caligula, Nero, Vitellius; Ueberhandnehmen des Materialismus in Maſſaſchätzung über die Kunſtwürdigung. — Des Goldes und Silbers häufiger werdende Verwendung auf Münzen; Belege: das k. k. Cabinet beſitzt an Goldmünzen: von Jul. Caſar 18; von Auguſtus 105; von Tiberius 18; v. Claudius 35; v. Nero 43; v. Galba 16; v. Otho 8; v. Vitellius 24; v. Veſpaſianus 92; v. Titus 58; v. Domitian 54; v. Nerva 12; v. Trajan 115; v. Hadrian 44; v. Antoninus Pius 80; v. Marc Aurel 52; v. Commodus 7; v. Helv. Pertinax 7; v. Septimius Severus 26; v. Caracalla 22; v. Elagabal 11; v. Severus Alexander 26; v. Gordian III. 21; v. Gallienus 5; v. Aurelian 15; v. Probus 25; v. Diocletian 35; v. Maximian 44; v. Conſtantin d. Gr. 44; von Valentinian 46; v. Valens 44; v. Theodoſius d. Gr. 32 u. ſ. w.

Das Verbergen von Münzen, edlen Metallen und Schmuck war ſchon ſeit den Bürgerkriegen in Rom und in den Provinzen häufig; aus letztern liefern die Rhodier, als Caſſius ſie brandschakte, ein ſprechendes Beyſpiel; unter den Kaiſern hauptſächlich ſeit Commodus; ſeitdem auch Verſlechterung des Geldes; Wiederverbesserung durch Severus Alexander; jedoch neue und viel ärgere Entwerthung von Gallienus bis auf Diocletianus.

Daciens und Thraciens Länder waren relativ goldreich, und ſeit Philipp der Amyntiade ſie bergmänniſch ausbeutete, waren goldne Philippei zahlreich und unter der Römerherrschaft bis in den fernſten Weſten verbreitet. *)

*) Vergl. meine deutſche Schriften, zur Archäologie I. S. 348 ff. Hier füge ich bey: — und von bar-

Nach der Theilung des Römerreichs verwendeten daher die in den Besitz jener Länder gekommenen Kaiser viel Gold auf Münzen, und seitdem wird das Gold im numerischen Verhältniß zwischen Gold, Silber und Kupfer überwiegend. Dazu giebt der Herausgeber aus dem k. k. Münzkabinette lehrreiche Belege. Z. B. von Arkadius besitzt dasselbe 32 Gold= 12 Silber= 114 Kupfer=Münzen; — von Zeno 32 Gold= 5 Silber= 7 Kupfer=Münzen; indeß von den frühern Kaisern die Zahl der silbernen und kupfernen bey weitem höher war; z. B. bey Augustus: 105 Gold= 404 Silber= 262 Kupfer=Münzen; bey Trajan 115 Gold= 285 Silber= 443 Kupfer=Münzen; bey Hadrian 114 Gold= 468 Silber= 745 Kupfer=Münzen. Seit des west- und ost-römischen Reiches Sturz erscheinen wenig Gold=Münzen mehr. Die Gothenkönige in Italien haben keine, wohl aber die Longobarden und die Gothenkönige in Spanien; Karl der Große hat keine oder höchst seltene, nicht so selten Ludwig der Fromme; keine haben die Carolinger, die sächsischen; die hohenstaufischen Kaiser, letztere jedoch die schönen Augustalen von Friedrich II. Aber die Goldmünzen von Florenz und Venedig sind die zahlreichsten im Kurs, bis Amerika's Goldstrom nach Europa fließt. Die Barbaren kommen in den Besitz von Goldschätzen, auch in Folge der byzantinischen Kaisergeschenke; Beispiele liefern Gothen, Franken, Awaren u. s. w. — Ausser Konstantinopel war vom 3. bis zum 16. Jahrhundert die silberärmste Zeit in der Weltgeschichte; dagegen wurde Silber in allen nordischen und deutschen Ländern zum Schmuck verwendet. Wie ehemals Rom's Eroberung durch die Barbaren Geld, Silber und Geschmeide unter die wilden Völker gebracht hatte, so später Konstantinopels Einnahme durch die Kreuzfahrer, von welchen Schätzen viele an Kirchen und Altäre verwendet wurden. Der Bergbau war in Europa damals wenig betrieben; „der Verkehr mit

barischen Völkern selbst in Gold nachgeprägt; wie drey Stücke in einer kleinen Heidelberger Sammlung beweisen, die man nach Eckhel D. N. V. Tom. II. p. 94 sq. so bezeichnen muß: 1. fabricae optimae; 2. fabricae barbarae; 3. fabricae extreme barbarae.

dem Orient nahm so viel, wo nicht mehr Gold als er brachte, und erst in der neuern Zeit wurde Amerika das, was Asien in der alten gewesen. Es birgt jedoch noch heut zu Tage die Erde viele Schätze, welche ihr die alte Zeit anvertraut hatte.“

Dieser letzte Satz ist Einleitung zu einer Uebersicht, welche, Funde überschrieben, summarisch berichtet, was von Natur- und Kunst-Schätzen besonders in neuern Zeiten der Zufall an's Licht gebracht. Erinnert wird zuerst an den unermesslichen Schatz, den der Vater des Herodes Atticus unter Nerva's Regierung in Athen fand (Philostrat. de Vit. Sophist. II. 2, p. 55. Kays.). Wie viel unter den übrigen römischen Kaisern gefunden wurde, bezeugen die vielen Verordnungen derselben im Pandecten-Titel de thesauro und besonders die 51. Novelle des Kaisers Leo. Es folgen die Funde in neuern Zeiten: der Fund eines Weinbauers 1555 zu St. Vital an Goldmünzen und Edelsteinen; *) der zu Tournay gefundene und von Chifflet beschriebene Schatz 1653; im Jahr 1831 aus der königl. Bibliothek in Paris entwendet. — Der Fund bey Modena im Jahr 1714, angeblich von 80,000 römischen Goldmünzen, zum Theil an Dominic Tiepolo verkauft, und durch weiteren Verkauf dem k. k. Cabinette einverleibt, worunter die schönen Goldmünzen der Familie Cornificia und Domitia; der Fund eines bedeutenden Schatzes griechischer Münzen bey Latak in Syrien und seit 1760 meistens in Paris bey Pellerin; in demselben Jahr der Fund von fast 30,000 Münzen, bey Brest; darauf bey Foix von 60,000; der bey Arnheim, von Cuiper beschrieben; die italienischen Funde 1812, 1815, 1831, von Cavedoni beschrieben; der bedeutend' Fund von Goldgefäßen und Medaillen des Kaiser's Valens im Banate, zum Theil mit Schriftzügeⁿ und Bildern von barbarischer Mischung, persischeⁿ und griechischer Mythologie, jetzt im k. k. Cabinette^r.

*) Ueber den fast fabelhaften Fund von mehr als 40,000 Goldmünzen des Psinachus in Siebenbürgen, und über andere dergleichen Münzfunde in Südösterreich und daraus sich ergebenden Folgerungen s. deutsche Christen zur Archäologie in S. 349 und S. 377.

Es folgen interessante Berichte über mehrere in verschiedenen östlichen Comitaten gefundene Goldgefäße, Goldmünzen und Schmucksachen, die in die k. k. Cabinette aufgenommen, an den gehörigen Orten dieser Beschreibung ihre Erledigung finden. — Den Beschluß macht der Bericht über verschiedene Goldfunde in Böhmen, mit der angehängten Bemerkung, daß bey den Alten auch zu untergeordneten Geräthen Gold verwendet worden, und daß die Goldgegenstände der k. k. Sammlung wohl unbedenklich zu den größten Merkwürdigkeiten dieser Art zu zählen sind.

S. 10 ff. Sammlungen von Monumenten in Gold.

Unglaublich ist die Menge von Goldschmuck, die in etruskischen Gräbern, besonders in dem zu Care gefunden worden, jetzt größtentheils dem Museo Gregoriano einverleibt, zum Theil an den Priesterschmuck der Aegypter und bey Moses erinnernd; — das antike Goldgeschmeide in Neapel und in Bologna; die Goldschale von Rennes, jetzt in Paris, mit dem Trinkwettstreit des Bacchus und Hercules; die bey Quentin 1831 gefundenen Hals- und Arm-Bänder, leider eingeschmolzen, aber vorher doch abgebildet; der antike goldene Halschmuck in der Sammlung des Herzogs von Blacas; ähnliche in England und Irland; die aus dem Besitz der Gräfin Lipona nach München gekommene goldene Krone; ebendasselbst schöne ägyptische Armbänder und andere Goldsachen; die goldenen Hörner von Tondern im Museum zu Kopenhagen, neben vielen andern heidnischen Goldsachen, ebendasselbst; überhaupt in Dänemark, Schweden und Norwegen gefundene Halsbänder (torques) und anderes Gold- und Silber-Geschmeide gefunden und in den dortigen Sammlungen aufbewahrt. — Angabe der in Petersburg aufbewahrten, größtentheils aus der Krimm gewonnenen und von Köhler beschriebenen Goldantiquitäten; nähere Beschreibung nach den vom Fürsten Michael Ghika mitgetheilten Lithographien, zum Theil mit griechischer Schrift versehener antiker Goldsachen.

Schlußbetrachtung: Die Goldmonumente Neapels, der griechischen Inseln und der Krimm bezeichnen die Ausdehnung der griechischen Bildung;

die von Irland, England, Frankreich, Deutschland, Ungarn und zum Theil Italien — die der Kelten und Etrusker; überall aber zeigen sich Spuren, der über die drey Theile der alten Welt verbreiteten Römerherrschaft. Diese Reichthümer der verschiedenen Völker sollten uns fast glauben machen, daß in früheren Zeiten eine ähnlich große Goldmenge in Europa vorhanden gewesen, als in Amerika bey der Entdeckung dieses Welttheils.

S. 15 ff. Sammlungen der Monumente in Silber.

„In manchen Gegenden wurden mehr Silber = als Gold = Monumente gefunden; in der Regel sind auf jenen die Arbeiten schöner.“ Es werden hierauf im Voraus einige Silberdenkmäler ausgezeichnet, die sich im k. k. Cabinette befinden.

Im Museo Borbonico zu Neapel werden hervorgehoben der silberne Becher mit der Apotheose Homer's nebst mehreren andern; eben so in Rom bereits bekannte Silberantiquitäten und auf den großen Reichthum davon im jetzigen Museo Gregoriano aufmerksam gemacht; dergleichen die bey Bologna 1832 gefundene und von Bianconi beschriebene Silberschale mit einem Bacchanal genannt. Ferner werden erwähnt die im Turiner Universitäts-Museum aufbewahrten und hier (unter Silber Nr. VIII) abgebildeten vier Silberschalen, nebst 2 andern jüngst all dort aufgefundenen. Paris besitzt viele Silberdenkmäler, zum Theil erst neuerlich aufgefunden, wie die von Raoul-Rochette und Lenormant beschriebenen aus Bernay. Auch England hat merkwürdige Silberantiken, zum Theil von Payne Knight beschrieben. Die in der Eremitage zu Petersburg und die in der Stroganoff'schen Sammlung befindlichen, aus den Sübprovinzen gewonnenen Silbergefäße werden vom Herausgeber nach Köhler, Beck und Gerhard beschrieben. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. October.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Plutarch über Isis und Osiris. Nach neuverglichenen Handschriften mit Uebersetzung und Erläuterungen, herausgegeben von **Gustav Parthey.** Berlin, Nicolaische Buchhandlung. 1850. S. XV und 308. Octav; mit einer Gruppe dreier ägyptischer Gottheiten auf dem Titel und mit vielen dem Texte eingedruckten, meist phonetischen Hieroglyphen, auch mit einem griechischen und einem deutschen Index zum Texte und zu den Erläuterungen.

Als Wyttenbach diese plutarcheische Schrift commentirte, konnte er von den Früchten der französisch-ägyptischen Expedition noch keinen Gebrauch machen, noch weniger die spätern Entdeckungen Champollion des jüngern u. A. zur Erläuterung dieses Buches verwenden. Diese Anwendung machte sich aber täglich fühlbarer, seitdem die europäischen Aegyptologen in der Entzifferung und Erklärung der pharaonischen Schrift- und Bild-Denkmal auf's löblichste miteinander wetteifern, und sich vielfach bestreben damit zusammen zu stellen, was Griechen und Römer uns darüber hinterlassen haben. Es war daher gerade jetzt ein sehr glücklicher Gedanke, diese Schrift des Plutarchus durch möglichst berichtigten Vert, mit Benützung Alles dessen, was Wyttenbach und die neuesten Philologen kritisch und exegetisch darbieten, in einer deutschen Uebersetzung dem größern Publicum zugänglich zu machen; und niemand hatte mehr Verus zu diesem Unternehmen als un-

ser Herausgeber. Ausgerüstet mit allen Vorkenntnissen, die ihm seine Vaterstadt Berlin mittheilen konnte, begab er sich so zu sagen, aus unsern hiesigen Vorlesungen unmittelbar auf Reisen in die classischen und in die Morgenländer; und hat seitdem besonders Aegyptens Denkmäler und Literatur in mehreren frühern Schriften erläutert. *) Bey vorliegender Ausgabe hat Dr. Parthey, ausser den bereits genannten Vorarbeiten, insbesondere die Werke Bunsen's und Lepsius benutzen können, und von Letzterem so wie von Ehrenberg, Pinder u. a. Gelehrten noch besondere hier eingerückte Mittheilungen erhalten **); so daß ich dieses Werk meines gelehrten Freundes mit voller Ueberzeugung begrüßen kann.

Ich hebe nun zuvörderst das Nöthige aus der Einleitung aus, um den Standpunct zu bezeichnen, von welchem der Herausgeber Plutarch's und einiger andern Griechen Schriften über Aegyptens Religionen betrachtet; blicke sodann auf die Notizen, die er über seine Hilfsmittel gibt; gebe eine Probe aus dem Anfange seiner deutschen Uebersetzung; berühre einige kritisch behandelte Stellen des Textes, und schließe mit Hinweisung auf mehrere Punkte, die in den Erläuterungen besprochen werden.

*) Ueber das Alexandrinische Museum; über die Insel Philae; durch sein Vocabularium coptico-latinum, e Peyroni et Tattami lexicis concinnatum.

**) Wogegen er Uhlemann, de veterum Aegyptiorum lingua et literis Lips. 1851. natürlich nicht mehr hat benützen können.

Einleitung: „Unter allen Berichten über die geheimnißvolle ägyptische Mythologie ist der des Plutarch der vollständigste und zusammenhängendste. Herodot gibt zwar manche höchst wichtige Notiz, aber das Bedeutendste verschweigt er aus frommer Scheu. Die Erzählung des Diodor stimmt in vielen Stücken mit Plutarch überein, kann aber nur als eine unkritische Zusammenstellung vereinzelter Mythen angesehen werden. Die Mittheilungen des Clemens von Alexandrien und des Eusebius sind wegen ihrer polemischen Natur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Die dem Jamblichus beygelegte Schrift, deren Titel (*de mysteriis Aegyptiorum*) den meisten Aufschluß verspricht, gibt gerade die am wenigsten brauchbaren Deutungen, und der Roman des Synesius (*Aegyptii, sive de providentia*) ist wahrscheinlich nur eine Darstellung seiner Zeit im ägyptischen Gewande. — Plutarch's Auffassungsweise der ägyptischen Mythen ist eine durchaus hellenische, und wenn man auch annehmen will, daß er einen großen Theil seiner Nachrichten dem Aegyptier Manetho entnommen habe (Bunsen, *Aegyptens* Stelle in der Weltgeschichte I. p. 95. 96) (Vergl. unten S. 180 — 182, wo über den Manetho und seine Schriften ausführlicher gehandelt wird, woraus jetzt selbst der neueste Sammler seiner Fragmente vervollständigt werden kann; s. Car. Müller *Fragm. Historic. graec. Vol. II. p. 511 — 616*, worüber ich in diesen *Gel. Anz.* früher berichtet habe), so betrachtet er doch alles Aegyptische im Lichte seiner Zeit.“ Hierbey weise ich zugleich darauf hin, was der Herausgeber im Vorfolg (p. X ff.) über die übrigen Eigenheiten dieser plutarchischen Abhandlung, über die Einmischung persischer und hellenischer Mythen, Sagen und Philosopheme bemerkt, die er eben deswegen in seinen Erläuterungen meistens übergangen hat; über die Verwirrung, die manchmal in der Darstellung der wirklich ägyptischen Culte, Mythen und Dogmen herrscht; über den Mangel an Methode, über manche Unklarheit der Sprache und über verschränkten und nachlässigen Periodenbau; weshalb der Uebersetzer sich auch habe erlauben dürfen, was bey einem Classiker unzulässig gewesen wäre, daß er manche künstliche Sätze des Originals, seiner deutschen Leser wegen, in kleinere Glieder zu zerlegen kein Be-

denken getragen. — Wie man denn überhaupt dem was Dr. Parthey über Form und Inhalt dieser plutarchischen Schrift sagt, am meisten wird bestimmen können. Wogegen gegen einiges Andere Einrede gestattet seyn möchte, was ich in einer Anmerkung hier gleich berühren will. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) So wird z. B. bey Aufzählung der von Plutarch angeführten Schriftsteller bemerkt, Eratosthenes scheint von ihm gar nicht gebraucht worden zu seyn; aber über Chäremon ist gar nichts gesagt, der doch, wo vom Geist und Gehalt der ägyptischen Religion die Rede ist, so schwer ins Gewicht fällt. S. darüber *Symbolik II. S. 118 ff.* und im *Nachtrag II. h. S. 268 f.* dritte Ausg. Seine Fragmente sind seitdem von Car. Müller *Vol. II. p. 495 — 499* gesammelt, wozu aber eben jetzt ein wichtiges beizufügen ist, dessen Inhalt recht eigentlich hierher gehört: Es hat nämlich einer unsrer gelehrtesten Aegyptologen, Samuel Birch, in den *Transactions of the Royal Society of Literature Vol. III. ann. 1850* aus einem *Excerpt* des Tzetzes in *liad. p. 99* ed. Godf. Hermann, neunzehn Angaben von Hieroglyphen mit den Erläuterungen des Chäremon herausgegeben und commentirt, zu welchen sämmtlich Charles Lenormant treffliche Zusätze und Berichtigungen geliefert hat. *S. Revue Archeologique. 8e Année, Paris 1851. Livr. I.* und daselbst: *Fragments du Livre de Chéremon Sur les Hieroglyphes, par Samuel Birch et Ch. Lenormant. p. 13 — 30*; deren im Ganzen übereinstimmende Untersuchungen das bemerkenswerthe Resultat herausstellen, daß die Bedeutungen dieser 19 Hieroglyphen, wie sie Tzetzes angibt, nicht nur mit denen des Horapollon übereinstimmen, sondern auch fast vollständig mit denen, welche die neuern Entdeckungen ihnen beygelegt haben. Ich werde im Vorfolg Gelegenheit haben, einige Beispiele dieser überraschenden Concordanzen anzuführen. In Betreff des Buches *de mysteriis Aegyptiorum*, welches, ausser dem einzigen Tennemann, Weiners, Tiedemann, Ritter und Steinhart, dem Jamblichus mehr oder minder entschieden absprechen, so scheint auch hier die fortschreitende Forschung; unterstützt von glücklicher Entdeckung, wo nicht einen gänzlichen Umschwung so doch eine beträchtliche Erinäsigung der Urtheile herbeizuführen. Wenn nämlich noch der neueste unter den genannten Geschichtschreibern der Philosophie dem Verfasser jener Schrift deswegen abhold ist, weil er den Pla-

Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes in Wien.

(Schluß.)

Aus der Münchner-Sammlung werden zuerst genannt die schönen Silbergefäße aus der Sammlung Lipona mit Centauren- und Lapithen-Kämpfen (hier unter Silber Nr. VIII).

2) Die Silberchale aus Mensching an der Donau, im königl. bayerischen Antiquarium, beschrieben von Thiersch, der dieses Reliefgebilde auf Pyrrhos-Neoptolemos deutet, der nach Troja's Fall, umgeben von den Myrmidonen, die gefangenen Trojaner der Pallas opfern läßt. — Wogegen Arneth bemerkt: „Thiersch hält das Ganze für ein Product der besten griechischen Arbeit. Mich erinnert Styl, Gewandung, Tropäum sehr an Monumente römischer Zeit, z. B. an die Columna Trajana und Antoniniana.“ — Der Verfasser beschließt diesen Abschnitt mit einigen lehrreichen Bemerkungen, besonders über die Technik.

tonismus, den jener rein gehalten wissen will, durch Vermischung orientalischer, besonders ägyptischer Lehren wesentlich verändere, (s. Steinhart bey Pauly Real-Encyclop. V. 2. S. 1718), so hat er auf seinem Standpunkte vollkommen recht. Es ist aber ein Anderes, althellenische Philosophie rein zu bewahren und zu überliefern, und daneben mitzutheilen, was man von andern Lehren empfangen, und in dessen Besitz man sich eben so wohl befindet als in dem des hellenisch-platonischen Erbgutes. — Und dieß letztere Ergebniß empfiehlt sich jetzt der Ueberzeugung eines andern der neuesten Aegyptologen: „En ce qui concerne l'Égypte, nous pouvons affirmer maintenant que la doctrine de la génération divine, telle que lambligue l'expose plus spécialement, n'est pas un produit de l'esprit philosophique de derniers temps, mais qu'elle appartient à la portion antique et traditionnelle de mystères“ und in der Note: „Quelque soit le véritable auteur du traité de Mysteries Aegyptiorum, il possédait une véritable connaissance de doctrines égyptiennes.“ Emmanuel Rougé in der Revue Archéologique a. a. D. pag. 54.

Da ich bey der Anzeige dieser großen Werke, wie gesagt, mehr das allgemein Wissenschaftliche (das Kunstgeschichtliche) im Auge behalten mußte, und mithin die eigentliche Beschreibung der einzelnen Denkmäler der k. k. Sammlungen so gut wie ganz zu übergehen genöthigt bin, so hebe ich von jedem der beyden Metalle zum Schluß nur noch Ein Monument hervor; wovon der hohe Kunstwerth ein jedes zu einem eigentlichen Cabinetsstück macht, und welche beyde eben deswegen auch, neben den gewöhnlichen, noch besonders in colorirten Bildertafeln hier mitgetheilt worden sind.

I. S. 41. Beschreibung eines Kranzes aus feinem Goldbleche; im Besitze des Königs von Bayern *); Platte XIII (nach einer Zeichnung von Fendi in Farben und in der Größe des Originals, für die erste Besitzerin Gräfin Lipona-Murat: dann von demselben in etwas verringertem Maaßstabe in Kupfer gestochen). — Ich hebe hier aus der Beschreibung, wie sie Arneth, hauptsächlich nach Avellino, gibt, nur die Hauptmomente aus. Zeit und Ort des Fundes: im Jahre 1813, zu Armento, vermuthlich das Crumentum der Alten, in Lucanien. — Die Form der Buchstaben der daran befindlichen Inschrift verräth die Zeit der Arbeit; um das Jahr 400 vor Chr. Geb., sie lautet: *KPEIOΩΝΙΟΣ ΗΘΗΚΗΤΟΝ (?) ΣΤΗΦΑΝΟΝ* (sic). „Kritthonios weihete diesen Kranz.“ (Kritthonios ist unbekannt **) aber die Sitte, Kränze aller

*) In den vereinigten Sammlungen zu München; s. Jos. v. Hefner's Catalog der vereinigten Sammlungen, München 1845 S. 65. Ein Kupferstück davon findet sich auch bey Gerhard, Antike Bildwerke I. S. 3. Cent. I. X.

**) Und dieser Name *Kpeioώνιος* kommt meines Wissens nirgend vor. — Aber bey der nachlässigen Schreibart dieser Inschrift wird man wohl *Kpeioώνιος* schreiben und lesen dürfen. Wie nun, wenn es ein bloß für den Ceres-Dienst angenommener Cultus-Name wäre, analog gebildet mit *Τροφώιος* (*Τροφώιος*) „der ernährende Gott des Ackerbaues, der geliebte Säugling der Demeter?“ (R. D. Müller Orchom. S. 154 ff. vergl. Symbolik IV. S. 424) d. i. der Göttin, welche den Aethenern und andern Hellenen die Frucht der Erde aus dem Schooße der Erde hergebracht; wovon

Art, auch aus edlen Metallen, den Todten in die Gräber mitzugeben, war allgemein verbreitet.

Beschreibung: „Der Kranz besteht aus einem Zweige von Eichen, der die Grundlage bildet, worauf alles Uebrige ruht, und auf welchem alle anderen Früchte, Blumen und Figuren aufgearbeitet sind. Außer dem Eichenzweige sind die Blumen und Gewinde der Aßtern, deren neun mit blauer Schmelz ausgefüllt, und in äußerer Umgebung aufblühend der Convolvulus, wovon sechs Blumen ebenfalls mit blauer Schmelz verziert sind. — Außerdem winden sich noch Narcissen, Epheu, Rosen, Myrthen sinnig untereinander. Alle diese Blumen halten zu oberst die geflügelte Kora, Proserpina, Libera, das Symbol der Unterwelt (deren Kopf auch so oft auf Vasen, worauf ein Heroon oder Grabestelle gemalt ist). Die Basis, worauf die Göttin steht, ist auch Trägerin jener Inschrift. — Auf jene Hauptfigur weisen vier besflügelte nackte Genien und zwey bekleidete Victorien hin.“ Noch werden Pappel, Delbaum, Lorbeer und Eiche als Todtenpflanzen bezeichnet. Schluß: „Auf ein heiteres Jenseits beziehen sich alle Gegenstände dieses merkwürdigen Kranzes, der, so gut er gearbeitet ist, nicht erschauern macht, wenn man die Schönheit der Arbeit auf den Münzen Lucaniens betrachtet, die etwa zu gleicher Zeit mit demselben gemacht seyn dürften, wie die guten von Grumentum, besonders aber von Heraklea, Metapontum, Pästum, Sybaris, Thurium, Velia, oder die dort gefundenen schönen Vasen beweisen.“

sie die Todten, genannt nach ihrem Namen *Ἀνψίτοι* (*Ἀνψίτοι*), zu ihrer Tochter Kora-Proserpina auch wieder aufnahm. Und diese Königin der Unterwelt thronet ja recht eigentlich auf diesem Todtenkranz, der großentheils aus Todtenpflanzen oder aus Blumen, der Ceres und Persephone geweiht, gewunden ist, und uns nebst zwey Victorien auch vier Genien zeigt, welchen man aus dem Cult der beiden Göttinnen ebenfalls Namen geben könnte (vergl. die obigen Citate). — Endlich bemerke man, daß zwischen den Blumen dieses Todtenkranzes auch Bienen erscheinen, ebenfalls der Demeter geweiht, deren Priesterinnen *Μελισσαι* genannt wurden. — Noch erinnere ich daß der römische Name Hordeonius jenem griechischen entspricht.

S. 61 ff. Die silberne Schale aus Aquileja im k. k. Cabinet (Nr. 16). *) Eine ausführliche Beschreibung gibt Arnet, der hinzusetzt: „Eine der schönsten und merkwürdigsten Arbeiten, die nicht genug zu bewundern; vielleicht das vortrefflichste Product von getriebener Arbeit in Silber, das existirt; sehr dünn getrieben und auf eine stärkere Unterlage aufgelöthet; von der Unterlage ist kaum $\frac{1}{2}$ vorhanden.“ Wenn derselbe aber anfangs mit Müller in dem opfernden Römer den als neuen Triptolemos dargestellten Germanicus ausgedeutet hatte, so sagt er jetzt (S. 63): „Vielleicht ist es von der Wahrheit nicht entfernt, anzunehmen, es sey auf dem oben beschriebenen Weihgeschenk Agrippa vorgestellt worden, welcher der Ceres opfert. Dann wäre das ältere der Kinder ein Mädchen, die Vipsania, Tochter des Agrippa von dessen erster Gemahlin Pomponia, Enkelin des Atticus; nachher Gemahlin des Tiberius; die zwey Knaben Cajus und Lucius, Söhne des Agrippa und der als Erde vorgestellten Julia, Tochter des Augustus, Agrippas dritter Gemahlin. — Agrippa war 40 Jahre alt, als er die Tochter des Augustus a. u. c. 733, vor Chr. 19, heirathete; 734 war Cajus, 737 Lucius, Vipsania — ungewiß wann geboren; folglich dürfte dieses Weihgeschenk um das Jahr 740 u. c., oder im 12. Jahr vor Chr. gearbeitet worden seyn.“ — Es folgt noch eine ganze Reihe von Erörterungen über dieses und ähnliche Kunstdenkmäler. — Soviel, denke ich, dürfte genügen, um von diesen großen inhaltsreichen Werken wenigstens einen Vorschmack zu geben.

Kreuzer.

*) Vergl. K. O. Müller, *Handb. der Archäol. der Kunst*, S. 200. S. 222: „Eine ähnliche treffliche Composition zeigt eine in Aquileja gefundene silberne Schale im k. k. Antiken-Cabinet. — In Relief, (die Gewänder vergoldet) — ist unter Jupiter und Ceres, Proserpina und Hekate im oberen Felde, Germanicus, wie es scheint, dargestellt, im Begriffe an einem Altare jenen Gottheiten zu opfern, um dann — als neuer Triptolemos — den Drachenvagen zu besteigen; unten liegt die Erdgöttin.“ Siehe denselben in den *Annali dell' Instituto archeol.* XI. 79.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. October.

Nro. 57.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Plutarch über Isis und Osiris.

(Fortsetzung.)

Ich übergehe hier nun der Kürze wegen die nun folgende Darlegung des Ganges, den Plutarch in dieser Abhandlung eingeschlagen hat, und woraus sich eben das Unmethodische seiner Behandlung ergibt, das er gegenüber einer Priesterin Klea, der jene gewidmet, sich erlaubt hat, und hebe nur noch aus, was er über die ihm eigenthümliche Anwendung der Denkmäler sagt (S. X f.): „Das aber kann von dem Erklärer angestrebt werden, daß er die schriftlich aufbewahrten Mythen mit den Darstellungen der Monumente vergleiche, um eine nähere Verbindung zwischen Wort und Bild herbeizuführen. Die große Menge der bereits publicirten ägyptischen Denkmäler machte eine Auswahl des Bedeutendsten nothwendig. Wir haben uns daher in den Anmerkungen darauf beschränkt, von den bey Plutarch angeführten ägyptischen Gottheiten die phonetische Schreibung, die Darstellung und die Orte der Verehrung anzugeben, so wie bey den andern auf Aegypten bezüglichen Notizen die Uebereinstimmung mit, oder die Abweichung von den Denkmälern nachzuweisen.“

Es folgt S. XIII — XV ein Abschnitt überschieden: Handschriften, Ausgaben, Erläuterungen, Uebersetzungen.

Hierbey werde ich mich ganz kurz fassen, und die Notizen der Ausgaben und Uebersetzungen ganz übergehen können. Ich hebe nur Einiges aus der ersten Rubrik hier aus:

„Plutarch's Abhandlung von Isis und Osiris ist, so weit sich ermitteln ließ, in 6 Handschriften erhalten, 2 Pariser (A E), 3 Florentinern (F G H), einer Venetianischen (V). — A. Pariser Handschrift No. 1671 aus dem 13. Jahrhundert. Nach Wyttenbach's Ausgabe *). E. Vorzügliche Pariser Handschrift No. 1672 aus dem 13. Jahrh. Nach Wyttenbach's Ausgabe und unsrer eignen Nachvergleichung i. J. 1843. — Die beyden Pariser Handschriften wurden auch von Dübner, nach einer Collation von Kontos, zu der Didot'schen Ausgabe (Paris 1841) benützt.“ — „Eine genaue Vergleichung der 3 Florentiner, dem 13. oder 14. Jahrh. angehörenden Handschriften besorgte auf meine Bitte der Oberbibliothekar der Laurentiana, Fr. del Furia i. J. 1847. Sie erscheinen unter den Buchstaben F. G. H. — V. Venetianische Handschrift von S. Marco No. 250. Nach Blesig's Vergleichung bey Wyttenbach Praef. p. XXVI.“ Es folgen noch mehrere Angaben von handschriftlichen und gedruckten Hilfsmitteln zur Texteskritik, meist nach Wyttenbach's Notizen. — Nach Anführung der Wyttenbach'schen Edition der *Moralia*, Oxford 1795 — 1830 selbst, bemerkt Dr. Parthey am Schluß: „Einzelne handschriftliche Mittheilungen meiner Freunde habe ich überall mit deren Namen versehen. — „Hss.“ bezeichnet eine Lesart, bey der die Auctorität der Handschriften ausdrücklich bezeugt ist, „Vulg.“

*) Wyttenbach hatte in Paris die plutarcheischen Handschriften, wie ich aus seinem Munde weiß, selbst verglichen. Man s. auch G. L. Mahne, *Vita Dan. Wyttenbachii* p. 108.

dagegen die aufgenommene Lesart, von der es nicht immer feststeht, ob sie auf Handschriften beruhe. — Das in den Anmerkungen hin und wieder vorkommende: von Reiske, von Baxter etc. ist so zu verstehen, daß die Lesart des Textes auf Reiske's oder Baxter's Conjectur beruht, also von allen Handschriften abweicht. Steht der Ausdruck „verbessert“ vor mehr als Einem Namen, so ist die Conjectur von mehreren Gelehrten unabhängig von einander gemacht worden.“

Um nun das Verfahren des Herausgebers anschaulich zu machen, gebe ich eine Probe der Uebersetzung; aus dem Anfang, welcher ich unter dem Text einen Auszug aus den Erläuterungen beifüge:

Plutarch über Isis und Osiris *).

1. Die Verständigen, o Klea **), werden zwar im Allgemeinen alles Gute von den Göttern erkennen, besonders aber werden wir sie bitten, daß unser Forschen nach der Kenntniß der göttlichen Natur, so weit es Menschen möglich ist, von ihnen mit Erfolg gekrönt werde. Denn der Mensch kann

nichts größeres empfangen, und der Gott nichts würdigeres mittheilen, als die Wahrheit. Die übrigen äußern Bedürfnisse schenkt der Gott den Menschen, Verstand und Einsicht aber theilt er ihnen mit, indem er dieselben eigenthümlich besitzt und anwendet. *) Nicht durch Silber und Gold ist die Gottheit glücklich, noch durch Donner und Blitz mächtig, sondern durch Einsicht und Weisheit; von allem was Homeros über die Götter gesungen, ist dies das schönste:

Zwar entsproßen sie beyd' aus gleichem Stamm
und Geschlechte,
Aber Zeus war eher gezeugt, und höherer Weisheit. **)

Er hält die Herrschaft des Zeus für ehrwürdiger, weil sie an Einsicht und Weisheit älter ist. ***) Nach meiner Ansicht besteht die Seligkeit des ewigen göttlichen Daseyns darin, an Erkenntniß nicht hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben; wo die Kenntniß des Seyenden und die Einsicht fehlen, da ist die Unsterblichkeit nicht Leben, sondern nur Zeit zu nennen.

*) „Aus Kap. 68 schließt man, daß Plutarch diese Abhandlung in Delphi schrieb, das nur etwa 4½ deutsche Meilen von Chäronea, Plutarch's Geburtsorte, entfernt liegt. Die Abfassung fällt also wahrscheinlich in sein höheres Alter, wo er, von allen Staatsgeschäften zurückgezogen, in Chäronea lebte.“ Darauf wird bemerkt, daß mehrere Stellen dieser Schrift eine solche Unkenntniß der Naturbeschaffenheit von Aegypten verrathen, daß man kaum annehmen kann, der Verfasser habe jemals dies Land besucht.

**) „ὦ Κλέα. Ueber die Klea, an welche Plutarch seine Rede mehrmals richtet, und der auch sein Buch „von den Tugenden der Frauen“ zugeeignet ist, weiß man nichts weiter, als was sich aus den Stellen dieser Schrift selbst entnehmen läßt, daß sie Vorsteherin der Thyiaden in Delphi, und schon vom Vater und von der Mutter her in den Orakeldienst eingeweiht war, (cap. 35 c.).“ Darauf wird bemerkt, daß Reiske an der Form des Namens Κλέα Anstoß nahm, und dafür Κλεαγόνη wollte (und Menage konnte nur diese einzige Stelle für diesen Namen aufstreifen, s. ad Plutarch. de virt. mulier. p. 2).

*) „διδωσιν, οὐκ εἶτα κεκτημένος ταῦτα καὶ χρώμενος.“ Der Zusammenhang des Ganzen zeigt, daß hier ein Glied des Satzes ausgefallen sey. Hinter δίδωσιν ist aus Eustratius, der diese Stelle anführt (Comm. ad Aristot. ethic. lib. VI p. 96), nach Wyttenbach's Lesung einzuschalten: τοῦ δὲ καὶ προνήσεως μεραδίδωσιν. Das Homoioteleuton verursachte die Auslassung.“ (Statt dessen, was der Herausgeber weiter, und wie es scheint, nicht ganz richtig anführt, verweise ich lieber auf Wittenbach's Commentar zu dieser Stelle p. 163 — 166. Uebrigens entlehnte Plutarch Vieles aus der Ethik des Aristoteles; vergl. Zell ad Eth. Nicom. I p. 484. — Auslassungen von Worten und ganzen Sätzen sind in dieser plutarcheischen Schrift besonders häufig.)

**) „II. V. 354. 355. Am Ende von 355 liest Bekker ἦδη.“ (Nämlich statt ἦδε bey Plutarch.) Aber jene Lesart haben schon Clarke, Ernesti und Wolf.

***) Parthen hat nämlich Markland's Verbesserung ἐπιστήμη καὶ σοφία aufgenommen, der auch Wyttenbach den Vorzug gab; dagegen führt P. das Wyttenbachische γινωσκόμενα, statt γινόμενα, nur an.

2. Deshalb ist das Trachten nach Wahrheit zugleich ein Anstreben zur Göttlichkeit, besonders das Trachten nach der Erkenntniß der Götter, dem das Lernen und Forschen gleichsam zum Erwerben des Heiligen dient. Dieß Trachten ist gottesfürchtiger als alle Sühnung und Tempelwahrung, ganz besonders aber jener Göttin wohlgefällig, der Du als einer vorzüglich weisen und weisheitliebenden huldigest, deren Name schon andeutet, daß vor allen das Wissen und die Kenntniß ihr zukommen. Denn Isis ist hellenisch, wie auch Typhon, der durch tiefe Unwissenheit und Täuschung verblendete Feind der Göttin *), der Zerstörer und Vernichter der heiligen Lehre, welche die Göttin sammelt und aufbaut und den Geweihten überliefert. **) Eine beständig geregelte Lebensart, Enthaltbarkeit von mancherley Speisen und von fleischlicher Liebe unterdrücken die unmäßige Vergnügungssucht, und gewöhnen daran, in den Tempeln bey einfachem und ernstem Gottesdienste auszuharren. Der Zweck davon ist die Erkenntniß des ersten, höchsten, geistig aufzufassenden

Wesens, das mit der Göttin in engster Verbindung steht, und zu dessen Auffuchung sie selbst einladet. Schon der Name des Tempels bezeichnet deutlich die Kunde und Erkenntniß des Seyenden; denn man nennt ihn Iseion *), als ob wir das Seyn erkennen würden, wenn wir mit Einsicht und Würde dem Heiligthume der Göttin nahen.

Diese zwey Capitel mögen zur Charakteristik der Uebersetzung genügen; es sind nun noch mehrere Punkte theils kritisch oder exegetisch zu besprechen, theils der besonderen Aufmerksamkeit des gelehrten Lesers zu empfehlen. So bietet gleich der Anfang von Cap. 3 einen solchen Gegenstand dar. Da heißt es nämlich: „Einige nennen sie (die Isis) eine Tochter des Hermes, andere des Prometheus, und halten diesen für den Erfinder der Weisheit und Vorsicht, jenen für den Vater der Sprach- und Tonkunst.“ Dazu bemerkt Dr. Parthey in den Erläuterungen (S. 156): „Isis wird als Tochter des Prometheus angeführt von Antiklides (cap. 37. c.), und von Istros in seinem Werke über die Ansiedlung der Aegypter (Clem. Al. Str. I, 21. p. 139 Syll.) [p. 322 Potter. S. Istri Fragg. nr. 40. p. 423. ed. Car. Müller.].“ Auf welche Weise Prometheus mit dem ägyptischen Vater der Isis **), dem Hermes=Thoth (cap. 12. c.) zu identificiren sey, darüber gibt die ägyptische Mythologie keinen Aufschluß ***). — Es folgen Bemerkungen über die verschiedenen ägyptischen Städte mit Namen Heropolis und über Priester-Classen (vergl. Symbolik

*) „Ἑλληνικὸν γὰρ ἡ Ἴσις ἐστὶ καὶ ὁ Τυφὼν — τετυρωμένως. Plutarch erklärt hier, daß er Isis und Typhon für hellenische Wörter halte; er gibt hellenische Ableitungen davon, die man nur als etymologische Einfälle betrachten kann. Im Verlaufe der Abhandlung zeigt es sich, daß er auch die ägyptischen und hellenischen Götter vielfach einander gleichstellt. Er folgt darin der das ganze hellenische Alterthum durchziehenden Ansicht, daß alle Völker dieselben Götter haben, die nur bey dem einen Volke so, bey dem andern anders benannt werden.“ — Der Herausgeber gibt nun (p. 148 — 154) 1. eine Zusammenstellung der Götternamen, die Plutarch nach näher oder ferner Ähnlichkeit, theils auf fremde, theils auf eigene Auctorität hin, einander gegenüberstellt. Ἀθηναῖα = Ἴσις — Ἄρος = Ἀπόλλων. 2. Einen kurzen Nachweis über die hieroglyphische Schreibung der Namen der Isis und des Typhon (mit Anführung seiner Quellen und Hilfsmittel), und über die Darstellung und Verehrung dieser Gottheiten, die Epochen und die Orte ihres Dienstes, — zwey äußerst lehrreiche Ausführungen.

**) „Καὶ παραδίδωσι τοῖς τελευτούτοις θεώσεως θεῶς ὁσίως τε, oder Ἰσιαιοῦς Wytttenbach, διὰ θεώσεως Reiske.“

*) „Ἰσειον. Die früheren Ausgaben accentuieren Ἰσειον. (Darauf wird Stephanus Byz. angeführt; nach dessen Regel ich auch den Porphyrius Vit. Plotini p. CIV b. lin. 3 sqq. verbessert habe).

**) „Dieß ist eine ganz vereinzelte Nothe bey Plutarch. Auf den Monumenten heißt Isis immer nur Tochter des Seb-Saturn“ Lepsius.

***) Auch hier hat vielleicht die Klugheit und Kenntniß des Prometheus die Vermittlung bewirken helfen. Lepsius. Bey Diodor. I. 27. sagt Isis, sie gehe im Sterne des Hundes auf; da nun von dessen Ausgang die ägyptischen Priester Prognostika nahmen und manche Vorsorge trafen, so konnte auch deswegen Isis des Prometheus Tochter heißen.

II. p. 6 ff. p. 108 und Nachtrag II. dritt. Ausg.). Dann heißt es am Schluß von cap. 3: „Den Weltweisen, o Klea, macht nicht der lange Bart und der abgetragene Mantel, noch den Iffisbiener der Einnenkittel *) und das geschorne Haar“ u. s. w. Zu dem Folgenden: „linnene Kleider, *λωγας εσθητας*“ gibt Dr. P. folgende Erläuterung: „Daß die ägyptischen Priester nur leinene Kleider trugen, kann nicht als uneingeschränkte Regel gelten. Plinius (XIX. 2. 3.) bemerkt, daß die baumwollenen Kleider wegen ihrer Weiße und Weichheit den Priestern die angenehmsten seyen. — Bey der Umhüllung der Mumien sind die verschiedenen Zeiten wohl zu unterscheiden. Die neuesten Untersuchungen von Birch zeigen, daß bey den ältesten bekannten Mumien, wie z. B. bey der des Königs Menkare aus der vierten manethonischen Dynastie, Hüllen von Schafwolle angewendet wurden. Erst in der zwölften Dynastie finden sich leinene Binden, die von da an in allgemeinem Gebrauch bleiben. Gliddon, *Otia aegyptiaca*, London 1849. p. 74.“ (So dachte man sich seitdem auch den Osiris bestattet, wie es bey dem Dichter heißt: — *et tectum lino spargam per volgus Osirim.*)

Es folgen S. 158 ff. Bemerkungen über Aristagoras, über die von ihm beobachteten Salzthierchen, über Seesalz, Steinsalz (nach Ehrenberg); über den Apis, seine Hieroglyphen, bildlichen Darstellungen, Orte seines Dienstes; über den Gott Nilus, seine hieroglyphische und bildliche Bezeichnung, über die physischen Wirkungen seines Wassers.

P. 162. „Heliopolis-On wird auf den Monumenten schon im alten Reiche, und in den Annalen

bereits zu Menes Zeit genannt.“ Lepsius *Chronol.* I. p. 326 (in der Bibel: Genesis, 41, 45, 46). [Der *Exaraios* p. 9. lin. 3. des Textes ist gewiß der Abderite; s. meine Fragg. *Historr. gr.* p. 28 sq. und Clausen ad *Hecataei bey Car. Müller* I. nr. 29. p. 20]; über den frühen Weinbau in Aegypten (Genesis 40 vs. 11); über seine Arten, über phonetische Schreibung (mit Verweisung auf Parthey, *Vocc. Copt.* p. 588). Ueber *Eudorus* (vergl. L. Kayser ad *Philostrat. Vit. Sophist.* I. 1. p. 161) wird auf die schöne Untersuchung von Ideler (*Abhandl. der Berlin. Akad.* 1828. p. 201) verwiesen. — Ueber das ägyptische Sonnen- und Mondjahr S. 169; „Betrachtet man alle diese Angaben Plutarch's im Ganzen, so bleibt es immer das Wahrscheinlichste, daß er das alexandrinische Jahr im Sinne hatte, das zu seiner Zeit schon über ein Jahrhundert eingeführt war.“ Darauf wird auf Biot verwiesen.

S. 169 ff. Es lassen sich wohl ein Duzend Götternamen anführen, mit denen Osiris identificirt wird. — Obgleich seine Verehrung sich über ganz Aegypten erstreckte, und er in jedem Tempel zu den mitverehrten Göttern gehören mochte, so kann man doch nur wenige eigentliche Osiristempele nachweisen. Vielleicht waren sie überall mit seinen Grabstätten verbunden.“ Es folgen die Notizen darüber in geographischer Ordnung. (Kanopus bey Alexandrien; die ältere Schreibung schon bey Aeschylus war doch Kanobos, und noch bey Olympiodor. in *Platon. Phaedon.* p. 47 ed. Finckh lesen wir *Κανώβου*, und unten selbst cap. 27. fin. *ἐν Κανώβου.*)

(Schluß folgt.)

*) *Αι λινωστολιαι.* Diese Stelle nebst einigen andern führt der neueste Herausgeber zu B. 1 des jüngst gefundenen Hymnus auf die Isis an: *Αιγυπτου βασιλεια λινωστολε κτλ.* S. Hymnus in *Isim.* Ab L. Rossio *repertum*, primum *distinxit emendavit annotavit Herm. Sauppius Turici a. 1842.* Aber dem Dr. Parthey scheint dieser Fund überhaupt entgangen zu seyn. Inschriften mit Anrufungen an Osiris nennt de Rouge *Revue Archéol.* VIII. 1. p. 4055.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. October.

Nro. 58.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

Plutarch über Isis und Osiris.

(Schluß.)

P. 173 sq. „p. 12 Z. 14“ (des Textes) *ἐν Οἴβαις*. Die Denkmäler bieten nur zwey Namen für Theben, nämlich Wohnung (Stadt) des Ammon d. i. *Αἰὼς πόλις*, oder Ape t., oder mit vorgeseh'tem Artikel T. ape, d. i. *Οἴβη*, noch öfter im Plural, daher *Οἴβαι*. Ape war eine gewisse Art Heiligthum, in welchem Ammon verehrt wurde. Ape hieß auch eine Göttin, welche vorzüglich in Theben verehrt, und mit der Netpe, der Mutter des Osiris identificirt wurde. Lepsius Chron. I. p. 272 Nota, vergl. Wilkinson V, p. 60. VI. pl. 58. Part. I. „(Die beygefügtten Hieroglyphen mußten natürlich hier wie allenthalben weggelassen werden.)“ Die Regierung des Menes beginnt 2201 vor Chr. Wilkinson; 5702 vor Chr. Böckh; 3893 vor Chr. Lepsius Chron. I. p. 499.

P. 175: „p. 13 Z. 14 *τὰς σφιγγας*.“ Der Herausgeber handelt von den verschiedenen ägyptischen Arten derselben: Menschensphinx, Widdersphinx, Sperbersphinx, Schlangensphinx, mit Verweisung auf Ehrenberg, über den Cynocephalus und den Sphinx. Berlin 1834.

P. 14 Z. 2 des Textes: „In Saïs hatte das Standbild der Athene, die man auch für die Isis hält, folgende Inschrift: „Ich bin das All, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, meinen Schleyer hat noch kein Sterblicher gelüftet.““ (Zu dieser Stelle verbreitet sich der Herausgeber p. 175

über die Stadt Saïs und ihre Ueberbleibsel, über die Göttin Neit = Athena mit Beziehung auf die Monumente, die Hieroglyphen und ihre Ausleger. Zur Inschrift verdient hier zuerst Wytttenbach pag. 179 sq. nachgelesen zu werden, der die kleinlichen Zweifel Mosheim's und Jablonski's mit Recht bekämpft, und die großartige Auffassung Eudworth's in Schutz nimmt. Derselbe hebt auch den bedeutungsvollen Schlusssatz der Inschrift bey Proclus in Platonis Tim. I. p. 30 Basil. „und die Frucht, welche ich geboren, ist Sonne geworden“ als wichtig hervor; wie ich denn selbst (Symbolik II. S. 273 und III. S. 337 dritter Ausg.) mich ausführlich darüber ausgesprochen habe. — Jetzt muß man über dieses ganze Capitel den Emm. de Rougé in der Revue archéol. ann. 8. Livr. 1. p. 42—60 vergleichen, der ebenfalls die Fassung der Inschrift, wie sie Proklos gibt, mehr im ägyptischen Geiste findet, als die Plutarcheische. — Zu Rougés Abhandlung lieferte (p. 60) ein anderer Gelehrter, der jüngst schöne Beyträge zur französischen Uebersetzung der Symbolik gegeben hat, Alfred Maury, eine bemerkenswerthe Parallele ägyptischer Theologie aus einer von Miller entdeckten und so eben zu Oxford herausgegebenen Schrift, die, wenn auch nicht dem Origenes, dessen Namen sie trägt, angehörig, doch immer inhaltsreich ist.)

Zu p. 14 Z. 8: *Μανεθῶς ὁ Σεβεννίτης*] wird (S. 180 ff.) zuerst bemerkt: „Manetho's ägyptischer Name war ohne Zweifel Mai-en-Thoth, geliebt von Thoth“ (Lepsius Chron. I, p. 405); sodann wird über diesen Gelehrten, der, wie es

scheint, Plutarch's Hauptführer ist, und seine Werke (deren Bruchstücke neulich Car. Müller Vol. II. p. 510 sqq. Fragg. Historiee. gesammelt und Jo. Franz in Boeckh Corp. Inscr. III. p. 304 sqq. behandelt hat) nach Böckh, Bunsen, Lepsius u. A. gesprochen. Daraus nimmt Dr. P. von den Worten (p. 14 Z. 17) Ἑλλήνων οἱ σοφώτατοι Anlaß, p. 182 — 186 eine Liste der bedeutendsten hellenischen Dichter, Gelehrten und Künstler aufzustellen, deren Aufenthalt in Aegypten bezeugt ist [es ist ein leichter Gedächtnißfehler, daß Hekataüs von Milet übergangen ist, und aus Herodot II. 143, wie aus meinen (p. 22 sqq.) und Car. Müller's Fragg. Histor. I. p. IX zu ergänzen] — ; sodann ein Verzeichniß der bey den Alten genannten ägyptischen Lehrer und deren hellenischen Schüler *).

Zu p. 19 Z. 3 p. 190 oben: „Da Isis in den hieroglyphischen Inschriften der Sohn des Seb und der Netpe genannt wird, so lag es nahe, den Seb für den Kronos und die Netpe für die Rhea zu halten.“ (Im Hymnus auf Isis heißt diese: „des Kronos älteste Tochter und des Isis Gattin,“ wie bey Diodor I. 27. vergl. Sauppe p. 16).

Zu p. 29 Z. 12 p. 198. (Im Hymnus auf Isis vs. 62 ff. gibt sich diese Göttin für Erfinderin hölzerner Schiffe und linnener Segel aus. Vergl. daselbst Sauppe's Nachweisungen über die Isis velifica und Pharia, und Symbolik II. S. 72 f. und IV. S. 236. dritt. A.)

Zu p. 36 Z. 7 p. 206 f. τὴν Ἴσιδος — Σιδω. (Vergl. noch Lenormant zu der Abhandlung von Birch, Revue archéol. VIII. 1. p. 23.)

Zu p. 39 Z. 5 p. 209 Σεώσιτος.] „Es ist immer auffallend, daß der Name des berühmte-

sten Königes von Aegypten, den Plutarch als Repräsentanten der ägyptischen Großthaten nennt, in der Form, wie ihn die meisten hellenischen Schriftsteller angeben, auf den Monumenten gar nicht vorkommt. Die Denkmäler wissen nichts von einem Sesostris. Der richtige Name Ramses steht bey Tacitus (Ann. II. 60). Josephus hat zwey Könige Ραμέσσης (c. Apion. I. 15. 26), von denen jedoch keiner der berühmte Sesostris ist. Der hieroglyphische Name Remesses, Ramesses, Ramses, wiederholt sich unzählige Male an den Tempelwänden, daher ihn Champollion die Parietaria von Aegypten nennt.“

Zu p. 46 Z. 8. Πτολεμαῖος.] Es wird p. 212 ff. von der Hieroglyphe dieses Namens gehandelt, der bekanntlich combinirt mit dem der Cleopatra zur Entdeckung der lauthlichen Hieroglyphen Veranlassung gegeben hat. Daraus wird nach Plutarch und Tacitus, so wie andern Autoren eine kritische Geschichte von der Einführung des Serapis-Dienstes nach Alexandria gegeben (vergl. Manethon. fragg. nr. 78. p. 614. Vol. II. ed. Car. Müll. Athenodor. Frag. nr. 4. ibid. Vol. III: meinen Dionysus p. 183 und Guigniant Excurs. ad Taciti Histor. IV. 83). Sodann wird bemerkt, daß der Name des Serapis oder Sarapis hieroglyphisch noch nicht aufgefunden sey; endlich wird von den bildlichen Darstellungen dieses Gottes und den Serapeen gehandelt, deren ehemals 42 in Aegypten waren. — Zu den Erläuterungen p. 219 über die verschiedenen Städte Lykopolis in Aegypten f. Annot. ad Porphyr. de vit. Plotini p. LXXXVI und Parthey selbst ad Antonini Itinerar. p. 71. — Zu pag. 220 Erläuter. über die Inschriften: Ἀνοῦκει τῇ καὶ Ἑστία und Σάτει τῇ καὶ Ἥρα füge man jetzt bey: Chaeremon ap. Tzetz. in Iliad. I. l. p. 16 nr. 19 und dazu Lenormant über die Hieroglyphe des Pfeils als Bezeichnung des Namens der Göttin Sate-Hera, der strahlenden und Alles befruchtenden Sonne. — Zu den Inschriften in Hieroglyphen (p. 225 Erl.) kommt jetzt die Bestätigung des Chäremon bey Tzetz. I. l.: „Das Bild des Knaben bedeutet das Gedeihen und Wachsen: das des Greifen das Schwinden und Berge-

*) Zu p. 17 — p. 187 der Erl. Ueber die allgemeine Verehrung Ra oder Re (Sol-Helios) mit vorgesehmem Artikel Phra oder Phre, woraus Pharaos; über die Hieroglyphen jenes Namens und einiger Pharaonen, bemerke ich noch, nach Leemans, daß Ra auch unter hieroglyphischer Form Moui erscheint.

hen.“ S. daselbst Birch, Bunsen und Lenormant p. 29. Aus S. 223 ist die Bemerkung hervorzuheben, daß die biblische Nachricht von der Eroberung Juda's durch Sifak (1 Reg. 14, 25; II Chron. 12.) aus den Hieroglyphen eine überraschende Bestätigung erhält.

Zu p. 230, 232, 233 über den Alexandriner Ariston s. Fragg. Historic. Vol. III. p. 324 nr. 1; über Mnaseas denselben Vol. III. p. 149; über Antiklides denselben ad Scriptorr. Alexandri M. p. 147 ed. Didot und daselbst Böckh, Bunsen, und Wilkinson.

Zu p. 71 des Textes folgt Dr. P. p. 237 der Erläuter. in der Stelle der Odyssee IV. 355: *Αἴγυπτον προπάροιθε* der Erklärung des Mitsch: „herwärts vom Nil.“ Aber Letronne zeigt (Journ. des Savants 1844 p. 249), daß *Αἴγυπτος* hier nicht der Nil, sondern das Land Aegypten selbst ist, und daß schon zu Abrahams Zeit Tanis und mehrere andere Städte im Delta bestanden. — Zu p. 76 des Textes „und legen der Mondgöttin eine mannweibliche Natur bey.“ Aus dieser Stelle ergänzt Sauppe (p. 17) die lückenhaften Verse des Hymnus auf Isis: 24 f.

P. 83 des Textes (c. 47) stehen in dem kosmogonischen Mythos von Ormuzd und Ahriman die Worte: *οἱ δὲ ἑνὸς τοῦ Ἀρειμανίου γενομένοι καὶ αὐτοὶ τοσοῦτοι διατρήσαντες τὸ ὄν . . . γὰρ*; in der Note sagt Dr. P. unter Anderm: „Creuzer *χαρδόν*.“ Ich hatte nämlich in meinem Exemplar der Wytttenbachischen Ausgabe bloß mit Bleystift bemerkt, daß vielleicht die Oeffnung angebeutet sey, die das Durchbohren des Eys hervorgebracht, hielt aber selbst wenig von dieser Conjectur, und stimmte eher dem Wytttenbach bey, der eine Lücke vermuthete. Jetzt ergänzt Bötticher: *τὸ ὄν πάντοθεν παρεισέδυσαν καὶ προσέμειξαν ἐκείνοις* ὄθεν. — Dagegen glaube ich eine andere kleine Lücke passend ausgefüllt zu haben: In der Stelle, wo Typhon's verschiedene Namen angeführt werden (Cap. 49 S. 88), liest man unter Anderm: „Dies zeigt der Name Seth, den sie dem Typhon ge-

ben; er bedeutet einmal „das Beherrschende und Bewältigende,“ dann auch „den häufigen Wechsel und das Wiederzurückspringen. Bebon soll“ u. s. w. Dazu bemerkt der Uebersetzer: „τὴν (τὸ verbessert von Markland) nach *ὑπερπήδησιν* ergänzt Creuzer *πεπονθός*, wenn vorher die Vulgata τὸ für τὴν bleiben soll.“ Hier nöthigt mich die Kürze des gelehrten Freundes, erst die Hauptworte im Original hierher zu setzen, und dann kurz zu sagen, was ich mit meiner Aenderung meinte: — *γράφει δὲ τὸ πολλάκις ἀναστροφὴν καὶ πάλιν ὑπερπήδησιν πεπονθός. Βεβῶνα κτλ.* — „er (der Name Seth) bedeutet einmal das, was —; dann auch das, was häufigen Wechsel und Wiederzurückspringen erleidet. Bebon soll u. s. w.“ — Nämlich bey den dieser Schrift besonders eigenen vielen Lücken setzte ich den Fall, daß wegen des Gleichlautes mit dem folgenden *Βεβῶνα* vorher das Particip *πεπονθός* ausgefallen sey, welches der neutrale Artikel τὸ andeute (vergl. meine Commentt. Herodott. p. 290 not. 266. — Sachlich über das Efelhafte, was im Namen Seth liegen soll, beziehe ich mich auf das, was ich *ibid.* p. 270 sqq. abgehandelt habe, und was Dr. Parthey unten S. 256 über Typhon's drey Namen sagt; nämlich der Bemerkung über Seth fügt er bey: „Bebon ist nicht erklärt, ebenso wenig wie Sny“ mit Verweisung auf Jablonski Op. I, p. 318 und Bunsen Aegypt. I. p. 498).

Zu Cap. 71. S. 260 ff. folgt eine wahre Ergänzung unsrer Kenntniß der ägyptischen Religionen: eine Uebersicht der bey den Aegyptiern heiligen und unheiligen Thiere, über die Orte ihrer Verehrung oder Verfolgung, so wie ihrer Mumisirung. Ueber das Hieroglyphische füge ich jetzt bey:

Zu „Gazelle (?) ὄρνξ“ vergl. man jetzt *Revue Archéol.* VIII. 1. und daselbst Birch und Lenormant.

Zu „Rind, βοῦς, Bos. Allgemein verehrt.“ Ueber das Rind und die Kuh als Hieroglyphe für Erde nach Chäremon a. a. D. nr. XII. und daselbst Birch, Lenormant und Lepsius p. 26 sq.

Zu „Löwe, λέων, Felis leo. Allgemein verehrt.“ — Die Hieroglyphe: Vordertheil des Löwen bezeichnet Aufsicht, Wache, Chäremon nr. XII. und dazu Birch, Lenormant und Lepsius p. 27. — Das Hintertheil des Löwen: ἀνάγκη, Nothwendigkeit, nach Chäremon nr. XIV. p. 28, mit Birch und Lenormant.

Zu „Geyer, γύψ, Vultur percnopterus — Wilkinf. V. p. 120 als Selene in Ilithyia verehrt. Euseb. P. E. III. 12; der Hera und Isis geweiht. Aelian N. A. X. 22. Mumien in Theben. Wilkinf. V. p. 204.“ — Hieroglyphe für Frau, Mutter, Zeit und Himmel, nach Chäremon IX. p. 16, und Horapollon I. 11. vergl. Birch und Lenormant p. 24 sq.

Zu „Sperber, ἰεραξ, mehrere Arten Falco. Allgemein verehrt. — Der auf Philae verehrte ist Falco Aroeris, der sonst in den Sculpturen abgebildet ist F. tinunculoides. Wilkinf. V. p. 207 — 210.“ — Hieroglyphe für Seele und Gott, nach Chäremon und Horapollon lib. I. 6. 7. 8. S. Birch p. 16 und p. 24 nr. VIII.

Zu „Schlange, ὄφεις, ἕξις, ὄφης.“ Es gab in Aegypten 16 Arten ὄφιδες. Die ἰεραμωδία wurde allgemein verehrt, diente zum Kopfschmuck der Isis, und hatte Schlupflöcher in allen Tempeln. — Aelian N. A. X. 31 heilige Schlangen, unschädlich, dem Zeus geheiligt, im Zeustempel begraben. Herodot II. 74. Mumien von Vipera Cerastes in Theben. Wilkinf. IV. 248. V. 124. 242. — Hieroglyphisch: die Schlange in ein Schlupfloch und wieder herauskriechend: Auf- und Untergang eines Sterns, nach Chäremon nr. V. VI. s. Birch und Lenormant, woselbst auch über die Schlange Eryx, mit einer Bildtafel an dems. D.

Zu „Frosch, nicht als heilig genannt, aber mumifizirt in Theben Wilkinf. V. 247.“ Hieroglyphe für Wiederbelebung (ἀναβίωσις), nach Chäremon I. p. 16 und 23 mit Birch und Lenormant.

„Käfer, κάρδαρος, Ateuchus sacer, Latreille. Allgemein verehrt, Plutarch. de Is. et Os. 74.

6.“ Darauf Erinnerung an die in den Gräbern so häufig gefundenen Skarabäen. — Hieroglyphe für Zeugung, Selbstzeugung und Männer, nach Chäremon nr. XI. und Horapollon I. 10. s. a. a. D. Birch, Lenorm. und de Rougé p. 16, 26 und 53.

In Betreff der Biene will ich ganz kurz erinnern, daß ägyptische Ausleger diese Hieroglyphe als Bild eines Königes deuteten, und daß man auf dem Flaminischen Obelisken den Pharao Ramesseß damit bezeichnet glaubt (Symbolik II. S. 213 dritt. Ausg.), weil nicht nur Horapollon I. 62, sondern jetzt auch Chaeremon ap. Tzeit. I. I. nr. X. diese Deutung gibt; s. ebenas. Birch, Champollion, Lenormant, Lepsius und de Rougé p. 25 sq. und p. 44.

S. 273 l. 3 muß in der Note (*) zu Herobot II. 45, „statt *viōv* liest Balkenaer *οἶον*“, vielmehr gelesen werden: *ιῶν* und *οἶον*, welche letztere Lesart aus cod. Schellersh. Schweighäuser, Gaisford und Dindorf mit Recht aufgenommen haben.

Hieraus wird der gelehrte Leser sich überzeugen können, welche Bereicherung die ganze ägyptische Alterthumskunde durch diese schöne Ausgabe des Dr. Parthey gewonnen hat.

Creuzer.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. October.

Nro. 59.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.



C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII, recensuit et commentariis criticis indicibusque instruxit Julius Sillig. Vol. I. Hamburgi et Gothae, sumpt. Frider. et Andree Perthes. MDCCCLI.

Erster Artikel.

Die neue Ausgabe der *Historia Naturalis* von Plinius, deren erster Band im Laufe des Jahres nach langer und mühsamer Vorbereitung und Befiegung vieler Hindernisse endlich erschienen ist, und nebst der Einleitung die ersten sechs Bücher enthält, hat auf eine, wenn auch vor der Hand nur vorläufige Besprechung in unseren Gelehrten Anzeigen um so mehr Anspruch, als die Originale derselben an die Thätigkeit unserer Akademie der Wissenschaften sich anknüpfen. Sie ist eben deshalb außer Alexander v. Humboldt auch ihrem gegenwärtigen Vorstande gewidmet. Hr. Prof. Sillig gibt über Veranlassung, Vorbereitung und Führung des Unternehmens in der Einleitung ausführliche Nachricht. Wir schicken den aus ihr zu entnehmenden oder zu ergänzenden Mittheilungen einige Bemerkungen über das Plinianische Werk selbst voraus. Wie bekannt, unternahm es im Alterthume C. Plinius Secundus zuerst, die *natura totius orbis*, so weit man damals den Erdkreis kannte, nach den über die einzelnen Theile desselben und seiner Natur erschienenen Werken lateinischer und griechischer Schriftsteller im vollen Umfange und mit möglichster Vollständigkeit in 37 Büchern zu schildern. Er beginnt darum von

dem Himmel, den Sternen und den Lusterscheinungen, geht auf die Eintheilung der Erde, auf die Lagen und die Beschaffenheiten der einzelnen Länder, der Meere, der Küsten, Berge, Flüsse, der Städte und Völker über, und nach Schilderung des Geschlechtes der Menschen, ihrer Gestalt, ihres Körperbaues, ihrer Seelenzustände, ihres Glückes und Ungemachtes kommt er im 8. Buche auf die Thiere, wo er von den Elephanten beginnt und so die Scala zu den kleinen Quadrupeden herabsteigt. An diese werden die Aquatiles, dann die Vögel und die Insekten geschlossen. Vom 12. Buche beginnt die *natura arborum* mit Erörterung des Nutzens und Gebrauches der einzelnen, überall, auch im Vorhergehenden, mit Einmischung historischer Notizen. Auch der Garten- und Ackerbau finden bey Schilderung der Blumen, des Gemüses und der Cerealien ausführliche Beachtung, und die Medicin mit allen Heilmitteln, welche sie aus den Vegetabilien und den animalischen Körpern zieht.

Das Werk ist über das Alles höchst ausführlich und kommt mit diesen Stoffen erst im 32. Buche zu Ende. Dann folgt die Natur der Metalle, mit Angabe dessen, was aus ihnen bereitet wird, zumal der Kunstwerke aus Gold, Silber und Bronze. Die Nachrichten darüber sind um so schätzbarer, weil sie aus den bewährtesten, nun verlorenen Schriftstellern über die Kunst geschöpft sind. Auch die Geschichte der Malerey wird angeschlossen, deren Farben, zum Theil wenigstens, aus metallischen Stoffen bereitet wurden. Den Schluß macht die Natur der Steine, wo die Marmorarten Veranlassung geben, die Geschichte der Sculptur zu behandeln. In gleicher

Weise ist den Nachrichten über die Edelsteine die Verarbeitung derselben zu Kunstwerken angeschlossen. Plinius selbst meldet in der Zueignung seiner Schrift an Titus Domitianus, daß er zum Behuf des Werkes gegen 2000 Volumina durchgelesen, und aus ihnen in seine 36 Rollen (das erste Buch nämlich wird von ihm nicht gerechnet, weil es nur den Inhalt und die Namen der Urheber jener 2000 Werke begreift) 20,000 Notizen, die der Beachtung würdig seyen — *viginti millia rerum dignarum cura* — eingeschlossen habe. Achtungswürdig erscheint der vortreffliche Mann, nicht nur wegen seines Eifers, dem freylich in den meisten Fällen keine genaue Kenntniß der Sachen zur Seite stand, und daß er für eine so unermessliche Compilation die Zeit den Stunden des Schlafes abgebrochen habe, mit dem Beysatz: *hoc solo praemio contenti, quod dum ista (ut ait M. Varro) musinamur, pluribus horis vivimus; profecto enim vita vigilia est.* Die Stunden des Tages nämlich waren den öffentlichen Geschäften des Staates, und den Angelegenheiten der Freunde und Klienten gewidmet.

Es war natürlich, daß ein Werk, von diesem Umfang und Reichthum das einzige seiner Art, die Theilnahme der folgenden Jahrhunderte rege hielt; es diente denselben in den meisten Dingen, die es behandelt, als ein *instar omnium*, und wurde darum häufig durch Handschriften vervielfältiget, aber auch schon früh verdorben und alterirt, besonders nachdem den Abschreibern die Kunde des Griechischen abhanden gekommen war, und sie sich bemüßiget fanden, die Unzahl griechischer Namen und Termini, von denen es wimmelt, so gut man sie eben noch entziffern konnte, in das Lateinische schlecht genug umzuschreiben. Die folgenden Jahrhunderte vermehrten durch Unwissenheit die Fehler in das Unglaubliche, und selbst in den besten Handschriften, die bis auf das 8. und 9. Jahrhundert zurückgehen, hat der Text meist eine ganz abentheuerliche und abschreckende Gestalt. Dazu kamen die Auslassungen ganzer Worte wie Redensarten, die man nicht verstand oder flüchtig übersah, und in den schlechtesten Handschriften eine Unzahl von kleineren oder bedeutenderen Interpolationen, mit denen man den un-

verständlichen oder lückenhaften Stellen zu Hülfe zu kommen suchte.

Die nach Erfindung der Buchdruckerkunst erschienenen Ausgaben sind für den Zweck der Textverbesserung von geringerer Bedeutung. Schon die *editio princeps*, Venedig 1472, ist aus einer interpolirten Handschrift geflossen. Nicht weniger die fünf andern desselben Jahrhunderts, und die noch im 15. Jahrhundert, nämlich 1492 erschienenen *Castigationes* des Hermolaus Barbarus, so schätzbares Material dieser vortreffliche und scharfsinnige Kritiker mit Benutzung besserer Handschriften auch geliefert hat, leiden an vielen unbegründeten Veränderungen des Textes. Dem folgenden 16. Jahrhunderte gehören die Bearbeitungen von Benedictus Bellocivius (oder Danesius), Asulanus (apud Aldum 1535) und die *Elzeviriana* (*cum notis rariorum* 1535) an, die im Einzelnen helfen, aber wenig Durchgreifendes liefern. Mehr leisten aus demselben Jahrhundert die *Observationes Plinianae* von Pintianus, die *Castigationes* von Gelenius, welche Beatus Rhenanus, der auch hier Scharfsinn und gesundes Urtheil häufig bewährt, bey seiner Ausgabe des Plinius (1535) zum Grunde legte, und die im Ganzen vortreffliche Ausgabe des Dalecampius, die Grundlage der späteren von 1587 mit vielen Verbesserungen aus guten Pariser Handschriften und einer reichen Saat von *variis lectionibus*, welche, wie Hr. Prof. Sillig nachweist, ebenfalls auf jene Handschriften, nämlich auf sechs Pariser, zurückgehen. Das 17. und 18. Jahrhundert sahen nach des Schrevelius ungeordneter und stark interpolirter Bearbeitung, welche Friedrich Gronovius nur in einzelnen Abschnitten verbesserte, die zwey Ausgaben des berühmten Jesuiten Harduin, die erste Paris 1685 in 4 Quartbänden, mit sehr vollständigen Registern, die aber leider nach den Bänden getrennt sind, und in 3 Folioebänden Paris 1723. Man hat in früheren und in neueren Zeiten diesem Manne viel Schlimmes nachgesagt, und in der That ist er unverläßig in Vergleichen und Angaben der Handschriften, dabey ziemlich gewissenlos in Benutzung der Arbeiten seiner Vorgänger, besonders des Dalecampius. Niemand hat es besser verstanden, wie er, fremdes Ci-

gen thum sich anzueignen; doch würde man Unrecht thun, ihm eine sehr umfassende Kenntniß des Plinius, ein beharrliches Studium desselben und Verdienst um die Aufhellung, besonders sachlicher Punkte abzusprechen. Die nach ihm erschienenen Ausgaben, wie die von Brodier, von Frid. Franzius und besonders die von Laurentius Theodor. Gronovius bringen den Plinius im Einzelnen weiter, wozu auch die umfassenden Arbeiten über einzelne Partien von Rezzonius, Salmasius und Falconet, und zuletzt von Zoega in seinem berühmten Werke de obeliscis gehören. Alle stügen sich auf theilweise Vergleichung bis dahin unbenutzter Handschriften zu den in jenen Untersuchungen behandelten Stellen, nicht aber fördern sie das Ganze, und das Bedürfniß einer neuen exegetisch-kritischen Bearbeitung desselben wurde, zumal in den letzten Decennien, um so lebhafter gefühlt, je mehr man die reichen Schätze des römischen Epitomators und Compilators für die verschiedensten Zweige der Alterthumskunde, besonders für die kunstgeschichtlichen Theile derselben, auszubeuten bemüht war. Es wurde demnach als ein sehr zweckmäßiger Vorschlag begrüßt, da Karl August Böttiger den im Jahr 1826 zu Dresden versammelten Naturforschern rieth, die kritische und exegetische Pflege des Plinius, welcher er selber mit dem vortrefflichen Kurt Sprengel früher längere Zeit obgelegen hatte, wieder aufzunehmen und zum Ziele zu führen. Hr. Prof. Sillig bemerkt, es habe dem Dresdener Gelehrten der Plan einer Ausgabe vorgeschwebt, die zugleich von einem Philologen und mehreren Naturforschern gemeinschaftlich sollte besorgt werden, so daß der Philolog die Erklärung des Textes zu behandeln, die Naturforscher aber durch Constituirung des sachlichen Inhaltes ihm dabey ebenso zur Hand gehen sollten, wie er ihnen bey Feststellung des Sinnes. Das wäre denn allerdings ein verwickeltes und schwer zu führendes Geschäft gewesen. So viel bekannt, hatte Böttiger auch eine Uebersetzung des Plinius in das Deutsche als nothwendig bezeichnet und ihre Herstellung begehrt.

Das Jahr darauf kam der Gegenstand bey derselben Versammlung der Naturforscher zu München

wiederholt in Anregung; Friedrich Thiersch machte geltend, daß, ehe man zu einer Sacherklärung des Plinius und einer Uebersetzung in das Deutsche käme, vor allen Dingen der noch im Argen liegende Text des Schriftstellers so weit hergestellt werden müsse, als es mit Hülfe der genau zu vergleichenden besten Handschriften und der kritisch-exegetischen Kunde der neuen Philologie geschehen könnte. Da die Versammlung diesen Ansichten einstimmig beytrat und ihn zu weiteren Vorschlägen aufforderte, rieth er, die ganze Arbeit dem Hrn. Prof. Julius Sillig in Dresden zu übertragen, der in seinem Catalogus artificum graecorum et romanorum eben damals durch Behandlung vieler dahin einschlagender Stellen des Plinius gezeigt hatte, daß er über ihn umfassende, auch kritische, Studien gemacht, auch mehrere wichtige Handschriften theilweise für seine Zwecke verglichen habe. Daneben solle man einen jungen Philologen in den Stand setzen, die vorzüglichsten Handschriften des Plinius in Italien und Frankreich neu oder wiederholt zu vergleichen. Er schlug zu diesem Geschäfte ein Mitglied seines philologischen Seminars, Ludwig von Jan vor, der schon damals als Studierender Beweise gründlicher Kenntniß, großer Genauigkeit und ungewöhnlichen Scharfsinns gegeben hatte. Beyde Vorschläge wurden angenommen, und dem der sie eingebracht hatte, die Einleitung des Unternehmens und, so weit es nöthig, die Führung desselben übertragen. Dieser brachte sofort den Gegenstand vor die Akademie, und die philologische Klasse derselben ihn an das Ministerium und an S. M. den König Ludwig, der dem Verein der Naturforscher sich bereits wohlwollend erwiesen hatte, und nun die Mittel anwies, welche Hrn. Ludwig v. Jan in den Stand setzten, den ihm gewordenen Auftrag zu vollziehen. Hr. Prof. Sillig, der mit großer Bereitwilligkeit der an ihn gegangenen Aufforderung entsprochen hatte, fand durch die huldvolle Bereitwilligkeit des Prinzen Johann von Sachsen K. H. Gelegenheit, die Verwendung des Königes Anton von Sachsen bey dem König Ferdinand VII. von Spanien für das Unternehmen zu gewinnen. Es handelte sich davon, eine genaue Vergleichung des Codex Toledanus zu bekommen, auf welchen schon

Pintianus vor beynah 300 Jahren als einen der bedeutendsten hingewiesen hatte, und der bis in die neueste Zeit unbeachtet geblieben war. Jetzt empfangen in Folge königlichen Befehles aus Madrid zwey Domherrn der Kathedrale von Toledo Dr. Thomas Ruizitgedo und Dr. Ferdinando Briedo den Auftrag, die Handschrift, welche auf 230 großen Pergament-Blättern in Fol. den ganzen Plinius außer dem letzten Buche enthält, vollständig zu vergleichen, und wurden für die Zeit der Arbeit aller übrigen ihnen obliegenden Funktionen entbunden. Sie haben sich des Geschäftes in ihrer Weise mit großer Hingebung entlediget, die Varianten in einen starken Band von 620 Seiten des größten Formates mit kalligraphischer Sauberkeit zusammengeschrieben, und den starken Folio-Band mit einer ausführlichen Vorrede ausgerüstet, in welcher sie den Codex selbst und ihr Verfahren bey der Vergleichung genau beschrieben. Zwar hatten sie nach ihrer Erklärung alle Varianten in der Vergleichung zu bemerken den Vorsatz gehabt, *iis duntaxat exceptis, quae in interpunctionis et orthographiae vitiis in aperto manuscripti mendo cubarent.* Von diesem allerdings erspriesslichen Vorhaben jedoch seyen sie nach den ersten Büchern abgegangen, aus Furcht, daß das opus allzusehr anwachsen möchte, und aus Ueberdruß an den unnützen Irrthümern: *taedebat nos operam perdere in congerendis erratis nihil unquam profuturis.* Auch verschiedene Wortstellungen rechnen sie dazu, nur mit einzelnen Ausnahmen, so daß, wie der Herausgeber bemerkt, freylich aus dem Stillschweigen der Collation nichts über Lesart der Handschrift folgt. Dieser Schaden wurde zum Theil dadurch ausgeglichen, daß die Handschrift mit dem besten Cod. Parisiensis ganz übereinstimmt, und die Vergleichung in vielen Stellen aus den Anführungen von Pintianus ergänzt werden kann. In mehreren Stellen weichen beyde Vergleichungen von einander ab, und werden von dem Herausgeber als T¹ und T² unterschieden. Das Alter des Codex wird zwischen das 11. u. 13. Jahrhundert gesetzt, und es wird gezeigt, daß er gleich den übrigen ältern und bessern Handschriften aus einem in Unzialbuchstaben geschriebenen Codex geflossen ist, der übrigens nicht mit dem Vossianus

und Riccardianus, am wenigsten mit dem Bamberger zu vergleichen sey.

Im Jahre 1828, als die Naturforscher ihre Versammlung zu Berlin hielten, nahm Böttiger Gelegenheit, bey dem Vortrag einer Abhandlung über das Sylphium auf die Wichtigkeit des Codex Vossianus für die Herstellung des Plinius und auf die Nothwendigkeit einer neuen Vergleichung desselben hinzuweisen, und da Holland außer der dem Hrn. v. Jan angewiesenen Sphäre lag, sammelten sie unter Vorgang und Führung von Dken für diesen Zweck unter sich. Die Vergleichung wurde unter Vermittlung des höchst ausgezeichneten Philologen Jakob Geel von Herrn A. Nauta mit großer Gewissenhaftigkeit vollzogen, und der hohe Werth seiner Lesarten läßt nur noch mehr bedauern, daß er nur einzelne Theile der Bücher 2 — 6 enthält.

Indeß hatte Hr. Ludwig v. Jan den ihm gewordenen Auftrag ebenfalls vollzogen. Er hatte zunächst den wichtigen Codex Riccardianus ganz verglichen, dessen Werth schon Zoega erkannt hatte, und der unter einer Masse schlimmer Verschreibungen und Unformen, die allen Handschriften des Plinius gemein sind, in vielen dieser Umgestaltungen die Spuren der besten Lesart enthält, an andern diese selbst gibt. Die römischen Handschriften, dergleichen die zu Neapel und Venedig, hat er nach Maßgabe ihrer Bedeutung theilweise verglichen, und so auch die schon früher vollzogene Vergleichung der zum Theil wichtigen Pariser in mehreren Parthien kontrollirt, daneben aber von dem bedeutendsten dieser codices Nr. 6797, welchen Sillig mit d bezeichnet, eine vollständige Vergleichung bis zum 33. Buche geliefert, von wo an Sillig sie früher schon für seine Zwecke besorgt hatte.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. October.

Nro. 60.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

C. Plinii Secundi. Naturalis Historiae libri XXXVII.

(Schluß.)

Auch der aus Pollingen stammende Münchener Codex war von ihm in den Bereich seiner Arbeit gezogen worden. Man sieht daraus, daß die drey Handschriften, der codex Vossianus, Riccardianus und Parisiensis d, bis dahin die Grundlage für die neue Constatuirung des Textes bilden mußten, zu welchen noch die Excerpte und die Anführungen zum Theil bedeutender Stücke hinzukamen, welche Gelehrte der mittleren Jahrhunderte aus seitdem verloren gegangenen Handschriften geliefert hatten. Es gehört darunter das längere und vortreffliche Fragment des Pseudo-Apuleius de remediis salutaribus, eine Reihe von Anführungen in den Scholien zu Vermanici Prognostica, desgl. der von Dieuil in seinem Buche de mensura orbis benutzte Codex sammt denen, aus welchen Robertus Canutus im 12. Jahrb. seine Epitome des Plinius unter dem Titel Desloratio Pliniana gezogen hat.

Während aber die Hoffnung bestand, daß es möglich sey durch Benützung der alten wie der neu eröffneten kritischen Hülfsmittel den Text des Plinius auf befriedigende Weise herzustellen, trat ein Ereigniß ein, durch welches deutlich wurde, daß die Historia Naturalis des Plinius noch an vielen andern und schweren Wunden leide, welche mit Hülfe der bisher bekannten Handschriften nicht konnten gehoben werden. Es war die Auffindung oder vielmehr die erste genaue Untersuchung des Codex Bambergensis durch Hrn. Ludwig v. Jan, welcher in

den sechs letzten Büchern, die er enthält, zwar von den gewöhnlichen Fehlern und Verunstaltungen nicht frey ist, dagegen aber theils in diesen, jedoch meist in wohlgehaltenen Worten eine Fülle von neuen und trefflichen Lesarten liefert, durch welche die Diktion berichtigt oder ihr Sinn hergestellt wird. Was aber den Vorzügen dieser hochwichtigen Handschrift die Krone aufsetzt, ist, daß sie an vielen Orten, wo keine Vermuthung eines Irrthums bestand, die bisher bekannte Rede des Plinius als lückenhaft erscheinen läßt, und diese Lücken bald durch einzelne Worte, bald durch eine Folge von mehreren auf das glücklichste und so ausfüllt, daß an der Richtigkeit der dadurch gewonnenen Diktion und der Richtigkeit des aus ihr sich entwickelnden Sinnes kein Zweifel besteht. Mehrere Ergänzungen gehen über einzelne Worte und Phrasen hinaus, und so ist auch diese kostbare Handschrift die einzige, welche den Schluß des ganzen Werkes erhalten und ihm dadurch den Gipfel, den *κωλογών*, aufgesetzt hat. Es brach mit einer nur als unvollständig erwiesenen Aufzählung der wichtigsten Merkwürdigkeiten der einzelnen Länder plötzlich ab. Diese wird nun fast auf einer ganzen Seite fortgesetzt und vollendet, und hierauf das Ganze mit einem Gruß und Gebet an die Natur abgeschlossen: *Salve parens rerum omnium Natura teque nobis Quiritium solis celebratam esse numeris omnibus tuis, save.*

Damit ist nun das Verhältniß der übrigen Handschriften zu der von Bamberg klar geworden. Alle anderen liefern einen aus den gegenwärtigen Hülfsmitteln nie ganz herzustellenden Text und nur, wo der Bamberger hinreicht, gestattet er, sicheren Schrittes vorwärts zu gehen, und die Rede des Plinius, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Rein-

heit herzustellen, doch dieser so nahe zu bringen, als es überhaupt bey Werken dieses Belanges und dieser Beschaffenheit möglich ist. In allen übrigen Theilen ist man auf die Hülfe des oben angeführten Materials beschränkt, und die Handschriften haben einen um so größeren Werth, je mehr sie in den Theilen, die auch der Bamberger Codex liefert, mit diesem übereinstimmen.

Hr. Prof. Sillig hatte bey Uebnahme der Arbeit zur Bedingung gemacht, daß ihm vor Ausföhrung desselben gestattet werde, die bereits mit der Teubner'schen Buchhandlung verabredete kleinere Ausgabe des Plinius auszuführen. Sie sollte den revidirten Text und die Varianten liefern, mit Ausnahme der Vergleichen, die ihm durch Vermittlung der Naturforschergesellschaft zur Verfügung waren gestellt worden. Nur hie und da sollten Anführungen, namentlich der Codex Toledanus nicht ausgeschlossen seyn. Diese Ausgabe, eine Vorläuferin der größeren kritischen, begann im Jahre 1831, und ward in dem fünften Bande im Jahre 1836 vollendet. Der letzte Band ist bereits im Anhang mit einer Vergleichung des Codex Bambergensis geschmückt, die Hr. Prof. v. Jan außer dem von der Akademie erhaltenen Auftrag zu eigenem Gebrauche veranstaltet und mit Anmerkungen ausgestattet hat, welche mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit den Werth der hier neu hervortretenden Varianten und Ergänzungen geltend machen, und in Constatuirung oder Verbesserung der Lesart die genaueste Kunde des Plinius und ein sehr richtiges Urtheil bewähren. Daß aber die Benützung des wichtigen Fundes für die neue Bearbeitung noch weitem Gewinn bringen werde, verdankt man einer zweyten Vergleichung der schwierigen Handschrift, die Hr. v. Jan mit größter Genauigkeit ebenfalls veranstaltet und seinem Mitarbeiter zur Verfügung gestellt hat.

Nach Vollendung der kleineren Ausgabe ward dieser seit mehr als zehn Jahren mit der Ausföhrung der größeren unter Benützung aller ihm zur Verfügung gestellten Hülfsmittel mit der größten Hingebung an die wichtige Arbeit, und mit der beharrlichsten Thätigkeit beschäftigt, aber vergeblich bemüht gewesen, einen Verleger zu finden, der das Werk übernehmen und in geziemender Ausstattung vor die Oeffentlichkeit bringen wollte; und die letz-

ten, den literarischen Unternehmungen so verderblichen Jahre hatten auch da den Muth dafür gebrochen, wo er etwa noch bestanden hatte.

Hr. Prof. Sillig unternahm es deßhalb, die Bearbeitung des 35. Buches als eine Probe des Ganzen, an das Publikum zu bringen, und dadurch Umfang und Bedeutung desselben allen vor Augen zu legen.

Diese ward unter andern nach Drford an den berühmten Vorsteher der Clarendonianischen Presse, Hrn. Professor Gaisford, geschickt und von diesem beyfällig aufgenommen. In seiner Antwort an Friedrich Thiersch gab er seine Bereitwilligkeit kund, jener reichen Druckerey Verlag und Honorirung des Werkes zu empfehlen, wenn Hr. Prof. F. Sillig das vollständige Manuskript zur Vorlage bringen würde. Es bestand demnach Gefahr, dieses nationale Werk deutscher Philologen und Naturforscher in das Ausland zu wandern, und von dort in fremder Ausstattung zur Beschämung unserer Muthlosigkeit oder Lässigkeit in die Heimath zurückkehren zu sehen. Dadurch ward der Eifer für das Unternehmen unter uns neu belebt und, wie Hr. Prof. Sillig in der Vorrede mit wohlverdienter Anerkennung berichtet, stellte sich Hr. Prof. Ernst Friedrich Wüstemann in Gotha mit der ihm eigenen Energie an die Spitze einer Gesellschaft, deren Zweck war, diese Herausgabe des Plinius in Deutschland durch eine umfassende Subskription möglich zu machen. Für den Fall, daß sie Erfolg hätte, war Hr. Andreas Perthes in Gotha, der Sohn des berühmten Friedr. Perthes, bereit, Druck und Verlag des auf 5 Bände berechneten Werkes zu übernehmen und es würdig auszustatten. Die Bereitwilligkeit des deutschen Publikums entsprach dem rühmlichen Eifer, mit welchem die Subscription betrieben ward, und die dem ersten Bande vorgedruckte Liste zeigt 400 Subscribenten aus Deutschland auf, unter diesen C. M. Friedrich Wilhelm, König von Preußen mit zwölf Exemplaren, und mit zehn Exemplaren das k. sächsische Ministerium des Kultus und des öffentlichen Unterrichtes. Dazu aus der Schweiz, aus Belgien, Frankreich, Großbritannien, Holland, Rußland und Schweden, 172 Subscribenten, auch Einen aus Dänemark; es ist die große königliche Bibliothek; sonst Niemand. Aus England sind 6 Subscribenten mit Einem Exemplar, dagegen drey Buch-

handlungen mit 85 Exemplaren aufgeführt. Drford erscheint gar nicht in dieser Liste, während Cambridge und Edinburgh nicht fehlen; warum, ist schwer zu sagen und ungeziemend wäre, dieses Ausbleiben aus einer Mißstimmung über den oben erwähnten Vorfall herzuleiten.

Nachdem durch diesen reichen Erfolg das Unternehmen gesichert war, ist die Ausführung mit dem ersten Bande begonnen, und die typographische Ausstattung und Genauigkeit sind der besten Offizin würdig. Uebrigens hat jeder Subscriber das ihm bestimmte Exemplar noch mit einem besondern Titel: C. Plinii Secundi Naturalis Historia und mit seinem Namen darunter erhalten, dem die Worte beigefügt sind: qui nomine subscripto huius operis in Germania edendi consilium adiuvit, exemplum. Zunächst steht wegen der Wichtigkeit des Inhaltes der letzte Band zu erwarten, dem dann die übrigen in möglichst kurzen Zwischenräumen folgen sollen.

Der erste begreift außer den 84 Seiten enthaltenden und über Mittel und Wege des Unternehmens genaue Rechenschaft gebenden Praefatio, wie eben bemerkt, die ersten sechs Bücher mit der vollständigen varietas lectionis und einem kurzen index criticus.

Der Text ist nach den eben bezeichneten Hülfsmitteln unter vorzüglicher Beachtung dessen, was die besten Handschriften geben, mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit constituiert und dadurch dem Plinius schon in diesen Büchern, über welche der Bamberger Coder sein heilsames Licht nicht verbreitet, bedeutende Hülfe zu Theil geworden. Ueber Einzelnes uns auszubreiten oder mit dem Verfasser zu rechten, wo statt des von ihm Aufgenommenen uns Anderes vorzüglicher scheint, was unter den Varianten steht, ist nicht in dem Plane des gegenwärtigen ersten Artikels; wir werden darauf beim zweyten zurück kommen, und schließen diesen ersten mit dem Glückwunsche für Hrn. Prof. Sillig darüber, daß ihm mit Aufwand so großer Mühe und so vielen Scharfsinnes, ja unter Daransetzung eines großen Theiles seines thätigen Lebens gelungen ist, dem auf ihn gestellten Vertrauen der Naturforscher-Gesellschaft und der Akademie der Wissenschaften zu München in würdiger Weise zu entsprechen, und für alle künftigen Herausgaben des Plinius wie für die

auf ihn zu gründenden Arbeiten, eine feste Basis geliefert zu haben.

-
1. C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recensuit et commentariis criticis indicibusque instruxit Julius Sillig. Volumen I. etc. etc.
 2. Quaestionum Plinianarum specimen II. Scripsit Julius Sillig. Dresdae MDCCCXLIX. 28 S. gr. 8.
 3. Theodori Bergkii Exercitationum Plinianarum specimen II. Marburgi MDCCCLI. 11 S. 4.

Dem vorliegenden ersten Bande der neuen Ausgabe des Plinius wird in kurzer Frist der fünfte und letzte folgen, welchen Hr. Sillig, wie in der frühern Anzeige bereits bemerkt wurde, zuerst bearbeitet hat, weil ihm hier die treffliche Bamberger Handschrift als Leitstern diente, von welcher, obgleich sie nur die sechs letzten Bücher enthält, die Kritik des Plinius nothwendig ausgehen muß, so lange nicht für die übrigen Bücher eine gleich gute Handschrift aufgefunden worden ist. Dieser Ansicht des Hrn. Sillig stimmt Referent, dem es allerdings zur Freude gereicht, daß der von ihm der Vergessenheit entzogene Coder hier eine solche Anerkennung gefunden hat, nicht etwa nur aus persönlichen Rücksichten bey; es liegen vielmehr so viele objective Gründe dafür vor, daß sich bey einem Kritiker, der den Zustand des Plinianischen Textes nur einigermaßen erforscht hat, kaum ein Widerspruch denken läßt; weshalb auch Hr. Bergk, der Verfasser der unter Nr. 3. angeführten Schrift, welcher im Ganzen, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, eine ganz andere Bahn als Hr. Sillig in seiner Kritik verfolgt, in der Werthschätzung der Bamberger Handschrift mit demselben vollkommen übereinstimmt. Den hauptsächlichsten Anhaltspunkt gewährt hier die Ausfüllung solcher Lücken, welche man nach den Lesarten der vorher bekannten Handschriften zum Theil gar nicht geahnt hatte. Dieß zeigt einerseits, wie Ref. früher in diesen

Blättern nachgewiesen hat (vergl. 1836. Nr. 164 — 169.), daß Harduin vollkommen Unrecht hatte, wenn er die Zahl dieser Lücken dadurch vermehrte, daß er alles wegließ, was er nicht in seinen Handschriften fand, wenn auch die Wiederholung desselben Wortes nach dem in seinen Handschriften Ausgefallenen ganz augenscheinlich zeigt, daß die Abschreiber das dazwischen liegende nur aus Versehen ausgelassen haben, und nicht selten der Sinn nur dann vollständig ist, wenn man das Ausgefallene ergänzt; andererseits läßt es aber auch an solchen Stellen, an welchen der Gedanke oder die Construction nach den Lesarten der vorliegenden Handschriften in den übrigen Büchern nicht richtig fortschreitet, vermuthen, daß dieselben durch ähnliche Auslassungen verstümmelt sind, was natürlich den Kritiker, wo eine gewaltsame Aenderung nöthig scheint, zur äußersten Vorsicht verpflichtet. Außerdem bietet aber die Bamberger Handschrift an vielen Stellen allein die richtige Lesart, mitunter zeigt sie sogar, wie die falschen Lesarten aus dieser entstanden sind; und die genaue Vergleichung derselben gibt selbst in Betreff der Orthographie mancherley Aufschlüsse, die man aus den übrigen Handschriften vergebens sucht, oder wenigstens nicht so vollständig als hier findet. Deshalb hat sich Hr. Sillig bemüht, selbst in dieser Beziehung für den ganzen Plinius das herzustellen, was in den letzten Büchern die Bamberger Handschrift gebietet, während er von den übrigen in dieser, wie in anderen Beziehungen einen mehr eklektischen Gebrauch gemacht hat, indem er sich an keine streng angeschlossen, sondern ihnen nur in so weit folgte, als sie jenem Urbilde nahe zu kommen schienen. Daß sich dadurch für die früheren Bücher ein gewisses Schwanken ergibt, ist nicht zu läugnen; der Grund davon liegt aber nicht in einem Mangel an Einsicht von Seite des Kritikers, sondern in der Unvollkommenheit der Quellen selbst. Aus demselben Grunde ist aber auch mit Hrn. Sillig nicht darüber zu rechten, daß er manche evident scheinende eigene oder fremde Conjectur nicht in den Text aufgenommen hat; mußte ihm doch immer der Gedanke vorschweben, es könne über kurz oder lang eine der Bamberger ähnliche Handschrift entdeckt werden, welche seine Aenderung als Interpolation erscheinen ließe.

Die Einrichtung der Ausgabe darf nach dem früher Mitgetheilten als bekannt vorausgesetzt werden. Sie ist ganz dieselbe geblieben, wie sie in der vorausgeschickten Probe in der Vorrede angegeben und in dem dort abgedruckten Theile eingehalten worden ist. Nur eine Veränderung ist, wie es scheint, aus typographischen Gründen vorgenommen worden, die an sich ganz unerheblich scheint; aber doch in einer Hinsicht die Uebersicht des handschriftlichen Apparates erschwert. In der Probe sind nämlich die Lesarten und Bemerkungen zu den einzelnen Stellen durch stehende Striche geschieden, während in der Ausgabe liegende dafür eingesetzt sind. Dieß scheint ganz gleichgültig zu seyn; stört aber in so fern, als dasselbe Zeichen auch da gebraucht ist, wo von einer längern Stelle nur die ersten und die letzten Worte angeführt sind; so daß man auf den ersten Blick glaubt, es fange nach dem Striche eine neue Bemerkung an. So S. 132, wo man liest: *specieque — ostendens delet Pint. coll. § 14. — dei ad (Robert.) di R. diei P. Ceterum Külbis verba specieque — ostendens suppositicia habet, utpote adversantia iis quae Plinius dixerat § 14. —*, wo übrigens die letzten Worte, die mit der vorausgehenden Bemerkung zu vereinigen waren, erst später beygeschrieben und am unrichtigen Orte eingesetzt zu seyn scheinen. Die Undeutlichkeit wäre leicht dadurch zu heben gewesen; daß *specieque . . . ostendens* gedruckt worden wäre, wie es auf die Erinnerung des Ref. hin im dritten Bande des Fickert'schen Seneca geschehen ist, oder wenigstens der kürzere Strich, wie er bey der Zeilenabtheilung gebraucht wird, angewendet worden wäre, was Ref. bey Angabe der Ausgaben nach der Zeitfolge, der Raumerparnis wegen, bey seinem Macrobius vorgezogen hat, der, beyläufig gesagt, jetzt vollständig vorliegen würde, wenn nicht der Verleger um Ostern nach Vollendung des 30. Bogens des zweyten Bandes den Druck ohne alle Angabe des Grundes eingestellt, und bis jetzt noch nicht wieder begonnen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. October.

Nro. 61.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

1. C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII.
2. Quaestionum Plinianarum specimen II. Scripsit Julius Sillig.
3. Theodori Bergkii Exercitationum Plinianarum specimen II.

(Fortsetzung.)

Der Text der Vorrede des Plinius ist unverändert wiedergegeben, wie er in der vorausgeschickten Probe zu lesen ist; selbst ein Druckfehler *detendimus* für *defendimus* ist. § 8. stehen geblieben, was um so mehr zu bedauern ist, als sonst diese Ausgabe so correct gedruckt ist, daß dieß einer lobenden Erwähnung verdient. Die vom Ref. in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1849 Nr. 56 — 58. dazu gemachten Bemerkungen haben im Commentar geeignete Berücksichtigung gefunden.

Die Inhaltsangaben der folgenden Bücher, welche den übrigen Theil des ersten Buches ausmachen, erscheinen hier den frühern Ausgaben gegenüber in vielfach veränderter Gestalt; doch erklärt Hr. Sillig selbst, daß die Kritik derselben nicht als abgeschlossen betrachtet werden könne, weil nämlich hierbey Vieles von der Constituirung des Textes der noch nicht bearbeiteten Bücher abhängt; die Inhaltsangaben der 6 letzten Bücher sind nach der Bamberger Handschrift nebst den Bemerkungen des Ref. bearbeitet.

Von den übrigen in diesem Bande enthaltenen Büchern hat nur noch das zweyte eine durchgrei-

fende Veränderung des Textes erfahren, so daß die Behandlung desselben als Maßstab für das betrachtete werden kann, was für die übrigen in der Bamberger Handschrift nicht enthaltenen Bücher von dieser Ausgabe zu erwarten ist; die folgenden Bücher (3 — 6) bieten besondere Schwierigkeiten durch die geographischen Namen dar, für welche es theilweise, wo die Handschriften Verschiedenes bieten, der Kritik an jeglichem Anhaltspunkte gebricht, so daß das Verfahren des Hrn. Sillig keinen Tadel verdient, der (vergl. Vorrede S. LXVII), wo die bisherigen Ausgaben in barbarischen, sonst nirgends vorkommenden, Namen übereinstimmen, diese im Texte unverändert ließ, wenn auch einzelne, und vielleicht gerade die besseren, Handschriften etwas anderes bieten. Wo sich so wenig mit Bestimmtheit angeben läßt, was das Richtige sey, da ist es so ziemlich einerley, was im Texte steht; die Hauptaufgabe des Kritikers ist es hier, die ihm zu Gebote stehenden Varianten zusammenzustellen, und weiteren Untersuchungen bleibt es überlassen, für welche derselben etwa von anderer Seite her eine Empfehlung beizubringen seyn möchte.

In solchen und ähnlichen Fällen erscheint es allerdings sehr wünschenswerth, einen erklärenden Commentar nebst dem kritischen Apparate zur Hand zu haben. Hierbey käme es vor allem darauf an, von den vorhandenen Commentaren das Ueberflüssige und Falsche auszuschneiden; das Nöthige und Richtige zusammenzustellen; dann dieses durch die Resultate neuerer Forschungen zu vermehren. Dieß geht aber offenbar über die Gränze des einem Einzelnen

Möglichen hinaus; hier wird das Zusammenwirken Mehrerer, ja solcher Männer, die in den verschiedensten Kreisen des menschlichen Wissens bewandert sind, nöthig; es könnte ein solcher Commentar also nur dadurch zu Stande kommen, daß eine gelehrte Gesellschaft sich der Sache annähme, das Hauptgeschäft in die Hände eines Einzelnen legte, der die Redaction des Ganzen übernehme und die Punkte angäbe, auf welche sich die Untersuchung vorzugsweise hinzuwenden habe, alle ihr Angehörigen aber dazu verpflichtete, und andere Gelehrte dazu aufforderte, jenem ihre Ansichten und die Resultate ihrer Forschungen mitzutheilen. Dieß ist es, was die Naturforscher-Gesellschaft ihrerseits für Plinius beabsichtigte. Die nöthige Grundlage ist durch die kritische Bearbeitung gegeben; die Schwierigkeit des Weiterbaues ist aber nicht zu verkennen; und welches Schicksal ließe sich wohl für ein durch ein solches Zusammenwirken gewonnenes Manuscript erwarten, wenn man bedenkt, wie viele Mühe es kostete, bis das bis jetzt Geleistete an das Licht gefördert wurde? —

So viel aber auch noch im Einzelnen zu wünschen übrig bleiben mag, so ist doch anzuerkennen, daß Hr. Sillig die ihm gewordene Aufgabe in dem vorliegenden Bande so gut als möglich gelöst hat. Wenn er hier und da etwa in der Vorsicht zu weit gegangen ist, so ist dieß jedenfalls weniger schädlich, als wenn er sich einem kühnen, alles nach Gutdünken ändernden Verfahren hingegeben hätte; da sich das im Commentar findet, was man etwa in dem Texte zu sehen wünschen könnte. Ref. nimmt daher keinen Anstand zu erklären, daß, wenn ja der hofentlich nie eintretende Fall sich ergeben sollte, daß er seinem der Verlags-handlung gegebenen Versprechen gemäß das Werk fortzusetzen hätte, er sich Glück wünschen würde, wenn es ihm gelänge, dieß in gleicher Weise als derjenige zu thun, welcher unter allen Umständen als der Urheber desselben zu betrachten ist. Anders gestaltet sich freylich die Sache, wenn eine Ausgabe ohne kritischen Commentar veranstaltet werden sollte, was Ref. der Teubner'schen Verlags-handlung für spätere Zeit unter der Voraussetzung zugesagt hat, daß es ohne Beeinträchtigung

dieses Unternehmens geschehen kann. In diesem Falle muß natürlich das in den Text gesetzt werden, was der Wahrheit am nächsten zu kommen scheint.

Daß bey aller Uebereinstimmung in den leitenden Grundsätzen in Einzelheiten sich manche verschiedene Ansichten ergeben, versteht sich von selbst; es würde aber hier zu weit führen, darauf einzugehen. Nur für eine speciell philologische Zeitschrift eignet sich eine dem Herausgeber Schritt für Schritt folgende Recension, wie sie Ref. demnächst in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik zu liefern gedenkt.

Das Programm des Gymnasiums zu Dresden vom Jahre 1849 schließt sich seinem Titel (*Quaestionum Plinianarum specimen II.*) nach an die im Jahre 1839 erschienene Schrift an, welche Ref. früher (1839 Nr. 206 und 207) in diesen Blättern besprochen hat; seinem Inhalte nach ist es aber als ein Anhang zu der in demselben Jahre erschienenen Probe der Sillig'schen Ausgabe zu betrachten, mit welcher es Ref. (1849 Nr. 229 und 230) hier besprochen haben würde, wenn es ihm nicht zu spät zugekommen wäre. Es enthält nämlich alle ausführlichen Bemerkungen, die den beyden damals von Hrn. Sillig im Manuscripte vollendeten Bänden seiner Ausgabe einverleibt werden sollten; so nach eine Besprechung einiger der schwierigsten Stellen. Was dem ersten Bande angehört, findet sich in diesem wörtlich wieder abgedruckt; seine abweichende Ansicht in Betreff einzelner Stellen hat Ref. in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1849 Nr. 58 und 59 bereits ausgesprochen; er würde sich daher nicht veranlaßt gesehen haben, auf diese Schrift hier zurückzukommen, wenn er es nicht für seine Pflicht gehalten hätte, die neuere Literatur des Plinius in möglichster Vollständigkeit anzuführen. Daß sich hier die gleiche Besonnenheit und Gründlichkeit wie in den übrigen Früchten der Plinianschen Studien des Hrn. Sillig kund gibt, bedarf kaum der Erwähnung.

Das Programm des Herrn Th. Bergk: *Exercitationum Plinianarum Spec. II.* führt uns, wie

schon aus dem über das im Jahre 1847 erschienene Programm desselben Verfassers in diesen Blättern (1848 N. 116 u. 117) Bemerkten hervorgeht, auf ein anderes Feld, nämlich auf das der Conjectur. Hr. Bergk geht bey seiner Kritik von der allerdings durch die Ueberschriften der einzelnen Bücher in der Bamberger und an einer Stelle in der Riccardischen Handschrift begründeten Ansicht aus, daß das Werk des Plinius nicht von ihm selbst zur Herausgabe vorbereitet, sondern vielmehr in einem solchen Zustande hinterlassen worden sey, daß er vieles; worauf er bey seinen Studien erst nach der Abfassung des Ganzen gekommen war, an den Rand geschrieben hatte, ohne es mit dem im Texte stehenden in Einklang zu bringen, und daß diese Bemerkungen dann von andern, oft am unrechten Orte, oder wenigstens ohne die gehörige Verbindung, eingeschaltet worden seyen. Eine solche an sich, wie bemerkt worden ist, nicht unbegründete Ansicht kann in einzelnen Fällen als wohlberechtigt erscheinen; sie erscheint aber als gefährlich, wenn sie als allgemeine Richtschnur bey der Ausübung der Kritik betrachtet wird, namentlich bey einem Schriftsteller, dessen ganzes Werk, wie er selbst sagt, nur aus zusammengetragenen Notizen entstanden ist, und dem es eben deshalb mehr um den Gedanken als um die Form zu thun war, so daß man wohl annehmen darf, daß so manche Unebenheiten im Ausdrucke und in der Verbindung der Sätze dem Schriftsteller selbst zur Last fallen, so daß es nicht die Sache des Kritikers ist, diese zu beseitigen, wenn es gleich dem Erklärer zukommt, darauf aufmerksam zu machen. Wie leicht die zu sehr in's Allgemeine gehende Anwendung eines solchen für einzelne Fälle richtigen Satzes irre führen kann, dieß ließe sich ohne große Mühe selbst bey den größten Kritikern nachweisen; allein wir wollen uns hier nur an die von Hrn. Bergk behandelten Stellen des Plinius halten, und, da es derselben nicht viele sind, dieselben einzeln durchgehen. Sie gehören, wie die in dem früheren Programm besprochenen, sämtlich den letzten in der Bamberger Handschrift enthaltenen Büchern an.

Herr Bergk beginnt mit dem Anfange des XXXIII. Buches, welcher lautet: *Metalla nunc*

ipsaeque opes et rerum pretia dicentur, tellurem intus exquirente cura multiplici modo: quippe alibi divitiis foditur, quaerente vita aurum, argentum, electrum, aes; alibi deliciis gemmas et parietum digitorumque pigmenta; alibi temeritati ferrum, auro etiam gratius inter bella caedesque. Mit Recht wird hier bemerkt, daß zu den Worten *deliciis gemmas* und *temeritati ferrum* aus dem Vorhergehenden zu ergänzen ist *foditur quaerente vita*, was übrigens zeigt, wie unrichtig das in allen Ausgaben nach *foditur* stehende Komma ist. Um so auffallender ist es aber, daß im zweyten Gliede gelesen werden soll: *alibi deliciis parietum digitorumque* mit Hinweglassung der Worte *gemmas* und *pigmenta*, wodurch die Concinnität der Sätze in so ferne ganz aufgehoben würde, als zu dem zweyten *foditur* allein, zum dritten aber *foditur quaerente vita* zu ergänzen wäre. Dieß hat Hr. Bergk selbst gefühlt, deshalb macht er noch einen zweyten Vorschlag: *alibi deliciis parietum digitorumque gemmas et pigmenta*. Daß Beydes geschieht um die anstößige Verbindung der Worte *digitorumque pigmenta* zu beseitigen, zeigt der Zusatz: *Vulgaris certe lectio vix ferenda. Nam sac, antiquitus delicatos homines digitos primores coloribus infecisse, nimis tamen obscure id significasset Plinius.* Allein es fragt sich, ob dieß wirklich in der Vulgata liegt. Konnte nicht Plinius *pigmenta* in weiterem Sinne fassen? Grosse übersezt: „dort (gräbt der Mensch) nach Prachtstoff, nach Gemmen und Schmuck für Wände und Finger“, und gibt dazu die Erklärung: „der Schmuck der Wände war Marmor, Gold u. dgl. und der Finger die Edelsteine in den goldenen Ringen.“ So hat Ref. die Stelle auch jederzeit verstanden, ohne jedoch eine Beweisstelle für diesen Gebrauch des Wortes *pigmentum* anführen zu können. Man könnte einwenden, es läge so eine Tautologie in den Worten *gemmas et digitorum pigmenta*; allein es ist zu bemerken, daß man ja auch die Gemmen an sich hochschätzte, und nicht nur mit denselben am Finger, sondern auch in Sammlungen, Daktyliotheken, Staat machte. Vergl. XXXVII §. 11.

Im Folgenden, wo von dem Erdbeben die Rede ist, wird in den Worten: *ceu vero non hoc*

etiam indignatione sacrae parentis exprimi possit, daß in der Bamberger Handschrift fehlende etiam weggelassen und indignatio geschrieben; eine Aenderung, die jedenfalls Beachtung verdient, und nur durch das als Ablativ gebrauchte hoc bedenklich wird. Will man die Vulgata festhalten, so darf exprimere in keinem Falle, wie es Große nach Harduin's Vorgang, gethan hat, mit „erklären“, sondern nur nach Gesner mit „abnöthigen“ übersetzt werden, was jedoch *parenti* statt *parentis* erwarten ließe. Als Beispiel einer durch Verderbniß des Textes gestörten Construction wird angeführt § 63: *Nos vidimus Agrippinam Claudii principis, edente eo navalis proelii spectaculum; assidentem ei*, wo gelesen werden soll: *Nos vidimus Agrippinam Claudio principi edenti . . . spectaculum assidentem*; allein dieß hieße wohl dem Plinius, der öfters solche etwas nachlässige Constructionen hat, das *Exercitium* corrigiren. *Agrippina Claudii principis* kann aber eben so gut gesagt werden als XXXV §§ 99 u. 144 *Leontium Epicuri*. In § 3 soll statt des von *finis* abhängigen *exhauriendi*, auf *seculis* bezogen, *exhaurientibus* geschrieben werden; worin Ref. keine Verbesserung erkennen kann, wenn er gleich zugeben muß, daß Plinius die Worte *omnibus seculis* besser ganz weggelassen hätte.

In § 4 wird die Aenderung *Accessit ars ficturae* im Hinblick auf § 131 mit Recht zurückgenommen. Im Folgenden wird, weil in der Bamberger Handschrift *auxere* fehlt und nach *artem* ein Punkt steht, vorgeschlagen: *Didicit homo naturam provocare et arte: vitiorum irritamentum in poculis libidines caelare iuvat*. Allein so ist *et arte* matt, und im Folgenden paßt *vitiorum irritamenta* und *libidines* nicht zusammen. Ref. war schon früher der Ansicht, *auxere* sey wegen des vorausgehenden *provocare* mit Unrecht in der Bamberger

Handschrift ausgefallen, wie im Folgenden *coepere* nach *sordere*, und er möchte es auch jetzt festhalten und zwar nach diesem Worte den Punkt, den die ältern Ausgaben haben, wieder herstellen, so daß die Worte: *Auxere et artem vitiorum irritamenta* den vorausgehenden: *Quot modis auximus pretia rerum?* entsprechen.

In § 5 sollen die Worte *et auri argentique nimium fuit* unrechtmäßiger Weise von dem Rande her hier eingesetzt worden seyn. Will man etwas ändern, so dürfte nur *et* weggelassen werden, so daß diese Worte als spöttische Begründung des Vorausgehenden erscheinen.

Die Worte: *Denique ut plurimum opum scelera anulis fiunt*, (§ 25) werden nicht ohne Grund beanstandet. Da die Bamberger-Handschrift *plurima* hat, soll *vel plurima inopum scelera* gelesen werden, oder auf *ut plurimum scelera ope anuli fiunt*. Die Aenderung von *ut in vel* hat die Schreibweise der Handschriften für sich; übrigens möchte ich an der Lesart der Bamberger nichts ändern. *Opum scelera* sind die Verbrechen, bey denen es sich um Schätze handelt.

In § 29 wird der Vulgata: *Sed anuli plane medium ordinem tertiumque plebi et patribus inseruere*, mit Recht die Umstellung in der Bamberger-Handschrift *tertium ordinem mediumque* vorgezogen. Warum aber *que* wegbleiben soll, ist nicht recht klar.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. October.

Nro. 62.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.



Das Hyraceum in historischer, chemischer, pharmaceutischer und therapeutischer Beziehung. Inaugural-Abhandlung, der medicinischen Facultät in Erlangen vorgelegt von Dr. Ludwig Fikentscher. Erlangen 1851. 48 S. 8.

Unter der Anzahl von medicinischen Inaugural-Abhandlungen, die alljährlich nach alter Obfervanz von den deutschen Universitäten ausgehen, stößt man gleichwohl so selten auf solche, die in theoretischer oder praktischer Hinsicht die Aufmerksamkeit der Sachkundigen auf sich zu ziehen vermögen, daß es uns Freude macht, hier eine Dissertation, welche mit Recht Beachtung verdient, zur Sprache bringen zu können. Der Verf. hat mit Gründlichkeit und Umsicht seinen Gegenstand in historischer, naturwissenschaftlicher und praktischer Beziehung behandelt, und insbesondere die Kenntniß der chemischen Beschaffenheit und der zweckmäßigen Verwendbarkeit desselben in der Heilkunde durch eigenthümliche Beobachtungen und Untersuchungen wesentlich gefördert. Indem wir den therapeutischen Theil der vorliegenden Abhandlung, als außer der Grenze der unsern Blättern gesteckten Aufgabe liegend, den medicinischen Zeitschriften überlassen, werden wir uns lediglich an den historischen und naturwissenschaftlichen Theil halten. Dabey wollen wir, um dem Leser ein größeres Vertrauen zu den von dem Verf. vorgelegten Resultaten einzuplößen, gleich im Voraus bemerklich machen, daß die chemischen Untersuchungen unter Leitung des Professors v. Gorup-Besanez vorge-

nommen wurden, also die Garantie einer bewährten Autorität für sich haben.

Der Name Hyraceum ist erst vor wenigen Jahren durch Dr. Pappé in der Kapstadt gebildet worden, analog dem Castoreum von Castor, um damit auf die Aehnlichkeit der beyden Substanzen in Betreff ihrer Abstammung, Beschaffenheit und Wirksamkeit hinzuweisen. Dasselbe wird dem kapischen Klippeschliefer (*Hyrax capensis*) zugeschrieben, und ist den holländischen Kolonisten am Kap unter dem Namen Dassenpis, Dasjespis (Dachspiß, Dachsharn) als Heilmittel bekannt.

Die erste Nachricht von dieser Substanz gab Kolbe, der sie als Pflaster zur Heilung der Wunden rühmte. Die Nachricht der Hottentotten, als sey sie der Urin des Murmelthiers mit Staub vermengt, fand er nicht glaublich; wahrscheinlicher dünkte es ihm, daß sie eine Art von Steinöl sey. Sparrmann dagegen hielt sie für die Wirkung einer periodischen Reinigung der Weibchen dieser Thiere, und nach einer Mittheilung von Krauß erklären die meisten Kolonisten am Kap das Hyraceum für eine mit der Menstruation des Klippeschliefer erfolgte Ausscheidung; eine Meinung, der sich neuerlich auch Martiny angeschlossen hat.

Anderer, wie Hemprich, Reichel und Pappé finden die Meinung der Kapbewohner für richtig, und sehen das Hyraceum bloß für eingedickten Harn an. Letzterer machte bemerklich, daß der Harn des Hyrax nicht dünnflüssig und durchsichtig, sondern dicklich und mehr gallertartiger Natur sey. In Folge eines

Instinktes bringe dieses Thier den Harn immer auf eine und dieselbe Stelle, woselbst derselbe durch die Sonnenwärme ausgetrocknet zu einer festen Masse erhärte. Der frische Harn habe eine röthliche Farbe und daher komme es, daß Einige ihn für ein Menstrualsekret gehalten hätten.

Eine dritte Meinung stellte Lehmann auf, der nämlich erklärte, daß das Hyraceum nur die festen Excremente des genannten Thieres seyn könnten.

Bey solchem Widerstreit der Ansichten und in Ermanglung directer Beobachtungen über die Abstammung des Hyraceums kann dieser Punkt nur durch die Resultate der chemischen Analyse ermittelt werden. Solcher Untersuchungen sind aber vier vorhanden, wovon jedoch die beyden ältesten von John und Schrader; als in den Jahren 1817 und 1818 angestellt; dem dermaligen Stande der Chemie nicht mehr genügen können, die beyden andern aus der neuesten Zeit, nämlich die von Reichel und Lehmann, zu ganz widersprechenden Resultaten gelangt sind. Denn während jener entschieden die Harnnatur des Hyraceums nachgewiesen zu haben glaubte, erklärte dieser dagegen, daß dasselbe keinen Harnstoff, keine Hippursäure, keine Harnsäure enthalte, wohl aber ganz unzweifelhaft Gallensubstanzen neben sehr viel harzigen Stoffen und Carbonsäure.

Bey diesem Widerspruche der Analytiker war es daher eine schöne Aufgabe für einen, am Schluß seiner Universitätsstudien stehenden Mediziner durch Vornahme neuer chemischer Untersuchungen zur richtigen Kenntniß einer Substanz, die dermalen ihrer Wirksamkeit wegen in der Heilkunde viel Aufsehen erregt, beizutragen. Der Verf. führte sieben solcher Versuche aus, aus welchen er sechs Folgerungen zieht.

(Schluß folgt.)

-
1. C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII.
 2. Quaestionum Plinianarum specimen II. Scripsit Julius Sillig.
 3. Theodori Bergkii Exercitationum Plinianarum specimen II.

(Schluß.)

Die Stelle über die verschiedenen Benennungen der Richter (§ 31): *Decuriae quoque ipsae pluribus discretas nominibus fuere, Tribunorum aeris et Selectorum et iudicum: praeter hos etiamnum Nongenti vocabantur ex omnibus electi ad custodiendas suffragiorum cistas in comitiis. Et divisus hic quoque ordo erat superba usurpatione nominum, cum alius se Nongentum, alius Selectum, alius Tribunum appellaret, hat ihre besonderen Schwierigkeiten wegen des Dunkels; welches auf den hier berührten sächlichen Verhältnissen ruht. Betrachtet man die Worte des Plinius an und für sich, so könnte man versucht seyn; da er am Schluß nur 3 Klassen unterscheidet, oben Selectorum iudicum zu schreiben. Hr. Bergk hat hier seine Theorie von der allmählichen Interpolation des Plinius auf eine besonders auffallende Weise angewendet. Er nimmt an, Plinius habe zuerst geschrieben: *Decuriae quoque ipsae pluribus discretas nominibus fuere, Tribunorum aeris et Selectorum et iudicum; praeter hos etiamnum Nongenti vocabantur.* Später habe er an den Rand hinzugeschrieben: *Et divisus hic quoque ordo erat superba usurpatione nominum, cum alius se Nongentum, alius Selectum, alius Tribunum appellaret.* Die Worte *ex omnibus electi ad custodiendas suffragiorum cistas in comitiis* sollen von einer Glosse herkommen. In einer Bemerkung wird hinzugefügt, man könne auch annehmen, Plinius habe geschrieben: *praeter hos etiamnum (oder etiam) Nongentorum, und ein Grammatiker habe hinzugefügt: Nongenti vocabantur u. s. w.* Will man etwas ähnliches vermuthen, so ließe sich auch geltend machen, das Wort *iudicum* sey aus der Zahl*

DCCCC d. i. nongentorum entstanden; so daß hos- dann, auf die Benennung Nongenti ginge, und das Folgende als eine von Plinius selbst zur Vermeidung eines Irrthums hinzugefügte antiquarische Bemerkung zu betrachten wäre. — Wenn weiter unten die Redensart *ferreo anulo esse* auf die Ritter bezogen wird, welche eiserne Ringe trugen, obgleich es ihnen erlaubt war, goldene zu tragen, so kann sich Ref. damit nicht einverstanden erklären; es kann wohl nur auf diejenigen Richter bezogen werden, welche dem Ritterstande nicht angehörten. So sind allein die Worte § 30: *Divo Augusto decurias ordinante maior pars iudicum in ferreo anulo fuit, iique non equites sed iudices vocabantur*, ohne daß man, wie Hr. Bergk will, *maior pars* für einen declamatorischen Ausdruck zu nehmen braucht. Die folgenden Worte § 33: *quoniam in ferreo anulo et equites iudicesque intelligebantur, welche sich auf die Hinzufügung der fünften Ritterdecurie durch den Kaiser Caligula beziehen, könnten auch nichts anderes bedeuten als: „weil damals diejenigen, welche Richter waren, auch wenn sie nicht dem Ritterstande wirklich angehörten, für Ritter und für Richter galten.“* Man vergl. XII, 1. *Di- que suere occulta eius beneficia, summumque munus homini datum arbores silvaeque intelligebantur*, und andere ähnliche Stellen. — Im Vorbeygehen erlaubt sich Ref. zu bemerken, daß er jetzt bedauert § 29 die Lesart der Bamberger-Handschrift *iudices* in den Worten *quod antea militares equi nomen dederant hoc nunc pecuniae indices tri- buunt*, mit Stillschweigen übergangen zu haben. Doch fragt es sich noch, ob mit Lipsius, der de milit. Rom. I, 5, p. 36 *indices* lesen will, dieses Wort in dem Sinne: *indices ac testes* auf die Ringe zu beziehen, oder vielmehr in dem Sinne: „der Nachweis, die Aufzeichnung“ zu fassen ist, wie Seneca ep. 39, 2 sagt: *Summe in manus iudicem philosophorum: haec ipsa res expurgisci coget, si videris quam multi tibi laboraverint.*

Für ganz unrichtig hält Ref. die in N. IV dar- gelegte Auffassung der Stelle XXXIII, 83: *Dir- epta ea (statua Anaitidis) est Antonii Parthi- cis rebus, scitumque narratur dictum veteranorum unius Bononiae hospitali divi Augusti coena, cum*

interrogatus esset, sciretne eum qui primus vio- lasset hoc numen, oculis membrisque captum ex- spirasse. Respondit enim tum maxime Augustum de crure eius coenare, seque illum esse, totum- que sibi censum ex ea rapina. Hier will nämlich Hr. Bergk lesen: *de cruore eius*, und denkt dabey an ein dem Genius des Augustus dargebrachtes Opfer. Richtiger sagt Gelenius: *ut intelligamus huic in dereptione fractae statuae crus obtigisse, cuius partem in hospitalem coenam insumpserit, und Harduinüs: veterano militi, qui Augustum exci- piebat hospitio. Etwas Anderes kann kaum in dem Ausdrucke hospitalis coena Augusti liegen, und Augustum coenare muß wohl auch auf den leib- haftigen Augustus gehen. Wer darüber noch einen Zweifel hat, vergleiche Macrob. Saturn. II, 4, 13: Exceptus est (Augustus) a quodam coena satis parca et quasi cotidiana. Nam paene nulli se invitanti negabat. Uebrigens möchte Ref. sciretne, was in der Bamb. Handschrift über der Zeile zur Ergänzung des ausgelassenen *essetne* verum steht, nicht für richtig halten, und lieber auch jetzt noch annehmen, daß im Original *verumne* *esset* stand, und dieß wegen des vorausgegangenen *esset* ausfiel.*

Höchst beachtenswerth ist dagegen in demselben Pa- ragraph die Verbesserung LXXX. circiter Olympiade für LXX; ebenso zu XXXV, 130: *Eodem tempore fuere Cydias Cythnius, Euphranoris autem discipulus Antidotus.* Das Vaterland des Malers Cydias wird hier durch eine Stelle des Stephanus Byzantinus u. d. W. *Κύδιος* erwiesen, welche im Catalogus artificum, wo Eustat. ad Dionys. Perieg. 526, dafür angeführt ist, sich nicht erwähnt findet. Daß die Angabe desselben in den Verberb- nissen der Handschriften an dieser Stelle (*cydius, oder cydlius, et cydias*) zu suchen sey, ist nicht un- wahrscheinlich; allein nicht nach, sondern vor dem Namen Cydias; und diese Stellung scheint auch durch die Construction geboten zu seyn. Wie nämlich der Satz hier gestaltet ist, läßt sich der Pluralis *fuere* mit darauf folgendem *autem* nicht wohl erklären; stehen aber die Attribute bey beyden Namen voran, so geht dieß eher an, so daß also zu schreiben wä- re: *Eodem tempore fuere Cythnius Cydias, . . Euphranoris autem discipulus Antidotus.*

XXXV, 27 (nicht 97, wie in dem Programm steht) wird statt: Super omnes divus Augustus in foro suo celeberrima in parte posuit tabulas duas, quae Belli faciem pictam habent, et Triumphum. Idem Castores ac Victoriā posuit et quas dicemus sub artificum mentione in templo Caesaris patris, verlangt: quae belli faciem pictam habent et triumphum, item Castores ac Victoriā. Posuit et quas dicemus u. s. f., indem Hr. Bergk sich auf §. 93 bezieht, wo man liest: Romae (mirantur Apellis) Castorem et Pollucem cum Victoria et Alexandro Magno, item Belli imaginem restrictis ad terga manibus, Alexandro in curru triumphante. Dadurch scheint allerdings erwiesen, daß das Gemälde mit den Dioskuren und der Victoria zu denen gehöre, welche auf dem Forum des Augustus waren, und insofern erscheint item gerechtfertigt; allein dieses item kann sich nur auf posuit in foro beziehen, und nicht dem vorausgehenden tabulas duas, quae . . . habent, untergeordnet werden; es müssen also die Worte: quae belli faciem pictam habent et triumphum jedenfalls zwey Gemälde für sich bezeichnen. Wenn man sich nun Krieg und Triumph, wie Hr. Bergk erwiesen hat, auf einem Bilde denken muß, so bleibt nur übrig, daß hier zwey Bilder, eines von Apelles und eines von einem andern Künstler, zu denken sind, auf welchen beyden Krieg und Triumph abgebildet war. — In einer Anmerkung dazu wurden das § 78 die Worte anus lampadas perferens et nova nupta verecundia notabilis auf ein Bild bezogen, während in der Sillig'schen Ausgabe vor et ein Komma steht. Der Gebrauch der Fackeln bey Hochzeiten (vgl. Becker Charikles II S. 465 f.) macht jene Zusammenbeziehung nicht unwahrscheinlich; dann können aber diese Worte nicht, wie es geschehen ist, auf die berühmte Adobrandinische Hochzeit bezogen werden.

In der Inschrift auf dem Gemälde in dem Junotempel zu Ardea (XXXV, 115) will Hr. Bergk im 1. Verse schreiben: Dignis digna Luco picturis condecoravit, und im 3.: Plautius Marcus: eluet Asia lata esse oriundus. Das Wort dignus soll die Bedeutung „schön“ haben, „worauf

man mit Fingern zeigt.“ Schon dieß ist etwas mißlich; ferner ist Luco dem Ref. wenigstens nicht als Name bekannt; auch ist dieser Name von dem folgenden Plautius Marcus etwas allzuweit entfernt. Weniger würde dieß auffallen, wenn vor eluet (für welches Verbum allerdings die Handschriften zu sprechen scheinen, keine Interpunction stände, so daß der vorausgegangene Name und der folgende Infinitiv davon abhängen, wenn man nicht aus esse est machen will. Eigen nimmt sich auch das Beywort lata bey Asia aus. In keinem Falle ist also wohl diese Inschrift als vollkommen hergestellt zu betrachten. Der Name des Verfertigers der Capitolinischen Statue des Jupiter (XXXV, 157) heißt im Sillig'schen Texte nach der Conjectur des Ref. Vulcanius, wozu übrigens bemerkt ist, daß der Name noch nicht im Reinen zu seyn schiene. Hr. Bergk schlägt Veleian vor, wogegen Ref. nichts einzuwenden hat, als daß es sicher der Lesart der Bamberger Handschrift, die vulcaniacis hat, was aus vulcaniū veis entstanden seyn konnte, nicht näher kommt als vulcanium. Die andere Vermuthung Volcis an Veis accitum, ist jedenfalls sehr undeutlich, wenn man sich ein dubito dazu denken soll. Die folgenden Worte: fictilem . . . diximus sollen vom Rande in den Text gekommen, und nach XXXIII, 111 nicht, wie das Uebrige in dieser Stelle dem Varro, sondern dem Verrius entnommen seyn.

Diese Bemerkungen reichen wohl hin, um darzuthun, wie unsicher das Conjecturiren gerade bey Plinius ist; übrigens ist es in so ferne nur erfreulich, wenn ein Mann von solcher Gelehrsamkeit und solchem Scharfsinn wie Hr. Bergk derartige Versuche zur Deffentlichkeit bringt, als durch die neuen Gesichtspunkte, „welche dadurch eröffnet werden, doch so manche Stelle in ein besseres Licht gesetzt, und die Erklärung oder Verbesserung derselben gefördert wird.“

E. v. Jan.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. October.

Nro. 63.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.



Beiträge zur Naturgeschichte der Turbellarien
von Dr. Max Sigm. Schulze. I. Abtheilung.
Mit 7 zum Theil colorirten Kupfertafeln.
Greifswald 1851. gr. 4.

Nicht Mode, sondern ein dringendes Bedürfniß lenkt die Kräfte so vieler Forscher der Gegenwart auf die Untersuchung der niederen Thierorganismen. Man hofft eine Aufklärung über die verwickelten Functionen der Organe und organischen Systeme höher stehender Thiere aus der Erkenntniß des einfacheren Lebensprocesses der niedriger stehenden zu gewinnen.

Der Gewinn aber, welcher hier erworben wird, kann freylich nicht in so ferne als ein reiner betrachtet werden, als die Resultate der Forschung sich etwa unmittelbar in die Gleichung des Lebensprocesses höherer Thiere einführen ließen. Manche Täuschungen könnten nicht ausbleiben, wenn man dieses hier und da versuchte. Viele Proceße sehen wir in dem Pflanzenkörper ohne alle Gegenwart von Nerven mit großer Präcision verlaufen; Proceße, welche in realer, hier und da selbst formaler Beziehung gewissen im Thierkörper auftretenden vollkommen entsprechen, hier aber von nervenreichen Gewebtheilen zunächst ausgeführt. Erlaubt die Combination dieser beyden Beobachtungen den Schluß, daß die Nerven überflüssig seyen; die Proceße bey den Thieren ebenfalls ohne Einwirkung der Nerventhätigkeit von Statten gehen? gewiß nicht! Aber auch umgekehrt würde man fehlschließen, wenn man das, was in dem nervenreichen Thierkörper vor sich geht, in dem Pflanzenkörper eben-

falls anzutreffen, von einer unsichtbaren, die Nerventhätigkeit ersetzenden Lebenskraft ableiten wollte. Man muß sich hier vielmehr denken, daß die Summe der zu einem gewissen Effecte nothwendigen Bedingungen in dem Pflanzenkörper vollständig ist, während bey dem Thierkörper die Nervenkraft eben eine nicht zu eliminirende Bedingung abgibt, ohne deren Gegenwart die Summe der Bedingungen nicht voll, der bezweckte Effect eben darum auch nicht möglich wäre.

Dies ist ein Beyspiel, an welchem man annäherungsweise noch Gründe für die Nothwendigkeit in einen Fall und für die Entbehrlichkeit gewisser Organe im anderen beyzubringen im Stande ist. Dies wird aber in dem Maaße feltner werden, als die Lebensform und Lebenszwecke verschiedener Organismen einander näher rücken und die Organisation immer noch beträchtliche Differenzen zeigt. Man kann sich heut zu Tage nicht mehr damit begnügen, allgemeine Aehnlichkeiten der Formen auf gleiche Aehnlichkeiten der Function zu beziehen, noch auch bedeutende Unterschiede derselben als Bedingungen sehr wesentlicher Verschiedenheiten in der Function zu betrachten. Die Organismen stellen nicht Combinationen kleiner Apparate dar, deren jeder für sich eine bedeutsame Leistung zu übernehmen hätte, sondern Combinationen von Organen, durch deren Zusammenwirken ein gewisser Zweck erfüllt wird, bey welchem es zuletzt gleichgültig ist, wie die einzelnen Theile construirt sind. Auch kann nicht ein solcher Thierkörper von vorne herein so angelegt seyn, daß alle äußeren Einwirkungen auf möglichst lange Zeit hin aus spurlos an ihm vorübergehen, sondern das

Charakteristische des Lebendigen ist eben jener permanente, thatsächliche Conflict, in welchen die Kräfte der organischen Materie mit den Kräften der Außenwelt gesetzt sind.

Sind nun diese äußeren Einflüsse nicht überall die gleichen, sondern geradezu im Gegentheil außerordentlich verschieden, und sollen die Thierkörper in den Elementen, für welche sie geschaffen sind, eine Zeit hindurch trotz ihr Abhängigkeit von der Umgebung ihren Zusammenhalt, mit einem Wort ihre Individualität, bewahren, so kann es nicht anders kommen, als daß die Formen wie das Material ihrer Organe verschieden ist, diese daher bey den einzelnen Thierklassen nicht für einander unmittelbar substituirt werden können.

Das ist der eine Grund zu der Nothwendigkeit einer Differenz in der Organisation. Der andere liegt in dem Kreis der Aufgaben, welche jedes Thier, indem es der Außenwelt entgegenwirkt, zu erfüllen hat. Diese Aufgaben beschränken sich keineswegs auf das leibliche Gebiet, sondern greifen auch auf das der Seele über. Wie viel oder wie wenig wir über die letzteren entscheiden können, bedarf keiner Andeutung, und bey der innigen Verwebung beyder bleiben uns auch über erstere der Zweifel genug übrig.

Es ist ganz gewiß, daß die Thierwelt im Ganzen eine bestimmte allgemeine Aufgabe in der Masse des Geschaffenen hat, und denkbar, daß uns mit der Zeit je mehr und mehr Züge derselben klar werden, wie uns bis jetzt einzelne wenigstens nicht mehr ganz fremd geblieben sind. Ebenso gewiß ist auch, daß zur Erfüllung dieser allgemeinen Aufgabe je eine Thierklasse ihr ganz bestimmtes Theil beitrage, und daß gewiß dieser Reichthum der Thierformen gar nicht existiren würde, könnte jene allgemeine Aufgabe von einer einzigen Thierform oder von einigen wenigen schon vollkommen gelöst werden. So leicht wir zu dieser Reflexion kommen, wenn wir nur ganz oberflächlich auf die Erscheinungen an den Thier- und Pflanzenkörpern unser Augenmerk richten, so schwierig wird, ja bis jetzt unmöglich, die Durchführung dieser Gedanken im Einzelnen und an concreten Beyspielen. Kein Wunder also, wenn man bis jetzt von diesem Gesichtspunkt

aus noch nicht wagen konnte, eine comparative Physiologie auch nur zu skizziren, sondern vorläufig alle Kräfte darauf concentrirte, bis ins Kleinste die Formen der Organe und Gewebe, so wie ihre Zusammensetzung zu erforschen, und daraus ihre Function abzuleiten.

Der Drang des Geistes jene allgemeineren Verhältnisse zu durchschauen, ist unstreitig viel größer, als mühsam ein Bildchen nach dem andern sich herzustellen und auf das scheinbar Kleinliche und vereinzelt Dastehende die geistige Thätigkeit zu beschränken; — aber es scheint mir die Zeit, in der wir leben, groß in der Entsamung, mit welcher sie auf einen Genuß vorläufig verzichtet, den sie späteren Generationen vorbereiten hilft, während eine noch nicht lange verfllossene Periode, phantastisch in allen einzelnen Zügen, einem vorrühm Genuß sich hingab, und sich begnügte, allgemeine Ahnungen, selbst auf wenige sichere Beobachtungen gestützt, als Fundamente für subline und elegante Theorien zu benutzen.

Unser Verfasser hat sich ganz in den Geist unserer Zeit und mit Anwendung aller uns gegenwärtig zu Gebot stehender Hülfsmittel in vorliegender Schrift mit den rhabdocoelen Turbellarien beschäftigt, und darin 1) seine Beobachtungen über diese Thiere in histologischer Hinsicht mitgetheilt; 2) eine specielle Beschreibung der beobachteten Arten, 3) Einiges über Nemertinen und 4) über Entozoën in Turbellarien veröffentlicht.

Es sey uns hier gegönnt, nur durch einige Andeutungen den Lesern dieser Blätter eine sehr gründliche und reich ausgestattete Schrift zu empfehlen, welche uns manches Neue und allgemein Interessante über diese niedrig stehenden Thiere gebracht hat.

Die Turbellarien leben fast alle frey im Wasser, und sind die ungegliederten und borstenlosen Würmer, deren ganze Körperoberfläche flimmert. Ihre Form ist bald platt, bald rundlich, ihre Körpersubstanz weich, ohne alle feste Stütze. Sie besitzen ein deutliches Nervensystem, Augenpunkte mit oder ohne collective Mittel, hie und da Stolithen. Muskelsystem, Verdauungskanal (häufig baumförmig mit einer oder zwey Oeffnungen), Wassergefäßverästelungen,

welche mit einer oder mehreren Oeffnungen an der Körperoberfläche münden, so wie Geschlechtsorgane finden sich bey allen, und zwar sind in Beziehung auf letztere männliche und weibliche entweder in einem Individuum vereinigt oder auf getrennte Geschlechter vertheilt.

Als Eintheilungsprincip wird der Verdauungsapparat gewählt und diese ganze Thierklasse in die beyden Unterabtheilungen: I. Aprocia und II. Proctucha gebracht. Von den ersteren treten als Ordnungen auf: 1) Dendrocoela, 2) Rhabdocoela, während die II. in die Ordnungen 1) Arhynchia, 2) Rhynchocoela zerfällt.

Für die Rhabdocoela entwirft der Verfasser folgende Eintheilung und Charakteristik:

1. Familie: Opistomea (Mundöffnung im hinteren Körpertheil gelegen, Schlund schlauchförmig wie bey den Dendrocoelen).
2. Familie: Derostomea (Mundöffnung etwas hinter dem vorderen Körperende; Schlund tonnenförmig).
3. Familie: Prostomea (Mundöffnung am vorderen Körperende. Schlund röhrenförmig, aus mehreren Abtheilungen bestehend, einer vorderen, innen mit Papillen besetzten, einer zweyten muskulösen, dickwandigen, und einer dritten dünnwandigen einem Oesophagus vergleichbaren).
4. Familie: Mesostomea (Mundöffnung in der Mitte oder nahe der Mitte des Körpers. Schlund ringförmig, einem Saugnapf ähnlich).
5. Familie: Schizostomea (Mund: eine Längspalte nahe dem vorderen Körperende. Ein muskulöser Schlund fehlt).

Nach diesem zoologischen Ueberblick geht der Verfasser zu der Betrachtung der rhabdocoelen Turbellarien, besonders in histologischer Beziehung über, und ist dabey unter Anderem zu folgenden Resultaten gekommen.

Erstens in Beziehung auf die Structur der Haut. Er fand sie aus einer weichen, homogenen, feinkörnigen Grundsubstanz bestehend, mit vielen wasserklaren Hohlräumen in ihrer Dicke, auf ihrer Ober-

fläche gleichmäßig mit Cilien bedeckt, welche unmittelbar auf einer zusammenhängenden dünnen Schicht der feinkörnigen Grundmembran, und nicht auf eigentlichen Flimmerzellen aufsitzen. Die Körpersubstanz dieser Thiere unterscheidet sich von der Sarcocodé Dujardin's, der ungeformten contractilen Substanz niederer Thiere, welche Ecker beschrieben hat, dadurch, daß sie nach Anwendung von verdünntem Ammoniak in regelmäßige Stücke zerfällt, deren jedes aus einer Anzahl Hohlräume und der dazu gehörigen Grundsubstanz besteht. Dieses Phänomen des Zerfallens erklärt der Verf. mit der Annahme ursprünglicher Zellen, deren Inhalt und Wandung sich gleichmäßig zu der der Sarcocodé ähnlichen Substanz umgewandelt habe, und welche nur so weit mit einander verschmolzen sind, daß sie durch chemische Agentien von einander getrennt werden können.

Zweytens in Beziehung auf die stabförmigen Körper.

Diese sind eine charakteristische Eigenthümlichkeit vieler Rhabdocoelen und Dendrocoelen, durch F. Schulze, Dersted, D. Schmidt, v. Siebold, J. und M. Müller schon bekannt geworden, und durch ihre stab-, spindel- oder pfriemenförmige Gestalt ausgezeichnet. Bey einigen Rhabdocoelen fehlen sie nach S. Schulze ganz, nämlich bey Opisthomum pallidum, Prostomum lineare. Ihre Länge variiert bey den einzelnen hieher gehörigen Thieren zwischen 0,004''' und 0,018'''. Nur selten ragen sie über die Oberfläche der Haut hervor, sind meist in deren Parenchym, aber auch zwischen den übrigen Organen eingebettet. Ihre eigenthümliche Gruppierung und Aneinanderreihung, ihre dichte Anhäufung an der sehr empfindlichen vorderen Körperspitze (z. B. bey Mesostomum rostratum) und um die Centralorgane des Nervensystems führte unseren Verfasser zu der Vermuthung, daß sie als Gebilde fungiren, welche zu dem Hautgefühl in näherer Beziehung stehen. In chemischer Beziehung zeichnen sie sich durch ihre Schwerlöslichkeit in Alkalien und durch ihre Zerfließlichkeit in Wasser und verdünnten Säuren aus. Auch wird die Vermuthung D. Schmidts bestätigt, daß ihre Entwicklung immer in Zellen von Statten gehe, welche ziemlich groß, mit einem Kern

versehen, und mehr oder weniger mit solchen Stäbchen angefüllt unter der Haut junger Exemplare angetroffen werden.

(Schluß folgt.)

Das Hyraceum in historischer, chemischer, pharmaceutischer und therapeutischer Beziehung.

(Schluß.)

1) Da er im Hyraceum weder Harnstoff, noch Harnsäure, noch Hippursäure, noch Benzoesäure fand, so ist die Meinung Derer, welche jenes für eingetrockneten Harn halten, im höchsten Grade unwahrscheinlich. 2) Eben so wenig ist das Hyraceum eine durch beygemischtes Blut gefärbte Substanz, da ein von ihm angestellter Versuch die Abwesenheit von Blut resp. Haematin mit Sicherheit beweist. 3) Carbonsäure, ein Bestandtheil des Castoreums, welche diesem Stoffe seinen intensiven Geruch, vielleicht auch seine Wirksamkeit verleiht, findet sich im Hyraceum nicht oder nur in sehr geringen Spuren. 4) Gallenbestandtheile kommen dagegen in ihm mit Gewisheit vor. 5) Ammoniak ist in nicht unbedeutender Menge vorhanden, und zwar zum geringeren Theil an Kohlensäure gebunden, zum größten Theil an Chlor als Salmiak, ähnlich wie beym Kameelmist. 6) Ein höchst eigenthümlicher und wahrscheinlich der wirksame Bestandtheil des Hyraceums ist ein penetrant aromatisch riechendes Harz, das sauer reagirt, in Aether wenig, in Wasser nicht, dagegen in einer Mischung von Aether und von wässrigem Weingeist ziemlich leicht löslich ist. Es ist in relativ großer Menge im Hyraceum vorhanden: 49,5 Proc., und stellt dadurch diese Substanz dem Castoreum sehr nahe, dessen beste Sorte 58,6 Proc. ähnliches Harz enthält.

Der Verf. hat demnach durch seine eigenen chemischen Versuche die Richtigkeit der Analyse von Lehmann bestätigt und tritt auch der Meinung desselben über die Abstammung des Hyraceums bey, indem er es für Exkremente eines pflanzenfressenden Thiers erklärt. Als Stützpunkte seiner Ansicht beruft er sich auf die vielen in dieser Substanz enthaltenen, in der Mehrzahl gleich großen Pflanzenreste, auf das Vorkommen von einzelnen Theilchen einer Insektenlarve, die wahrscheinlich vom Hyraceum lebt, auf die Gallenbestandtheile, von denen es sich nicht erklären ließe, wie sie in Harn oder ein Menstrualsekret kommen sollten, ferner auf die auffallende Menge des oben beschriebenen Harzes, das viele Ammoniak und endlich auf die große Anzahl anorganischer Stoffe.

Um am Schluß doch auch Einiges von der Heilkräftigkeit des Hyraceums zu erwähnen, wollen wir hier hervorheben, daß der Verf. nach den zur Zeit vorliegenden Erfahrungen sich zur Erklärung für berechtigt hält: „daß es im Allgemeinen bey gesteigerter Erregbarkeit des Nervensystems und insbesondere bey vielen Formen der Hysterie als symptomatisches Mittel gute Dienste leistet, jedoch nur in größerer Dosis, und daß es um so mehr der Empfehlung würdig seyn könne, als man nie schädliche Nebenwirkung davon gesehen.“ Er macht noch auf ein anderes Moment, was insbesondere in klinischen Anstalten und der Armenpraxis sehr zu berücksichtigen ist, aufmerksam, nämlich auf die relative Wohlfeilheit des Präparates, zumal dem Castoreum gegenüber.

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 20. October.
Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Beiträge zur Naturgeschichte der Turbellarien.

(Schluß.)

Drittens: in Beziehung auf den grünen Farbstoff, welcher bey *Vortex viridis*, *Mesostomum viridatum*, *Hydra viridis* und *Stentor polymorphus* als identisch mit dem Chlorophyll der Pflanzen gefunden wurde, indem nämlich der grüne Farbstoff dieser Thiere durch verdünnte Alkalien und Säuren nicht verändert, von concentrirter Schwefel- und Salzsäure mit schön grüner, durch Kochen nicht veränderbarer Farbe gelöst wird; indem weiter Alkohol und Aether diesen Farbstoff genau mit derselben Farbe löste wie das Chlorophyll, aus welcher Lösung essigsaures Bleoryd den Farbstoff niederschlägt. Endlich verbleicht auch der Farbstoff dieser Thiere in der Dunkelheit wie der grüne Pflanzenfarbstoff.

Viertens: in Beziehung auf das Muskelsystem.

Unser Verf. statuirt D. Schmidt entgegen ein sehr ausgedehntes Muskelsystem, und zwar ein Muskelflech zur Bewegung der Haut und des ganzen Körpers, so wie ein solches zur Bewegung der inneren Organe. Die Muskelfasern unter der Hautschicht haben bey beträchtlicher Länge eine Breite von 0,0005 — 0,002''' und verlaufen sowohl in der Längsrichtung des Thierkörpers als auch ringsförmig. Sie lassen sich besonders deutlich durch ziemlich concentrirte Chromsäurelösung machen, lösen sich in concentrirter Essigsäure, stärkeren mineralischen

Säuren und Alkalien ganz auf. Bey den größeren Mesostomeen findet man häufig verzweigte Fasern. Ebenso beschaffen sind die zu den inneren Organen gehenden Muskelfasern. Alle geben sie mit Zuckerlösung und Schwefelsäure die bekannte violette Färbung, und erweisen sich dadurch als proteinartige Substanz.

Indem sie durch das meist farblose, durchsichtige Parenchym, welches aus einer weichen, eyweißartige Körnchen und Bläschen enthaltenden Substanz (vergleichbar der contractilen Substanz niederer Thiere) besteht, sehr vielfach hindurchsetzen, läßt sich bey der Beobachtung von Contractilität an einzelnen abgerissenen Thierstücken nicht mehr genügend entscheiden, ob solche selbstständige Contractionen von jenen formlosen Parenchymtheilen oder den darin enthaltenen Muskelfasern herrühren.

Fünftens: in Beziehung auf das Nervensystem.

Ein solches wurde von dem Verfasser bey ältern Familien der Rhabdocoelen nachgewiesen, während ein solches und zwar nur dessen Centra bey *Pseudostomum saeroense* (von D. Schmidt) und bey *Vortex vittatus* (von Frey und Leuckart) bisher beobachtet worden war. Die Grundform des Centralnervensystems aller Turbellarien wird durch zwey mit einander verbundene, im vorderen Körpertheil gelegene Ganglien dargestellt, welche nach mehreren Richtungen Nervensäden aussenden. Bey den Rhabdocoelen sind die beyden sonst getrennten und

durch einfache oder doppelte Brücke verbundenen Ganglien zu einem Doppelganglion verschmolzen. Ganglienzellen, ähnlich denen der Annulaten, werden hier so wenig als bey den Nemertinen angetroffen. Die Nervenstränge sind aus sehr feinen, blaffen Fasern zusammengesetzt, welche die Centraltheile ebenfalls bilden helfen, hier aber untermischt mit schmalen, an beiden Enden geschwänzten, länglichen Zellen, in deren Innerem nur feine Körnchen enthalten sind.

Sechstens: in Beziehung auf die Sinnesorgane.

Die zwey in der Nähe des vorderen Körperendes gelegenen schwarzen Pigmentflecke sind wegen der Verbindung, in welcher sie mit den centralen Nervenmassen unmittelbar oder durch dicke kurze Sehnerven mittelbar stehen, als wahre Augenpunkte zu betrachten, obgleich wirkliche kollektive Mittel bey den Rhabdocoelen nur selten anzutreffen sind. Ohne solche Augenpunkte sind allein: *Opisthomum pallidum*, *Monocelis unipunctata*, *Vortex pellucidus*, *Mesostomum viridatum*, *pratense* und *sulphureum*, *Macrostomum auritum*, *Convoluta*. Die Augenflecke sind entweder scharf begrenzt, oder verzweigt und diffus.

Interessant ist gerade bey den augenlosen Rhabdocoelen das Vorkommen von einem Gehörorgan, dem vieler Mollusken ähnlich. Es besteht in einem zarten Bläschen, welches eine durchsichtige kalkige Kugel enthält, und liegt, stets unpaar, den centralen Nervenmassen unmittelbar auf. Unser Verfasser sucht in Uebereinstimmung mit Frey und Leuckart die Deutung dieser Gebilde als Gehörorgane zu rechtfertigen.

Siebtens: in Beziehung auf das Wassergefäßsystem und den Verdauungsapparat wurden keine wesentlichen neuen Entdeckungen gemacht, indem das erstere bereits durch D. Schmidt genau beschrieben worden. Auch unser Verfasser beobachtete an ihm nirgends Contractilität der Gefäße, sondern die Fortbewegung des Fluidums an die Thätigkeit von Ei-

lien gebunden, welche jedoch in der feinsten Gefäßverästelung, so wie in der Nähe der nach außen mündenden Oeffnungen fehlten.

An dem asterlosen Verdauungscanal der Rhabdocoelen hat man die Mundöffnung, den muskelförmigen Schlund und den blindsackförmigen Darm zu unterscheiden. Der Mund, meist eine einfache Oeffnung in der Haut mit entsprechender Anordnung der Hautmuskelfasern, ist nur bey einigen, z. B. *Macrostomum hystrix* auf eine leicht in die Augen fallende Weise stark entwickelt. Der Schlund eignet sich durch die Verschiedenheit seiner Gestalt bey den einzelnen Familien dazu, nach ihm die Rhabdocoelen einzutheilen. Der Darm, ohne safrige oder strukturlose Haut ist mit eigenthümlichen, farblosen und durchsichtigen Zellen mit braungefärbtem Kern, ausgekleidet, welche dicht neben einander liegend eine zusammenhängende Schicht bilden.

Beu *Macrostomum hystrix* wurde Wimperbewegung im Inneren des Darmes beobachtet. Nur bey den Derostomeen finden sich drüsenartige, mit einem Ausführungsgang versehene Zellen-Gebilde in näherem Zusammenhang mit dem Verdauungscanal.

Achtens: in Beziehung auf die Geschlechtsorgane.

In chemischer Beziehung ist der Nachweis des Chitins in der harten Schale der Rhabdocoelen- und Dendrocoelen-Eyer neu. Auch die harten Theile des Zeugungsgliedes jener sollen aus einer dem Chitin ähnlichen, von ihm durch ihre Löslichkeit in kochender Kalilauge sich unterscheidenden Substanz bestehen.

Nach Ausschluß der eingeschlechtlichen Microstomeen aus der Ordnung der Rhabdocoelen finden sich in dieser nur noch hermaphroditische Thiere und zwar bestehen die männlichen Organe aus in der bey weitem größeren Mehrzahl doppelt vorhandenen Hoden, Samenblase, Begattungsorganen; die weiblichen aus Keimstöcken, Dotterstöcken, Eiertasche und Samentasche. Sämmtliche Geschlechtsorgane münden durch eine Oeffnung.

Die von D. Schmidt zuerst bey den Rhabdocoelen nachgewiesene eigenthümliche Trennung von Eikeimen und Dottermassen in verschiedene Organe erleidet bey *Macrostomum hystrix* und *auritum* eine Ausnahme, indem hier Keimstock und Dotterstock in einem Schlauch vereinigt ist.

Der II. Theil der Abhandlung enthält eine spezielle Beschreibung der beobachteten Arten, welcher wir hier nicht weiter vorgreifen wollen; nur möge die zoologische Classification an dieser Stelle einen Platz finden, wie sie den Beobachtungen unseres Autors zufolge aufgestellt werden muß.

I. Familie Opisthōmea.

1) *Monocelis* (Oersted.), Schlundröhre frey, ohne seitlich sich an dieselbe ansetzende Muskeln, Körper cylindrisch, langgestreckt. Im vorderen zugespitzten Ende ein Stolith; bey einigen Arten noch vor demselben ein Auge.

2) *Monocelis agilis* (nov. spec.). Körper $1 - 1\frac{1}{2}'''$ lang, $\frac{1}{8}'''$ breit, vorn zugespitzt, hinten abgestumpft. An der vorderen Spitze etwas bräunlich gefärbt. Ein Stolith und darüber ein schwarzbrauner Pigmentfleck. Penis papillenartig ohne harte Theile.

3) *Monocelis unipunctata* (Oersted.). Körper $2 - 3'''$ lang, $\frac{1}{8}'''$ breit, vorn etwas schmaler als hinten, ganz weiß. Ein Stolith, aber kein Pigmentfleck im vorderen Körperende. Der Penis im erigirten Zustand mit vielen Widerhaken besetzt.

4) *Monocelis lineata*. Körper $1\frac{1}{2} - 2\frac{1}{2}'''$ lang, $\frac{1}{8}'''$ breit, vorn zugespitzt, hinten abgestumpft; rein weiß. Vor dem Stolith ein schwarzer Pigmentfleck. Der Penis papillenartig ohne harte Theile.

II. Familie Opisthomum (D. Schmidt).

1) *Opisthomum pallidum*. (D. Schmidt). Körper $1\frac{1}{2} - 2'''$ lang, $\frac{1}{3}'''$ breit, vorn abgestumpft, hinten zugespitzt. Farbe gelblich weiß.

III. Familie Derostomea.

1) Vortex.

A. *Vortex viridis* (Schulze). Körper $1 - 1\frac{1}{2}'''$ lang, $\frac{1}{3} - \frac{1}{2}'''$ breit, vorn abgestumpft, hinten zugespitzt, fast cylindrisch, schön blattgrün gefärbt. Zwey schwarze Augen.

B. *Vortex halticus* (nov. spec.). Körper $\frac{1}{2} - \frac{2}{3}'''$ lang, $\frac{1}{8}'''$ breit, vorn abgestumpft, hinten zugespitzt, fast cylindrisch; hellbräunlich; zwey schwarze Augen.

2) *Derostomum* (Oerst.) *Schmidtianum*. Körper $1\frac{1}{2} - 2'''$ lang, $\frac{1}{2} - \frac{2}{3}'''$ breit, abgeplattet, vorn abgerundet, nach hinten breiter werdend und mit kurzer Spitze endigend. Farbe weißgrau, selten grünlich. Zwey schwarze Augen.

C. *Vortex pellucidus* (nov. spec.). Körper $1'''$ lang, $\frac{1}{2}'''$ breit, etwas abgeplattet, vorn wie hinten gleichmäßig verschmälert; ganz farblos und durchsichtig; keine Augen.

IV. Familie Mesostomea. Mesostomum.

A. *Mesostom. obtusum* (nov. spec.). Körper $1 - 1\frac{1}{2}'''$ lang, $\frac{1}{3} - \frac{1}{2}'''$ breit, flach, vorn und hinten abgestumpft. Farbe weiß. Drey sehr diffus schwarze Augenflecke an der vorderen Spitze.

B. *Mesostomum marmoratum* (nov. spec.). Körper $1'''$ lang, $\frac{1}{4}'''$ breit; vorn abgestumpft, hinten zugespitzt, hellbraun, mit schwarzbraunen Adern. Zwey mit einer Linse versehene Augen.

V. Familie Schizostomea.

1) Schizostomum.

2) Macrostomum.

A. *Macrostomum hystrix* (Oerst.). Körper $1'''$ lang, $\frac{1}{4}'''$ breit, fast cylindrisch, vorn abgerundet, hinten in einen platten zum Anheften dienenden Schwanz ausgehend. Farbe weiß. Zwey kleine schwarze Augen.

B. *Macrostomum auritum* (Schulze). Körper $\frac{3}{4}'''$ lang, $\frac{1}{3}'''$ breit, platt, vorn etwas ver-

schmäler, in der Mitte meist eingeschnürt, hinten abgestumpft, Farbe weiß. Keine Augen, aber ein Stolith in der Nähe der vorderen Körperspitze.

In dem III. Abschnitt (Einiges über Nemertinen) beschreibt unser Autor eine neue Spezies einer neuen Nemertinen-Art, von ihm *Prorhynchus stagnalis* genannt und eine neue Spezies: *Tetrastemma obscurum*.

Die erstere Nemertine lebt in süßem Wasser, ist $1\frac{1}{2}$ —2''' lang, $\frac{1}{8}$ ''' breit, cylindrisch, vorn schmaler als hinten, weiß; augenlos, mit kurzem, nicht zum Umstülpen, sondern Vorstoßen geeigneten Rüssel. Die Lage der Rüsselwaffe und deren Gestalt verlangt dieses Thier, als einer neuen Gattung angehörig, zu betrachten. Sämmtliche aufgefundenen Exemplare waren Weibchen mit schlauchförmigem, neben dem Darm in der hinteren Körperhälfte gelegenen Eyerstock.

An *Tetrastemma obscurum*, welches 1'' lang und 1''' breit, cylindrisch, vorn etwas verschmälert, an beyden Enden abgestumpft, dunkel olivengrün und mit 4 Augen versehen ist, und einen Rüssel mit einem Stilet und zwey Reservespigentaschen besitzt, war das Vorkommen großer Mengen lebendiger Sungen in der Leibeshöhle auffallend.

Ferner wurde an diesem Thiere ein Wassergefäßsystem neben den unverästelten contractilen Blutgefäßen entdeckt. Bey Verfolgung der Entwicklung dieser Thiere wurde eine besondere Rücksicht auf die Bildung des Stilets genommen, wobey sich als sehr wahrscheinlich herausstellte, daß die in den Taschen seitlich von dem Stilet gelegenen Spigen dazu bestimmt seyen, den etwaigen Verlust der ursprünglichen zu ersetzen. Die Spigen selbst entstehen und wachsen in ganz durchsichtigen, kernlosen, ovalen Bläschen im Inneren der Spigentasche.

In dem IV. Abschnitt werden die in Turbellarien aufgefundenen Entozoen beschrieben und zwar wurden in *Dendrocoelen* zwey Opalinen-Spezies, beobachtet, nämlich in *Planaria torva*, eine von unserm Verfasser *Opalina polymorpha* genannt. An dieser *Opalina* glaubt Schulze Andeutungen zu Uebergangsformen bemerkt zu haben, woraus er überhaupt zu schließen geneigt ist, daß die Opalinen keine selbstständige Thiergattung bilden, sondern nur Ammen anderer Thiere darstellen. Weiter wurde in der *Planaria ulvae* die durch zwey im Vorderende gelegenen harten Haken ausgezeichnete *Opalina uncinata* gefunden.

In *Planaria torva* wurden Gregarinen häufig beobachtet. Diese waren nur bey den *Dendrocoelen* unter den Turbellarien bisher noch nicht gekannt.

Es ist begreiflich, daß wir uns hier nur auf Andeutungen beschränken konnten, indem eine ausführlichere Mittheilung sich für diese Blätter weder eignet, noch auch ohne Behülfe der Tafeln zusammengedrängt geben ließe. Durch die große Menge der theilweise colorirten, vortrefflich ausgeführten Abbildungen ist diese Abhandlung außerordentlich reich, man darf sagen, prachtvoll ausgestattet. Sie ist als ein nicht unwesentlicher Beitrag zur vergleichenden Physiologie und Anatomie zu betrachten, so daß gewiß Jeder, welcher sich für diese Organismen speziell oder für vergleichende Betrachtungen im Allgemeinen interessirt, der Veröffentlichung von Schulze's weiteren Untersuchungen mit Freude entgegenfiehet.

Dr. C. Harleß.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. October.

Nro. 65.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Journal of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia. Vol. I. second series. Philadelphia 1847 — 1850. 356 S. 4. — Vol. II. part 1. 1850.

Nach längerer Unterbrechung hat die Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia die Publication ihrer Denkschriften wieder begonnen und damit eine neue Reihenfolge eingeleitet, die statt des früheren Octavformates nunmehr in Quart erscheint. Bereits liegt uns ein ganzer Band nebst der ersten Lieferung des zweyten vor und diese neue Folge zeichnet sich sehr vortheilhaft durch große Eleganz des Druckes und der Kupfertafeln aus. Mit Ausnahme einer botanischen Mittheilung gehören alle anderen Abhandlungen dem Gebiete der Zoologie und Palaeontologie an. In unserer Anzeige dieser Denkschriften werden wir der älteren Abhandlungen, die bereits auf anderem Wege bey uns hinlänglich bekannt geworden sind, nur kurz gedenken, dagegen auf den Inhalt der wichtigeren neueren Mittheilungen, wo es uns nöthig erscheint, ausführlicher eingehen.

Vol. I. Part 1. 1847.

I. On the Fossil genus *Basilosaurus* Harl. (*Zenaglodon* Ow.) with a notice of Specimens from the Eocene Green Sand of South Carolina. By Robert W. Gibbes (P. 1 — 15. Tab. 1 — 4.) — Beschreibung der in Süd-Carolina gefundenen Ueberreste von *Zenaglodon* mit Abbildung der wichtigsten Stücke auf 4 Tafeln. Der Verf.

will 3 Arten unterscheiden, die er als *Basilosaurus cetoides* Ow., *B. serratus* Gibb. und *B. squalodon* Grateloup. bezeichnet.

II. Notice of the Discovery of a Cranium of the *Zenaglodon* (*Basilosaurus*). By M. Tuomay (P. 16 — 17. Tab. 5). — Kurze Beschreibung eines Schädel-Fragmentes mit dessen Abbildung.

III. Observations on certain Fossil Bones from the collection of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia. By Richard Owen (P. 18 — 20. Tab. 6). — Der Verf. erkannte in diesen Ueberresten die Gattungen *Bos*, *Equus*, *Mastodon* und *Harlanus americanus*; von letzterem ist der Unterkiefer abgebildet.

IV. Description of a new rapacious Bird in the Museum of the Academy of N. Sc. of Philadelphia. By John Cassin (P. 21 — 23. Tab. 7). Aus zwey von der Insel Cuba abstammenden Exemplaren errichtete der Verf. eine neue Art, der er den Namen *Cymindis Wilsonii* gab, und von welcher er eine schöne colorirte Abbildung vorlegte.

V. Remarks on the Birds observed in Upper California, with descriptions of New Species. By William Gambel (P. 25 — 56. Tab. 8 — 9). — Die erste Abtheilung einer ausgezeichneten Arbeit über die Vögel Ober-Californiens, insbesondere durch die trefflichen Beobachtungen über ihre Lebensweise. Da diese Arbeit bereits in Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte (XIV. 1. S. 82) aufgenommen und hier von Cabanis mit vor-
XXXIII. 65

trefflichen Bemerkungen begleitet worden ist, so brauchen wir an diesem Orte nicht weiter auf selbige einzugehen, nur soll noch bemerkt werden, daß der Verf. auf Tab. 8 sehr schöne Abbildungen von *Parus montanus*; *P. inornatus* und *Chamaea fasciata* und auf Tab. 9 von *Zonotrichia chlorura* und *Picus scalaris* mitgetheilt hat.

VI. History and Anatomy of the Hemipterous Genus *Belostoma*. By Joseph Leidy (P. 57—67. Tab. 10). — Auch von dieser Abhandlung ist ein Auszug im Archiv für Naturgesch. XV. 2. S. 302 enthalten; die Anatomie von *Belostoma haldemanum* ist durch eine schöne Tafel erläutert. Noch findet sich bey dieser Abhandlung ein Anhang, der 1) die Beschreibung eines neuen Eingeweidewurms, *Cryptobia helieis*, der in der Flüssigkeit der in der vesica copulatrix oder spermatheca von mehreren nordamerikanischen Arten von *Helix* und einem *Bulimus* gefunden wurde, enthält; 2) Bemerkung über den Mechanismus zur Schließung der häutigen Schwingen von *Locusta* und 3) über die Lage des Geruchsinnes bey den Land-Gasteropoden.

VII. Fragmenta entomologica. Auctore J. L. Le Conte (P. 71—93). — Bestehen aus 4 Abtheilungen mit folgenden Aufschriften: 1) *Triplacidum boreali-americanarum synopsis*, 2) *de Lycis boreali-americanis*, 3) *Pedilus, specierum synopsis*, 4) *Varia*.

Vol. I. Part 2. 1848.

VIII. Descriptions of North American Coleoptera, chiefly in the Cabinet of J. L. Le Conte, with references to described species. By S. S. Haldeman (P. 95—110). — Die neuen Arten werden ebenfalls im Archiv für Naturgeschichte aufgenommen und können daher hier übergangen werden.

IX. Observations on the Eocene formation and descriptions of one hundred and five new fossils of that period, from the vicinity of Vicksburg, Mississippi; with an Appendix. By T. A. Conrad (P. 111—134. Tab. 11—14). — Der Verf. sammelte aus den genannten Ablagerungen gegen 109 fossile Arten, von denen 60

den Univalven, 42 den Bivalven, eine den Multivalven und 6 oder 7 den Polypen angehören und wovon die meisten neue Arten zu bilden scheinen. In einem Anhange beschreibt er noch die eocenen Conchylien und Korallen, die in der Sammlung von Gardner Vanuxem enthalten sind und in Süd-Carolina gefunden wurden.

X. Description of a new *Buceros* and a notice of the *Buceros elatus*. By John Cassin (P. 135—136 Tab. 15). — Unter dem Namen *Buceros albicristatus* wird hier eine neue Art beschrieben, die sich durch einen weißen Federkamm auf dem Kopfe und langen stufigen Schwanz auszeichnet. Sie stammt aus Sierra Leone und ist in einer schönen Abbildung dargestellt. Beygegeben ist eine Beschreibung von *Buceros elatus*.

XI. Descriptions of three new species of the genus *Icterus*. By John Cassin (P. 137—138. Tab. 16 und 17). — Der einen Art wird der Name *Icterus maculialatus* beygelegt und Vera Cruz als Heimathsort angegeben. Die andere Art ist als *Icterus auricapillus* benannt und in Mexico und Brasilien aufgefunden. Die dritte Art führt den Namen *Icterus Giraudii* und hält sich bey Bogota auf.

XII. Monograph of the Fossil Squalidae of the United States. By Robert W. Gibbes (P. 139—147. Tab. 18—21). — Beschrieben und abgebildet werden hier die Zähne von *Carchorodon megalodon* Ag., *C. angustidens* Ag., *C. seutidens* Gibb., *C. Mortoni* Gibb., *C. lanciiformis* Gibb. und *C. sulcidens* Ag.

XIII. Descriptions of Plants collected by W. Gambel in the Rocky Mountains and Upper California. By Thomas Nuttall (P. 149—189. Tab. 22—24). — Eine reiche Ausbeute an neuen Formen wird in diesen Beschreibungen der von Gambel in den Felsgebirgen und Ober-Californien gesammelten Pflanzen bekannt gemacht.

Vol. I. Part 3. 1849.

XIV. Monograph of the Fossil Squalidae of the United States. By Robert W. Gibbes (P. 191—206 Tab. 25—27). — Fortsetzung

der unter Nr. 12. begonnenen Abhandlung. In selbiger werden aufgeführt: *Carcharias tenuis*; *Galeocerdo aduncus*, *latidens*, *minor*, *Egertoni*, *pristodontus* und *contortus* Gibb.; *Hemipristis serra*; *Glyphis subulata* Gibb.; *Sphyrna lata* und *denticulata*; *Notidanus primigenius*; *Lamna elegans*, *cuspidata*, *compressa*, *acuminata*, *crassidens*, *contortidens*, *Hopei*, *verticalis* und *gracilis*; *Otodus obliquus*, *appendiculatus*, *levis* Gibb., *crassus*, *macrotus*, *trigonatus*, *apiculatus*; *Oxyrhina hastalis*, *xiphodon*, *plicatilis*, *Mantelli*, *crassa*, *minuta*, *Sillimani* Gibb., *Desorii* Gibb. und *Wilsonii* Gibb.

XV. Descriptions of new Fossil and Recent Shells of the United States. By T. A. Conrad (P. 207 — 209). — Aus dem obern Eocen werden als neue Arten charakterisirt: *Clavella vicksburgensis*, *Fulgur nodulatum*, *Triton subalveatum*. Als neue lebende Arten sind bezeichnet: *Siliqua floridana*, *Lyonsia floridana*, *Cryptomya californica*, *Donax protracta*, *Venus intopurpurea*, *Pecten fuscopurpureus*.

XVI. Notes on Shells, with Descriptions of new Genera and Species. By T. A. Conrad (P. 210 — 214). — Der Verf. berichtet die Synonyme von *Cassis cornuta*, *labiata* und *tuberosa*, unterscheidet von *Triton tuberosus* den *T. pyriformis*, zeigt, daß unter *Triton variegatus* Lam. 3 Arten begriffen sind: *T. (Murex) tritonis* Linn., *T. nobilis* Con. und *T. variegatus*, trennt von *Nautilus umbilicatus* einen *N. perforatus*, und macht dann verschiedene Bemerkungen über *Petricola californica* und *carditoides*, *Siliqua Nuttallii* und *lucida*, *Trigonella crassatelloides*, *Sanguinolaria Nuttallii* und *Pholadomya abrupta*. Zuletzt sondert der Verf. von *Pholas* eine eigne Gattung als *Parapholas* ab und fügt zu *Pecten* eine neue Art als *P. fragosus*.

XVII. Remarks on the Birds observed in Upper California, with descriptions of new species. By W. Gambel (P. 215 — 229). — Die zweite Abtheilung der unter N. v. begonnenen Bemerkungen über die obercalifornischen Vögel, behandelnd: Klettervögel, Tauben, Hühner, Sumpf- und Schwimmvögel.

XVIII. Additional Observations on a new living species of Hippopotamus. By S. G. Morton (P. 230 — 239 Tab. 32 — 34). — Der Verf. hat schon früher die Merkmale angegeben, durch welche sich seine neue Art der Flusspferde, zuerst von ihm *Hippopotamus minor*, später *H. liberiensis* benannt, vom *H. amphibius* unterscheidet. Hier theilt er nun weitere Bemerkungen über die neue Species mit, fügt viele Ausmessungen des Schädels bey, und legt auf 3 Tafeln genaue Abbildungen des letzteren und des Gebisses vor, woraus die wesentliche Verschiedenheit des *H. liberiensis* vom *H. amphibius* hervorgeht. Die Hauptdifferenzen bestehen darin, daß *H. liberiensis* ein weit kleineres Thier ist, indem bey Erwachsenen der Schädel nur 12" mißt; daß ferner das Schädeldach sowohl zwischen den Augenhöhlen als zwischen den Hinterhaupt- und Nasenbeinen eine schwache, aber gleichförmige Wölbung zeigt, während bey *H. amphibius* die Augenhöhlen auffallend erhöht sind und der Zwischenraum concav ist; daß weiters bey *H. liberiensis* die Augenhöhlen mehr mittelständig sind, und daß an den obern Eckzähnen die innere Ausfurchung, die bey *H. amphibius* nur seicht ist, bey dieser neuen Art so tief eingreift, daß der Querschnitt einen nierenförmigen Umriss zeigt. Dieses Flusspferd hält sich in großer Anzahl im St. Pauls-Flusse auf, der in den Gebirgen von Guinea entspringt, durch das Dey-Land und Liberia strömt, und nordwärts vom Kap Messurado sich ins atlantische Meer ergießt.

XIX. Descriptions of new species of Birds of the genera *Vidua*, *Euplectes* and *Pyrenestes*. By John Cassin (P. 241 — 243 Tab. 30 — 31). — Die als neu angekündigten Arten heißen: *Vidua albinotata* von Port Natal und *V. concolor*, *Euplectes nigriventris* von Sansibar, *Pyrenestes coecineus* von Westafrika. Diese 4 Arten sind auf 2 Tafeln abgebildet.

XX. *Cryptocephalarum Boreali-americanae diagnoses cum speciebus novis musei Leontiani*. Auctore S. S. Haldeman (P. 245 — 265). — Im Ganzen werden hier 75 Arten aufgeführt.

XXI. Observations on the Reproductive Organs and on the Foetus of the Delphinus Nesarnak. By Charles D. Meigs (P. 267 — 273 Tab. 35 — 36). — Während Dr. Kuschberger's Seereise nach China wurde in nicht großer Entfernung von Rio Janeiro ein Delphin gefangen, und zwar ein trächtiges Weibchen, von welchem der Fruchthälter und die Scheide nebst dem 13'' langen Fötus in Weingeist aufbewahrt und dem Verf. nach der Rückkehr übergeben wurden. Bey der mit diesen Stücken vorgenommenen Untersuchung, an der Agassiz Antheil nahm, ergab sich als das Merkwürdigste, daß innerhalb des Scheidenhalses noch ein zweytes os tincae und cervix, ähnlich dem äußeren, gefunden wurde. Der Verf. ist der Meinung, daß diese Verdoppelung des Muttermundes wohl die Bestimmung haben möge, dem ungeheuern Drucke, welchen die Walle, wenn sie in große Tiefen hinabgehen, auszuhalten haben, einen größeren Widerstand entgegen setzen zu können, um dadurch die Austreibung des Fötus zu verhindern. Nach Vergleichung des Fötus meint der Verf., daß derselbe dem Delphinus Nesarnak Lacep. (D. Tursio Fabr.) angehören dürfe, obwohl er es selbst benkenklich findet, daß ein Polarbewohner noch in der Nähe von Rio Janeiro vorkommen soll; wahrscheinlich rührt jener von einer andern Art her. Fruchthälter und Fötus sind in natürlicher Größe auf 2 Tafeln abgebildet.

Vol. I. Part 4. 1850.

XXII. Descriptions of New Fresh Water and Marine Shells. By T. A. Conrad (P. 275 — 280 Tab. 37 — 39). — Die zu den Gattungen Unio und Melania gehörigen neuen Arten sind in nordamerikanischen Flüssen gefunden worden; von den Küsten Unter-Californiens und Peru's kommen die zu den Gattungen Solecardia, Petricola, Pholadopsis, Parapholas, Penitella, Triton und Oliva gestellten Arten. Alle sind in vortrefflichen colorirten Abbildungen dargestellt.

XXIII. Revision of the North American Tailed-Batrachia, with descriptions of new genera and species. By Spencer F. Baird (P. 281 — 294). — Eine vorläufige Uebersicht von

einer größeren Arbeit, die der Verf. über die geschwänzten Batrachier Nordamerikas demnächst herausgeben will, und die allerdings zur Entwirrung der Arten und ihrer Synonymik sehr wünschenswerth ist. Erwähnt soll hier nur werden, daß auch der Verf. den Siredon mexicanus, wegen seiner äußern und innern Aehnlichkeit mit der Larve von Ambystoma punctata (Salamandra punctata), bloß für die Larve einer riesenhaften Art dieser Gattung ansieht, obwohl das Thier im vollkommenen Zustande noch nicht gekannt ist. Am Schluß werden noch 4 neue Species nordamerikanischer Salamander und eine von Scincus unter dem Namen Ambystoma macrodaetyla, A. mavortia, A. episcopus, Pseudotriton montanus, Plestiodon anthracinus charakterisirt.

XXIV. Descriptions of new species of the Genera Micrastur, Tanagra and Sycobius. By J. Cassin. (P. 295 — 297 Tab. 40 — 41). — Die neuen Arten heißen Micrastur guerilla von Jalapa, Tanagra nigroaurita vom Rio negro in Südamerika, und Sycobius scutatus von Westafrika; alle 3 Arten sind abgebildet.

XXV. New species of Myliobates from the Eocene of South Carolina, with other genera not heretofore observed in the United States. By Robert W. Gibbes (P. 299 — 300 Tab. 42). Gefunden wurden Zähne von Myliobates Holmesii und transversalis, beydes neue Arten, Ptychodus polygyrus Ag., Carcharias tenuis Ag., Carcharodon leptodon Ag., Galeocerdo unbestimmte Art und ein Knochen, den Agassiz für einen Interapophysen-Knochen zur Tragung der Rückenstachel von Platax erklärte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. October.

Nro. 66.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Journal of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia.

(Fortsetzung.)

XXVI. Descriptions of two species of Distoma with the partial history of one of them. By Joseph Leidy (P. 301—310 Tab. 43). — Die eine Art heißt *Distoma horridum*, und wurde in den Harnleitern und dem Nierenbecken einer *Boa constrictor* gefunden; die andere Art erhielt den Namen *Distoma rugans*, und wurde in der Flüssigkeit des Pericardiums, zuweilen auch an der Oberfläche des Herzens von *Helix alternata* und *H. albilabris* entdeckt und zwar in drey verschiedenen Zuständen, die genau beschrieben und durch Abbildungen erläutert werden.

XXVII. An attempt to classify the Longicorn Coleoptera of the part of America North of Mexico. By John L. Le Conte (P. 311—340). Da diese Abhandlung nur der Anfang der folgenden ist, so sollen beyde bey dieser im Zusammenhange besprochen werden.

Vol. II. Part. 1. 1850.

I. An attempt to classify the Longicorn Coleoptera of the part of America North of Mexico. By John L. Le Conte (P. 5—38). —

Eine systematische Auseinandersetzung der großen Familie der Coleoptera Longicornia oder Bockkäfer hat Audinet-Serville in dem ersten Bande der *Annales de la Société entomologique de France*

(1832) geliefert. Auf diese dankenswerthe Arbeit ist bis jetzt noch keine Monographie gefolgt, was um so mehr zu wundern ist, da diese Familie bey der durchschnittlich ansehnlichen Größe ihrer Arten und augensälligeren Unterschiede, ihrer weiten Verbreitung und leichteren Vereinigung in einer Sammlung, deren Zierden sie vornehmlich ausmachen, viel weniger Schwierigkeiten darzubieten scheint, als andere, welche schon länger eine monographische Bearbeitung erfahren haben. Der berühmte Entomologe Le Conte hat nun die Bockkäfer von Nordamerika mit Ausschluß der mexikanischen näher untersucht, und einige Aenderungen in der Serville'schen Classification nothwendig gefunden. Sogar die bisher angenommene Grundeintheilung in *Prionidae*, *Cerambycidae* und *Lepturidae* läßt er nicht mehr zu, sondern setzt dafür *Prioni*, *Cerambyci* und *Lamiæ*, indem er die frühere dritte Abtheilung zu der zweyten zieht, und dagegen einer früheren Unterabtheilung dieser zweyten, den *Lamiæ*, eine coordinirte Stellung einräumt. Hierzu hat ihn die zuerst von unserem Landsmanne Dr. Zimmermann in Philadelphia hervorgehobene Bemerkung veranlaßt, daß bey allen *Lamiæ* die Vordersehienen an der Innenseite eine schiefe Furche tragen, die oft als eine wahre Ausbuchtung wie bey den meisten Laufkäfern gefunden wird. Die anderen Bockkäfer zeigen keine Spur davon, während der für *Lepturidae* als Hauptabtheilung angeführte Charakter, zu einer Art Hals abgeschnürter Hinterkopf, auch bey wirklichen *Cerambyciden* (z. B. *Necydalis*) gefunden wird. Der Verf. bezeichnet seine drey Abtheilungen oder Gruppen folgendermassen: 1. *Lamiæ*: Vor-

derschienen innen mit einer schiefen Furche; Palpen immer fadenförmig; Antennen scheitelständig; Thorax ungerandet; Vorderhüften kugelförmig. 2. *Cerambyci*: Vordersehien innen nicht gefurcht (außer in der Gattung *Michtysoma*); Palpen meistens platt gedrückt; Thorax ungerandet. 3. *Prioni*: Vordersehien innen nicht gefurcht; Palpen platt gedrückt; Antennen stirnständig; Vorderhüften sehr in die Quere verbreitet.

Die *Cerambyci*, mit welchen der vorliegende Auffatz allein sich beschäftigt, werden wieder eingetheilt nach der Form und Bildung der Vorderhüften und Sehien in drei Untergruppen, nämlich 1. *Lepturidae* mit fadenförmigen Sehien und konischen Vorderhüften; 2. *Cerambycidae* mit fadenförmigen Sehien und entweder kugelförmigen oder fast queren Vorderhüften, und 3. *Spondylidae* mit zusammengedrückten Vordersehien und fast queren Vorderhüften.

Die Mangelhaftigkeit der früheren Eintheilung wird an Beispielen satzsam nachgewiesen, die neue näher begründet durch Angabe der End- und Culminationpunkte der einzelnen Gruppen und ihrer Uebergänge, welche zwar durchaus natürlich sind, doch wenn der Verf. in diesem allgemeinen Theile auch auf die südamerikanischen Gattungen Rücksicht genommen hätte, noch weit deutlicher und nothwendiger erschienen wären.

Die Aufstellung der Gattungen und Arten aus der Abtheilung *Cerambyci* beginnt mit der Gruppe *Lepturidae*, welche wieder eine Dreitheilung zuläßt nach der Richtung der Stirne ob abwärts gebogen oder wagerecht, nach dem Grade der Ausrandung des Augenkreises und nach der Stellung der Antennen entweder zwischen oder vor den Augen. Wir wollen, da der Verf. bisherige Gattungen unterdrückt und einige neue (hier mit *Lec.* bezeichnet) aufstellt, in Kürze sein System mittheilen, und nur in Zahlen die auf Nordamerika treffenden Arten jeder Gattung anmerken.

Die erste Untergruppe der *Lepturidae* ist bezeichnet durch einen kurzen Kopf und herabgebogene Stirne; die Antennen stehen zwischen den Augen,

welche bedeutend ausgerandet sind; der Körper ist linear, nach hinten nicht verengert; die Palpen cylindrisch, nicht erweitert. Sie nähert sich den ächten *Cerambyciden* und eben so den *Lamien*; von diesen unterscheidet sie sich durch die einfachen Vordersehien, von jenen durch die kegelförmigen Vorderhüften. Dazu gehören *Necydalis* Lin., *Encyclops* Newm., und *Desmocerus* Serv. mit je einer Art.

Die zweite Untergruppe begreift die Gattungen, in welchen die Stirne nicht jäh herabgebogen ist; der Kopf gewöhnlich verlängert, mit vorstehendem Munde, aber nie hinten stark eingeschnürt, doch oft etwas verengert hinter den Augen, welche nicht tief ausgerandet sind. Sie unterscheidet sich von der nächsten durch die Stellung der Antennen, welche entweder vor den Augen oder in einer Linie mit dem Vorderrande stehen. Die Palpen sind zusammengedrückt oder mehr oder weniger erweitert. Sie scheint sich den *Prioniden* zu nähern, wenigstens in der ersten Gattung: *Piodes* Lec. aus dem Oregongebiet mit einer Art. *Rhagium* F. hat nur eine, aber sehr gemeine Art, *lineatum* F., unter Fichtenrinden. *Argaleus* Lec., gebildet aus jenen Arten der folgenden Gattung, in welchen die Sporen der Sehien an deren Ende stehen, während in den übrigen sie vor dem Ende angetroffen werden: 2 Arten. *Toxotus* Meg. 5 Arten. *Aemaeops* Lec., wie die nächstfolgenden aus dem unterdrückten Genus *Pachyta* Meg. an den gar nicht ausgerandeten Augen erkennbar, 13 Arten; *Gaurotes* Lec., dem vorigen ähnlich, aber mit einem breiten höckerigen Mesosternum wie *Rhagium*, 1 Art; *Centradera* Lec., mit großen, runden, nach vorne ausgerandeten Augen, sonst der Gattung *Rhamnusium* Meg. ähnlich, 2 Arten; *Evodinus* Lec. mit der Form von *Strangalia* Serv., 1 Art.

In der dritten Untergruppe finden wir die Antennen zwischen den Augen stehen, unmittelbar an der tiefen Ausrandung derselben. Bei den meisten Gattungen ist der Hinterkopf bedeutend zusammengesnürt. *Anthophylax* Lec., ebenfalls aus *Pachyta* gebildet, wie die folgende, ist der Gattung *Argaleus* etwas ähnlich; unsere mitteleuropäische

Art, P. 4 — *maculata* F. gehört dazu; 2 Arten. Mit *Strangalia* Serv. hat der Verf. die meisten Arten von *Grammoptera* Serv. vereinigt; von *Leptura* unterscheidet sie sich nur durch vorstehende Hinterecken des Thorax; 32 Arten. *Typocerus* Lec. durch 12 gliedrige Antennen ausgezeichnet, mit 10, und *Leptura* mit 21 Arten. Von allen diesen 94 nordamerikanischen Lepturiden wird keine einzige in Europa gefunden, obwohl die Formen und Farben sehr ähnlich sind.

Die zweite Gruppe der *Cerambyci*, die eigentlichen *Cerambycidae*, ist bey weitem schwieriger einzutheilen, und man muß eine größere Anzahl von Leibtheilen berücksichtigen. Der Verf. stellt 14 Untergruppen auf, in welche auch die der nordamerikanischen Fauna fremden Gattungen aufgenommen sind. In Betrachtung kommt die Länge der Maxillarpalpen, die Bildung der Oberkiefer (gespalten oder ungespalten), des Mesosternums (höckerig oder eben), des Kopfes (mit oder ohne Rüssel), der Stirne (senkrecht oder wenig herabgebogen), der Antennen (vor oder zwischen den Augen stehend), der Schenkel (keulenförmig oder einfach), der Palpen (erweitert oder einfach), endlich der vorderen *Acetabula* (rund oder eckig).

1. Auf eine einzige merikanische Gattung *Cryptopleura* Lec. gegründet; Oberkiefer ungespalten, Mesosternum höckerig, Antennen kurz, Flügeldecken seitlich eingebuchtet.

2. Bruststücke sehr breit, Flügeldecken nicht eingebuchtet, Oberkiefer ungespalten; nur die brasilianischen Gattungen *Megaderus* Dej. und *Lissonotus* Sch.

3. Bruststücke höckerig, nicht breit; Flügeldecken nicht eingebuchtet, Oberkiefer ungespalten. Enthält die sämtlichen *Trachyderes*-Formen, welche bis auf die neue Gattung *Smileceras* Lec. (mit 1 Art) aus Neu-Mexiko, nur Mittel- und Südamerika angehören.

4. Oberkiefer gespalten: Antennen 12 gliedrig, Bruststücke entweder höckerig oder eben. Nordamerika hat nur eine Gattung *Tylosis* Lec. mit 1 Art.

5. Oberkiefer ungespalten wie bey allen folgenden; Schenkel nicht keulenförmig; vordere *Acetabula* rund; Stirn wenig abwärts gebogen. *Tragidion* Serv. mit 2, *Purpuricenus* Serv. mit 2, *Eburia* Serv. mit 2, *Cerasphorus* Serv. mit 1, *Elaphidion* Serv. mit 24, *Arrhopalus* Serv. (wozu der Verf. alle schwarzgelben *Clytus* mit nicht keulenförmigen Schenkeln zieht) mit 11 Arten.

6. Von der vorigen Abtheilung nur durch keulenförmig verdickte Schenkel zu erkennen. *Ancylocera* Serv. mit 1, *Tinopus* Lec. (durch verlängertes erstes Glied der hinteren Tarsen unterschieden) mit 1, *Scleroecerus* Dej. mit 1, *Stenopterus* Ill. mit 1, *Heliouanes* Newm. mit 2, *Obrimum* Meg. mit 4, *Curius* Newm. mit 2 Arten.

7. Palpen erweitert, und nur dadurch von der vorhergehenden verschieden; von der folgenden durch den vorstehenden Kopf. *Tylanotus* Lec. (mit *Elaphidion* verwandt) 1, *Ibidion* Serv. 2, *Dryobius* Lec. 1, *Smodicum* Lec. 1, *Gracilin* Serv. 2, *Atimia* Hald. 1 Art.

8. Durch die senkrechte Stirne vor allen anderen Untergruppen ausgezeichnet; sie nähert sich so sehr den *Lamien*, daß nur die Beschaffenheit der Palpen und der Vordersehnen ihre Vereinigung mit diesen hindert: *Clytus* F. 21, *Cyrtophorus* Lec. (*Clytus*-Arten mit an der Basis höckerigen Flügeldecken) 3, *Enderces* Lec. 1 Art.

9. Auf eine einzige neue Gattung *Michthysoma* Lec. gegründet, welche *Parmena* oder *Dorcadion* ähnlich sieht, und, wie schon erwähnt, an den Vordersehnen eine schiefe Furche trägt; die Stirne ist kurz; kaum abwärts gebogen.

10. Hier beginnt die Annäherung an die *Spondylidae* darin, daß die *Acetabula* der Vorderfüße nach außen verlängert sind. *Hylotropes* Serv. mit 2, *Physocnemum* Hald. (*Anaglyptus* Muls.) mit 5, *Phymatodes* Muls. mit 7, *Callidium* F. mit 2, *Tetropium* Kirby (*Isarthron* Dej.) mit 1 Art.

11. Die *Acetabula* noch viel stärker verlängert, die Augen einfach quer, ohne die Antennen zu umfassen, welche an dem Grunde der Oberkiefer

und vor den Augen stehen. *Asemum* Esch. 2, *Criocephalus* Muls. 4 Arten.

12. In dieser ist eine Verwandtschaft mit den Lepturiden zu erkennen; sonst steht sie der Gruppe 5 sehr nahe. Die Oberkiefer sind abgestumpft; an ihrer Basis befinden sich die Antennen ganz gerade vor den Augen. *Distenia* Dej. mit 1 Art.

13. Kopf in eine Art Rüssel verlängert, Schenkel stark keulenartig verdickt. Enthält nur die südamerikanischen Gattungen *Odontocera*, *Rhinotragus* und *Oregostoma*.

14. Maxillarpalpen, sehr kurz, cylindrisch; Labialpalpen länger und etwas erweitert; Stirn unmitttelbar unter den Antennen senkrecht. *Callichroma* Serv. mit 1 Art.

Aus diesen vierzehn Untergruppen hat also Nordamerika 116 Species, welche kurz beschrieben werden, darunter viele neue, welche erst auf der naturwissenschaftlichen Reise Agassiz's aufgefunden worden sind. Die Gruppe Spondylidae scheint dort ganz zu fehlen.

II. Descriptions of one new Cretaceous and seven New Eocene Fossils. By T. A. Conrad (P. 39 — 42 Tab. 1). — Die 8 neuen Arten heißen *Mitra georgiana*, *Catopygus Conradi* und *C. oviformis*, *Holaster Mortoni*, *Nucleolites Mortoni* und *N. Lyelli*, *Discoidea Haldemani*, *Cidarites Mortoni*. Die 7 Arten aus dem Eocen stammen von Georgien und die aus der Kreide von New Jersey her.

III. Descriptions of some American Annelida abbranchia. By Joseph Leidy (P. 43 — 50, Tab. 2). — Beschrieben werden hier 8 Arten, nämlich *Nais gracilis* und *N. rivulosa* als neue Arten, *Pristina longiseta* Ehr., *Strephuris agilis* neue Gattung und Art, *Aelosoma venustum* neue Art, *Enchytraeus vermicularis* Henl. und *E. socialis* neue Art, *Lumbriculus limosus* neue Art; *Leucophrys clavata* Leid. Von der neuen Gattung *Strephuris* gibt der Verf. als Merkmale an: podal spines alternating with setae, in two rows; upper lip moderately projecting; girdle well mar-

ked; number of articulations not over seventy; no muscular stomach, blood bright red.

IV. Descriptions of Owls, presumed to be new species. By John Cassin (P. 51 — 54; Tab. 3 — 5). — Die 3 Arten heißen 1) *Syrnium virgatum*, 2) *Syrnium albigularis* und *Nyctale Harrisii*. Sie sind in schönen Abbildungen dargestellt und stammen aus Südamerika, die letzte Art indes nur fragweise.

V. Description of a new species of *Mergulus*. By W. Gambel (P. 55; Tab. 6). — Diese neue Art ist häufig an der Küste von Californien und unterscheidet sich von *Mergulus Alle* durch den gänzlichen Mangel von Weiß an den Flügeln, den größern und stärkern Schnabel und den orangefarbenen Fleck an der Wurzel des Unterkiefers.

VI. Descriptions of fifteen new species of Crinoidea from the sub-carboniferous limestone of Iowa. By David D. Owen and B. F. Shumard (P. 57 — 70, Tab. 7). — Die Namen dieser neuen Arten sind: *Platycrinus planus*, *Pl. Yandellii*, *Pl. discoideus*, *Pl. corrugatus* und *Pl. Burlingtonensis*, *Dichocrinus ovatus* und *D. striatus*, *Cyathocrinus Jowensis* und *C. cornutus*, *Pentremites Norwoodii*, *P. melo*, *P. laterniformis* und *P. stelliformis*, *Actinocrinus unicornus* und *A. Evansii*.

VII. Fossil Footprints of Connecticut River. By James Deane (P. 71 — 74, Tab. 8 — 9). — Die Nordamerikaner haben sich mit besonderer Vorliebe mit der Deutung der Fährten, welche urweltliche Thiere auf Gesteinschichten zurückgelassen haben, befaßt, und insbesondere hat Deane daran Theil genommen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. October.

Nro. 67.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Schriften über die klassische Alter-
thumskunde.

1. Die Staatsverfassung der Athener von August Böckh. Zweyte Ausgabe. Erster Band. Buch I—IV. 1851.
2. Ueber Schiffbau und die nautischen Leistungen der Griechen und Römer im Alterthum. Eine antiquarische Abhandlung von James Smith Esq. of Jordanhill F. R. S. &c. Aus dem Englischen übertragen von Dr. J. Thiersch. Marburg 1851.
3. Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenswesens bey den Griechen und Römern, von Friedrich Wieseler. Mit 14 Kupfertafeln. Göttingen 1851.

1. Herr Geheimerath August Böckh hat, wie man weiß, im Jahre 1817 durch Herausgabe seines Werkes über die Staatshaushaltung der Athener die Bahn einer mehr umfassenden, gründlichen und fruchtbringenden Erforschung der griechischen Alterthümer eröffnet, nachdem Berthold Georg Niebuhr, dem das Buch gewidmet ist, für die römischen durch die festere Begründung und zum Theil Umgestaltung der *origines Romanae* und der Kunde des ganzen römischen Staatswesens vorangegangen war.

Zum erstenmale sah man in dem Böckhischen Werke den ganzen inneren Haushalt des Staates, die Lehre von den edlen Metallen, ihrer Ausmünzung und ihres Preises mit der Bevölkerung von Attika, mit Landwirthschaft, Gewerbe und Handel,

mit den Bedürfnissen des Lebens, mit dem Bau der Ländereyen, der Bergwerke, der Häuser, mit dem Besitz von Sklaven, Vieh, wie mit der Lehre vom Getreide und Brod und den übrigen Lebensmitteln, mit den Ausgaben für Bekleidung, Geräthe, Waffen und Schiffe in erwünschten Zusammenhang gebracht, die zum Lebensunterhalt erforderlichen Summen ermittelt und ihr Verhältniß zu dem Volksvermögen dargestellt; dann mit gleicher Gründlichkeit behandelt, was auf Lohn, Zins, Wechsler, Landzins, Seezins, Miethe und Pacht sich bezog. Besonders aber waren es die Finanzverwaltung, die Lehren von den Ausgaben, von den ordentlichen und außerordentlichen Einkünften, welche sich einer erschöpfenden und nach allen Seiten Licht verbreitenden Darlegung erfreuten; die in dem zweyten, dritten und vierten Buche enthalten sind. Man fand hier in eben so scharfsinniger als geistreicher Combination, was über Finanzgesetzgebung und Finanzstellen, über Schatzmeister der Bürger und der öffentlichen Einkünfte, über Hellenotamien, über die einzelnen Kas sen und Arten der Ausgaben für Bauwerke, Polizey, Feste, an Sold für die Volksversammlung, die Gerichtshöfe, an Spenden für das Volk, für die Armen, für öffentliche Belohnungen zu sagen war, dem ein Ueberschlag der öffentlichen Ausgaben, und die Nachweisung des Bedarfes der Kriegsmacht an Sold und Verpflegung und der Ausrüstung der Flotte angeschlossen ist. Hierauf folgten die Arten der öffentlichen Einkünfte aus Ländereyen, Häusern, Bergwerken, Böllen, Personen- und Gewerbs- Steuern, Gerichts- und Strafgeldern, Busen, Einziehung des Vermögens, Tributen der Bundesgenossen und Kle ruchen, nach deren Darlegung es möglich wurde,

die Summe der jährlichen Einkünfte zu berechnen. Die Leistungen der Wohlhabenden an Liturgien waren besonders sehr fruchtbringend behandelt, worauf dann die Lehre vom Vermögen und von Vermögenssteuer, von den Schätzungen, Symmorien und besonders von der Hierarchie eintrat, das Ganze aber mit der Nachweisung über Subsidien im Einzelnen, Anlehen, Münzveränderungen geschlossen ward. Xenophons Vorschläge zur Verbesserung des attischen Wohlstandes wurden am Schluß einer genauen und eingehenden Kritik unterworfen.

Schon vor fünfzehn Jahren wurde der Verf., wie wir in der Vorrede zur zweyten Ausgabe erfahren, zur neuen Bearbeitung dieses Werkes veranlaßt, gerieth aber dabey in metrologische Untersuchungen, welche ihn so fesselten, daß sie ihm unter der Hand zu dem vortrefflichen Buche über Maße und Gewichte erwuchsen, das im Jahre 1838 erschienen ist *). Man weiß, welchen Umfang und welche historische Wichtigkeit der Verfasser diesen zum Theil mühseligen und seitab liegenden Untersuchungen zu geben gewußt hat. Es ist ihm gelungen, den inneren Zusammenhang zwischen dem Maß- und Gewichtssystem der Babylonier, Aegyptier, Phönizier, Hebräer, Griechen und Römer nachzuweisen, und dadurch für die sociale Entwicklung der nach- und neben einander auftretenden Völker des Alterthums in den Uebereinstimmungen des Fußes und Pfundes bey ihnen eine sichere Basis zu gewinnen, auf welcher sie sich mit Aufnahme oder Benutzung dessen, was die Nachbarn oder Vorgänger auf dem Gebiete der Gewerbe, des Handels, des Verkehrs oder der Jahresordnung Nützlichers erfunden und eingerichtet hatten, nach oder neben einander aufzubauen im Stande waren.

Wenige Jahre darauf wurde durch die wichtige Entdeckung der Urkunden über das Seewesen der Athenäer der Verfasser veranlaßt, diesem Gegenstande seine besondere Thätigkeit zuzuwenden. Schon in der ersten Bearbeitung der Staatshaushaltung hatten, wie wir anführten, die auf das Seewesen und die Hierarchie bezüglichen Gegenstände ihre Behand-

lung gefunden. Die neuen im Piräus gefundenen Urkunden, deren Erhebung und genaue Bekanntgebung man zunächst Hrn. Professor Ludwig Ross verdankt, führten zu umfassender Behandlung dieses Stoffes, aus dem das wichtige Werk über dieselben hervorging, welches schon im Jahre 1840 der Defentlichkeit übergeben ward *). So erweiterte sich dem Verfasser der Umfang des Stoffes für ausgiebigere Behandlung und festere Begründung der einzelnen Lehren seines Werkes, und ebenso wenig durften für die neue Bearbeitung die später entdeckten und von mehreren Seiten zuströmenden Inschriften unbenutzt bleiben, darunter viele, die noch keine Aufnahme in den ersten Band des Corpus Inscriptionum Graecarum gefunden hatten. Vorzüglich werden die von unserm auswärtigen Mitgliebe Hrn. Alexander Rhisos Rhangabis in seinen verdienstlichen Werke über attische Alterthümer als solche angeführt, welche wegen des Stoffes, den sie für den Gegenstand enthalten, durchgearbeitet wurden. Auf diese Weise hat sich allmählig die zweyte Ausgabe der Staatshaushaltung der Athener reicher entwickelt und gestaltet, deren erster Band jetzt vorliegt. Er umfaßt die sämmtlichen vier Bücher des Werkes. Der zweyte wird die Beylagen, d. i. die urkundlichen Belege für die einzelnen Behauptungen und Lehren enthalten, mit Weglassung derer, die indeß überflüssig geworden sind, und Aufnahme der wichtigern unter den neu entdeckten Denkmälern. Als dritter Band des Werkes gelten die schon 1840 erschienenen Urkunden über das Seewesen der Athener, und es ist eben deshalb Fürsorge getroffen, daß Papier, Druck und Format zwischen den beyden ersten Theilen und diesem eilt Jahre früher erschienenen vollständig übereinstimmen. Vergleicht man den Text der ersten und zweyten Ausgabe, so wird man finden, daß „ungeachtet der ungünstigsten Zeitumstände,“ unter denen nach Beendigung jener Vorarbeiten der Verfasser an die Revision des Werkes ging, doch kein Abschnitt ohne Verbesserung oder genauere Fassung und Begründung geblieben ist. Andere haben

*) Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Maßfuße und Maße des Alterthums in ihrem Zusammenhänge von August Böckh, Berlin 1838.

*) Urkunden über das Seewesen des attischen Staates, hergestellt und erläutert von August Böckh. Beiträge zu der Staatshaushaltung der Athener. Berlin 1840.

die durch das reichere Material gebotene Erweiterung erhalten, und man folgt von neuem mit vollkommener Befriedigung an der sicheren Hand dieses ausgezeichneten Führers ihm durch die verwickeltesten und schwierigsten Punkte seiner Untersuchungen, um sich am Schluß derselben einer helleren, das Ganze wie das Einzelne umfassenden Einsicht über das Leben des Alterthums, über Mittel und Wege desselben, im Hause wie im Staate zu erfreuen.

Daß August Böckh, fern von der unbedingten Bewunderung des Alterthums, aber auch offenen Geistes für die Vorzüge und Größe desselben sich nicht nur als gewissenhafter Untersucher, sondern auch als unpartheyischer Richter seiner Vorzüge und Gebrechen auf allen Punkten bewährt habe, wird man von einem Gelehrten seines Ranges und Geistes nicht anders erwarten. Er äußert sich, wie schon am Schluß der ersten Ausgabe, mit wenigen Veränderungen am Schluß dieser zweiten in folgender Weise.

„Wir verkennen nicht das Große und Erhabene in der Geschichte der Hellenen; wir geben zu, daß manches besser war als in unsern Staaten, besser als in dem bis zum Abscheu verderbten römischen Reiche, in dem knechtisch niedergebeugten Morgenlande; aber vieles war auch viel schlechter als das unfrige. Nur die Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Alterthum; die Lobpreisung des Vergangenen und Unzufriedenheit mit der Mitwelt ist häufig in einer bloßen Verstimmung des Gemüthes begründet, oder in Selbstsucht, welche die umgebende Gegenwart gering achtet, und nur die alten Heroen für würdige Genossen ihrer eigenen eingebildeten Größe hält. Es gibt Rückseiten, weniger schön als die gewöhnlich herausgekehrten; betrachtet das Innere des hellenischen Lebens im Staate und in Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen, zu welchen Athen ohne Zweifel gerechnet werden muß, ein tiefes sittliches Verderben bis in das Mark des Volkes eingedrungen finden. Wenn die freien Staatsformen und die kleinen unabhängigen Massen, in welche die Völker zersplittert waren, das Leben tief und mannigfach aufregten, wurden sie zugleich Veranlassung unzähliger Leidenschaften, Verwirrungen und Bosheiten; und rechnet man die großen Geister ab,

die in der Tiefe des Gemüthes eine Welt einschließend sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reine Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und der Freyheit unglücklicher als die meisten glauben; sie trugen den Keim des Unterganges in sich selbst und der Baum mußte umgehauen werden, als er faul geworden. Die Bildung größerer Staatsmassen in verfassungsmäßigen Monarchien, worin den Leidenschaften Einzelner weniger Spielraum gegönnt ist, größere Festigkeit der Regierungsgrundsätze möglich gemacht, und mehr Sicherheit von Innen und Ruhe von Außen gegeben ist, erscheint als ein wesentlicher Fortschritt des gebildeten Menschengeschlechtes, wenn anders jenes rege Leben des Einzelnen, jene Freysinnigkeit und Großherzigkeit, jener unverföhnliche Haß gegen Unterdrückung und Knechtschaft und Willkühr der Machthaber, die den Hellenen auszeichneten, uns nicht fremd bleiben, sondern mit freudigem Aufschwung sich erheben und besessigen werden. Wenn aber dieser Stamm verdorrt, wird die Art auch an seine Wurzel gelegt.“

(Fortsetzung folgt.)

Journal of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia.

(Schluß.)

Er legt uns abermal 5 Beschreibungen und Abbildungen von Fährten vor, die im neuen rothen Sandstein vom Connecticut-Flusse gefunden wurden, und die er Vögeln zuschreibt. Im Allgemeinen bemerkt er, daß die Vögel, welche überhaupt Fährten zurückgelassen haben, von sehr verschiedener Größe waren: manche klein, andere von enormen Verhältnissen, die weit die gegenwärtig lebenden Thiere dieser Klasse übertreffen, und denen nur die riesenhaften Ueberreste, die neuerdings auf Neuseeland aufgefunden wurden, sich annähern. Ihre Füße waren massiv und mit stumpfen Nägeln gegendigt, und obwohl sie entschieden Wadtvögel waren, so zeigt doch ein großer Theil der Fährten eine nahe Verwandtschaft mit den Füßen der lebenden strauss-

artigen Vögel. Die meisten Fährten sind dreyzehlig, nur wenige haben eine vierte Zehe. Mit diesen urweltlichen Vögeln lebten aber noch andere Thiere zusammen, die jedoch, nach den Fußstapfen zu urtheilen, an Größe jenen nicht gleichkamen und die der Verf. für verschiedene Arten von Batrachiern und Schildkröten erklärt. Knochenüberreste sind indes von ihnen nicht vorhanden, dagegen sind Fische häufig im neuen rothen Sandstein. Der Verf. nimmt demnach an, daß zur Zeit der Ablagerung dieser Felsbildungen bereits Repräsentanten der drey großen Wirbelthier-Klassen: der Vögel, Amphibien und Fische vorhanden waren, und er hält sogar die Vermuthung, daß auch die Säugthiere gleichzeitig wären, für unwidersprechlich.

VIII. On the Giant Wolf of North America, *Lupus gigas*. By John K. Townsend (P. 75—79). — Auf der bekannten Reise, die Townsend zu Lande nach dem stillen Meere im Jahre 1834 ausführte, machte er auch Beobachtungen über die nordamerikanischen Wölfe, namentlich über den von ihm so benannten Riesenwolf, *Lupus gigas*, und seine Bemerkungen hierüber bringt er nunmehr zur Vorlage. Von diesem *Lupus gigas*, the Giant Wolf, gibt er nach 2 Exemplaren folgende Charakteristik: „Rücken, Vorderseite der Vorderbeine, Oberseite und Spitze des Schwanzes schwarz, mit braunen Haaren untermengt; die andern Theile roßbraun, ausgenommen Kehle, Seiten, Unterleib und Hinterbeine, welche grau sind. Kopf groß, schwarzbraun und aschgrau gemischt; Innenseite der Ohren gelblichbraun. Schwanz kürzer als bey dem gemeinen (grauen) Wolf, mächtig buschig, aber voll am Ende. — Der Verf. fügt dann Ausmessungen bey, die Morton vom Schädel dieses Thieres genommen und in Vergleich mit dem größten Schädel von 4 Exemplaren des gemeinen grauen Wolfes gebracht hat.

	<i>L. gigas</i> .	<i>L. occidentalis</i> .
Länge vom Hinterhauptskamme bis zu den Schneidezähnen	10.7	9.5
Durchmesser zwischen den Töchbögen	5.9	5.3
Durchmesser zwischen den innern Augenhöhlen-Winkeln	3.1	2.4

Stirn-Durchmesser, unmittelbar unter den innern Augenhöhlen-Winkeln gemessen	2.4	1.6
Interparietal-Durchmesser, von den vorragendsten Punkten der Schuppen-nähe abgenommen	2.7	2.5
Senkrechter Durchmesser, zwischen dem Gaumenbein und dem vorragendsten Theil des Stirnbeins	2.7	2.2

Demnach ist die absolute Länge des Schädels vom Riesenwolf um 1'' größer als die vom gemeinen grauen Wolf; die größte Verschiedenheit liegt aber im Stirndurchmesser, wogegen der *L. gigas* in den meisten Schädelproportionen mit der *St. Bernhards-Dogge* übereinkommt. Der Verf. bemerkt ferner, daß Peale in der Zoologie der U. S. Expl. Exped. denselben Wolf beschrieben hat, ihn aber fälschlich für Richardson's *Lupus occidentalis* gehalten habe, indem unter letzterem Namen der gemeine nordamerikanische Wolf in seinen Abänderungen: grau, schwarz und gescheckt zu verstehen sey, von welchem Agassiz meine, daß er von dem europäischen Wolf specifisch verschieden wäre. Auch der Verf. ist der Meinung, daß letzterer dem amerikanischen Continente ganz fehle, denn auf seiner Reise von St. Louis nach Fort Vancouver habe er nicht diesen, wohl aber mehrmals den *Canis occidentalis* und *C. latrans*, so wie auch zweymal den *C. gigas* geschossen. Der Verf. ist der Ansicht, daß man zur Zeit unter den nordamerikanischen Wölfen nur drey Arten mit Sicherheit unterscheiden könne, nämlich:

- Lupus gigas*, giant Wolf.
- Lupus occidentalis*, common Wolf.
- Lupus latrans*, Prairie Wolf.

Ob der *C. ochropus* und *C. nigrirostris*, wie Richardson will, nur Varietäten von *C. latrans* seyen und ob *C. nubilus* eine eigene Art ausmache, getraut sich der Verf. noch nicht zu entscheiden.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. October.

Nro. 68.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Schriften über klassische Alter- thumskunde.

(Fortsetzung.)

2. Die unter Nr. 2. aufgeführte Schrift von James Smith lehrt uns einen jener zahlreichen wissenschaftlich und klassisch gebildeten Männer des englischen Militär- und Seewesens kennen, welche die praktischen Kenntnisse, die ihnen ihr Beruf gelehrt, zu wissenschaftlicher Untersuchung der auf ihn bezüglichen Gegenstände vorzüglich des Alterthums richten, und dadurch zur Aufhellung alter Geographie und Geschichte und der Antiquitäten vieles beigetragen haben. Die vorliegende Abhandlung bildet einen Abschnitt des Werkes *The voyage and shipwreck of St. Paul* (London Longman Brown, Green and Longmans 1848), und zog dadurch als ein Gegenstand der biblischen Archäologie die Aufmerksamkeit eines unserer jüngeren Theologen, des Hrn. Prof. Heinrich Thiersch in Marburg auf sich, der ihm eben deshalb und, wie er sagt, bewogen durch sein nicht abgestorbenes Interesse für klassische Studien einige seiner Nebensunden gewidmet und sie mit Gewissenhaftigkeit übersetzt hat. In der Anordnung des Stoffes ist wenig verändert, die Auslegung der Stellen der Alten hier und da berichtigt und ergänzt, wodurch die Schrift an Genauigkeit und Verlässlichkeit gewonnen hat. In dem Hauptwerke steht sie unter dem Titel *on the ships of the Ancients* pag. 140 — 202.

Ihr Hauptinteresse bekommt sie dadurch, daß dem scharfsinnigen Schotten, dem wir sie verdanken,

bey den meist lückenhaften und controversen Meldungen über den Gegenstand bey den Alten und bey der nicht selten unbegründeten und verkehrten Behandlung unter den Neueren seine umfassende Kunde des Seewesens und der nautischen Kunst zur Verfügung stand, und ihm da, wo andere irrten oder schwankten, das Richtige zur Hand gaben, besonders, wo es zugleich aus den Abbildungen alter Schiffe entnommen und entwickelt werden mußte.

Eine einleitende Nachricht über die Meldungen der Alten, über die Abbildungen von Schiffen und über die Werke der Neueren von dem Gegenstande schließt mit der Anerkennung des großen Verdienstes, welches sich Böckh durch Bearbeitung der von Ludwig Ross gefundenen attischen Tafeln erworben hat. Hr. Jam. Smith erklärt, daß in jenen meisterhaft bearbeiteten philologischen Untersuchungen Böckh auch ein bey den Philologen des Continents nicht gewöhnliches technisches Verständniß gezeigt habe; doch halte er es nicht für überflüssig, auch nach ihm den Gegenstand zu behandeln, um zur richtigen Anschauung und Würdigung des antiken Seewesens im Ganzen, zu seiner Vergleichung mit dem modernen und zur Aufhellung einzelner Punkte Beyträge zu liefern. Man darf also bey ihm nicht eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes suchen, sondern nur Beleuchtung einzelner dunkel gebliebener Punkte und Berichtigung der Deutung anderer, doch so, daß auch bey ihm System und Zusammenhang des Ganzen zum Vorschein kommt.

Er beginnt von der äußeren Erscheinung der antiken Schiffe und von ihren Dimensionen, behandelt dann ihre Ausrüstung mit Masten, Segeln,

Ankern und Hypozomen (*ὑποζώματα*), und untersucht die Leistungen der Segler des Alterthums. Den Schluß macht ein Versuch, das interessante und höchst controverse Problem der inneren Einrichtung der Triremen zu lösen.

Bezüglich der äußern Gestalt bemerkt er, daß während jezo das Verhältniß der Breite zur Länge des Schiffes sich als 1 : 3 darstellen, es im Alterthume 1 : 4 war und dadurch das Schiff den Anblick größerer Schlantheit gewährte. Ferner sind bey den Alten die beyden Enden des Kiels von gleicher Konstruktion, übereinstimmend mit der Gestalt, die jezo dem Vordertheil des Schiffes geblieben ist, von welchem jezt der hintere Theil oder der Spiegel durch größere Breite sich unterscheidet. „Denkt man sich“, sagt er, „einen Kauffahrer der jeztigen Zeit größeren Maßstabes quer durchschnitten, und die hintere Hälfte durch eine genaue Wiederholung des vorderen ersetzt, so ergibt sich, abgesehen von dem obern Bau, die richtige Ansicht des Rumpfes eines antiken Kauffahrtsschiffes.“

Von der Seite gesehen zeigt das antike Schiff den niedrigsten Punkt des Verdeckts fast genau in der Mitte; von hier aus biegen sich die Seiten des Schiffes aufwärts und die Ausläufer erreichen eine beträchtliche Höhe. Sie endigen mit Aufsätzen und Ornamenten; das vordere oder die prora mit dem Relief der Schutzgöttheit; das hintere oft in den *γεννακος*, d. i. Hals und Kopf eines Wasservogels in gebogener Stellung, am ähnlichsten dem Schwannenhalse. Hier war wohl noch zu bemerken, daß bey größerer Ausrüstung die prora größere Gestalten wie auf einem nach Spanien gekommenen Relief (Montfaucon Antiq. IV, 2 tab. 1042) einen kolossalen Centauren zeigt; und daß die Puppis der Pentekonteren auf Gemälden griechischen Geschirres von der Prora verschieden und mit einem zeltähnlichen Bau überdeckt ist.

Das Steuer, welches sich jezo an dem aufsteigenden Pfosten der puppis in Angeln bewegt, war bey den Alten ein großes Schaufelruder (*ἠγδαλίον*) und wie der Verfasser annimmt, doppelt, eines an jeder Seite des Hintertheils. Daher Act. Apost. XXVII, 40 die Steuer in der Mehrzahl (*ἅμα ἀνέντες τὰς τευκτὰς τῶν ἠγδαλίων*) erwähnt werden, was den Auslegern viele Mühe gemacht

hat. Kein Schiff, bemerkt Hr. Smith, hatte weniger als zwey Steuerruder, nur bey kleinen Booten und bey Flußbarken kam es zuweilen vor, daß sie mit einem Steuer gelenkt wurden. Indes scheint hier die Restriktion zu groß zu seyn, und auch Schiffe von bedeutender Ausdehnung, deren Abbildungen sich erhalten haben, zeigen nur Ein Steuer, während doch hinter der gegen den Kiel eingebogenen puppis auch das andere zum Vorschein kommen müßte, wenn es vorhanden gewesen wäre. Verschieden davon sind die Schiffe bey Tacitus An. 11, 6, *appositis utrimque gubernaculis, converso ut repente remigio hinc vel illinc appellerent*, welche Tiberius gegen die Germanen bauen ließ, diese waren den Deutschen (Germania cap. 44) nachgebildet und darauf eingerichtet, daß man, ohne das Schiff umzulenkcn, mit prora oder puppis an das Ufer stoßen konnte. Man brauchte zu diesem Zwecke nur Umwendung der Ruder, oder Umkehr ihres Schlags (*conversum remigium*); diese hatten ein Steuer an jedem Ende, wie es bey Flußbooten derselben Art noch heut zu Tage der Fall ist; wo sich auch die alte Schaufelform des Steuers noch findet.“ Nachdem noch der *τροπονίη* als lederner Riemen, in dem das Steuer hing, die Öffnungen für dasselbe in der Seite des Schiffes, oder wenn dieses hervorstehende Gänge hätte, durch diese geführt, erläutert worden ist, kommt der Verfasser auf die genaue und interessante Nachweisung, wie lange das Schaufelruder sich erhalten hat. Noch zur Zeit von Ludwig XI. in der Mitte des 13. Jahrh. wird in einem Vertrage dieses Königs mit den Genuesen bedungen, daß diese die Schiffe mit zwey Steuerrudern (*duo dymones*) versehen sollten. „Hier könnte eines als Ersatz für Nothfälle gemeint seyn, aber aus dem nautischen Werke des Herzogs von Joinville lernen wir ausdrücklich, daß des Königs Schiff mehr als Ein Steuer (*gouvernaux* im Plural) hatte.“

„Dagegen findet sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts auf den Goldmünzen Edwards III. das in Angeln hängende Steuer. Am Ende des 13. oder am Anfange des 14. Säkulums muß die Veränderung vor sich gegangen seyn.“ — Eine dem 15. Jahrhundert angehörige Abbildung eines Schiffes bey Breydenbach (*peregrinatio ad terram sanc-*

tam Venet. 1486) zeigt das in Angeln hängende Steuer, aber ausserdem noch ein schaufelförmiges zur Seite, welches ganz wie auf den antiken Bildern durch den Schiffstrand hindurchgeht.

Es folgen dann Berechnungen über Dimensionen und Kubitgehalt, von dem die Tragbarkeit der Schiffe für Personen und Tonnen abhängt. Das größte Schiff, „die Isis“, dessen Maaße Luzian genau angibt, wird von Falconet auf 1938 Tonnen berechnet; doch hat er auf die Einbiegung und die Verkürzung gegen die Kiellänge hinab nicht gerechnet, in Folge wovon Hr. Smith den Inhalt zwischen 1100 und 1200 Tonnen setzt. „Wie bedeutend die darauf gegründete Reduzirung seyn müsse, zeigt der Umstand, daß bey der zu Rom in Relief erhaltenen Navicella der Kiel nur ungefähr die Hälfte der äußersten Länge mißt. Der Tonnengehalt der „Isis“ bleibt auch so ein sehr beträchtlicher, und der Verfasser vergleicht ihn mit dem der Royal Sovereign, oder wie es während der Republik heißt, des sovereign of the Seas, der im Jahre 1637 gebaut wurde.

Die Ausrüstung der Schiffe mit Masten und Segeln war sehr einfach. Sie waren auf ein einziges viereckiges Segel zum Behufe der Fortbewegung angewiesen; alle andern Segel, deren Erwähnung geschieht, sind nur subsidiar gewesen. Hier ist wohl beyzufügen, daß dieses Segel in alter Weise sich noch auf den griechischen Schiffen erhalten hat. Die große Ausdehnung desselben in Verbindung mit dem leichten Bau der Schiffe bedingt die Schnelligkeit der griechischen Segler, durch welche sie die ähnlichen Schiffe anderer Nationen weit hinter sich zurücklassen.

Bey dem großen Segel der „Isis“, an dem die Zuschauer mit Bewunderung emporblickten, machten die Worte des Lucian *ἀναβλέποντες ἡρίθμου τῶν βυρσῶν τὰς ἐπιβολὰς* Schwierigkeiten, bis Böckh S. 106 nachwies, daß zur Sicherung gegen zu große Risse bey Stürmen die Segelfläche mit breiten Riemen aus dem Felle bestimmter Seethiere durchzogen war.

Von den kleineren Segeln hieng das eine an einem Nebenmast, ὁ ἀκάτιος ἰστός, wo schon das

Etymon ἢ ἀκάτος, der Nachen, das Boot, auf die geringere Größe hindeutet. Sofort erklären sich die *μεγάλα ἰστία* und die *ἀκάτια* neben einander bey Xenophon Hellen. VI, 2, 27 εὐθὺς μὲν γὰρ τὰ *μεγάλα ἰστία* αὐτοῦ κατέλυεν (ὁ Ἰγικράτης) ὡς ἐπὶ ναυμαχίαν πλέων, καὶ τοῖς ἀκατίοις δὲ καὶ εἰ εὐγορον τὸ πνεῦμα εἶη, ὀλίγα ἐχοῖτο. Nach Böckh, der die Sache sehr erschöpfender Behandlung unterwirft, stand der ἀκάτιος auf dem Vordertheile.

So klar und sicher dieser Punkt ist, so verworren sind bis heute die Ansichten über den in der Apostelgeschichte erwähnten ἀρτέμων. Act. Apost. 27, 40 καὶ ἐπάραντες τὸν ἀρτέμονα τῆ πνεύσῃ κατέειχον εἰς τὸν αἰγιαλόν. Der Verfasser beleuchtet die verschiedenen Deutungen mit großer Klarheit und Vollständigkeit, darunter die von Böckh, „daß es ohne Zweifel das höchste aller Segel gewesen sey,“ und zeigt, wie uns scheint, mit schlagenden Gründen, daß der ἀρτέμων über der prora erhoben wurde, also dem ἐπίδρομος, den Pollux auf die puppis setzt, entgegenstand. Die Entfaltung des Artemon war, wie man aus der Stelle des Lukas sieht, bestimmt, die prora gerade gegen das Land zu treiben, und so geschah es auch. Sie blieb auf dem festen Grunde sitzen und unerschüttert, während die puppis zerschellt wurde. Von dem beschädigten Schiffe des Catullus heißt es Inven. Satir. XII, 67 inopi miserabilis arte cucurrit Vestibus extentis et, quod superaverat unum, Velo prora suo.

Wir fügen zur Beglaubigung der Sachkenntniß des Verfassers aus seinen Erörterungen den aus genauer Schiffskunde hergeleiteten Grund mit seinen Worten bey: „Nach dem Etymologon ist das Wort von ἀρτῶ, anhängen, ἀρτήμα, Anhängsel, herzu-leiten. Da nun, wie wir wissen, die Schnelligkeit der Fahrt bey den Alten von einem Hauptsegel bedingt war, so war als „appendix“ ein additionales Segel an der Vorder Spitze erforderlich, um das Schiff herumzulenken, denn wenn es auch keine Schwierigkeit hatte, vermittelst des großen Segels allein den Kopf des Schiffes gegen den Wind herzubringen, so war doch ein kleines Segel auf der prora unentbehrlich, um das Haupt ganz her-

umzubringen, sonst würde es in eine rückgängige Bewegung gerathen, und dadurch Gefahr für die Steuerruder, wo nicht für das Schiff selbst entstehen.“

Als eigene neben den Segeln auf der prora und puppis erscheinen die suppara, deren Stelle und Beschaffenheit Lukan (V, 429) und sein Scholiast angeben: *summaque pondens Suppara velorum perituras colligit auras*. Schol. *suppara vela minima in modum delta literae*, und über ebendieselben Isidorus orig. I. XIX, c. 3. *Suparum; genus veli unum pedem habens, quo juvari navigia solent in navigatione, quoties vis venti languescit. Pes oder πους ist das Tau, vermittelt dessen der Schluß des Segels gegen die Seite des Schiffes hin ausgespannt und befestiget wird, und da das suparum nur Einen Fuß hat, so sieht man, daß es die Spitze seines Delta nach unten wendete, weil umgekehrt und bey nach unten gewendeter Basis es zwey πόδες nöthig gehabt hätte, die bey Segeln in Quadrat, welche ebenfalls eine Seite mit zwey Enden nach unten kehren, wie der Verfasser nachweist, als πους und πρόπους unterschieden werden. Böckh hatte den πρόπους für das untere Ende des Seiles gehalten, mit welchem das Segel an der Seite des Schiffes befestiget war. Der Verfasser bemerkt darüber: „Jedes vieredige Segel muß zwey Taue haben, an seinen zwey untern Winkeln: ein Tau, womit das Segel zurück-, eines, womit es vorwärts gezogen wird. Für das erstere ist der englische Kunstausdruck sheet, für das letztere tack. Nun ist πρόπους offenbar der Name für tack, welches wir ja auch tore sheet nennen könnten, wenn dieß nicht die Benennung für den Fuß des Vordersegels wäre.“*

Von S. 27 an folgt die Erläuterung der Anker und des auf sie bezüglichen, so wie der στρογγεῖα und περιγωγεῖς; der Verfasser erklärt jene für Haspel oder Winden, diese seyen vermuthlich Räder mit der Bestimmung, dem still liegenden Schiffe herumzuhelfen.

Schwierig ist die S. 29 beginnende Erörterung der „Untergurtungen“ (ὑποζώματα) des Schiffes,

welche Gegenstand langer und sehr controverser Diskussionen gewesen sind. Böckh war der Erklärung beygetreten, es seyen Taue, welche äußerlich um den Rumpf des Schiffes in nicht großen Entfernungen von einander gezogen gewesen, und die Bestimmung gehabt hätten, es fester zusammenzuhalten. Solche Taue, drey übereinander, finden sich allerdings an dem Bruchstück eines bronzenen Schiffmodells des Berliner Antiquariums, das schon Beger bekannt gemacht hat, deutlich angegeben, und Hr. Smith scheint ohne Grund die Genauigkeit der Angabe zu bezweifeln, die von Böckh auch dadurch bekräftigt wird, daß er bemerkt, die Abbildung des mittleren Tauges sey schadhast gewesen und darum weggearbeitet worden. Dieser Punkt ist also sicher und auch kein Grund, weshwegen das hier angewendete Verfahren nicht ὑποζώματα könnte genannt werden. Dagegen ist dem Verfasser allerdings zuzugeben, daß eine andere Art von Untergurtung stattfinden konnte, wo die Taue unter dem Kiel des Schiffes weggezogen und oben über dem Berdeck verbunden wurden; doch scheint dieses mehr ein Nothbehelf bey alten Schiffen gewesen zu seyn, die man für den weiteren Gebrauch dadurch festigen wollte, und bey dem Sturme, wo es darauf ankam, Schiffe durch ὑποζώματα dieser Art gegen das Auseinanderweichen der Seiten zu schützen, wie es Act. Apost. 27, 17 geschah: ἦν ἄρα τες βοηθείαις ἐχρῶντο ὑποζώοντες τὸ πλοῖον.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28 October.

Nro. 69.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Schriften über die klassische Alterthumskunde.

(Schluß.)

Recht aber hat der Verfasser, wenn er von den Hypozomen S. 31 die tormenta trennt, und für Seile erklärt, die direkt von der prora zur puppis ausgespannt waren, um beyde gegen Senkung zu schützen. Isidorus sagt darüber: tormentum funis in navibus longus qui a prora ad puppim extenditur, quo magis constringantur; tormenta autem a tortu restes funesque. Die Sache wird durch die Beziehung der Stelle des Vitruvius (X, 15, 6) von den Mauerbrechern noch des weiteren begründet: A capite autem ad suam calcem tingi contenti fuerunt, funes quatuor crassitudine digitorum octo ita religati, quemadmodum navis a puppi ad proram continentur, — wo übrigens allerdings Schneider Recht hatte, das Wort malus vor navis, das Iocundus in den Text brachte, wieder zu entfernen; nur ist dann zur Constituirung desselben eine kleine Lücke anzunehmen, und mit Benutzung der Variante continentur zu lesen: quemadmodum ii, quibus naves a puppi ad proram continentur. Schließlich weist er nach, daß auch jesho noch bey Gefahr des Schiffes von dem Mittel einer solchen Unterjochung oder Untergurtung Gebrauch gemacht wird.

Nachdem er hiernächst noch über das Segeln gegen den Wind und über den Winkel, bis zu welchem dieses den Alten möglich war, so wie über die Schnelligkeit der Fahrt bey ihnen und ihre Berechnung viel Belehrendes vorgetragen hat, kommt

er S. 36 auf das Schwierigste aller Probleme der alten Nautik, auf die innere Einrichtung für die Ruderer auf den Kriegsschiffen der Alten, welche noch Arnold in seiner Roman. History. III, 572 an undiscovered problem genannt hat. Die Untersuchung ist eine ausföhrliche und gründliche, und führt zu mehreren lichtvollen Erörterungen einzelner Punkte, nicht aber, wie uns scheint, zu einer glücklichen Lösung des Problems selbst, indem er S. 45 zu dem Resultate gelangt, daß er durch eine Zeichnung anschaulich macht, daß sämtliche Ruderer auf dem Verdecke, die untern auf diesem selbst, die obern auf einem um den Rand geföhrten Umgange und die mittleren zwischen ihnen ihre Sige gehabt hätten; eine Vorkehrung, welche, wenn wir sie recht verstehen, die sämtlichen Zeugnisse der Alten gegen sich hat. Wie bekannt, unterscheiden diese die drey Klassen der Ruderer als *ΰάλαμοι*, die zu unterst in dem *ΰάλαμος* oder Bauch des Schiffes gesessen; als *ζυγίται*, die am süglichsten über jenen auf die *ζυγοί*, d. i. die Querbalken, welche durch das Schiff gingen und seine Wände zusammenhielten, gesetzt werden und als *ΰρανίται*, welche auf dem Verdecke oder *κατάστρωμα* gesessen. Der *ΰπᾶρος*, von dem sie den Namen haben, entsprechend dem homerischen *ΰπᾶρος*, ist nach guter Erklärung der Grammatiker zu II. o. 228 im *ΰποπόδιον*, welches Homer den Füßen des Steuermannes, der auf dem *ΰδάλιον* saß, unterstellt. Die *ΰπᾶροι* sind demnach *scamilli*, niedrige Schemel, die am Rande des Verdeckes für die Thraniten aufgestellt waren, offenbar beweglich, damit sie bey dem Gefecht konnten entfernt werden und den Streitenden nicht im Wege standen. Es ist darum ganz unzulässig, die beyden

unteren Reihen der Ruderer auf das Verdeck zu bringen, ebenso die Thraniten noch über dasselbe zu erhöhen und so zu sagen in die Luft zu stellen.

Ueber die Stellung der drey Reihen von Ruderern über einander, hat dagegen der Verfasser durch glückliche Benutzung und neue Deutung des Scholiasten zu Aristophanes Ran. 1072 offenbar das Richtige gelehrt. Er deutet nämlich die bisher ganz mißverstandenen Worte desselben *Ἰρανίτης ὁ πρὸς τὴν πρύμνην, Ἰυλίτης ὁ μέσος* (scr. ὁ μέσος) *Θαλαμίτης ὁ πρὸς πρῶραν* dahin, daß sie nur die Richtung nach der prora und der puppis andeuten, offenbar mit vollem Recht. Die Ruderer nämlich, wie es in der Natur der Sache liegt und durch sämtliche auf uns gekommene Nachbildungen alter Schiffe bestätigt wird, saßen mit dem Rücken gegen die prora, also mit dem Antlitz gegen die puppis und den Steuermann gerichtet, der dort seinen Sitz hatte, und über ihre Bewegungen verfügte. Nimmt man nun von den drey Reihen der Ruderer, die über einander saßen, die drey ersten dem Steuermanne zunächst Sitzenden, so ist der obersten Reihe allerdings *ὁ πρὸς τὴν πρύμνην*, der Untersten oder Thalamit, *ὁ πρὸς πρῶραν*, jener der *πρύμνη*, dieser der *πρῶρα* näher, und der Zychit in der Mitte. Sie saßen demnach in schräger Reihe, die von dem Thraniten nach den Thalamiten sich, der Einbiegung der puppis folgend, von dieser nach der prora schräg herabzog. Auch sind auf den Schiffsabbildungen mit zwey Ruderreihen die Ruder der untern Reihe immer zwischen den Rudern der obern angebracht, was auf dieselbe schräge Linie der übereinander Sitzenden hinweist, und damit erläutert sich auch der derbe Scherz des Aristophanes, Ran. 1071, welcher sich auf die mittlere Reihe der Ruderer bezieht und aus sagt, der in dieser Sitzende, also der Zychit, habe außer dem *ἑνναπαι* sagen auch verstanden: *προσπαρθεῖν εἰς τὸ στόμα τῆς Θαλάμαξι*. War er der erste seiner Reihe, so war sein Gefäß dem Gesichte des hinter ihm tiefer sitzenden zweyten *Θαλαμάξ* oder *Θαλαμίτης* zugekehrt: war er der Zweyte dann dem Dritten, u. s. f.

Der gelehrte und sachkundige Verfasser schließt mit Bemerkungen über die größeren, mehr als drey Ruderreihen habenden Schiffe, unter denen sich die von den Alten beschriebenen Prachteremplare des Hiero

von Syrakus und des Ptolomäus Philopator befanden, in welchem nach übereinstimmenden Zeugnissen von Plutarch, Athenäus und Plinius die Reihen der Ruderer bis auf vierzig stiegen. Er berechnet nach den für jenes angegebenen Bestimmungen der Länge und Breite den Schiffsgehalt zu 4000 Tonnen, ein volles Drittheil mehr als der Inhalt unserer Schiffe erster Größe. Doch sey nichts Undenkbares in der Annahme, daß ein despotischer Herrscher solch ein Fahrzeug bauen ließ; auch Plutarch sage, daß es wenig besser gewesen sey als ein unbewegliches Gebäude, mehr zum Schaugepränge als zum Gebrauch gemacht. Damit man nicht nöthig hatte es zu wenden, war es an jedem Ende mit Steuerrudern und Rostriis ausgestattet. Die Ruder des höchsten Ranges werden auf 38 Ellen oder 57 Fuß lang angegeben; auch das gehe nicht in das Unglaubliche; denn auch auf unseren Kriegsschaluppen und auf den älteren malthesischen Galeeren kommen Ruderstangen vor, die nicht kürzer sind, freylich zu lang, um von einem Manne bedient zu werden. Zu bemerken war dabey wohl noch, daß man die in das Schiff hineinreichenden Enden der Ruder, um ihre Bewegung zu erleichtern, mit Blei beschwerte, und dadurch in den Fall kam, dieselben kürzer zu machen, als es sonst für die Möglichkeit ihrer Bewegung zulässig gewesen wäre.

Daneben aber bekennt sich der Verfasser außer Stand, die Bedeutung der vierzig Ränge an diesem Schiffskoloss zu enträthseln. Gleichwohl bemerkt er selbst, daß die größten Kriegsfahrzeuge mehrere Plattformen oder Gänge übereinander hatten, und das Schiff des Königes Hiero mit drey solchen Gängen (*τριπάροδος* nach Athen. V, c. 41) eine *δωδεκήμενη* seyn konnte. Athenäus aber nennt es eine *εξκοσμήνης*, woraus also folgt, daß das Schiff des Ptolomäus, um das Doppelte der Ruderreihen zu haben, sechs solche Gänge übereinander haben mußte. Hatte doch schon Demetrius Poliorketes nach Plutarch. V. 7. Demetr. c. 43, Schiffe von fünfzehn und von sechzehn Ruderreihen gebaut, welche nicht nur durch ihre früher nie gesehene Größe, sondern auch durch ihre Brauchbarkeit und Schnelligkeit Stauunen erregten. Antonius führte nach Dio Cassius lib. L, cap. 23, Schiffe mit zehn Ruderreihen bey Aktium in die Schlacht, und es liegt darum der

Schluß ganz nahe, daß durch Vervierfachung der Konstruktion und der *κατασκευαται* die Möglichkeit des Baues für den Kolos des Ptolomäus gegeben war. Nur wenn man von der unbegründeten Annahme des Verfassers bey den Triremen ausgeht, daß die sämtlichen Ruder-Reihen auf dem Verdeck und auf Gallerien über dem Schiffbrande gewesen wären, ist man, wie es scheint zu der Bemerkung desselben berechtigt, daß die Berechnung eines Schiffes mit vierzig Reihen auf einer Grundlage beruhe, die uns zur Zeit noch unbekannt sey.

Die sehr schätzbare Abhandlung des Hrn. Jakob Smith hat noch den Vorzug, daß sie durch eingedruckte Zeichnungen alter Schiffe erläutert wird, welche von Münzen, Reliefsen und Gemälden genommen sind. Eine der schönsten und belehrendsten Abbildungen vom Schiffe des Theseus auf dem von uns bey Salzburg aufgedeckten Mosaikboden ist freylich nicht darunter, weil die davon bekannt gemachten Lithographien nicht zu allgemeiner Kenntniß gekommen sind. Ebenso fehlen die auf griechischen Vasen befindlichen.

3. Herr Professor Friedrich Wieseler in Göttingen hat sich durch mehrere Werke über alte Literatur, so wie durch seine Schriften über die Thymele des griechischen Theaters und über das Satyrspiel einen geachteten Namen erworben. Er nimmt in der oben genannten Schrift seine Untersuchungen über das griechische Theater wieder auf und ergänzt und begründet sie so weit, daß er mit Recht von seinen Studien sagen kann: er habe den Grundbau einer Wissenschaft aufgeführt, von welcher bis jetzt wenig die Rede seyn konnte: der scenischen Archäologie. Was daneben das Werk besonders empfiehlt, ist außer der Vollständigkeit des Materials und der Genauigkeit seiner Behandlung die Ausstattung desselben mit 13 lithographischen Tafeln, von denen die achte, neunte und zum Theil die dreizehnte in einer Anzahl Exemplaren colorirt sind, und einer Supplementtafel. Die Stiche sind von dem Maler Hrn. Neise mit großem Fleiße ausgeführt und von dem Verfasser genau revidirt worden. Das Werk behandelt in der ersten Abtheilung die Theatergebäude der Alten und nach Erläuterung einer bronzenen Münze des brittischen Museums, deren Revers das Theater zu Athen darstellt, und

eines angeblichen *theatrum Etruscum*, werden die Grundrisse der wichtigsten Theater, so weit dieselben bekannt geworden sind, aufgeführt und erläutert, vierzehn aus Asien, zwey aus den Inseln des Archipelagos, das von Delos und von Melos, zehn aus Griechenland, worauf auf der zweyten Tafel acht Theater von Sicilien, dann die Theater und das Odeon zu Pompeji u. Herculanium, das Theater und Odeon in einer Villa bey Neapel, die Theater zu Antium, Tusculum, die zu Rom, die in der villa Hadriani bey Tibur und fünf andere aus italischen Städten folgen, denen die von Gallien und Hispanien sich anschließen.

Die dritte Tafel liefert Einzelheiten von verschiedenen Theatern, Aufsätze, Durchschnitte, Pläne des Ganzen und Zeichnungen einzelner Theile, besonders der Sitzstufen, die sich in großer Mannigfaltigkeit erhalten haben.

Im zweyten Theile werden dann Denkmäler des Bühnenwesens behandelt, deren Abbildungen noch auf der dritten Tafel beginnen und auf den folgenden fortgesetzt werden. Es kommen zur Behandlung bauliche Einrichtung und Zustand des Theaters bey Gelegenheit von Aufführungen, darunter Ansicht des Proskeniums während der Aufführung einer griechischen Komödie, ein mehrfarbiges Gemälde mit schwarzem Grunde auf einem bemalten Gefäße zu Leontini (III, 18.), Abbildungen von Dichtern und Schauspielern vor und nach dem Spiele aus Reliefsen, Wandgemälden und Handschriften gezogen, Masken und Gesichtsmasken, diese von Kunstwerken der verschiedensten Stoffe, von geschnittenen Steinen, Lampen, Wandgemälden u. dgl. in großer Menge zusammengestellt. Desgleichen Szenen und Kostüme, Vorbereitungen zur Darstellung, Schauspieler, Chöreuten, Musiker, theils allein, theils in Handlung oder Wettkampfe. Vollständig sind auch die Miniaturbilder zu Terentius aus der vatikanischen Handschrift, Taf. 10, 2, 8 gegeben, colorirt und durch eine sehr in das Einzelne gehende und gelehrte Erläuterung deutlich gemacht; andere Szenen der Art werden aus den Gemälden von Herculanium nachgetragen. Dann folgen Statuen und Reliefe, meist kleine, von dramatischen Personen in Marmor, in Bronze oder von geschnittenen Steinen gezogen, Sänger und Musiker, endlich drama-

tische Scenen, bey Gelegenheit von Zeichenspielen zu Rom, musikalische Proben u. dgl. Sämmtliche Gegenstände werden in der Ergänzungstafel noch des weiteren vervollständigt, und wir dürfen dem thätigen und gelehrten Verfasser Glück wünschen; daß ihm gelungen ist, die archäologische Literatur mit einem Werke zu bereichern, dem an Vollständigkeit und zweckmäßiger, zwar kurzer aber eindringender Behandlung auf dem Gebiete des Bühnenwesens kein anderes sich vergleichen läßt.

Geht man in das Einzelne ein, so hängt Vollständigkeit und Vollständigkeit namentlich bey Schilderung und Darstellungen der Theatergebäude allerdings, soweit sie der Verfasser nicht selbst untersucht hat, von der Beschaffenheit des über sie bekannt gewordenen ab, was auf nicht wenigen Punkten noch gar Manches zu wünschen übrig läßt; indes gilt auch hier: est quodam prodire tenus, si non datur ultra. Er hat sich redlich bemüht im architektonischen Theile die Befragung der zahlreichen, meist nicht leicht zugänglichen Werke, woraus die Stoffe genommen sind, überflüssig zu machen, und verkennet nicht, daß über manche der berücksichtigten Theatergebäude schon in den nächsten Jahren ausführlichere Nachrichten zu erwarten stehen. Bey der Erläuterung wird das Elementare, wie billig, vorausgesetzt, was aus bekannten Werken, besonders aus denen von Strack, Göppert, leicht geschöpft werden kann.

Um über das Einzelne einige Bemerkungen beizufügen, so sollte wohl gleich zu Anfang neben den das Theater zu Athen behandelnden Münzen nicht ausgeschlossen seyn, was vom Theater selbst am östlichen Winkel der Südseite der Akropolis sich noch vorfindet. Es ist zwar wenig, aber der Beachtung nicht unwerth.

Das Theater zu Milet bedarf noch genauerer Untersuchung als diejenigen, welche Hr. Prof. Winkler benützen konnte. Es lassen sich an ihm Theile unterscheiden, die aus verschiedenen Perioden stammen, die ältesten sind durch feines Mauerwerk, das aus wohlgefügtten Marmorquadern besteht, leicht zu erkennen, und gehören der Glanzperiode der alten Stadt. Dann kommt Umbau aus späterer aber noch griechischer Zeit, zuletzt aus römischer, der an Gewölben und Backsteinen leicht erkannt wird.

Dieselbe Beschaffenheit zeigt das Theater zu Lakädämon, und Dodwell hatte sehr Unrecht, das ganze Theater als römischen Bau zu betrachten. Aber auch hier fehlt noch Untersuchung der einzelnen Theile, die auf eine Ausgrabung des Ganzen gegründet werden mußte, die bis jezo fehlt. Am meisten ist die Unterscheidung der verschiedenen Perioden desselben Baues bey dem Theater zu Laurömenium gefördert, und man sieht dort mehr als anderwärts, wie dergleichen öffentliche Gebäude den Schicksalen der Stadt, welcher sie gehörten, gefolgt, bey Zerstörungen derselben zertrümmert oder beschädiget und bey ihrem Wiederaufbau nach Sinn und Geist der späteren Zeit hergestellt, verwandelt und auch wohl erweitert wurden.

Das Theatergebäude bey Epidauros ist das belehrendste über Anordnung und Führung des eigentlichen *θεάτρον*, das sich in seinen Sitzreihen und Durchgängen zwischen dem aus den Spalten hervorgewachsenen Buschwerk beynahe vollständig erhalten hat. Ohne irgend einen spätern Zusatz und ganz wie aus der Hand des Werkmeisters, des großen Polykleitos, den Pausanias als seinen Urheber nennt. Die Scene und was zu ihr gehört, ist so gut wie vollständig verschwunden, und zwey Kalköfen, die man noch im Jahre 1831 auf der Fläche der Orchestra in Thätigkeit fand, zeigten, wohin diese Theile gekommen waren.

Wir schließen die Anzeige dieses verdienstlichen Werkes mit dem Wunsche, daß der Hr. Verfasser seine Studien von dem Standpunkte, den er genommen, das ist von dem Theater und den Dionysischen Festen aus auf die gesammte Choregie ausdehnen, und in ähnlicher Vollständigkeit und Genauigkeit behandeln möge, was sich im Allgemeinen über Chor und Komos, über *μουσικοὶ ἄνθρωποι* der verschiedensten Art, an schriftlichen Nachrichten oder in bildlichen Darstellungen vorfindet.

Nur wenn die Specialisirung der archäologischen Lehren auf dem von ihm betretenen Wege fortgesetzt wird, kann die Archäologie im Ganzen gefördert und aus ihrer fragmentarischen Beschaffenheit zur Vollständigkeit erhoben werden.

Fr. Th.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. October.

Nro. 70.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.
Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

(Schluß.)

Dupotet de Sennevoy, Elementare Darstellung des
thierischen Magnetismus. Deutsch bearb. von H.
Hartmann. Grimma 1851.

Dr. Fr. W. Böcker, Beiträge zur Heilkunde. Bd. 1.
2. Grefeld 1849.

Dr. H. G. Hammer, Die Magnet-Elektricität in ihren
Wirkungen auf den Kranken menschlichen Organis-
mus beobachtet. Dresden 1851.

Dr. N. Berend, Zur Chloroform-Casuisistik. Hannover
1850.

Dr. C. E. Bock, Gerichtliche Sectionen des menschl-
ichen Körpers. 3. verm. Aufl. Leipzig 1850.

W. G. v. d. Heyde, Landwirthschaftliches polizenliches
Handbuch. 2. mit einem Nachtrag vermehrte Aufl.
Magdeb. 1850.

J. C. Weith, Handbuch der gesammten gerichtlichen
Thierarzneykunde. 3. verb. Aufl. Wien 1850.

Dr. H. G. C. Heumann, Handlexikon zum Corpus
Juris civilis. 2. verb. Aufl. 1. Hälfte. Jena 1850.

Dr. G. Emmlinghaus, Pandekten des gemeinen säch-
s. Rechts. Lief. 2 — 5. Schluß. Jena 1851.

A. Ph. v. Segeffer, Rechtsgeschichte der Stadt und
Republik Luzern. Bd. 1. Buch 1. 2. Luzern 1850.

J. Merkel, Die Geschichte des Longobardenrechts. Ber-
lin 1850.

L. Frijsche, Rechtskunde für Forst- und Landwirth
des Königreiches Sachsen. Leipzig 1850.

Dr. A. v. Daniels, Lehrbuch des gemeinen preussischen
Privatrechts. Bd. 1. 2. Berlin 1851.

B. Thiersch, Die Veimlinde bey Dortmund. Dortmund
1849.

Dr. J. Glaser, Das Englisch-Schottische Strafverfah-
ren. Wien 1850.

Dr. C. Friccius, Das preussische Militär-Strafrecht.
Berlin 1835.

Dr. C. E. B. Dabis, Handbuch zur Kenntniß des in
Neu-Vorpommern und Rügen geltenden Strafrechts.
Greifswald 1851.

W. Bahu, Die preussische Gesetzgebung über Diebstahl.
Berlin 1850.

Dr. J. Koppel, Handbuch der österreichischen Strafge-
setze über Vergehen und Uebertretungen. Lief. 1—3.
Olmutz 1850.

C. de Gardan, Histoire générale des traités de paix
et autres transactions principales entre toutes les
puissances de l'Europe depuis la paix de West-
phale. T. 8. 9. Par. 1850.

F. Laurent, Histoire du droit des gens et des re-
lations internationales. T. I. II. Gand 1850.

Dr. H. A. Zachariä, Die Rechtswidrigkeit der ver-
suchten Reactivirung der im Jahre 1818 aufge-
hobenen deutschen Bundesversammlung. Göttingen
1850.

Dr. W. A. Schmidt, Geschichte der preussisch-deutschen
Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs des Gro-
ßen. Abth. 1. Der Fürstenbund 1785. Berlin 1850.

J. Detker, Minister Hasenpflug und die kurhessische
Volksvertretung. Cassel 1850.

J. G. K. Kähler, Ueber die Reichsverfassungsfrage
und das Reichswahlgesetz. Darmstadt 1850.

Die Kirche und Schule Schlesiens im Kampfe mit der
sogenannten Landesverwaltung. Kiel 1850.

Dr. P. S. Frandsen, Die Staatserbfolge in dem
vormals Schauenburgischen Antheil von Holstein.
Hamburg 1850.

- E. Ziequelmont, Deutschland, Oesterreich und Preußen. Wien 1851.
- K. Biedermann, Die Wiedereinberufung der alten Stände in Sachsen. Leipzig 1850.
- Widerlegung der preussischen Note und Denkschrift vom 25. August 1850. Leipzig 1850.
- Dr. K. A. v. Wangenheim, Das Dreifürstbündniß vom 26. Mai 1849 und die Radowitsche Politik. Stuttg. 1851.
- U. von Sallwürk, Die Vereinigung der Fürstenthümer-Hohenzollern mit dem Königreiche Preußen urkundlich dargestellt. Stuttgart 1850.
- W. G. v. Hende, Ressort-Verhältnisse zwischen den Justiz-, Polizei- und Communalbehörden. Magdeb. 1850.
- The works of John Jewel, ed. by R. W. Jelf. Vol. 1 — 8. Oxford 1850.
- Dr. J. H. V. Dräseke, Nachgelassene Schriften. Herausg. von Th. H. L. Dräseke. Bd. 1. Magdeb. 1850.
- Thorat Emeth. Die fünf Bücher Mose'sch. Von Dr. J. Heinemann. Lief. 1. Berlin 1851.
- E. W. Grinfield, An apology for the Septuagint. Lond. 1850.
- Dr. G. E. Leo, Pauli epistola altera ad Timotheum graece. Lips. 1850.
- Dr. E. Meier, Die heilige Schrift des alten Testaments. Th. 1. 2. Stuttg. 1850.
- Dr. Fr. Böttcher, Die ältesten Bühnendichtungen. Der Debora-Gesang und das Hohe Lied dramatisch hergestellt und neu übersezt. Leipzig 1850.
- Parker Lawson, Legends and traditions of some of the principal events and persons mentioned in the Old Testament. Edinb. 1850.
- Dr. K. Hofmann, Das Leben Jesu nach den Apokryphen. Leipzig 1851.
- W. J. Conybeare and J. S. Howson, The life and letters of St. Paul. Vol. I. Lond. 1850.
- Tertulliani liber apologeticus. The apology of Tertullian, with English notes by Woodham. Lond. 1850.
- Fr. Chr. Steinhöfer, Erklärung der Epistel Pauli an die Römer. Tübingen 1851.
- J. F. Kennedy, Illustrated sketches of the countries and places mentioned in bible history. Philad. 1847.
- Dr. Th. Sörensen, Untersuchungen über Inhalt und Alter des alttestamentlichen Pentateuch. Th. 1. Historisch-kritisches Commentar zur Genesis. Kiel 1851.
- Dr. J. H. Kurg, Beiträge zur Symbolik des alttestamentlichen Cultus. Heft 1. Leipzig 1851.
- Dr. Ad. Hilgenfeld, Das Markus-Evangelium nach seiner Composition, seiner Stellung in der Evangelienliteratur, seinem Ursprung und Charakter. Leipzig 1850.
- Dr. E. Meier, Der Prophet Jesaja erklärt. 1. Hälfte. Pforzheim 1850.
- J. Kohlgruber, Hermeneutica biblica generalis. Viennae 1850.
- H. A. Hahn, Commentar über das Buch Hiob. Berlin 1850.
- F. Friedhoff, Status prius hominis supernaturalis et indebitus. Münster 1850.
- B. Forbes, Considerationes modestae et pacificae controversiarum. Ed. 4. una cum versione anglica. Vol. I. De justificatione. Lond. 1850.
- Fr. W. Newman, Phases of faith, or passages from the history of my creed. Lond. 1850.
- J. H. Newman, Lectures on certain difficulties felt by Anglicans in submitting to the catholic church. Lond 1850.
- H. A. Riemund, Geschichte des katholischen Kirchengesangs. 2. verb. Aufl. Mainz 1850.
- P. Göß, Der Cultus und die Disciplin der kathol. Kirche und ihre Reform. Leipzig 1850.
- Dr. K. Bähr, Der protestantische Gottesdienst vom Standpunkte der Gemeinde aus betrachtet. Heidelb. 1850.
- Dr. J. Piper, Die Verbesserung des evangelischen Calenders. Berlin 1850.
- P. Tarbé, Trésors des églises de Reims. Reims 1849.
- Statistica di tutti gli Uffici ed impieghi governativi, giudiziarii ed amministrativi corrispettivi assegni anni per l'esercizio del dominio temporale della S. Sede all' epoca del 1848. Neapel 1849.
- Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona. Schaffhausen 1850.
- Amad. Bert, I Valdesi, ossia i Cristiano-Cattolici seconda la chiesa primitiva., cenni storici. Torino 1849.
- R. D. E. Van de Putte, Annales abbatiae sancti Petri Blandiniensis. Gandavi 1842.
- J. J. Busch, Der Orden des guten Hirten. Schaffhausen 1851.
- J. Ab. Utrecht Dresselhuus, De Waalsche Gemeenten in Zeeland. Bergen 1848.
- W. D. Dietlein, Die bremische Kirche. Bremen 1850.
- J. Bowden, The history of the Society of Friends in America. Vol. I. p. 1. Lond. 1850.

- M. Jameson, *Legends of the Monastic Orders, as represented in the fine Arts.* Lond. 1850.
- Alex. Schaepkens, *Histoire de la chässe St. Gervais.* Gand 1849.
- E. F. Rohlfert, *Grundriß zum Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten.* 2. Aufl. Heidelb. 1850.
- Dr. F. Ehrenfeuchter, *Erläuterungen zu den Commissionsentwürfen zur Einführung und Ausbildung von Presbyterial- und Synodaleinrichtungen in der evangelischen Kirche des Königreiches Hannover.* Göttingen 1850.
- J. B. Duchesne, *Du mariage.* Par. 1845.
- Dr. C. Ullmann, *Die Geltung der Majoritäten in der Kirche.* Hamburg 1850.
- Verhandlungen der Zürcherischen Synode über den Gesetzesvorschlag der hohen Regierung betreffend Reorganisation des Kirchenraths.* Zürich 1850.
- Aufklärungen über das Placetum Regium in Oesterreich.* Leipzig 1850.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.
Drittes Quartal. Juli — September.

Manuscripte.

- Beiträge zur Geschichte des Stiftes in Neuß und der Stadt des Kreises Bonn. Cod. chartae.
- Verzeichniß der in der churfürstlichen Schatzkammer in München vorhandenen Inventurstücke, verfaßt am 15. Juni 1754. fol. Cod. chartae.
- Monumentorum ecclesiae fratrum minorum Monachii.* Fasc. 1. 2. 3. Mit vielen illuminierten Wappen und Grabmälern. fol. Cod. chartae.
- Genealogie der Edlen von Wolfstein und Sulzburg von 1040 — 1597.* Mit colorierten Wappen. Cod. chartae.

Druckwerke.

- A. Thery, *Histoire des opinions littéraires chez les anciens et les modernes.* Vol. 1. 2. Par. 1849.
- Dr. J. E. Saalschütz, *Die klassischen Studien und der Orient.* Königsberg 1850.
- J. Grimm, *Ueber Schule, Universität, Akademie.* Berlin 1850.

- Chavin de Malan, *Organisation des études dans un Collège chrétien.* Par. 1850.
- Catalogus impressorum librorum quibus aucta est bibliotheca Bodleiana, annis 1835 — 1847.* Vol. 4. Oxford 1851.
- Samps. Low, *The British Catalogue: comprehensing all works published in Great Britain from Octob. 1837 — Decbr. 1849: Part I.* Lond. 1850.
- J. Lamb, *A collection of letters, statutes and other documents illustrative to the history of the university of Cambridge.* Lond. 1830.
- Dr. L. F. Scholl, *Die letzten hundert Jahre der vaterländischen Literatur.* Bief. 2. und Schluß. Schw. Hall 1851.
- W. Köhnen, *Zur Geschichte des Duisburger Gymnasiums im 16. u. 17. Jahrhundert.* Abth. 1. von 1559 — 1637. Duisburg 1850.
- De l'instruction publique en Autriche, par un diplomate étranger. Par. 1841.
- Halmagrand, *Origine de l'université.* Par. 1845.
- Dr. G. L. Gerling, *Nachrichten von dem mathemat. physikal. Institute der Universität Marburg.* Marb. 1849.
- Entwurf einer Gymnasial-Ordnung für die Herzogthümer Schleswig-Holstein.* Kiel 1850.
- Verslag van het verhandelde in de algemeene vergadering van het provinciaal Utrechtsche Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, vor het Jaar 1849, 1850.*
- Berichte über die Verhandlungen der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. I. II. Leipzig 1849.
- Oeuvres de Pierre Leroux (1825 — 1850).* I. Serie. Livr. 1 — 7. Par. 1850.
- J. Fr. Herbart, *sämmtliche Werke, besorgt von G. Hartenstein.* Bd. 1. *Schriften zur Metaphysik.* Th. 2. Leipzig 1851.
- Th. Green, *Extracts from the Diary of a lover of literature.* Ipswich 1840.
- Dr. Fr. Rasse, *Verunsicherte Schriften psycholog. und physiolog. Inhalts.* Bonn 1850.
- Th. B. Macaulay, *Critical and historical essays.* London 1850.
- Dr. A. Lutterbeck, *Hermänen aus dem Gebiete der religiösen Speculation.* 2. Ausg. Mainz 1851.
- Dactylogie et langage primitif restitués d'après les monuments.* Par. 1850.
- G. Knoes, *Chrestomathia Syriaca e codicibus manuscriptis collecta.* Gotting. 1807.

- J. Ch. C. Doepke, *Glossarium chrestomathiae syriacae J. C. Michaelis accommodatum adnotationibusque historicis, criticis philolog. auctum.* Götting. 1829.
- S. F. Aufrecht und A. Kirchhoff, *Die umbrischen Sprachdenkmäler.* Bd. 2. Berlin 1851.
- M. P. Poitevin, *Dictionnaire de la langue française.* Livr. 3 — 14. Par. 1851.
- G. E. M. Sandrini, *Das Zeitwort der italienischen Sprache.* Wien 1851.
- Wörterbuch der Akten- und Geschäftssprache.* Berlin 1850.
- H. Klossmann, *Erklärung der sogenannten Pronomina in der deutschen Sprache.* Breslau 1850.
- J. G. Fischer, *Sammlung deutscher Synonymen oder sinverwandter Wörter.* Darmstadt 1850.
- Eskimaux and English Vocabulary.* Lond. 1850.
- Dr. J. L. Krapf, *Outline of the elements of the Kisuheli language, with special reference to the Kinika dialect.* Tubing. 1850.
- — and J. Rebmann, *The beginning of a spellingbook of the Kinika language.* Bombay 1848.
- Fr. Spatny, *Deutsch-böhmisches Wörterbuch.* Heft 4 — 8. Schluß. Prag 1851.
- J. Sl. Tomiček, *Lehrbuch der böhmischen Sprache.* Prag 1851.
- H. Brugsch, *De natura et indole linguae popularis Aegyptiorum.* Fasc. I. Berol. 1850.
- R. W. Krüger, *Historisch-philologische Studien.* Bd. 2. Berlin 1851.
- Dr. N. Rauchenstein, *Die Zeitgemäßheit der alten Sprachen in unseren Gymnasien.* Aarau 1850.
- N. T. B. Kappeyne van de Coppello, *Observationes criticae in auctores veteres graecos.* P. I. Noviomagi 1850.
- Dr. E. Causer, *Ueber die Urform einiger Rhapsodien der Ilias.* Berlin 1850.
- L. E. Igel, *Variae interpretationes criticae et grammaticales de biblia veteris testamenti et de Onkelosi.* Leopoli 1850.
- J. J. Shillinglaw, *A narrative of Arctic discovery from the earliest period to the present time.* London 1851.
- W. H. Medhurst, *A glance at the interior of China.* Lond. 1850.
- Alex. Mackay, *The Western World or travels in the united states in 1846 — 47.* Vol. 1 — 3. Lond. 1850.

- M. Valery, *Voyages en Corse, à l'île D'Elbe et en Sardaigne.* T. 1. 2. Par. 1837.
- B. Taylor, *El-Dorado. Schilderungen einer Reise über Panama nach Californien . . .* von E. Hartmann. Weimar 1851.
- W. Scoresby, *The Franklin Expedition.* Lond. 1850.
- Itinerario di Marin Sanuto per la terraferma Veneziana nell' anno 1483* Padova 1847.
- Alex. Soltykoff, *Voyage en Perse.* Par. 1851.
- Th. Forrester, *Norway in 1848 and 1849.* Lond. 1850.
- Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima au Pérou: exécutée sous la direction de Fr. de Castelnau. Histoire du voyage.* T. I. Par. 1850.
- H. Schenker, *Phul und Nabonassar. Eine chronologische Untersuchung.* Zürich 1850.
- E. J. Mooney, *Ueber die angebliche Abstammung des normanischen Königsgeschlechtes Siziliens von den Herzogen der Normandie.* Minden 1850.
- R. J. Hermann, *Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer.* Th. 3. Heidelberg 1850.
- Fr. Aug. Ufert, *Ueber Dämonen, Heroen und Genien.* Leipzig 1850.
- M. Boucher de Perthes, *Antiquités celtiques et antédiluviennes.* Par. 1849.
- C. de Clarac, *Musée de sculpture antique et moderne.* Livr. 14. 15. Par. 1850.
- J. P. Rossignol, *Trois dissertations. Sur l'inscription de Delphes . . .* Par. 1850.
- G. J. Grotefend, *Bemerkungen zur Inschrift eines Thongefäßes mit ägyptischer Keilschrift.* Göttingen 1850.
- P. V. Aldini, *Sulle antiche lapidi Ticinesi.* Pavia 1831.
- —, *Gli antichi marmi Comensi.* Pavia 1834.
- Fr. Carellius, *Numorum Italiae veteris tabulas* 202 ed. C. Cavedonius. Lips. 1850.
- Th. Mommsen, *Ueber das römische Münzwesen.* Leipzig 1850.
- Ger. Garnier, *Mémoire sur la valeur des monnaies de compte chez les peuples de l'antiquité.* Par. 1847.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. October.

Nro. 71.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

U e b e r s i c h t

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und
Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — Sept. 1851.

Förster (Charles), The one primeval language traced experimentally through ancient inscriptions. Including the voice of Israël from the Rocks of Sinai. Lond. 1851. — Journ. des Savants 1851 Juillet.

Oppert, Mémoire sur les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses. (4. art.) — Journ. asiat. 1851 Juillet.

Lancereau (Éd.), Extraits du Bétal-Patchist. — Ebendas.

Expédition de Mourad-Bey contre Constantine et Alger en 1112 (de J. C. 1700), fragment extrait de la chronique arabe d'El-Ha di Hamouda Ben Abd-El-Aziz. Traduit et annoté par M. Cherbonneau. — Ebendas.

Santarem, Essai sur l'histoire de la cosmographie et de la cartographie pendant le moyen âge. Paris 1849—50. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Août.

Bayle Saint-John, Une excursion dans le désert de Lybie et à l'oasis de Jupiter Ammon. — Ebendaselbst.

Bali. A visit to Tabanan. By R. B. G. — Journ. of the Ind. Archipel. 1851 June.

The London diary of a german authoress. — Blackwood's Mag. 1851 Aug.

Cottu (Charles), Vasilky, souvenirs d'une croisière dans les Cyclades. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 15.

Leake (W. Martin), The topography of Athens. etc. (3. art. de M. Raoul Rochette.) — Journ. des Savants 1851 Juillet.

Troplong, Des républiques d'Athènes et de Sparte. — Revue de législation et de Jurisprudence 1851 T. II. Mai.

Newton (Charles), Remarks on the collections of ancient art in the Museums of Italy, the Glyptothek at Munich and the British Museum. — Museum of classical Antiquities. No. III. 1851 July.

Falkener (Edw.), On the Ionic Heroum at Xanthus, now in the British Museum. — Ebendas.

Bonucci (Carlo), A general statement of the excavations of ancient monuments in the Kingdom of Naples, from 1830 to 1849. — Ebendas.

Archaeographia litteraria. Anuali, Bulletino e Monumenti dell' Instituto di corrispondenza archaeologica di Roma. — Ebendas.

Lévêque (Charles), Les monuments d'Athènes et les études archéologiques en Grèce. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 16.

Gaillard (Victor), Histoire politique et numismatique du comté de Rhetél. — Revue de la Num. belge. T. I. Livr. 2.

Guérard, Cartulaire de Notre-Dame. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 15.

Bonnardot, Études archéologiques sur les plans de Paris. Par. 1851. 4. — Univ. cathol. 1851 Août.

Zollinger (H.), The island of Lombok. — Journ. of the Indian Archipel. 1851 June.

Mac-Gowan (D. J.), Notice of the Karens. — Ebendaselbst.

Jurien de la Gravière (E.), L'empire céleste depuis la guerre de Popium. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 17.

Cousin, Lettres inédites de Madame la duchesse de
XXXIII. 71

- Longueville à madame la marquise de Sablé.
— Journ. des Savants 1851 Août.
- Cousin (Victor), La duchesse de Longueville, avec une correspondance inédite. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 15.
- Bacourt (A. de), Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marek pendant les années 1789 — 91. — Ebendas. Livr. 16.
- Planche (Gust.), Poètes, romanciers et historiens littéraires de la France. LV. C. A. Sainte-Beuve. — Ebendas. Livr. 17.
- Donkin (W. F.), On certain questions relating to the theory of probabilities. P. III. — Philos. Mag. 1851 July.
- Boole (Gc.), Further observations on the theory of probabilities. — Ebendas. Aug.
- Martin (P. J.), On the anticlinal line of the London and Hampshire basins. — Ebendas. July. Aug.
- O'Brien, On symbolical mechanics. — Ebendas. Aug.
- Galbraith (Jos. A.) and Sam. Haughton, On the apsidal motion of a freely suspended pendulum. — Ebendas.
- Sylvester (J. J.), On an certain fundamental theorem of determinants. — Ebendas.
- Verneilh (Fél. de), L'architecture byzantine en France. (Saint-Front de Périgueux.) — Annal. archéol. T. XI. Livr. 2. 3.
- Schnaase, Symbolique de l'architecture du moyen âge. — Ebendas. Livr. 3.
- Ventz (J.), Mémoires sur les digues insubmersibles, sur les écluses à cheminées pour le colmatage, et sur les principes à suivre dans les corrections des cours d'eau etc. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Août.
- Bond (G. P.), On the rings of Saturn. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 July.
- Peirce (B.), On the constitution of Saturn's ring. — Ebendas.
- Kirkwood (Dan.), On Saturn's ring. — Ebendas.
- Jussieu, Rapport sur le grand prix des sciences physiques. — Ann. des scienc. natur. (Botan.) T. XIV. No. 6.
- Lallemant (A.), Etude des lois de l'induction à l'aide de la balance électro-dynamique. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Août.
- Observations météorologiques du mois de Juin 1851. — Ebendas.
- Alexander (J. H.), On certain meteorological coincidences. — American Journal of science and arts 1851 July.
- Thompson (Zadock), On the sudden disappearance of the ice on lake Champlain at the breaking up of winter. — Ebendas.
- Maskelyne (Nevil Story), On the connection of chemical forces with the polarization of light. — Ebendas.
- Faraday, On atmospheric magnetism. — Ebendas.
- Becquerel (M.), On the causes of the disengagement of electricity in plants, and upon vegeto-terrestrial currents. — Ebendas.
- Clausius (R.), On the moving force of heat, and the laws regarding the nature of heat itself which are deducible therefrom. — Philos. Mag. 1851 July.
- Schoenbein (C. F.), On the joint influence exerted by light and the oxidability of certain substances upon common oxygen. — Ebendas.
- Rankine (W. J. Macquorn), On the theory of sound. — Ebendas.
- —, On the mechanical theory of heat. — Ebendas.
- Bunt (Th. G.), Pendulum experiments. — Ebendas.
- Bond (G. P.), Historical sketch of the progress of improvement in the application of electro-magnetism to geodetical and astronomical purposes. — Ebendas.
- Stokes, On the principles of hydrodynamics. — Ebendas.
- Kämtz, On corrections of the constants in the general theory of terrestrial magnetism. — Ebendas.
- Clausius (R.), On the moving force of heat, and the laws regarding the nature of heat itself which are deducible therefrom. — Ebendas. Aug.
- —, Reply to a note from Mr. W. Thomson on the effect of fluid friction. — Ebendas.
- Dering's improvements in the means of and apparatus for communicating intelligence by electricity. — Repertory of Patent Inventions 1851 Aug.
- Matzneff (Iwan), Voyage aérien de Paris à Spa, avec deux cartes explicatives. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 17.
- Fordos (M. J.) et A. Gélis, Note sur le sulfure d'azote de M. Grégory et sur la variété de soufre insoluble dans le sulfure de carbone. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Août.
- —, Mémoire sur le sulfure d'azote. — Ebendaselbst.

- Jacquelain (V. A.), Production de l'hydrate de baryte pur, par le carbonate de baryte sous l'influence de la vapeur d'eau surchauffée. — *Eben-
dasselbst.*
- Golfier-Besseyre, Note sur l'action chimique qu'exerce l'acide carbonique sur le fer en présence de l'eau. — *Eben-
dasselbst.*
- Smith (J. Lawr.), On some of the thermal waters of Asia minor. — *Amer. Journ. of sc. and arts* 1851 July.
- Cooke (Isaac B.), On the measurement of chemical affinity. — *Philos. Mag.* 1851 Aug.
- Cambriel (L. P. François), Cours de philosophie hermétique ou d'alchimie. Par. 1843. (3. art.) — *Journ. des Sav.* 1851 Août.
- Liebig (George de), Expériences sur la respiration. — *Annal. des scienc. natur. (Zool.)* 1850 T. XIV. No. 6.
- Quatrefages (A.), Etudes sur les types inférieurs de l'embranchement des Annelés. — *Eben-
dasselbst.*
- Blackwall (John), A catalogue of british spiders, including remarks on their structure etc. — *Annals and Mag. of nat. hist.* 1851 Aug.
- Clark (Will.), Further observations on the Chemnitzia. — *Eben-
dasselbst.*
- La Berge (J. de), Description d'une nouvelle espèce de Martin-pêcheur. — *Revue et Mag. de Zool.* 1851 No. 7. Juillet.
- Verréaux (Jul. et Ed.), Descriptions d'espèces nouvelles, rares ou peu connues d'oiseaux du Gabon (Afrique occidentale.) (Cont.) — *Eben-
dasselbst.*
- Lafresnaye (F. de), Essai d'une monographie du genre *Picucule* (Buffon) etc. Suite. — *Eben-
dasselbst.*
- Ray (J.) et H. Drouet, Catalogue des Mollusques vivants de la Champagne méridionale. — *Eben-
dasselbst.*
- Laferté-Sénéclercq, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Boeaudé dans la Guinée portugaise etc. (Suite.) — *Eben-
dasselbst.*
- Fairmaire (Léob), Description de deux Coléoptères nouveaux de Venezuela — *Eben-
dasselbst.*
- Pucheran, Etudes sur les types peu connus du Musée de Paris. 5. art. (Echassiers.) — *Eben-
dasselbst.*
- Ray (J.) et H. Drouet, Cat. des Mollusques viv. de la Champagne mérid. (Suite et fin.) Dixième genre. Balée. — *Eben-
dasselbst.*
- Robineau-Desvoidy, Description d'Agromyzes et de Phytomyzes fétoses chez M. le colonel Goureau. — *Eben-
dasselbst.*
- Salm-Horstmar (Le prince de), Recherches sur la nutrition de l'ayoine, particulièrement en ce qui concerne les matières inorganiques qui sont nécessaires à cette nutrition. — *Annal. de Chim. et de Phys.* 1851 Août.
- Hoffmann (Herm.), Recherches sur le sommeil des plantes. — *Annal. des scienc. natur. (Botan.)* T. XIV. No. 6.
- Schlechtendal (D. F. L. de), Index seminum horti academici Halensis, anno 1850. — *Eben-
dasselbst.*
- Tenore, Catalogus seminum horti regii Neapolitani, anno 1851. — *Eben-
dasselbst.*
- Regel (Ed.), Index seminum horti botanici Turicensis, anno 1850. — *Eben-
dasselbst.*
- Nees ab Esenbeck, Delectus seminum horti botanici Vratislaviensis, anno 1851. — *Eben-
dasselbst.*
- Meyer (E.), Hortus Regiomontanus seminifer, anno 1850. — *Eben-
dasselbst.*
- Bunge (Al.), Delectus seminum horti botanici Dorpatensis, collectione anni 1850. — *Eben-
dasselbst.*
- Jaubert et Spach, Gramineae orientales novae vel criticae. — *Eben-
dasselbst.*
- Jussieu, Rapport sur la Rumphia de M. Blume. — *Eben-
dasselbst.*
- Miers (John), Contributions to the botany of South America. — *Ann. and Mag. of nat. hist.* 1851 Aug.
- Tulasne (L. R.), On the reproductive organs of the Lichens and Fungi. — *Eben-
dasselbst.*
- Babington (Charles Cardale), Manual of british botany etc. 3. ed. Lond. 1851. — *Eben-
dasselbst.*
- Macgowan (D. J.), Uses of the *Stillingia sebifera* or Tallow tree, with a notice of the Pe-la, an insect-wax of China. — *Amer. Journ. of sc. and arts* 1851 July.
- Bentham (George), Second report on Mr Spruce's collections of dried plants from North Brazil. — *Hooker's Journal of Botany* 1851 July.
- Berkeley (M. J.), Decades of Fungi. — *Eben-
dasselbst.*
- Dalzell (N. A.), Contributions to the botany of Western India. — *Eben-
dasselbst.*
- Sinclair (Andrew), On the vegetation of the neighbourhood of Auckland, New Zealand. — *Eben-
dasselbst.*
- De Vriese, On the discovery of a new species of *Rafflesia* in the Island of Java. — *Eben-
dasselbst.*
- Gray (Asa), Characters of a new genus of Compositae - Eupatoriaceae with remarks on some other genera of the same tribe. — *Eben-
dasselbst.*

- Seemann (Berthold), Sketch of the vegetation of the Isthmus of Panamá. — *Ebendaf.*
- Babington (Churchill), Lichenes arctici, collected by Mr. Seemann. — *Ebendaf.*
- Lycett (J.), On the Hinge of the fossil genus *Platymya*, Agassiz; with the description of a new species. — *Annals and Mag. of nat. hist.* 1851 Aug.
- Morris (John), Palaeontological notes. — *Ebendaf.*
- Harkness (Rob.), Notice of some new footsteps in the Bunter Sandstone of Dumfries-shire. — *Ebendaf.*
- Blake (W. P.), On a method for distinguishing between biaxial and uniaxial crystals when in thin plates, — and the results of the examination of several supposed uniaxial micas. — *Amer. Journ. of sc. and arts* 1851 July.
- Brooke (H. J.), On the Bendantite of Levy. — *Philos. Mag.* 1851 July.
- Dana (James D.), On coral reefs and islands. — *Amer. Journ. of sc. and arts* 1851 July.
- Hunt (T. S.), Description and analysis of Loganite, a new mineral species. — *Philos. Mag.* 1851 July.
- Jackson (Charles T.), On Eupychroite of Crown Point, New York. — *Amer. Journ. of sc. and arts* 1851 July.
- Lyman (C. S.), On the recent condition of Kilauea. — *Ebendaf.*
- Grec (R. P.), A description of Matlockite, a new oxychloride of lead. — *Philos. Mag.* 1851 Aug.
- Orbigny (Alc. d'), Description de quelques coquilles fossiles remarquables de la République de la Nouvelle-Grenade. — *Rev. et Mag. de Zool.* 1851 Août.
- Malingié-Nonel, Considérations sur les bêtes à laine au XIX. siècle et notice sur la race de la Charmoise. Paris 1851. — *Journ. des Savants* 1851 Juillet. Août.
- Norton (John P.), A description of a new sand-bath with water-bath and distilling apparatus attached, erected in the Yale analytical laboratory. — *Am. Journ. of sc. and arts* 1851 July.
- Burnett (W. J.), On microscopes and microseopy. — *Ebendaf.*
- Widow-burning. Major Ludlow. (H. Hayman Wilson's history of british India.) — *Quarterly Review* 1851 Sept.

- Lettres et opuscules inédits du comte Joseph de Maistre.* — *Correspond.* 1851 T. XXVIII. Livr. 9.
- Reason and faith. — *Westm. and for. quart. Rev.* 1851 Oct.
- Tarbé (Prosper), Collection des poètes champenois antérieurs au XVI. siècle. 13 vol. Paris 1847 — 51. 8. — *Journ. des Sav.* 1851 Juillet. Août.
- Milsand (J.), La poésie anglaise depuis Byron. II. Robert Browning. — *Revue des deux Mondes* 1851 T. III. Livr. 16.
- Deschamps-de-Pas (L.), Carrelage de la cathédrale de Saint-Omer. — *Annal. archéol.* T. XI. Livr. 2.
- Ramé (Alfr.), Les autels chrétiens. — *Ebendaf.*
- Didron, Iconographie historique. (François II. et Marie Stuart.) — *Ebendaf.*
- Amé (Émile), Serrurerie du XIII. siècle. — *Ebendaf.* Livr. 3.
- Didron, Iconographie des Cathédrales; création de l'homme et de la femme. — *Ebendaf.*
- Semper (M. Gottfried), On the study of polychromy and its revival. — *Museum of classical Antiquities* No. III. 1851 July.
- Ruskin's works. (Modern painters. Vol. 1. 2.) — *Blackwood's Mag.* 1851 Sept.
- Scharf (George), On the polychromy of sculpture: being recollections of remarks on this subject, by the late Professor C. O. Müller. — *Ebendaf.*
- Frantin, La monarchie et le césarisme, ou Père des Pisistratides. — *Le Correspond.* T. XXVIII. Livr. 10.
- Christian socialism. — *Christ. Remembrancer* 1851 July.
- Salin's (Mgr. de), Discussion sur le socialism, examen et réfutation de ce système. — *Univ. cathol.* 1851 Juillet.
- Newman (Franc. William), Lectures on political economy. Lond. 1851. — *Westm. and for. quart. Rev.* 1851 Oct.
- Colton (Calvin), Public economy for the United States. New York 1848. — *North Amer. Rev.* 1851 July.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. November.

Nro. 72.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi. Ex recognitione Caroli Friderici Hermanni. Vol. I. (Euthyphro. Apologia Socratis. Crito. Phaedo. Cratylus. Theaetetus. Sophista. Politicus.) Lipsiae. Sumptibus et typis B. G. Teubneri. 1851. S. XXXII u. 503.

Platonis Phaedo. Recensit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum. Editio tertia multis partibus auctior et emendatior. Gothae. Sumptibus Bernh. Hennings. 1850. S. 28 u. 254.

Kritischer Commentar zu Plato's Phädon von Hermann Schmidt, Direktor des Gymnasiums zu Wittenberg. Erste Hälfte. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1850. S. VIII u. 127.

Zur Geschichte der Platonischen Texte: Kritik mit besonderer Beziehung auf den Phädon. Von Dr. H. Schmidt zu Wittenberg. Archiv für Philol. u. Pädag. XVI, 4. 1850.

C. F. Hermanni disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem. (Index schol. Gotting. 1850.)

Ueber Zweck und Gliederung des platonischen Phädon von Susemihl. Philologus. V. Jahrg. 3. Heft.

Das vorstehende Verzeichniß neu erschienener Schriften zur platonischen Literatur, das noch um mehrere Titel vermehrt werden könnte, spricht, wenn man den Buchhändlermarkt als Thermometer betrachtet, eher für eine vergrößerte als verminderte Theilnahme an den unsferblichen Werken des griechischen Philosophen. Nicht nur, daß bereits begonnene Arbeiten größeren Umfangs rüstig fortschreiten, wie die Stallbaum'sche Ausgabe, die in mehreren Bänden sich bereits in der zweyten und dritten Bearbeitung verjüngt hat, während wir freylich den schon längst angekündigten zehnten Band, der die „Gesetze“ enthalten soll, noch immer zu erwarten haben. So bringen Sammlungen, die wohl vorzugsweise auf das Bedürfniß der Schulen berechnet sind, nicht weniger als drey neue Ausgaben der Gesammtwerke, außer der in der Ueberschrift genannten Teubner'schen eine doppelte Lauchnitzische, deren Besorgung ebenfalls Hr. Stallbaum übernommen hat.

Gewiß hat sich die Teubner'sche Verlagshandlung ein entschiedenes Verdienst erworben, daß sie die Arbeit so anerkannt kundigen Händen anvertraut hat. Dieß gilt von dem Herausgeber in doppeltem Betracht: einmal in Bezug auf den Schriftsteller, dem Hr. Hermann seit vielen Jahren eine so andauernde und umfassende Thätigkeit gewidmet hat, daß er in diesem Bereiche seit Schleiermacher die größte Autorität geworden ist; dann auch in Bezug auf die kritische Herstellung des Textes, deren Grundlage derselbe Gelehrte in seinen schätzbaren Abhandlungen zu Persius sowohl im Allgemeinen als für den besondern Schriftsteller so tief eingehend erör-

tert hat, daß man überzeugt seyn muß, er werde bey jedem andern Schriftsteller mit gleicher Gründlichkeit zu Werke gehen. Und daß diese Voraussetzung in Bezug auf die vorliegende Ausgabe des Platon keine ungegründete ist, dieß bewährt schon die Vorrede, welche nicht nur im Allgemeinen sich über die befolgten Grundsätze ausspricht, sondern auch an Stelle der durch den Plan der Ausgabe ausgeschlossenen Noten die Rechtfertigung des Verfahrens in den einzelnen Fällen enthält. Eine Hoffnung, deren sich Ref. für versichert hielt, so wie er Kunde bekam, in wessen Hände die Besorgung der Ausgabe gelegt sey, daß nämlich statt einer der sonst üblichen willkürlichen Anordnungen der einzelnen Schriften nach dem löblichen Vorgange Beförers eine überlegtere und zweckmäßigere treten würde, und zwar diejenige, welche der Herausgeber in seinem Werke: „Geschichte und System der platonischen Philosophie“ aufgestellt hat, diese Hoffnung ist, wie schon der Titel ausweist, nicht in Erfüllung gegangen. Hr. H. adoptirt, wie er sagt, „in Ermangelung einer urkundlicheren“ die „wenigstens schon im Alterthum durch Thrasylos aufgestellte“ Reihenfolge; gewiß zu einiger Verwunderung derjenigen, welche sich dessen erinnern, was Hr. H. in d. a. W. S. 358 f. über diese Anordnung bemerkt. Consequentermaßen werden denn auch die bekannten, den neueren Ausgaben meist fremden und auch von unserm Herausgeber an d. a. St. verworfenen zweyten Ueberschriften, wenigstens in Klammern, beygefügt. Dieses Verfahren scheint nicht ganz im Einklange zu stehen mit den Grundsätzen, die der Herausgeber (S. VI der Praefatio) aufstellt, um dem neueren Kritiker seine Gleichberechtigung mit den früheren zu wahren. Von diesem Recht macht derselbe in der Texteskritik insofern Gebrauch, als er in den Fällen, wo die handschriftliche Lesart, die er als Grundlage des Textes anerkennt, ein unzweifelhaftes Verderbniß enthält, kein Bedenken trägt, eigene und fremde Verbesserungen ganz ebenso wie Lesarten schlechterer Handschriften, die sich aber durch ihre innere Güte empfehlen, in den Text aufzunehmen, indem er diesen nur das Vorrecht der Priorität, nicht aber größere Autorität einräumt. Doch werden falsche Zufüge und Einschüßel, mögen sie nun bereits als solche anerkannt seyn und von dem

Herausgeber erst mit dem Stempel der Unächtheit gezeichnet werden, nicht aus dem Text verwiesen, sondern nur durch Klammern ausgeschrieben.

Die Einrichtung der Stallbaum'schen Ausgabe dürfen wir als bekannt und durch den Gebrauch bewährt voraussetzen. Das Erscheinen einer dritten Auflage bietet ohnedieß einen sicheren Beweis, daß der Herausgeber das Bedürfniß der Leser richtig verstanden und gewürdigt hat. In der Texteskritik ist Hr. Stallbaum kein Anhänger der diplomatischen Rigorosität, die er bey mehreren Gelegenheiten an andern Kritikern tadelt und als slavische Unterwürfigkeit bezeichnet, weshwegen er von Hrn. H. *libertatis quam constantiae cupidior* genannt wird, jedoch mit dem Beseße, daß derselbe manche handschriftliche Lesart richtig gewürdigt und in den Text aufgenommen. Uebrigens bemerken wir, daß, was der Titel verspricht, der diese dritte Ausgabe als eine vielfach bereicherte und verbesserte bezeichnet, durch die That bestätigt wird, wobei uns freylich nur die erste Auflage zur Vergleichung zu Gebote steht. Ein auffallendes Beyspiel der Vermehrung, die wir freylich, wenigstens in formeller Hinsicht, nicht zugleich auch eine Verbesserung nennen möchten, bietet gleich die erste Bemerkung zu den Worten: *Adρός, ὁ Παιδων*, die in der ersten Auflage auf dem nur geringen Raum der Textseite Platz fand, in der neuen Auflage dagegen außer dieser zwey ganze Seiten ohne Text und noch $1\frac{1}{2}$ Seite mit je zwey Zeilen Text einnimmt, also zu einer kleinen Abhandlung angeschwollen ist, die jedenfalls nach Form und Inhalt sich mehr für die Praefatio geeignet hätte. Uebrigens finden wir die Abhandlung von Preller: „Phädon's Lebensschicksale und Schriften“ in dessen Studien zur griechischen Literaturgeschichte (Rheinisches Museum Jahrg. 1846) nicht erwähnt.

Anderer Art ist der „Kritische Commentar zu Plato's Phädon,“ von dem uns der Verfasser vorläufig nur die erste Hälfte gleichsam als Anfrage an das gelehrte Publikum vorlegt. Eine fast zu große Bescheidenheit! Denn wenn Hr. Schmidt, so viel dem Ref. bekannt, auch noch mit einer größeren Schrift hervorgetreten ist, so hat er sich doch längst allen Freunden der platonischen Literatur

durch manche Abhandlung in gelehrten Zeitschriften als einsichtigen Kenner Platon's bewährt, ganz besonders durch das im Jahre 1846 erschienene Programm zur Ankündigung der Gedächtnißfeier von Luthers Todestag, welches in unmittelbarer Beziehung zu der vorliegenden Schrift steht. Dort behandelt der Verf. zwey Stellen des Phädon, die beyde beträchtliche Schwierigkeiten enthalten, die eine für die Erklärung der Worte, die andere für das Verständniß der Beweisführung, mit so ausgezeichnete Umsicht und Gewissenhaftigkeit, daß man die umfassendere Schrift nur mit der besten Erwartung aufnehmen konnte. Ueber die eigentliche Absicht derselben erklärt sich der Verf. in dem Vorwort folgendermaßen: „Der Zweck dieser Schrift ist, einen Beytrag zur Erklärung von Plato's Phädon zu liefern, und in diesem Sinne nennt sie sich einen Commentar dazu. Beschränkt wird aber jener Zweck durch den Zusatz Kritischer Commentar, wonach sich die Erklärung nur auf solche Stellen erstreckt, die in Beziehung entweder auf die Constitution des Textes, oder auf die Fassung des Sinnes von Seiten der Interpreten und Uebersetzer, oder endlich auf die Wahrheit des von Plato Gesagten selber der kritischen Behandlung irgendwie Raum gewähren. Sowie demnach von der Erklärung alles ausgeschlossen ist, was keine kritische Seite bietet, so von der Kritik wieder Alles, wodurch die Erklärung nicht gefördert wird.“

Dürfen wir demnach an diesen Commentar nicht die gleichen Ansprüche machen wie an einen sogenannten Commentarius perpetuus, der uns verspricht, in allen Fällen, wo das Verständniß schwierig ist, hülfreich an die Hand zu gehen, so werden wir anderseits wahrscheinlich weit weniger in den Fall kommen, denselben unbefriedigt aus der Hand zu legen, als es wohl bisweilen bey jener Art von Commentaren geschieht, die nicht selten überall eher etwas bieten als da, wo man es am meisten sucht. In der hier gebotenen „ersten Hälfte“ werden 51 Stellen besprochen, und bey nicht wenigen die richtige Erklärung und Lesart entweder zuerst aufgestellt oder wenigstens gründlicher und einleuchtender, als es bisher geschehen ist, gerechtfertigt.

Die gemeinschaftliche Seite, welche die drey genannten Schriften der Beurtheilung darbieten, besteht demnach in der kritischen Behandlung des Textes. Einen sehr schätzbaren Beytrag zu der Geschichte desselben bildet die in der Ueberschrift erwähnte Abhandlung des H. Sch., die wir als eine ausführliche Vorrede zu dem kritischen Commentar desselben betrachten können. Die wesentlichen Resultate der geführten Untersuchung sind folgende: die platonische Texteskritik hat drey Perioden durchlaufen, die man als die Stufen der Kindheit, des Jugendalters und der männlichen Reife bezeichnen kann. Die erste Periode ist die italienische, zu der aber außer der Aldina von 1513 auch die beyden Basler von 1534 und 1556 gerechnet werden, die, wie räumlich durch den Ort, wo sie erschienen sind, so innerlich durch die Methode den Uebergang bilden zu der zweyten Periode, der französischen, deren Repräsentant Henricus Stephanus ist durch seine 1578 zu Paris erschienene Ausgabe. „Hier begegnen wir bereits wirklichen kritischen Anmerkungen, in denen über die Aufnahme der Lesarten Rechenschaft abgelegt wird; allein das subjective Belieben und die große Willkühr in der Auswahl und Anführung der Lesarten herrscht noch vor.“ Es versteht sich, daß hier die viel besprochene Streitfrage über die Codices des Stephanus nicht umgangen werden kann, da die Ausgabe des Platon nächst der des Plutarchus die wesentlichste Rolle dabei spielt. Der Verf. tritt im Ganzen dem Urtheil Breitenbachs (Zeitschr. f. Alterthw. V. IV. 123) bey, indem er schließlich folgende Regel aufstellt: „Stimmt im Plato die Stephan'sche Lesart mit der Aldina und der Bas. 2. überein, so hat sie auch den Handschriften gegenüber Gewicht, steht sie allein, so kann sie sich in der Regel nur dann halten, wenn sie von den besseren Handschriften bestätigt wird.“ Den Vorwurf absichtlicher Täuschung lehnt Hr. Sch. ganz ab, und wohl mit vollem Rechte! Denn Alles, was man in diesem Sinn zu deuten geneigt war, findet seine natürlichere und billigere Erklärung in der auch von seinen eifrigsten Vertheidigern, wie Passow und Sintenis, zugestandenen willkührlichen und fahrlässigen Weise der Benützung seines handschriftlichen Apparates. Und auch diese

wird man ihm nicht zu hoch anrechnen dürfen, wenn man bedenkt, daß die Handhabung diplomatischer Kritik damals auf rein persönlicher Geschicklichkeit beruhte und noch kaum die Vorbedingungen der *εμπειρία* geschweige denn der *τέχνη* besaß, ja daß die Praxis noch eine lange Bahn zu durchlaufen hatte, bis sie, nicht ohne mannichfaltige Abwege, ja zum Theil Rückschritte, zu der Methode gelangte, welche wir jetzt als die richtige und allein zum Ziele führende betrachten, und daß sogar heut zu Tage noch gegen namhafte und mit den besten Hülfsmitteln ausgerüstete Kritiker in größerem oder geringerem Maaße derselbe Vorwurf vernommen wird. Fordert also die Billigkeit, in diesem Stücke die Strenge des Tadelns gegen Stephanus in die Warnung vor zu großem Vertrauen zu verwandeln, zumal da der zugestandene Fehler durch nicht unbeachtliche Vorzüge und Verdienste mehr als aufgewogen wird: so erhebt sich freylich von der andern Seite ein Vorwurf, von dem ihn auch unser Verf. nicht freyzusprechen vermochte; daß er nämlich die Leistungen einiger Vorgänger, wie der zweyten Basler Ausgabe, des Cornarius und Turnebus, stillschweigend sich angeeignet. Möge man jedoch aus dem Zugeständniß dieser Schuld nicht etwa den Schluß ziehen, daß darnum auch die andere vorhin besprochene Anklage an moralischer Bedeutung gewinne! Denn genau besehen, stehen sie vielmehr mit einander in sittlichem Widerspruch. Die Verschweigungsünde läßt sich aus der bekannten und von Zeitgenossen wie Nachlebenden gerügten Eitelkeit des Gelehrten erklären; der andere Vorwurf eines betrüglischen Vorgebens über den Besitz handschriftlicher Mittel ließe sich nur aus schmutzigem Eigennutz des buchhändlerischen Interesses begreifen.

Fast zwey Jahrhunderte machte die Texteskritik des Platon keinen irgendwie nennenswerthen Fortschritt, bis sie auf eine höhere Stufe der wissenschaftlichen Reife durch deutsche Gelehrte erhoben wurde, die seit der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Herausgabe theils einzelner Dialoge theils der Gesamtwerke des Platon den Text zu jenem Grad der Reinheit brachten, in welchem wir ihn jetzt besitzen. Das entschieden größte Verdienst

hat sich Heindorf erworben, von dem unser Verf. sagt: „So viel als Heindorf's Ausgabe, hatte noch keine für die Kritik Plato's geleistet, und auch was später dafür geschehen, ist im Vergleich zu ihm unbedeutend.“ Hr. Sch. führt aus dem einzigen Phädon nicht weniger als 150 Stellen an, in denen Heindorf zuerst, sey es durch bessere Benützung des vorhandenen noch geringen handschriftlichen Apparates oder durch eigenen Scharfsinn das Richtige hergestellt. Die Bemühung der Nachfolgenden war nun hauptsächlich auf Herstellung eines möglichst umfassenden und diplomatisch werthvollen kritischen Apparates, wodurch sich namentlich Bekker verdient gemacht hat, und dessen durchgreifende und besonnene Benützung gerichtet. Hr. Sch. erkennt in dieser Beziehung die Grundsätze C. E. Chr. Schneider's, der in der Vorrede zu dem ersten Bande seiner unvollendet gebliebenen Ausgabe des Platon noch größere Sorgfalt und Consequenz in der Benützung des urkundlich Gebotenen fordert, als richtig an, und billigt im Ganzen das Verfahren der Züricher Herausgeber, schließt jedoch mit folgenden Worten: „Zweyerley aber bleibt gleichwohl vorzüglich noch zu wünschen übrig. Für's Erste ist . . . auch bey den anerkannt besten Codd. immer noch eine größere Vorsicht bey der Aufnahme der von der Vulgata abweichenden Lesarten nöthig und eine sorgfältigere Prüfung der inneren Gründe, die oft bey scheinbaren Vorzügen der von jenen gebotenen Lesarten, doch denen der älteren Ausgaben den Vorzug gaben. Für's andere fehlt noch immer eine gründliche Abhandlung über den inneren Werth der Platonischen Handschriften und ihre gegenseitige Verwandtschaft und Abweichung, ein Mangel, . . . vor dessen Abstellung auf eine möglichst volle Sicherheit für die Feststellung des Textes durchaus nicht zu rechnen ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. November.

Nro. 73.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi.

Platonis Phaedo.

Kritischer Commentar zu Plato's Phädon. Zur Geschichte der Platonischen Textes: Kritik.

C. F. Hermann's disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem.

Ueber Zweck und Gliederung des Platonischen Phädon.

(Fortsetzung).

Fragen wir nun, in welchem Verhältnisse die kritischen Grundsätze des Hrn. Schmidt zu denen des Hrn. Hermann stehen, so sind besonders zwey für die Praxis nicht unwichtige Verschiedenheiten zu bemerken. Die erstere betrifft die Vulgata. Hr. Sch. versteht unter dieser Bezeichnung abweichend von der gewöhnlichen Bedeutung, die Hr. H. behält, nicht die lectio Stephiana, sondern die von den vier ältesten Ausgaben gemeinschaftlich gebotene Lesart, und legt dieser einen entschiedenen kritischen Werth bey, was Hr. H. nicht thut. Dieser betrachtet als ausschließliche Grundlage für die kritische Gestalt des Textes den Codex Clarkianus mit dem Parisinus A., welche beyde Handschriften sich in der Weise ergänzen, daß nur wenige Dialoge dieser Hülfe entbehren. Der Clark. läßt nun an vielen Stellen von der ersten Hand eine zweyte, nachbessernde unterscheiden. Hr. H.

legt nun alles Gewicht auf die erste Hand, der man überall, wo nicht entschiedene Gründe dagegen sprächen, folgen müsse, und warnt ausdrücklich vor der Ausnahme der zweyten Hand. Hr. Sch. dagegen spricht zwar dieser Handschrift nicht im Allgemeinen ihren normirenden Werth ab, schließt sich aber doch dem Urtheile Buttmann's an, der in der Vorrede zur 4. Aufl. der Biester'schen Ausgabe von vier Dialogen bemerkt, daß diese Handschrift aus dem IX. Jahrh. den von ihr gehegten Erwartungen nicht entsprochen habe, und gibt sogar der zweyten Hand, indem er annimmt, daß die Verbesserungen nach einer guten Handschrift gemacht sind, den Vorzug vor der ursprünglichen Lesart. Zur Begründung dieses Urtheils führt Hr. Sch. eine nicht unbeträchtliche Reihe von Stellen aus dem Phädon an, in welchen der Clark. entweder allein oder mit anderen Handschriften, bisweilen unter Beyfügung der richtigen Verbesserung, eine entschieden falsche Lesart hat, während derselbe allein das Richtige nur an zwey Stellen biete, und zwar an solchen, die schon vorher durch Conjectur hergestellt waren. Die Fehlerhaftigkeit der Hdschr. gibt nun auch Hr. H. zu, findet aber in der Beschaffenheit der Fehler gerade den Beweis für die Unverfälschtheit der ersten Hand, in der nicht selten noch die von anderen verwischten Spuren des ursprünglichen Textes erhalten seyen. Zu einem sichereren Urtheile hierüber könnte vielleicht eine nochmalige autoptische Prüfung der Handschrift führen, um z. B. nur zu wissen, ob die Verbesserungen von einer anderen, und wenn dieß, wie wahrscheinlich der Fall, ob von einer späteren Hand geschrieben sind, da Bekker zwar die prima und correctoris

manus und das am Rande Geschriebene unterscheidet, aber nirgends, so viel dem Ref. bekannt ist, das eine oder andere als a recentiori manu stammend, bezeichnet. Es sind also die inneren Merkmale, auf die wir zu achten haben. Da finden sich nun allerdings unter den von Hrn. Sch. angeführten Stellen nur wenige, an welchen die Lesart des Clark. vertheidigt werden kann und von Hrn. H. theils zuerst theils mit anderen Herausgebern als richtig anerkannt wird. Hieher gehört 70 A., wo Hr. H. zwar im Texte schreibt: ἢ ἂν ὁ ἄνθρωπος ἀποθάνῃ, aber in der Praefatio das vom Clark. gebotene ἀποθνήσκῃ als auch dem Sinne nach vorzüglicher, billigt, „quia idem temporis momentum significatur.“ Wohl! doch irrt Hr. H. wenn er diese Lesart der „prima Oxon. (so wird der Clark. bezeichnet) manus“ zuschreibt, da wenigstens nach Bekker's Angabe dieselbe a correctoris manu stammt, dagegen die prima manus ἀποθνήσκει bietet. Offenbar grammatisch falsch, wenn nicht der Clark. ebenso wie der Venet. II., mit welchem er in dieser Lesart prima und corr. manu übereinstimmt, das ἂν nach ἢ ausläßt, so daß zu schreiben wäre: ἢ ὁ ἄνθρωπος ἀποθνήσκει. Und immerhin könnte hier ein Versehen Gaisfords obwalten. Hr. Stallbaum stützt auf die Autorität desselben Venet. den Artikel vor ἄνθρωπος, mit der irrigen Angabe, daß dies nach dem Vorgange Bekker's geschehe, der aber, wie die Zürcher Ausgabe ἄνθρωπος schreibt. Nach dem, was Hr. H. zu 58 s. bemerkt, würde er ohne Zweifel auch den Wegfall des Artikels gebilligt haben, wenn der Clark. zustimmte.

73 C. nimmt Hr. H. statt der bisher gewöhnlichen Lesart: ἀρ' οὐχι τοῦτο δικαίως λέγομεν ὅτι ἀνεμνήσθη aus dem Clark., mit dem wieder Venet. II übereinstimmt, ἐλέγομεν auf, eine Lesart, die schon Ast durch eine allgemeine grammatische Bemerkung, aber offenbar mit Vermischung sehr heterogener Fälle, vertheidigt. Hr. H. beruft sich auf das vorausgehende ἐπεχειρήσας, woraus hervorgehen soll, daß auf frühere Erörterungen hingewiesen werde. Dem liegt aber ein Mißverständnis des ganzen Zusammenhangs zu Grunde. Allerdings nimmt Kebeß auf frühere Gespräche Rück-

sicht, indem er die Ansicht des Sokrates, daß das Lernen nur eine Erinnerung sey, als Beweis für die vorzeitliche Existenz der Seele anführt. Allein zu den früheren im Menon ausgeführten Beweisen für diese Behauptung, mit welchen Kebeß selbst dem Gedächtnisse des Simmias zu Hülfe kommt, war Sokrates im Begriffe noch neue Beweise hinzuzufügen, veranlaßte aber durch einen dabei gebrauchten Ausdruck eine Gegenrede des Simmias, worauf dieser den Wunsch ausdrückt, nun doch das zu hören, was Sokrates im Begriffe war zu sagen. Darauf bezieht sich das ἐπεχειρήσας, nicht auf ein früheres Gespräch, sondern auf den eben gehaltenen Vorsaß, den nun Sok. auch wirklich ausführt. Das folgende ist daher eine ganz neue, jetzt zum ersten Male angestellte Erörterung; deswegen steht denn auch zweymal das Präsens ὁμολογοῦμεν, aber ebendeshwegen muß es auch λέγομεν und nicht ἐλέγομεν heißen. Diese Stelle ist auch noch in manch anderem Betracht für die Beurtheilung der vorliegenden Schriften wichtig, weswegen wir sie im Zusammenhange nach dem Texte der Zürcher Ausgabe hersehen: Ἄλλ', ὦ Κέβησ, ἔφη ὁ Σιμμίας ὑπολαβὼν, ποῖα τούτων αἰ ἀποδείξεις; ἐπιμνησόν με· οὐ γὰρ σοδορα ἐν τῷ παρόντι μέμνημαι. Ἐνὶ μὲν λόγῳ, ἔφη ὁ Κ., καλλίστῳ, ὅτι ἐρωτώμενοι οἱ ἄνθρωποι, εἴαν τις καλῶς ἐρωτᾷ, αὐτοὶ λέγουσι, πάντα ἢ ἔχει· καίτοι εἰ μὴ ἐτύγχανεν αὐτοῖς ἐπιστήμη ἐνοῦσα καὶ ὀρθὸς λόγος, οὐκ ἂν οἰοί τ' ἦσαν τοῦτο ποιῆσαι. Ἐπειτα εἴαν τις ἐπιτὰ διαγράμματα ἀγῆ ἢ ἄλλο τι τῶν τοιούτων, ἐπιταῦθα θαρσεστάτα κατηγορεῖ, ὅτι τοῦτο οὕτως ἔχει. Εἰ δὲ μὴ ταῦτα γέ, ἔφη, πέθει, ὦ Σ., ὁ Σωκράτης, σκέψαι, ἂν τῆδε πῆ σοι σκοπομένην συνδόξῃ· ἀπιστεῖς γὰρ δὴ, πῶς ἢ καλομένη μαθησις ἀναμνησίς ἐστιν; Ἀπιστῶ μὲν ἐγώ γε, ἢ δ' ὅς ὁ Σ., οὐ, αὐτὸ δὲ τοῦτο, ἔφη, δεομαί παθεῖν, περὶ οὗ ὁ λόγος, ἀναμνησθῆναι. καὶ σχεδὸν γε ἐξ ὧν Κ. ἐπεχειρήσε λέγειν ἤδη μέμνημαι καὶ πέθομαι· οὐδὲν μὲν, ἂν ἦτιον ἀκούοιμι νῦν, σὺ πῆ ἐπεχειρήσας λέγειν. Τῆδε ἐγώ γε, ἢ δ' ὅς ὁμολογοῦμεν γὰρ δήπου, εἰ τίς τι ἀναμνησθῆσεται, δεῖν αὐτὸν τοῦτο πρότερον ποτε ἐπιστάσθαι. Πάνυ γε, ἔφη. Ἄρ' οὖν καὶ τὸδε ὁμολογοῦμεν, ὅταν ἐπιστήμη παραγίγηται τρόπῳ τοιούτῳ, ἀναμνησθῆναι εἶναι; λέγω δὲ τίνα τρόπον τόνδε

ἐάν τις τι πρότερον ἢ ἰδῶν ἢ ἀκούσας ἢ τινα
 ἄλλην αἰσθῆσιν λαβὼν μὴ μόνον ἐκεῖνο γνῶ, ἀλλὰ
 καὶ ἕτερον ἐννοήσῃ, οὐ μὴ ἢ αὐτῇ ἐπιστήμῃ, ἀλλ'
 ἄλλῃ, ἃρ' οὐχὶ τοῦτο δικαίως λέγομεν οὐ ἀνε-
 νήσθῃ, οὐ τὴν ἐννοίαν ἔλαβεν; das von Heindorf
 zuerst angefochtene und auch von Hrn. Stallb. und
 Hrn. H. (Gesamm. Abhdngen S. 73) als verdorben
 erklärte, wenn auch von allen Herausgebern wegen
 des consensus librorum im Text belassene ἐπειτα
 rechtfertigt Hr. Sch. nach dem Vorgange Aft's so,
 daß man wohl nicht mehr leicht der Conjectur Hei-
 ndorf's: ἐπί τοι den Vorzug geben wird, indem
 er zeigt, daß durch ἐπειτα in Bezug auf das
 vorausgehende ἐνὶ μὲν λ. das Besondere zu dem
 Allgemeinen hinzugefügt wird, wie dieß im Latei-
 nischen durch tum nach einem vorausgehenden quum
 geschieht. Doch scheint noch ein Mißverständniß ob-
 zuwalten in der Auffassung der Worte: ἐνὶ μὲν λό-
 γῳ . . . καλλίω, welche Heindorf so erklärt: „ut
 uno rem complectar argumento, eoque pulcher-
 rimo.“ Er versteht also die Worte elliptisch et-
 wa mit einem zu denkenden Infinitiv wie εἰπεῖν,
 und die übrigen Erklärer, auch Hr. Sch. scheinen
 sich ihm anzuschließen. Gewiß mit Unrecht. Der
 dialogische Zusammenhang verlangt vielmehr diese
 Worte an die vorausgehende Frage: ποῖα τοῦτων
 αἰ. ἀποδείξεις anzuknüpfen, welche auch bey ὑπο-
 νησόν με in Gedanken wiederholt wird. — Im fol-
 genden stammt die Lesart παθεῖν nicht aus den
 Hdschr., welche vielmehr sämtlich μαθεῖν bieten,
 sondern aus Conjectur Heindorf's. Hr. Sch. macht
 darauf aufmerksam, daß sie von einigen Hrsgrbr.
 fälschlich dem Serranus beygelegt wird, der aber,
 wie später Schleiermacher, μαθεῖν ganz getilgt wollte.
 Auch Hr. H. neigte sich früher (Ges. Abhdg. S. 73)
 zu dieser Ansicht, hat nun aber doch ebenso wie
 Hr. Stallb. παθεῖν aufgenommen. Hr. Sch. da-
 gegen sucht darzuthun, daß alle Einwürfe, die man
 gegen die urkundliche Lesart erhoben hat, unbegrün-
 det erscheinen, sobald man die richtige Erklärung
 anwendet, wodurch allerdings ein ganz angemessener
 Sinn gewonnen wird, den Hr. Sch. durch folgende
 Uebersetzung ausdrückt: „ich wünsche eben das zu
 lernen, wovon die Rede ist, mich zu erinnern.“
 Es ist demnach zu verwundern, warum Hr. H.,

der, wie aus der Praef. an mehreren Stellen her-
 vorgeht, Hrn. Schmid's Commentar bereits benutzte,
 dennoch nicht, wie er nach seinem Princip mußte,
 die überlieferte Lesart wieder in ihr Recht einsetzte,
 obwohl wir unsererseits nicht verhehlen, daß, wenn
 die Wahl zwischen zwey gleichbeglaubigten Lesarten
 wäre, oder der subjektiven Kritik die einzige oder
 erste Stimme zufäme, wir παθεῖν vorziehen wür-
 den, das auch Hr. Sch. gegen die gemachten Ein-
 wendungen vertheidigt. — Vielen Zweifeln sind die
 Worte: λέγω δὲ τινα τρόπον τοῦδε ausge-
 setzt, da es sich hier zum Theil um Dinge handelt,
 wie Accent und Interpunktion, in welchen die Hdschr.
 begreiflicher Weise nur wenig maassgebend seyn kön-
 nen. Hr. St., der in den drey Ausgaben drey
 verschiedene Meinungen befolgt, schreibt jetzt: λέγω
 δὲ τινα τρόπον; τοῦδε. Ebenso Hr. H., woge-
 gen Hr. Sch., Heindorf bestimmend, in dieser
 Form: ein „zu geschmackloses in die Breiteziehen
 und Hinzurren der Sache“ sieht. Er selbst scheint
 der Lesart des Stephanus bezupflichten, welcher
 λέγω δὲ τινα τρόπον τοῦτον schreibt. Aber aus
 demselben Grunde, weswegen, wenn man τινα
 schreibt und das Ganze, wie Hr. Stallb. in der
 zweyten Ausgabe thut, zu einer Frage verbind-
 et, τοῦτον erfordert wird, aus demselben Grunde
 gebührt bey dem Indefinitum τινα der Lesart τοῦ-
 δε, welche der Clark. mit dem Venet. II bietet,
 der Vorzug, so daß also eine dreysache Form des
 Satzes zulässig erscheint, außer der in der Züricher-
 und der in der Teubner'schen Ausgabe noch λέγω
 δὲ τινα τρόπον τοῦτον; nicht wohl aber die von
 Hrn. Sch. vorgezogene, welche von der Vulg. ge-
 boten wird. Gleich darauf stammt πρότερον zwar
 aus den besten Handschriften, wird aber dessenun-
 geachtet mit Unrecht von Hrn. Stallb. vertheidigt,
 indem Hr. H. und Hr. Sch. ganz richtig darthun,
 daß hier nicht von der früheren Sinneswahrneh-
 mung die Rede seyn könne, welche ja nothwendig
 beyde Gegenstände betroffen haben muß, sondern
 nur von der späteren, welche durch den einen Ge-
 genstand zugleich das Bild des anderen, der früher
 mit jenem verbunden gewesen, in's Gedächtniß zu-
 rückruft. Hr. H. schließt demnach πρότερον in
 Klammern, während Hr. Sch. das von anderen

Handschriften nebst den älteren Ausgaben gebotene und von Heind. richtig erklärte ἔρερον ausnimmt. Und wohl mit Recht!

74 B. lautet die Vulgata vor Heind.: ... αὐτὸ τὸ ἴσον, φῶμέν τι εἶναι, ἢ μηδέν; φῶμεν μέντοι νῆ Δί, ἔρη ὁ Σιμίας, θανραστώσ γε. Ἡ καὶ ἐπιστάμεθα αὐτὸ ὃ ἐστὶν ἴσον. Seit Heindorf tilgen nun alle Herausgeber, mit Ausnahme Alf's das letzte ἴσον, welches mehrere gute Handschriften, auch der Clark. pr. m., nicht haben. Hr. Sch. dagegen sucht nachzuweisen, daß das ἴσον nicht fehlen könne, da ohne dasselbe ὃ die Bedeutung eines Fragewortes = ὃ, τι bekäme, wodurch das hier den Menschen zugesprochene Wissen als ein wissenschaftliches Bewußtseyn von dem Begriff der Gleichheit dargestellt würde. Dann aber würde sich ein Widerspruch ergeben zwischen dieser und einer späteren Stelle, wo den meisten, ja fast allen Menschen, das Wissen der Begriffe entschieden abgesprochen werde. Behalte man dagegen ἴσον bey, so könne man das Wissen in einem weniger strengen Sinne nehmen, so daß „alle die äußeren Erscheinungen auf die ihnen zum Grunde liegenden Begriffe beziehen und somit also die letzteren kennen, wenn ihnen auch das eigentliche Wissen selbst fehlt, welches... über den Inhalt der Begriffe Rechenschaft zu geben weiß.“ Diese scharfsinnig durchgeführte Unterscheidung hat viel Probables, verfehlt aber nach unserer Meinung insofern ihr Ziel, als der beregte Widerspruch, zu dessen Beseitigung sie dienen soll, so viel Ref. sieht, überhaupt nicht und in keiner Weise vorhanden ist. An unserer Stelle wird den Menschen außer der Wahrnehmung gleicher Dinge auch noch ein Wissen von dem was das Gleiche selbst ist, zugeschrieben, ohne alle Rücksicht darauf, wie viele Menschen dasselbe und in welchem Grade sie es besitzen, was hier noch gar nicht in Betracht kommt. Denn wenn es auch nur ein Mensch wäre oder wenige, welche dieses Wissen wirklich besitzen, so würde dieß für die vorliegende Beweisführung hinreichen, da ja damit die Möglichkeit für die Menschen überhaupt dargethan wäre. Betrachten wir nun aber die sprachliche Seite der obigen Bemerkung, so können wir nicht

zugeben, daß das Relativum überhaupt die Bedeutung eines Fragewortes annehme. Die Stellen, welche man in Grammatiken für den Gebrauch anführt, können dieß schwerlich beweisen, da z. B. Plat. Tim. 67 B. δι' αὐτίας τὰ περὶ τὴν ἀκοὴν συμβαίνει παθήματα λεπτέον, einfach aus der ganz gewöhnlichen Stellung des Substantivs in dem relat. Satz zu erklären ist, und auch in der von Hr. Sch. beygebrachten Stelle: Men. 80 E. περὶ τῆς ἀρετῆς ὃ ἐστὶν ἐγὼ μὲν οὐκ οἶδα, darf ὃ ἐστὶν nicht von οἶδα abhängig gedacht werden, da die Griechen eben in diesem Falle ὃ, τι, oder, wenn sie die Frage stärker markiren wollen, sogar τί setzen. Gerade diese Stelle des Menon bietet in Verbindung mit dem Folgenden ein sehr schönes Beispiel für diese Nuancirung des relativen und interrogativen Ausdrucks. Wenden wir dieß auf unsere Stelle an, so scheint es, muß man entweder die Richtigkeit des Ausdrucks an sich bestreiten, oder, kann man dieß nicht, sie auch für unsere Stelle zugeben. Fraglich könnte dieselbe nämlich erscheinen wegen des αὐτό, das dann die einfache Beziehung auf das Vorhergehende ausdrückt, wie „id“, ohne die Kraft von „ipsum“. Allein auch dieß entspricht ganz wohl unserer Stelle. Denn denke man sich ὃ ἐστὶν weg, so weist αὐτό allein auf das vorausgehende αὐτὸ τὸ ἴσον zurück, zu welchem ὃ ἐστὶν in einer der platonischen Diktion gar nicht fremden cumulativen Ausdrucksweise hinzutritt. Wird nun auch die Autorität der Handschriften, wie Hr. Sch. ohne Zweifel mit Recht bemerkt, dadurch verringert, daß dieselben Handschriften dasselbe Wort weiter unten an einer Stelle, wo es augenscheinlich nicht fehlen kann, gleichwohl auslassen, so spricht doch hier, wo weder Sinn noch Ausdruck, wie wir gezeigt zu haben glauben, gefährdet wird, die stilistische Form der Rede für die Auslassung des Wortes.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. November.

Nro. 74.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Erster Band. Wien 1850. 411 u. 25 S. gr. Quart, nebst Atlas von 58 Tafeln Fol.

Mit diesen Denkschriften tritt der österreichische Staat in die Reihe derjenigen Länder ein, welche durch Begründung von Akademien es ausgesprochen haben, daß sie in diesen Anstalten ein wesentliches Mittel zur Förderung der Wissenschaften anerkennen und daher sich verbunden erachten, ihnen auch diejenige Unterstützung, die zu ihrem gedeihlichen Bestande nothwendig ist, zu gewähren.

Die Akademie in Wien, die jüngste unter allen ihren Schwestern, hat gleich in ihren ersten Anfängen schwere Prüfungen zu bestehen gehabt. Kaum war sie in's Leben getreten, so kamen über sie die Märzstürme des Jahres 1848, welche alle Grundvesten des Kaiserstaates erschütterten und dessen Finanzen in einer Art in Anspruch nahmen, daß man für den Fortbestand der Akademie die ernstlichsten Besorgnisse hegen mußte. Daß diese nicht in Erfüllung gegangen sind, daß die Akademie in der großartigen Weise, in der sie angelegt wurde, auch unter den größten Bedrängnissen des Kaiserstaates unverkümmert forterhalten wurde, hat dem In- und Auslande die größte Hochachtung gegen die Krone und die Staatsmänner, denen in Oesterreich die Pflege der geistigen Interessen anvertraut ist, eingeblößt. An den Mitgliedern der Akademie ist es

nun durch die That zu beweisen, daß sie dem Vertrauen, welches die Regierung in die Wirksamkeit dieses neuen Institutes gesetzt hat, in vollem Maße zu entsprechen beflissen sind.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe der Wiener-Akademie hat uns hiemit den ersten Band ihrer Denkschriften vorgelegt. Die Abhandlungen sind in zwey Abtheilungen gesondert: in Abhandlungen von Mitgliedern der Akademie und in solche von Nichtmitgliedern; letztere nehmen nur einen kleinen Raum ein. Die äußere Ausstattung des Textes wie der Abbildungen, die in größerem Format einen besondern Band ausmachen, ist prachtvoll und übertrifft weit die meisten Leistungen, die auf diesem Gebiete von Akademien ausgegangen sind. Von den Abhandlungen geben wir im Nachfolgenden eine Anzeige, nicht in der Reihenfolge, wie sie abgedruckt sind, sondern in der Anordnung nach Fächern.

A. Zoologische und zootomische Abhandlungen.

I. Hyrtl, Beiträge zur vergleichenden Angiologie (S. 13—28 Tab. 1—3). — Der Verfasser hat in dieser und den beyden folgenden Abhandlungen höchst werthvolle und wichtige Beiträge zur feineren Anatomie der Wirbelthiere, in Verbindung, mit interessanten physiologischen Betrachtungen, geliefert; doch können wir hier die meisten dieser Mittheilungen nur kurz berühren, da ein speciellcs Eingehen ohne Vorlage der Abbildungen eine vergebliche Mühe seyn würde. Die erste Abtheilung behandelt folgende Gegenstände.

1. Ueber die Nasal-Wundernege der Wiederkäuern und Pachydermen. Die Nasenhöhle Schleimhaut erhält bey allen Wiederkäuern und bey dem Schwein ihr Blut aus 2 starken Arterien: der Art. ethmoidalis und sphenopalatina, erstere eine Fortsetzung der Art. ophthalmica, letztere die unmittelbare Fortsetzung der Carotis. Die Art. ethmoidalis versorgt nur einen kleinen Bezirk der Nasenhöhle und versendet ihre Zweige durch die Löcher der Siebplatte an die einzelnen gewundenen Knochenplättchen des Siebbeins. Die Verästelungen dieser Zweige bieten nichts Besonderes dar. Dagegen tritt die Art. sphenopalatina als mächtiger, ungetheilter Stamm in die Nasenhöhle und zerfällt fast plötzlich in eine zahllose Menge von starken, dichtgedrängten, wenig divergirenden, von rück- nach vorwärts laufenden Zweigen, welche sämtliche Wandungen der Nasenhöhle, mit Ausnahme der Siebbeinzellen, überziehen, beyde Flächen der Nasensecheidwand einnehmen und durch ihre zahlreichen Anastomosen ein an diesen Knochenflächen sich hinziehendes, prachtvolltes Wundernetz bilden, dem der Verf. den Namen Nasalwundernetz gegeben hat.

Auf diese Wundernege hat der Verf. unter den Wiederkäuern die Gattungen Antilope, Capra, Ovis, Cervus und Bos, unter den Dickhäutern Sus untersucht; also dieselben Gattungen, an welchen Rapp das carotische Wundernetz und jenes der Art. ophthalmica entdeckte. Dagegen fehlen die Nasalwundernege merkwürdiger Weise bey dem Pferde, das doch nach seiner Lebensweise und Bau den Wiederkäuern so nahe steht; das gleichzeitige Fehlen des carotischen Wundernetzes bey diesem Thiere deutet auf innige Wechselbeziehung beyder Gefäßgebilde hin. Den Fleischfressern, Vierhändern, Zahnrückern und Nagern fehlen ebenfalls die Nasalwundernege. Die Nachforschung, ob ein Thier solche Nege hat oder nicht, hat der Verf. dadurch sehr erleichtert, daß er ein Merkmal bezeichnete, mittelst dessen man sich von deren Vorkommen schon an bloßen Schädeln Gewißheit verschaffen kann. Jener Theil des Wundernetzes nämlich, der sich über die Nasenmuschel hinzieht, deckt nicht bloß die convexe Oberfläche des Knochens, sondern nimmt auch die concave Fläche

seiner Einrollung ein. Beyde Wundernetzlagen sind somit durch die Dicke des Knochens voneinander getrennt und anastomosiren durch zahllose, äußerst feine Verbindungskanäle, welche den Knochen quer durchsetzen. Findet sich nun ein solches Durchlöcherseyn an der Nasenmuschel eines Schädels, so darf man vermuthen, daß er ein Nasalwundernetz besaß. Auf dieses Merkmal hin schließt der Verf., daß ein solches Netz auch dem Kameel, sowie dem Moschus moschiferus und javanus zukommt.

(Fortsetzung folgt.)

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi.

Platonis Phaedo.

Kritischer Commentar zu Plato's Phädon. Zur Geschichte der Platonischen Texte: Kritik.

C. F. Hermannii disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem.

Ueber Zweck und Gliederung des Platonischen Phädon.

(Schluß.)

Wenige Zeilen weiter schreibt Hr. H., seinem kritischen Principe folgend: ἀὐτὸ ὅν ἕξιαι μὲν ἴσασιν καὶ ζῦλα ἐρίοτε ἰαυτὰ ὄντα τῷ μὲν ἴσα γαίναται, τῷ δ' οὐ; statt des gewöhnlichen τοῦ μὲν -- τοῦ δέ. Diese schon von einem Scholiasten erwähnte Variante fand auch Heindorf's Beyfall. Gewiß mit Unrecht! Hr. Sch. zeigt sehr gut, daß gerade das ἐρίοτε, an welchem Heind. in der Vulg. Anstoß nahm, dann nicht stehen könnte, da die Dinge nicht bloß manchmal dem einen gleich und dem andern ungleich sind, sondern immer. Oder sollte Hr. H. τῷ μὲν... τῷ δέ nicht wie Heind. mit ἴσα, sondern mit γαίναται verbinden? dann würde der Grund des Wechsels in das wahrnehmende Subject fallen, was aber, wie Hr. Sch. ebenfalls rich-

tig zeigt, dem Zusammenhang nicht weniger unangemessen ist, der verlangt, daß der Grund in den Dingen selbst liege, d. h. in der ihnen inwohnenden Veränderlichkeit, um derentwillen dieselben Dinge bald so bald so erscheinen. Was die Lesart selbst betrifft, so erwähnt Hr. H. nicht, daß der Clark. pr. m. nur das erste τῶ hat, während bey dem zweyten Venet. II allein steht, so daß selbst die diplomatische Empfehlung geschwächt wird.

Wir brauchen den von Hrn. Sch. ausgezeichneten Lesarten des Clark. nicht weiter nachzugehen, da auch Hr. H. unter den folgenden keine der Aufnahme würdige fand, so daß die Behauptung Hrn. Schmidt's im Allgemeinen bestätigt wird. Doch ist auch so noch die Zahl der Stellen groß genug, in denen Hr. H. seinem Fundamentalcodex noch consequenter, als es die Zürcher Herausgeber gethan, folgen zu müssen glaubte. Dieselbe mag sich im Phädon allein auf mehr als 100 belaufen. Dazu kommt noch eine ebenfalls nennenswerthe Anzahl solcher Stellen, an welchen Hr. H. aus anderen Gründen von seinen Vorgängern abweichen zu müssen glaubte. Freylich sind nicht alle vorgenommenen Veränderungen der Art, daß der Hrsgbr. auf unbedingte Bestimmung rechnen kann. Außer den bereits gelegentlich besprochenen Fällen, in denen wir einer anderen Ansicht folgen, erwähnen wir noch folgende:

59 ε. οὐ πολὺν δ' οὖν χρόνον ἐπισχῶν ἦκε καὶ ἐκέλευεν ἡμᾶς εἰσιέναι. So schreibt Hr. H. statt der bisher üblichen Lesart: ἐκέλευσεν, wie uns dünkt, ebenso mit Verläugnung seines kritischen Princips als der ratio. Denn das, was Hr. H. als solche beyfügt: „hujus ipsius verbi saepe imperf. pro aoristo legi docet Sintonis ad Plut. Them. p. LI“ ist eben keine, so lange nicht behauptet werden kann, daß der Aorist bey diesem Verbum überhaupt ungebräuchlich ist, was Hr. H. gewiß nicht wollen wird Angesichts der Stellen, die auch nur im Platon vorkommen, ohne der Kritik die geringste Veranlassung zum Verdacht zu bieten. Wir wollen hiemit die Richtigkeit jener Beobachtung nicht im mindesten in Zweifel ziehen, glauben aber,

daß in den meisten Fällen sich unschwer der innere Grund für die Wahl dieses Tempus erkennen lassen wird, was in dem vorliegenden Falle nicht so leicht seyn möchte. Denn die Uebereinstimmung mit dem vorhergehenden ἦκε wird wohl Niemand im Ernst als einen solchen anerkennen, und Hr. Stallb. hätte um so weniger nöthig gehabt, für die Verbindung des Imperf. und Aorists erst Beispiele beizubringen, als die Berechtigung dazu sich von selbst versteht und hier dieser Fall eigentlich gar nicht vorliegt, da vielmehr ἦκε hier wie gewöhnlich in der Bedeutung und statt des fehlenden Aorists gebraucht wird. Also höchstens diplomatische Gründe könnten hier die Ausnahme des Imperf. entschuldigen. Allein gerade diese und ganz besonders nach dem Princip des Herrn H., sprechen dagegen. Denn nicht die prima man. des Clark., sondern die secunda, was dem Herausgeber entgangen zu seyn scheint, bietet das Imperf., und zwar ohne Bestimmung des Vatic. I und Venet. II, welcher Letztere so oft in erster und zweyter Hand mit dem Clark. geht. Hr. H. ist also hier von der Regel abgewichen, welche er (Praef. p. V) aufstellt: „eas quidem lectiones, quas secunda manus Bodlejano intulit, ne in maximo quidem aliorum consensu sine cautione usurpavi.“

Ob nicht dieses Princip Hrn. H. gebot 69 C. τινές nach γαῖλοι zu streichen, und 82 D. ἐρη vor ὠ Κέβης und ebendasselbst mit der Zürcher Ausgabe σώμα τι πλατιότες statt σώματα zu schreiben, wenn nicht gar der Conjectur Asi's σώματι πλατιότες mehr Beachtung zu schenken?

61 D. lautet die Vulg.: τί δαί, ὦ Κέβης; οὐκ ἀκηχόατε οὐτε καὶ Σιμπίας περὶ τῶν τοιούτων. Φιλολάφ συγγεγονότες; Οὐδέν γε σαφές, ὦ Σώκρατες. Hr. H. stellt zuerst aus dem Clark., der hier allein steht, σαφῶς her, unter Berufung auf Euthyphr. 7 A., wo ihm schon die Zürcher Ausgabe vorangegangen ist in Ausnahme der viel besser beglaubigten Lesart ἀληθῶς statt ἀληθές. Dort vielleicht mit Recht! denn obwohl, wie Hr. Stallb. richtig bemerkt, Sinn und Sprachgebrauch, streng genommen, auch dort das Object. fordern, so könnte

doch die Conformität mit dem vorausgehenden *παράλω* und *ὡς* und *οὕτω* leicht zu dem Adverbium verführt haben, dessen eigentliche Meinung durch das darauf folgende *ὡς ἔστιν ἀληθῆ ἢ λέγεις* ohnedieß hinlänglich aufgeklärt wird, um so mehr, als es in der That nicht so abnorm ist zu sagen: „du antwortest wahr“ statt „die Wahrheit“. Anders dagegen verhält es sich in dem vorliegenden Falle. Denn wer sagt: „Ich habe nichts deutlich gehört“, der sagt etwas Anderes, als derjenige, welcher sagt: „Ich habe nichts Deutliches gehört“, d. h. nichts Klares, Bestimmtes. Letzteres aber ist das hier nothwendig geforderte.

77 B. schreibt Hr. H. ex conj. Bekkeri *ἀμόθεν* statt *ἄλλοθεν* gegen alle Handschriften und ungeachtet der Bemerkung des Hrn. Schmidt, welcher zu beweisen sucht, daß gerade *ἄλλοθεν* nicht *ἀμόθεν* dem Zusammenhang entspricht. Mit dem negativen Theil dieser Beweisführung sind wir zwar nicht einverstanden, wohl aber mit dem positiven! Denn wenn Hr. H. den Gegensatz vermißt, so bieten ihn ja die unmittelbar darauf folgenden Worte: *πρὶν καὶ εἰς ἀνθρώπειον σῶμα ἀγικέσθαι*.

84 A. ist uns ein lehrreiches Beyspiel, wie das Bestreben, eine urkundlich besser empfohlene Lesart zu rechtfertigen, auch scharfsinnige Männer verblenden kann. Die Stelle lautet bey Hrn. St. u. Hrn. H.: *Οὐ γὰρ ἀλλ' οὕτω λογίσαται ἂν ψυχὴ ἀνδρὸς φιλοσόφου, καὶ οὐκ ἂν οἰηθεῖν τὴν μὲν φιλοσοφίαν χρῆναι ἑαυτὴν λύειν, λούσης δὲ ἐκείνης αὐτὴν παραδιδόναι ταῖς ἡδοαῖς καὶ λύταις ἑαυτὴν πάλιν αὐ ἔγκαταδεῖν καὶ ἀνήνυτον ἔργον πράττειν, Πηρελόπτης τινὰ ἐναντίως ἰσθὸν μεταχειριζομένης*. Die Vulg. mit wenigen Handschriften, worunter aber freylich der treffliche Vatic. A. haben *μεταχειριζομένην*, eine Lesart, die bisher in allgemeinem Credit stand, nun aber von Hrn. H. nicht bloß der schwächeren Beglaubigung wegen, sondern auch in Rücksicht auf den Sinn angefochten wird, und zwar mit ausdrücklicher Abweisung des von Hrn. Sch. in seinem Krit. Comm. bemerkten. Allein, dort wird mit so ausgezeichnete Gründlichkeit und Klarheit sowohl das Unbefriedigende der

Erklärung, welche Hr. H. aufstellt, als die Richtigkeit und Angemessenheit der Vulgata nachgewiesen, daß es schwer ist zu begreifen, wie Hr. H. seine ursprüngliche Ansicht festhalten konnte. Wollte man daher um jeden Preis die andere Lesart, vielleicht wegen der Autorität des Samblichus vertheidigen, so bliebe nur der Weg übrig, den Aist eingeschlagen, aber wie es scheint, selbst wieder aufgegeben hat, nämlich eine grammatische Unregelmäßigkeit anzunehmen, und als Subj. des Particips doch *Ψυχὴ ἀνδρὸς φιλοσόφου* d. i. also *φιλοσοφοῦσα* und nicht *ἐκείνης* d. i. *τῆς φιλοσοφίας* zu verstehen. Entscheidend scheint uns der Grund zu seyn, daß das Bild von dem Gewebe der Penelope offenbar erst durch die Worte *πάλιν αὐ ἔγκαταδεῖν καὶ ἀνήνυτον ἔργον πράττειν* hervorgerufen wird und sich also auch an diese Infinitive anschließt und mit diesen das gleiche Subject hat.

Vorstehende Beyspiele, die wohl noch eine Vermehrung zuließen, mögen genügen, unser Urtheil zu begründen, daß das von Hrn. H. aufgestellte, obwohl nicht durchgängig streng beobachtete Princip der Texteskritik auch nicht in allen Fällen zu einem befriedigenden Resultate führt, und daß nicht der Eklekticismus überhaupt, dem wir bey der Beschaffenheit unserer Quellen doch nicht entgehen können; — was hätte dann auch noch die ratio bey dem Geschäfte des Kritikers zu thun? — verwerflich ist, sondern nur jener mehr nach Laune als nach Gründen entscheidende, kurz, jener alte und so Gott will antiquirte, „*ejus non vocem magis quam rem perhorrescimus*“.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. November.

Nro. 75.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie
der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

2. Ueber die Carotiden des Ai (*Bra-
dypus torquatus*). Die Geflechte an den gro-
ßen Gefäßstämmen der Gliedmassen bey den Faul-
thieren sind bekannt; der Verf. zeigt nun aber, daß
solche Geflechte, wenn auch in weniger entwickeltem
Grade, an gewissen, tief liegenden Zweigen der
Carotiden vorkommen und zwar sind sie von drey-
erley Art. Es bildet nämlich erstlich die *Carotis*
communis, indem sie am Halse aufsteigt, eben so
viele Anastomosen als Wirbel vorkommen (8 bey *B.*
torquatus). Kurz bevor die Anastomose stattfindet,
erzeugt jeder dieser Aeste einen Nebenzweig, der an
der Vorderfläche des betreffenden Wirbelkörpers ge-
gen die Mittellinie des Halses läuft und sich als-
bald in 2 Zweige theilt, welche mit den entgegen-
kommenden der andern Seite anastomosiren und da-
durch eine Reihe eben so vieler Inseln als Hals-
wirbel bilden. Diese Inseln hängen durch feine
auf- und absteigende Aeste untereinander zusammen,
woburch ein ziemlich symmetrisches Arterienetz der
Halswirbelsäule gebildet wird, welches auch aus den
Stämmen der Wirbelarterien Zweigchen enthält;
dieses Netz scheint sich an der ganzen Länge der
Wirbelsäule herabzuziehen. Auf der hintern Fläche
der Halswirbelsäule bildet sich ein ähnliches Netz,
welches durch die austretenden Zweige der Wirbel-
arterien construiert wird und aus ungleich stärkeren
Gefäßen besteht. Die Netzbildung beschränkt sich

aber nicht bloß auf die gemeinschaftliche *Carotis*,
sondern der Verf. zeigt weiters, daß auch die äuf-
sere *Carotis* so wie die innere und die Wirbelarte-
rie ihre eigenthümlichen Geflechtbildungen haben.

3. Ueber die Lymphherzen des Schel-
topusik (*Pseudopus Pallasii*). Vom Schlan-
gen-Lymphherzen (bey *Python tigris*) gab *E. H.*
Weber die ausführlichste Schilderung; der Verf. fand,
daß bey dem Scheltopusik die Anordnung des Lymph-
herzens auf bemerkenswerthe Weise abweicht. Die
beyden Lymphherzen liegen symmetrisch auf der obern
Fläche des Sacralwirbels, sind vollkommen sphärisch
und jedes hat $1\frac{1}{2}$ Linie Durchmesser. Der Verf.
konnte nur ein zuführendes und ein ableitendes Ge-
fäß wahrnehmen. Das zuführende Gefäß nimmt
seinen Ursprung aus dem ungemein großen Lymph-
behälter, welcher der Wirbelsäule entlang sich durch
die ganze Bauchhöhle erstreckt. Das hintere Ende
dieses Behälters erhält 2 aus dem Schwanz kom-
mende Lymphgefäße und sendet 2 ungleich schwä-
chere, fast haarfeine ab, welche sich in den innern
Rand des Lymphherzens inseriren. Der Ausfüh-
rungsgang von stattlicher Größe ($\frac{1}{2}$ Linie im Durch-
messer) entspringt von der äußern und untern Ge-
gend des Herzens und entleert sich, nach einem
kaum $1\frac{1}{2}$ Linien langen Verlaufe, in die Wurzel
der *Vena umbilicalis*. Wie bey dem Blutherzen kann
auch bey dem Lymphherzen ein vollständiger Klap-
penschuß stattfinden.

II. Hyrtl, zur vergleichenden Anato-
mie der Trommelhöhle (S. 29 — 37 Tab. 4).
— Diese Beiträge betreffen 3 verschiedene Ordnun-
gen von Säugthieren. Der Verf. beschreibt erstlich
XXXIII. 75

von der *Phoca vitulina* einen bisher nicht angegebenen Muskel des Amboses, den er als *Tensor membranae foraminis ovalis* oder *Intrusor stapedis* benennen möchte. Dann weist der Verf. nach, daß eine sogenannte Steigbügelarterie nicht bloß bey den bekannten Arten der Handflügler, Insektenfresser und Nager, sondern auch bey *Orycteropus* und *Myrmecopha* vorkommt, und daß der *Tensor tympani* des *Orycteropus* an der Uebergangsstelle seines Fleisches in die Sehne einen kleinen Gesamtknorpel besitzt. Zuletzt folgen zahlreiche Erörterungen über die Beschaffenheit der Gehörknöchelchen seltener Beuteltiere, mit Nachweisung eines großen herzförmigen Knochens an der Sehne des *Musculus stapedius* bey *Phascalomys*. In physiologischer Beziehung kommt der Verf. zu dem Schluß, „daß es allgemach unzulässig erscheinen dürfte, die statuirten Excursionschwingungen der Trommelhaut und der Gehörknöchelchen, von denen sich Niemand noch überzeugt hat, ferner gelten zu lassen, und daß die Gelenke der Gehörknöchelchen nicht zur Fortpflanzung der supponirten Schwingungen dienen (weil es in diesem Falle gewiß besser wäre, wenn sie fehlten), sondern lediglich zur Vermittlung der isolirten Bewegung einzelner Gehörknöchelchen, und dadurch zur Erzielung von Spannungsänderungen in den häutigen Septis der Gehörmedien vorhanden seyen.“

III. Hyrtl, Beiträge zur Morphologie der Urogenital-Organe der Fische (S. 391 — 411 Tab. 52, 53). — Bey dem zahlreichen Detail, das uns hier vorgelegt wird, können wir hier wenig mehr als die Aufschriften der 12 Rubriken, in welche diese wichtigen Beiträge zur Kenntniß der verschiedenen Formen der Urogenital-Organe bey den Fischen gebracht sind, mittheilen. a) Ueber das angebliche Fehlen der Harnblase bey mehreren Fischen. Nach mehreren Angaben fehlt die Harnblase bey *Cobitis* und *Clupea*. Cuvier bezweifelt ihr Vorkommen auch bey *Boops vulgaris*, *Calliodon*, *Sillago acuta*, *Platycephalus insidiator*, *Pogonias fasciatus* und *Macquaria australasica*. Nach Owen vertritt ein erweiterter einfacher Ureter die Stelle der Harnblase bey *Gymnotus electricus*. Der Verf. zeigt dagegen, daß bey diesen Gattungen theils eine vollständig entwickelte Blase,

theils ein Rudiment derselben vorkommt. — b) Einige Varianten der Urogenital-Mündungen. Bemerkenswerth ist es, daß das für alle Fische geltende Gesetz, daß die Geschlechts- und Harnöffnungen hinter dem After liegen, bey den Schollen eine constante Ausnahme erleidet. — c) Doppelte Samenbläschen bey *Mullus* und *Gobius*, einfache bey *Cobitis fossilis*. — d) Getrenntbleiben der rechten und linken männlichen Zeugungsorgane bey *Blenius gattorugine*; Samenbläschen, *Appendices prostaticae* und *Penis spurius* desselben. — e) Geschlechtsorgane von *Anableps*. Die Eyerstöcke sind paarig (nach Cuvier fälschlich, unpaarig), die Samengänge münden in die Harnblase. — f) *Penis* von *Anableps* eine modificirte Afterkloffe. — g) Peritoneal-Kanäle und Rudiment des rechten Ovariums bey *Mormyrus oxyrhynchus*. — h) Rudiment des rechten Eyerstockes bey *Auxis vulgaris*. — i) Paariger Eyerstock und Hode bey *Ammodytes tobianus*. — k) Rudimente von Eyleitern bey *Cobitis fossilis* und *Acanthopsis taenia*. — l) Uebergänge von unpaaren zu paarigen Eyerstöcken; nachgewiesen bey *Balistes tomentosus*, *Cobitis barbatula*, *Trachypterus iris*, *Fistularia serrata* und *Poecilia Schneideri*. — m) Einfaches, scheinbar paariges Ovarium bey *Ophidium barbatum*.

IV. Karl Langer, über den Haarwechsel bey Thieren und Menschen (S. 1—7 der 2. Abtheilung: Abhandlungen von Nichtmitgliedern). — Als die wesentlichen Momente des Vorganges beim Hären der Thiere bezeichnet der Verf. nach eignen Untersuchungen folgende: „Das reife Haar löst sich sammt seiner inneren Wurzelscheide von der Papille los, und zerfällt an seinem Ende in die der Corticalsubstanz eigenthümlichen Fasern; die Papille zieht sich in eine Ausfackung des Follikels zurück und überkleidet sich mit Pigmentkernen. Dieses Stadium währt durch die ganze Dauer des Winters. Bey herannahendem Frühjahr gewinnt die Zellproduktion der Papille neue Kräfte, die dunklen Körner mehren sich und bilden ein aufwärts zugespitztes embryonales Härchen, das in einer Schicht, gleichfalls am Boden des Follikels entstandenen Epitheliums, der inneren Wurzelscheide eingeschlossen ist, durch Zellenentwicklung in sich, in seinen Substan-

zen sich gliedert, später durch neue Apposition von Seite der Papille wächst, endlich an der Seite des alten Haares die Oberfläche der Haut gewinnt. Durch Häutung des Follikels, Ablösen seiner Epidermis, verliert das alte Haar seine Befestigung und fällt mit seiner Wurzelscheibe, begünstigt durch mechanische Anlässe, aus“.

V. Heckel, Beiträge zur Kenntniß der fossilen Fische Oesterreichs (S. 201 — 242, Tab. 13 — 27). — Hiemit beginnt eine Reihe von Abhandlungen, die zur Erläuterung der fossilen Fische Oesterreichs bestimmt sind und die bey der Meisterschaft ihres Verfassers in der Ichthyologie zu den werthvollsten Leistungen der neueren Palaeontologie gehören. Text und Tafeln sind mit gleicher Genauigkeit und Vollendung bearbeitet. Die neuen Formen, die uns in der ersten Abhandlung vorgeführt werden, sind folgende.

1. *Chirocentrites*. Mit diesem Namen bezeichnet der Verf. eine untergegangene Gattung von Fischen, die mit der fossilen Gattung *Thrissops* außerordentliche Aehnlichkeit hat, gleichwohl durch die merkwürdige Gliederung ihrer Flossenstrahlen fundamental davon verschieden ist und als ächter Teleostier sich darstellt. Unter den lebenden Gattungen reißt sie sich zunächst an *Chirocentrus*, ist aber auch mit *Elops* verwandt, obwohl mit keiner von beyden zu vereinigen. Es sind 3 Arten, die der Verf. von *Chirocentrites* aufgefunden hat, nämlich *Ch. Coroninii* aus dem bituminösen Kalkschiefer des Karstgebirges, *Ch. gracilis* ebendaher und *Ch. microdon* von der dalmatinischen Insel Lesina in einem rostgelben lithographischen Kalkschiefer.

2. *Pimelodus Sadleri*. Bisher ist kein Repräsentant der Familie der Welse unter den urweltlichen Fischen bekannt gewesen; der Verf. macht uns hier mit dem ersten Ueberreste aus dieser Abtheilung bekannt. Wenn es auch, nur unscheinbare Stückerchen der Flossenstrahlen sind, so hat sich doch an ihnen gerade der Theil erhalten, welcher den harten Knochenstrahl in der Rückenflosse mancher Arten auszeichnet, d. h. der Wurzeltheil des Strahles mit seiner Gelenkanschwellung und dem darin befindlichen Loch. Diese Ueberreste stammen aus tertiärem Sande in Biharer Comitat.

3. *Sauroramphus*. Eine neue Gattung von seltsamen Formen, die zwar den Ganoiden angehört und unter diesen eher der Ordnung der Holoostei als Chondrostei, aber in keiner der bisher bekannten natürlichen Familien untergebracht werden kann, und daher eine eigene bilden muß. Nur nach einem, aus den schwarzen Kalkschiefern der Kreideformation von Comen im Görzer Kreise stammenden Exemplare bekannt, dem der Verf. den Namen *S. Freyeri* beylegte.

4. *Amphisyle Heinrichi*. Von dieser Gattung kannte man bis jetzt nur 2 Arten, eine lebende, *A. scutata* aus dem ostindischen Meere und eine ausgestorbene vom Monte Bolca, die man fälschlich mit *Centriscus velitaris* Pall. confundirte. Aber auch von dieser fossilen Art ist das einzige Exemplar, das man von ihr kannte, verloren gegangen, und die von ihr in der *Ittologia veronese* gegebene Abbildung und Beschreibung ist ganz ungenügend. Für diese verlorne Art hat nun der Verf. einen Ersatz in der *A. Heinrichi* geleistet, die in Galizien im bituminösen, wahrscheinlich einer jüngern tertiären Formation angehörigen Mergelschiefer gefunden wurde, und schon dieses Fundortes wegen als eine von der früher beschriebenen verschiedne Art betrachtet werden darf.

5. *Meletta sardinites*, *longimana* und *crenata*. Die erste Art hat der Verf. nach 172 Exemplaren aus dem grauen Mergelschiefer von Radoboy in Croatien aufgestellt; die zweyte wurde in tertiären Mergelschichten von Krakowiza in Galizien aufgefunden und scheint auch in Mähren vorzukommen; die dritte gehört dem Karpathensandstein von Zakliczyn an und einzelne Schuppen aus Sandstein von Ungarn dürften ebenfalls von ihr herrühren.

6. *Clupea Haidingeri*; eine neue Art aus dem Grobkalke des Leithagebirges.

7. *Lepidopides*. So bezeichnet der Verf. eine neue Gattung, die er bisher nur auf Fragmente begründen konnte, und zwar zunächst auf Rumpfteile von Nikolschitz in Mähren, und auf einen Oberkiefer mit Zähnen und dem Anfang des Stirnprofils von Krakowiza in Galizien. Die Rumpfstücke gleichen vollkommen den aus den Glarner-

Schiefer bekannten Arten von *Anenichelum*, daß Oberkieferstück mehr den jetzt lebenden *Trichiurus* und *Lepidopus*. Von diesen 3 Gattungen unterscheiden sich aber die erwähnten Ueberreste schon dadurch, daß der Oberkiefer einfach zugespitzte, zweyschneidige Fangzähne trägt, während sie bey *Trichiurus* und *Lepidopus* halbpfeilsförmig zugeschnittene Spitzen zeigen, bey *Anenichelum* gänzlich fehlen. Genannten Ueberresten gab der Verf. den Namen *Lepidolepides leptospondylus*. Eine zweyte Art, die auf einem bloßen Rumpfstück beruht, was in dem Tertiärgebirge von Dfen gefunden wurde, bezeichnete er als *L. brevispondylus*. Nach kleinen Bruchstücken einer Wirbelsäule vermuthete er noch eine dritte Art, die er *L. dubius* benannte; ihr Fundort ist Mähren.

8. *Lepidotus sulcatus*. Nach Schuppen aus einem, wahrscheinlich dem Eias angehörigen Kalke von Raibl in Kärnthen unterschied der Verf. unter obigem Namen eine neue Art.

VI. Kollar und E. Redtenbacher, über den Charakter der Insekten-Fauna von Südpersien. (S. 42 — 53.)

Durch Th. Kotschy, den verdienstvollen Reisenden im Oriente, ist im Jahre 1842 eine Anzahl Insekten in der südpersischen Provinz Farsistan gesammelt worden, welche die genannten Entomologen untersucht, und in der vorliegenden Abhandlung aufgezählt und beschrieben haben. Die Reise ging von der Insel Karak aus in nordöstlicher Richtung über fünf Bergterrassen, Daschestan oder Land der Pässe genannt, nach Schiraz, von welcher Stadt aus verschiedene Exkursionen veranstaltet wurden. Bey Dalaki, drey Tagereisen von der Küste, erregten die großen, schon von Rich (Narrative of Kurdistan) beschriebenen Dattelwälder die Aufmerksamkeit des Reisenden, und die Vermuthung, daß hier das ursprüngliche Vaterland der Dattel sey, weil sie ohne Pflege zur höchsten Vollkommenheit gelange. Wir können diese Annahme nicht theilen; es ist unwahrscheinlich, daß eine Pflanze mit so ungeheurer Verbreitungsfähigkeit, wie die Dattelpalme, von einem Punkte sollte ausgegangen seyn, der nicht nur eine ihrer Gränzen, sondern auch selbst nur durch

ganz lokale Verhältnisse, hier die Eingeschlossenheit zwischen Felswände und reichliche Bewässerung, zu einem Palmengarten geworden ist. Ritter, in seiner trefflichen Abhandlung über die Dattelpalme (Erzkunde XIII p. 802) führt aus, daß wenn irgendwo eine wilde Heimath, im Hedschas die Urheimath der Dattelpalmen anzunehmen seyn möchte, und zwar im Wadi Szasra und Wadi Bedr, da sie dort nicht von Menschen gepflanzt und nicht gepflegt, dennoch gute Früchte liefern; selbst außerhalb der Irrigation stehen sie noch, und werden nur von Regengüssen ernährt. Diese, sagten die Beduinen zu Fresnel, seyen von Allah gepflanzt, und gäben weniger aber bessere Dattelfrücht.

Die beschwerliche Reise bis Schiraz wurde wegen Unsicherheit der Straße in möglichster Eile zurückgelegt. Mitte Februars hatte die Landschaft noch ein winterliches Ansehen; auch die perennirende Vegetation (Wälder von *Quercus persica* mit niederem Ahorn und *Amygdalus*, und noch näher an Schiraz von *Prunus*, *Amygdalus scoparia* und *Pyrus Aronia*) zeigte die erhöhte Lage. Die Hauptstadt, berühmt im Oriente durch ihren Wein, liegt 4284 Fuß über dem Meere in einem Hochthale, dessen Länge von N. nach S. 6 — 8 Stunden, die Breite dagegen nur 3 beträgt, von 4000 — 6000 Fuß hohen, fast ganz kahlen Bergen eingeschlossen. Vom Dezember bis Februar ist das Klima etwas rauh, doch ohne Fröste; von März bis May angenehm und erquickend, von Juny bis September sehr heiß und trocken, so daß Mitte Juny alles Grün verschwindet, wohin die wohlthätigen Wasserleitungen nicht reichen. Ein Schneeberg an dem nördlichen Ende des Thales, der Kuh Barfi, hat an seinem Fuße die herrlichsten Gärten, welche mit denen von Damaskus wetteifern können.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. November.

Nro. 76.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie
der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Mitte Februar war der Frühling für Schiraz noch nicht angebrochen; es wurde daher ein tiefer gelegenes Thal aufgesucht, und das von Geri, drey Tagereisen von Schiraz in südwestlicher Richtung, als Standquartier gewählt. Wir vermuthen, Geri ist der von Niebuhr (Reisebeschreibung II p. 110) erwähnte Ort Grä, auf der südlichen Route von Buschir nach Schiraz, und nicht das auf der Karte des persischen Golfes von Berghaus verzeichnete Gerre, das unfern des Salzsees von Deria liegt; es wird ausdrücklich der Fluß von Geri Kara Ahdsch genannt, und über diesen setzte der Reisende auch eine Tagereise von Schiraz. Niebuhr konnte den Namen dieses bedeutenden Flußes nicht erfahren, seine Kartenzzeichnung stimmt aber mit der neuen Angabe überein.

Schon Ende März war in Geri der Frühling zu Ende; die meisten Pflanzen hatten verblüht und fiengen an zu welken; an ihnen so wie an den Insekten fiel dem Reisenden eine große Uebereinstimmung auf mit dem, was er um Aleppo gesammelt. Nach Schiraz zurückgekehrt, unternahm er dann während der Monate April, May und Juny Ausflüge nach Persepolis und nach verschiedenen Berggipfeln, wo eine der europäischen Alpenflora sehr ähnliche Vegetation beobachtet wurde; endlich im Juli und August eine Reise nach der Alpe Kuh dann im Lande der Baktrier, deren höchster Gipfel

auf 12,000 Fuß geschätzt wird. Die Rückkehr aus dieser eine wichtige Ausbeute versprechenden Gegend wurde durch einen räuberischen Anfall beschleunigt, und damit auch der Besuch des ungaslichen Landes beschlossen.

Die angegebenen Temperatur- und Höhen-Verhältnisse lassen schon schließen, daß sich die Insektenfauna Südpersiens von der subtropischen Arabiens und Aegyptens entferne, und mehr der sogenannten Mittelmeer-Fauna angehöre. Die Verf. nehmen auch keinen Anstand, dieß ausdrücklich auszusprechen. Unter 206 untersuchten Insekten (Coleopteren und Lepidopteren) aus Farsistan wurden 156 als der Mittelmeer Fauna angehörige Arten erkannt; die übrigen 50 erwiesen sich als neue, aber den erwähnten Typus tragende, welcher sich wahrscheinlich noch weit hin durch Centralasien verfolgen läßt.

Die Herren Verf. haben sich in der Art in die Arbeit getheilt, daß Kollar die Lepidopteren, Redtenbacher die Coleopteren zur Bestimmung übernommen hat. Unter letzteren fanden sich drey neue Gattungen, nämlich zwey aus der Familie der Malacodermata, und eine aus der Familie der Longicornia. *Condylops* Redt. schließt sich an die Gattung *Attralus* Er. an, hat aber gekämmte Fühler und auffallend hervorgetriebene Augen; *Anthodromius* Redt. nähert sich schon der Familie der Cleri in der Bildung der Fühler, welche gegen das Ende hin sich verdicken, und eine Art kurz gesägter Keule bilden. *Osphrantheria* Redt. unterscheidet sich von *Aromia* durch ungezähnte Oberliefer, halbrundes Kinn und ein oben fast ebenes, und seitlich kaum höckeriges Brustschild. Daß sich Gattungen, welche sonst

vorzugweise dem Ostgebiete der Mittelmeer-Fauna angehören, z. B. *Dorcadion*, in der vorliegenden Lisse gar nicht finden, rührt doch wohl nur von dem Umstande her, daß es Kotschy nicht vergönnt war, seine Sammlungen auch im Spätjahre fortzusetzen.

VII. Kollar, Naturgeschichte der Zerr-Eichen-Saummücke (*Lasioptera Cerris*), eines schädlichen Forstinsektes. (S. 347—350 Tab. 41). — Bis her war aus der Ordnung der Dipteren nur von wenigen Arten bekannt, daß sie in gewissen lebenden Pflanzen ihre ersten Lebensstadien zubringen, und dadurch dieselben in ihrem Wachstume beeinträchtigen. Hier bekommen wir Nachricht von einer im Südosten von Europa an der *Quercus Cerris* großen Schaden anrichtenden Mücke aus der noch wenig bekannten Gattung *Lasioptera* Meig. An den Blättern der in Oesterreich und Ungarn neben der Steineiche und Stieleiche angepflanzten Zerr-eiche erscheinen gegen Ende Mai's auf der Unterseite warzenähnliche Auswüchse, die mit einem dichten Haarfilze überzogen sind; ihnen entsprechen auf der Oberseite der Blätter konische Erhöhungen, und das Ganze stellt eine Blase oder Galle dar. Solche Gallen sind entweder einzeln oder so gehäuft, daß die ganze Fläche des Blattes damit bedeckt ist, und sogar eine auf der anderen sitzt. Das Blatt verliert seine natürliche Form; es rollt sich, die Ränder biegen sich abwärts, und der ganze Baum kränkelt augenscheinlich.

Bey der Oeffnung einer solchen Galle, welche die Größe einer Linse erreicht, bemerkt man, daß es nicht eine einfache Blase sey, sondern ein hohler Gang, der um eine Säule herumläuft; darin findet man 1 — 3 kleine wurmförmige Maden, welche von dem Verf. zuerst für Larven einer Gallwespenart gehalten wurden; bey fortgesetzter Untersuchung fand sich, daß die Maden im Herbst auf der Oberseite der Auswüchse durchbrachen, und in der Erde sich verpuppten. Es gelang nicht, eingefammelte und den Winter über in Glaszylindern gehaltene Puppen zur endlichen Verwandlung zu bringen, wohl aber wurde endlich am 6. Mai das Auskriechen der Mücken in der nächsten Umgebung der Zerr-eichenstämme und ihr Schwärmen beobachtet. Das ganze Insekt mißt

nur $\frac{3}{4}$ ''' , die Flügelweite $1\frac{1}{2}$ ''' . Die Geschlechter sind einander äußerlich gleich bis auf das Ende des Hinterleibes, welches bey dem Männchen mit einem aus zwey Haken bestehenden Zangenfortsatze, bey dem Weibchen mit einer Legeöhre aus drey Gliedern versehen ist. Ob mit letzterer die Eyer in die Blattsubstanz eingesenkt, oder dieselben einfach und äußerlich abgesetzt werden, bleibt noch unentschieden. In dem geöffneten Hinterleibe eines Weibchens fanden sich über 50 Eyer. Als Feinde dieses Insektes wurden 5 Arten von Schlupfwespen aus der Familie der Pteromalinen, und zwar aus den Gattungen *Pteromalus* und *Enlophus*, erkannt.

VIII. Kollar, Beyträge zur Insekten-Fauna von Neu-Granada und Venezuela (S. 351—364 Tab. 52—55). — Hiemit beginnt Kollar in Verbindung mit Redtenbacher eine Ergänzung der Insekten-Fauna von Neu-Granada und Venezuela auf Grund einer Sammlung von 400 Arten, welche der Fürst Maximilian Sulkowsky auf einer Reise durch jene Staaten im Jahre 1843 zusammengebracht, und dem k. k. Hof-Naturalienkabinette übergeben hatte. Es sollte ein größeres Reisewerk erscheinen, und die zoologischen Novitäten in einem Anhang mitgetheilt werden; allein das Ableben des Fürsten hinderte die Ausführung, und nun wird die schon vor mehreren Jahren beendigte Arbeit über die Insekten abtheilungsweise in diesen Denkschriften niedergelegt werden.

Die erste Abtheilung, welche bis jetzt allein vorliegt, bringt nur Schmetterlinge, 38 Arten, darunter 20 neue, welche ausführlich beschrieben und gut abgebildet sind. Die nördlich vom Aequator gelegenen Theile Südamerikas sind allerdings auch in entomologischer Hinsicht von Brasilien erheblich verschieden. Nirgends wohl kann ein solcher Vergleich so gründlich aufgestellt werden, wie es hier geschieht, als in den reichen brasilianischen Sammlungen Wiens.

IX. Aug. Em. Reuß, neue Foraminiferen aus den Schichten des österreichischen Tertiärbeckens (S. 365—390 Tab. 46—51). — Obwohl durch d'Orbigny und Cizik aus dem österreichischen Tertiärbecken bereits eine große Anzahl Arten von Foraminiferen bekannt gemacht wurde,

gelang es doch dem Verf. noch eine nicht geringe Anzahl neuer Formen zu entdecken. Es sind letztere um so interessanter, als sie theilweise zu Gattungen gehören, welche bisher noch niemals fossil oder doch wenigstens noch nirgends in den Tertiärschichten aufgefunden worden waren. Zu den ersteren sind die Gattungen *Cassidulina* und *Robertina*, zu den letzteren *Gaudryina* und *Verneuilina* zu zählen. Es kommen selbst einige Formen vor, die der Verf. bey keiner der Gattungen von d'Orbigny unterbringen konnte und die ihn deshalb zur Errichtung der neuen Gattungen *Fissurina*, *Ehrenbergina*, *Chilostomella* und *Allomorphina* veranlaßten. Die beyden letztgenannten Gattungen unterscheiden sich wieder so auffallend von allen andern, daß der Verf. sie als Typus einer besondern Gruppe (*Enallostegia cryptostegia*) aufstellte, die zwischen die Polymorphinideen und Textularideen zu stehen kommt.

X. Scharada, neue Formen von Infusorien (S. 9—14 Tab. 3 und 4 der zweyten Abtheilung). — Diese Formen heißen: *Pyramimonas tetrarhynchus*, *Cryptomonas flava*, *Lagenella acuminata*, *Euglena pygmaea*, *Epistylis pusilla*, *Trachelius trichophorus* Ehrenb. var., *Heptaglena digitata*, *Amphibolidina megalotrocha*, *Auraea longicornis*, *Brachionus diacanthus*. *Pyramimonas*, *Heptaglena* und *Amphibolidina* bezeichnen drey neue Gattungen des Verfassers.

XI. C. Wedl, Beiträge zur Lehre von den Haematozoen (S. 15—25 Tab. 5 der zweyten Abtheilung). — Diese Abhandlung bringt eine Reihe von Beobachtungen der Hämatozoen aller Wirbelhierordnungen, während bis jetzt nur in dem Blut weniger Fische, einzelner Amphibien, des Raben und weniger Säugthiere diese für die Entwicklungs- und Bildungsgeschichte der Helminthen wichtigen Thierformen gefunden worden waren.

Von dem Verfasser wurde nämlich 1) in dem Blut der Grundel ein Thierchen gefunden, welchem er den Namen *Globularia radiata sanguinis* gibt. Es findet sich unter den ovalen (0,00054" langen und 0,0003 breiten) Blutkörperchen, ist rund, $\frac{7-32}{10000}$ " groß, mit einem Kranz von Cilien an der

einen etwas abgeplatteten Seite. Diese Cilien sitzen auf einem als Mund figurirenden hellen Ring, und sind so fein, daß ihre Spitzen nur bey schiefer Beleuchtung zur Anschauung gebracht werden können. Ihre auf- und abschlagende Bewegung kann nur beobachtet werden, wenn man jeden Druck möglichst vermeidet. Als Contentum führen diese Thiere eine grünlige molekulare Masse mit einzelnen glänzenden größeren Körnchen. Eine größere Sorte dieser Wesen zeigt papillenähnliche Hervorragungen an der äußeren Peripherie des Strahlenkranzes, wobey die Spitzen der Papillen gegen das Centrum des Ringes gekehrt sind. Bey den größten wird an dieser Stelle ein doppelter (innerer und äußerer) Wimperstrahlenkranz für sehr wahrscheinlich gehalten. Alle sterben sehr rasch ab. Ihre Menge variiert sehr; im Sommer sind sie häufiger als im Herbst und Winter angetroffen worden.

Der Nachweis des Ueberganges dieser Formen in den *Cysticercus cellulosae*, welcher sehr häufig bey diesen Fischen angetroffen wurde, konnte nicht direkt geliefert, nur vermuthungsweise ausgesprochen werden. Oft findet man diese und die Hämatozoen gleichzeitig, oft nur die eine Art Entozoen in großer Menge ohne eine Spur der anderen Art.

Außer den beschriebenen Hämatozoen wurden sehr kleine Filarien, kaum länger als die Blutkörperchen dieser Fische, angetroffen. Das Kopfende ist etwas breiter; der Schwanz läuft in eine äußerst zarte Spitze aus; ihre Bewegungen sind schlangenförmig.

Noch ein sonderbar gestalteter Körper wurde im Grundelblut gefunden. Er ist durch 7 Quereinschnürungen in 8 Abtheilungen geschieden, ähnlich einer Puppe; wie bey dieser sind auch dort die mittleren Glieder die breitesten, während die den Endtheilen näher liegenden schmaler sind. Ihre Bedeutung ist unbekannt geblieben; von Interesse ist nur das Vorkommen derselben Form im Eidechsenblut.

2) Im Blut der Schleie fanden sich filarienähnliche $\frac{2-8}{10000}$ " lange Entozoen mit sehr lebhafter Bewegung.

3) Die in dem Froschblut gefundenen Entozoen weichen von den Hämatozoen, welche Gluge, Gruby und Mayer beschrieben haben, in mehrfacher Beziehung ab.

Bei dem wahrscheinlichen Zusammenhang zwischen den Hämatozoen und den Zellgewebswürmern, welche bekanntlich in sehr großer Menge auch bei diesen Thieren angetroffen werden, ist eine Untersuchung der letzteren natürlich ebenfalls sehr nothwendig, und bereits bekannt, so daß ich die von dem Verf. hier entworfene Charakteristik übergehen kann. Das Hämatozoon, welches bei solchen, an Zellgewebswürmern leidenden Fröschen von ihm gefunden wurde, ist von rundlicher Gestalt, mit einer Wimperkrone an dem vorderen Theil versehen, und mehrfachen Metamorphosen unterworfen. Am häufigsten haben die Thiere eine ovale Gestalt (c. 0,009''' lang und 0,006''' breit); der abgerundete Theil trägt (6 — 8) Flimmerhaare mit doppelter Bewegung: einer langsamen in der einen und einer schnelleren länger andauernden in der entgegengesetzten Richtung. Der Körper ist durchscheinend, graulich; enthält bloß einige helle Moleküle. Die kleineren sind mehr rund, haben weniger Cilien als die größeren, mit zahlreicheren Cilien und mit Längs- und Querstreifen versehenen. Neben diesen kamen auch fadenförmige, äußerst transparente hinten und vorne zugespitzte, 0,001''' breite und 0,004 — 0,005''' lange Thierchen vor, welche eine sehr träge, aber stetige Bewegung zeigten. Sie sind seltener im Blut, sehr lebenszäh, und vielleicht einer Entwicklung auch außerhalb des Organismus fähig.

Von Gruby's 40 — 80^m langem Trypanosoma unterscheiden sich die hier beschriebenen Hämatozoen durch ihre viel beträchtlichere Kürze und den Mangel der eigenthümlichen Bohrbewegung.

Bei einem Frosch, in dessen Gehirn gegen 20 Distomen angetroffen wurden, fanden sich oval geformte, längs der einen Seite mit dicht stehenden Cilien besetzte, unausgesetzt flimmernde Hämatozoen mit unregelmäßigen Längsfurchen auf ihrer Oberfläche. Sie waren 0,002'' lang, und zeigten eine langsame, von großen Pausen unterbrochene, Bewegung im Kreis.

Der Verfasser beobachtete auch die bekannten größeren Filarien im Froschblut, sah sie mühsam in den Capillaren sich fortbewegen, und traf sie in großer Anzahl in der Lebersubstanz und dem Knochenmark an. Bei demselben Thier fanden sich auch viele ovale Blasen Zellgewebwürmer. Dieselben Hämatozoen wurden außer bei *Rana esculenta* auch bei *Hyla viridis* gefunden. Hier waren sie bald rundlich, bald mehr gestreckt, mit mehreren Flimmerhaaren besetzt, mit ebenso doppelter und entgegengesetzter Bewegung. Die kleinere kugelige Form ließ keine Flimmerhaare erkennen, obwohl sie in steter drehender Bewegung begriffen ist. Auch in diesem Blut wurden große Filarien gefunden.

In dem Blut einer anderen *Hyla viridis* fanden sich einige größere Hämatozoen von unregelmäßig ovaler Gestalt mit mehreren Einbuchtungen an der Oberfläche, und mit lebhaft schwingenden, dicht gedrängt stehenden Cilien am einen Rand versehen. Das größere der beyden allein beobachteten Exemplare hatte eine Länge von 0,0015 W.Z., eine Breite von 0,0009 W.Z. an der breitesten Stelle, 0,0006 W.Z. am Vordertheil. Die Körpermasse bildete eine lichtgrüne, molekuläre Masse.

4) Im Blut der Eidechse (*Lacerta agilis*) fanden sich wie im Blut der Grundel eigenthümliche Formen: sie sind länglich, an beyden Seiten zugespitzt, beynah ½mal länger als die Blutkörperchen. Einzelne umschließen einen ovalen, an beyden Seiten mit konischen Theilen versehenen Körper, an welchen dann wieder spitz zulaufende konische Abtheilungen beyderseits angefügt sind. Einige zeigen eine Art Gliederung.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie
der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

5) Das Blut des Kernbeißers (*Loxia coccothraustes*) fand sich sehr reich an schlangenartig sowohl geformten als sich bewegenden Entozoen, deren Länge 0,003 — 0,006 W.Z., deren Breite 0,00021 — 0,00024 W.Z. betrug; ihr Kopftheil war abgerundet, das Schwanzende ziemlich kurz und spiz. Von innerer Organisation zeigte sich fast keine Spur. Außer diesen Filarien wurden ovale, an ihrem Enddrittel mit einer Einschnürung, und an dem letzteren mit einer Wimperkrone versehene Körper angetroffen. Sie hatten Aehnlichkeit mit Monaden.

6) Bey dem Pferd wurden in einem Fall gleichzeitig Filarien (*Filaria papillosa*) in der Bauchhöhle und im Blute gefunden. Im letzteren sind sie fadenförmig, graulich, durchscheinend, von sehr variabler Größe (c. 0,0054 W.Z. lang und 0,0003 W.Z. breit). An dem verjüngt zulaufenden Kopf kommt von Zeit zu Zeit ein Faden zum Vorschein; ein fadenförmiger Anhang zeigt sich auch an der schmalen abgerundeten Spitze des Hintertheiles. Ein Kanal verläuft durch die ganze Längsachse des Thieres. Seine raschen, schlangenförmigen Bewegungen fördern es doch kaum vorwärts.

In einem andern Fall zeigten sich bey einem, mit *Strongylus tetracanthus*, *armatus*, *Ascaris lumbricoides* in den Gedärmen versehenen Pferde Filarien als Bewohner der Blutgefäße, jedoch in viel geringerer Anzahl als im vorigen Fall. Im Ganzen

waren sie den im ersten Fall gefundenen vollkommen gleich; nur einige Strukturverschiedenheiten zeigten sich. In dem etwas schmälern Kopftheil lag nämlich ein kleiner, oval geformter Körper, ein ähnlicher größerer am Ende des oberen Drittheiles. Die Grundsubstanz ist graulich, führt eine undeutliche molekuläre Masse. Darmkanal fehlt.

Die Resultate, welche der Verfasser aus seinen Untersuchungen selbst zieht, sind folgende:

- 1) Ist das Erscheinen von Hämatozoen im Thierreiche keine Seltenheit. Daß man sie bey Menschen noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen hat, mag wohl darin seinen Grund haben, weil es einerseits sehr zeitraubend und mühsam ist derartige Blutuntersuchungen anzustellen; und andererseits die Möglichkeit, dieselben in geeigneten Fällen erst 36 — 48 Stunden nach dem Tod vorzunehmen, auch unübersteigliche Hindernisse durch Zerstörung in den Weg legt. In manchen Fällen dürfte wenigstens das Letztere statt finden.
- 2) Stellen sie wahrscheinlich embryonale Gebilde der Entozoen vor; eine Meinung, welche schon vielfach ausgesprochen wurde, und bis jetzt hauptsächlich begründet ist, in
- 3) den Entwicklungsstadien, welche sie im Blut durchmachen.
- 4) Können sie zu einer enormen Anzahl heranwachsen, bevor sich in manchen Fällen anderweitig Helminthen finden lassen.
- 5) Scheinen sie ihre Wanderungen im Kreislaufe zu bestimmten Perioden vorzunehmen.

- 6) Sind sie an Gestalt und Größe sehr verschieden, so daß sie einmal in die feinsten Capillargefäße einzudringen, das andere Mal dieselben nie zu erreichen vermögen.
- 7) Können verschiedene Species im Kreislauf nebeneinander bestehen.
- 8) Scheinen sie manchmal an bestimmte Organe gebunden zu seyn, oder wenigstens in denselben vorzugsweise vorzukommen.
- 9) Ist die progressive Bewegung bey ihnen schwach; sie werden mehr von den Blutkörperchen fortgestossen.
- 10) Gleiten sie an den Gefäßwandungen rückwärts vorwärts.
- 11) Die Lebensdauer außerhalb des Kreislaufes ist sehr verschieden; manche sterben binnen wenigen Minuten ab, andere vermögen 48 Stunden und darüber fortzuleben.

B. Pathologisch-anatomische Abhandlungen.

I. Rokitanzki, zur Anatomie des Kropfes (S. 243 — 252 Tab. 28). — Zuerst wird die Kropfbildung, die einzige Erkrankung der Schilddrüse (mit Ausnahme der akuten, Eiter producirenden, Entzündung und des Medullarcarcinoms in diesem Organ), als ein pathologischer Proceß definiert, welcher als Hypertrophie der Drüsensubstanz, und einzig in dieser Form hier austräte, während eine besondere Form als „Gefäßkropf“ nicht statuiert wird.

Der Verfasser geht von dem normalen Bau der Schilddrüse aus, und findet sie, abgesehen von den Gefäßen, aus zweyerley Bestandtheilen zusammengesetzt: 1) aus einem Stroma oder Gerüst theils von amorphem durchsichtigem kernhaltigem Blastem, theils von entwickelten Zellgewebssäfern gebildet; 2) aus darin eingebetteten $\frac{2}{5}$ — $\frac{1}{10}$ Millim. im Durchmesser haltenden runden und ovalen Blasen mit strukturlosen hyalinen Wandungen. In diesen Drüsenblasen finden sich mehr oder weniger $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{5}$ Mill. große, granulirte Kerne, außerdem freie Körnchen, sehr selten Zellen. Das Menstruum, in welchem diese sich befinden, ist eine eyweißartige Flüssigkeit.

Eine Summe solcher Drüsenblasen, von einer gemeinschaftlichen Zellgewebsscheide umfaßt, stellt einen acinus, ein Drüsenkorn dar. Weitere Verknüpfungen solcher acini zu Läppchen und Lappen sind in der Schilddrüse nicht deutlich.

An der Kropfformation unterscheidet der Verf. sofort zwey Typen. 1) Gleichförmige Massenzunahme des Organes, mit Beybehaltung seiner Normalgestalt und im Inneren ebenso gleichförmig verbreitete Anomalie, durch welche eine Menge von Läppchen gebildet ist: Aggregate durchscheinender bis Nadelkopf großer Bläschen, in einem zarten Zellgewebs-Maschenwerk eingelagert. Das Organ ist dabey blutleer, von wachsartiger Consistenz, blaßgelb und enthält eine blaßgelbe, colloide Flüssigkeit. Den Uebergang zum zweyten Typus bilden die hier auch schon hier und da anzutreffenden größeren, hanfkorn- bis erbsengroßen, ziemlich hellen Körper, cystenartig gesondert und mit jener colloiden Flüssigkeit erfüllt, welche theils frey, theils zwischen äußerst zartem Netzwerk in ihnen gefunden wird.

Der zweyte Typus charakterisirt sich durch eine mit Mißgestaltung verbundene Vergrößerung des ganzen Organes, indem es knollig, gelappt ist, auf dem Durchschnitt erbsen- bis hühnerergroße rundliche Lappen zeigt, welche in safrigen Kapseln liegen. Solche Lappen enthalten dann noch weitere secundäre Lappen. Das übrige Drüsenparenchym zeigt bald normale Beschaffenheit, bald die sub 1, angegebene pathologische Veränderung, bald ist es auf andere Weise erkrankt.

Diese, die häufigere Form, führt zu der bekannten enormen Vergrößerung, und bildet die höckerigen gelappten Kröpfe. Merkwürdig ist hiebey das nicht seltene Auftreten accessorischer Schilddrüsen, die als länglichrunde, walzenförmige, in zarte Scheiden gehüllte Geschwülste auftreten, während zugleich ihr Parenchym unter Bildung colloidhaltiger Cysten degenerirt ist.

Die genauere Analyse des Parenchyms bey der ersten Form ergibt Folgendes:

1) Drüsenblasen über ihre Norm vergrößert mit angereichten hellen Bläschen. Der Inhalt der Drüsenblasen besteht aus Kernen, welche diese ent-

weder ganz anfüllen, oder bloß die Innenwand bekleiden, oder es fehlt dieser Inhalt ganz, oder endlich sind sie durch feinkörnige Masse vertreten. Außerlich sind diese theils runden, theils ovalen, theils gegen einander abgeplatteten Blasen von einer beträchtlichen Schicht Zellgeweb umhüllt.

2) Drüsenblasen viel kleiner als die normalen, nur etwas größer als jene Kerne, strohender als diese, weniger granulirt, hie und da ganz hell und opalisirend. Kerne enthalten sie bald mehr, bald weniger, bald gar keinen; im letzteren Fall stimmen sie dadurch mit jenen leeren Cysten überein.

3) Runde, ovale, walzenförmige, glatte oder ausgebuchtete, helle, opalisirende, bald indifferent gegen Essigsäure, bald durch sie coagulirbare Gebilde, in der ausgetretenen Flüssigkeit schwimmend oder in dem neu gebildeten Strome eingebettet. Diese enthalten bald einen Kern, bald fehlt ihnen ein solcher; an einzelnen findet man eine Schichtbildung mit zwischen gelagerten Kernen. Der Umstand, daß auf ihrer Oberfläche nicht selten eine Anzahl von Kernen haftet, läßt schließen, daß diese Gebilde in der Kernmasse einer größeren Blase gelagert waren. Der Verf. ist der Ansicht, „daß diese Gebilde wie die Drüsenblasen den Kern als Grundlage haben, aber in ihrer Entwicklung abweichen.“ Er hält sie für groß gewordene aufgeblähte Kerne; ihre Wand sey mit dem in Colloid übergegangenen Inhalt verschmolzen, womit jedem weiteren Wachsthum eine Gränze gesetzt werde. Im Innern dagegen entstehe ein neuer Kern, welcher dasselbe Schicksal erleide; darin wieder ein neuer und sofort, woraus die concentrisch geschichteten Gebilde entstünden: die Grundlage der Zellenincrustationen.

Das Wesentliche des ersten Typus des Kropfes wird somit in folgender Weise zusammengefaßt: 1) Erweiterung, cystenartige Entwicklung der Drüsenblasen. 2) Gleichzeitige Entwicklung neuer Drüsenblasen neben den ursprünglichen.

Die genauere Untersuchung des zweyten Kropftypus ergibt Folgendes. Die dabey vorkommenden Lappen geben sich als Schilddrüsenparenchym zu erkennen, für deren Entstehen als Regel gilt, daß einem solchen Lappen eine zu einer Cyste erweiterte

Drüsenblase zu Grunde liegt, in welcher eine endogene Neubildung von Drüsenparenchym stattgefunden.

Die Art und Weise des Entwicklungsganges beschreibt der Verf. in folgender Weise.

Im Innern einer noch jungen etwa erbsengroßen Cyste erheben sich von deren Wandung Gruppen von zarten, einfachen, glatten oder verästelten, hohlen, durchscheinenden Kölbchen (Zotten), welche sich unter dem Mikroskop als ausgebuchtete Hohlgebilde zu erkennen geben. Diese sind entweder nackt, oder mit einer Schicht Kerne bedeckt, und enthalten in ihrem Innern außer freyen Kernen die Drüsenblasen in den verschiedensten Entwicklungsstadien. Die meist ansehnlichen Gefäße in ihnen verlaufen in Bögen, und schicken nach einwärts Aeste. Der Stiel, auf welchem sie sitzen, besteht, wie sie selbst, aus einer structurlosen oder auch streifigen Membran oder aus zarten Zellgewebsfibrillen. Aus letzteren besteht auch die innen mit einer Schicht Kerne ausgekleidete Cystenwandung. Weiter findet man Cysten, bey welchen diese Wucherung nicht bloß von einem Punkt, sondern von der ganzen Innenfläche ausgeht, und die ganze Colloidmasse bis auf einen kleinen Rest im Centrum verdrängt. Endlich findet man ganz mit der Neubildung ausgefüllte Cysten, welche sofort einen Drüsenlappen oder vielmehr eine neue in die ursprüngliche eingeschachtelte Drüse darstellen, in welcher sich die Bildung von Lappen aufs neue wiederholen kann.

Dadurch rechtfertigt sich also jene oben ausgesprochene Entstehungsweise dieser Gebilde.

Als Veränderungen, welche das junge Parenchym der neu entstandenen Lappen eingeht, werden folgende namhaft gemacht.

1) Erweiterung unter Massenzunahme und Verdickung der Cystenwand. Es wird dichter, dabey opak, homogen schwammig, auf dem Durchschnitt filzig, oder feinkörnig, sehr blutreich, dunkelroth oder blaßröthlich, schmutzig bräunlich, fahl, weißlich fein punkirt, wie von feinem Sand durchstreut. Diese physikalischen Eigenschaften sind bedingt durch eine fortschreitende Entwicklung von Drüsenblasen, welche mit körniger Masse und Kernen gefüllt sind, unter

gleichzeitiger Ausbildung eines faserigen Stroma; weiter durch Anhäufungen von rothbraunem, rostgelbem Pigment, welches zwischen den einzelnen Drüsenblasen die Form von vereinzelt oder agglomerirten gelappten Körperchen besitzt, und als feinkörniges Pigment die Drüsenblasen umlagernd, theilweise auch füllend angetroffen wird: Ursache der schmutzig bräunlichen Färbung. 2) Molekulares Zerfallen des Inhalts der Drüsenblasen, und gleichzeitige Fettumwandlung so wie Zerplagen der Drüsenblasen und Entleeren ihres Inhaltes bedingt die fahle Färbung und das Matschwerden des pathologischen Produktes. Auch die Kerne des Stroma werden hiebei frey und schwimmen in der Flüssigkeit. 3) Entwicklung von Kalkförmchen im Inhalt der Drüsenblasen gibt endlich dem Ganzen das Ansehen von feiner Punktirung.

Wenn das neue Parenchym wie bey der ersten Kropfform erscheint, ist es strohend, hell durchscheinend, farblos oder blaßgelblich.

Dann findet man bey der mikroskopischen Untersuchung Erweiterung der Drüsenblasen, fortgeschrittene Neubildung von meist colloidhaltigen Drüsenblasen.

Häufig sind hämorrhagische Ergießungen in dem neuen Parenchym, am häufigsten in einen noch übrigen centralen, rings von Parenchym umschlossenen Raum der Cyste. Ihre Ursache ist das Plagen von einzelnen jener oben beschriebenen Gefäß-Schlingen und Bogen, welche von einem äußerst zarten strukturellen Gerüste getragen werden.

Den Grad der Gefäßbildung, zu relativ, als daß er zur Aufstellung eines besonderen Kropfftypus berechtigt, macht der Verf. von der Anzahl der oben geschilderten Hohlgebilde und deren Ausbuchtungen abhängig.

So selten Entzündungen der normalen Schilddrüse, so häufig sind sie in dem incystirten Neugebilde, welches durch die Umwandlungen der Entzündungsprodukte weitere wesentliche Veränderungen erleidet, indem das faserstoffige, in verschiedenem Grad geronnene, reichlich ergoffene Exsudat das Parenchym der Lappen zertrümmert, und völlig unkenntlich macht. Wenn sich dieses Exsudat weiter organisirt,

wird es zu einem resistenten fibroiden Gewebe, das mit der Hülfe der Lappen verschmilzt und mit dieser zu einem Knoten schrumpft, wobey der Lappen verödet. Inerustation mit Knochenerde oder Verkreidung unter gleichzeitigem Fettumsatz beschließt den Cyclus von Veränderungen, welche das Parenchym durchläuft; solche Veränderungen kommen natürlich nicht gleichmäßig vertheilt und gleichzeitig an allen Stellen vor, sondern hier diese, dort jene.

Nach all dem ist jeder Kropf eigentlich als Cystenropf aufzufassen. Im engeren Sinne des Wortes wird jedoch darunter der zu verstehen seyn, in welchem sich größere oder kleinere Mengen von Cysten vorfinden, die von endogener Production neuen Parenchyms völlig leer sind, oder an deren Innenfläche nur auf beschränktem Raum oder in sehr beschränkter Dicke dergleichen zu finden ist, während den übrigen Raum ein flüssiger Inhalt ausfüllt.

Solche Cysten können unter stetiger Dickenzunahme der Wandungen einen bedeutenden Umfang gewinnen; sie besitzen eine aus Zellgewebe gebildete Wand, und eine Schicht Epithelium, welches bey allmählich zunehmender Verdickung der Wand in Faserbildung begriffen ist. Der Inhalt ist meist eine gelbliche, grünlich schillernde Flüssigkeit — Colloidmasse, oder hämorrhagischer Erguß damit gemischt — oder Produkte der Entzündung: flüssiges oder zu einem Balkenneß organisirtes Exsudat, Eiter, Sauche.

Endlich kann auch hier nach vorausgegangener Verdickung eine Verkalkung der Wand eintreten.

Das ursprüngliche Drüsenparenchym neben den incystirten Lappen und den Cysten überhaupt ist bey einem Uebergewicht der Bindegewebmassen über die Drüsenelemente in einem Zustand der Atrophie.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. November.

Nro. 78.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

Deutschriften der kaiserlichen Akademie
der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

In der Umgebung der neuen Lappen oder der Cysten werden die Drüsenläppchen zu Lamellen platt gedrückt, wobei sie vielfach mit einander verwachsen, und spaltähnliche Lücken zwischen sich lassen. Unter Zurücklassung eines aus Zellgewebe bestehenden Fachwerkes schwinden allmählich die Drüsenelemente, so daß neben der Hypertrophie eine Atrophie des ursprünglichen Drüsenparenchyms einhergeht. Die großen Venen, welche die mehrblättrige Fascie durchsetzen und mit ihr verwachsen gefunden werden, gehören dem ursprünglichen peripherischen Drüsenparenchym an, dessen Atrophie selbst eben zur Bildung jener Fascie Veranlassung gegeben hat. Die Lamelle einer solchen Fascie besteht mikroskopisch aus Zellgewebefibrillen, und einem zarten anastomosirenden Fasernetz mit eingeschlossenen verklümmerten Drüsenelementen.

Den Schluß dieser Abhandlung bilden allgemeine Betrachtungen, in welchen erstens auf die Entwicklung der Drüsenblase der Thyreoidea aus einem Kern hingewiesen wird, welcher in sich neue Kerne bildet, die entweder als Epithelial-Kernschicht nur die Innenfläche der Blase auskleiden, oder deren ganzen Raum erfüllen. Anomaler Weise wächst der Kern zu einer sonst kernlosen Blase, oder überschreitet seine normale Größe sehr beträchtlich mit selbstständiger, aus Bindegewebe gebildeten Wand (Cyste). Ober der Kern degenerirt und wird, während sein Inhalt sich in Colloidmasse verwandelt,

zu einem kugligen aufgebuchteten Hohlgebilde. Endlich entwickelt sich in der sterilen Blase ein Kern, der sich vergrößert, in sich einen neuen Kern producirt u. s. w., bis es zur Bildung eines concentrisch geschichteten Gebildes kommt, das zuletzt incrustirt.

Degeneration einer Drüsenblase der Thyreoidea zur Cyste des Kropfes und Entwicklung der Drüsenblase selbst erweisen sich als sehr nah verwandte Vorgänge, so zwar, daß gewisse z. B. in der Bright'schen Niere vorkommende kleine Cysten zum Verwechseln den Drüsenblasen der Schilddrüse ähnlich sind.

Wie ferner eine endogene Wiederholung des Parenchyms in der Schilddrüsenzyste vorkommt, so findet man dem Schilddrüsenparenchym ganz ähnliche, gefäßreiche Bucherungen an der Innenfläche vieler anderer Cysten.

Was endlich den Inhalt der strumösen Schilddrüse anbetrifft, so findet man dieselbe in den sterilen Drüsenblasen und den daraus hervorgegangenen Cysten, und er ist unter dem Namen Colloid bekannt. Dieses stimmt mit dem anderer Cysten in physikalischer und chemischer Hinsicht vollkommen überein. Es löst sich theilweise in kaltem Wasser; in kochendem trübt es sich etwas. Essigsäure gibt in dieser Lösung eine im Ueberschuß sich aufhellende Trübung; Weingeist eine weiße Trübung, die auf Wasserzusatz verschwindet. In kalter Salzsäure löst sich die Masse langsam, in kochender rasch unter Eisfärbung. Blausaures Kali bildet einen Niederschlag, kaltes Alkali löst es langsam, kochendes sehr schnell, in welcher letzterer Lösung Essigsäure einen,

im Ueberschuß löslichen, Niederschlag unter Entwicklung von Schwefelwasserstoff erzeugt; ebenso fällt auch aus dieser Lösung ein Niederschlag auf Zusatz von Alkohol, ist aber in Wasser löslich.

II. Rokitanzky, über die Cyste (S. 323—346 Tab. 36—40). — Die Lückenhaftigkeit der Angaben über die Cysten und deren Entwicklung, der Widerstreit der Ansichten in dieser Beziehung, so wie die Angriffe gegen die in des Verfassers Handbuch vorgetragene Lehren über dieses Thema, berechtigten zu einer weiteren Auseinandersetzung dieses Gegenstandes, in welcher zunächst der Begriff der Cyste festgestellt wird. Der Verf. betrachtet die Cyste als eine „substantielle Neubildung mit bestimmter elementarer Grundlage, wodurch alle zufälligen Balgbildungen um Extravasate, Entozoönz. ausgeschlossen sind, so wie auch alle Verdickungen und cystenartigen Erkrankungen natürlicher Hohlräume.

Als Ausgangspunkt und Paradigma ist die fertige Cyste gewählt, wie sie in am meisten ausgesprochener Form am Ovarium gefunden wird.

Die Cyste ist entweder einfach (einkammerig) oder zusammengesetzt. Für die zweyte Modification lassen sich zwey, wenn auch nicht ihrem Wesen nach verschiedene Typen aufstellen, um so weniger verschieden, als sie nicht selten gleichzeitig vorkommen. Der eine Typus besteht darin, daß die secundären, tertiären zc. Cysten, in der Wand der Muttercyste entstanden, mehr nach außen und weniger nach innen in die Muttercyste hereinragen. Diese ganze Gruppe von Cysten ist nicht mit einem Conglomerat einfacher Cysten zu verwechseln, welche bey ihrer Nebeneinanderlagerung sich wohl auch abgeplattet haben können, und so eine gewisse Aehnlichkeit mit jenen erlangen, zumal wenn, wie dieses bey dem Ovarium nicht so sehr selten ist, die fibröse Hülle dieses Organes eine Muttercyste vortäuscht.

Begreiflich ist, daß durch die Fortsetzung des Entwicklungsprocesses der Cysten und deren Multiplication Abplattung, Degeneration, Dehiscenz zc. sehr complicirte Gebilde entstehen können, so daß die ganze Summe solcher Gebilde zuletzt nichts als ein Maschenwerk darstellt.

Die zweyte Kategorie von Cysten entsteht dadurch, daß sich von der Innenfläche der Muttercyste secundäre Cysten erheben, und gegen den Innenraum der ersteren hereinwachsen. Die secundären Cysten können sich einzeln (d. h. je eine in einer primären) oder mehrfach entwickelt haben; meistens sind sie gestielt, und selbst wieder nach der ersten oder zweyten Kategorie vermehrt. Im ersteren Fall kann die eine Tochtercyste so gewachsen seyn, daß sie mit ihrer Außenfläche der Innenfläche der Muttercyste ganz dicht anliegt.

Der Proceß der Entwicklung ist in beyden Fällen der gleiche, nur der Ort der Entwicklung ein verschiedener.

Auf der Innenfläche der Muttercysten und auch der secundären kommen sehr häufig Excrescenzen vor; diese sind bald blatt-, bald pilzartig, blumenkohlartig verästelt, erreichen nicht selten einen solchen Umfang, daß sie die Cystenwand durchbrechen, welche sich dann über sie zurückzieht, faltet und einrollt. Diese Excrescenzen sind membranöse Gebilde, welche in vielfache Falten gelegt, sehr häufig ausgebuchtete, zotten- und kolbenartige, äußerst blutreiche Fortsätze darstellen.

Nicht selten findet man an ihnen kleine, mohnkerngroße Bläschen, welche hier und da zu etwas größeren Cysten herangewachsen sind; oder es zeigen sich an ihren Zweigen weißliche, weiche, aber solide, rundliche Körperchen, vereinzelt oder in Gruppen beisammen stehend, auf dem Durchschnitt faserig, gefäßlos.

Neben den größeren Excrescenzen kommen äußerst zarte, kleine, gestielte Knötchen vor, wobey die innerste Schicht der Cystenwand wie fein gestrickt, oder mit äußerst feinen spaltähnlichen Grübchen und Rigen durchsurcht, und von einem vorspringenden Leisten wallartig umgeben ist. An einzelnen Stellen erheben sich statt dessen flache Bläschen, mit feinen spaltähnlichen Deffnungen, oder auch größere, gestielte, keulenförmige, im Inneren von einem Fachwerk durchzogene Beutel, mit oft beträchtlichen Deffnungen, aus welchen zottenähnliche Excrescenzen hervorzuschern.

Besonders die zusammengesetzten Cysten erreichen oft einen sehr beträchtlichen Umfang, und sind ihrem flüssigen Inhalt nach mit einer colloiden Feuchtigkeit erfüllt, deren physikalische und chemische Eigenschaften sehr variiren.

In mikroskopischer Beziehung hat sich Folgendes ergeben.

Die Cystenwandung besteht aus Zellgewebe, auf der inneren Seite mit einer, bey größeren Cysten fehlenden, Zellen- oder Kern-Auskleidung. Hier ist diese dagegen durch ein streifiges Blastem mit eingestreuten Kernen vertreten, welches eine der Längsachse der Kerne folgende Spaltung und Incrustationen zeigt.

Die Excrescenzen erweisen sich auch unter dem Mikroskop als Membranen aus zarten Zellgewebs-Fibrillen, ausgebuchtete Hohlgebilde darstellend, an welchen selbst wieder secundäre Schläuche als Nester und Zweige der Excrescenzen aufsitzen. Bekleidet sind sie mit einem Epithel der Cystenwand, oft auch nackt, tragen in Bogen und Schlingen verlaufende häufig aneurysmatische Gefäße, und führen als Inhalt Massen von Kernen und die Anlagen zu neuen Cysten, welche bald als die oben beschriebenen Bläschen auftreten.

Die feinsten Excrescenzen stellen einfache, glatte oder ausgebuchtete Hohlkolben dar, und man gewahrt, daß durch ihre Verschmelzung und gegenseitige Abplattung jenes mit bloßem Auge schon sichtbare Fachwerk gebildet wird, welches aus einer strukturlosen, kernführenden Membran besteht.

Die Entstehung der soliden Knötchen an den Excrescenzen erklärt sich aus einer Zellgewebswucherung in den Hohlräumen, in welcher noch eigenthümliche incrustirte Gebilde anzutreffen sind.

Von hier aus wird zu der Untersuchung der Frage geschritten, 1) welches ist das der Cyste überhaupt zu Grunde liegende Elementargebilde, und wie ist dessen Fortbildung? 2) Welches ist die Bedeutung jener Hohlgebilde?

Die Beantwortung der ersten Frage lautet dahin: daß es der Kern ist, welcher zur Cyste heranwächst, was sich zunächst aus der Untersuchung einer wuchernden Cystenbildung in der Cortikal-Sub-

stanz der Nieren bey retrograder Bright'scher Krankheit ergeben hat. Hier nämlich liegen in den Vertiefungen der höckerig gewordenen Nierenoberfläche ganze Nester kleiner, eben noch sichtbarer, und noch kleinerer, mikroskopischer Bläschen. Je nach ihrer verschiedenen Größe haben sie bald eine aus Fasern bestehende, bald eine strukturlose Wand, bald sind sie von runden oder polyedrischen Zellen, bald von einem hyalinen oder schwach granulirten Inhalt erfüllt. Die kleinsten sind kaum merklich größer als die Kerne, von denen aus man alle Uebergangsformen bis zu der großen, mit bloßem Auge sichtbaren Cyste verfolgen kann. Weiter ergibt sich aus den in den verschiedensten Größen anzutreffenden Molekularförmchen, daß sie es sind, aus deren einfachem Wachsthum der Kern selbst hervorgegangen ist. Endlich erklärt sich auch das Vorkommen concentrischer Schichtgebilde aus der endogenen Kernvermehrung, wobey der innerste Kern einen oder mehrere granulirte weitere enthält. Auch zwischen den einzelnen Schichten findet man Kerne eingelagert, welche also auf ihrer ursprünglichen Größe stehen geblieben und nicht zu weiteren Schichten entwickelt worden sind. Die Aehnlichkeit dieses Entwicklungsvorganges mit dem des Kropfes ist in der bereits mitgetheilten früheren Abhandlung Rokitanzky's nachgewiesen. Ganz Aehnliches wiederholt sich bey der Cystenbildung in Schleimhäuten (der des Magens, Dickdarmes, Uterus), welche unter dem Namen Zell- oder Blasenpolyp bekannt ist. Der Mutterboden für diese, nie über erbsengroße Cysten ist das Gewebe der Schleimhaut, über dessen Niveau sie hervorwachsen, plagen und ihren colloiden Inhalt auf die Schleimhaut-Oberfläche ergießen. Als solche Cysten sind auch die Ovula Nabothi im Uterus-Halse zu betrachten. Eben solche Gebilde werden mit dem gleichen Inhalt auch auf der Schleimhaut der Nierenbecken und Harnleiter angetroffen.

Auch pathologische z. B. carcinomatöse Neubildungen können den Heerd für Cystenbildung abgeben, wie in der Familie der Cysto-sarcome und Cysto-carcinome, und bey dem Carc. alveolare. Nähere Untersuchungen der Krebs-Cysten, welche in den verschiedensten Größen vorkommt, ergaben Folgendes. Der Inhalt besteht theils aus einer serösen, albuminösen Feuchtigkeit, theils aus Krebsparenchym.

Im letzteren Fall findet man solche Krebsmassen durch eine sehr dicke, fibröse Kapsel incapsirt, wodurch die Krebsknoten gebildet werden. Mit dem Mikroskop entdeckt man in den Krebsmassen, an welchen man feine helle Bläschen oder eine acinöse Struktur wahrnimmt,

- 1) Zellen mit sehr großen, an die Zellenwandung angrenzenden, zu einer hellen Blase entwickelten Kern.
- 2) Nackte Kerne zu großen hellen strukturlosen Blasen entwickelt, welche entweder sterile Blasen bleiben, oder mit verschiedenen Mengen secundärer Kerne angefüllt, oder mit centalem Kernkörperchen, welches zu einem secundären Kern heranwächst. Daraus gehen schließlich concentrisch geschichtete, oder aus mehreren in einander geschachtelten Blasen bestehende Gebilde mit großer Neigung zur Incrustation hervor.

Die Umgebung dieser Gebilde besteht aus Kerne, geschwänzten und nicht geschwänzten Zellen, Fasern, welche alle jene Blasen kapselartig umschließen; und gerade die Faserbildung ist es, von welcher alle weiteren Bedingungen abhängen, unter denen die Cysten weiter wachsen.

In Betreff der strukturlosen Blasen ist an dem Inhalt und der Schichtung noch Einiges bemerkenswerth. Der Inhalt nämlich ist in einigen hell und farblos, in anderen röthlich schimmernd, in anderen dichter, trübe, granulirt. Die Kernmasse ist in einzelnen in einer Fettumwandlung begriffen. — Die innere zweyer in einander geschachtelter Blasen zeigt oft in Folge theilweiser osmotischer Transudation ihres Inhaltes in den Raum der äußeren eine Falzung und Verkrüppelung. Außer einzelnen oblongen, eingeschobenen Kernen findet man keine weiteren Gebilde zwischen den einzelnen concentrischen Schichten, welche meist glatt, oft auch ausgebuchtet und wellenförmig gekräuselt sind.

Der Entwicklungsvorgang auch dieser Cysten ist genau dem der Ovariumcysten analog, jedoch wird einerseits auf die Schwierigkeit hingewiesen in einem bestimmten Fall zu entscheiden, was z. B. an einem solchen Schichtgebilde Zellen-, was Kern-Membran ist, andererseits wird bemerkt, daß nicht jede neben einem Krebs vorkommende Cyste eine

wahre Krebscyste seyn muß, d. h. eine solche, welche sich aus den eine Krebsmasse bildenden Elementen entwickelt und Krebs Elemente in ihrem Inneren erzeugt hat.

Was die Excrescenzen auf der Innenfläche der Cysten betrifft, so knüpft der Verf. an deren Betrachtung eine speziellere Untersuchung des Botenkrebses auf der Blasenschleimhaut, von welchem er folgende Diagnose gibt. „Eine wallnuß- bis faustgroße Geschwulst, aus einer Menge dicht gedrängter Excrescenzen bestehend, welche sich über einem strangförmigen, längeren oder kürzeren Stiel zu zarten Membranen entfalten, dabey in zahlreiche Aeste und immer feinere Zweige zerfallen, welche sämmtlich mit zarten Villositäten dicht besetzt sind. Zahlreiche Endzweigelchen haben ein traubiges Ansehen, indem ihre Zotten mohnkorn- bis hirsekorngroße helle oder opake, weiße Bläschen tragen. Größere Cysten sitzen in der primären Entfaltung und Verästelung. Viele Excrescenzen stellen überdies hohle geschlossene, oder am freyen Ende weit eröffnete Schläuche dar. Das ganze Astergebilde strömt von einem weißlichen, rahmähnlichen, medullaren Saft; öfters ist es eine consistenterer, markähnliche Substanz, welche dessen Räume ausfüllt, und dann bietet die Astermasse eine namhafte Dichtigkeit und Resistenz dar.“

Blaurothe Färbung, Turgescenz, Neigung zur Blutung rühren bey diesem Astergebilde von einem sehr großen Gefäßreichthum her.

Die mikroskopische Untersuchung des rahmähnlichen Saftes in den schlauchartigen Fächern ergab große Mengen vielgestalteter Zellen, theilweise mit blasig aufgetriebenen Kernen, gewöhnliche mit Kernkörperchen versehene Kerne.

Die häutigen Gebilde der Excrescenzen haben zur Grundlage eine zarte, strukturlose, hie und da streifige kernhaltige Membran, welche mit einer einfachen Kernlage bedeckt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 79. der k. bay. Akademie der Wissenschaften 1851.



Denkschriften der kaiserlichen Akademie
der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

In den Ausbuchtungen der traubigen Endzweigeln entdeckt man strukturlose Blasen: junge Cysten mit Kernkörperchen haltenden Kernen erfüllt, oder mit Fettkügelchen, deren Größe oft sehr beträchtlich ist. Andere, und zwar schon größere, enthalten eine farblose, klebrige Flüssigkeit. Die membranöse Endausbreitung der Excrescenz zeigt sich aus zwey Lamellen zusammengesetzt, und hat zahlreiche, kolbige und diese selbst wieder secundäre, mit vielen Gefäßen versehene Ausbuchtungen.

Derartige pathologische Produkte fand der Verf. auch auf der Schleimhaut des Nierenbeckens, auf serösen Häuten wie auf dem Bauchfell, und weiter auf Synovialhäuten, nämlich denen des Kniegelenkes, wobey die Gelenkkapsel wie mit einem dichten zottigen Pelze ausgekleidet erschien. Hier werden die Endkolben der Aeste und Zweige so abgeplattet, daß das Ganze das Ansehen eines Laubwerkes bekommt, in welchem sich Fettzellen entwickeln können (S. Müller's Lipoma arborescens).

Das incystirte Parenchym ist entweder frey in dem Cystenraum, oder in dessen Maschenräumen enthalten. Die letzteren, ein Stroma jenes darstellend, werden von einem hyalinen, streifigen, mit Kernen besetzten, zu Fibrillen zerfallenden Blasen gebildet. Ueber sein Entstehen wird die Vermuthung ausgesprochen, daß es aus den von der Innenwand der Cyste hereinwachsenden Excrescenzen durch deren gegenseitige Verschmelzung zu Stande komme.

Bey dem Studium des Alveolar-Krebses läßt sich die endogene Vermehrung seiner Cysten ebenfalls bestätigen. Die letztere kommt neben der exogenen vor, und wird durch die, allmählich zu dem die Alveolen begrenzenden Gerüst verwendeten Excrescenzen vermittelt. Neue junge Cysten entwickeln sich dann später in jenen Alveolen. — (Dieses ist dargethan und durch Figuren erläutert an einem Alveolar-Krebs des Rectum.)

Ferner; jene warzenähnlichen, blättrigen, kolbigen Wucherungen auf der Innenwand der Cysten der Cysto-Sarcome (Cystosarcoma proliferum) mit ihrem fleischigen Ansehen sind auch nichts anderes als solche Excrescenzen, in deren Innerem eine reichliche Zellgewebswucherung den ganzen Hohlraum zuletzt eingenommen hat.

Außer im Kropf finden sich ganz analoge Gebilde noch innerhalb der Grenzen des Normalen in den sogenannten Haversischen Synovialdrüsen und an den Abergesechten in den seitlichen Ventrikeln.

Auf den letzteren findet man sehr zarte, rothe, mit vielen Blutgefäßen versehene Zotten, Hohlgebilde von dem bekannten eigenthümlichen Epithelium überkleidet. In ihren Ausbuchtungen zeigen sich viele kleine, $\frac{2}{3}$ Mill. im Durchmesser haltende, und von den gewöhnlichen sogenannten Cysten des Abergesechtes verschiedene Bläschen. Die meisten von diesen werden ganz auf die oben angegebene Weise in concentrische incrustirende Schichtgebilde umgewandelt.

Die gewöhnlichen sogenannten Cysten des Abergesechtes hält der Verfasser für Erweiterungen des die Botte darstellenden Hohlgebildes; sie stehen somit in einer gewissen Analogie mit den Schläuchen,

welche sich aus den Excrescenzen des sogenannten Bottenkrebses entwickeln.

Der Inhalt dieser sogenannten Cysten besteht aus einer albuminhaltigen Flüssigkeit, welche folgende mikroskopische Elemente bald in größerer bald geringerer Menge enthält:

1) $\frac{1}{800}$ Mill. große Elementarkörnchen, bald frey, bald aggregirt. 2) größere, bis zu $\frac{1}{25}$ Mill. wachsende runde Bläschen, runde und oblonge Kerne, Pigmentförmchen. 3) Bläschen mit central oder wändständig entwickelten, weiteren (secundären, tertiären Blasen), bald gegenseitig sich berührend, bald mehr von einander absehend. Schon $\frac{1}{200}$ Mill. große Bläschen zeigen derartige Einschachtelungen. 4) Die gleichen Gebilde nur mit beginnender, von den centralen Schichten ausgehender Incrustation. 5) Eine schleimartige, von feinen Sandkörnern durchstreute Substanz, ein hyalines Blastem, mit runden und oblongen Kernen durchsetzt, und in Zellgewebe sich umwandelnd, welches zuletzt den ursprünglichen flüssigen Inhalt ganz verdrängt. 6) Kuglige Körper ohne mehr erkennbare Blasenwand. 7) Ein fettiger, die Verödung der Cyste herbeiführender Kalkbrei.

Die Untersuchung des flüssigen Inhaltes der Cysten hat in Beziehung auf die Aufsichtslisse, welche sich daraus über die Entwicklung der Cyste erwarten lassen, Folgendes ergeben: In dem flüssigen, albuminös-colloiden Inhalt findet man 1) freye Kerne mit 2, 3, 4 Kernkörperchen, Gebilde, welche es zweifelhaft lassen, ob sie kernhaltige Zellen oder aufgeblähte Kerne mit endogener Kernproduction sind; 2) Körnchen, deren größere $\frac{1}{700}$ Mill. Bläschen sind; 3) größere, aus jenen Körnchen hervorgegangene Bläschen und Blasen. Diese Blasen selbst sind entweder einfach oder zusammengesetzt, eingeschachtelt, entweder rund oder auch polyedrisch durch gegenseitige Abplattung, glatt oder gefaltet gefaltet.

Ihr Inhalt ist sehr verschieden; zunächst eine klebrige Flüssigkeit, in der Körnchen in verschiedener Menge suspendirt sind, oder granulirte, runde, ovale Kerne. Diese Flüssigkeit kann einen beträchtlichen Concentrationsgrad erlangen, was zu einem unregelmäßigen Zerfallen in Schollen, oder einer re-

gelmäßigen Zerklüftung und Furchung führt. Diese Furchung geht in einfachen Blasen von der Peripherie zum Centrum; bey zusammengesetzten kann die Furchung an der 2. oder 3. eingeschachtelten Blase eine Grenze finden, in diesen nach anderem System geordnet seyn, oder die Furchungslinien laufen continuirlich durch das ganze Schichtgebilde hindurch, besonders wenn die Inhaltsmasse sich verdichtet hat, und die Blasenwandung verschwunden, die Blase selbst eine unter dem Druck sich zerklüftende Colloidkugel geworden ist. Im weiteren Verlauf zerfallen diese Massen von selbst, schollenartige Drüsen oder keilsförmige Bruchstücke bildend. Vom Mittelpunkt der einfachen oder der centralen Schichte der zusammengesetzten Blasen geht die Incrustation der ganzen Gebilde mit phosphorsaurem und kohlensaurem Kalk aus.

Den Schluß dieser Abhandlung bildet eine übersichtliche Zusammenstellung der Thatsachen und der durch sie verbürgten Folgerungen bezüglich der Cystenformation.

1) Die Cyste ist ihrer Organisation und Function nach ein in sich abgeschlossenes Hohlgebilde, mit einem bestimmten selbstständigen Element als Grundlage.

2) Sie besteht aus einer $\frac{1}{25}$ — $\frac{1}{10}$ Mill. Durchmesser haltenden Blase und einem auf verschiedenen Entwicklungsstadien befindlichem Stroma. Dazu kommt eine endogene Kern- oder Zellen-Production. Dieß ist der eine bestimmt markirte Haltspunkt in der Entwicklung, welcher eine vollkommene Analogie mit der Drüsenblase der Schilddrüse und Nebenniere bildet.

3) Die Entwicklung der Cyste durchläuft folgende Stadien: Elementarkörnchen, durch einfaches Wachsthum Kern werdend und dieser selbst wird, auf dieselbe Weise sich vergrößernd, zum Cystenbläschen.

4) Von außen wird die Cyste als strukturlose Blase durch ein mit ihr verschmelzendes Fasergewebe umlagert, während die Innenwand ein Epithelium auskleidet. Das Stroma der strukturlosen Blase bildet ein anänglich starres, strukturloses Blastem, oder eine Masse von einfachen oder geschwänzten Zellen, welche sich bandartig um die Cysten herum-

schlagen, besonders deutlich bey den carcinomatösen Aftergebilden.

5) Diese Gewebsanordnung, durch das Vorhandenseyn junger Cysten bedingt, wird unter dem allgemeinen Titel: alveolarer Gewebstypus, als eine Formation betrachtet, welche durchaus nicht einem speziellen Aftergebilde eigenthümlich ist.

6) Der primitive Zustand der Cyste und ihre Entwicklung steht in vollkommener Uebereinstimmung mit der einfachen Drüsenblase, z. B. der Schilddrüse, selbst auch in Beziehung auf die Hemmungen und Involutionen, welche hier anomaler Weise auftreten.

7) Die Entstehung der Cysten ist eine vereinzelte oder massenhafte. Die Multiplication der Cysten wird durch das Auftreten neuer Cysten in der faserigen Wand einer Muttercyste, oder durch endogene Bildung aus dem flüssigen Inhalt der letzteren bedingt.

8) Bey gleicher Form ist die Function der Cysten nicht überall gleich, sondern verschieden, wie sich z. B. aus der Beschaffenheit der in ihr unter Vermittelung der Excrescenzen gebildeten Gewebselemente schließen läßt, welche bald normaler bald pathologischer Natur sind.

9) Die Cysten sind theils perennirende, theils dehisirende, welche letztere sofort ihren schleimartigen colloiden Inhalt in die Umgebung entleeren.

10) Auf der Innenfläche der Cysten entstehen einfache kolben- oder dendritenartige Excrescenzen, Hohlgebilde, aus einer hyalinen, strukturlosen, kernhaltigen Membran gebildet, welche vereinzelt oder aggregirt aus feinen Rizen oder größeren Lücken in der innersten oder einer tieferen Schichte der Cystenwand hervorkleimen, oder das innere strukturlose Stratum der Cystenwand blasig heben, und schließlich durchbrechen, oder auf kleinen Cysten bloß das Epithelium emporheben.

11) Der Inhalt der Excrescenzen ist eine eiyweißhaltige Flüssigkeit, welche zugleich auch das Material zur Entwicklung von Parenchymmassen abgibt. Anhäufung der letzteren buchtet sie zu schlauchartigen Säcken aus, die sich am freyen Ende öffnen; Umwandlung in Fasergewebe macht sie zu

fleischartigen, wuchernden Geschwülsten, oder (bey fibroider Beschaffenheit) zu schrumpfenden Massen.

12) Schließliche Umgestaltung in ein faseriges Stroma zur Bildung von Maschenräumen oder Alveolen, welche die Parenchymmassen einschließen.

13) Ihr Vorkommen ist auf seröse, Synovial- und Schleimhäute ausgedehnt, wo sie immer gegen die Hohlräume herein wachsen.

14) Ihre Aufgabe ist eine Keimstätte für bestimmte Texturlemente zu bilden.

15) Sie vermitteln bald die Entstehung einer gutartigen, bald die einer bösartigen Neubildung.

16) Eine wesentlich, den Inhalt der jungen Cyste betreffende Anomalie führt nicht selten zu einer sehr frühzeitigen Verkümmernng, Involution.

In dem Inhalte findet man nämlich: zarte, theils kernhaltige, theils kernlose, einmal mit röthlichem, ein anderemal mit wasserhellem Inhalte gefüllte Blasen. Ihre Größen variiren von den kleinsten Durchmesser bis zu dem von $\frac{1}{2}$ Mill. Solche Gebilde finden sich in den verschiedensten normalen und pathologischen Flüssigkeiten. Jene verschieden gefärbten Inhaltsmassen kommen aber auch frey vor, und sind dadurch der Untersuchung zugänglich, bey welcher sich zeigt, daß der Uebergang von der einen in die andere durch eine Dichtigkeitsabnahme bedingt ist, welche zunächst die Entstehung der röthlich schimmernden Modification hervorruft. Nimmt dagegen der Dichtigkeitsgrad der farblosen Masse zu, so wird sie durch Essigsäure coagulirbar, und ihre Umwandlung in Colloidmasse bereitet sich weiter vor, welcher nicht selten eine Fettbildung vorausgeht.

Die Anomalien in der Entwicklung junger Cysten sind nun folgende:

- a) Auslösung mit oder ohne vorausgegangene Dehisenz, mit oder ohne Umsatz des Cysteninhaltes in Fett.
- b) Mangel der Fixirung einer jungen Cyste in der primären, oder der von außen an die strukturlose Blase herantretenden Formelemente trägt die Schuld jener Rückbildung.
- c) Endogene Entwicklung secundärer, tertiärer Blasen, welche zu einer das weitere Wachsthum hemmenden Schichtbildung Veranlassung gibt.

d) Die colloide Umwandlung des Cysteninhaltes, welche zu einer völligen Zerstörung der Cystenwand führen kann. Dieser Vorgang beschränkt sich nicht bloß auf den Cysteninhalt, sondern auch auf den des Kernes und Kernkörperchens, selbst da, wo keine eigentliche Cystenbildung eingetreten war, sondern nur eine anomale Aufblähung des Kernes statt gehabt hatte (von dem Verf. in dem blennorrhöischen Sekret der Magenschleimhaut, in einem atrophirten Opticus, in dem graulichen, das Rückenmark der medulla spinalis stellenweise vertretenden, Blastem gefunden).

e) Incrustation der Cyste und ihrer Grundlage (Kern, Elementarkörperchen) mit phosphorsäurem und kohlensäurem Kalk, welche die einfachen sowohl als zusammengesetzten Cysten treffen kann. Die inkrustrirten Gebilde können demgemäß die verschiedensten Größen zeigen (von $\frac{1}{5}$ Mill. — $\frac{1}{20}$ Mill. — 1 Mill. Durchmesser).

Nach all' dem berichtet der Verf. seine frühern Ansichten dahin, „daß an die Stelle der Zelle als Grundlage der Cyste der Kern tritt, welcher selbst sich aus einem Elementarkörperchen durch Intussusceptions-Wachsthum entwickelt;“ hieby wird die frühere Behauptung einer selbstständigen Textur-Entwicklung in der strukturlosen Cystenwand zurückgenommen.

C. Botanische Abhandlungen.

I. F. Unger, über die Aufnahme von Farbestoffen bey Pflanzen (S. 75 — 82 Tab. 5). — Der Verf. hat, angeregt durch eine Mittheilung der Pariser Akademie, den Versuch gemacht, mit dem rothen Saft der Kermesbeere (*Phytolacca decandra*) weißblüthige Hyacinthen zu färben. Der erste Versuch, der mit dem aus den Beeren unmittelbar zuvor ausgezogenen Saft gemacht wurde, hatte keine Färbung zur Folge; hingegen gaben spätere Versuche mit einem in saure Gährung übergehenden (sauer reagirenden) Saft derselben Frucht

günstigere Resultate. Der Saft wurde in Portionen zu ungefähr 3 Unzen in $\frac{2}{3}$ wässriger Verdünnung in einem flachen Gefäße (Tränker, Untersatz), in welches der Topf gestellt wurde, der Pflanze verabreicht; an jedem der ersten 3 Tage, wurde die doppelte Portion aus dem Tränker aufgesogen. Im Ganzen bekam der Topf 5 Unzen von dem Saft. Schon am zweyten Tage (25. Febr.) zeigte sich das Perigonium schwach gefärbt, und diese Färbung nahm in den nächstfolgenden Tagen dergestalt zu, daß am 28. Febr., also am vierten Tage, sich der Grund der Laubblätter, mehr aber noch die Röhre und Lappen des Perigons und zwar jeder in der Gegend des Mittelnerven, in Form von 6 rothen Streifen colorirt zeigte. Bis dahin blieb die Pflanze gesund. Später veränderte sich die Farbe ins Braunrothe, und die Pflanze welkte. Am 4. März wurde die Pflanze aus der Erde genommen. Ein Theil der Zwiebel war durch Fäulniß zerstört und ihre Häute, außen an der faulen Stelle, durch rothe Längsstreifen gefärbt. Die Färbung beschränkte sich auf die Nähe der Gefäßbündel.

Die mikroskopische Untersuchung wies nach, daß sowohl im Blütenstielen als in den Perigonialblättern das parenchymatische Zellgewebe ungefärbt geblieben, die Gefäßbündel aber mit Farbestoff erfüllt waren, mit Ausnahme der Spiralgefäße selbst, die nach wie vor Luft enthielten. Die diese zunächst umgebenden Holzzellen, desgleichen auch benachbartes Parenchym war mit rother Flüssigkeit erfüllt; etwas später nahmen die Vasa propria diese auf. Auch an dem Schaft, den Blättern und den Zwiebelschuppen stellte sich dieses Verhältniß dar. Hingegen blieben die am tiefsten gelegenen Organe, die Faserwurzeln, ganz frey vom Farbestoff. Je weiter nach oben gelegen, desto reicher war ihr Gehalt daran.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. November.

Nro. 80.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie
der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Die Folgerungen, welche der scharfsinnige Verf. an diese Beobachtungen knüpft, sind folgende.

„Da im vorliegenden Falle der Farbestoff nothwendig durch die Wurzeln aufgenommen, durch dieselben dem Zwiebelkuchen und den nach ihm aufwärts entspringenden Organen mitgetheilt werden mußte, so ist ersichtlich, daß mit der Aufnahme zugleich eine Weiterbeförderung verbunden war, denn nur auf diese Weise ist das Freywerden der Aufnahmeorgane und die Anhäufung des Farbestoffes in den obern peripherischen Theilen der Pflanze zu erklären. — Daß jedoch diese Weiterbeförderung des Farbestoffes keineswegs auf eine physikalische, sondern vielmehr auf eine organische Weise stattfand, zeigt die Beschaffenheit der Elementarorgane, die sich bey diesem Proceße beteiligten. Nicht die Spiralgefäße, sondern die in der Leitung der Zellflüssigkeiten am thätigsten eingreifenden Organe, die die Gefäße begleitenden Holzzellen sind es, welche sich als fördernde und leitende Theile am meisten bethätigen. Der rothe Farbestoff, durch die Zellen der Wurzelspitzen aufgenommen, wurde in Folge der Endosmose und Exosmose von Zelle zu Zelle weiter befördert, bis derselbe an der Peripherie der Achse und seiner Anhangsorgane angelangt, sich hier nothwendig ansammeln und so diese Theile färben mußte. Wir haben in diesem Falle also einen organischen Proceß vor uns, und zwar einen Proceß, welcher

von dem Proceße der Assimilation in so ferne nicht durchaus zu trennen ist, als eine reine Durchlassung des Farbestoffes durch die Zellmembrane ohne theilweise Zersetzung oder chemische Umänderung nicht wohl denkbar ist. In wie fern ein Theil des Farbestoffes hiebey in der That verändert und hiebey dadurch für das Auge ununterscheidbar gemacht wurde, läßt sich um so eher vermuthen, da selbst stickstoffreye Farbestoffe, welche eine ganz indifferente Natur besitzen, schon durch die geringsten chemischen Eingriffe modificirt und der Eigenschaft ihrer Farbe beraubt werden. Daß solche theilweise Zersetzung des Farbestoffes der Kermesbeere, die wir mit gutem Fug für einen nicht stickstoffhaltigen, ziemlich indifferenten Körper annehmen können, auf seinem Wege durch die Zellen erfolgt seyn möge, läßt allerdings der Zustand mancher Zellen, die auf dieser Durchgangsbahn lagen, vermuthen. Untersucht man nämlich einen Gefäßbündel am Grunde der Blätter, deren Spitzen reichlich mit Farbestoff versehen sind, so bieten seine Zellen einen ganz eigenthümlichen Zustand dar. Die Holzzellen, stets nur von Saft erfüllt, zeigen, mit Ausnahme der noch vorhandenen Zellporen, nur wasserhellen, flüssigen Inhalt, ohngeachtet derselbe kurz vorher noch gefärbt seyn mußte. Aehnlich verhält sich die Sache in den anstossenden Parenchymzellen, welche nebst den Zellkernen auch Chlorophyll enthalten. Während jedoch im normalen Zustande der Pflanze die kleinen Chlorophyllbläschen an der Innenseite der Zellwand nach allen Richtungen gleichmäßig vertheilt sind, steht man sie durchaus am Grunde der Zellen angesammelt, und somit von ihrem natürlichen Standort entfernt. Noch mehr, auch die Zellkerne haben ein ganz verändertes Aus-

Gewächse, geleast worden. Mit Recht, wie es uns scheint, begreift Hr. Fenzl, nach Endlicher's Vorgang, die Cyrtandraceae als eine Abtheilung der Gesneraceen, mit denen sie offenbar näher verwandt sind, als mit den Bignoniaceen, welchen sie De Candolle angeschlossen hatte. Die Gesneraceae legitimae dürften sich selbst durch die Anwesenheit von Albumen im Samen von den Cyrtandraceen nicht trennen lassen, da mehrere der letztern ebenfalls Eyweiß, wenn schon minder reichlich, besitzen; und beyde Gruppen rücken sich um so näher, als ihre wesentlichsten Eigenthümlichkeiten auf dem Fruchtbau und insbesondere der Placentation beruhen. Die beyden natürlichen Gruppen vertheilen sich nach den gegenwärtigen Erfahrungen mit Ausschließlichkeit nach den beyden Erdhälften, so daß die eigentlichen Gesneraceen der neuen Welt angehören. *Picria fel terrae* Lour. aus Cochinchina, welche auch zu den Cyrtandraceis gerechnet worden, dürfte eher unter die Scrofularineae zu bringen seyn.

VI. Fenzl, *Nova quaedam genera et species plantarum vascularium*. (S. 253 — 264, Tab. 30). — Hier werden zwey neue Gattungen: *Mormolyca* aus der natürlichen Ordnung der Orchideen, und *Neilreichia*, aus jener der Compositae, und drey neue Arten: *Notylia Hügelii*, eine Orchidee aus Mexico; *Pilea hyalina*, eine Urticacea aus Brasilien und Peru, und *Rhagodia Eschscholtziana* aus den Sandwichs-Inseln (Owahu) aufgestellt. Die beyden neuen Gattungen sind durch analytische Tafeln von jener Ausführlichkeit und Specialität erläutert, wie sie der gegenwärtige Stand der systematischen Botanik mehr und mehr, und zumal rücksichtlich der genannten Ordnung erheischt.

Schon Linné hat ausgesprochen, die Schwierigkeit einer guten Gattungs-Charakteristik sey um so größer, je natürlicher die Ordnung, wozu die Pflanzen gehören. Dieser Anspruch bewährt sich uns täglich, wenn es gilt, die zahllosen Entdeckungen an Orchideen und Compositis, die von allen Weltgegenden in die botanischen Gärten und die Herbarien zufließen, nach wissenschaftlichen Prinzipien zu classificiren.

Der Grundtypus, nach dem die Orchisblüthe von der Natur aufgestellt worden, ist einfach und leicht auf jenen der Monocotylen-Blüthe zurückzuführen. Dabey aber arbeitet die Schöpfung hier mit so minutiöser Manchfaltigkeit, sie gefällt sich so sehr in wunderbaren Variationen einseitiger Raum-entfaltung oder Beschränkung, gleichsam in einer lebendigen Filigran-Arbeit, daß der Systematiker für das Bedürfniß der Gegenwart auf Formen und Bildungsverhältnisse Rücksicht nehmen muß, dergleichen sonst nicht oder nur sehr beschränkt in Betracht kommen. So ist es geschehen, daß wir zur Stunde die, allerdings beträchtliche Zahl, von bekannten Orchideen (wohl über 2000 Arten) in mehr als 300 Gattungen getheilt sehen, während Linné in seinem *Systema Naturae* v. 1740 nur neun Gattungen kennt. In der großen Zahl jener Gattungen nun, welche die neuere Systematik aufgestellt, und da die Orchideen Lieblingszierblumen in unsern Treibhäusern geworden, auch dem größeren Publikum bekannt gegeben hat, halten einige, verhältnißmäßig wenige Gattungen in der Tracht und in der Blüthengestalt an bestimmten, deutlich in die Sinne fallenden, darum auch systematisch leicht zu merkenden Verhältnissen fest, und sie mag man gleichsam als natürliche Gattungen (*genera naturalia*) bezeichnen. Die meisten von diesen sind auch durch eine größere Zahl von Arten bemerklich. Um und zwischen solche Hauptgattungen gruppiren sich aber zahlreiche andere, neuerlich aufgestellte, in denen gleichsam Variationen zum Thema, oft bizarre Modulationen laut werden. Solche Bildungen in ein systematisch richtiges Verhältniß zu jenen zu bringen, und alle Unterscheidungsmerkmale mit treffender, unwandelbarer Schärfe zu bezeichnen, wird für den Systematiker oft zur mühsollsten Aufgabe. Der Forscher genügt sich selbst und der Wissenschaft nur dann, wenn er seine Untersuchung und Darstellung auch auf das scheinbar unbedeutendste Verhältniß ausdehnt. Aus der Totalität nämlich aller Merkmale wird im Verlaufe künftiger Forschungen allmählig das Wesentlichste und systematisch-Bedeutendste immer mehr an's Licht und in den Vordergrund treten. Spätere Forscher werden dann aus solchen Thatsachen den ariadnischen Faden durch das Labyrinth der Formen aufzugreifen und zu ver-

folgen Gelegenheit haben, wo sie solche, nach alle Seiten hin gerichtete Beobachtungen benützen können.

Unter solchen Umständen ist die Genauigkeit anzuerkennen, mit welcher Hr. Fenzl hier das Einzelnste hervorhebt, indem er zugleich vergleichende Blicke auf Verwandtes wirft. Rückfichtlich der hier abgehandelten Orchidee (*Mormolyca lineolata*) macht er selbst geltend, daß sie vielleicht als eine Abtheilung der Gattung *Maxillaria* aufgefaßt werden könnte.

Die eben erwähnten systematischen Schwierigkeiten treten noch mehr hervor in der so überaus reichen, natürlichen Ordnung der Korbblüthen, in welcher bereits über achthundert und fünfzig Gattungen verzeichnet sind. Während hier die Natur in der Blütenbildung rücksichtlich Gestalt und Stellung der Theile (morphologisch und geometrisch) einen einzigen Typus hartnäckig behauptet, wandelt sie die Tracht und die Modalitäten der Inflorescenz in einer erstaunenswürdigen Mannichfaltigkeit ab, und spottet der beyden Geistesstärkigkeiten, welche bey systematischen Arbeiten am meisten beschäftigt sind: der unterordnenden, gliedernden Logik und der Combination der Phantasie. Wer die großen Schwierigkeiten der Systematik auf dem Gebiete der *Compositae* kennt, wird die Aeußerung des genialen und fleißigen De Candolle sen. natürlich finden: „hätte ich noch einmal so viele *Compositae*-Arten für den Prodrömus zu bearbeiten vorgefunden, als ich effective vor mir hatte, so würde ich, an meiner Kraft verzweifelnd, nicht bloß ihnen, sondern der ganzen botanischen Systematik für immer den Rücken zugekehrt haben.“ Aber mit einer Bearbeitung, wie sie Fenzl hier von *Neilreichia* liefert, wäre derselbe Autor sicherlich zufrieden gewesen und hätten ihm ähnliche Materialien über viele Gattungen vorgelegen, so würde er seine eigenen systematischen Aufstellungen auf dauerndere Fundamente gegründet haben, als geschehen ist.

Von *Pilea hyalina*, welche Hr. Fenzl ausführlich beschreibt, bemerkt er, daß sich das zarte, im Schatten tropischer Wälder wachsende Pflänzchen

wegen der Durchsichtigkeit seines Stengels zu physiologischen Untersuchungen und Experimenten über Saftbewegung eigne. Er hätte die Gattung *Pilea* auch für die Erscheinung der plötzlichen Ausstreckung der Staubfäden und der unter blattartiger Ausfaltung der Anthera geschehenden Pollenausstreung empfehlen können. Wenn der Verf. übrigens die Frucht von *Pilea* (eine *Nucula*), eben so wie jene der *Neilreichia* ein *Achenium* nennt, so begründet er auch seinerseits die neuerlichst oft, zumal von Schleiden, ausgesprochene Nothwendigkeit, eine gleichförmige Terminologie einzuführen. Diese, und eine scharfe, von jeder Pflanzenart abgeschriebene Diagnostik: *est in votis*.

VII. Unger, die Pflanzenreste im Salzstode von Wieliczka (S. 311 — 322 Tab. 35). — Es gibt viele Salzlager, in denen sich keine Spur von organischen Ueberresten vorfindet. Davon ist das Steinsalzlager von Wieliczka ausgenommen, denn in demselben kommen sowohl im grauen Salzhöhle als im festen krystallinischen graulichen oder wasserhellen Steinsalze an gewissen Stellen mehr oder minder bedeutende Anhäufungen sowohl vegetabilischer als thierischer Ueberreste vor, beyde auf eine Weise erhalten, daß ihre Bestimmung häufig recht gut möglich ist. Insbesondere ist man kürzlich in der Spizalsalzaufdeckung der Kammer *Gröna* auf ein Lager gestoßen, wo sich in Begleitung von Conchylien, zahlreichen Foraminiferen, Cytherinen und einer Koralle, der *Cyathina salinaria*, Trümmer von Holz, Zapfen von Nadelhölzern, Früchte einiger *Cupuliferen* und *Juglandeen* u. s. w. vorfanden.

Was die Pflanzenreste anbetrifft, so sind dieselben sämmtlich dunkelbraun gefärbt, vom Aussehen der Braunkohle, fest und namentlich das Holz im Gefüge so gut erhalten, daß man die einzelnen Gefäße und Zellen, aus denen es zusammengesetzt ist, mikroskopisch recht wohl zu erkennen vermag. Die meisten Früchte und Zapfen besitzen eine gut erhaltene Außenseite und sind wenig gequetscht; die Holztrümmer, theils Stamm-, theils Aststücke, haben scharfe Bruchkanten, letztere nicht selten noch ihre Rindenbekleidung. Aus den Untersuchungen, die der

Verf. über die Beschaffenheit dieser vegetabilischen Ueberreste anstellte, drängte sich ihm mit Nothwendigkeit die Annahme auf, „daß die Wieliczkaer Pflanzenreste im frischen Zustande in eine mehr oder weniger saturirte Kochsalzbildung geriethen und sich erst dort in Braunkohle verwandelten.“

Im Ganzen hat der Verf. 15 Pflanzenarten unter-

schieden, 10 derselben sind auf Früchte mit Einschluß der Zapfen begründet. Unter den Hölzern ist am häufigsten Fegonium, das dem Buchenholz ziemlich ähnlich ist. Von der Flora des Salzstockes hat der Verf. folgende Tabelle gegeben, wobey zu bemerken, daß die Arten, hinter denen kein Autor angeführt ist, von ihm selbst aufgestellt sind.

Namen.	Vorkommen	
	in Wieliczka.	in andern Localitäten.
<i>Coniferae</i>		
<i>Pinites salinarum</i> Partsch	häufig	
<i>Peuce silesiaca</i>	selten	
<i>Steinhauera subglobosa</i> Sternb.	nicht selten	
<i>Taxoxylum Goepperti</i>	ein kleines Stück	
<i>Betulaceae.</i>		
<i>Betulinium parisiense</i>	häufig, mit Rinde	
<i>Cupuliferae.</i>		
<i>Quercus limnophila</i>	in wenigen Exemplaren	
— <i>glans Saturni</i>	„ „ „	
<i>Castanea compressa</i>	„ „ „	
— <i>salinarum</i>	„ „ „	
<i>Fegonium salinarum</i>	das vorherrschende Holz	
— <i>vasculosum</i>	seltnr	
<i>Juglandaeae.</i>		
<i>Juglans ventricosa</i> Brong.	nicht selten	
— <i>salinarum</i>	selten	
— <i>costata</i>	nicht selten	
<i>Papilionaceae.</i>		
<i>Cassia grandis</i>	selten	

Vorstehendes Verzeichniß ergibt, daß wir es hier mit einer Flora der Tertiärzeit zu thun haben. Wenn auch ein Theil der Arten bisher anderwärts noch nicht aufgefunden wurde, so ist doch die Hälfte derselben ebenfalls andern Localitäten eigen, und diese erweisen sich durchaus als mitteltertiär. Es muß also das Salzlager zu Wieliczka, das diese Reste einschließt und, wie nachgewiesen, gleichzeitig

mit dieser Vegetation entstanden war, von demselben Alter seyn. Ref. tritt dieser Schlussfolgerung vollständig bey, und will nur noch bemerkl. machen, daß die hier geschilderten Verhältnisse wohl ausreichend seyn dürften, um der Annahme eines auf feurigem Wege vermittelten Ursprunges des Steinsalzes allen Halt zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. November.

Nro. 82.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie
der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

D. Mineralogisch-chemische Abhandlungen.

I. A. Schrötter, über einen neuen allotropischen Zustand des Phosphors (S. 1—12). — Es war bisher eine ziemlich allgemeine Ansicht, daß die rothe Farbe, welche der Phosphor unter dem Zutritte des Lichtes annimmt, von einer Drydation desselben herrühre. Der Verfasser unternahm einige Versuche, welche darüber Aufschluß geben konnten, indem er Phosphor in Atmosphären von Kohlensäure, Wasserstoffgas und Stickgas brachte und dem Lichte aussetzte, und es zeigte sich, daß derselbe in diesen drey Gasen ebenfalls in die rothe Substanz verwandelt wurde. Dieselbe Veränderung konnte durch geeignetes anhaltendes Erhitzen hervor gebracht werden, wenn der Phosphor gegen 48—60 Stunden in einer Temperatur von 240—250° C. erhalten wurde. Dabey ist der Druck der umgebenden Atmosphäre von Einfluß, und bey einem Drucke der nur etwa $\frac{1}{8}$ des gewöhnlichen betrug, konnte die rothe Modification nicht hervorgebracht werden. Sämmtliche Versuche erwiesen, daß keine Verbindung mit irgend einem Stoffe die Ursache des Rothwerdens ist, und der Verf. hält die Veränderung für eine Allotropie, für das Resultat des Ueberganges in den amorphen Zustand.

Es wäre billig gewesen, neben andern betreffenden zahlreichen Citaten auch der Abhandlung von Fuchs über den Amorphismus Erwähnung zu thun,

da diese gewiß auf den Gang und die Richtung der vorliegenden Untersuchung von besonderem Einfluße war. —

Um den amorphen Phosphor zu isoliren, bediente sich der Verf. des Kohlenstoffd, welches den gewöhnlichen Phosphor sehr leicht auflöst, aber nicht die rothe Modification. Der amorphe Phosphor bleibt an der Luft vollkommen unverändert, ist im Kohlenstoffd, Alkohol, Aether, Naphtal x. unlöslich, kann aber aus Auflösungen nicht wieder amorph sich ausscheidend erhalten werden. Er verbrennt erst bey einer Temperatur, welche an 260° C. beträgt und zugleich diejenige ist, bey welcher er in gewöhnlichen Phosphor übergeht. — Im Finstern leuchtet er bey gewöhnlicher Temperatur gar nicht und beginnt bey dem Erhitzen erst schwach zu leuchten, wenn er auf dem Punkte ist, sich zu entzünden. In Chlorgas bildet er ohne alle Lichterscheinung Phosphorchlorür und dann Phosphorchlorid, nur unter Erhitzung tritt bey Einwirkung des Chlors die Lichterscheinung ein, die Temperatur ist aber dann so hoch, daß der Uebergang in den gewöhnlichen Phosphor stattfindet. Der Verf. vergleicht diese Erscheinung mit der gewisser amorpher Dryde, wenn sie in den krystallisirten Zustand übergehen, es ist aber zu berücksichtigen, daß hier eine Verbindung hervorgebracht wird. — Die zahlreichen Versuche über das Verhalten zu andern Substanzen ergeben das Resultat, daß der amorphe Phosphor

- 1) im Ganzen weit indifferenter als der gewöhnliche Phosphor auftritt,
 - 2) daß er als solcher unlöslich ist,
 - 3) daß ihm als solchem die Fähigkeit, sich mit
- XXXIII. 82

andern Körpern unter Lichtentwicklung zu verbinden, in weit geringerem Grade zukommt als dem gewöhnlichen Phosphor,

4) daß er sehr vielen Sauerstoffverbindungen sowohl beim Erwärmen als auch schon beim Zusammenreiben oder durch einen Stoß unter Feuer-Erscheinung den Sauerstoff entzieht.

Von praktischem Interesse dürfte das zuletzt angegebene Verhalten gegen einige Dryde, vorzüglich gegen das Mennig seyn, indem der Phosphor dadurch mit größtem Vortheil zum Verfertigen sowohl von Streichzündhölzchen als von Zündern für Gewehre und Geschütze gebraucht werden kann. Hieby wären alle bisherigen Mängel der Zündpräparate dieser Art, wie Anziehen von Feuchtigkeit, schädlicher Einfluß auf die Gesundheit der Arbeiter, Gefahr beim Transport zc. wegen der Indifferenz des rothen Phosphor gänzlich beseitigt. Dazu müßte übrigens noch ein zweckmäßiges Verfahren zur Darstellung im Großen erst ausgemittelt werden. — Die Abhandlung enthält interessante Resultate; daß aber dadurch der Amorphismus des rothen Phosphors dargethan sey, möchte Ref. bezweifeln, denn der Charakter der chemischen Indifferenz kommt weit mehr den Krystallen zu als den amorphen Substanzen und da wir wissen, daß die Temperatur von besonderem Einflusse auf die Krystallisation ist, so wäre zu wünschen, daß der Verfasser bey der Fortsetzung seiner Arbeiten über diesen Gegenstand auch die Möglichkeit berücksichtige, daß ein Dimorphismus die Verschiedenheit des rothen und des gewöhnlichen Phosphors begründen könne.

II. W. Haidinger, über den Dutenkalk (S. 181—193). — Nach einer vorausgeschickten sehr werthvollen Zusammenstellung der Literatur des Gegenstandes mit Beygabe eines Profils über das Vorkommen des Nagelkalks von Degerloch zc., geht der Verf. zur Erklärung der Bildung dieser eigenthümlichen Kalkspathkegel über und nimmt folgenden Vorgang an:

1) Das schichtenweise gebildete sedimentäre Gestein wird von Gebirgsfeuchtigkeit durchzogen, die in einem zwischen zwey Schichten vorhandenen Raum eine Lage von pulverigem, kohlen-sauerem Kalk absetzt. Die Feuchtigkeit bringt zu gewissen Punkten

aus der untern Schichte heraus, welche später den Mittelpunkt der Basis der Düten oder Regel ausmachen.

2) Es wird das Kalkpulver als Material zu einer dünnen, ziemlich gleichförmigen Lage von Kalkspath abgesetzt, nur da nicht oder doch dünner, wo der Ausfluß von unten entgegenspannt.

3) Eine zweyte dünne Schichte, unter der ersten gebildet, läßt einen etwas größern Raum um den eintretenden Strom der Gebirgsfeuchtigkeit frey, die nächste tritt an den Rändern noch mehr zurück.

4) Fortwährend wird kohlen-saurer Kalk aus der Gebirgsfeuchtigkeit gefällt, und eben dieses Pulver wird in die kegelförmige Dutenöffnung eingepreßt.

5) Das Pulver erhält nach und nach eine größere Festigkeit, schließt zu Fasern, endlich zu Krystallindividuen zusammen, aus welchen man die festen Dutenkalk-Varietäten gebildet antrifft.

Ref. gesteht, daß ihm diese Bildungstheorie unverständlich sey. Wenn sich auch um die Ausflusspunkte unter günstigen Umständen Wulste von kohlen-sauerem Kalk bilden können, so ist eine Bildung der fraglichen Regel in dieser Art ohne Wahrscheinlichkeit. Die Theorie bezieht sich übrigens nur auf jene Regel, welche die Spitze nach oben gerichtet haben, nun kommen aber auch dergleichen vor, wie der Verf. selbst anführt, welche die Spitze nach unten haben und zwar zugleich mit jenen. Natürlich müßte für diese wieder eine andere Erklärung gesucht werden, und somit ist die Aufgabe noch als ungelöst anzusehen. Wenn der Verf. sagt: „die erste Ablagerung (des kohlen-sauerem Kalks) geschah in Pulverform, sodann ordnete sich faserige Struktur, endlich trat die Krystallisation ein und mit ihr die größere Festigkeit der Masse“, so ist nicht klar, was hier mit Krystallisation gemeint sey, denn bisher hat man keine Ursache gehabt, die Struktur des sogenannten Faserkalks für eine amorphe Bildung zu halten.

III. W. Haidinger, über eine neue Varietät von Amethyß (S. 195—200, Tab. 12). — Es sind davon einzelne Krystalle auf den Aefern am Manharttsberge bey Meißau ge-

funden worden. Platten, rechtwinklig zur Hauptaxe, geschnitten, zeigen im gewöhnlichen und polarisirten Lichte mancherley Modificationen jener schönsten eigenthümlichen Farbenercheinungen, welche von den Verwachsungen rechter und linker Quarzkrystall-Individuen, namentlich bey dem Amethyst bekannt sind. Die Erscheinungen sind durch Abbildungen erläutert.

v. Kobell.

E. Mathematische und physikalische Abhandlungen.

I. C. Kreil, über den Einfluß der Alpen auf die Aeußerungen der magnetischen Erdkraft (S. 265—310). — Im Jahre 1836 hat Kreil in Mailand angefangen die magnetische Kraft der Erde durch Beobachtung zu erforschen, und dieses Unternehmen hat er nun fünfzehn Jahre hindurch mit ausdauerndem Fleiße und immer gleicher Thätigkeit fortgesetzt. In den letzten Jahren gingen seine Bemühungen vorzugsweise dahin, die Richtung und Kraft des Erdmagnetismus an verschiedenen Punkten der weit ausgebreiteten österreichischen Monarchie zu bestimmen, um hiedurch eine Grundlage zu gewinnen zur Ermittlung der Gesetze, nach welchen jene Kraft an der Erdoberfläche vertheilt ist. *) Als erstes Ergebnis dieser Arbeit hat er in der vorliegenden Abhandlung den Einfluß entwickelt und dargestellt, den die Alpen auf die Stärke und Richtung des Erdmagnetismus ausüben.

Zu diesem Zwecke reducirt er die an 154 Orten **) beobachteten Declinationen, Inclinationen

*) Die Beobachtungsergebnisse sind in folgenden Schriften veröffentlicht worden: Magnetische und geographische Ortsbestimmungen in Böhmen 1843—45. Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate, ausgeführt von C. Kreil, erster Jahrgang 1846 (Oesterreich ob der Enns, Tirol und Vorarlberg, Lombardie); zweyter Jahrgang 1847 (Oesterreich unter der Enns, Steiermark, Kärnthen, Krain, das Venetianische Königreich, Istrien, Dalmatien); dritter Jahrgang 1848 (Mähren, Schlesien, das nördliche Ungarn, Siebenbürgen, Galicien).

**) Von diesen Orten kommen einige wiederholt vor.

und Intensitäten auf eine bestimmte Epoche, und vergleicht sie mit der „allgemeinen Theorie des Erdmagnetismus“ von Gauß. Um die Abweichung der Beobachtung von der Theorie festzustellen, werden dann sämmtliche Beobachtungspunkte in Zonen (nach der geographischen Breite) und die Zonen wieder in Gruppen (nach der geographischen Länge) abgetheilt, und für jede Gruppe nach der Methode der kleinsten Quadrate die Correction eines angenommenen Normalpunktes und die Aenderung für einen Grad der Länge und einen Grad der Breite berechnet. Während nun der Theorie zufolge die Zu- oder Abnahme der magnetischen Constanten von einem Grade zum andern eine ziemlich regelmäßige Progression bilden sollte, zeigt die Beobachtung bald eine raschere, bald eine langsamere Aenderung an. Hieraus ergibt sich von selbst, in welchen Gegenden Störungsquellen zu suchen sind. Kreil bezeichnet mehrere Landstriche, in denen die magnetischen Linien unregelmäßige Einbeugungen zeigen, und er scheint überhaupt der Ansicht zu seyn, daß in Gebirgsgegenden, wo ehemals Vulkane thätig gewesen seyn mögen, ein störender Einfluß anzunehmen ist, speciell weist er aber dieses für die Alpenkette nach und zwar für die ganze Ausdehnung derselben, so weit das österreichische Gebiet sich erstreckt.

Dieses merkwürdige Resultat wird durch die von mir in den zwey letztverfloßenen Jahren auf bayerischem Gebiete ausgeführten magnetischen Bestimmungen bestätigt, jedoch würde es nöthig seyn, um meinen Beobachtungen zu genügen, den magnetischen Curven zum Theile eine etwas verschiedene Krümmung zu geben. Man wird sich hierüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß die ziemlich beträchtliche Krümmung der Linien aus einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Punkten abgeleitet werden mußte, daß ferner unter solchen Bedingungen jede locale Störung und jede zufällige Unge-

Den den Rechnungen selbst sind die wiederholten Bestimmungen zu einem einzigen Resultate vereinigt, ferner werden einzelne Punkte, welche nicht zweckmäßig benutzbar waren, weggelassen, so daß zuletzt 114 Stationen übrig bleiben.

nauigkeit der Beobachtung selbst, einen entschiedenen Einfluß auf das Resultat ausüben muß.

Die eben erwähnten Umstände sind dem Verfasser der Abhandlung selbst nicht entgangen, er sieht dem zufolge das bisher Erlangte nur als eine Grundlage künftiger specieller Untersuchung an. Hoffen wir, daß Kreil diesem für die Theorie des Erdmagnetismus höchst wichtigen Gegenstande seine fernere Aufmerksamkeit widmen, und daß er dabey von Seite der österreichischen Regierung die Unterstützung finden werde, die ein großes und nütliches Unternehmen verdient.

II. Marian Koller, über die Berechnung periodischer Naturerscheinungen (S. 54 — 74). — Hr. M. Koller, früher Vorstand der Sternwarte in Kremsmünster und rühmlichst bekannt durch seine astronomische Thätigkeit sowohl als durch seine erfolgreichen Bemühungen, den Wirkungskreis jener Anstalt in entsprechender Weise auf Meteorologie und Erdmagnetismus auszudehnen, hat hier eine Aufgabe entwickelt, die insbesondere in den letztgenannten Fächern vielfache Anwendung findet. Daß es zweckmäßig und nützlich ist, die täglichen und jährlichen Variationen der magnetischen Kraft, der Lufttemperatur, des Barometerstandes, der Feuchtigkeit u. s. w. durch Reihen von Sinussen und Cosinussen der Zeit darzustellen, wird heutzutage allgemein anerkannt. Der Zweck der vorliegenden Abhandlung geht zunächst dahin, eine klare Entwicklung des Rechnungsganges zu geben und die Resultate in praktischer Form darzustellen; und diesen Zweck hat der Hr. Verfasser vollständig erreicht. Dieser kurzen Anzeige will ich nur noch die Bemerkung beyfügen, daß außer der Arbeit von Bessel, welche der Hr. Verfasser anführt (Astronom. Nachr. Nr. 136), auch die Tabellen von Moser, die als Anhang zum zweyten Bande von Dove's Repertorium gedruckt sind, hätten erwähnt werden können, in so ferne sie dazu dienen, die numerischen Rechnungen wesentlich zu erleichtern.

Lamont.

III. Adam Burg, über den geraden centralen Stoß zweyer fester Körper. (S. 38 — 41).

IV. Fr. Moth, Begründung eines eigenthümlichen Rechnungsmechanismus zur

Bestimmung der reellen Wurzeln der Gleichungen mit numerischen Coefficienten (S. 105 — 156).

V. Christian Doppler, Versuch einer auf rein mechanische Principien sich stützenden Erklärung der galvano-electrischen und magnetischen Polaritätsercheinungen (S. 157 — 176, Tab. 10, 11). — Es mag bey dem ersten Anblicke auffallend erscheinen, drey Abhandlungen zusammengestellt zu finden, die ihrem Inhalte nach ganz heterogen sind und selbst verschiedenen Disciplinen der exacten Wissenschaften angehören; da jedoch durch die Veröffentlichung derselben ein und derselbe Zweck beabsichtigt wird, nämlich Beiträge für die Fortschritte der Naturwissenschaften zu liefern, so mag es auch nicht unpassend seyn, diese Arbeiten in unmittelbarer Auseinanderfolge hier mitzutheilen.

Es ist hier nicht der Ort, auf nähere Besprechung dieser Arbeiten einzugehen, und zum Theile sind dieselben auch von solcher Beschaffenheit, daß weitläufige Betrachtungen dabey unvermeidlich wären; daher beschränken wir uns bey dieser Gelegenheit bloß darauf, den wesentlichen Inhalt der vorliegenden Gegenstände zu berühren, indem wir jene Arbeiten in der oben angegebenen Reihenfolge betrachten und mit dem Vortrage des Hrn. Burg beginnen.

Bekanntlich muß man, um die Geseze des Stoßes entwickeln zu können, annehmen, daß zwey während ihrer Bewegung zusammentreffende Körper eine gewisse, wenn auch noch so kurze Zeit nach dem Zusammentreffen vereinigt bleiben, gegenseitig ihre Form ändern, indem sie hiebey eine gemeinschaftliche Geschwindigkeit annehmen, und hierauf entweder mit dieser — gleichsam zu einer Masse vereinigt — sich fortbewegen, wenn sie unelastisch sind, oder im Falle sie theilweise oder vollkommen elastisch sind, ihre ursprüngliche Form wieder herzustellen suchen, indem sie ihre Geschwindigkeiten abermals verändern, und erst nach diesem Vorgange ihre Bewegung wieder beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. November.

Nro. 83.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.



Denkschriften der kaiserlichen Akademie
der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Es treten sohin beym Stöße zweyer Körper zwey Epochen ein, nämlich jene des Zusammentreffens und der Formänderung, dann jene der Herstellung der ursprünglichen Form. Am Ende der ersten Epoche haben beyde Körper gleiche Geschwindigkeit, und würden sich mit dieser gemeinschaftlich fortbewegen, wenn sie unelastisch wären; am Ende der zweyten aber hat jeder Körper eine eigene Geschwindigkeit erlangt, mit welcher sich derselbe, vom andern getrennt, fortbewegt, wenn die Körper theilweise oder vollkommen elastisch sind. Man hat daher auch, um die Geseze des Stoßes entwickeln zu können, diese beyden Vorgänge von einander getrennt zu betrachten, und von den Erscheinungen während der ersten Epoche auf die der zweyten überzugehen. Bey Auffuchung der Geseze des Stoßes betrachtet man daher zuerst unelastische Körper, und wendet sodann die hiefür erhaltenen Resultate auf den Stoß elastischer Körper an.

Um zu jenen Gesezen zu gelangen, wendet nun der Hr. Verfasser eine von den gewöhnlichen Methoden etwas verschiedene an, indem er beyläufig folgenden Weg einschlägt.

Sind m und m' die Massen zweyer homogener Kugeln, deren Mittelpunkte stets in einer Geraden mit den Geschwindigkeiten v und v' sich so fortbewegen, daß alle Punkte der Kugeln Gerade beschreiben, die mit ihrer Centrallinie parallel

sind und in gleichem Sinne liegen, und ist $v > v'$, während die Kugel mit der Masse m sich hinter jener mit der Masse m' bewegt, so wird im Augenblicke des Zusammentreffens beyder Kugeln von m gegen m' ein Stoß ausgeübt, der so lange andauert, bis die zweyte Kugel der ersten kein Hinderniß mehr darbietet.

Hat nun die Zusammendrückung eine unbestimmte Zeit t gedauert, denkt man sich ferner vom Augenblicke des Stoßes [$t=0$] bis zum Ende desselben [$t=t'$] eine Kraft p wirksam, so wird diese vom Beginne des Stoßes an bis zur Beendigung desselben abnehmen und daher in dem unendlich kleinen, dem Ende der ersten Epoche folgenden Zeittheil constant seyn. Wenn nun die Geschwindigkeiten der Kugeln m und m' innerhalb der Zeit t , während welcher der Stoß stattfindet, x und x' sind, so werden diese nach der Zeit $t+dt$ beziehungsweise in $x+dx$ und $x'+dx'$ übergehen, und es ist sohin

$$dx' = \frac{p}{m'} gdt \text{ und } dx = -\frac{p}{m} gdt,$$

wobey g die Beschleunigung der Schwere bedeutet.

Da aber p eine Function von t ist, so kann man setzen $p = \varphi(t)$, und man hat sodann, wenn man von $t=t_0=0$ bis $t=t'$ integrirt, da bey $t=0$, $x=v$ und $x'=v'$ wird,

$$x' = v' + \frac{g}{m'} [\varphi'(t') - \varphi'(t_0)]$$

und

$$x = v - \frac{g}{m} [\varphi'(t') - \varphi'(t_0)]$$

wenn $\int \varphi(t) dt = \varphi'(t)$ gesetzt wird.

Am Ende der ersten Epoche, bey $t = t'$ nämlich, ist aber $x = x' = u$ die Geschwindigkeit, mit welcher sich beyde Kugeln nach dem Stöße gemeinschaftlich fortbewegen, im Falle sie unelastisch sind; daher hat man

$$\alpha) \dots u = v' + \frac{g}{m'} [\varphi'(t') - \varphi'(t_0)] \text{ und}$$

$$\beta) \dots u = v - \frac{g}{m} [\varphi'(t') - \varphi'(t_0)]$$

Durch Vereinigung dieser beyden Gleichungen ergibt sich sohin

$$(1) \dots u = \frac{mv + m'v'}{m + m'}$$

Sind nun beyde Kugeln elastisch, jedoch nicht vollkommen, und drückt

$$np = n \varphi(t)$$

die Kraft aus, welche zur Herstellung der ursprünglichen Form während der zweyten Epoche wirksam ist, wobey t die unbestimmte Zeit ist, während welcher dieser Vorgang stattfindet, n aber eine zwischen 0 und 1 liegende Zahl bedeutet, die von der materiellen Beschaffenheit der Kugeln abhängig ist und durch Versuche bestimmt werden muß, ist ferner während der zweyten Epoche die Geschwindigkeit der Kugel $m = u'$, jene der Kugel $m' = u''$, also $u' < u$ und $u'' > u$, so wird

$$du'' = \frac{ng}{m'} \varphi(t) dt \text{ und } du' = -\frac{ng}{m} \varphi(t) dt$$

Hieraus ergibt sich sodann, wenn von $t = t_0 = 0$ [dem Anfange der 2. Epoche] bis $t = t'$ [dem Ende des Stoßes] integrirt wird, wenn man $\int \varphi(t) dt = \varphi'(t)$ setzt:

$$V' = u + \frac{ng}{m'} [\varphi'(t') - \varphi'(t_0)] \dots \dots (\alpha')$$

$$V = u - \frac{ng}{m} [\varphi'(t') - \varphi'(t_0)] \dots \dots (\beta')$$

und durch Zusammensetzung der Gleichungen α, β, α' und β' wird:

$$(2) \dots V' = (n+1)u - nv' \text{ und } V = (n+1)u - nv,$$

worin V und V' die Geschwindigkeiten der Kugeln m und m' nach dem Stöße sind und u aus (1) bekannt ist.

Für unelastische Körper ist $n = 0$, für vollkommen elastische ist $n = 1$, und für unvollkommen

elastische $n < 1$. Man kann sohin aus den Gleichungen (1) und (2) alle übrigen Folgen in Bezug auf die Quantität der Bewegung und der lebendigen Kraft vor und nach dem Stöße leicht ableiten. So findet man, daß für unvollkommen elastische Körper der Verlust an lebendiger Kraft nach dem Stöße

$$= \frac{(1 - n^2) m m' (v - v')^2}{m + m'}$$

ist, welcher Ausdruck bey $n = 0$ seinen größten, bey $n = 1$ aber seinen kleinsten Werth erreicht, nämlich für unelastische Körper

$$= \frac{m m' (v - v')^2}{m + m'}$$

für vollkommen elastische Körper aber gleich 0 ist.

Wenden wir uns nun zu den vom Hrn. Moth mitgetheilten Verfahungsarten, welche die genaue Berechnung von reellen Wurzeln einer numerischen Gleichung angeben. Von einer jeden numerischen Gleichung kann man bekanntlich die Wurzeln entweder unmittelbar durch die Coefficienten mittelst arithmetischer oder transcendenter Operationen berechnen, wenn die Gleichung selbst auf cubische oder quadratische zurückgeführt werden kann, oder man kann durch die bekannten Näherungsmethoden, wenn jenes nicht ausführbar ist, jede reelle Wurzel der Gleichung finden, im Falle von derselben zwey Grenzen bekannt sind, zwischen welchen dieselbe enthalten ist, vorausgesetzt, daß keine zweyte reelle Wurzel derselben Gleichung diese Größen als Grenzen hat.

Um nun mittelst einer Näherungsmethode jede reelle Wurzel einer vorliegenden Gleichung bis auf jeden beliebigen Grad der Näherung berechnen zu können, gibt der Hr. Verfasser mehrere Rechenmechanismen an, welche zur genauen und bequemen Berechnung eines Ausdruckes von der Form $X = Z_0 + Z_1 z + Z_2 z^2 + Z_3 z^3 + \dots$ dienen, worin Z_0, Z_1 &c. Coefficienten bedeuten, welche von den Coefficienten zweyer algebraischer Functionen von gleicher Form abhängig sind.

Zu dem Ende zeigt derselbe zuerst die Rechnungsmechanismen, welche man zur Bestimmung einer Potenz, dann jene, die man zur Auffuchung einer jeden Wurzel eines Polynomes anzuwenden hat. Durch Verbindung der hieby angewendeten Regeln kann man mit Umgehung der in der Arithmetik angewendeten Verfahrensarten zur Bestimmung einer Wurzel eines Polynomes oder einer de-

cadischen Zahl jede reelle Wurzel einer vorliegenden Gleichung, von welcher zwey Grenzen bekannt sind, leicht finden.

Seine Untersuchungen sind in 4 Paragraphen enthalten. In dem ersten Paragraphen ist zuerst die allgemeine Form angegeben, auf welche man eine geordnete algebraische Gleichung

$$f(x) = x^n + a_1 x^{n-1} + a_2 x^{n-2} + \dots + a_{n-1} x + a_n \dots \dots \dots (1)$$

zu bringen hat, wenn

$$x = A_0 + A_1 z + A_2 z^2 + \dots \dots \dots (2)$$

ein Näherungswerth einer Wurzel in derselben für x substituirt wird. Bezeichnet man jene Form durch den Ausdruck

$$Z_0 + Z_1 z + Z_2 z^2 + Z_3 z^3 + \dots \dots \dots (3)$$

so handelt es sich nur darum, die Größen Z_0, Z_1, Z_2 u. durch a_1, a_2, a_3 u. und A_0, A_1, A_2 u. auszudrücken. Es kann dieß dadurch geschehen, daß man $f(x) = f[A_0 + A_1 z + A_2 z^2 + z.]$ entwickelt, und sodann die erhaltene Entwicklung mit dem in (3) angegebenen Ausdrucke vergleicht.

Die für Z_0, Z_1, Z_2 u. erhaltenen Werthe enthalten nun Ausdrücke, die leicht berechnet werden können, wenn man die Entstehung von Producten und Potenzen näher betrachtet. Sehr elegante Hülfsmittel bietet hiezu die combinatorische Analysis. Die von Hrn. Moth angegebenen Regeln stehen zwar mit letzterer in keiner Beziehung, haben aber mit derselben Manches gemein. Wir können zwar hier auf die Einzelheiten nicht näher eingehen, wollen jedoch am Schluß dieser Anzeige einige der vom Hrn. Verf. angegebenen Regeln in einigen Zügen noch mittheilen.

Nachdem nun die Berechnung von Potenzen von Polynomen im 1. Paragraphen noch näher erläutert und hiezu die Berechnung der 2., 3. und 4. Potenz eines Polynomes entwickelt wird, geht der Hr. Verf. im 2. Paragr. auf die Rechnungsmechanismen für die Radication über, indem er diese auf die Potenzirung zurückführt. Die für Potenzen mit ganzen und gebrochenen positiven Exponenten gefundenen Rechnungsmechanismen wendet nun der Hr. Verf. im 3. Paragr. auf die Berechnung der reellen Wurzeln von numer. Gleichungen an, indem er hieby Gleichungen vom 2. und 3. Grade betrachtet.

Im 4. Paragr. wird das für die Anwendung der Rechnungsmechanismen benützte System von Formeln zusammengestellt, der Fall berücksichtigt, in welchem die Coefficienten die Form von decadischen Zahlen noch nicht haben, sondern noch als Brüche erscheinen, und mit einigen Beyspielen über Gleichungen vom 2., 3. und 4. Grade schließt sodann die Abhandlung. — Die große Anzahl von neuen complicirten Bezeichnungen und manche sinnstörende Druckfehler stören den Ueberblick des an und für sich sehr sinnreichen Mechanismus für die Ausführung von arithmetischen Operationen. Nachstehendes mag hier genügen, um über die vom Hrn. Moth angegebenen Rechnungsmechanismen Aufschluß zu geben.

Ist der Ausdruck

$$Z_0 + Z_1 z + Z_2 z^2 + \dots \dots \dots$$

durch Verbindung der Functionen:

$$f(x) = x^n + a_1 x^{n-1} + \dots \dots \dots + a_{n-1} x + a_n$$

$$\text{und } x = A_0 + A_1 z + A_2 z^2 + \dots \dots \dots$$

entstanden, und seht man

$$x = A_0 + (A_1 + A_2 z + \dots \dots) z = A_0 + Rz$$

$$R^2 = B_1 + B_2 z + B_3 z^2 + \dots; R^3 = C_1 + C_2 z + C_3 z^2 + \dots, \text{ u. u.}$$

so wird

$$f(x) = f(A_0 + Rz) = f(A_0) + A_1 f'(A_0) \cdot z + A_2 f'(A_0) \left. \vphantom{f(A_0)} \right\} z^2 + \dots + \frac{1}{1.2} B_1 f''(A_0) \left. \vphantom{f(A_0)} \right\} z^2 + \dots$$

Wenn nun $f'(A_0) = M$; $\frac{f''(A_0)}{1.2} = M_1$ u., dann $M_1 B_1 = K_1$;

$$M_1 B_2 + M_2 C_1 = K_2; M_1 B_3 + M_2 C_2 + M_3 D_1 = K_3 \text{ u.}$$

gesetzt wird, so hat man allgemein

$$Z_m = M \cdot A_m + K_{m-1}$$

Da nun K_{m-1} als Summe von Producten erscheint, die aus den Größen

$$A_1, A_2, A_3 \text{ u.}, B_1, B_2, B_3 \text{ u.}, C_1, C_2, C_3 \text{ u.}$$

zusammengesetzt sind, so fragt es sich nur, welchen Rechnungsmechanismus man anzuwenden hat, um aus Reihen von der obigen Form die Producte herstellen zu können.

Hiezu betrachtet nun der Herr Verf. das Product der Polynome

$$(X_0 + X_1 z + X_2 z^2 + \dots) (B_0 + B_1 z + B_2 z^2 + \dots) = P_0 + P_1 z + P_2 z^2 + \dots$$

Es findet sich hieraus:

$$P_m = X_0 B_m + X_1 B_{m-1} + \dots + X_{m-1} B_1 + X_m B_0$$

Die Coeff. X_0, X_1, X_2 u. B_0, B_1, B_2 u. bilden sodin die Zahlenreihen, von welchen je zwey in der Ordnung

$$\left\{ \begin{matrix} X_0 \\ B_m \end{matrix} \right\}, \left\{ \begin{matrix} X_1 \\ B_{m-1} \end{matrix} \right\}, \left\{ \begin{matrix} X_2 \\ B_{m-2} \end{matrix} \right\} \text{ u. u. } \left\{ \begin{matrix} X_m \\ B_0 \end{matrix} \right\}$$

zu Partialproducten zusammengesetzt werden müssen, um zusammenaddirt den Ausdruck für P_m zu geben.

Solche Reihen, wie die hier angegebenen $\left[\begin{matrix} X_0, X_1, X_2 \dots \\ B_0, B_1, B_2 \dots \end{matrix} \right]$

nennt der Hr. Verf. producirende Zahlen- oder Ziffern-Reihen, je nachdem die Glieder derselben numerische Größen von irgend einer Form oder decadische Zahlen sind; die aus solchen Reihen hergeleiteten Größen nennt derselbe sodann producirt Summen.

Da man nun $f(x) = x^n = [A_0 + Rz]^n$

auf die Form

$$A_0^n + \binom{n}{1} A_0^{n-1} A_1 z + \binom{n}{2} A_0^{n-2} A_2 z^2 + \binom{n}{3} A_0^{n-3} A_3 z^3 + \dots + \binom{n}{2} A_0^{n-2} [A_1 + A_2 z + \dots] [A_1 + A_2 z + \dots] z^2 + \binom{n}{3} A_0^{n-3} [B_1 + B_2 z + \dots] [A_1 + A_2 z + \dots] z^3 + \dots$$

bringen, und für diesen Ausdruck setzen kann:

$$(A_0 + Rz)^n = A_1^n + \binom{n}{1} A_0^{n-1} A_1 z + [\binom{n}{2} A_0^{n-2} A_2 + k_1] z^2 + [\binom{n}{3} A_0^{n-3} A_3 + k_2] z^3 + \dots,$$

so wird man die Werthe von k_1, k_2, k_3 u. aus ihren producirenden Reihen eben so berechnen können, wie die oben für P_m angegebene Regel zeigt. — Auf ähnliche Weise lassen sich sodann die Größen

$$K_1, K_2, \dots, K_{m-1} \text{ berechnen, woraus sodann}$$

$$Z_m = M A_m + K_{m-1}$$

hervorgeht.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. November.

Nro. 84.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.



United States Exploring Expedition.

During the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Under the command of Charles Wilkes. Vol. IX. The Races of Man and their geographical distribution. By Charles Pickering M. D. Philadelphia 1848. 447 S. 4. mit 12 colorirten Tafeln und einer Karte.

The doctrine of the Unity of the Human Race examined on the principles of science. By John Bachman D. D. Prof. Nat. Hist. College of Charleston. Charleston 1850. 312 S. 8.

Wir nehmen in vorliegender Anzeige zwey Werke zusammen, die beyde mit demselben Gegenstande, nämlich mit den Menschenrassen sich befassen, wenn gleich sie hiebey verschiedene Zwecke verfolgen, indem es Pickering hauptsächlich um die Auseinanderlegung der Verschiedenheit und der Verbreitung der Menschenrassen, Bachman dagegen vorzugsweise um die Nachweisung ihrer specifischen Einheit zu thun ist. Inbeß beyde Ausgaben greifen so vielfach in einander ein und die letztere ist ohnedieß von einer gründlichen Lösung der ersteren so sehr abhängig, daß wir hier beyde Arbeiten wohl aneinander reihen können.

I. Der Verfasser des ersteren Werkes, Pickering, war als wissenschaftliches Mitglied der großen Weltumseglungs-Expedition, welche die Regie-

rung der Vereinigten Staaten ausgerüstet und unter die Leitung des Kapitäns Wilkes gestellt hatte, beygegeben, und zwar bestand eine seiner Hauptaufgaben in der Erforschung der physischen Verhältnisse der Menschenrassen, mit welchen die Reisenden in Berührung kommen würden. Bey der großen Ausdehnung dieser Reise und bey einem späteren Besuch des Verf. von Egypten, Aden und Vorderindien, hatte er Gelegenheit, mit seinem Gegenstande in großer Ausdehnung aus eigener Anschauung bekannt zu werden. Die Ergebnisse derselben theilt er nun hier mit, und zwar beschränkt er sich fast ganz auf seine eignen Beobachtungen, so daß er nur selten zu denen Anderer seine Zuflucht nimmt, und auch in diesem Falle hat er, wie er berichtet, mündliche Mittheilungen befriedigender als Bücher gefunden. Wir haben also in vorliegender Schilderung der Menschenrassen nicht sowohl eine universelle Behandlung derselben nach dem ganzen Umfange der Kenntnisse, die der Verf. von diesem Gegenstande aus eignen wie aus fremden Untersuchungen sich erwerben konnte, zu erwarten, sondern hauptsächlich nur eine solche Auffassung desselben, wie sie sich ihm als Resultat eigener persönlicher Beobachtung ergeben hat. Hätten wir nun gleich gewünscht, daß der Verf. sich bey Abfassung seiner Arbeit auf einen allgemeineren wissenschaftlichen Standpunkt gestellt hätte, so bleibt dieselbe doch, bey der ungemeynen Reichhaltigkeit an eignen genauen Untersuchungen, vom größten Werthe für die Rassenlehre.

Den individuellen Standpunkt, von dem der Verf. ausgeht, geben schon gleich die ersten Sätze, mit denen er das erste Kapitel seines Werkes, die Aufzählung der Rassen, beginnt, zu erkennen.

„Drey Menschenrassen sind hinlänglich in den Vereinigten Staaten bekannt und durch allgemeine Zustimmung angenommen. Dieselben drey Rassen sind von eminenten Naturforschern (die jedoch nicht gereist waren), als alle Varietäten der menschlichen Familie begreifend, angesehen worden. Blumenbach hat eine vierte Rasse, die malayische, angezeigt, und selbst eine fünfte ist aufgetaucht aus den Berichten von den australischen Gewässern. Es war jedoch unmöglich nach den durch Bücher gelieferten Materialien die geographischen Grenzen dieser Rassen festzusetzen; ein Punkt, der von Bedeutung schien, da er zum großen Theil die Grundlage unserer Betrachtungen über den ganzen Gegenstand ausmacht. Dieß war also eine der Aufgaben, deren Erforschung ich mir selbst bey Theilnehmung an der Expedition vorsetzte.“

Der Verf. geht demnach im Angeführten nur von dem Zustande aus, den man in den Vereinigten Staaten von der Kenntniß der Menschenrassen im Allgemeinen hatte. Selbst die Anführung von Blumenbach ist nicht genau, da dieser nicht bloß eine vierte, sondern auch noch eine fünfte Rasse, die amerikanische, aufstellte. Daß andere Schriftsteller in Europa, woselbst denn doch noch zur Zeit die Wissenschaft ihren Hauptsitz — und nicht in Nordamerika — aufgeschlagen haben dürfte, mehr als diese 5 Rassen, ja sogar verschiedene Arten angenommen haben, wird vollständig ignorirt; ebenso, daß die geographischen Begrenzungen der meisten Rassen doch schon bekannt waren, bevor nur noch der Verf. seine Reise antrat. Wir wollen damit keineswegs seine Leistungen herabsetzen, wollen aber auch die Verdienste Anderer in gebührender Weise gewürdigt und anerkannt wissen.

Der Verf. hebt hervor, daß er in Allem 11 Menschenrassen gesehen hätte, wobey er die Bemerkung macht, daß obwohl er kaum vorbereitet sey, eine positive Grenze ihrer Zahl anzugeben, er doch, nachdem er so viele Theile der Erde bereist hätte, in Verlegenheit wäre, wo er nach andern sich umsehen sollte. Diese 11 Rassen theilt er nach der Färbung in 4 Gruppen auf folgende Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

(Schluß.)

Versuchen wir es nun, die vom Hrn. Doppler zur Erklärung der galvano-elektrischen und magnetischen Erscheinungen aufgestellten Hypothesen in solcher Weise wieder zu geben, daß dabey die Ansichten des Hrn. Verf. in keiner Weise verbüllt werden. Die bis jetzt bekannt gewordenen Gesetze der elektrischen und magnetischen Erscheinungen sind fast ganz und gar von den zur Erklärung der Erscheinungen zu Grunde gelegten Hypothesen unabhängig, und ebenso ist durch die bis jetzt entdeckten Thatsachen im Allgemeinen auch keiner der herrschenden Hypothesen ein Vorzug eingeräumt. Wenn daher eine neue Hypothese zum Vorschein kommt, welche die bekannten Erscheinungen genügend und einfach erklärend, sich als haltbar erweist, und die bekannten Thatsachen gehörig in Rücksicht bringt, so wird man derselben auch die gehörige Aufmerksamkeit wohl nicht versagen.

Unter den zur Erklärung der elektrischen und magnetischen Erscheinungen aufgestellten Ansichten hat die dualistische (von Robert Symmer aufgestellte) bey weitem die größte Zahl von Anhängern gefunden, während die Ansicht der Unitarier (von Franklin ausgegangen und von Aepinus weiter verfolgt) nur sehr geringe Theilnahme gefunden hat, indem dieselbe viele Erscheinungen unerklärt läßt, oder doch nur mit Hülfe bedeutender Abänderungen und Zusätze die nöthigen Aufschlüsse zu geben im Stande ist. Schon beym ersten Ueberblicke der vom Hrn. Verf. aufgestellten Ansichten zeigt sich, daß diese der Franklin'schen Hypothese sich anschließen, und der Hr. Verf. bekennt sich auch offen (§. 19 der Abhandlung) im Verlaufe seiner Erläuterungen als Anhänger dieser Hypothese. Jedoch scheint es nicht allein die rein unitarische Ansicht zu sein, die Hr. Doppler kund gibt, indem derselbe Voraussetzungen macht, welche jener Hypothese fremd sind. — Die ganze Abhandlung zerfällt in 21 Paragraphen, von

welchen §. 1 und §. 2 einigen allgemeinen Betrachtungen über die Contacthypothese, §. 3 bis §. 17 der Aufstellung und nähern Erläuterung der neuen Grundansichten über elektrische Erscheinungen im Allgemeinen und der Erklärung der Polaritätserscheinungen gewidmet sind, §. 18 die Erklärung der magnetischen Erscheinungen enthält, während in dem übrigen Theile der Abhandlung die Untersuchungen über die gemachten Voraussetzungen dargestellt sind. Mittelt zahlreicher Abbildungen werden die Untersuchungen näher erläutert.

Die Voraussetzungen, welche Hr. Doppler macht, sind beyläufig folgende: Alle Körper sind, gleichviel welche Form und Größe sie haben, im natürlichen Zustande von einer Atmosphäre eines elektrischen Fluidum's umgeben, die nicht unbegrenzt ist, sondern in einer bestimmten (jedoch geringen) Höhe den Körper umgibt, und welche Atmosphären-Ausdehnung nur von der materiellen Beschaffenheit des Körpers abhängig ist. Eine solche Atmosphärenbegrenzung wird stattfinden, „wenn die vereinigte Wirkung der abstoßenden Kräfte aller dem Körperatome näher liegenden Electricitäts-Atome auf eines derselben und von da an auf alle weiter entfernten größer ist, als die an sich stärkere Anziehung des Körpermolekels auf eben dieses Atom, und wenn zugleich dieses Uebergewicht der Repulsivkraft über die Anziehungskraft auch bey einem sofortigen Entfernen dieses Atoms vom Centralatome selbst bis ins Unendliche fortbesteht“. Diese Schlussweise gilt für jedes Aggregat von Atomen, also auch für einen Körper. — Daß ferner die Größe der Atmosphäre von der absoluten Ausdehnung des Körpers unabhängig sey, kann man ebenfals unbezweifelt lassen: „Denn daß alle Körper Electricität in sich bergen (!) folgt schon aus dem alleinigen Umstande, daß sich unter geeigneten Verhältnissen aus (!) allen Körpern Electricität entwickeln läßt. Die Theile dieses Fluidum's wirken aber in einem hohen Grade abstoßend an einander, und es läßt sich wohl kaum ein anderer Grund ihres Aufenthaltes in denselben denken, als die Anziehung der Körpermolekel zur Electricität. Allein die Anziehung ist nicht nur nicht minder, sondern vielmehr noch stärker thätig an der Oberfläche als im Innern, da hier der nach Innen gerichtete Zug durch keinen gleich starken Zug nach

Außen aufgehoben wird. Die unmittelbare Folge hiervon ist die Atmosphären-Bildung an der Oberfläche eines jeden Körpers“. — Außer diesen Voraussetzungen macht der Hr. Verfasser auch noch andere (nicht minder wesentliche) im Verlaufe seiner Untersuchungen, z. B. daß die electricischen Fluida (ähnlich wie die ausdehnungsfähige Materie) an der Berührungsstelle zweyer Körper theilweise entweichen müssen und hierzu, so wie auch zur Herstellung der ursprünglichen Atmosphären eine gewisse, wenn auch geringe Zeit nöthig sey; daß die Erde ein unerschöpfliches Reservoir für Electricität (was auch von anderen Physikern bereits schon angenommen wurde) ist, welche die Electricität aufnehmen oder abgeben kann, je nachdem das eine oder das andere bey einer zu erklärenden Erscheinung für nöthig befunden wird, daß zum Entstehen eines elektrischen Stromes neben zweyen Leitern erster Ordnung ein Leiter zweyter Ordnung zur Verbindung der letzteren notwendig ist u. — Wenn nun ein Körper in einen mit freyer Electricität begabten Raum kömmt, so wird er eine Atmosphäre dieses electricischen Fluidum's sich aneignen (im Falle dieß nicht schon vorher geschehen ist), welches letztere an der Gränze der Atmosphäre eine bestimmte Spannung und Dichte erreicht, die aber gegen die Oberfläche des Körpers hin bedeutend zunimmt. Hat sich der Körper die seiner materiellen Beschaffenheit gemäß ihm zukommende Atmosphäre angeeignet, so zeigt er kein Bestreben, von seinem electricischen Fluidum etwas abzugeben, oder noch mehr von diesem aus dem electricischen Medium aufzunehmen: er nimmt vielmehr einen neutralen Zustand an, seine Atmosphären-Atome wirken abstoßend auf die Atome des electricischen Mittels, und zwar stärker als der Körper selbst anziehend auf letztere wirkt, und wenn man den Körper leitend mit der Erde verbindet, so wird er sich gegen diese neutral verhalten.

Wird hingegen dieser Gleichgewichtszustand gestört, und zwar entweder dadurch, daß ihm ein Theil seiner Atmosphäre entzogen oder eine größere Atmosphäre aufgedrungen wird, so nimmt er im ersteren Falle den negativ, im letzteren Falle aber den positiv electricischen Zustand an.

Werden zwey materiell verschiedene Körper, von welchen jeder mit einer im neutralen Zustande be-

findlichen Atmosphäre des electricen Fluidum's umgeben ist, im vollkommen isolirten Zustande bis zur Berührung genähert, so wird an der Berührungsstelle ein Theil des electricen Fluidum's entweichen müssen, welcher sich mit einem Antheile des Fluidum's von jenem Körper, der die größere Atmosphäre hatte zu der Atmosphäre des zweyten Körpers begibt, die letztere vergrößert und so den Doppelkörper mit einer neuen Atmosphäre umgibt, daß sich die electricen Atome der letzteren im labilen Gleichgewichtszustande befinden, so daß sich also der zweyte Körper als positiv, der erste aber als negativ erweisen muß, wenn hiezu Gelegenheit sich darbietet, während die Durchschnittsfläche der neuen Atmosphäre mit der alten Atmosphäre des zweyten Körpers eine neutrale Stelle bildet. Dieser Vorgang ist von der absoluten Ausdehnung der Körper, so wie von der Größe der sich berührenden Flächen unabhängig. In Beziehung auf die Quantität der sich kund gebenden positiv oder negativ electricen Spannung ist es nicht gleichgiltig, in welchem relativen Größenverhältnisse die sich berührenden Flächen stehen, es sind bekanntlich erstere den letzteren proportional. Ist die Berührungsstelle sehr klein, so ist eine positiv electriche Spannung kaum bemerkbar, und kann nur durch sorgsame Untersuchung wahrgenommen werden. Werden beyde (völlig isolirt bleibende) Körper plötzlich von einander getrennt, so wird der zweyte Körper sich als positiv und der erste als eben so stark negativ electriche erweisen, indem bey sehr schneller Trennung beyder Körper die Zeit nicht ausreicht, den Gleichgewichtszustand der Atmosphären beyder Körper wieder herzustellen. Wird von dem Doppelkörper der erste mit der Erde leitend verbunden, so nimmt er von diesem Reservoir der Electricität das ihm Fehlende auf, und hierdurch steigt die positive Spannung des zweyten auf das Doppelte. Wird der zweyte Körper aber leitend mit der Erde verbunden, so nimmt letztere den Ueberschuß jenes Körpers an Electricität auf, während sich der Mangel in der Electricität des ersten Körpers auf das Doppelte des vorigen Betrages erheben muß. Verbindet man endlich beyde Körper (vermitteltst eines Leiters zweyter Ordnung) leitend unter sich oder mit der Erde,

so muß ein continuirlicher electricer Strom entstehen, u. s. f.

Sind nun zwey der materiellen Beschaffenheit nach verschiedene Substanzen miteinander in bleibender fester Verbindung, so muß diese Verbindung an den von einander abgewendeten Seiten entgegen gesetzt electriche Zustände zeigen, die sich fortwährend zu indifferenten streben, und ohne Unterlaß und stets erneuter Kraft einen electricen Strom einzuleiten suchen. Je nachdem nun diese Verbindung aus verschiedenartigen Körpern oder unter gewissen Modalitäten aus Molekeln verschiedenartiger Körper gebildet ist, wird der Inbegriff der Erscheinungen entweder der galvanischen Polarität und Strömung oder der magnetischen Polarität anheim fallen. Treten aber solche Verbindungen bey den einzelnen Körpertheilchen selbst ein, so scheint die Aeußerung den chemischen Polaritäts-Erscheinungen anzugehören.

Die einzelnen, verschiedenartigen Molekel und Körpertheilchen eines und desselben (wahrscheinlich zusammengesetzten) Körpers werden nun durch den zwischen ihnen befindlichen Wärmestoff (welcher den Aggregatzustand der Körper bedingt) entfernt von einander gehalten, jedes Körpertheilchen für sich kann also seinen polaren Zustand annehmen, und mithin kann, wenn durch geeignete Manipulation das sonst regellos gestaltete Aggregat von Molekeln in einen geordneten Zustand versetzt wird, so daß die verschiedenartigen Atome einander zugekehrt sind, der Körper selbst den Zustand magnetischer Polarität annehmen. Eine in sich zurückkehrende Reihe von polaren Molekeln kann man sodann eine magnetische Bindung, und ein System parallel laufender magnetischer Bindungen einen Magnet nennen.

Dies sind beyläufig die vom Hrn. Verf. dargelegten Ansichten, welche zur Erklärung der galvanoelectricen und magnetischen Polaritäts-Erscheinungen angegeben sind. Wie weit dieselben für den beabsichtigten Zweck ausreichen, wollen wir bey dieser Gelegenheit nicht näher erörtern.

Kuhn.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. November.

Nro. 85.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.



United States Exploring Expedition.
The Races of Man and their geographical
distribution.

The doctrine of the Unity of the Human
Race.

(Fortsetzung.)

a. Weiße.

1. Arabische. Nase vorspringend, Lippen dünn, Bart reichlich, Haare schlicht oder wallend.
2. Abyssinier. Gesichtsfarbe kaum blühend (florid) werdend, Nase vorspringend, Haare gekräuselt.

b. Braune.

3. Mongolische. Bartlos mit vollkommen schlichten und sehr langen Haaren.
4. Hottentottische. Negerzüge und dichtes wolliges Haar; Statur klein.
5. Malayische. Gesichtszüge im Profil nicht vorspringend, Färbung dunkler als bey den vorigen Rassen, die Haare schlicht oder wallend.

c. Schwärzlichbraune.

6. Papuanische. Gesichtszüge im Profil nicht vorspringend, Bart reichlich, Haut rauh im Anföhlen, Haare gekräuselt oder gedreht (frizzled).
7. Negrillo. Anscheinend bartlos, Statur klein, Gesichtszüge denen der Neger sich annähernd, Haare wollig.
8. Indianische oder telinganische. Gesichtszüge denen der Araber sich annähernd, Haare in gleicher Weise schlicht oder wallend.

9. Aethiopische. Farbe und Gesichtszüge mittelhaltend zwischen denen der Telinganen und Neger; Haare gekräuselt.

d. Schwarze.

10. Australische. Neger-Gesichtszüge, aber verbunden mit schlichten oder wallenden Haaren.

11. Neger. Haare völlig wollig, Nase stark verflacht, Lippen sehr dick.

Der Verf. berührt kurz noch andere Beziehungen, nach denen die Rassen gruppirt werden könnten, als z. B. nach den Haaren, indem 5 Rassen schlichte oder wallende, 4 mehr oder minder gekräuselte und 2 wollige hätten; ferner nach ihrer Wohnungsweise in 3 insulare (Malayen, Negrillo und Papua's) und 8 Continental-Rassen; endlich nach den Welttheilen in 6 asiatische oder ostindische, 4 afrikanische und 1 (die weiße) gemeinschaftliche. Von der bey uns gewöhnlichen Eintheilung der Rassen nach dem Schädelbau ist keine Rede. Unsere Meinung über den Werth dieser Rassen-Aufstellung werden wir bis zum Schluß der Anzeige zurückhalten; über einzelne Rassen aber auch gleich schon bey ihrer Schilderung uns aussprechen.

Nachdem der Verf. uns die Verbreitungsbezirke seiner 11 Rassen auf einer Karte colorirt dargestellt hat, geht er zur Betrachtung der einzelnen Rassen über.

1. Mongolische Rasse. Wir müssen hier gleich hervorheben, daß der Verf. zu derselben nicht bloß den größten Theil der mongolischen Rasse im Sinne Blumenbachs, sondern auch, mit ganz unerheblichen Ausnahmen, die Urbewohner Amerikas rech-

net. Seine vorhin angeführte kurze Charakteristik dieser Rasse erläutert er folgendermassen.

Eine der Eigenthümlichkeiten besteht in dem weibischen Ansehen beyder Geschlechter, so daß Fremde oft in Verlegenheit sind, diese von einander zu unterscheiden. Der Kopf ist an den Seiten minder zusammengedrückt als bey den andern Rassen, daher seine Contur mehr gerundet. Die Stirne ist zurückweichend, aber als Fortsetzung einer allgemeinen Krümmung vom Kinn aufwärts; häufig ist auch die Nase gekrümmt, doch ist die letztere minder vorspringend als bey der weißen Rasse und die Lippen sind etwas dicker. Die Gesichtsfarbe ist immer hinlänglich licht, um eine Röthe zu zeigen. Diese Rasse ist vorherrschend bartlos; wo sich ein dünner Bart einstellt, sah der Verf. denselben nie länger als 2 — 3'' und vollkommen straff. Die Haare scheinen ihm auch mehr einförmig schlicht zu seyn und eine größere Länge zu erreichen als bey den andern Rassen. Was die schiefen Augen betrifft, die als charakteristisch für die Chinesen angegeben werden, so fand er sie in einigen Fällen bey ihnen so wie bey den Eschinuks in Nordwest-Amerika; er erklärt jedoch, daß er davon nicht viel Gebrauch zu einem unterscheidenden Merkmale habe machen können.

Da die Zusammenstellung, welche der Verf. mit der mongolischen und amerikanischen Rasse in eine einzige vorgenommen hat, ihre Verlässigkeit nur dadurch gewinnt, daß er selbst Gelegenheit hatte, viele Individuen aus den hieher gezählten Völkern beyder Welttheile zu sehen, so haben wir nachzuforschen, in welchem Umfange er seine Vergleichen anstellen konnte.

Von Südamerikanern kamen ihm ächte Ureinwohner nur in Peru zu Gesicht; günstiger war ihm die Gelegenheit in Nordamerika.

Zuerst kam er mit den Eschinuks in der Straße de Fuca in Berührung. Ihr Ansehen fand er so sehr von dem der Urbewohner der Vereinigten Staaten verschieden, daß es ihm anfangs schwer fiel, die Verwandtschaft zu erkennen. Die Gesichtsfarbe fand er manchmal sehr licht, bey kleinen Kindern oft nicht merklich dunkler als bey Europäern. Die schiefen Augen bemerkte er kaum in andern

Theilen Amerikas, die gekrümmte Nase war jedoch vorherrschend. Die Schädel werden in der Jugend platt gedrückt, doch strebt bey den meisten bey dem Heranwachsen der Schädel seine ursprüngliche Form wieder zu erlangen.

Von den Bewohnern des innern Oregon bemerkt der Verf., daß während er bereits unter den Eschinuks Individuen, die nicht leicht von den Urbewohnern der Vereinigten Staaten zu unterscheiden waren, gesehen hätte, solche Fälle nunmehr viel häufiger eintraten, und daß er überhaupt keinen physischen Unterschied von den östlichen Stämmen habe ausfindig machen können, außer in der geringern Größe der Oregon-Indianer. Von letzteren sind der Beschreibung zwey Portraits beygegeben.

Am meisten bekannt, wie sich erwarten läßt, zeigt sich der Verf. mit den Urbewohnern der Vereinigten Staaten, doch hat er nur wenige in ihren Ursitzen, sondern in der Regel bloß einzelne in den Städten der Union gesehen. Sein Urtheil über sie lautet, daß er sie in jeder Beziehung als physisch identisch mit ihren Brüdern im Westen der Felsgebirge betrachte, nur daß sie letzteren an Größe überlegen wären und in dieser Beziehung den Europäern nicht nachstünden.

Mit der eigentlich mongolischen Rasse, die in Asien ihren Sitz hat, wurde der Verf. nur durch Chinesen aus Autopsie bekannt, mit diesen aber auch nicht in ihrem Vaterlande, sondern nur zerstreut in der Fremde. Er erklärt sie in leiblicher Beziehung für identisch mit den Urbewohnern Amerikas. Chinesen, die er mit den Sandwichs-Inselanern vergleichen konnte, fand er heller von Gesichtsfarbe und die Nase vorspringender als bey letzteren.

Dies sind die Anhaltspunkte, auf welche hin der Verf. sich für die Vereinigung der mongolischen Rasse mit der amerikanischen ausgesprochen hat. Daß diese, wenn man sonst nichts weiter von beyden Rassen als das hier Mitgetheilte wissen würde, zur Rechtfertigung ihrer Vereinigung nicht ausreichend wären, leuchtet Jedem ein, der eine genauere Kenntniß von den ostasiatischen und amerikanischen Völkerstämmen hat. Ist ja doch der eigentliche Typus

der mongolischen Rasse, nämlich der kalmückische, gar nicht in Betracht gezogen, sondern nur der chinesische, der bereits merklich davon abweicht. Auch hat schon Humboldt, der zuerst auf die Aehnlichkeit der mongolischen und amerikanischen Rasse hinwies, die Bemerkung beigefügt, daß die Aehnlichkeit der Züge noch keine Identität der Rasse constituire.

2. Malayische Rasse. Mit dieser Rasse, und insbesondere mit einer ihrer Hauptabtheilungen, den Polynesiern, ist der Verf. sehr genau bekannt geworden, indem er unter letzteren an zwey Jahre verweilte. Ueber diese hat er also ein vollgültiges Urtheil.

Die malayische Gesichtsfarbe bezeichnet er als sehr einförmig und immer entschieden dunkler als die mongolische; sie dürfte, fast mit mehr Recht als bey der mongolischen Rasse, röthlich-braun, der Färbung angelautenen Kupfers sich nähernd, genannt werden. Der Haarwuchs ist reichlicher als bey den andern Rassen, die Papuas vielleicht ausgenommen, dabey schlicht oder höchstens wellig und rabenschwarz. Der Bart wächst lang, ist aber meist dünn; die ostindischen Stämme sind indeß fast bartlos. Im Styl der Gesichtszüge ist oft keine merkliche Verschiedenheit von den Europäern, besonders bey mittelalten und ältlichen Männern, von denen manche Ablernasen haben, während sie bey Frauen und jungen Männern fast immer verflacht ist. Eine sehr allgemeine Eigenthümlichkeit ist die Erhöhung des Hinterhauptes und sein geringer Vorsprung über die Nackenlinie. Das Gesicht erscheint daher breiter als bey den Europäern, wie es der Fall bey den Mongolen ist, jedoch aus einem andern Grunde. Bey letzteren ist die Stirne niedergedrückt oder der Schädel rückwärts geneigt, während er bey den Malayen erhöht oder vorwärts gerichtet ist. Neu ist die Mittheilung des Verf., daß bey den Polynesiern oft ein schwacher Druck auf das Hinterhaupt in Gleichförmigkeit mit dem malayischen Typus ausgeübt wird. Zu Morton's Angabe, daß bey malayischen Schädeln eine Neigung zur ungewöhnlichen Verlängerung und Vorragung des Oberkiefers wahrgenommen werde, bemerkt der Verf., daß dieses Merkmal, obwohl nicht allgemein gültig, deutlich an mehreren ostin-

bischen Schädeln und Spuren davon auch bey Schädeln von Sandwichs-Insulanern gefunden werden.

Die spezielle Schilderung, welche der Verf. von den Bewohnern der Koralleninseln und von den eigentlichen Polynesiern, von welchen er zwey Portraits mittheilt, gibt, dürfen wir hier übergehen, da sie uns nichts Neues bietet; wohl aber müssen wir Rücksicht nehmen auf seine Ueberweisung von Völkern, die bisher meist zu andern Rassen gezählt wurden, an die Malayenrasse.

Zu dieser stellt er nämlich erstlich die Kalifornier, Mexikaner und West-Indianer unter dem Namen malayischer Amerikaner.

Mit den Kaliforniern wurde der Verf. unmitttelbar, nachdem er die Eschinuks verlassen, bekannt. Der erste Eindruck, den jene auf ihn machten, überzeugte ihn von ihrer Malayen-Verwandtschaft. Auch beruft er sich auf das Zeugniß anderer Beobachter, welche dieselbe Bemerkung machten und die Kalifornier wegen ihrer dunklern Farbe und ihrer ganzen Gestalt für verschieden von den andern Nordamerikanern, aber für verwandt mit den Polynesiern der Südsee erklärten.

Hinsichtlich der Beziehung von Mexikanern zur malayischen Rasse kann sich der Verf. aus eigener Ansicht nur auf ein einziges Individuum aus der Provinz Sonora berufen, das er in San Franzisko sah und dessen Aeußeres ganz mit dem eines Polynesiens übereinstimmte. Weiters bezieht er sich auf den Missionär Chamberlain von den Sandwichsinseln, der bey seinem Besuch von Acapulco überrascht war von der Aehnlichkeit der Eingebornen mit den Polynesiern, im Gegensatz zu den Urvölkern der Vereinigten Staaten. Bey dem nämlichen Volke spricht Basil Hall von einem Malayen-Typus, und Handelsleute von San Francisco haben den Verf. versichert, daß die Eingebornen längs der ganzen Westküste gleichförmig wären. Die Annahme zweyer Urrassen in Mexiko scheint ihm auch durch die Geschichte bestätigt zu werden, indem von den Tolteken, den Vorgängern der Azteken, erzählt wird, daß sie mit Ackerbau, Manufacturen, Bearbeitung der Metalle und andern Künsten vertraut waren, und daß sie

die Anpflanzung des Mais und der Baumwolle einführten; eine Kultur, von der der Verf. meint, daß sie nicht aus Norden durch mongolische Einwanderer, sondern auf einem südlicheren Wege und allem Anscheine nach von Polynesiern nach Mexiko gebracht werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Fauna Boica. Naturgeschichte der Thiere Bayerns vom zoologischen, vergleichend anatomischen und ökonomischen Standpunkte bearbeitet und in Verbindung mit dem Kupferstecher Hermann Bruch herausgegeben von Max Gemminger und Joh. Fahrner, Doctoren der Medizin. Mit in Kupfer gestochenen fein gemalten Abbildungen. I. Bd. Säugethiere. 1. und 2. Lief. München 1851. 8.

Die beyden Verfasser gedenken unter vorstehendem Titel und nach den auf demselben genannten Beziehungen eine Naturgeschichte der Thiere Bayerns zu bearbeiten, die demnach sowohl dem Sachkundigen als auch dem Laien, der sich mit der bayerischen Fauna und damit ohnedieß zugleich mit dem größten Theil der deutschen Thierwelt bekannt machen will, bestimmt ist. Mit den Säugethiern beginnend wollen sie nach deren Abschluß die folgenden Klassen in systematischer Reihenfolge bearbeiten und zwar so, daß jede Klasse in drey Abschnitten behandelt wird, von denen der erste die allgemeine Naturgeschichte derselben, der zweyte die Beschreibung der einschlägigen Ordnungen, Familien und Gattungen, und der dritte die der einzelnen Arten enthält. Die Entwicklungsgeschichte jeder Thierklasse wird von Dr. Th. v. Hefling geschildert werden. Das Werk soll in monatlichen Lieferungen von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen Text und 3 illuminierten Tafeln, von denen jede eine Art enthält, erscheinen und jede sechste Tafel Skelete oder Schädel darstellen. Der Preis einer Lieferung beträgt 48 Kr. oder 15 Ngr.

Vom ersten Bande, der den Säugethiern bestimmt ist, liegen uns die beyden ersten Lieferungen vor, nach denen wir im Stande sind, unser Urtheil über dieses Un-

ternehmen auszusprechen. Wir müssen dasselbe für ein eben so lobenswerthes als gelungenes erklären, sowohl nach der Beschaffenheit des Textes als der Abbildungen. Der Abschnitt, welcher sich mit der Charakteristik der Ordnungen, Familien und Gattungen der Säugethiere befaßt, und mit den Handflüglern den Anfang macht, bey denen er in diesen beyden ersten Heften bereits bis zur Auseinandersetzung der Gattungen vorgerückt ist, enthält eine sehr genaue und auf eigene Untersuchungen begründete Beschreibung des äußern und innern Baues der Fledermäuse, nebst einer umsichtigen Schilderung ihrer ganzen Lebensweise. Von Arten sind in diesen zwey Lieferungen beschrieben: die Alpen-Spitzmaus, der Fischotter, die gemeine Fledermaus (*Vespertilio murinus*), der Biber und die Gemse. Die Beschreibungen sind mit größter Genauigkeit nach lebenden oder frisch getödteten Thieren entworfen und die Lebensgeschichte, der Nutzen oder Schaden, und bey den jagdbaren Thieren auch die Jagd nach den zahlreichen eignen Erfahrungen der Verfasser in sehr ansprechender Weise geschildert.

Nicht minderes Lob als dem Texte müssen wir den Abbildungen ertheilen, die ebenfalls, wo möglich, nach lebenden oder frisch erlegten Exemplaren verfertigt sind. Sie sind nicht bloß sehr schön gezeichnet, sondern auch mit gewissenhafter Treue in ihrem allgemeinen Habitus, wie in ihren Einzelheiten dargestellt, so daß sie sich mit den besten Leistungen dieser Art messen können. Auch für richtige Colorirung der Abbildungen ist gehörig gesorgt worden. Besondere Erwähnung verdient noch die Tafel, welche in meisterhaft ausgeführten Abbildungen die Schädel vom Eichhörnchen, Zieselmaus, Murmeltier, Siebenschläfer und Wanderratte darstellt.

Wir können daher dieses Unternehmen dem Publikum bestens empfehlen und hoffen, daß es bey demselben eine willkommene Aufnahme und einen entsprechenden Absatz finden möge, damit bey dem ungemein billig angesetzten Preise die Herausgeber für ihre Kosten gedeckt werden und in rascher Folge die Lieferungen erscheinen lassen können.

U. W.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. November.

Nro. 86.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung).

Gius. Fiorelli, Osservazioni sopra talune monete rare di città greche. Napoli 1843.

L. Fört, Neueste Münzfunde. Bief. 1 — 4. Leipzig 1851.

Ed. Dulaurier, Récit de la première croisade. Par. 1850.

Th. Nönningsen, Ueber den Chronographen vom Jahre 354. Leipzig 1850.

Dr. R. Mücke, Geschichte des zweiten punischen Krieges nebst einer historischen Einleitung. Breslau 1851.

Ch. Merivale, A history of the Romans under the Empire. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

Sam. Eliot, The liberty of Rome: a history with an historical account of the liberty of ancient nations. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

J. Blackburn, Nineveh; its rise and ruin London 1850.

Publications of the Caxton Society:

A chronicle of english history from the earliest period to A. D. 1274, by Henry of Silegrave. Now first published by C. Hook. Lond. 1849.

Revolt of the Earl of Warwick against King Edward IV, by J. A. Giles. Lond. 1849.

The life and miracles of Saint Thomas of Canterbury, by Benedict, abbat of Peterborough. By Dr. Giles. Lond. 1850.

The letters of Walter Abbat of Dervy. Now first published by C. Messiter. Lond. 1850.

Gaimar, Metrical chronicle. Lond. 1850.

Ph. Röder von Duisburg, Kriegs- und Staatschriften des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden über den spanischen Erbfolgekrieg aus den Archiven von Karlsruhe, Wien und Paris. Bd. 1. 2. 1700 — 1707. Carlsruhe 1850.

Visc. de Santarem, Quadro elementar das relações politicas e diplomaticas de Portugal com as diversas potencias do mundo. T. V. VI. Par. 1845 — 1850.

Ch. Giraud, De la situation de la dette publique en Espagne. Par. 1850.

H. Dashwood, Spanish Finance from 1820 to 1850. Lond. 1850.

Ch. J. Van den Nest, Naples et le Mont-Cassin. Vol. 1. 2. Anvers 1850.

A. Nibby et M. Vasi, Itinéraire de Rome et de ses environs. T. 1. 2. Rome 1849.

Historical life of Joanna of Sicily, queen of Naples and countess of Provence. Vol. 1. 2. Lond. 1824.

P. Bastogi, Della carta monetata e dei suoi effetti in Toscana. Pisa 1849.

Storia dell' assedio di Venezia 1848 — 1849. Venezia 1850.

Gabr. Rosa, Documenti storici posti nel dialetti, nei costumi, nelle tradizioni intorno al lago D'Isco. Bergamo 1850.

Em. Repetti, Compendio storico della città di Firenze. Firenze 1849.

V. d'Arlinecourt, L'Italie rouge ou histoire des révolutions de Rome, Naples, Palerme, Messine. Par. 1850.

Dr. W. B. Wendt, Das fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdün (843 — 861). Leipzig 1851.

- H. L. Bordier, Du recueil des chartes mérovingiennes. Par. 1850.
- E. de Tocqueville, Des enfants trouvés et des orphelins pauvres comme moyen de colonisation de l'Algérie. Par. 1850.
- M. D. Mollard, Histoire du système politique de la France depuis Clovis jusqu'à la révolution de 1789. T. 1. 2. Par. 1840.
- C. Leber, Collection des meilleures dissertations, notices et traités particuliers relatifs à l'histoire de France. Vol. I — XX. Par. 1838.
- V. de Foucauld, Mémoires sur les événements de Juillet 1830. Par. 1851.
- M. Babaud-Larivière, Histoire de l'Assemblée Nationale Constituante. Vol. 1. 2. Par. 1850.
- Deutsche Reichsgeschichte. Eine Darstellung der Geschichte der Verfassung des deutschen Volkes, Reiches und Bundes von den ältesten Zeiten bis zu dem Jahre 1851. 2. neu bearb. Ausg. Leipzig 1851.
- Scriptores rerum Lusaticarum. Sammlung ober- und niederlausitzischer Geschichtsschreiber. Neue Folge. Bd. 3. Lief. 1. Haffe, Görlitzer Rathsbannalen. Bd. 1. 1. Hälfte (1509 — 1513). Görlitz 1851.
- E. v. Wietersheim, Der Feldzug des Germanicus an der Weser im Jahre 16 nach Christi Geburt. Leipzig 1850.
- J. Becker, Geognostische Skizze des Großherzogthums Hessen. Darmstadt 1850.
- Württemberg in den Jahren 1848 und 1849. Stuttgart 1851.
- Der Feldzug gegen die badisch-pfälzische Insurrektion im Jahre 1849. Nach authentischen Quellen. Darmstadt 1850.
- Alex. Bally, Das neue Oesterreich, seine Handels- und Geldlage. Wien 1850.
- Jos. Wagner, Das Lavantthal im Herzogthum Kärnten. Klagenfurt 1849.
- Dr. C. Th. Heffter, Urfundliche Chronik der alten Kreisstadt Zütersbock und ihrer Umgebungen. Zütersbock 1851.
- L. Haupt, Zwei Bände Görlitzer Rathsbannalen aus den Jahren 1487 — 1496. Görlitz 1841.
- H. Ph. Cappe, Die Münzen der Herzoge von Bayern, der Burggrafen von Regensburg und der Bischöfe von Augsburg aus dem 10. und 11. Jahrhundert. Berlin 1851.
- M. Wanner, Der Kanton Schaffhausen in seiner antiquarischen Bedeutung. Schaffhausen 1851.
- Dr. A. Roth, Neuenburgische Studien. Bern 1850.
- A. Rastoul de Mongeot, Histoire de Hollande. T. I. II. Bruxelles 1850.
- P. C. Hoofds, Nederlandsche historien. Deel I. Bruxelles 1840.
- Reiffenberg, Histoire du comté de Hainaut. Vol. 1. 2. Bruxelles 1850.
- Kervyn de Volkaersbeke, Verslag van't Magistraet van Gent nopens de godsdienstige beroerten aldaer. Gent 1850.
- M. Gachard, Actes des Etats Généraux de 1600. Bruxelles 1849.
- J. Stow, A survey of London, written in the year 1598. A new edition, ed. by W. J. Thoms. Lond. 1842.
- G. Oliver, The history and antiquities of the town and minster of Beverley in the county of York. Beverley 1829.
- Pacata Hibernia; or a history of the wars in Ireland during the reign of Queen Elizabeth. 2. Edition. First published in London 1633. Vol. 1. 2. Dublin 1820.
- Sam. Heywood, A dissertation upon the distinctions in society and ranks of the people under the Anglo-Saxon governments. Lond. 1818.
- Henrici Quinti, Angliae regis, gesta, cum chronica Neustriae, Gallicae, ab anno 1414 ad 1422; ad fidem codicum manuscriptorum recensuit, chronicam traduxit notisque illustravit Benj. Williams. Lond. 1850.
- G. Long and Porter, The Geography of Great Britain. Part I. Lond. 1850.
- Ev. Green, Lives of the princesses of England. Vol. 1. 2. Lond. 1849.
- A. Strickland, Lives of the queens of Scotland and English Princesses. Vol. I. Lond. 1850.
- G. Green, The working classes of Great-Britain. Lond. 1850.
- W. Volkmar, Geschichte des Landes Dithmarschen bis zum Untergange des Freystaats. Braunschweig 1851.
- Monumenta Livoniae antiquae. Bd. 5. Barth. Grafenthal's livl. Chronik, herausg. von Dr. F. G. von Bunge. Riga 1847.
- M. Holderness, Notes relating to the manners and customs of the Crims Tatars. Lond. 1821.
- R. Cornut, Voltaire et la Pologne. Bruxelles 1846.
- Journal of the Senate of the commonwealth of Pennsylvania commenced at Harrisburg on 1 day of January 1850. Vol. 1. 2. Harrisb. 1850.
- — of the sixtieth House of Representatives

- of the commonwealth of Pennsylvania, commenced at Harrisburg the first day of January 1850. Vol. 1. 2. Harrisburg 1850.
- Al. de Tocqueville, De la démocratie en Amérique. T. 1. 2. Par. 1850.
- X. Marmier, Lettres sur l'Amérique. T. 1. 2. Par. 1851.
- Jr. C. L. Koch, Die deutschen Colonien in der Nähe des Saginaw-Flusses. Braunschweig 1851.
- Alf. de Brossard, Considérations historiques et politiques sur les républiques de la Plata dans leurs rapports avec la France et l'Angleterre. Par. 1850.
- Henri Lutteroth, O-Taiti. Histoire et enquête. Par. 1843.
- Dry leaves from young Egypt: being a glance at Sindh before the arrival of Sir Charles Napier. Lond. 1849.
- P. Christian, Histoire des pirates et corsaires de l'Océan et de la Méditerranée depuis leur origine jusqu'à nos jours. T. I — IV. Par. 1850.
- Die deutsche Ansiedelung in Mittelamerika. Berl. 1850.
- Dr. G. Fuellner, Notionem immortalitatis apud Hebraeos exposuit. Halle 1851.
- U. Theiner, Der Cardinal Joh. Heinrich Graf von Frankenberg, Erzbischof von Mecheln u. Freib. 1850.
- L. v. Olstefen, Het leven van Jnost van den Vondel. 2. Druk. Amsterd. 1783.
- G. H. Perß, Das Leben des Ministers Frhen. von Stein. Bd. 3. 1812 — 1814. Berl. 1851.
- E. Förster, Johann Georg Müller, ein Dichter: und Künstlerleben. St. Gallen 1851.
- R. G. Bretschneider, Aus meinem Leben. Selbstbiographie. Gotha 1851.
- Bibliotheca biographica Lutherana. Uebersicht der gedruckten Dr. Mart. Luther betreffenden biographischen Schriften zusammengestellt von E. G. Vogel. Halle 1851.
- Dr. D. F. Strauß, Chr. Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart. Mannheim 1851.
- J. A. Manning, The lives of the Speakers of the House of Commons. Lond. 1850.
- Lord Lindsay, Lives of the Lindsays. Being a memoir of the houses of Crawford and Balarres. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1849.
- M. Guizot, Washington. Fondation de la république des Etats-Unis d'Amérique. Brüssel 1851.
- Zur Erinnerung an Nicol. Falck, Professor des Rechts in Kiel. Kiel 1851.
- Mery, Les confessions de Marion Delorme. Vol. 1. 2. Par. 1850.
- G. Combe, The life and correspondence of Andrew Combe. Lond. 1850.
- W. Bray, Diary and Correspondence of John Evelyn. To which is subjoined the private correspondence between King Charles I. A new revised and corrected edition. Vol. 1. 2. Lond. 1850.
- Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. 18. Publication. Contrads von Weinsberg, des Reichs-Erbkämmerers Einnahmen- und Ausgaben-Register von 1473 und 1483. Tübingen 1850. 19. Publication. Das Habsburg-Oesterreichische Urbarbuch, herausg. von Dr. Fr. Pfeiffer. Stuttgart 1850. 21. Publication. Meister Altswert, herausg. von W. Holland und A. Keller. Stuttg. 1850.
- Europäische Geheimnisse eines Mediatisten. 2. Aufl. Leipzig 1850.
- R. A. Menzel, Historische Lehrstücke für Religions- und Alterthumskunde. Th. 1. Breslau 1851.
- Nuprecht, Aphorismen und Venträge zu der Anschauungslehre in den mathemat. Wissenschaften. Hersfeld 1850.
- Dr. D. Schömilch, Der Attraktionscalcül. Halle 1851.
- Dr. J. Ph. Kulik, Neue Multiplicationstafeln. Leipzig 1851.
- L. Alvin et C. P. Bock, Eglise abbatiale de Nivelles. Sculptures du XI. siècle. Bruxelles 1850.
- J. Sulzberger, Die Eisenbahnen in der Schweiz und in Gebirgsländern überhaupt. Bern 1850.
- G. Drysdale Dempsey, Iron applied to railway structures. Lond. 1850.
- R. Catinelli, Eine Erwiederung in Eisenbahnangelegenheiten. Wien 1850.
- Dr. L. Dettinger, Die Vorstellungen der alten Griechen und Römer über die Erde als Himmelskörper. Freiburg 1850.
- Chr. Doppler, Zwen weitere Abhandlungen aus dem Gebiete der Optik. Prag 1848.
- C. Eckhard, Ueber die Einwirkung der Temperaturen des Wassers auf die motorischen Meroen des Frosches. Heidelb. 1850.
- Dr. R. Fresenius, Chemische Untersuchung der wichtigsten Mineralwässer des Herzogthums Nassau. I. Der Kochbrunnen zu Wiesbaden. Wiesbaden 1850.
- Dr. F. L. Winkler, Kann die sogenannte Selbstverbrennung des menschlichen Körpers nach den dabei

- auf tretenden Produkten unterschieden werden? Darmstadt 1850.
- Will. Jardine, The naturalist's library. Ichthyology. Fishes. Vol. 1 — 6. Lond. 1851. Supplementary Volume. Hamilton Smith. The natural history of the human species. Edinb. 1848.
- Dr. Ch. Robin, Les végétaux qui croissent sur l'homme et sur les animaux vivants. Par. 1847.
- A. Förster, Hymenopterologische Studien. Heft 1. Formicariae. Aachen 1851.
- Dr. A. B. Reichenbach's Naturgeschichte des Pflanzenreichs. 2. Aufl. Leipzig 1850.
- A. Grisebach, Bericht über die Leistungen in der systemat. Botanik während des Jahres 1846. Berlin 1849.
- E. Fries, J. A. Wahlbergii fungi Natalenses, adjectis quibusdam Capensibus. Stockholm 1848.
- C. F. Naumann, Ueber die Fortschritte der Geognosie im Gebiete der Sedimentärformationen seit Werner's Tode. Freib. 1851.
- T. A. Catullo, Memoria geognostico-paleozoica sulle Alpi Veneti. Modena 1846.
- A. Saulnier, Recherches historiques sur le droit de Douane depuis les temps les plus reculés jusqu'à la révolution de 1789. 2. edit. Par. 1840.
- T. H. Milner, Some remarks on the Bank of England; its influence on credit. Lond. 1850.
- Dr. C. Güglaff, Ueber die Handelsverhältnisse im östlichen Asien. Berlin 1850.
- E. Bouët-Willamez, Commerce et traite des noirs aux côtes occidentales d'Afrique. Par. 1848.
- Rob. Will. Mackay, The progress of the Intellect, as exemplified in the religious development of the Greeks and Hebrews. Vol. 1. Lond. 1850.
- J. Grimm, Ueber das Verbrennen der Leichen. Berlin 1850.
- P. V. Glade, Du progrès religieux. 2. edit. Vol. 1. 2. Par. 1839.
- C. L. Kochholz, Tragemunt. Esslingen 1850.
- Dr. C. Thierbach, Die Volksschule. Th. 1. 2. Freiberg 1850.
- Dr. C. Schmalz, Das Absehen des Gesprochenen, als Mittel bey Schwerhörigen und Tauben das Gehör möglichst zu ersetzen. 3. verb. Aufl. Dresden 1851.
- Dr. R. Zimmermann, Ueber die jetzige Stellung der Philosophie auf der Universität. Olmütz 1850.
- D. Weber, Ueber Protagoras aus Abdera. Marburg 1849.
- A. Delalle, Cours de philosophie chrétienne. T. I — II. Par. 1848.
- J. Arndt, Das Bewußtwerden der Menschheit. Halle 1850.
- Fr. Zantedeschi, Dello sviluppo della elettricità nell'atto della contrazione muscolare. Padova 1849.
- Dr. W. F. Volkmann, Die Lehre von den Elementen der Psychologie als Wissenschaft. Leipzig 1850.
- Dr. M. E. A. Naumann, Vermischte Schriften physiologischen und psychologischen Inhalts. Bonn 1850.
- Dr. Erdmann, Ueber den poetischen Reiz des Aberglaubens. Halle 1850.
- J. H. Fichte, System der Ethik. Erster kritischer Theil. Die philosophischen Lehren vom Recht, Staat und Sitte in Deutschland, Frankreich und England. Leipzig 1850.
- W. Menzel, Die Gefänge der Völker. Leipz. 1851.
- Biblioteca de autores Españoles desde la formación del lenguaje hasta nuestros dias; ordenada e ilustrada por D. Buenav. Carlos Aribau. Vol. V. Madrid 1851.
- Fr. Rabelais, Oeuvres. Edition variorum augmentée de pièces inédites, des songes drôlatiques de Pantagruel, ouvrage posthume, avec l'explication... et d'un nouveau commentaire historique et philosophique par Esmangart et Eloi Jehanneau. T. 1 — IX. Par. 1831.
- M. Gatién-Arnoult, Monumens de la littérature Romane. 2. Publication. Dr. J. B. Noulet, Las joyas del gay saber: Les joies du gai savoir. Toulouse 1849.
- Ad. Keller, Ein Epil von einem Kaiser und ein apt. Lübigen 1850.
- Hartmann von Aue, Graf. Uebers. von C. D. Zister. Halle 1851.
- Wilh. Grimm, Altdenksche Gespräche. Berlin 1851.
- —, Ueber Freidank. Berlin 1850.
- Württembergischer Fürstenspiegel. Eine Reinschronik vom Pfaffen Mauritius. St. Gallen 1850.
- Ad. Pichler, Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck 1850.
- H. Marggraff, Trus Dänemark. Frankf. 1851.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. November.

Nro. 87.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

U e b e r s i c h t

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und
Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — Sept. 1851.

(Fortsetzung.)

Saint-René Taillandier, Revue littéraire de l'Allemagne. — Des travaux récents de critique et d'histoire. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 18.

Pallegoix (J. Bapt.), Grammatica linguae Thai (siamensis.) Bangkok 1850. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Juin.

Mohl, Rapport sur les travaux du Conseil de la Société asiatique pendant l'année 1850 — 51. — Journ. asiat. 1851 Août.

Oeuvres complètes d'Hippocrates par E. Littré. Paris 1839 — 1851. 7 vols. — Journ. des Savants 1851 Sept.

Translation of the „Vichitra Natak“ or „Beautiful Epitome,“ a fragment of the Sikh Granth entitled „the Book of the Tenth Pontiff.“ By G. Siddons. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. 1850 No. VII.

Long (James), Analysis of the Bengali poem Raj Mala, or chronicles of Tripurá. — Ebendas.

La Roquette, Notice annuelle des progrès des sciences géographiques pendant les années 1849 et 1850. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Juin.

Vibe, Coup d'oeil sur la part prise par la Norvège dans la mesure d'un arc du méridien commencée

par la Russie Trad. du Norvégien par M. de la Roquette. — Ebendas.

Bache (Alexander D.), Report on the progress of the United States Coast Survey for the year ending October 1850. — Amer Journ. of sc. and arts 1851 Sept. Bull. de la Soc. de géogr. 1851 Juin.

Spruce (R.), Journal of a voyage from Santarem to the Barra do Rio Negro. — Hooker's Journ. of Bot. 1851 Sept.

Lynch (W. F.), Narrative of the United States expedition to the river Jordan and the Dead Sea. Sec. ed. Lond. 1850. — Journ. des Savants 1851 Sept.

Werne (Ferd.), Feldzug von Sennaar nach Taka, Basa und Beni-Amer, mit besonderem Hinblick auf die Völker von Bellad-Sudan. Stuttgart 1851. — Blackwood's Edinh. Mag. 1851 Sept. Westm. and for. quart. Rev. 1851 Oct.

Pfeiffer (Ida), Eine Frauenfahrt um die Welt. Wien 1850. — Westm. and for. quart. Rev. 1851 Oct.

Flandin (E.), Souvenirs de voyage en Arménie et en Perse. — Téhéran et Ispahan. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 18.

Jurien de la Gravière, Les Moluques sous la domination hollandaise. — Ebendas. T. IV. Livr. 20.

L'île de Wight. — Les Récates de Cowes, par M. le colonel de la Moskowa. — Ebendas.

Creasy (E. S.), The fifteen decisive battles of the world; from Marathon to Waterloo. — Westm. and for. quart. Rev. 1851 Oct.

Köhne, Sur deux vases peints du Musée de la Comtesse de Laval. — Mémoires de la Soc. imp. d'archéologie de St. Pétersbourg. Vol. V. No. 2. (XIV.) —

Sabatier, Médailles antiques. — Ebendas.

Dolgoruky, Description des monnaies russes in-

- élites appartenant à la collection du Prince S. V. Dolgorouky. — *Ebendaf.*
- Soret, Sur les exemplaires inédits de la collection des médailles orientales de Soret. — *Ebendaf.*
- Grigorieff, On the Patan coins of India, found in the ruins of Sarai. — *Ebendaf.*
- Giraud (Ch.), Précis de l'ancien droit coutumier français. (I. art.) — *Biblioth. de l'École des chartes 1851 Juillet — Août.*
- Mas-Latrie (L. de), Documents français de l'an 1254 émanant du sultan d'Alep. — *Ebendaf.*
- Blanqui, Tableau des populations rurales de la France. — *Journ. des Economistes 1851 Sept.*
- Paris in 1851. — *Blackwood's Mag. 1851 Sept.*
- Louandre (Charles), Les études historiques et archéologiques dans les provinces depuis 1848. II. La Normandie et les provinces de l'Ouest. — *Rev. des deux Mondes 1851. T. III. Livr. 18.*
- —, III Les provinces du centre et du midi. — *Ebendaf. T. IV. Livr. 19.*
- Choiseul-Daillecourt (Comte Maxime de), Parallèle historique des révolutions d'Angleterre et de France sous Jacques II. et Charles X. Par. 1851. — *Quarterly Review 1851 Sept.*
- Vitet (L.), Histoire de la convention nationale. — *Revue des deux Mondes 1851 T. IV. Livr. 19.*
- Gaillard (V.), Études sur le commerce de la Flandre au moyen-âge. — Les foires. — *Messenger des scienc. hist. etc. de Belgique. 1851 Livr. 2.*
- Schaepkens (Alex.), Emblèmes municipaux du moyen-âge. — *Ebendaf.*
- Pinchart (Alex.), Récit de la guerre de 1542 par Gérard Le Prince, contemporain. — *Ebendaf.*
- The Marlboroughs and the reign of Queen Anne. — *Westminst. and for. quart. Rev. 1851 Oct.*
- Montégut (E.), Du génie et des destinées de la race anglo-saxonne. (Halliburton, The English in America.) — *Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 18.*
- Account of the island of Bawean. — *Journ. of the Indian Archipelago 1851 July.*
- Notices of Pinang. — *Ebendaf.*
- Cambodia in 1851. — *Ebendaf.*
- Sir H. Huntley's seven years service on the slave coast, Western Africa. 2 vols. — *Westminst. and for. quart. Rev. 1851 Oct. (Vol. LVI. No. 1.)*
- Foster (J. W.) and J. D. Whitney, Notice of the report on the geology and topography of a portion of the Lake Superior land district. — *Amer. Journ. of sc. and arts 1851 Sept.*
- Batines (Colomb de), Appunti per la storia letteraria d'Italia ne' secoli XIV e XV. I. Andrea Lancia, scrittore Fiorentino del trecento. — *L'Etruria. Studi di filologia, di letteratura e di belle arti. 1851 Gennajo.*
- Bencini (Luigi), Della vita e delle opere di Andrea Lancia. — *Ebendaf. Marzo.*
- Notes pour une future biographie de Frère Romain, architecte. — *Messag. des scienc. hist. etc. de Belg. 1851 Livr. 2.*
- Birks (T. R.), Memoir of the Rev. Edward Bickersteth, late Rector of Watton, Herts. 2 vols. Lond. — *English Review 1851 Oct.*
- Life and works of Bishop Ken. — *Quarterly Review 1851 Sept.*
- Bacourt, Correspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de la Marek. 3 tomes. Par. 1851. — *Ebendaf. Westm. and for. quart. Rev. 1851 Oct.*
- The works of Thomas Browne including his unpublished correspondence and a memoir. Edited by S. Wilkin. 4 vols. — *Quart. Rev. 1851 Sept.*
- The Lexington papers etc. Selected from the originals at Kelham . . . by H. Manners Sutton. — *Ebendaf.*
- Ullmann (Carl), Gregory of Nazianzum. Translated by G. V. Cox. Lond. 1851. — *Westm. and for. quart. Rev. 1851 Oct.*
- Garnier (Ad.), Philosophes et publicistes contemporains. Royer-Collard. — *Revue des deux Mond. 1851 T. IV. Livr. 20.*
- Sylvester (J. J.), On extensions of the dialytic method of elimination. — *Philos. Mag. 1851 Sept.*
- Ebelmen, Sur une nouvelle méthode pour obtenir des combinaisons cristallisées par la voie sèche. — *Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Sept.*
- Observations météorologiques du mois de Juillet 1851. — *Ebendaf.*
- —, du mois d'Août. — *Ebendaf. Oct.*
- Blake (Eli. W.), On the flow of elastic fluids through orifices, with a suggestion of a new method of determining the mutual relations of elastic force, temperature and density in an expanding fluid. — *Amer. Journ. of sc. and arts 1851 Sept.*
- Foucault's pendulum experiment. — *Ebendaf.*
- Lyman (C. S.), Observations on the pendulum experiment. — *Ebendaf.*
- Rice (Henry), Effects of lightning during a storm on the first of July 1851, at Attleboro, Mass. — *Ebendaf.*

Meteorological Register for July to December 1850.
— Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. 1850 No. VII.

— — for January, 1851. — Ebendas. 1851 No. I.

Piddington (H.), A twentieth memoir on the law of storms in the Indian and China seas, being the April Cyclone of the Bay of Bengal. 23. to 28. April, 1850. — Ebendas.

— —, On the rates of chronometers, as influenced by the local attraction of ships and by terrestrial magnetism. — Ebendas.

Tyndall (John), On diamagnetism and magnecrystalline action. — Philos. Mag. 1851 Sept.

Dresser (C. L.), Experiments on the conducting powers of wires for voltaic electricity. — Ebendaselbst.

Weld (Alfred), An account of a remarkable flood at Chipping in Lancashire. — Ebendas.

Reuben Phillips, On the magnetism of pewter coil. — Ebendas.

Golfier-Besseyre, Analyses de trente-quatre échantillons authentiques de sels de varechs. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Sept.

Rivot et Bouquet, Note sur l'analyse des alliages de cuivre et de zinc. — Ebendas.

Sainte-Claire Deville (H.), Mémoire sur les combinaisons des carbonates métalliques avec les carbonates alcalins et ammoniacaux. — Ebendaselbst.

Hofmann (W.), Recherches sur la constitution moléculaire des bases organiques. — Ebendas. Sept. Oct.

Melsens (L.), Note sur les matières albuminoïdes. — Ebendas. Oct.

Baup (Sam.), Sur quelques produits de l'action de l'acide azotique sur l'acide citraconique. — Ebendaselbst.

Pierre (J. Isidore), Recherches sur les dilatations. — Ebendas.

Reynoso (Alvaro), De l'action des bases sur les sels, et en particulier sur les arsénites. — Ebendaselbst.

Horsford (E. N.), On the relation of the chemical constitution of bodies to taste. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 Sept.

Henry (O.), Eaux minérales ferrugineuses de Saint-Denis les Blois. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Sept.

Robiquet (Edmond), Note sur un nouveau modèle d'appareil à déplacement. — Ebendas.

Guibourt, Rapport sur la substitution d'une huile iodée artificielle à l'huile de foie de morue. — Ebendas.

Pelouze (J.), Observations sur la chaux et sur deux nouvelles combinaisons de cette base avec les sesquioxides de fer et de chrome. — Philos. Mag. 1851 Sept.

Donovan (M.), Suggestions for the preparation of phosphorus. — Ebendas.

Benson (W. H.), Geographical notices and characters of fourteen new species of Cyclostoma, from the East Indies. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 Sept.

— —, Descriptive characters of two species of the genus Pterocyclos, discovered by Dr. Bland. — Ebendas.

Gosse (Phil. Henry), A catalogue of Rotifera found in Britain: with descriptions of five new genera and thirty-two new species. — Ebendas.

Clarke (W. B.), A few remarks upon the Crag of Suffolk. — Ebendas.

Wright (Thom.), On the Cidaridae of the Oolites, with a description of some new species of that family. — Ebendas. Oct.

Austin (Thom.), Observations on the connexion between the Crinoideae and the Echinodermata generally. — Ebendas.

Alder (Joshua) and Albany Hancock, Descriptions of two new species of nudibranchiate Mollusca. — Ebendas.

Bate (C. Spence), On the development of the Cirripedia. — Ebendas.

Blackwall (John), A catalogue of british spiders, including remarks on their structure etc. — Ebendas.

Blyth (E.), Conspectus of the ornithology of India, Burma, and the Malayan Peninsula, inclusive of Sindh, Asam, Ceylon and the Nicobar islands. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. 1850 No. VII.

Hodgson (B. H.), Additional notice of the Shou or Tibetan Stag. — Ebendas.

Owen, Memoir on the Megatherium. P. H. — Philos. Mag. 1851 Sept.

Verreaux (Jules et Edouard), Descriptions d'espèces nouvelles, rares ou peu connues, d'oiseaux du Gabon (Afrique occidentale). — Rev. et Mag. de Zool. 1851 Sept.

- Motchoulsky** (Vict. de), Description d'un genre nouveau de Coléoptères de France de la famille des Rhynchocephales (Curculionites.) — *Ebendaf.*
- Laferté-Sénectère**, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Bocandé dans la Guinée portugaise. (Suite.) — *Ebendaf.*
- Lereboullet**, Note sur une monstruosité observée sur le Hanneton vulgaire. — *Ebendaf.*
- Signoret** (V.), Hémiptères nouveaux, provenant du Gabon. — *Ebendaf.*
- Miers** (John), Observations on the affinities of the Olacaceae. — *Annals and Mag. of nat. hist* 1851 Sept.
- Ralfs** (John), Remarks on *Dickieia*. — *Ebendaf.*
- —, On *Chantransia*, Desv. — *Ebendaf.* Oct.
- Mitten** (Will.), A list of all the mosses and Hepaticae hitherto observed in Sussex. — *Ebendaf.*
- Bentham** (George), *Florula Hongkongensis*. — *Hooker's Journ. of Botany* 1851 Sept.
- Seemann** (Berthold), Sketch of the vegetation of the Isthmus of Panamá. (Cont.). — *Ebendaf.*
- Dalzell** (N. A.), Contributions to the Botany of Western India. (Cont.) — *Ebendaf.*
- Gladstone** (J. H. and G.), On the growth of plants in various gases. — *Philos. Mag.* 1851 Sept.
- Shepherd** (Forest), Observations on the Pluton Geysers of California. — *Amer. Journ. of sc. and arts* 1851 Sept.
- Dana** (Jam. D.), On coral reefs and islands. — *Ebendaf.*
- —, Note on heteronomic isomorphism. — *Ebendaf.*
- Murchison** (Sir Roderick Impey), On the former changes of the Alps. — *Ebendaf.*
- Levallois**, Aperçu de la constitution géologique du département de la Meurthe. — *Annal. des Mines* 1851 Livr. III.
- Daubrée**, Expériences sur la production artificielle de l'apatite, de la topaze et de quelques autres minéraux fluorifères. — *Ebendaf.*
- Piddington** (H.), Detailed Report on the copper ores of the Deoghur Mines. — *Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal.* 1851 No. I.
- Martin** (P. J.), On the anticlinal line of the London and Hampshire basins. (Cont.) — *Philos. Mag.* 1851 Sept.
- Lyell** (C.), Principles of geology. 8. ed. 1850.
- —, A manual of elementary geology. 3. ed. 1851. — *Quart. Rev.* 1851 Sept.

- Delisle** (Leopold), Études sur la condition de la classe agricole et de l'agriculture en Normandie, au moyen-âge. Evreux 1851. — *Journ. des Savants* 1851 Sept.
- Ferrucci** (Mich.), De more maiorum in puerili institutione revocando. — *L'Etruria* 1851 Giugno.
- Public instruction in France under the new law. — *Dublin Review* 1851 Sept.
- Newman** (Francis William), The soul, her sorrows and her aspirations. Lond. — *English Review* 1851 Oct.
- Life and immortality. — *Westm. and for quart. Rev.* 1851 Oct.
- Ferrari** (Jac.), Studi sopra Dante. — *L'Etruria* 1851 Febr.
- —, Proposta di una nuova spiegazione della allegoria della Divina Commedia. — *Ebendaf.* Aprile — Giugno.
- Fanfani** (P.), Di un' antica scrittura contenuta in un codice della biblioteca dei Martelli. — *Ebendaf.* Mayyio.
- De Ring**, Raoul de Créqui, poème inédit. — *Messag. des scienc. hist. de Belg.* 1851 Livr. 2.
- Morand** (Fr.), Mathéolus et son traducteur Jean Lefèvre. — *Bulletin du Bibliophile* 1851 Août.
- Miscellany of the Celtic Society. Edited by John O'Donovan. Dublin 1849. — *Dublin Review* 1851 Sept.
- Casali** (G. C.), Dello encaustico greco, suo rinnovamento, massime in Italia, e perfezionamento per cura del Prof. M. Ridolfi. — *L'Etruria* 1851 Gennajo.
- Mercey** (Fréd.), Les arts en 1851. I. La Rome souterraine. L'expédition de Mésopotamie. Le Serapéum. — *Revue des deux Mond.* 1851. T. III. Livr. 18.
- Montégut** (E.), La véritable cause de la crise actuelle. — *Ebendaf.* T. IV. Livr. 20.
- Rozière** (E. de), Formules inédites publiées d'après un manuscrit de la bibliothèque de Strasbourg. — *Biblioth. de l'École des chartes* 1851 Juillet — Août.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. December.

Nro. 88.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

United States Exploring Expedition.
The Races of Man and their geographical
distribution.

The doctrine of the Unity of the Human
Race.

(Fortsetzung.)

Wenn auch diese Belege nicht völlig ausreihend erscheinen mögen, um die Identität der Mexikaner der Westküste mit der malayischen Rasse zu erhärten, so haben sie doch viel Wahrscheinlichkeit für sich und sind jedenfalls sehr beachtenswerth. Mißlicher steht es dagegen um die Gründe, welche der Verf. bezüglich der Eingebornen Panamas und Central-Amerikas beybringt; möchte er doch selbst noch malayische Spuren bey den Escherokesen und Schippewäern vermuthen, lediglich weil ihre Sprache gleich der malayischen weich lautet. Wir wollen nicht die Einwanderung von Polynesiern an den Westküsten Amerikas bezweifeln, auch nicht die Abkunft mancher amerikanischen Völker von denselben läugnen, wünschen aber, daß noch gewichtigere Gründe als die hier angeführten beygebracht werden möchten.

Von den sogenannten Micronesiern bestätigt der Verf. ihre malayische Verwandtschaft. Auch bey den Japanern will er diese finden, obgleich er nicht mehr als 4 oder 5 derselben, die von einem unbekanntem Eiland unter ohngefähr 30° n. Breite verschlagen worden waren, zu Gesicht bekam, bey denen er übrigens selbst anfangs unschlüssig war, ob er sie an diese Rasse anreihen dürfe. Noch be-

ruft er sich auf Dr. Judd von der hawaiianischen Mission, der einige Japaner von Matsmai im Norden gesehen hatte und sie ihrem physischen Baue nach für identisch mit den Sandwichs-Insulanern erklärte.

Als ostindische Malayen führt der Verf. die Bewohner von Luzon, Mindanao, Suluk und Singapore auf. Auch die Indo-Chinesen zählt er dieser Rasse bey; eine Ansicht, die der gewöhnlichen sehr entgegensteht und die er allerdings mit triftigeren Gründen als die hier beygebrachten hätte belegen dürfen. Er hat nämlich selbst nur einige Cochinchinesen gesehen, welche die Bemannung eines Schiffes im Hafen von Singapore ausmachten und sämmtlich malayischen Ansehens waren, ohne Anzeichen chinesischer Züge. Außerdem bezieht er sich auf Dr. Betton, der Birma besuchte und fand, daß die Birmanen zu derselben Völkergruppe als die Malayen Ostindiens gehörten; von den Karens meinte er jedoch, daß sie einer andern Rasse zuzurechnen wären.

Daß auch auf Madagaskar Völker vom malayischen Typus vorkommen, ist bekannt. Der Verf. sah in Zanzibar 4 oder 5 Individuen, die entschieden diesen Typus zeigten und auf Erkundigung hörte er, daß zwey davon Dvaks von Madagaskar wären. Noch führt er an, daß ein gewisser Waters einige Bewohner der Maldiven gesehen und in ihnen ein malayenähnliches Volk gefunden hätte; ferner daß Williams, Mitglied der amerikanischen Mission in China, in den Gesichtszügen der Singalesen auf Ceylon einen malayischen Ausdruck gefunden hätte.

3. Australische Rasse. Der Verf. meint, daß man im Allgemeinen die Australier bezeichnen könne als von der Farbe und den Zügen des Negers, aber mit Haar statt Wolle. Es kamen ihm ohngefähr 30 Individuen zu Gesicht, die weder die Lippen so einsörmig dick, noch die Nase so stark abgeplattet wie beym Neger hatten, doch waren in einigen Fällen Nase und Mund breiter, die Gliedmassen aber waren nicht so abgemagert als gewöhnlich angegeben wird. Einige waren überaus häßlich, andere dagegen hatten ein feines Gesicht und einen erklärt er für das schönste Modell menschlicher Formen, das er gesehen hätte. Ein Portrait von einem Neuholländer ist beygefügt.

4. Papua-Rasse. Diese Rasse, mit welcher der Verf. durch die Fidjisch-Insulaner bekannt wurde, zeichnet sich vor allen andern durch die Rauigkeit ihrer Haut aus. Das Haar ist reichlich, von Natur gekräuselt und buschig, und so grob, daß es eher drahtartig als wollig genannt werden kann. Der Bart wächst nicht so lang und so umfangreich als bey den Weißen, ist aber stärker als bey den andern Rassen. Im Durchschnitt übertreffen die Fidjisch an Größe die Europäer, stehen aber den Bewohnern von Tonga und Samoa nach. Die Schädel können nicht leicht mit denen der Malayen verwechselt werden, sie tragen eher den Neger-Umriss, sind aber stark zusammengedrückt und unterscheiden sich wesentlich von allen andern Schädeln. Zwey sehr charakteristische Portraits sind beygegeben.

Nach einigen Mittheilungen hält sich der Verf. für berechtigt, zu den Papuas auch noch die Bewohner der Ostküste von Neuguinea, der Admiraltäts-Gruppe, der Bougainville-Inseln und von Neucaledonien zu rechnen; auch meint er, daß sie sich über einen Theil der ostindischen Inseln erstrecken, wahrscheinlich aber westwärts nicht über Floris oder Ende hinaus reichen dürfte.

5. Negrillo-Rasse. Diese Rasse unterscheidet der Verf. von den Papuas, mit denen sie sehr in der Färbung übereinkommt, durch geringere Größe, Mangel an Bart, Vorragung des untern Gesichtstheils oder geneigtes Profil und die übermäßigen Neger-Gesichtszüge. Auch findet er die Haare wolliger als beym Papua, obwohl sie an verflochtner

Dichtheit bey weitem nicht denen des Negers gleich kommen. Bey unmittelbarer Vergleichung mit dem letztern schien ihm die Haut mehr roth als schwarz. Als charakteristische Abbildungen bezeichnet er die in Crawfurd's Indian Archipelago, dann die des Luzon-Mädchens von Choris, und die seinem Werke beygegebene von einem Aramanga-Mädchen.

Der Verf. scheint seine Charakteristik hauptsächlich nach dem letzterwähnten Mädchen, das er auf Tongatabu sah, entworfen zu haben. Auf Erkundigung hörte er, daß dasselbe von der Insel Aramanga (Neu-Hebriden) gebracht worden sey. Daß hier wollhaarige Schwarze wohnen, bestätigte ihm auch Cunningham; daß auf der Mitendi-Gruppe (Vanikoro) und den Salomonsinseln eine ähnliche Rasse wohnt, berichtete d'Urville. Ferner sah der Verf. auf Singapore drey Negrillo-Sklaven, die von Neuguinea sollten eingeführt worden seyn. Nach der Angabe von Dickenson, der Tidore besucht hatte, sollen derartige Sklaven, zugleich mit Paradiesvögeln, direkt von Neuguinea gebracht werden. Der Verf. erinnert jedoch, daß diese Mittheilungen nicht ganz stimmen mit andern und daher zu weitem Untersuchungen auffordern.

Von den Negrillos auf den Philippinen bekam der Verf. kein Individuum zu Gesicht, wohl aber sah Drayton, der Zeichner, der auch das Aramanga-Mädchen portrairt hatte, auf Manila ein Negrillo-Mädchen, das er von gleicher Rasse mit jenem erklärte. Nach einer Mittheilung des Paters Aranda haben die Negrillos von Luzon keine eigenthümliche Sprache, sondern gebrauchen das Tagala, und bewohnen Häuser und Dörfer. Auf Sulu sah der Verf. einen Negrillo, einen jungen Mann, der wahrscheinlich ein Eingeborner war und der Zeichen gemischter Abkunft an sich trug. Noch erwähnt er nach Sagen, daß die Andaman-Insulaner ebenfalls den Negrillos angehören, und daß diese auch auf der malayischen Halbinsel und auf Sumatra vorkommen sollen. Letzteres hat sich indeß neuerdings als unbegründet gezeigt.

6. Zelinganische oder indische Rasse. Diese Rasse, welche der Verf. von seiner weißen (arabischen), die ebenfalls in Ostindien vorkommt, unterscheidet, charakterisirt er nach den östlichen Hin-

bus, die er im indischen Archipel, namentlich in Singapore, kennen lernte. Ihre Farbe bezeichnet er als sehr übereinkommend mit der der vorhergehenden Rassen, und so entschieden dunkler als die der Malayen, daß sie nach gewöhnlichem Sprachgebrauche schwarz genannt wird, obwohl bey Vergleichung der Ton weit von dem des unvermischten Neger's entfernt ist. Die Farbe mag aus einer Mischung von Roth und Schwarz hervorgebracht werden. Die Gesichtszüge nähern sich sehr genau denen der weißen Rasse, doch erscheint gewöhnlich der Mund weiter, die Nase viel weniger vorspringend, und die Lippen auffallend dicker. Die Haare sind schlicht, fein und schwarz.

Bey seinem Aufenthalt in Bombay und Dekkan war der Verf. sehr verwundert über das seltene Vorkommen der telinganischen Rasse, wenigstens im unvermischten Zustande. Alle Mahratten-Braminen schienen von unvermischter weißer Abstammung zu seyn. Bedenklich macht es ihn auch, daß die Rassen-eintheilungen ganz unabhängig von den physischen Differenzen der beyden Rassen sind, und daß das Volk selbst darnach keine Unterscheidung macht. Will er nun auch gleich nicht die Selbstständigkeit seiner telinganischen Rasse aufgeben, was doch wohl das gerathenste wäre, so bekennt er wenigstens, daß im westlichen Hindustan die Bevölkerung dermaßen gekreuzt ist, daß er sich außer Stand sähe, genaue Gränzen zu ziehen.

7. Negerrasse. Die Charakteristik derselben, als nichts Neues darbietend, dürfen wir hier übergehen. Interessant sind die Angaben des Verf. über die Neger, denen er außerhalb ihres Vaterlandes auf seinen Reisen begegnete. Das Portrait, welches er von einem Negerklaven in Rio Janeiro liefert, scheint den ganzen Jammer, der auf diesem unglücklichen Volke liegt, auszudrücken.

8. Aethiopische Rasse. Nach des Verf. Meinung hält diese Rasse das Mittel zwischen der telinganischen und den Negern. Die Farbe scheint dunkler als bey jener Rasse, das Haar ist kraus und fein, nicht drähtern wie bey den Papuas, von denen sich die Aethiopier noch durch ihre weiche Haut und europäische Physiognomien unterscheiden. Der Verf. hat verschiedene Individuen von den Barabras, Ababde und Bischori gesehen, von welch-

lehteren er auch die Abbildung einer Frau mittheilt. Nach etlichen Individuen, die er von Somalis, Danakils, Gallas, M'Kuafi und Mussai gesehen, will er auch diese hieher rechnen.

9. Hottentotten-Rasse. Ueber das Wenige, was der Verf. von dieser Rasse sagt, können wir hinweggehen, da er mit ihr persönlich nicht bekannt wurde. Woher die Abbildung des Buschmanns-Mädchen rührt, ist nicht gesagt.

10. Abyssinische Rasse. Auch hier brauchen wir uns nicht bey der kurzen Schilderung des Verf. aufzuhalten, da er selbst gesteht, nur wenige ächte Abyssinier gesehen zu haben, die überdieß nicht sehr mit einander übereinstimmten.

11. Weiße oder arabische Rasse. Alle Völker, die der Verf. nicht einer der vorhergehenden 10 Rassen zugetheilt hat, gehören hieher, also auch ein großer Theil der Bewohner Ostindiens. Die Vertauschung der gewöhnlichen Bezeichnung als kaukasische Rasse mit der der arabischen, ist eine nicht gerechtfertigte Neuerung.

Hiermit haben wir die 11 Rassen vorgeführt, die der Verf. im Ganzen unterscheidet. Sollen wir in Kurzem unser Urtheil über den Werth dieser Aufstellung abgeben, so müssen wir die Haltbarkeit dieser meisten Rassen anerkennen, jedoch nicht als gleichwerthiger Gruppen, sondern in der Unterordnung unter die drey großen Hauptabtheilungen der kaukasischen, mongolischen und aethiopischen (Neger) Rasse. Auch können wir die Unterdrückung der amerikanischen Rasse nicht billigen, da sie wenigstens für ihre Geltung ein so gutes Recht ansprechen kann als seine telinganische, oder äthiopische oder abyssinische neben der arabischen Rasse. Sehr vermist wird es, daß der Verf. fast gar keine Rücksicht auf den Schädelbau genommen hat, der denn doch bey jeder Rassen-eintheilung eine Hauptberücksichtigung erfahren sollte, und von ungleich größerer Bedeutung ist als die weit mehr wechselnde Farbe, auf welche er zu viel Werth gelegt hat. Aber trotz dieses Mangels ist doch des Verf. Arbeit eine der bedeutendsten, die über diesen Gegenstand erschienen sind, und da er die ihm dargebotene Gelegenheit mit fast allen Hauptformen des Menschengeschlechtes aus eigener Ansicht bekannt zu werden, auf's Beste benützt hat, so hat er zur genauern Kenntniß und Unter-

scheidung der Rassen nach ihrer physischen Beschaffenheit einen höchst wichtigen Beitrag geliefert.

Aus den allgemeinen Betrachtungen, die der Verf. auf die Charakteristik der Rassen folgen läßt, wollen wir nur einige specielle Punkte hervorheben. Auf die Frage, ob seine 11 Rassen als eben so viele Arten oder nur als Varietäten einer und derselben Art zu betrachten seyen, gibt er keine klare Antwort, nur meint er, daß wenn man bloß eine einzige Species gelten lassen wollte, man alsdann auch nur einen Central-Ausgangspunkt für sie annehmen dürfte. Diesen möchte er aber in Afrika und zwar in Abyssinien finden, aus Gründen, die freylich uns nicht überzeugen haben.

Welchen Weg die Wanderungen möchten genommen haben, davon gibt er einige Andeutungen, die er auf der Rassenkarte durch punktirte Linien angezeigt hat. Für Amerika z. B., dessen Urbevölkerung er von der mongolischen und polynesischen Rasse ableitet, gibt er zwey solcher Straßen an. Die eine führte die erstere Rasse von Nordost-Asien herüber nach Nordwest-Amerika, von wo sie sich dann weiter über den Continent verbreitete. Die zweyte Straße führte Polynesier über den weiten Ocean an die Nordwestküste von Amerika, wohin sie leichter gelangen konnten als an die Südküste, da zu dieser von der polynesischen Gruppe her der Zutritt durch hohe Wellen und beständige conträre Winde und Strömungen sehr erschwert ist. Hält daher eine Pirogue von irgend einem Theile Polynesiens die Richtung nach Amerika ein, so wird sie fast nothwendig an's Nordende von Kalifornien gelangen, und hier ist es eben, wo der Verf. seine zweyte Rasse von Amerika auftreten läßt. Wie er zufügt, ist dieser Kurs so wohl bekannt, daß man in Mexico San Francisco als einen Punkt auf der Route nach Manila betrachtet. Er erinnert weiters daran, daß diese Linie auch günstig ist für eine direkte Fahrt von Japan her, wie denn in den letzteren Jahren ein Wallfischfahrer im nördlichen stillen Meere mit einem japanischen Schiff zusammengetroffen sey, ein anderes an der Küste der Sandwichs-Inseln Schiffbruch erlitten habe, und ein drittes bis an die Mündung des Columbiaflusses getrieben worden wäre.

Zuletzt kommt der Verf. auf eine sehr ausführliche Besprechung der zu verschiedenen Zeitperioden in Amerika, auf den polynesischen Inseln, im äquatorialen Afrika, im südlichen Arabien, in Indien und Egypten eingeführten Pflanzen und Hausthiere, wobey er für die beyden letztgenannten Länder eine besondere Rücksicht auf die Darstellungen nimmt, welche von Thieren und Pflanzen auf den alten Monumenten vorgefunden worden sind.

II. Wir gehen nun über zur Anzeige des zweyten Werkes, welches sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Einheit des Menschengeschlechts aus den Principien der Wissenschaft zu erweisen. Der Verfasser desselben, John Bachman, ist Theolog; er zeigt sich aber auch sehr gut bewandert in der Naturgeschichte und ist desßhalb wohl berechtigt, in der angeregten Frage ein Wort mitzusprechen. Sein Werk bekrundet ein gesundes und gründliches Urtheil und ist reich an eigenthümlichen Beobachtungen, so daß es nicht verfehlen wird, in den Ländern englischer Zunge eine große Anerkennung zu gewinnen. Eine solche wird es sich aber in gleichem Umfange in Deutschland kaum erwerben können, da die deutschen Leistungen auf diesem Gebiete allzu wenig berücksichtigt oder zu wenig gekannt sind, für uns also die Lücken und Mängel, die aus Nichtbeachtung unserer Literatur vorliegen, zu augenfällig hervortreten. Wenn dieselbe schon in England wenig gekannt und noch weniger zugänglich ist, so scheint dieß weit mehr in den vereinigten Staaten der Fall zu seyn, indem der Verf., der doch, wie man aus seinem Buche sieht, früher in Deutschland gereist ist, und desßhalb mit unserer Literatur leichter bekannt werden konnte, es einigemal beklagt, daß es ihm in Nordamerika an Gelegenheit gemangelt habe, deutsche Bücher zur Vergleichung aufzutreiben. Der Mangel an großen Bibliotheken, wie wir sie in Deutschland besitzen, muß dort sehr allgemein, und insbesondere die deutsche Literatur sehr vernachlässigt seyn.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. December.

Nro. 89.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.
Herausgegeben von dem Landesarchive zu Karlsruhe durch den Director desselben F. J. Mo-
ne. Karlsruhe, Druck und Verlag der W.
Braun'schen Hofbuchhandlung. 1850. I. Bd.
S. 516. 1851. II. Bd. 1. H. 8.

An Zeitschriften, welche der Geschichte gewidmet sind, fehlt es wahrlich nicht, wie ein Blick auf die Leistungen der in allen Gauen Deutschlands bestehenden historischen Vereine beweist, und gewiß tragen sie alle mehr oder minder zur Vervollständigung und Aufhellung der vaterländischen Geschichte bey, nur wäre zu wünschen, daß dieselben ihre Thätigkeit auf Bekanntmachung von Quellen beschränkten und nicht auf Ausarbeitungen ausdehnten, weil diese in der Regel sehr mangelhaft sind, so daß andere immer wieder auf denselben Gegenstand zurückzukommen sich genöthiget sehen. Lückenhaft wird aber jede geschichtliche Arbeit bleiben, so lange nicht die bezüglichen Quellen vollständig bekannt gemacht sind. Und hier ist noch sehr viel zu thun. Darum wird jedes Werk, das uns neue Quellen vorführt, stets willkommen seyn, daher auch die in Rede stehende Zeitschrift, und diese um so mehr, als sie von einem Gelehrten ausgeht, der auf diesem Gebiete völlig eingebürgert und mit der Geschichte so vertraut ist, daß er weiß, wo ihr vorzugsweise aufgeholfen werden muß.

Diese Zeitschrift, welche in geographischer Hinsicht den ganzen Oberrhein, nämlich die Schweizer Kantone, die an den Rhein gränzen, Württemberg,

Baden, Elsaß, die bayerische Pfalz und das Großherzogthum Hessen bis an den Main und die Nahe umfaßt, soll, so heißt es in der Vorrede, sowohl Quellen mittheilen, als auch davon Nachrichten oder Verzeichnisse geben, wenn die Aufnahme der Texte allzuviel Raum in Anspruch nehmen würde und Abhandlungen, liefern, welche auf quellenmäßigen Auszügen ruhen. Diese dreysache Behandlungsart soll sich, so ist der Plan, über das ganze Volkleben erstrecken, um es in aller Hinsicht kennen zu lernen. Das gerade ist ein großes Verdienst der neueren Forschung, daß sie allenthalben darauf ausgeht, besonders das Volkleben, den interessantesten und wichtigsten, leider aber langehin vernachlässigten Theil der Geschichte aufzuhellen, und die Institutionen, unter welchen und durch welche es sich bewegte, zur klaren Anschauung zu bringen. Dazu drängen selbst die Entwicklungen der Gegenwart; denn sie bleiben, da sie mit der Vergangenheit in der innigsten Verbindung stehen, unverständlich, wenn uns die Kenntniß der letzteren fehlt. Wie jeder Mensch, so macht auch jedes Volk seine Erfahrungen; sie weise benützen, ist ihr Vortheil, sie unbeachtet lassen leider Verderben. Zwar gestattet, wie der Herausgeber in der Vorrede bemerkt, der organische Verlauf des Volklebens keine Wiederholung früherer Zustände, so wenig als ein erwachsener Mann wieder zu seinen Jünglingsjahren zurückkehren kann, wohl aber die Benützung früherer Vorbilder und Erfahrungen. Das hat auch das badische Staatsministerium begriffen; und daher, wie wir dem Vorwort entnehmen, die Herausgabe dieser Zeitschrift, die ihrer Anlage gemäß nicht in das größere Publikum bringen kann, durch einen Zuschuß von Geld-

mitteln möglich gemacht, und zwar, wie man sieht, zu einer Zeit, wo der Staat sich vielfach in großem Gebränge befand, was das Verdienstliche der gewährten Unterstützung nur um so größer erscheinen läßt, zumal wenn man sieht, daß man anderwärts, wo der Sturm viel weniger wüthete, nicht daran denkt, derley Unternehmungen einen günstigen Blick oder die erforderlichen Mittel zuzuwenden, vielmehr nach wie vor Alles dem Fleiße und der Sorge Einzelner überläßt. Man sieht nicht selten, wie es scheint, die Geschichte für eine alte Registratur an, die außerdem, daß sie allenfalls die Neugierde befriediget, zu weiter nichts gut ist, als zu den Thorheiten und Fehlern unserer Ahnen auch die unfrigen aufzunehmen. Ehre daher dem badischen Ministerium, das von dem Nutzen und der Brauchbarkeit der Geschichte eine andere Ansicht hat.

Die Urkunden und andere Quellen, welche hier mitgetheilt werden, sind nicht, wie gar häufig anderwärts geschieht, zusammengewürfelt, als wenn der Zufall gewaltet hätte, sondern nach gewissen Rubriken zusammengestellt und sorgfältig ausgewählt, und es ist denselben, was besonders dankenswerth ist, stets eine historische Einleitung vorgegeschickt, welche das Verständniß der mitgetheilten Documente sehr fördert. Dem Ref. ist unter den vielen historischen Zeitschriften keine bekannt, welche solche Vorzüge vereinigte, man mag auf den Stoff, der dargeboten wird, oder auf die Behandlung desselben das Augenmerk richten. Um dieß zu zeigen genügt es, auf einzelne Rubriken, deren der erste Band sechs und zwanzig enthält, etwas näher einzugehen.

Eröffnet wird derselbe mit Weisthümern vom 13. bis 15. Jahrhundert. Man könnte vielleicht im Hinblick auf Grimms Sammlung solche Publicationen für überflüssig halten, würde aber sehr irren, da Grimm eben nur die bekannt machte, deren er habhaft werden konnte — eine verhältnißmäßig kleine Anzahl, wie die neueren Sammlungen von Kaltenbäck und Schauberg beweisen, und weil erst dann, wenn die Weisthümer vollständig gesammelt sind, es möglich wird, die „Rechtsgränzen der Völkerschaften in Deutschland zu finden, das Allgemeine der Grundlage zu erkennen, und die speciellen nationalen Unterschiede nachzuweisen.“ Ueber die Zeit,

wann die Weisthümer zuerst üblich geworden, sind die Gelehrten keineswegs einig, und es ist allerdings schwierig, dieß genau zu ermitteln. Die bisher aufgefundenen gehen nicht höher hinauf als in das 12. Jahrhundert, indessen kann nicht bezweifelt werden, daß ihr Inhalt viel weiter zurückgeht und auf alten Grundlagen beruht. Der Herausgeber weist die ersten Spuren der Weisthümer schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts nach, rückt jedoch ihren Ursprung noch höher hinauf, nämlich in die Zeit, wo die Immunitäten oder gefreyten Bezirke zum Vorschein kamen, also in den Anfang des 6. Jahrhunderts, und wohl mit Recht; denn da diese Bezirke der allgemeinen Gerichtsbarkeit entzogen wurden, mußten sie eine besondere — die Weisthümer erhalten. Diese haben, obgleich sie beschränkt und einförmig sind, weil sie großentheils Gutsverhältnisse betreffen, und diese fast durchgänglich nach den nämlichen oder ähnlichen Grundsätzen geordnet sind, drey unverkennbare Vorzüge: 1) legten sie allen Angehörigen die Pflicht auf, bey dem Gerichte gegenwärtig zu seyn; 2) wurde durch die alljährlich wiederholte Eröffnung der Weisthümer die Rechtskenntniß fortgepflanzt und wach erhalten; 3) lag in dem unmittelbaren Ausspruch im Angesichte der ganzen Gemeinde für jeden Einzelnen die moralische Nöthigung, seine Rechtspflicht zu erfüllen. Mit den Weisthümern gingen im Verlaufe große Veränderungen vor, welche kennen zu lernen unerläßlich ist, weil dadurch der Verfall dieser Rechtsinstitute erkannt wird; denn als Aenderungen eintraten, schwand die Achtung und damit allmählig der Gehorsam vor dem Gesetze, und es ward so die Handhabung der Weisthümer erschwert. Um ihnen den Vollzug zu sichern, ließ man sie von den Landesherren beständigen, und um der eingerissenen Unordnung zu begegnen, revidiren; allein da hiedurch ihre Ursprünglichkeit und Autonomie aufgehoben wurde, ging das ganze Institut unter.

(Schluß folgt.)

United States Exploring Expedition.
The Races of Man and their geographical
distribution.
The doctrine of the Unity of the Human
Race.

(Schluß.)

Eine Arbeit, wie sie der Verf. sich vorgesetzt hat, wird immer zum großen Theil polemischer Art seyn, da sie die entgegengesetzte Ansicht von einer Mehrheit der Arten des Menschengeschlechtes zu bekämpfen hat. Der Verfasser hat sich dabey nach nordamerikanischer Weise gar nicht um die Gegner bekümmert, die sich lange vor ihm in Deutschland und Frankreich auf dem Kampfsplatze eingefunden haben, sondern er hat es nur mit seinen eignen Landsleuten zu thun. Mit den direkten Bekämpfern der specifischen Einheit des Menschengeschlechtes unter denselben hat er freylich ein leichtes Spiel, da es nur etliche und diese ganz obskuren Namens sind, wie es denn auch in Europa noch keinem wahrhaft großen Naturforscher in den Sinn gekommen ist, dieselbe bestreiten zu wollen; dagegen hat sich der Verf. ernstlicher zu bemühen gehabt, die indirekten Angriffe, die in dieser Beziehung erhoben wurden, zu beseitigen.

Die bedeutendsten unter diesen, so weit sie von Nordamerikanern herrühren, sind von Morton ausgegangen, der durch mehrere Arbeiten über die Menschenrassen sich einen Ruf erworben hat, und in einem späteren Artikel zu zeigen sich bemühte, daß die bisher allgemein verbreitete Annahme von der Unfruchtbarkeit der aus der Zeugung zweyer verschiedener Arten hervorgegangenen Bastarde durch zahlreiche gegentheilige Erfahrungen aus der Thierwelt als unhaltbar aufgegeben werden müßte. Ist dem aber so, so verliert der triftigste Grund der bisher vom naturhistorischen Standpunkte aus für die Art-Einheit der Menschenrassen aufgestellt worden ist, seinen Halt. Zur Zeit konnte man sich auf die unbedingte Zeugungsfähigkeit aller Menschenrassen miteinander als auf einen vollgültigen Be-

weis berufen; daß sie nicht verschiedene Arten, sondern nur Varietäten einer und derselben Art ausmachen. Wenn es aber bey den Thieren erwiesen ist, daß verschiedene Arten miteinander eine fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen können, so fällt obiger Beweis von selbst hinweg; denn alsdann fällt man sich auch bey dem Menschen für berechtigt ansehen, die verschiedenen Rassen als eben so viele verschiedene Arten und in weiterer Folgerung diese als von eben so vielen Urpaaren entsprungen anzusehen. Damit ist dann auch die Lehre der Bibel von dem Ursprunge aller Menschen von einem einzigen Urpaare als nichtig erwiesen und dadurch zugleich dem Christenthume seine Geltung als Weltreligion genommen; Folgerungen von einer Bedeutung, die nicht bloß den Theologen, sondern jeden Christen zur strengsten Prüfung der Praemissen, aus denen sie abgeleitet sind, auffordern. Die Untersuchung dieses Gegenstandes hat demnach nicht bloß ein naturhistorisches, sondern in ihren weiteren Consequenzen auch ein höchst bedeutendes religiöses Interesse.

Wir haben, in Anerkennung der Bedeutsamkeit dieser Frage, gleich nach Erscheinung von Morton's Aussage denselben in unsern Blättern (Band XXV S. 369) kritisch geprüft und gezeigt, daß sämtliche Belege keine Evidenz darbieten und daher das auf sie gebaute Resultat nichtig ist; wir haben dabey bemerkt gemacht, daß Morton in der Ausnahme seiner Belege eine auffallende Leichtgläubigkeit, verbunden mit einer eben so großen Unkenntniß der bey uns gemachten Erfahrungen, an den Tag gelegt habe. Es wird Niemand erwarten, daß unser Autor von dieser Widerlegung Kenntniß gehabt hatte; er ist daher mit einer solchen ganz auf sich selbst angewiesen.

Für ihn, den Theologen, hatte aber die Entkräftung von Morton's Angaben, aus den vorhin angedeuteten Bemerkungen, eine doppelte Wichtigkeit und er widmet ihr daher einen großen Abschnitt in seinem Buche. Wir müssen es ihm auch zum Ruhme nachsagen, daß ihm die Widerlegung in allen den Fällen, wo er selbst Untersuchungen anstellen konnte, vollständig gelungen ist, und daß er höchst schätzbare eigne Beobachtungen über die Unfruchtbarkeit verschiedener Bastarde beygebracht hat.

Nur in den wenigen Fällen, wo Morton aus zweyter oder dritter Hand von ihm günstigen Angaben deutscher oder französischer Schriftsteller Nachricht erhielt, — wie z. B. von der durch Hellenius mitgetheilten fruchtbaren Paarung eines Rehens und Schafes, oder von der in Chili gewöhnlichen Kreuzung der Ziegen und Schafe — konnte der Verf. aus Mangel an Vergleichung der Originalberichte sich nicht zurecht helfen und mußte sich mit bloßen Nebensarten begnügen. Sonst, wie gesagt, ist ihm die Widerlegung von Morton vollständig gelungen, und wenn er auch, gleich diesem, andere wichtige Fälle, die aus der deutschen Literatur noch nicht in die englische übergegangen sind, unberührt gelassen hat, so macht dieß für die Nordamerikaner nichts aus, da sie ebenfalls keine Kenntniß davon haben.

Nachdem der Verf. seine Gegner vollständig entwaffnet hat, zeigt er ihnen weiter, in welche Widersprüche sie sich selbst mit ihrer Annahme von mehreren Menschenarten verwickeln, gegenüber den zahlreichen Erfahrungen, die wir hinsichtlich des großen Kreises von Abänderungen an den verschiedenen Arten unserer Hausthiere gemacht haben. Er macht sie auch aufmerksam auf die zahlreichen Uebergänge, welche zwischen den Menschenrassen vorkommen und die bey wirklichen Arten gar nicht stattfinden können, und verweist ferner auf die weite Verbreitung der Hausthiere über ihren ursprünglichen Wohnplatz hinaus, um zu zeigen, daß auch für das Menschengeschlecht die Annahme verschiedener Schöpfungs-Mittelpunkte ganz überflüssig ist.

Hey dieser Gelegenheit kommt der Verf. abermals in Conflict mit Morton, der die Behauptung aufgestellt hatte, daß die Ureingebornen Amerika's weder von der mongolischen noch von der malayischen Rasse abgeleitet werden könnten, daß von ihnen aus kein Uebergang zu einer andern stattfände, und daß sie deßhalb als eine besondere, von allen andern verschiedene Rasse angesehen werden müßten. Im direkten Gegensatz hiemit behauptet der Verf., daß in Amerika vom äußersten Norden an bis hinab nach Kap Horn die mongolische Rasse verbreitet ist. Zur Rechtfertigung seiner Behauptung beruft er sich darauf, daß er eine Menge Indianer Nordamerika's, so wie verschiedene Chinesen, Japaner und mehrere

Individuen aus anderen der mongolischen Rasse zu gezählten Völkern gesehen habe, die so viel Aehnlichkeit mit den Indianern hatten, daß wenn man sie in Amerika getroffen hätte, sie ohne weiters zu einigen Stämmen der hier einheimischen Urbewohner gezählt worden wären. Er nimmt demnach keinen Anstand folgende Erklärung abzugeben.

„Nach allen Beobachtungen, die wir machen konnten, sind wir zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß die Abkömmlinge der sogenannten mongolischen Rasse in einer Verschiedenheit von Formen und Farbentönen in Amerika vorkommen, von Grönland auf der einen und von Kamtschatka auf der andern Seite des Polarcreises an durch die russischen Ansiedlungen und Oregon bis nach Kalifornien im Westen, und durch Kanada und die atlantischen vereinigten Staaten im Osten bis zur Südspitze von Florida, in der Nähe des Wendekreises. Daß mit einiger Vermischung von Malayen, welche in mehreren Stämmen von Kalifornien, Mexiko und Südamerika vorzuherrschen scheinen und mit Vermischung von Negern in einigen Florida- und Ischerolesen-Stämmen, dieselbe Rasse in mancherley Abänderungen durch die ganze Erstreckung des amerikanischen Continents bis hinab nach Patagonien und Feuerland sich verfolgen läßt.“

Dieses Resultat ist beachtenswerth, da der Verf. auf solches lediglich durch seine eignen Vergleichen der amerikanischen Rasse mit der mongolischen geführt wurde, noch bevor er mit Pickering's Ansichten hierüber bekannt geworden war.

In überzeugender Weise legt endlich der Verf. die Uebereinstimmung der durch die Forschungen der Naturwissenschaft gewonnenen Resultate über die Einheit und Verbreitung des Menschengeschlechtes mit den Berichten der heiligen Schrift dar, und erkennt in letzteren den Faden, der sicher durch das Dunkel der Urgeschichte unsers Geschlechtes zu leiten vermag. Wir sind überzeugt, daß diese nach Gehalt und Form vortreffliche Arbeit die Gegner zum Schweigen bringen und einer wohlverdienten Anerkennung in weiten Kreisen sich erfreuen wird.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. December.

Nro. 90.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.



Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.

(Schluß.)

Man hat sich daran gewöhnt, die Weisthümer mehr als eine zufällige Gestaltung des Rechtes auf der niedersten Stufe und als eine willkürliche Ausnahme des Landrechtes zu betrachten, allein sie stehen mit der Entwicklung des deutschen Volkes im innigsten Zusammenhange, und verfließen nicht gegen das Landrecht, sondern machten sich nur neben diesem geltend. Es sind hier acht Weisthümer mitgetheilt, das älteste gehört dem Jahre 1289, das jüngste dem Jahre 1491 an. Im ersten Heft des zweyten Bandes (S. 55) findet sich ein Nachtrag von fünf anderen aus der Schweiz, Bayern, Hessen und Rheinpreußen.

An die im ersten Band bekannt gemachten Weisthümer reihen sich urkundliche Beyträge an über Zinsfuß und Ablösung im Mittelalter am Oberrhein (S. 26). Urkunden, welche hierüber ganz bestimmte Aufschlüsse geben, sind in großer Zahl vorhanden, doch aber mitunter noch sehr irrige Ansichten im Umlaufe, namentlich die, daß der Zinsfuß sehr hoch gewesen, nämlich in der Regel 10 Procente betragen habe, wie wir aus Hüllmanns Städtewesen im Mittelalter (II, 38), dem auch andere gefolgt sind, ersehen. Nach den hier mitgetheilten urkundlichen Belegen betrug der Zinsfuß in in den Landen, deren Geschichte die vorliegende Zeitschrift erläutert, von $3\frac{1}{2}$ bis $6\frac{2}{3}$, nur ausnahmsweise $8\frac{1}{3}$, im Durchschnitte jedoch nur $5\frac{2}{3}$, der zum meist übliche aber nur 5 Procente. Auch in Bayern war dieser Zinsfuß der vorherrschende. In größeren Städten, namentlich solchen, welche Handel trieben,

war der Zinsfuß in der Regel höher als in kleineren Orten, welche nicht selten einen vierprocentigen hatten. Wie der Zins-, so war auch der Ablösungsfuß, d. h. man gebrauchte für die Summe des Darlehens wie die der Ablösung das nämliche Verhältniß zum Zins, wie zur Gült, so daß also die Procente für Darlehen und Ablösung völlig gleich waren. Die Ablösung der Grundzins bey Precarien aber beruhte auf anderen Grundlagen, als die Rückzahlung eines Kapitals; denn die Größe der Ablösungssumme stand zu dem Grundzinse nicht in dem stetigen Verhältnisse, wie das Kapital zum Zinse, aus Gründen, welche der Herausgeber näher bezeichnet. Die Angaben über den früheren Zinsfuß verdienen mehr als bisher der Fall war, gesammelt zu werden, da außerdem die Verhältnisse des Geldverkehrs in der Vorzeit nicht richtig beurtheilt werden können.

In mehr als einer Hinsicht merkwürdig ist die alte Uebersetzung der lex salica (S. 36), obgleich leider nur Bruchstücke davon vorhanden sind. Schrift und Sprache zeigen, daß sie aus dem 9. Jahrhundert stammt. Sie gilt als ein Beweis, daß dieses Gesetz noch damals angewendet wurde und über den Mittelrhein hinaus Geltung hatte. Der Herausgeber fand sie an der Decke einer Incunabel in der Bibliothek zu Trier, die Schrift jedoch vielfach verblaßt oder abgerieben, daher unleserlich. Später hat Perz die verwischten Stellen durch Anwendung von Reagentien wieder lesbar gemacht, einige Worte auch anders gelesen als der Herausgeber dieser Zeitschrift, der in einem Nachtrag (II. 1. S. 64) darnach den von ihm gelieferten Text berichtet, zugleich aber auch nachgewiesen hat, daß noch keineswegs alle Zweifel gelöst sind.

Viele neue Aufschlüsse geben die Mittheilungen über die Armenpflege vom 13. bis 16. Jahrhundert. (S. 129). Sie sind um so beachtenswerther, als, was früher desfalls angeordnet war, vielleicht auch jetzt noch theilweise in Anwendung gebracht werden könnte, um so mehr als die Armen- und Kranken-Pflege unsers Zeitalters sich überall als unzureichend erweist, was, wie nicht bezweifelt werden kann, darin seinen Grund hat, daß ihr das rechte Fundament völlig entrückt ist. Sie ist nämlich und war das ganze Mittelalter hindurch, wie der Herausgeber in der Einleitung ganz richtig bemerkt, eine Frucht der christlichen Liebe, die in der Eigenthümlichkeit der christlichen Gebote ihren Grund hat. Denn nur in dem Christenthume wird die Nächstenliebe der Gottesliebe gleichgestellt, die Armuth in der Armuth Christi geheiligt und die Armen- und Kranken-Pflege für einen Akt der Barmherzigkeit erklärt. Die neuere Zeit hat ihr andere Grundlagen gegeben, nämlich die Humanität und die politische Nothwendigkeit, Grundlagen, welche mit der Nächstenliebe keinen Vergleich aushalten; denn der Humanität fehlt die positive Bestimmung der Pflicht, sie ist in der Armenpflege launenhaft, willkürlich und nicht nachhaltig, und die politische Armenpflege, die nun allwärts an die Stelle der christlichen getreten, erschöpft die Mittel, um so schneller, je mehr das christliche Almosen sich zurückzieht; was eben sie veranlaßt, legt eine drückende Last auf, und erweist sich doch als völlig unzulänglich: jenes, weil dem Geber die christliche Liebe, dieses, weil dem Empfänger, der das Almosen als ein Recht fordert, die Dankbarkeit und Genügsamkeit, so wie der evangelische Sinn fehlt, welcher ihm die Armuth erträglich macht. Dieß muß man in's Auge fassen, wenn man die mittelalterliche Armen- und Kranken-Pflege richtig beurtheilen und zur Einsicht gelangen will, daß die moderne niemals dem Zwecke entsprechen kann. Das Mittelalter wußte nichts von einer Pflicht der Gemeinden und des Staates zur Erhaltung der Armen, nichts von Armensteuern, indem das Christenthum das Gebot der Nächstenliebe an die Individuen richtet, sondern es beruhte in jenen früheren Tagen die Fürsorge für die Armen lediglich auf dem Privatalmosen, und dieses ward gesichert durch das Stiftungswesen, mit welchem es unzertrennlich verbunden war,

und daher auch verwaltet und ausgespendet von den Kirchendienern. Es hing dieses nicht von ihrem Belieben ab, sondern sie waren dazu verpflichtet, wie zur Verrichtung ihrer übrigen Berufsgeschäfte. So bewahrte das Almosen stets den christlichen Charakter, den es nie aufgeben darf, ohne sich zu Grunde zu richten oder unwirksam zu machen, nährte nicht bloß den Körper sondern auch den Geist des Armen, indem es auf seine Sittlichkeit einwirkte, und war eine stete Aufmunterung zu neuen Stiftungen. Da es nun anders geworden, hat man eben keine Ursache, sich zu verwundern, daß keine Mittel mehr hinreichen, der Armuth nachhaltig abzuhelpen. Vom Mittelalter könnte man viel, namentlich betreffs der Armenpflege lernen, doch fehlen die Bedingungen. Wie nun das Almosen durch Steuern aufgebracht wird, so geschehen die Spenden auch regelmäßig in klingender Münze. Ganz anders im Mittelalter: hier war die Naturalverpflegung Grundfaß. Es wurde daher, wie der Herausgeber ganz richtig bemerkt, mit der Armenpflege folgendes erreicht: 1) dem noch erwerbsfähigen Armen blieb die Zeit zu seiner Arbeit und seinem Verdienst ungeschmälert, weil er nicht für die Anschaffung und Zubereitung der Nahrungsmittel zu sorgen hatte; 2) war der Arme nicht dem Wucher des Fruchthandels ausgesetzt und litt nicht unter den Schwankungen der Fruchtpreise; 3) es wurde ihm die Versuchung und die Gelegenheit genommen, das Almosen zu vergeuden, was bey Geldspenden nicht zu vermeiden ist; 4) war (wie Ref. hinzusetzt) der Arme, der auf die christliche Nächstenliebe Anspruch machen wollte, angewiesen, sich derselben auch würdig zu machen und zu halten. Die Spenden wurden öffentlich vertheilt, nachdem die Armen von der Kanzel herab davon in Kenntniß gesetzt waren, und zwar im Kirchhof, im Kreuzgang, in der Kirche selbst oder am Grabmale des Stifters. Dadurch waren die Armen gezwungen, sich in der Kirche einzufinden und dem Gottesdienste anzuwohnen, um so mehr, als wer fehlte, nichts erhielt, wenn er keinen hinreichenden Entschuldigungsgrund hatte. In der öffentlichen Vertheilung lag aber auch die wirksamste Controlle; denn dadurch ward Laune und Willkühr in der Vertheilung ausgeschlossen, und verhindert, daß unwürdige Arme etwas erhielten. Als das Stiftungswesen und mit diesem auch das

bestiftete Almosen vernichtet wurde, was in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts begonnen, und zu Anfang des laufenden vollendet wurde, wodurch der Armenpflege ein unberechenbares Kapital unwiederbringlich entzogen ward, mußte die politische Armenpflege an die Stelle der christlichen treten. Ein Rückblick in die Vorzeit könnte vielleicht wieder auf die richtigen Grundsätze führen, die Armenstiftungen und Ordnungen, welche hier mitgetheilt sind, dürften daher noch ein anderes als bloß historisches Interesse haben. Indessen sind wir kaum mehr fähig, das Mittelalter zu verstehen und richtig zu beurtheilen, da wir gewohnt sind, es von unserem Standpunkte aus, der ein demselben ganz fremdartiger ist, zu betrachten und zu beurtheilen, statt daß man sich mitten in dasselbe hinein versetzt, mit ihm denkt und fühlt, was zwar allerdings schwer, doch nicht unmöglich ist, wenn man nur den sich selbst aufdrängenden Gedanken festhält, daß es nicht bloß ungerecht sondern geradezu lächerlich, unser Wissen, Denken, Fühlen und Handeln als Maßstab zur Beurtheilung der längst abgelautenen Jahrhunderte zu nehmen, nicht minder lächerlich, als wenn man von dem Süngling die Verstandesreise und den Ernst eines Mannes fordern wollte. Daß es möglich sey, hat der Herausgeber, wie schon vielfach anderwärts so auch in dieser Zeitschrift thatsächlich bewiesen, und es verdient dieß um so mehr hervorgehoben und anerkannt zu werden, als es so außerordentlich selten ist.

Die gesammte Lebensordnung unserer Ahnen war errichtet auf dem Fundamente des Glaubens. Und an was anderes sollte sich denn auch das Mittelalter halten? So ruhte, wie der Herausgeber nachgewiesen hat, die Armen- und Krankenpflege, das Gesinde- und das Schulwesen durchaus auf religiöser Grundlage. Ueber das Gesindewesen sind mehrere Ordnungen aus dem 15. und 16. Jahrhunderte hier (S. 179) mitgetheilt, eben so über das Schulwesen aus dem 13. bis 15. Jahrh. (S. 257). Die Geschichte des letzteren, namentlich einzelner Schulen, ist zwar allerdings schon vielfach bearbeitet worden, doch aber sind noch sehr viele Lücken auszufüllen, und namentlich viele Vorurtheile und schiefe Ansichten zu berichtigen, die daher kommen, daß man es, wie

schon bemerkt, nicht über sich gewinnen kann, von den Zuständen der Gegenwart gänzlich abzusehen, wenn von denen der Vergangenheit die Rede ist, daher auch übersieht, daß die älteren Schulen das Christenthum zur alleinigen Grundlage hatten. „Das Mittelalter, so äußert sich der Herausgeber, hat diese Grundlage aus der ersten Zeit des Christenthumes erhalten. Die Weisheit Gottes und die Weisheit der Welt oder der Menschen wird in beyden Testamenten als ein Gegensatz aufgestellt, der intellectuell dem Gegensatz zwischen Wahrheit und Irrthum, und moralisch, zwischen gut und böß gleich ist. Daraus folgt unmittelbar, daß der Christ die menschliche Weisheit der göttlichen unterordnen und seinen Geist nach der Weisheit Gottes richten soll.“ Nach dieser Anschauungsweise ward denn auch der Unterricht geordnet, und darnach bestimmte sich das Verhältniß des Unterrichtes zu der heidnischen Wissenschaft, d. h. den griechischen und römischen Klassikern. Es war dem christlichen Sinne klar, daß das Studium derselben nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel für christliche Zwecke seyn könne, um so mehr, als die heidnischen Dichtungen und die Ueberebnheiten der Mythologie den Christen anstößig waren, und die Philosophie (nicht die Logik), da die Wahrheit gegeben war, entbehrlich geworden, besonders weil sich die Ueberzeugung geltend machte, daß sie die Wahrheit, wenn sie auch nicht schon gefunden wäre, nie entdecken könne. Diese Anschauungsweise herrschte durch das ganze Mittelalter hindurch, wenn auch nicht ohne Anfechtung zu finden; doch aber hat es das Studium der alten Klassiker nicht vernachlässiget, sie indessen nicht zum Gegenstand des Unterrichtes gemacht, sondern den Eingeweihten überlassen.

Sehr dankenswerth sind die urkundlichen Mittheilungen über die Almenden vom 12. bis 16. Jahrhundert (S. 38.), so wie die Einleitung hiezu. Die Benennung Almende, worunter man ein liegendes Gemeindegut versteht, das von einer bestimmten Genossenschaft benützt wird, erscheint zwar erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts, doch ist kein Zweifel, daß die Gemeindegüter viel älter sind als das dafür übliche Wort, wie schon die viel früher vorkommenden *commarcani* beweisen, welche nichts anderes sind, als Almendge-

nossen. Viele finden, und wohl kaum mit Unrecht, schon in Tacitus Almenden.

Das erste Heft des zweyten Bandes eröffnet der Herausgeber mit Beyträgen über die Gewerbe im 14. und 15. Jahrhundert (S. 3), namentlich über die Kupferschmiede und Gerber in der Pfalz und in Hessen, und bringt hier abermals einen Gegenstand zur Sprache, der, obwohl schon vielfach bearbeitet, noch lange nicht zur vollen Klarheit gebracht ist, denn es liegen noch viele Gewerbeordnungen, aus denen die sichersten Aufschlüsse gewonnen werden, im Verborgenen. Anders betrachtet sie der Rechtsgelehrte und anders der Geschichtsforscher, jener zieht aus demselben das Gemeinsame heraus und stellt darnach die allgemeinen Rechtsregeln auf, der Historiker muß zunächst die Handwerksordnungen einzelner Bezirke und Orte in's Auge fassen, und darf sich nicht beschränken auf die Rechte, sondern muß auch die Technik beachten, da es interessant ist, die alte Fabrikationsweise zu kennen, um sie mit der jetzigen vergleichen zu können. Selbst die Gewerbe standen im Zusammenhang mit der Religion; denn das Handwerk hatte nicht bloß eine rechtliche Innung, die in der Zunftordnung enthalten war, sondern auch eine religiöse, die unter der Benennung „Bruderschaft“ bekannt war. „Beyde Beziehungen, bemerkt der Herausgeber, hielten das Gewerbe in Ehrbarkeit zusammen, führten zur gegenseitigen Hülfeleistung und gaben der Arbeit Weihe und Trost“. Die gewerblichen Bruderschaften bildeten sich nach den Vereinen (Fraternitates), welche Stifter und Klöster zu dem Zwecke schlossen, daß für jeden verstorbenen Mitbruder Messen gelesen und gewisse Gebete verrichtet wurden.

An die besprochenen Mittheilungen, welche ein allgemeineres Interesse haben, reihen sich viele andere an, welche vorzüglich nur der Geschichte jener Lande dienen, für welche diese Zeitschrift eigentlich berechnet ist, z. B. Beyträge zur Geschichte des Bergbaues von Nußloch bis Durbach von 1439 bis 1532 (S. 43); alte Hohl- und Flächenmaße am Bodensee und im Oberrheiß (S. 169); die alte Thalverfassung von Schonau und Todtenau (S. 197); Flußbau am Oberrhein von 1391 bis 1660 (S. 303); der älteste Grundbesitz des ehema-

ligen Reichskistes Salem (S. 315 u. II. 1. S. 74); das ehemalige sanctblasische Amt Klingenu (S. 452); über das Forstwesen vom 14. bis 17. Jahrhundert im Breisgau, in der Markgrafschaft Baden, im Bisthum Speyer und Rheinhessen (II. 1. S. 14); Beyträge zur Elsäffischen Geschichte vom 12. bis 16. Jahrhundert (S. 33) u. s. w. Auch der Genealogie sind zwey Artikel gewidmet: die alten Grafenhäuser (nämlich Pfullendorf, Ramsberg, Stoffeln, Buchhorn, Heiligenberg und Nellenburg) des Einz- und Hegau (I. S. 66), und Urkunden der Herren von Waß von 1216 bis 1259 (II. S. 74). Es sind hierüber außer einleitenden Bemerkungen viele Urkunden theils vollständig, theils in Auszügen mitgetheilt worden. Von besonderem Interesse ist das Urkundenarchiv des Klosters Herren-Alb vom 12. bis 13. Jahrhundert (I. S. 92 u. II. S. 99). Die darauf bezüglichen und hier bekannt gemachten Urkunden waren bisher fast gänzlich unbekannt. Die Urkundenauszüge sind sehr sachgemäß angefertigt, indem sie den wesentlichen Inhalt der Urkunden mit deren eigenen Worten geben, ein Verfahren, das überall befolgt werden sollte. Als besonders verdienstlich und nachahmungswerth muß hervorgehoben werden, daß alle Urkunden und andere Quellen, welche in dieser Zeitschrift niedergelegt sind, sprachlich, sachlich und geographisch erläutert wurden, so daß also ihre Benützung ungemein erleichtert ist, was besonders jenen erwünscht seyn muß, die nicht eine größere Bibliothek zur Seite haben. Was Werken dieser Art nie fehlen sollte, ein genaues Register, ist hier, wie sich nicht anders erwarten läßt, dem ersten Bande beygegeben. Die Fortsetzung dieser Zeitschrift, welcher Ref. jene Verbreitung wünscht, die sie in hohem Grade verdient, ist gesichert, da, wie wir der Vorrede zum zweyten Bande, von dem das erste Heft vorliegt, das zweyte angekündigt ist, entnehmen, das babische Ministerium die erforderlichen Geldmittel auch fürder gewährt hat.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. December.

Nro. 91.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

T. Macci Plauti comoediae. Ex recognitione Alfredi Fleckeiseni. Tomus I. Amphitruonem Captivos Militem gloriosum Rudentem Trinummum complectens. Praemissa est epistula critica ad Fridericum Ritschelium. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCL. 332, XXX. Svo. Tomus II. Asinariam Bacchides Curculionem Pseudulum Stichum complectens. Lipsiae etc. MDCCCLI. 272, Svo.

In der Reihe der Classiker, welche nach langem Darniederliegen in unserm Tagen zu frischem Leben erweckt worden sind, steht Plautus oben an. Ritschl's durchgreifende alle Seiten des Komikers umfassende Behandlung hat sowohl auf das Studium desselben als auf das der ältern lateinischen Sprache und Literatur bereits den wohlthätigsten Einfluß geübt und bedeutende Leistungen Anderer auf demselben Gebiete hervorgerufen, zu denen wir vorzüglich die von Fleckeisen zählen. Seine exercitationes Plautinae, Götting. 1842, seine Plautinischen Analecten im Philologus, Jahrgang 1847, p. 57 sqq., seine Recension von Ritschl's Ausgabe des Trinummus mit den Prolegomenen in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik (Band 60 und 61) erschienen, legen davon Zeugniß ab, daß er als tüchtiger Mitarbeiter sich dem hospitor Plauti zugesellt, der in selbstständiger Weise die Ergebnisse der früheren Forschungen benützt und dabei, wie sich auch in unserem Bericht zeigen wird,

theilweise zu Resultaten gelangt ist, die schon gefichert scheinenden Sätzen des Vorgängers widersprechen. Dadurch ist jedenfalls Anlaß zu erneuter Prüfung der Prolegomenen gegeben, die dadurch modificirt oder auch wirklich berichtigt werden können, wie es in Bezug auf mehre Punkte Ritschl bereits zugegeben hat.

Der augenfälligste Unterschied ist die consequent durchgeführte Orthographie, über welche Fleckeisen's Vorrede in Form einer Epistula ad Fr. Ritschelium ausführlich Rechenschaft ablegt. Ritschl hatte in vielen Fällen sich noch gescheut, eine völlige Consequenz hierin zu erzielen, vergl. Prolegg. XCIII, wogegen Fleckeisen glaubt, daß wenigstens die in dem Zeitalter des Valerius Probus (unter Nero) gültige Orthographie in dem Texte des Plautus mit ziemlicher Sicherheit wieder hergestellt werden könne.

H. würde gewiß vorgezogen haben, seiner Ausgabe den Charakter einer Recognition der Ritschl'schen zu geben und nur die von R. bearbeiteten Comödien nach und nach zu ediren. Aber da es die Absicht des Verlegers nicht war, bey Plautus ein langsameres Verfahren einzuhalten als bey den übrigen Autoren seiner Sammlung, also von irgend einem Gelehrten die Besorgung des Dichters doch übernommen werden mußte, entschloß er sich der an ihn ergangenen Aufforderung Folge zu leisten. Ref. beschränkt sich indessen auf die Stücke, bey welchen eine Vergleichung mit R's Diorthose möglich ist, bey dem Mangel der nöthigen kritischen Hülfsmittel, namentlich von Pareu's Varianten-sammlung wird man das gern entschuldigen.

Es sind besonders mehrere Partien der Plautinischen Prosodie, über welche Fl. mittelst sorgfältigster Durchprüfung neue, sehr schätzbare Ergebnisse gewonnen hat, z. B. über die Länge der Endungen at et und (im Perfekt) it. Es bedarf demnach, wie Ritschl selbst anerkannt hat (Praef. zu Pseud.), keiner Correctur in Mil. 213 *astitit et dulice et comoedice*, desgleichen nicht in Mil. 1244 *sine ultro veniat quaeritet desideret expectet*, wo R. Bothe's *expetessat* aufgenommen hat, auch nicht Ps. 308 *nilne te miseret? inanis cedis*, wohl aber eine Umstellung in Bacch. 411 *hei mihi hei mihi istaec illum perdidit assentatio*, nämlich *perdidit illum istaec assentatio*, denn an eine Doppelzeitigkeit der Endung ist zufolge Fl's Induction kaum zu denken. Derselbe Fall kehrt wieder im Ps. 1091: *memini; en illius servos huc ad me modo attulit argentum et obsignatum sumbulum*. So lauten die Worte bey Ritschl in vorliegender Ausgabe dagegen: *memini: hem illius servos huc ad me argentum attulit et (epistulam eius) opsignatam, sumbulum* — hiemit ist die prosodische Schwierigkeit gehoben, vielleicht hat aber Plautus geschrieben *epistulam eius opsignatam sumbulo*. Man könnte dagegen Ps. 1202 anführen, aber gerade dieser Vers erregt Zweifel, wenn der mit dem Bild des Herrn versehene Brief der *sumbulus* selbst seyn soll, nicht das Bild darauf, und die Vermuthung liegt nahe, daß zu schreiben sey *mei eri imaginem in opsignata epistula* (vergl. 1001: *sumbulust in epistula*). Beydes, Brief und Marke, ist auch 116 unterschieden und 984, 988 das Kennzeichen allein genannt.

Die Beobachtung ferner, daß die ältere Latinität jambische Wörter nach Bedürfnis verkürzen konnte, ist ebenfalls von großer Wichtigkeit und kömmt der conservativen Kritik öfter zu Gute. So bleibt Bacch. 83 *ubi tu lepide voles esse tibi* (von R. verändert in *ubi voles tu tibi esse lepide*), und 1104 wird die Folge der Anapäste nicht unterbrochen, aus Rücksicht auf das *loqui*, welchen Jambus Ritschl vermochte, hier einen technischen Detonar zu bilden. Hingegen wird mit Bezug auf diese Licenz R's Emendation Mil. 832 *neque ille*

calidum expromptum bibit in prandium beybehalten werden dürfen, um so mehr als in Fl's neque illic calidum hic exhibit in prandium das *hic* keine rechte Stelle zu haben scheint.

Besonders stark ist die Abweichung in Betreff der Position, welche in sehr vielen Stellen hier die Kraft einbüßt, welche ihr von Ritschl eingeräumt ist (vergl. Prol. CXVIII — CLIX). Konnte der Dichter sich über eine Verkürzung wie Bacch. 48 *sedens ibi opperibere* oder Stich. 355 *ego hinc areneos hinaussetzen*, so scheint für ihn überhaupt eine solche Rücksicht gar nicht bestanden zu haben, und man kömmt in Versuchung die Mühe, welche auf Beseitigung solcher Unebenheiten gerichtet war, überhaupt für überflüssig zu halten. Beyde Bearbeiter des Plautus werden indeß schon Gelegenheit finden, sich über diese wichtige Differenz zu erklären und eine Entscheidung darüber zu ermöglichen, ob die ächte Lesart z. B. Bacch. 329 *quia id signum* oder *quia signum id*; Pseud. 400 *neque ad detexundam telam* oder *neque detexundam ad telam*, 1179 *quid hoc quod te rogo* oder *quid quod te rogo*, Stich. 257 *nisi hoc quod habeo pallium* oder *nisi quod habeo hoc pallium*, 577 *atque eccum tibi lupum in sermone* oder *atque eccum lupum in sermone*, 618 *ubi adcubes* oder *ubi cubes*, 714 *quid hic fastidis* oder *quid fastidis*, 748 *merast oratit* oder *mera ea oratio* sey. Die getroffenen Aenderungen werden gewiß aufzugeben seyn, wenn Plautus nachweislich Härten wie in *hunc diem* statt in *diem hunc* (Stich. 517), *atque uxorem modo intro* für *atque uxorem intro modo* (Stich. 534), *age ergo opserva* für *ergo opserva* (725) sich erlaubte, das halten wir jedoch noch für sehr zweifelhaft.

In ähnlicher Weise wird man Synizesen bezweifeln können, wie Fl. z. B. Bacch. 51 *zuläßt: duae me unum expetitis palumbem: perii harundo alas verberat*, wo nach *perii* eine Pause in der Deklamation eintreten muß, welche das Metrum nicht gestattet, oder Verkürzungen, wie *non parum im Trin. 661 perpeti nequeo: semul me parum pudere te piget*, zu Anfang des Hemistichs ist das auffälliger als in einer andern Stelle des Verses;

schwerlich that es Noth, dem von Ritschl ausgestoßenen me dieß Opfer zu bringen. Befremdlich ist Bacch. 491 das Zusammenfassen von tibi aut quoi in einen Fuß des trochäischen Senars, wozu Fl. durch die Vulgata satia ut quem tu habeas fidelem genöthigt wird; Ritschl hat tu gestrichen und tibi vor fidelem gestellt. Dergleichen stößt man an dem Anapäst neque ille eos (Stich. 50) an, und entfernt lieber mit R. das zweyte Pronomen. Einem Versehn sieht es ähnlich, wenn Pseud. 1143 der trochäische Vers so schließt: cave sis tibi a curvo infortunio, denn man muß a corripiren, falls nicht sis gestrichen wird, was Fl. nicht beabsichtigt haben mag. Verletzung der Position im Proceleusmatikus id tibi profecto ist noch auffallender als in kürzer, d. h. weniger Sylben zählenden Füßen, auch die Folge zweyer Proceleusmatiker unmittelbar aufeinander, vielleicht nicht aufweislich außer Pseud. 239 sine sine modo ego abeam, noch dazu am Schlusse des Verses.

Auch die Strenge in der Beobachtung des grammatischen Accents hat Fl. öfter dem Princip der Urkundlichkeit aufgeopfert. So wird Stich. 123 tibi und 665 mihi auf der zweyten Sylbe betont. Er hat Verse wie Stich. 188 nunc reppererunt iam ei verbo vicarium, Bacch. 277, postquam aurum apstulimus in navem conscendimus trotz ihrer widrigen Ictus stehen lassen, dergleichen Stich. 407 eos nunc laetantis adventu faciam meo, vielleicht weniger in der Ueberzeugung, daß Plautus solche Verletzungen des Tons erträglich dünkten, als weil ihm eine Aenderung nicht sicher genug schien. Daher kann es nicht seine Tendenz gewesen seyn, die gewöhnliche Betonung herzustellen, wenn in den freyern Maassen, die bey Plautus solche Härten eher erlauben, einige Male jene angebracht ist, wo Ritschl noch den Ton versetzt. Indem z. B. Ps. 1268, sq. Fl. als akatalektische jambische Tetrameter nimmt, fällt bey ihm die Accentuation sumpsimus und hostibus weg, und Ps. 155 ist Fl's ut suo quemque appellem nomine gefälliger als R's ut nomine quemque appellem suo. Weniger störend als die oben angeführten Beispiele, aber doch gegen die von R. aufgestellten Normen sind

Accente wie in Ps. 966 heus tu qui cum hircina barba astas oder Bacch. 433 cum librum legerés, wofür jener liest: heus cum hircina qui astas barba, und ibi librum quom legeres. Der Dactyl als Wortfuß ist nicht vermieden. Ps. 578 iam ego in pectore meo prius, wo R. iam in meo pectore ego prius corrigirt hat. Dergleichen ist der logische Accent gegen die Autorität der Handschriften mehre Male zurückgetreten, wie wenn Bacch. 94 sorori meae cenam hodie das meae einen Nachdruck durch die Stelle, welche es im Vers einnimmt, erhält, welcher dem Sinn widerstrebt.

In der Behandlung der cantica ist es unmöglich auszukommen, ohne viele und starke Abänderungen des überlieferten Textes. Nur so wird erreicht, was bey Plautus im Allgemeinen Princip war: den schnellen Wechsel der verschiedenen Rhythmen zu vermeiden, und bey dem Ausdrucke derselben Stimmung, desselben Gedankens, auch dasselbe Versmaaß festzuhalten. Daß die wenigen codices des Pl. die Urgestalt der Komödien nicht conservirt haben, sondern unendlich weit davon entfernt sind, zeigt fast jeder Senar und Septenar: kann man erwarten, daß es in den lyrischen Theilen anders sey? Wer sich hier streng an sie anschließt, läuft Gefahr, dem Dichter, welcher auf eine mäßige Anzahl von Versen sich beschränkte, die das nicht sehr gebildete Ohr der Zuschauer fassen konnte, eine Menge fremdartiger Formen aufzubürden. Die Absicht Fl's, Continuität der Rhythmen und Metra zu bewahren, ist unter andern in Bacch. 1076—1086 nicht zu verkennen, er läßt regelmäßig katalektische und akatalektische, anapästische Tetrameter miteinander abwechseln, wozu wenigstens die beyden ersten Verspaare berechtigen, wo Hermann (1077) nicht nöthig hatte, ille einzureihen. Auch Ps. 947, 948 läßt Fl. keine Unterbrechung der anapästischen katalektischen Tetrameter durch akatalektische zu, und isolirt nicht 574 als Anapäst, sondern assimilirt den Vers mittelst geringer Aenderungen den folgenden. Für die Nothwendigkeit eines Wechsels wird bey der relativ guten oder schlechten Conservation des Textes die Leichtigkeit sprechen, mit der die traditionelle Fassung beygehalten werden kann, wäh-

rend die Nothwendigkeit vieler und starker Aenderungen Bedenken hervorruft. Diese kann z. B. Ps. 939 den Eintritt des Anapästes rathsam machen, welchen R. erst in 940 annimmt; aber auch hier hat Fl. sich der stärkern Correkturen seines Vorgängers enthalten. In Bacch. 1089 — 1098 sind die akatalektischen Anapäste auf die Autorität des B. hin durchgeführt, dann folgen bis 1108 katalektische, während R. bereits von 1104 an, einem starken Wechsel der Rhythmen Raum gibt. Uebrigens wird wohl 1105 mit Vermeidung des sehr lästigen Proceleusmatikus (nebst Hiät) *engē sociūm aerumnae* geschrieben werden können: *enge aerumnae socium*, worauf dann *et mei mali vides*, mit einsylbiger Aussprache von *mei* und *mali* folgen könnte. Mehr von R. als von Fl. ist die Conformität gewahrt in Ps. 113, wo letzterer *nunc ego illum* beybehält, R. aber als Glossen verwirft; auf diese Weise wird der kretische Rhythmus nicht unterbrochen, welchen nämlich R. in den vorhergehenden Versen durch strengeres Festhalten in der handschriftlichen Lesart gewonnen hat, bey Fl. sind es zwey trochäische Septenare, dann kömmt ein einzelner kretischer Vers, dann wieder ein Septenar. Der erste Vers dieses *canticum* wird übrigens am einfachsten so gelesen werden: *malus et nequamst homo, qui nihil eri sui servos facit inperium*. Ein einzelnstehender Kretiker ist von R. Ps. 1131 erst in der Note beseitigt, von Fl., in abweichender Weise aber, bereits im Text. Daß von Pylades eingefetzte *iniciam* dürfte wohl am besten den Vers eröffnen, um sowohl die starke Position *metum et fugam* bey Fl. als die unnöthige Abwechslung des Rhythmus bey R. zu vermeiden.

Ueber die Wahl der Verse, als eine Geschmacksache, ist schwer zu urtheilen; indessen gibt die Folge desselben, wenn keine bedeutenden Corruptelen vorliegen, oft einen Maaßstab an die Hand. So möchten wir z. B. Ps. 913 lieber auf R's Seite treten; hier ist der Vers ein anapästischer Octonar, 914 und 915 sind jambische Octonare, der vs. 917 muß jedenfalls jambischer Senar bleiben und die folgenden Verse sind jambische Dimeter. Diese Analogie deutet darauf hin, daß jene ersten nicht

so wahrscheinlich für trochäische Octonare und Septenare genommen werden, was Fl. gethan hat, als für das wofür sie R. erkennt. Die zwey ersten Verse des Stichus, wie sie der Ambrosianus gibt, sind allerdings eher Trochäen als wie G. Hermann und Ritschl glauben, eine Composition aus jambischem Dimeter und katalektischer jambischer Tripodie, doch, da in dieser Form noch sechs Verse folgen, ist die Absonderung zweyer einzelner Trochäen, ohne daß der Inhalt einen Uebergang der Rhythmen motivirte, wenig wahrscheinlich, und damit sind die von G. Hermann beliebten Correkturen gerechtfertigt. Aus demselben Grund möchten wir von Trin. 236 — 242 ununterbrochen fortlaufen lassen (vgl. Ritschl's Note zu 239) worauf dann ebenso die Kretiker bis 251 folgen können. Ist eine zweysylbige Aussprache von *quemadmodum* nach der Analogie von *quidem* möglich, so wird 236 bleiben können, wie er im Ambr. gelesen wird: *omnium primum amoris artis eloquar quemadmodum se expediant*. Bergk hat in seiner *commentatio de Planti Trinummo* (Ind. Lect. Marb. 1849 — 50) zwar weniger geändert als Ritschl, aber auch eine offenbare Glosse beygehalten, *blanditur* (wie das gleichfolgende *blandiloquentulus* zeigt, und durch Einrückung des *mi* vor dem zweyten *ita* die Figur der epanaphora getilgt (235). Für die vielleicht nicht verwerfliche jambische Tripodie dürfte etwa auch der jambische katalektische Dimeter *ita faciam, ita plaet mi eintreten*. Weiterhin 256 hat Fl. nur Zweifelhaftes an die Stelle der nicht ganz sichern aber viel gefälligern Restitution R's gesetzt, indem er 256 sq. die Worte *amator inops. haec quom ago cum meo animo* zu einem Vers verbindet, um dadurch *et recolo* und *quam preti*, die urkundlichen Lesarten, retten zu können. Aber die von R. gewählte Stellung macht einen bessern rhythmischen Uebergang und *ego* ist wesentlich.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. December.

Nro. 92.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1851.

T. Macci Plauti comoediae.

(Fortsetzung.)

Der Vers 257 erlaubt wohl auch diese Fassung quom ago cum meo animo et recolo, ubi qui indigust (indigus est). Die Transposition in 259 te nil ist unnöthig, und quod aegrest satis ist einem jambischen Dimeter zu Lieb verstellt. Der Uebergang von Trochäen zu Kretikern ist natürlicher und leichter als der von jenen zu Bacchien, daher R's apage te (267) der Vulgata gewiß vorgezogen werden muß. Auch die wiederholte Anrufung des Amor in diesem und dem folgenden Vers konnte einen Wink geben, daß gleiches Metrum in beyden anzubringen sey und Bacchien und Kretiker hier nicht passend contrastiren. Gleich darauf möchten wir quos nimis nicht gut heißen, es gibt einen falschen Nebenbesgriff. Das maleque leitete R. auf die richtige Ergänzung misere; ganz in Plautinischer Weise hat er ebenso 269 facile neben fecisti gestellt. In 280 versteht Referent nicht, warum durch das eingeschobene id ein akatalektischer Kretiker herorgebracht werden mußte, und würde 282 lieber unquam vor allem einreihen und dann mit R. exsequier lesen, als mihi ullum oder (mit Fl.) malum ullum, was offenbar unlogisch wäre. Auffallend ist sonst noch bey Fl. der kretische Tetrameter catalecticus in sillabau, Ps. 1297 non vides méd uti madide madeam, der durch ein von R. beygefügtes ego reguläre Form erhält, und 1274 probe im Procelesmatikus verkürzt, was mit Hülfe des von Ritschl's angebrachten trochäischen Detonar ver-

mieden werden konnte. Aber Fl. scheint diese Freyheit für alle Fälle in Anspruch zu nehmen. In Hinsicht des Hiatus hat er darauf aufmerksam gemacht, daß sum eben so gut wie cum und dum von der Elision ausgenommen sey, daher Bacch. 573 die natürliche Wortstellung der Vulgata parasitus ego sum hominis nequam nicht vertauscht zu werden braucht, mit der gezwungenen parasitus hominis ego sum nequam bey Hermann und Ritschl.

Selbstständiges Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten des Plautinischen Sprachgebrauches ist ein anerkennenswerthes Verdienst der neuesten Bearbeitung; dabey kommt manches Individuelle zum Vorschein, worüber ein flüchtiger Beurtheiler allenfalls als Kleinigkeit wegsehen könnte; aber solche Kleinigkeiten gerade sind häufig sichere Stützen der Kritik und darum ihre Entdeckung von besonderem Werth. Der Art die Bemerkung, daß Plautus immer nur haec epistulae, haec tabulae, tabellae, literae nie haec epistulae etc. sagt, während in der Regel nur haec aedes, nicht haec aedes bey ihm gefunden wird. Diese Notiz ist von Wichtigkeit für Bacch. 1120, wo durch das eingefügte haec R's tam überflüssig wird; auch Mil. 310, 332 sind darnach corrigirt worden. In B. 57 hat Fl. die alterthümliche Form occupias erkannt, was zugleich den Sinn der Stelle aufklärt; das bloße Verlangen, ehe es sich äußert, kann ja nicht gehindert werden, also ist cupias verdorben. Ein dem Plautus fremdes Wort, exanimus, welches R. in Bacch. 298 anbringen zu müssen glaubte, ist hier wieder mit dem ächten exanimatus vertauscht;

die Kürze von *ex* kommt öfter vor und *eo* verschwindet auf diese Weise weniger im Proceleusmaticus. Im Stichus sind Formen wie *quaerita* 478, *auditavi* 167, *traibo* 614, *quamde* 606, 699 aufgenommen, die Ritschl noch vermieden hat, Ps. 723 *tune* statt *tute* gesetzt, indem diese Stelle gewiß mit Recht zu denen gezählt wird, wo jene merkwürdige Redeform von Pl. angewandt wurde.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, erscheint das Verfahren des Herausgebers namentlich in den Fällen vorsichtig, wo grammatische oder metrische Bestimmungsgründe nicht absolut nöthigen, die Ueberlieferung aufzugeben. So wird im Bacch. 499 gerne mit ihm *hoc onus* beybehalten für Hermann's und R's *onus hoc*, 536 ebenso *quom peregre* statt des vor jenen gesetzten *peregre quom*, desgleichen nicht *sumptu nobis opus est* (Bacch. 582), welches Bothe und Ritschl eingeführt haben, für nothwendige Aenderung der Vulgata *nobis opus est sumtu* halten, und 1192 *pol id quidem esse* nicht mit *iam pol id quidem* vertauschen. So gesehen wir auch, daß es uns nicht klar ist, warum R. in Ps. 779 *nunc hercle nescio* schrieb, für *nunc nescio hercle*, weßhalb er 1215 und 1242 die Wortstellung änderte, 848 für *equidem* nur *quidem* setzte, 502 *quia* vor *illud* woglich. Wenn er Bacch. 364 *macto ego illum infortunio* das *ego* entfernte, wird eher darin eine Rücksicht auf das Metrische als der Sinn zu erkennen seyn, da, wie der folgende Vers zeigt, das Pronomen nicht bedeutungslos ist. Eben so scheint ihn Ps. 569 die Sorge für bessern Fluß des Verses bestimmt zu haben, *inventum* zu streichen, doch bedarf es dessen nicht, wenn *novo* einhellig und *modo* *perhibet* gelesen wird, auch hier spricht für das Wort der besondere darauf ruhende Nachdruck. In M. 126 hat R. die Wortstellung der Handschriften *ait sese Athenas fugere cupere ex hac domo* abgeändert, ohne das in den Noten zu erwähnen; vielleicht ist es aber nur ein Versehen des Setzers; auch erscheint es als solches in den *Corrigenda et Addenda Tomi primi*, welche dem Stichus vorgedruckt sind. In 158 verliert der Sinn durch Weglassung des *iam*, welches Fl. hergestellt hat. Oft

ist es schwer, für die eine oder andere gewählte Lesart sich zu entscheiden; Fl. hat sich mehre Male nicht einfach durch die größere Autorität des Ambr. leiten lassen, sondern die Lesarten der Palatini vorgezogen, z. B. Stich. 84, 227, 297, 411. Dazu mußten natürlich besonders starke Gründe vorliegen, da im Allgemeinen anzunehmen ist, daß mit A. jene Handschriften an Güte gar nicht zu vergleichen sind. Indes vermag Ref. nicht einzusehen, warum z. B. Ps. 140, 208 und 990 Fl. nicht dem A. folgte. Ziemlich gleichgültig scheinen dagegen Differenzen wie M. 1005 *videas* (R.) oder *vidisti* (Fl.) *mi Achille* (R.) oder *mi Achilles* (Fl.) M. 1054; *thensaurus* (R.) oder *thensaurumst* (Fl.) M. 1064. In Ps. 156 sieht man nicht, was Fl. gewinnt, wenn er *eam esse* für R's *esse eam* setzt, in den Handschriften fehlt das Pronomen. Bisweilen gleicht sich die Zahl der getroffenen Aenderungen aus, und es ist dann nicht immer leicht zu beurtheilen, auf welcher Seite sich die größere Wahrscheinlichkeit finde; wie Ps. 191, wo die Lesart des B.: *mi et familiae omni sit meae atque adeo ut frumento affluam* von Fl. so gestaltet wird: *mihī et familiae omni meae sit adeo ut frumento adfluam*, von R. aber so: *mi et familiae omni sit meae atque adeo frumento adfluam*. Der Vers M. 853 macht, wie man es auch anfängt, starke Aenderungen nöthig: bey Fl., die Transposition von *erat*, *paulum* und *nimis*, welches letztere wir für einen Erklärungsversuch von *paulum* halten. M. 374 ist das unsichere *minaciis* stehen geblieben, ohne daß der Vers damit seine handschriftliche Fassung behielte. Dieser nähert sich M. 256, 313, 360 Ps. 165 R's. Vert mehr, als der von Fl. in Ps. 1328, 1329 desgleichen, *ihid.* wird 1317 *hinc* beyzubehalten seyn, weil Pseudolus sich auf die Rede des Simo bezieht; in Ps. 1153 konnte Fl. den *Indicativ* *emittis* — *reddis* nur mittelst Umstellung *conscroiren*, was gewiß gewaltsamere Correctur ist, als der Imperativ bey R. In Bacch. 757 gewährt *hoc atque etiam hoc* einen gefälligeren Ausdruck, Fl. hat die Wiederholung des Pronomens getilgt. Aber auch 618 ist die *Concinnität* in dem Ausgang auf *habere* und *iuvare* für R's. *inimicos quam amicos aequomst med habere* und gegen Fl's. *ini-*

amicos quam amicos habere aequum me. Der Dichter hat nicht nur das metrische, sondern auch das rhetorische Element künstlerisch angewandt, und mancherley Schemata gern und viel gebraucht. In diesem Betracht halten wir Bacch. 84. die durch tu gewonnene Antithese für nothwendiger als die Wiederholung von bene, und werden lieber dato, die Lesart der codd. aufgeben; wir lesen Tr. 413 mit R. lieber quid quod ego frudavi, nachdem die Frage quid quod dedisti scortis vorherging, als quod ego defraudavi; die Tilgung von quid erzeugt jedenfalls eine stylistische Härte. Mit Recht hat in einem ähnlichen Fall Fl. Ps. 983 hanc vor tibi stehen lassen, wodurch die Figur der repetitio erhalten wird, ohne auf den in diaeresi darin entstehenden Hiatus Rücksicht zu nehmen. Eine rhetorische Schönheit verliert dagegen Bacch. 440, wo überdies die Trennung des septuennis est durch die Diaeresis keinen guten Effect macht, wenn Fl. eum an die Stelle, von puerum treten läßt, denn die Wiederholung von puer ist, um die Antithese gegen 438 sq. hervorzuheben, gewiß absichtlich. In ähnlicher Weise ist auch Trin. 480 zu beurtheilen; den metrisch mangelhaften Ausgang dieses Verses non tibi dicam dolo hat Fl. weniger glücklich durch die Metathese non dolo dicam tibi verbessert, als R. durch Einschubung von ego nach tibi; dieß kehrt wohl in 481 wieder, aber Stasimus will eben auf seine hier geäußerte Ansicht besonderes Gewicht legen. Ferner gehört hieher Bacch. 448. Hier hat Fl. wohl daran gethan, die Emendation von Brax aufzunehmen ad papillas manus ferat, wodurch das Homaeoteleuton ferat — auferat besser hervorgehoben und das etwas froßige aut (bey R.) entfernt wird. Bey Plautus fehlen, um dieß beyläufig zu bemerken, selbst Anspielungen auf die rhetorische Technik nicht, man sehe z. B. Mil. 885 sq. nam ego multos saepe vidi regionem fugere consili, priusquam repertam haberent, eine offenbare Beziehung auf die Topik oder Lehre von der inventio; und Trin. 380 multa ego possum docta dicta et quamvis facunde loqui seht die inventio in Bezug zur elocutio, daher auch nicht mit Fl. docte dicta zu schreiben ist. Dramatisch und rhetorisch zugleich ist die Wiederholung nachdrücklicher Sätze in verschiedener Ausdrucksweise,

z. B. Ps. 155, 156, wo der eine Vers schwerlich, was Fl. glaubt, unächt ist, wohl aber sind die Zeilen in den Handschriften durcheinander geworfen, dort heißt es nämlich: adsistite omnes contra me, quod loquor advortite animum. huc adhibite auris quae ego loquar, plagigera genera hominum; die Ordnung dieser Worte ist aber nach R's. einleuchtender Restitution diese: adsistite omnes contra me plagigerula genera hominum; huc adhibete auris: quae ego loquar, omnes advortite animum. Fl. läßt es bey der Folge in den codd. und klammert huc adhibete — hominum ein. Soll denn aber Ballio in seiner gebieterischen Sprache nicht beyde Aufforderungen an seine Leute richten können, und was er sagt, nach strengster Logik abgemessen werden? Umgekehrt hat Fl. ein Glossem als ächt gelten lassen, welches bereits von Bothe als solches bezeichnet worden ist, Tr. 263 neque eum sibi volunt dici amicum. Damit sollte offenbar nur das fugat tuos cognatos erklärt werden, worauf der Satz unmittelbar folgen mußte, wenn man ihn für Plautinisch hält, statt dessen rückte er weiter herunter, denn die Abschreiber mochten fühlen, daß dadurch die Aufzählung fugat forum, fugat tuos cognatos fugat te ipsum a tuo contutu auf eine störende Weise unterbrochen werde. Warum hier Fl. seinem Vorgänger nicht ohne Weiteres folgte, ist schwer einzusehen, wie auch Ps. 580, wo die Handschriften dolos perfidias und dann gleich perduellis meis perfidiis haben, aber ein einmaliges perfidias genügt, denn für das zweyte tritt bey R. eben das an unrechter Stelle beygeschriebene dolis ein. Diese saubere Fassung ist in die neue Ausgabe nicht übergegangen. Auch die zu Ps. 218 vorgeschlagene sehr entsprechende Transposition der Verse 218 — 224 nach 211 scheint Fl's. Beyfall nicht erhalten zu haben. Freylich dürfte eine solche ohne weitere Aenderungen nicht möglich seyn. Wir glauben, daß 224 als ankündigender Satz das Futur loquar verbirgt, quouis amatores — maximam aber eine Dittographie ist, an deren Stelle sofort der Satz ain excetra tu treten muß. Dann wird der Dectonar 220 (b) so lauten: ego pulmento utur magis ipse unctiusculo, set scio ego tu, die Katalere endlich erst 221 (b) oleum — modo die Reihe der längern trochäischen

Verse schließen. Haec omnia geht auf die Forderung des Ballo: si mihi non iam culleis oleum deportatum erit. Umstellungen hat der Herausgeber überhaupt nur wenige vorgenommen, zwey in Bacch. — 465, sq. nach 459 und 267, sq. Mit jener ist den ziemlich beziehungslosen und an der Stelle, wo sie erscheinen, räthselhaften Worten illum meum malum promptare malum quam peculium etc. wenig geholfen, da Fl. sich genöthigt sieht, jetzt auf sie an der neuen Stelle, welche er ihnen angewiesen, Lückezeichen zu setzen; die Nothwendigkeit aber, 268 vor 267 zu placiren, wird schwerlich nachgewiesen werden können.

Um noch einige Fälle anzuführen, wo wir R's. Vorgang befolgt wünschten, berühren wir Ps. 498, wo nati allerdings Glosse zu seyn scheint von dem dadurch ausgestoßenen huius; jenes, was Fl. billigt, macht stärkere Aenderungen nöthig. Den nächsten Vers gibt er nach Charisius: quia mihi sciebam patrinum in mundo fore, doch kann der hypothetische Zusatz si dixem nicht entbehrt werden. Ps. 890 ist die Aenderung illi und das beigefügte tu geeigneter den Vers herzustellen, als Fl's. Transposition habito ego; 760 war das Natürlichste, est pervium zu schreiben, wodurch meum überflüssig wird; 805 dürste et nicht wegbleiben; 950 ist cruciabiliter wahrscheinlich Corruption für cruciabilem. In B 279 wird man zu der Frage veranlaßt, warum nicht die ungezwungene durch Trin. 146 beglaubigte Stellung circumspecto me angewendet ist, und 462, in wie fern maius quam alteri besser seyn soll, als maius quam alteri. B 448 scheint die Ergänzung durch miser nicht glücklich gewählt und R's. quam med atque illoc die Integrität des Senar auf einfachere Weise herzustellen. Im Trin. 658 ist vinetus nicht besser als vietus, wie der Zusatz vi lehrt, denn die vis hat Ueberwältigung des Schwächern, nicht bloß Hemmung zur Folge. Trin. 820 können wir uns mit Vergil's hier aufgenommenem et Nerei et Portuno nicht befreunden, denn Nereus hat bey der Rettung der Seefahrer, da er in der sturmlosen Tiefe des Meeres hauset, kein Verdienst, so wenig wie Portunus, dessen Bereich nicht über die ruhigen Buchten und

Hafen hinausgeht. Dann wird auch im Stichus 402 nur dem Neptun und den Stürmen gedankt: quom bene re gesta salvos convortor domum, Neptuno gratis habeo et tempestatibus. In M 166 ist hic richtiger als huic, da senex obnehin folgt, und jenes mehr sagt als dieses; mit adduxit für deduxit M 121 scheint nicht mehr gewonnen, als mit sine dote autem uxorem, Tr. 374 für sine dote uxoremne.

Dagegen fehlt es auch nicht an guten Emendationen, welche den Sinn betreffen. So Ps. 12, wo die Verbesserung von Fl. haec quae ego scio, tu ut scires eine gute Antithese bildet und dabey der Ueberlieferung näher kömmt, als R's. haec quae ego conscripsi ut scires curavi omnia. In 951 ist ubi sit os lenonis aedium eine hübsche Metapher, auch wegen des folgenden credo animo maless aedibus, quid iam? quia edepol ipsum lenonem evomunt, wohl angebracht. Ps. 1089 ist R's. tute keine so natürliche Ergänzung in dem metrisch ungelasteten Satz meministin tibi me dudum dicere, als das quidum, welches Fl. dem Simo in den Mund legt. ib. 1182 ist licebit tibi quidem wohl annehmlicher als die handschriftliche von R. erhaltene Lesart licebit tamen tibi, aber ire, was Fl. ausgestoßen hat, wird bleiben müssen. In 314 brauchte eho nicht, wie von R. gefügt zu werden, indem einfach tu vor nunquam gesetzt ist. Bacch. 950 hat Fl. das richtige tempus hergestellt interit für interit oder, genauer gesprochen, die richtige Form des Perfekts und damit zugleich dem mendicans seinen üblichen ietus wieder gegeben. Gleich darauf 952 ist vinetus sui gewiß richtigere Zeitbestimmung als vinetus sui, und 1154 quid me nunc vi angemessenerer Ergänzung des Verses als Hermanns tu mihi homo. Mil. 187 wird gewiß Jeder der Emendation ne is se für ne iste Beyfall schenken.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. December.

Nro. 93.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Kritische Beyträge zur Geschichte und Alterthumskunde Tyrol's, von Mathias Koch. Abgedruckt in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Classe. Jahrgang 1850. — Zweyte Abth. (November).

Obwohl diese „kritischen Beyträge“ nicht selbstständig, sondern nur als Theil einer akademischen Zeitschrift auftreten, so dürfen sie denn doch an einem ähnlichen Ort auch ihre Besprechung und stellenweise ihre Widerlegung finden, zumal da sich der Verfasser hinlänglich Raum gegönnt, um seine Sätze so gründlich als ihm immer möglich darzulegen, und dabey die Absicht nicht verheimlicht hat, in der rhätischen Frage einmal energisch aufzuräumen und gewisse Irrthümer, die sich in neuerer Zeit an's Licht gewagt, für immer in's Elend zu schicken.

Anfrichtig gesagt, glauben wir indessen nicht, daß diese kritischen Beyträge sehr viel zur Kritik der rhätischen Studien beytragen. Herr M. Koch ist Kelto-manie und weiß, wie dieß bey den Kelto-manen die Regel ist, nur sehr wenig von den Sprachen, für deren einflüßige Nuhnieser er schwärmt.

Nichts destoweniger ist auf dem rhätischen Felde jeder willkommen, der nur einen Spaten ansetzt, denn so anziehend es ist, so viele Räthsel es seinen Pfliegern aufgibt, so wenige haben sich bisher herbeilassen wollen, es mit den Mitteln der neuern Wissenschaft zu bebauen.

Noch immer treiben sich drey oder vier Dilettanten darauf herum, die zwar ihrem Geschäft mit dem besten Willen obliegen, aber gleichwohl die Stunde sehnlichst herbeiwünschen, wo auch diese Studien so betrieben werden wie z. B. die Hrn. Mommsen, Kuhn und Aufrecht, in den italischen Gränzen die ihrigen betreiben.

Zu diesen gutwilligen Rhätologen rechnet sich auch der Verfasser der „Urbewohner Rhätiens,“ einer Schrift, die, so viel auch im Detail verfehlt ist, seines Erachtens einen noch immer unwiderlegten und kaum zu widerlegenden Satz enthält, nämlich daß die rhätischen d. h. die tyrolisch-graubündnerischen Ortsnamen, so weit sie rhätisch sind, denselben Habitus darbieten, wie die Städtenamen der Etrusker und wie alle übrigen Namen dieses Volkes, die uns auf Grabdenkmälern oder andern Monumenten erhalten sind.

Es wurde in diesen Blättern schon zu zwey verschiedenen Malen über diese Sache gesprochen; *) der genauern Erinnerung wegen wollen wir aber in Kürze auch noch ein drittes Mal darauf zurückkommen.

Es gibt also im Umfange des alten Rhätiens und zwar in den jetzt deutsch redenden Gegenden dieses Alpenlandes eine Menge von Ortsnamen, nicht allein für Städte und Dörfer, sondern auch für einzelne Höfe, Felder, Wälder, Berge, Felsen, Bäche u. s. w., welche ein jedes Ohr, das für

*) Gelehrte Anzeigen 1843 Nr. 259 — 260. 1850 Nr. 15 — 17.

linguistische Eindrücke nur einiger Massen offen ist, als undeutsch und fremdartig erkennen muß. Ja sogar die dortigen Bauerleute wundern sich oft über die „spassigen“ Namen ihrer Höfe und Fluren.

Bei näherer Betrachtung und Vergleichung dieser undeutschen Ortsnamen ergibt sich aber ferner, daß auch sie nicht aus einer Sprache stammen, nicht der gleichen Abkunft sind. Der eine Theil derselben läßt sich nämlich ohne große Mühe und Verwegenheit aus dem Lateinischen oder besser, aus dem Romanischen erklären, und erhält dadurch seinen sichern Stammbaum; dem andern Theil aber ist mit diesen Mitteln nicht beizukommen — er ist — wenigstens zur Zeit — nicht zu enträthseln. Die alten Formen dieser Namen sind durch Vergleichung ziemlich sicher herzustellen, aber der Sinn ist nicht zu errathen. Es ist da wie mit den etruskischen Inschriften — man kann zwar die Wörter lesen, aber man weiß nicht was sie sagen wollen.

So unverständlich indessen diese Bildungen einer längst verschollenen Sprache sind, so ist doch eine sehr strenge Methode darin. Diese ganze Nomenclatur stellt so zu sagen einen mächtigen Baum dar, der in eine unzählbare Menge von Aesten, Zweigen und Blättern auseinander geht, aber auch im äußersten Blättchen erkennt man noch den Stoff und die Structur des Stammes, zu dem es gehört.

Um diesem specifischen Character der rhätischen Namen näher zu kommen, wollen wir indessen vor Allem einen Blick auf die Nachbarschaft werfen.

Betrachten wir also zuerst die keltischen Namen, die alten classischen nämlich, wie sie in Gallien und den britannischen Inseln vorkommen, so finden wir vorwiegend Composita, zusammengesetzte Namen. Die neuere Keltologie will, ob mit Recht oder Unrecht wissen wir nicht, sogar Zusammensetzungen finden, wo der Lage weit entfernt ist, sie auch nur zu ahnen, wofür z. B. Mone (die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte. Karlsruhe, 1851) eine große Anzahl Belege geben kann. *) Abgesehen davon bieten sich

*) So deutet er z. B. Igaúna, jetzt Yonne, von ig, Salm u. an, Fluß; Genabum, Genf, v. gaan, Festung

aber auch dem Uneingeweihten, der einen Blick auf die Karte des alten Keltenslandes wirft, eine Menge Namen dar, deren Zusammensetzung augenscheinlich ist. Die Composita mit dunum, durum und inagus sind längst als solche bekannt; aber auch in Namen wie Cattuvellauni, Veromandui, Durocortorum, Mediomatrici, Durocatalauni, Sumalocenna u. s. w. erkennt gewiß der Nichtkelte wenigstens einen doppelten Bestandtheil.

Werfen wir nun einen Blick auf eine deutsche Karte, so finden wir außer manchen reinen Appellativen, die lediglich der Gebrauch als Eigennamen festgestellt hat, wie Wald, Egg, Bruck, Berg, See, Bach, in der Hauptsache zwey große Gattungen, nämlich Ableitungen von ältern Personennamen, jene zahllose Classe auf ingen, ungen, ing und dann eine zweyte Classe, welche zusammengesetzt ist, entweder aus zwey Appellativen, wie Holzkirchen, Ebersberg, Seefeld, Schönberg u. s. w., oder aus einem Nomen proprium und einem Appellativum, wie Wolfshartshausen, Wessobrunn, Dietramszell u. s. w.

Also finden wir, daß die Kelten und Germanen ihren Orten mit Vorliebe zusammengesetzte Namen gaben.

Betrachten wir nun dagegen die Nomenclatur der italischen Halbinsel, so finden wir von oben bis unten eine ganz verschiedene Weise. Stellen wir da die mehr als zweysohligen Ortsnamen zusammen, so zeigt sich, daß eine nicht eben große Anzahl von wiederkehrenden Ausgängen die ganze Namengebung beherrscht und ihr den specifisch-italischen Character ausdrückt. Solche Ausgänge sind entum, ernum, urnum, turnum, ternum, ulum, eulum, usium, anum, inum u. s. w. *) Nun ist die Erforschung der altitalischen Sprachen zwar noch

u. abu, Fluß; Bigorra, Bigorre in Frankreich, v. be, klein u. cwr, Schloß; Breusch, Fluß bey Straßburg v. bri, Gebirgsland u. usc, Wasser, und noch viele andere mehr. S. Seite 87 u. ff.

*) Zur Erinnerung nur wenige Beispiele: als Grumentum, Maleventum, Tifernum, Vulturum, Linternum, Lavinum, Tusculum, Canusium.

lange nicht an ihrem Ziele angelangt, aber so viel ist außer allem Zweifel, daß jene Ausgänge keine selbständigen Worte, sondern Formativansätze sind.

Daraus ergibt sich also, daß, während in der keltischen und germanischen Namengebung die Zusammensetzung vorwiegt, im Gebiete der italischen Sprachen die Namen dadurch entstehen, daß an einen einsylbigen Stamm gewisse Formative, Endsyllaben treten.

Es soll nicht zur Begründung einer nähern Verwandtschaft dienen, sondern nur nebenbey bemerkt werden, daß auch die Nomenclatur des alten Italiens unverständlich ist und längst schon unverständlich war, zu den Zeiten als die römische Literatur erblühte. Eine, den jeweiligen Einwohnern eines Landes unverständliche Ortsnamenschaft deutet aber immer entweder darauf, daß früher ein Volk mit anderer Sprache im Besitze dieses Bodens gewesen oder daß die Sprache selbst im Laufe der Zeit in eine neue Phase getreten. Ersteres ist der Fall bey den keltischen Ortsnamen im anglosächsischen England, im romanischen Frankreich, bey den slavischen Ortsnamen in Griechenland, in Deutschland jenseits der Elbe. Letzteres muß der Fall seyn bey den italischen Urnamen, nicht weniger auch im Gebiete des alten Griechenlands. Namen wie Athen, Korinth, Tyrinth, Cephissus, Ilissus, Parnassus, Olympus, gehören einer frühern Sprachstufe an, die bereits verlassen war, als Namen wie Hippokrene, Cynoscephalä, Criu Metopon u. d. gl. aufkamen. Der griechische Bauer versteht auch diese Namen nicht mehr, und so liegen in Griechenland, abgesehen von der slavischen, drey Nomenclaturen übereinander. Derselbe Fall ist es in Italien, wo als Seitenstück zu den slavischen in Griechenland, wohl auch einige longobardische sich finden mögen.

Was nun oben als das Characteristische der italischen Namenschaft bezeichnet worden, das ist gerade auch das Eigenthümliche der rhätischen.

(Fortsetzung folgt.)

T. Macci Plauti comoediae.

(Schluß.)

Die schöne Restitution R's. von 1181 hat Fl. noch dadurch berichtigt, daß er coniciens für colligens schreibt; 290 wird durch hercle (für profecto) die urkundliche Lesart duobus his oculis möglich. Nachträglich (in der Rec. des Trinummi, Jahrg. 1851, p. 24) verbessert Fl. durch Herstellung des Perfekts 375: obsecro unde haec huc exiit, welcher Fassung Ritschl vielleicht den Vorzug vor der eigenen, in Praef. zu Stich. (p. XVII) mitgetheilten: obsecro unde exit — etsi video nimis mirumst geben wird, da die letzten Worte dann keiner Aenderung bedürfen. In Trin. 492 ist seintillula animae ein dem Gedanken des Philto sehr entsprechender Ausdruck und die Emendation bey der großen Verarbeitheit des Textes nicht zu verwegen, vielleicht genügt aber tantillum animi. Im Stichus hat uns besonders angesprochen 217 die Ergänzung von quam hic, 360 die Verbesserung pernam et gladium alii deicite, und 435 nunc für hinc. Der Name Epignomus ist von Fl. als unächt erkannt und ein anderer, der einen zweyten Pacon bildete, vorausgesetzt (etwa Onesimus), was auf die Gestaltung der Verse 282, 238, 465, 528, 582 Einfluß gehabt hat. Mit der Aufzählung dieser Fälle ist keineswegs das Verdienst Fl's. auf diesem Gebiete erschöpft, überdieß ist von mehreren seiner haltbarsten Verbesserungen der Art schon oben die Rede gewesen. Nachträglich ist noch zu bemerken, daß einigemale auch durch Beybehaltung des Textes der Sinn und Zusammenhang gewonnen hat, wie Bacch. 187, wo das vorhergehende venit (R's. Emendation) nicht wohl die Frage vivitne et valet, selbst wenn dieß als eine gangbare Phrase betrachtet wird, zuläßt, wegen des im Vergleich mit venit entstehenden Widerspruchs: er muß ja leben, wenn er eben angekommen ist; daher wir die früher gebilligte Fassung R's. aufgeben, und zu nempe recte valet zurückkehren. Auch Bacch. 314 durfte nimis hic nicht mit nimis id vertauscht werden, wenn

anders Nikobulus sagen will: bey mir *privatim* wäre das Geld sicherer aufgehoben als selbst im Tempel der Ephesischen *Diana publicae*.

Zum Schluß will Ref. etliche Vorschläge machen, über Stellen, deren Lesart noch nicht ganz gesichert scheint. Trin. 265 entbehrt man ungern sowohl *peius*, was Fl. gestrichen hat, als *de vor saxo*, was R. fehlt. Beydes kann conservirt werden, wenn man schreibt: *nam qui in amorem praecipitat, peius perit quasi de saxo saliat*. Trin. 509 will Bergk *de divitiis meis* für *de stultitiis*, worin ihm beyde Herausgeber beypflichten (vergl. Ritschl Praef. Stich. XIX), indess ist *stultitiis* nicht so ohne weiteres zu verwerfen, sondern eine wichtige Bezeichnung der Folgen jugendlicher Unbesonnenheit, durch die er sein Vermögen einbüßte; man sehe aber *e* für *d* und vergleiche Caes. B. G. I, 26 *ex eo proelio circiter milia hominum CXXX superfuerunt*. Trin. 1125 wird *quemquam hominem interdum* weder mit R. auf *quemquam hominem in terra dum* zurückzuführen seyn, noch mit M. Haupt auf *usquam hominem terrarum*, eher ist ein *Abjektiv*, wie *integrum*, oder *ita certum* (vgl. Pseud. 392) das Ursprüngliche. Mil. 100 ist schwer zu glauben, daß in dem Satz *is amabat meretricem matre Athenis Attieis* dieß *matre* aus *altam* verborben sey, Pl. wird *arte* geschrieben haben, worauf bereits Sciooppius verfiel. Man sehe Ps. 66 *compressiones artae amantum comparum*. Mil. 186, 187 hat Fl. den nur im Ambr. erhaltenen Vers *profecto ut ne quoquam de ingenio degrediatul muliebri* zu schützen gesucht, vergl. die ausführliche Erörterung Praef. XXIII sqq. und gelangt zu folgender Fassung: *hercle ut ne q. d. i. degrediatul muliebri, earumque artem et disciplinam optineat colere*. Aber weder *profecto* noch *hercle* scheinen hier dem Sinn der Stelle nach an ihrem Platze zu seyn, und *optineat colere* ist durch die Analogie von *mi apstineant invidere* nicht hinreichend gesichert. Wir glauben den neu gewonnenen Vers ungeachtet der *boni numeri* wieder tilgen zu müssen, und schreiben dann für *hercle ut ne earumque* einfach *ne suam*. Für den nur in sinnlosen Bruchstücken durch A erhaltenen Vers 402 möge es ge-

stattet seyn, auch nach G. Hermann einen Versuch der Ergänzung zu wagen, nämlich *quid, quam ipse vidi egomet, sororem in somnis quod ista vidit, men' eam non vidisse arbitras*. Bey der Hermannischen Lesart ist der nothwendige Zwischengedanke nicht ausgedrückt und auch das Hinüberziehen des Satzes in den folgenden Vers störend. Mil. 277 fällt die Unterscheidung *quid iam? aut quid negotist* auf, da beyde Fragen auf dasselbe gehen. Man erwartete *credo. at quid negotist*, oder, da dieß eine sehr starke Aenderung wäre: *qui dum? aut quid negotist?* Mil. 530 möchten wir am liebsten schreiben *magisque eandem, quae eadem non sit*. In Pseud. 201 führt die handschriftliche Lesart *id tibi profecto*, welche Fl. nicht änderte; aber R. in *tibi profecto id* vielleicht auf *id tibi porro* oder *id tibi protinus*. Ps. 233 würden durch die Stellung *volumus bene* bessere Accente gewonnen werden. Ps. 467 schließt Fl. ein, R. gibt ihn in der Note dem Simo, indem er eine leichte Aenderung damit vornimmt, doch scheint er aus 477 entstanden. Dagegen wird der Schluß des Verses 176 *hodie experiar* eher für eine absichtliche Wiederholung des Schlußes von 174, als für ein Verssehen der Abschreiber gelten müssen. Ps. 569 sollte wohl nach *provenit* ein Komma gesetzt werden, so daß *novo modo* zu *adferre* bezogen würde. Ib. 1010 ist *Harpax*, wo es zum zweytenmal vorkömmt, kein *nomen proprium* (vgl. 654), daher auch dem von Fl. zurückgerufenen *ipse*, was der Ambr. gewiß nicht hat, keine Stelle zu geben.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. December.

Nro. 94.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Kritische Beiträge zur Geschichte und Alterthumskunde Tyrol's.

(Fortsetzung.)

Wir haben schon früher bemerkt, (S. 15, 1850) und wiederholen hier nur, daß derselben einsylbige Stämme wie *Vel*, *Cal*, *Car* u. s. w. zu Grunde liegen, an welche dann, durch einen der beyden Vocale *a* oder *u* gebunden, die Ableitungsconsonanten treten. Am öftesten kommen als solche vor: *n*, *s* und *r*, nach diesen *l*, dann *t*, *c*, *v*. So entstehen also von dem Stamme *Cal* die Namen: *Calina*, *Calusa*, *Calura* (oder *Calana*, *Calasa*, *Calara*), die jetzt noch bestehen als *Galina*; *Glyß*, *Tschölis*; *Galtera*, *Glier* u. s. w. Diese einfachen Formen wachsen nun aber durch abermaligen und wiederholten Zutritt von Bildungssylben, und so entstehen also Namen, wie: *Calunura*, *Calunusa*, *Caluruna*, *Calurusa*, *Calusuna*, *Calusura* oder auch *Calutuna*, *Calutura*, *Calutusa* und mit weiterm Anwuchse *Calurunusa*, *Calutunusa*. Eben so ergeben sich mit *l* die Formen: *uluna*, *ulura* u. s. w., wobey, wie oben bemerkt, allenthalben *a* mit *u* abwechseln kann, also *Calanara*, *Calanasa* u. s. w.

Man hat diese Formen etwas ungethüm finden wollen, allein dieß darf uns nicht hindern, sie als die ursprünglichen aufzustellen. Zeigen doch noch jetzt die verschiedenen neuen Formen, die davon übrig geblieben, daß die angenommenen Vocale vorhanden waren, freylich, was schwerer zu erklären ist, mit wechselndem Accent, wie z. B. das

jetzige *Salrein* auf ein *Saluruna* weist, *Salurn* dagegen auf *Saluruna*; indessen kann man immerhin zugeben, daß noch „in der besten Zeit“ des Rhätischen manche Vocale, die euphonisch entbehrlich waren, ausfielen, daß schon damals z. B. *Salurna* vorkommen konnte für *Saluruna*, *Parcunsa* für *Paracunusa* (*Partschins*) u. s. w.

Wenn wir nun aber dieser rhätischen Nomenclatur im Vorhergehenden einen durchaus italischen Character beygelegt haben, so sind doch zwingende Gründe vorhanden, ihr die allernächste Verwandtschaft oder, wenn man will, Identität mit dem Etruskischen zuzuschreiben. Vor allem fällt da das auslautende *s* auf, das einem alten *usa*, *asa*, *sa* entspricht, wie dieß gerade in der etruskischen Epigraphik so unendlich häufig ist. Wir finden da viele Hunderte von Frauennamen, die auf *usa*, *asa*, *isa*, *esa*, auf *arisa*, *alisa*, *unisa*, *unsa*, *insa* ausgehen, und dieß sind ja eben unsere tyrolisch-graubündnischen Namen, auf *s* und *sa*, wie *Lävis*, *Lafeis*, *Mardusa*, *Tanasa*, *Tanusa*; auf *ers*, wie *Lavers*, *Leifers*, *Lofers*, *Mutters*, *Natters*; auf *els*, wie *Vendels*, *Mädels*, *Prefels*; auf *ens*, *enz* und *uns*, wie *Lifens*, *Walens*, *Bludenz*, *Aguns*, *Tschaguns*. Für die Ausgänge in *usa*, *esa*, *esia*, (*isium*) finden sich neben einigen Beyspielen auf etruskischem Gebiete, wie *Padusa*, *Falesia*, *Peithesa*, wohl auch noch im übrigen Italien Belege, wie *Canusium*, *Venusia*, allein die andern Formationen gehören lediglich der etruskischen Epigraphik an, wo wir denn allerdings für unser *Lävis* ein *Lavisa*, für *Wolders* (urkndl. *Volares*) ein *Vularisa*, für *Vendels* (urkundl. *Venls*) ein *Venalisa*, für *Pre-*

fels ein Perisalisa, für Valens ein Velinsa, für Aguns ein Achunisa finden, wie wir denn überhaupt jede rhätische Namensform durch ihr Analogon in der etruskischen Epigraphik belegen können.

Es handelt sich daher gar nicht mehr darum, wie es früher geschehen, durch etliche gleichklingende Namen, seyen dieß auch etliche Duzende, die Wahrscheinlichkeit eines sprachlichen Zusammenhangs darzuthun, sondern es läßt sich vielmehr beweisen, daß die beyderseitigen Nomenclaturen in dem System, das ihnen zu Grunde liegt, durchaus identisch sind. Es kömmt also nicht gerade darauf an, daß Claterns (urkundl. Clauturnis) und Claternä bey Bononia oder Cluturnum bey Venastum, Karbaun (urkundl. Cardun) und Cortona (etr. Cartuna), Sauters (urkundl. Suders) und das etruskische Suders, Ladurn und Linternum, Salurn und Salernum, Wöllan und Wolane, das urkundliche Vulsanum (jetzt Bogen) und Volsinii, Vulbera, Velthür und Volaterra (etr. Velathuria), Velthurns und Vulturum — es kömmt, sagen wir, nicht gerade darauf an, daß diese Namen zueinander passen — sondern die These ist noch durch hunderte von gleichgeltenden Erscheinungen zu erproben. Daß aber die Vergleichung der rhätischen Ortsnamen mit den Namen der Epigraphik eben so conclusent ist, als wenn jene auch wieder mit etruskischen Ortsnamen zusammengehalten würden, kann nach dem oben Gesagten keinem Zweifel unterliegen. Wenn wir Alles sammeln, was von etruskischer Nomenclatur, sey es nun im eigentlichen Etrurien, sey es am Po oder in Campanien, uns übrig geblieben ist, so werden wir kaum weit über hundert Namen hinaufkommen, während im Alterthume auf diesem Raume vielleicht etliche Hunderttausende gefunden wurden. Das Wenige nun, was uns an Orts- und Flußnamen erhalten ist, erschöpft den Formenvorrath nicht nur nicht, sondern deutet ihn kaum an; die Namen der Epigraphik zeigen dagegen ganz klar, wie weit das Etruskische auf diesem Felde gehen konnte, und genau so weit gehen auch die rhätischen Namen.

Begehend erlauben wir uns nur noch, hier die Wahrnehmung niederzulegen, daß sich die bey-

den Namenschaften unter gleichen Verhältnissen auch in gleicher Weise verhalten. Ein paar Beispiele sollen näher darthun, was wir damit meinen.

Am allbekanntesten Fluße Tiberis und zwar an seinem obern Laufe liegt die Stadt Tifernum; am Fluße Nar, der in denselben mündet, liegt Arnaria. In diesen Städtenamen ist also die Derivation vom Flußnamen durch n ausgedrückt.

Im Bintschgau fließt ein Bach, heißt Salbur; an diesem liegt ein Dorf, heißt Schluderns. Sehen wir Salbur rhätisch Salutura und Schluderns Salaturnausa, so haben wir hier dieselbe Erscheinung. In Samnium entspringt der Fluß Sarus und an dessen Ufer liegt eine Stadt mit Namen Sarentum, davon findet sich dann auch wieder der Volksname Sarentini. Bey Bogen dagegen liegt das Sarnenthal, rhätisch sicherlich Saruna, dessen Einwohner wohl mit der bekannten rassenischen Bildungssylbe at — zur rhätischen Zeit Sarunates, Sarunetes hießen, so gut wie jene andern von Plinius genannten rhätischen Sarunetes, qui ortus Rheni accolunt. Eine Fortbildung dieses Namens ist Sarunatna, Saruntuna, später in den Urkunden Sarentinum (wie das etruskische Ferentinum), jetzt Sarenthein, der Hauptfleck dieses Thales. So haben wir denn die ächt italische Scala: Saruna, Sarunata, Sarunatuna (Sarus, Sarentum, Sarentini).

Damit glauben wir denn den Beweis geliefert zu haben, daß die vorromanischen Ortsnamen in den rhätischen Alpen aus einem den uritalischen Sprachen verwandten, mit der etruskischen aber identischen Idiome herzuleiten sind.

Hören wir nun die Gründe, welche gegen diese Behauptung vorgebracht worden sind.

Nach einem guten alten Herkommen werden natürlich zuerst die Alten citirt. Wir haben sicherlich die gebührende Achtung vor den Alten, und glauben auch, daß die fünf oder sechs Stellen, die auf unsere Frage bezogen werden, hinreichend seyen, sie vollkommen in unserem Sinne zu entscheiden, allein wir geben dabey auch gleich zu erkennen, daß in Sachen der alten Ethnographie der linguistische

Beweis, wie ihn die neuere Wissenschaft zu führen pflegt, alle Angaben der Classiker an Werth weit überwiegt. Ein glänzendes Beyspiel davon sehen wir wieder in der umbrischen Frage, die neuerdings durch die Arbeiten von Aufrecht und Kirchhoff in einer Art gelöst worden ist, daß wohl in alle Zukunft Niemand mehr jene vielbeschriebenen Stellen citiren wird, um die keltische Abkunft der Umbrier zu beweisen.

Was sagen nun aber die Alten? Justin und Plinius sagen einfach, daß die Rhätier Abkömmlinge der Tusker seyen. Das Nämlliche behauptet Livius.

Nun sagt aber Hr. Mathias Koch, es sey da nur von der Flucht eines Schwarmes verdrängter Etrusker in die Alpen die Rede, ohne Bestimmung, in welche. Darüber gebe Strabo Aufschluß.

Auf Seite 554 wundert sich nun Hr. Math. Koch nicht wenig, daß Hr. Kink in seinen jüngst erschienenen akademischen Vorlesungen über die Geschichte Tyrols bis zur Vereinigung mit Oesterreich „die Rasener in ununterbrochener Folge vom Gottshard längs den Quellen des Rheins und des Inns hinauf bis zum Lech wohnen läßt, und von da bis zu den Salzburger Tauern, dann von dort in einem Halbkreis südwärts bis tief in Italien“. Wenn wir letztern Zusatz abrechnen, so werden wir finden, daß Hr. Kink im Uebrigen nichts anderes gesagt hat, als was man ungefähr auch mit wenigen Worten so ausdrücken kann: sie wohnten im heutigen Graubünden und Tyrol.

Diese Behauptung, sagt Hr. Koch, setze voraus, daß sie in der Geschichte der Schweiz, Badens, Bayerns und Württembergs wieder gefunden werde. Was soll das heißen? In der Geschichte der Schweiz, in soferne Graubünden auch zur Schweiz gehört, wird diese Behauptung allerdings wieder gefunden — denn in Graubünden ist die rhätische Ur- einwohnerschaft eine nie bestrittene Annahme — aber was hat denn diese Behauptung in Bayern oder gar erst in Württemberg, in Baden zu thun? Wer spricht denn dort von Rhätien? Oder sprudeln die Quellen des Rhein's, des Inn's, des Lech's in Bayern, in Württemberg, in Baden?

Uebrigens kömmt Hr. Koch zwey Seiten später auf jene Stelle in Kink's Buche zurück, citirt sie aber nicht mehr, wie sie ist, sondern setzt anstatt „längs den Quellen des Inns hinauf bis zum Lech“ nunmehr die Worte: „am Inn und Lech“. Das klingt freylich anders, allein, wer z. B. im Engadein und bey Finstermünz Rhätier findet, braucht sie nicht auch bey Schärding und bey Passau nachzuweisen.

Hr. M. Koch wundert sich nun über das, was Hr. Kink sagt, und ruft gegen diesen den alten Strabo zu Hülfe; der alte Strabo sagt aber daselbe was der junge Herr Kink.

Strabo sagt daselbe schon in der Stellen, welche Hr. Koch kennt — wie z. B. in der, wo sie *μέχρι τῆς Ἰταλίας καθήκουσι, τῆς ἐπὶ Οὐγγῶνος καὶ Κώμου*. Ferner entnimmt ihm H. Koch die Angabe, daß sie an die Insubrer, an die Karner, an die Gegend um Aquilegia gränzen, daß sie den Bodensee, jedoch nur an kurzer Strecke berühren. Er hätte nun bloß noch eine Linie von Aquilegia an den Bodensee ziehen dürfen und damit wären uns schon fast sieben Achtel von dem Gebiete gewährleistet, welches wir in Anspruch nehmen.

Indessen legen wir gerade auf jene Stelle, die von Aquilegia spricht, sehr geringen Werth, denn sie scheint, wenigstens nach dem griechischen Text, gar nicht auf die Rhätier bezogen werden zu können. Ueberhaupt glauben wir, daß sich Strabo über die rhätischen Dinge nicht an ganz verlässige Quellen gehalten habe. Wenn er z. B. die Breunen und Genaunen ein illyrisches Volk nennt, so ist uns diese Angabe zwar in so ferne willkommen, als wir glauben, daß der ganze rasenische Stamm, also auch die Breunen und Genaunen, aus der thracischen Halbinsel heraufgewandert seyen, allein Strabo scheint gerade die beyden genannten Völkerschaften in ein näheres Verhältniß zu den Illyriern setzen zu wollen, was uns ohne nähere Erläuterung räthselhaft bedünken will. Ferner rechnet er die Vennonen zu den Windeliciern, was, da jene doch im Wintschgau sassen, auch nicht richtig seyn kann. Auch seine Angaben über Atesinos, Isaros, Atagis sind falsch oder der Text ist verdorben.

Lassen wir uns indessen dadurch von einer weitem Zusammenstellung seiner Angaben nicht abhalten.

An jener Stelle, die wir oben angeführt, heißt es aber auch weiter: *διατείνουσι δὲ καὶ μέχρι τῶν χωρίων, δι' ὧν ὁ Πῆγος γέγεται* — „sie erstrecken sich auch bis in jene Gegenden, durch welche der Rhein strömt“ — also nicht bloß an seine Quellen, sondern wohl auch bis in's jetzige Vorarlberg hinein. Ferner sagt der Geograph: *τούτου δ' εἰσὶ τοῦ φύλου καὶ Λεπόντιοι καὶ Καμουνοί* — „dieses Stammes sind aber auch die Lepontier und die Kamuner“. — Dagegen sagt nun Hr. Koch, daß die Lepontier nicht tuskischer Abkunft seyen, bedürfe keines Beweises. Wie so? Wenn die Rhätier, wie auch Hr. Koch zugibt, wirklich aus dem Paduslande versprengte Etrusker und die Lepontier ein rhätischer Stamm sind, warum sollen sie denn nicht auch Etrusker seyn?

Ueberdies sagt der Geograph: Oberhalb Comum liegen auf der einen Seite gegen Osten Rhätier und Vennonen, auf der andern Seite Lepontier, Tridentiner und Stoner und mehrere andere kleine Völker, *κατέχοντα τὴν Ἰταλίαν ἐν τοῖς πρόσθεν χρόνοις*, „die in frühern Zeiten Italien inne hatten.“ Dieser Zusatz ist der umgekehrte Mythos vom Heerführer Rhätus. Strabo nimmt nämlich nicht an, daß die Rhätier aus Italien verjagte Etrusker, sondern, wie nach ihm Niebuhr gethan, daß die Etrusker aus den Alpen herabgekommene Rhätier seyen — mit andern Worten: daß die Alpenvölker früher Herren von Italien (wenigstens bis an die Liger und in Campanien) gewesen. Warum hat sich Hr. Koch nicht auch über diesen bedeutsamen Zusatz geäußert?

Gehen wir zu einer andern classischen Stelle über. *Quos loca ipsa efferrarunt, sagt Livius, ne quid ex antiquo praeter sonum linguae, nec eum incorruptum retinerent.* Was ist nun der Sinn dieser Stelle? Es ist kaum zu glauben, daß Livius, zu dessen Zeiten die etruskische Sprache schon aufgehört hatte, eine lebende zu seyn, in ihrer Grammatik so bewandert war, um über das Verhältniß in dem sie zum Rhätischen gestanden, ein verlässiges Urtheil abgeben zu können. Die rauhen

Organe der Alpenvölker lassen auch ihre Sprache hart und roh erscheinen, und wenn nun Livius diese rhätischen Klänge mit der Feinheit des Literar-Etruskischen verglich, so mochte er leicht versucht seyn, das Alpenhafte, Rauhe und Alterthümliche der erstern für Verderbtheit anzusehen. Einem Franzosen, dessen Ohr nur an hannöversches oder berlinisches Deutsch gewöhnt wäre, könnte es, wenn er nach Tyrol käme, eben so leicht einfallen zu sagen, die Tyroler seyen durch ihr Gebirg verwildert und hätten von der deutschen Sprache nur den Klang, aber auch diesen nicht unverderbt gerettet. Die besprochene Stelle wird daher kaum etwas anderes beweisen, als daß die rhätische Sprache dieselbe war wie die etruskische und wir können keineswegs darin finden, was Hr. Koch herausliest, nämlich daß solche Kulturrückschritte nur bey einem in die Knechtschaft roher Zwingherren gerathenen, tief gebeugten Volke möglich seyen.

In dieser Gegend seiner Abhandlung spricht Hr. Koch auch von den Euganeern und ihrer Flucht in die Alpen, die übrigens, so viel wir wissen, durch gar nichts bescheinigt ist als durch die falsche Ableitung des Namens der Balsugana. Der Hauptort dieses Thales hieß zu den Zeiten der Römer Alsucum, Ausucum und davon kömmt dann die Bezeichnung Vallis Alsucana, Valalsugana, Balsugana, die mit den Euganeern auch nicht entfernt in Verbindung steht. Il fonte degli Euganei bey Hormayr dürfte in der Wirklichkeit vielleicht gar nicht aufzufinden seyn oder verdankt seinen gelehrten Namen irgend einem gelehrten Sommerfrischler aus Trient oder Roveredo. So falsch aber die gewöhnliche Ableitung von Balsugana, so richtig ist die ungewöhnliche von Gossensaß, wie sie in den Urbewohnern Rhätiens S. 22 gegeben ist. Hr. Koch sagt hierüber in einer schönen Note: Ein Beyspiel von falschen, bloß auf Analogie beruhenden Schlüssen gibt der tyrolische Ortsname Gossensaß mit Gothensiß gedeutet. Will man diesen grellen Verstoß einsehen, so braucht man bloß die unkundliche Form aufzusuchen.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. December.

Nro. 95.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

T. Lucreti Cari de rerum natura libri sex Carolus Lachmannus recensuit et emendavit. Berolini impensis Georgii Reimeri MDCCCL. Caroli Lachmanni in T. Lucretii Cari de rerum natura libros Commentarius. Berolini impensis Georgii Reimeri MDCCCL. 439.

Durch viele fruchtlose Arbeiten der Vergangenheit eines Bessern belehrt, hat man in neuerer Zeit die Erfordernisse der Recension eines alten Autor allgemein kennen gelernt; daß aber in einigen Decennien in Folge dessen mehr geleistet wurde, als seit Jahrhunderten geschehen war, verdankt man zum meist dem rastlosen Eifer und der gründlichen Kenntniß Immanuel Bekkers. Die Vernachlässigung des historischen Weges blieb auch auf diesem Gebiete nicht ungestraft. Eine wichtige diplomatische Urkunde mag mit allen Fehlern und kühnen Aenderungen, welche im Laufe der Zeiten die Nothwendigkeit, ein Verständniß hineinzutragen und das Gedankenlose der Einsicht näher zu bringen, stets ihre Bedeutung und ihren Werth haben, und der Geschichtsfreund sie lieber in der gewöhnlichen Form, als in dem ihm ungeläufigen und veralteten Idiom lesen; der Forscher, welcher sicher gehen will, wird sich damit nicht begnügen, wenn ihm über viele Angaben Bedenken entstehen, er wird sich, wenn das Original verschwunden ist, nach alten Abschriften umsehen und nicht ohne Verwunderung wahrnehmen, wenn er dort ganz anderes als in dem überlieferten nun gangbaren Texte findet.

Die alten Autoren sind solche Urkunden, nur daß sie viel weiter hinaufgehen, darum auch häufiger abgeschrieben wurden und vielfachen Aenderungen ausgesetzt waren. Da man die Bedeutung dieser Schriften frühe würdigte, so suchte man bald das Unklare verständlich zu machen und einem folgenden Leser die Mühe zu erleichtern; schon das Mittelalter hatte großentheils keine andere Aufgabe, als die, welche seit Einführung der Druckerey die Herausgeber befolgten, einen lesbaren Text zu liefern, gleichviel ob dieser urkundlich beglaubigt war oder nicht. Die jetzige Kritik geht darauf aus, die ältesten vorhandenen Handschriften aufzusuchen, wenn erwiesen ist, daß alle aus einer abgeschrieben sind, wie die Annalen und Historien des Tacitus, diese allein zu beachten, den verdorbenen und unverständlichen Text wieder zurückzuführen, und nun erst von neuem die Herstellung, so weit möglich, grammatisch und historisch nach den besonderen Forderungen eines jeden Autors zu versuchen. Das ist nicht eine neue Entdeckung, schon die alten Philologen haben sie gekannt, wie Angelus Politianus, der Glanzpunkt und Gipfelseines Jahrhunderts; Faernus hat sie im Terentius und in Ciceros Philippicae ausgeführt, Ursinus im Festus, Victorius in den Briefen an Atticus, Aristoteles Rhetorik, und sonst wo ein vorzüglich altes Exemplar die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte; aber allgemein wurde diese Nothwendigkeit erst in unsern Tagen erkannt, wozu auch die aufgefundenen Palimpseste das Ihrige beizutragen nicht veräuerten. Die Sprache ist dadurch nicht unbedeutend bereichert worden; es hat sich gezeigt, daß vieles, was vordem gar nicht bekannt war oder als einzelne

Monstrosität verworfen wurde, in den ältesten Handschriften aller Autoren wiederkehrt, und darum der Sprache nicht entzogen werden darf; die Angaben griechischer Grammatiker über den attischen Sprachgebrauch, welche namentlich Lobeck's Sammlungen zum Phrynichus nach den damals vorhandenen Texten als unbegründet nachgewiesen haben, sind durch die Benützung der ältesten Codices von Bekker zu unerwartetem Ansehen gestiegen; diese bekräftigen allgemein die Aussagen der Atticisten. Auch hier ist eine Grenze, die, wenn sie überschritten wird, wenig Heil bringt; leicht nämlich verfällt man, weil uns ja doch so vieles unbekannt und nicht überliefert ist, in das Bestreben, geradezu Alles, was alte Handschriften bieten, für untrüglich zu halten, wie man dieses bey Cicero und Livius versucht hat; Kenntniß der Sprache überhaupt, wie der Eigenheiten des einzelnen Autors wird vor Abwegen dieser Art frey halten.

(Fortsetzung folgt.)

Kritische Beyträge zur Geschichte und Alterthumskunde Tyrol's.

(Schluß.)

Schlagen wir nun das angerathene Verfahren ein, so finden wir als urkundliche Form in Hormayr's sämtlichen Werken I. 279 die Form Gozzinsasse. Blättern wir dann auch in einem andern Buche, das vielleicht auch Hr. Koch kennt, nämlich in Grimm's deutscher Grammatik, 1. Ausgabe S. 153, so finden wir unter Andern, daß der Name Gotones im Mittelhochdeutschen Gozones gelautet haben würde, wie Patavium Pazowa lautete. Und wie aus Pazowa Passau geworden, so aus Gozzinsasse Gossensaß. Auf welcher Seite liegt nun der gelle Verstoß?

Im Verlauf der Abhandlung p. 567 läßt sich auch Hr. Koch auf Ortsnamen ein und führt denn Karbaun bey Bozen an, was keltisch seyn soll. Fände sich dieser Name an der Seine oder an der

Loire, so würden wir uns deswegen nicht in Streit einlassen, allein bey Bozen können wir keine keltischen Namen zugeben. Wenn Karbaun nicht etwa gar ein romanisches Cortone (großer Hof) ist, dem aber die urkundliche Form Cardun zu widersprechen scheint, so ist es, wie schon oben gesagt, sicherlich ein rhätisches Cartuna, und dieß ist dasselbe was Cortona in Etrurien. Die Endsilbe daun weist in den Alpen keineswegs auf keltischen Ursprung; sie kann in ursprünglich romanischen Wörtern vorkommen, wie z. B. in Pardaun von Pratone (große Wiese), und andern Falles ist sie nicht das keltische dunum, sondern ein rhätisches — tuna, das ganz parallel läuft mit den Endungen sona, runa, lana und das auch nicht immer daun zu werden braucht, sondern jezt auch dein, ein, don lauten kann. Vergl. Altuna, Albein; Artuna, Tibein; Casatuna, Gufidaun; Caltuna, Galtin; Maltuna, Malbon; Salatuna, Salatina u. s. w. Karneid, das neben Karbaun zu finden ist, steht entweder für Kartneid und ist dann als Cortonetto zu erklären oder es ist rhätisch und lautet ursprünglich Carnita. Kampenn und Kampill sind unzweifelhaft romanisch, campagna oder campone und campillo. Hall wird wohl deutsch seyn, Aguntum, Veldidena u. s. w. sind rhätisch: Barrodunum weiß ich nicht zu finden.

Endlich bespricht Hr. Koch auch die in Süd- und Nordtyrol ausgegrabenen Alterthümer. Da wir die etruskischen Museen nicht gesehen haben und die etruskische Kunst nur aus den Abbildungen kennen; so wollen wir uns auf diese Frage gar nicht einlassen. Die Schriftzüge auf den gefundenen Geräthschaften sind übrigens ohne Zweifel etruskisch und unter Voraussetzung dieses Zugeständnisses haben wir nichts entgegen, wenn in denselben Hr. Koch auch Ähnlichkeit oder Gleichheit mit andern alten Alphabeten findet. Uebrigens belästigt uns nicht die leiseste Ahnung, daß diese Ausgrabungen, wenn deren Prüfung dereinst in die rechten Hände fällt, unsre Thesen im Mindesten behelligen werden.

Nachdem wir nun aber die loci classici hinlänglich berücksichtigt und so den großen Alten die gebührende Verehrung gezollt, sehen wir uns gleich-

wohl zu der Erklärung veranlaßt, daß wir so viel gelehrten Apparates gar nicht bedürfen, daß wir vielmehr als archimedischen Punkt nur ein ganz kleines Zugeständniß in Anspruch nehmen, etwa nur so viel, daß es überhaupt Rhätier gegeben, daß diese etwa bey Chur oder an der Etsch, im Vintschgau oder bey Bozen gewohnt. Wenn man uns so viel einräumt, geben wir alle anderen loci classici unsern Gegnern zu Schutz und Trutz wieder zurück und beweisen dann Alles mit unserem eigenen Material. Wir sagen dann ganz einfach, so weit die rhätischen Ortsnamen gehen, so weit haben ehedem Rhätier gewohnt. Würde man uns also die Gegend von Chur als ein ächt rhätisches Revier bezeichnen, so nehmen wir die dortigen Namen vor und behaupten (natürlich mit Einrechnung verschiedener Aussprache und wechselnden Accents) Flims am Vorder Rhein sey was Fleims bey Trient, Trins daselbe was Trins im Gschnigthal am Brenner, Ems (urkdl. Amades) daselbe was Matsch im Vintschgau, Maladers daselbe was Milders in Stubai, Malans daselbe was Melans bey Hall, Mels daselbe was Mills bey Hall und bey Imst, Mauls bey Sterzing und Mals im Vintschgau — kurz vom Gotthard bis zum Zillerthale und vom Bodensee oder wenigstens von Hohenems bis Trient überall dieselben Namen, die sich augenscheinlich bey ihrer Verbreitung um die engen Gränzen, welche Hr. Koch den Rhätiern setzen will, nicht im Mindesten kümmerten. Aber auch Trient ist noch nicht der Gränzstein dieser rhätischen Nomenclatur, sondern dieselben Namen, wie sie in den jetzt deutschen Gebieten vorkommen, finden sich, nur romanisch colorirt, auch in Wälschtyrol und im Veltelin; allein diese südliche Ausdehnung wollen wir hier der Kürze halber nicht weiter verfolgen.

So haben wir denn unsers Bedünkens die behauptete Behauptung mit zulänglichen Beweisen unterstüßt und zur vollen Gewißheit erhoben. Nachdem dieß aber geschehen, wollen wir allerdings zugestehen, daß wir in Tyrol auch keltischen Einfluß wahrnehmen, daß sich auch keltische Ortsnamen, oder wenigstens keltische Ansätze an rhätische Namen finden.

Einmal müssen wir zugestehen, daß die Continuität der rhätischen Namen am Zillerthal abbricht. Dorthier finden sich noch Galzein, Schlitters, Ubers, weiter draußen, in weiten Zwischenräumen nur noch Itters und Losers. Hier mag also der Punkt seyn, wo Rhätier und Kelten auf einander stießen, ja vielleicht ist der Zillerbach die Linie, auf welcher die vor einem Kelteneinbruche zurückweichenden Eingebornen Stand hielten und, den Feinden ein Stück ihres früheren Gebietes überlassend, ein weiteres Vordringen abwehrten. Den Namen der Station Masciacum bey Börgl wollen wir wenigstens gerne den Kelten überlassen. Derselbe hat im innern Rhätien nicht seines Gleichen, liegt aber vielleicht auch dem Namen Meschach bey Götzis in Vorarlberg zu Grunde. Als Messy kommt derselbe Name jetzt in Frankreich vor (s. Mone S. 34).

Wenn nun also an dem Suffix acum die Ortsnamen der Kelten mit Verlässigkeit zu erkennen sind, so können wir ihnen allerdings auch in Wälschtyrol ein kleines Häuflein zuwenden, als z. B. Lissnago im Fleimsferthale, Cavedago am Nonsberge, Almazago und Termenago im Sulzberge, Stimiago in Judicarien. Immerhin scheint aber nur der Ausgang den Kelten anzugehören, während der andere Theil des Wortes rhätisch seyn dürfte. In Lissnago wenigstens scheint Lissigna ganz deutlich das deutsch-tyrolische Lusen (urkdl. Lusina) zu seyn.

Immerhin wird der keltische Ursprung dieses Suffixes dadurch noch wahrscheinlicher gemacht, daß es auch im ehemals keltischen Padustlande sehr häufig gefunden wird, wie Tregnago, Gufago, Gorlago, Cavernago, Imbersago, Legnago u. s. w. Das Resultat wäre also, daß sich im Unterinntale wenigstens eine Spur des keltischen findet, während im Süden von Verona her bis in das Fleimsferthal und den Nonsberg das Eindringen keltischer Stämme durch mehrere Wahrzeichen bekundet ist.

Am Schluß der viel besprochenen Abhandlung werden wir endlich gar auf das politische Gebiet geführt und uns so zur Gewissenspflicht gemacht, die Unschädlichkeit unsrer These auch von dieser

Seite nachzuweisen. Als „Destreicher, der sich seiner staatsbürgerlichen Aufgabe bewußt ist,“ fühlte sich Hr. Koch um so mehr zu einer Erhebung seiner Stimme veranlaßt, als seine Erwartung einer von Deutschland ausgehenden kräftigen Zurückweisung dieser wissenschaftlich falschen und politisch schädlichen Meinung gänzlich fehlgeschlug. Es schien ihm höchste Zeit — denn „der aus der Gelehrtenstube in das wälſchtyrolische Volk gebrungene und von einer übelgesinnten Parthey ohne Zweifel genährte Wahn etruskischer Abstammung hat zu der, wie wir wissen, hartnäckig verfolgten Lostrennungsforderung wesentlich beygetragen, er hat selbst zersetzender als der Vorwand ehemaliger Vereinigung der südlichen Landestheile mit Italien gewirkt.“ (Damit ist doch wohl die Vereinigung mit dem napoleonischen Königreich Italien gemeint?)

Wir haben nun zwar die feurigen Blätter von Trient und Roveredo schon seit bald sieben Jahren nicht mehr gelesen, allein wenn ihre Taktik nicht eine ganz andere geworden ist, als sie damals war, so dürfen wir keck behaupten, daß auch der patriotische Epilog, den Hr. Koch seiner Abhandlung zu geben mußte, nur auf einem Irrthum beruht. Von den etruskischen Ahnen war unsers Wissens in Wälſchtyrol gar nie die Rede, ganz abweichend von Graubünden, wo sich auch viele neuere Mythen an diesen Namen knüpfen, sondern dort wurde die Sache ganz anders genommen. Frapporti, welcher der Bannerträger der italischen Sympathie war, sprach nur von der *Nazione madre*, von den alten Uritaliern, die vom Brenner bis Sicilien, nach seiner Meinung, ein einiges Volk gewesen, die dann auch wie Rom so Trient gegründet. Deswegen ist letzteres nicht etruskisch, sondern eine *città italianissima*. Noch weniger werden die Wälſchtyroler mit den Rhätiern verbunden, welch' letztere nach Frapporti ja die Ahnen der späteren Alemannen sind. Frhr. v. Giovanelli hatte hierüber allerdings quellenmäßiger Ansichten, allein seine Abhandlungen, voll klassischer Gelehrsamkeit, haben der wälſchtyrolischen Jugend schwerlich den Kopf verrückt. Namentlich bey den dortigen Landleuten dürfte mit Porsena und den alten Eucumonen so wenig auszurichten seyn, als

bey den unsern mit Hermann und Thusnelba. Zu Trient hat man in neueren Zeiten am liebsten über den Apennin und den Arno hinweg mit der ewigen Roma coquettirt, und wenn ein politischer Agitator in Italien nur ein wenig nachdenkt, so wird er finden, daß er seine Anhänger mit den glänzenden Erinnerungen an die Zeiten der römischen Welt Herrschaft bey weitem mehr entflammen kann, als mit Berufungen auf die längst verschollenen Etrusker, deren unvordenkliche Glanzperiode schon in den Zeiten der römischen Macht eine halbe Mythe war. Viel triftiger spricht ohnedem für italienische Vergrößerungsgelüste der andre Umstand, daß die italienische Sprache noch bis ins Mittelalter, ja bis nach den Zeiten der Reformation in Tyrol und Vorarlberg viel weiter reichte als jetzt. Sollen wir aber diese historische Thatsache nicht anerkennen, weil allensfalls ein uns peinlicher Gebrauch davon gemacht werden könnte? Erschrecken die Franzosen etwa, wenn man ihnen sagt, ihr Land sey vor Alters von Völkern bewohnt gewesen, die zu einem Theil mit den baskischen, zum andern mit den britanischen Stämmen verwandt waren? Oder wird den Deutschen Angst, wenn ihnen die Franzosen sagen, daß ehemals gallische Stämme bis nach Thracien und Galatien hin gewohnt? Wenn es nur darauf ankäme, die Geographie eines Atlas antiquus wieder herzustellen, so könnten ja vor Allem die Germanen von den Zeiten der Völkerwanderung her auf ganz Westeuropa Anspruch machen.

Was endlich Hr. Koch zu Ende seiner Abhandlung über das Verschwinden des deutschen Elementes in den *Sette Comuni*, in der *Val Sugana*, über das Heraufwachsen des Italienischen im *Etſchlande* sagt, das haben wir selbst auch schon längst gesagt, begeben uns daher aller Erinnerung dagegen und vereinigen uns in dem Wunsche, daß doch endlich das Allernöthigste geschehen möchte, um jene Landsleute bey ihrer Sprache zu erhalten, da sonst von dieser wohl in dem nächsten Menschenalter keine Spur mehr übrig seyn wird.

Dr. Steub.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. December.

Nro. 96.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

T. Lucreti Cari de rerum natura libri sex.
Caroli Lachmanni in T. Lucretii Cari de re-
rum natura libros Commentarius.

(Fortsetzung.)

Galt in Lucretius Zeit Kenntniß der griechischen Litteratur, wie dieses Studium durch die alexandrinische Schule ausgebildet war, als unentbehrlich, um den Namen eines doctus poeta zu erlangen, so konnte unser Dichter mit allem Rechte auf die Bezeichnung eines doctissimus poeta Anspruch machen; denn so weit hatte es keiner seiner lateinischen Vorgänger gebracht, ein abstruses philosophisches System, gleich einem Parmenides und Empedocles, poetisch seinen Zeitgenossen zu übergeben. Seit Ennius, der zuerst sich dessen rühmte, haben römische Dichter dem italischen Leben fast ganz entsagt und sich dem heitern hellenischen Cultus hingegeben; die römische Religion war auch nicht dichterisch, wie die griechische, daher wurde diese vorgezogen, jene vernachlässigt und ging allmählig in sie über; die Römer in Cäsars Zeit waren Fremdlinge in ihrem Alterthume und wählten auswärtige Erzählungen, wo einheimische Ueberlieferungen noch reichhaltiger flossen, wie Niebuhr (Röm. Gesch. 2, 306) gerade an unserm Lucretius rügt ¹⁾. Von seinem Leben wissen

wir nur, was Hieronymus sagt: 1918 T. Lucretius poeta nascitur, qui postea amatorio poculo in furorem versus, cum aliquot libros per intervalla insaniae conscripsisset, quos postea Cicero emendavit, propria se manu interfecit anno aetatis XLIV., eine Notiz, die man allgemein als Sage verworfen hat, welche aber Lachmann zu 1, 922 als bewährt annimmt, doch nicht M. Cicero, sondern seinen Bruder Quintus versteht. Hat Hieronymus, wie sonst in der Litterärgeschichte, aus Suetonius Buche geschöpft, so kann die noch so auffallende Erzählung nicht als Märchen abgewiesen werden. Besser als die Ciceronen (ad Quint. fratrem 2, 11 Lucretii poemata ut scribis ita sunt, non venustis luminibus ingenii, multae tamen artis) urtheilte Corn. Nepos, und Ovidius Verse carmina sublimis tunc sunt peritura Lucreti, exitio terras cum dabit una dies.

zeugen, wie man damals von diesem Dichter dachte.

Lucretius gehört zu den lateinischen Schriftstellern, welche im fünfzehnten Jahrhundert von den gelehrten Philologen der Sprache wie der Sache wegen eifrigt gelesen wurden. Ging auch Virgilius unter den Dichtern, wie Cicero unter den Prosaikern allen andern weit voraus, so war doch Lucretius durch seine Umwandlung der Sprache, die sich hier eine ihr sonst nicht gewöhnliche Biegsamkeit in Darstellung philosophischer Gegenstände gefallen lassen

1) Niebuhr wundert sich, daß Lucretius nicht die einheimische Pest beschrieben habe, die in Rom gleich groß gewesen sey. Indem der Dichter das Beispiel einer Pest darstellen wollte, that er wohl daran, die allen bekannte und meisterhaft geschil-

berte aus Thucydides zu wählen, wenn nicht vielleicht schon Epikur bey Erklärung epidemischer Krankheiten auf Athen hingewiesen hatte, zugleich um auch hier zu zeigen, wie historisch dargestellte Ereignisse von dem Dichter aufgefaßt werden.

mußte, einer der nächsten Gefährten des allbeliebten epischen Dichters, nur Plautus als Vertreter der Volkstheorie und des Scherzes hatte den Vorzug. Auch die freye Denkungsart des Dichters mochte jenem jugendlich anstrebenden Zeitalter, gerade weil so vieles von dem Angenommenen und Gangbaren abweichend war, die Lectüre dieses Werkes begünstigen; uns ist nicht bekannt, daß damals in Italien über Lucretius ein Verbot ergangen, wie in neuester Zeit es über Sophokles verhängt ist. Er vertrat übrigens zugleich die Naturseite, die man hier poetisch nicht minder gerne auffaßte, als die ländliche Einfachheit aus Virgilius Georgica. Zumeist aber war es das wahrhaft Poetische, das sich in allem kund that, wo der Dichter frey sich bewegt und nicht durch das System der epikurischen Lehre gefesselt fühlt, man lese z. B. nur die Einleitungen zu den einzelnen Büchern oder die Schilderung des ersten Menschen im Stande der Natur und seine allmähliche Entwicklung im fünften Buche. Allerdings wird manches in ihm befremden, aber was W. Reiz dem jungen Hermann sagte, als er ihm aus dem dritten Buche die Lehre der Sterblichkeit der Seele vorlas: das ist ausgezeichnet, diese Verse müssen Sie auswendig lernen, das ist zwar gottlos, aber es ist doch göttlich; das fühlte und sagte sich sicher schon damals ein jeder, welcher mit Lucretius vertrauter geworden war.

Aber Italien kannte diesen Dichter im Mittelalter so wenig, als den Valerius Flaccus, Silius Italicus, oder die letzten zwölf Comödien des Plautus. Erst gegen das Jahr 1430 wurde durch den damaligen berühmten Entdecker lateinischer Autoren Poggio Bracciolino ²⁾ ein Exemplar nach Florenz an Niccolo Niccoli abgegeben, und von nun an

2) In einem Briefe Poggios an Niccolo ohne Angabe des Jahres, der aber bey Mehus Epistol. Ambrosii Trav. tom. II. p. 1129 in der Mitte von zweyen steht, welche das Datum von 1429 tragen, heißt es: Bartholomaeus de monte Polignano dat operam ut habeamus Lucretium . . . in si adsequetur, tunc alia aggrediemur. non enim est nunc de aliis libris tractandum, ne multa petendo daremus occasionem istius denegandi; paulatim incedendum est; barbari enim sunt et suspiciosi. Der Zusammenhang weist auf ein deut-

durch Italien verbreitet. Ob Poggio den Coder selbst oder nur eine Abschrift aus demselben in seine Heimath gebracht hat, ist bis jetzt nicht ermittelt; von manchen wird von Ascensius, Ciceros Reden sind nur seine eigenen Copien vorhanden; Florenz wenigstens besitzt den Coder nicht, vielleicht ist er in der Vaticana, wie daselbst Ritschl auch den vollständigen Plautus, der um dieselbe Zeit aus Deutschland nach Italien gewandert und die Quelle aller dortigen Abschriften geworden ist, gefunden hat. Das gegen ist Florenz im Besitze einer Abschrift des Lucretius von der Hand des Niccolo, und bey der Gewissenhaftigkeit dieses Mannes kann diese als ein treues Abbild des ihr zu Grunde liegenden Codex gelten. Es ist gewiß keine Täuschung, wenn man annimmt, die Pergamenthandschrift der Münchner Bibliothek, einst im Besitze des Petrus Victorius, sey mittelbar oder unmittelbar daraus hervorgegangen; sie gibt in ihrer ursprünglichen Gestalt — denn sie ist später vielfach emendirt — den Zustand genau an, in welchem dieser Dichter den Italienern überliefert war, den sich verständlich und lesbar zu machen nun ihre angelegentliche Aufgabe wurde. Da sie außer dem von Poggio gebrachten keine anderen Codices kannten, waren sie auf sich allein angewiesen; ohne Kühnheit ging es nicht ab, man scheute sich nicht, wenn der Zusammenhang es zu fordern schien, selbstgemachte Verse als Ergänzung beizufügen ³⁾, oft mehr eine Umarbeitung des Lucretius

sches Kloster hin. Mehus vermuthet p. 38 daher, nicht Poggio, sondern Bartholomäus habe den Lucretius gefunden. Der Brief ist wahrscheinlich früher, da Poggio wiederholt klagt, Niccolo habe schon 12 — 14 Jahre den Dichter bey sich, und dieser 1437 gestorben ist. Wenn übrigens Poggio sagt, er habe partem Lucretii gefunden, so darf man nicht glauben, daß vordem schon einige Bücher in Italien bekannt gewesen seyen; Lachmann hat richtig bemerkt, daß dieses nur eine Vermuthung sey, da bey Varro de lingua latina ein Vers aus dem XXI. Buche angeführt wird, wo die Handschriften den Namen Lucretius statt Lucilius geben; daraus schloß Poggio, sein Lucretius sey nicht der ganze, sondern nur ein Theil.

3) Z. B. Lambinus, ohne etwas dabey zu bemerken, gleich als hätte er aus seinen Handschriften den Dichter bereichert, machte den Vers 1, 861 Et

als diesen selbst zu geben, aber geistreich, und nicht selten, wenn auch nicht das rechte Wort, war doch der rechte Gedanke getroffen. Lucretius wurde jetzt lesbar und verständlich. Den meisten Ruhm erwarb sich hierin der Grieche Marullus; wir bringen hier einen andern viel gerühmten Namen jener Zeit als Kritiker des Lucretius zur Kenntniß, den Jovianus Pontanus. Petrus Victorius hat sich die Recension beyder in die Ausgabe von 1495 mit der Endbemerkung eingetragen: *Contuli cum duobus codicibus, altero Joviani Pontani, altero vero Marulli poetae Bizantii, impressis quidem, sed ab ipsis non incuriose ut patet, emendatis, quos commodum accepi ab Andrea Cambano patrisio Florentino. M. D. XX. Idibus Martiis. Petrus Victorius.* Besonders bemerkt wird von ihm anderswo: *emendationes ex Pontani codice testantur ipsum ingenio has exprompsisse, was nach obiger Angabe sich von selbst versteht.* Marullus hat mit Talent und häufig mit entschiedenem Erfolge die Kritik dieses Dichters geübt. Damals erschienen die Texte gewöhnlich ohne Anmerkung, und da jetzt alles dem Idiom der lateinischen Sprache gemäß war und dem Gedanken wie dem Worte nach verständlich klang, so konnte der Leser nicht wissen, was mit dem Dichter vorgenommen war, ohne Benutzung besserer Handschriften war eine solche Nachweisung nicht möglich, ein Verdienst, das dem Dionysius Lambinus gebührt. Aber auch er kannte die Verschiedenheit dieser nicht und hatte keine Ahnung davon, daß noch zwey alte Manuscripte vorhanden waren, welche allein die Grundlage bilden, auf welcher eine gründliche Recension dieses Dichters möglich wird, obschon er durch Turnebus die Varianten des einen, von ihm Bertinianus genannt, mitgetheilt erhalten hatte. Es sind die Vossischen

nervos alienigenis ex partibus esse. Marullus 3, 614 Gauderet, praelonga senex aut cornua cervus. 1, 16 illecebrisque tuis omnis natura animantum, und viele andere Verse, welche erst L. aus dem Texte entfernt hat. Eben so richtig hat L. gesehen, daß der Vers 3, 98 Quamvis multa quidem sapientum turba putarunt von Niemand als von Marullus herrührt; man lernt dieses deutlich aus dem Exemplare des Victorius.

der Leidner Bibliothek, das ältere aus dem IX., das andere aus dem X. Jahrhunderte ⁴⁾, beyde von Haverkamp ⁵⁾ in seiner Ausgabe ungenau verglichen, auf welche Madvig in seinem Programm von 1832 zuerst hingewiesen, was aus ihnen für Lucretius geleistet werden könne. Jetzt erfahren wir aus Lachmanns sorgfältiger Vergleichung alles, was zu wissen nöthig ist.

Den Zustand des Textes kann ein Beyspiel deutlich darlegen. 1, 1068 sind acht Verse in dem ältern Vossianus — Lachm. nennt ihn oblongus — unvollständig überliefert; schon der Anblick lehrt, daß in der Urhandschrift ein Theil des Blattes abgerissen war und nach dem Risse wie bey Festus die Verse mehr oder minder unvollständig erhalten blieben; es sind folgende:

*sed vanae stolidis haec
amplexi quod habent peru
nam medium nil esse potest
infinita denique omnino si iam
possit ibi quicquam consistere
quam quavis alia longe ratione
omnis enim locus ac spatium quod in
per medium per non medium concedere.*

Nur die Incunabeln und jetzt Lachmann geben die Lücken; alle andern Ausgaben und auch jüngere Handschriften haben die Verse vollständig ergänzt, so daß kein Leser an deren Richtigkeit zweifeln konnte; haben doch drey Codices des Lambinus den ersten Vers *haec omnia sinxerit error.* Es ist aber die Ergänzung, wie sie in den Ausgaben sich findet, von Marullus, und zwar die bessere; denn

4) Von einem Dritten, vielleicht aus demselben Jahrhunderte, sind nur einzelne Blätter, *schedae Gortorpianae*, in Kopenhagen und Wien erhalten; sie stimmen mit dem *quadratus*, lassen auch dieselben Verse aus; Lachm. zu 3, 614.

5) Haverkamp ist dem Lachmann p. 288 *gentis Batavae dedecus*, doch kann er nicht umhin, dessen Conjectur 3, 1173 *capulum* statt *scopulum* zu billigen. Vergl. 4, 126. Dieses eine Beyspiel, wie der Herausgeber andere beurtheilt, von seinen sonstigen Ausfällen nehmen wir hier billig Umgang, wollen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß Geppert 159 *vir doctissimus* genannt wird.

auffer dieser lernen wir aus Victorius Exemplare noch eine andere kennen, die wir hier mittheilen wollen als ein Beyspiel, wie man in jener Zeit zu ergänzen suchte:

sed vanus stolidis haec omnia parturit error
amplexi quod habent spatium punctumque
viai;

nam medium nihil esse potest sine sine me-
anti

infinitum autem omnino, non denique sic
tam

possit ibi quisquam medium consistere rebus.

Lachmann macht statt dieser Versuche die einfache Bemerkung: vaticinari nec didici nec cupio. Der quadratus — so nennt er den zweyten jüngern Vossischen Codex — läßt diese Verse ganz aus, gibt aber das Zeichen einer Lücke mit der Zahl VIII. Daraus sieht man, daß die Handschrift, welche Poggio nach Italien gebracht hat und aus welcher alle italischen Abschriften genommen sind, nicht aus diesem quadratus, sondern einer dem oblongus gleichen stammte. Wie nun L. hier zuerst den einfach überlieferten Zustand des Textes zurückführte, und von dem Glauben befreyte, als seyen Lucretius Gedanken und Worte, was erst am Schluß des XV. Jahrhunderts eingeführt war ⁶⁾, so ist seine weitere Folgerung eben so richtig als scharfsinnig. Etwa zehn Verse abwärts beginnt ein Satz mit praeterea quoniam non omnia corpora fingunt, in anhaltender Periode ohne Apodosis; Lambinus änderte quoque iam und machte überdies mancherley Umstellungen, um Ordnung und Folge der Gedanken hineinzubringen. Nach B. 1093 aber ist im quadratus dasselbe Zeichen einer Lücke, das oben B. 1067 erscheint. In demselben Codex fehlen einzelne Stücke, sie bilden am Schluß des 6. Buches einen Anhang in dieser Folge 2, 757 — 806. 5, 928 — 79. 1, 734 — 85. 2, 253 — 304 (Lachmann zu 1, 734) immer 52 Verse, also jedesmal ein Blatt mit 26 Zeilen. Die Zahl der Verse aber von 1067 bis 1093 beträgt ebenfalls 26 und es bedarf nur dieser Angabe, um sogleich zu erkennen, daß gerade hier, wo im quadratus das Zeichen der

Lücke, wie oben angedeutet ist, die Kehrseite desselben angerissenen Blattes zu suchen ist, von welcher auch der Schreiber des Oblongus oder ein Vorgänger von ihm, weil die Anfänge fehlten, die noch übrigen Worte ausgelassen hatte, daß also hier eben so acht Verse fehlen, welche den Nachsatz zu jenem praeterea quoniam und manches andere enthalten haben ⁷⁾. Daraus konnte L. die Folia seines sogenannten Archotypou, die Seite zu 26 Zeilen, berechnen; worüber, wer ausführlich zu lesen wünscht, was die Vorrede kurz ausspricht, die Anmerkungen pag. 220. 223. 233. 318. 398. 425 nachlesen mag; bemerkenswerth scheint, daß Lachm. p. 298 glaubt, aus Lucretius excerpirte Verse in einen Sangaller Codex des IX. Jahrhunderts seyen aus dem Archetypon gestossen, von dem unsere Handschriften stammen.

Durch das Zurückgehen auf die ursprünglich in den alten Handschriften überlieferten Texte hatte sich Lachmann den Weg gebahnt, um desto sicherer die eigene Recension durchzuführen. Wo Interpolation in der Vulgata so weit um sich gegriffen hat, daß der alte Text kaum mehr kenntlich erschien, wie z. B. bey Varro, mochte selbst das wieder Unlesbarmachen ein Verdienst, wenn auch ein geringes erscheinen; es war dadurch wenigstens andern tüchtigern an Kräften, die Möglichkeit gegeben, das richtige zu finden. Lachmann gehörte nicht zu den zaghaften und schwachen Seelen, um mit so geringem Erfolge sich zufrieden zu stellen und nicht überall neues geben zu wissen.

(Fortsetzung folgt.)

7) Schon Jovianus Pontanus (wie es scheint, nicht Marullus) hat bey Victorius vor dem Verse 1112 ne volucris ritu die Bemerkung: deest; fragmentum.

6) Madvig p. 309 hatte bereits darauf hingewiesen.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. December.

Nro. 97.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

T. Lucreti Cari de rerum natura libri sex.
Caroli Lachmanni in T. Lucretii Cari de rerum natura libros Commentarius.

(Fortsetzung.)

Schon die beyden Codices sind mit vielfachen Correctionen, guten und schlechten, angefüllt; von diesen wie von dem was die späteren gefunden haben, ist überall die Nachweisung, so weit es möglich war, gegeben, angefangen von dem Florentiner Notar Antonius, der um das Jahr 1440 den Lucretius abgeschrieben und dessen Kunde H. Keil dem Herausgeber mitgetheilt hat ⁸⁾, Marullus, welchem bey weitem das größte Verdienst gebührt, Avantius, Pius, Naugerius, Lambinus bis Wakefield herunter. Was die Vorgänger richtiges gesehen haben, ist willig anerkannt ⁹⁾, vieles jedoch mit Still-

schweigen übergangen, und man darf nicht eine Sammlung von Conjecturen erwarten. 1, 129 et qua vi quaeque gerantur ist Lambinus Vermuthung genantur, welche ganz in der Redeweise des Lucretius ist, keiner Erwähnung gewürdigt, mit Recht, da der Dichter die γέρεσις καὶ γ-δορὰ bezeichnen will, keineswegs die γέρεσις allein, welche das genantur ausdrücken würde. Aber auch so blieb dem Herausgeber noch das Meiste zu thun übrig, und man muß seine Leistung, wie man auch immer von dem einzelnen denken mag, als eine bedeutende anerkennen.

Lachmann hat das Verdienst für immer, im Lucretius die sichere Basis der Ueberlieferung nachgewiesen zu haben; er hat noch ein anderes, was ihm eben so wenig genommen werden kann, auf vieles Unrichtige zuerst aufmerksam gemacht zu haben. Anders ist es mit den dafür gegebenen Verbesserungen; ihm selbst gelten sie freilich für unbedeutend; aber wie man bey Bentley — und dieser ist Lachmann's eigentliches Vorbild, wie er ihm auch dadurch ähnlich, daß er über die Sprache, vieles von andern nie beachtetes vorzubringen weiß — häufig seine Gründe gegen den bestehenden Text annehmen muß, ohne dessen Aenderungen zu billigen, so kann man auch aus Lachmann's Bemerkungen vieles lernen, wird aber die von ihm vorgebrachten Emendationen oft nur als einen vorläufigen Versuch betrachten, oder sie auch entschieden zurückweisen müssen. Ohnehin ist bey den jetzigen Philologen nicht selten, daß, während sie das unbestrittene Verdienst haben, die bisherige Interpolation nachzuweisen und zu entfernen, sie anderseits nur zu

8) Ob die Aenderungen von ihm selbst oder seinen Freunden ausgehen, läßt sich zur Zeit nicht sicher nachweisen; die damaligen Gelehrten sahen auf die Sache, nicht auf den Namen, und theilten einander freundlich mit, was sie gefunden zu haben glaubten, ohne ängstlich nach dem Namen von welchem etwas ausging, zu fragen. Die sämtlichen, mit Handschriften verglichenen Bücher des Victorius, welchen seine eigenen Emendationen beigefügt sind, tragen die Aufschrift von ihm: Petri Victorii Jacobi filii καὶ τῶν φίλων.

9) III, 11 geben die Handschriften von den Blexen den Ausdruck omnia limant, welchen Lambinus zu vertheidigen sucht; L. hat Avantius Correctur, libant, wie sich erwarten läßt, aufgenommen, und limant zurückgewiesen.

gerne eine neue und oft weit ärgere als die frühere einzuführen streben. Großentheils hängt die richtige Ausübung der Critik von der gehörigen Kenntniß der Grammatik ab, zu wissen, ob ein Ausdruck ächt lateinisch sey oder nicht, dieses wird und muß nach den uns übrigen Resten der Sprache entschieden werden, obschon der negative Schluß immer unsicher bleibt, da gar vieles gut lateinisch gewesen seyn kann, was in unsern Urkunden gar nicht oder nur einmal vorkommt. Nicht immer läßt sich hier beweisen, und oft weit weniger und seltener als man gewöhnlich glaubt; aber Probe gibt, wenn nicht die Richtigkeit an sich einleuchtend ist und jede Beweisführung überflüssig macht, was selten eintritt, wie in der Heilkunst die Anatomie, so in der Critik die Nachweisung, daß eine alte unverfälschte Handschrift, denn nur solche können zählen, Bestätigung liefert. Wie Lachmann fast immer und überall in der Conjecturalcritik von seinem Freunde Otfried Müller abweicht, so werden auch seine Nachfolger nur zu häufig anderes liefern.

L. nimmt nach Hieronymus oben gegebenen Worten an, Lucretius habe nur das erste Buch vollständig umgearbeitet, die übrigen Bücher wären in sichtbaren Lücken von D. Cicero ergänzt und emendirt worden; zu dieser gehöre die Einleitung des vierten Buches 1 — 25, welches mit ganz gleichen Worten schon 1, 926 — 50, und zwar, wie er meint, wenn auch beyden Büchern an sich nicht ungeeignet, doch hier passender als unten vorkommt. Daß Lucretius nicht zweymal diese ausführliche Stelle gegeben hat, wird niemand bezweifeln. Forbiger, der in seiner Schrift ¹⁰⁾ viel von einem Diasceuaften des Lucretius redet, ohne den eigentlichen Zustand der Handschriften zu kennen, glaubt umgekehrt die Diasceuafe im ersten Buche finden zu müssen, wodurch er genöthigt ist, die

Verse 921 — 5 zu streichen, welche Virgilius, wie die ganze Stelle deutlich vor Augen hatte. Aber wäre dem auch so und würden die Verse dem ersten Buche weg und allein dem vierten zugewendet werden, so sände sich doch nicht was gefordert wird, und ein aufmerksamer Leser des Dichters würde nicht minder Anstoß nehmen. Lucretius gibt nämlich stets im nächsten Buche den kurzen Inhalt des vorhergehenden Buches an, diesem selbst aber geht ein Lob des Epicur und seiner Philosophie voraus, welches natürlich auch am Anfange des Werkes nicht fehlt. Nimmt man die Verse des vierten Buches als vom Dichter hieher gestellt, gleichviel ob wiederholt von dem ersten oder als allein hieher gehörig, so haben wir vor der Angabe des Inhaltes vom dritten Buche unerwartet eine Verherrlichung nicht des Epicurus sondern des Lucretius, d. i. seiner selbst. Dieses ist, denken wir, vollkommen entscheidend, daß diese Verse von Lucretius nicht am Anfange des vierten Buches gesetzt seyen.

Forbigers Gründe p. 19 — 28, daß diese schöne poetische Stelle dem ersten Buche nicht gehöre, wären nicht so verwerflich, stünde diesen nicht die allein schon genügende Autorität des Virgilius entgegen, auch hat L. nicht gezeigt, wie diese Schilderung hier ihren Platz hat. Daß durch das Weglassen der Verse 921 — 50 der Zusammenhang nicht im mindesten unterbrochen und die Erklärung des Dichters von ihm selbst nicht erwartet wird, ist unbestreitbar; die Einführung durch das nachher sich wiederholende *nunc ego* ist mit einer ähnlichen Wiederholung oben von 635 — 704 zu vergleichen, wo derselbe Anfangsvers wiederkehrt 635 — 705. Auch dort kann der ganze Artikel gegen Heraclitus ausfallen und niemand wird etwas vermissen, weil der Beweis, daß das Weltall nicht aus Feuer als Grundstoff bestehen könne, keineswegs unmittelbar gefordert wird; dennoch kann nicht behauptet werden, daß diese Episode von dem Dichter später eingesetzt sey. Da nun obige poetische Schilderung nicht am Anfange des vierten Buches ihren geeigneten Platz haben kann, so wird man nachweisen müssen, wie ihr dieser im ersten gebühre. Lucretius hat die Grundlehren der Epikurischen Physik gegeben und zumest hervorgehoben, daß die Urstoffe der Dinge

10) De T. Lucretii Cari carmine a scriptore senioris aetatis denuo pertractato dissertatio philologica et critica; scripsit Alb. Forbiger. Lipsiae 1824. Die daselbst S. 75 — 76 gegen den Bentleischen Canon des Genitiv vorgetragenen Bedenken, sind aus Spohn's Mittheilung geflossen, was wir wegen L. Note p. 326 bemerken.

unsichtbar und von den in der Erscheinung auftretenden Gegenständen verschieden seyn müssen; daran wurde die praktische Anwendung geknüpft, daß alle Philosophen, welche ein sichtbares Element oder mehrere als Grundlage annehmen, wie Heraclitus, Empedocles, wozu auch Anaxagoras mit seiner Lehre der Homoiomerien gehöre, einen falschen Weg eingeschlagen hätten. Diese Widerlegung der andern Philosophen, nach jener confirmatio der Lehrsäge gleichsam eine confutatio der Gegner, konnte, nachdem sie abgemacht war, als etwas bedeutendes gelten, und sie ist es, welche den Dichter veranlaßt hat, die Fortsetzung mit jener schönen poetischen Digression einzuleiten. — L. ist der Ansicht zu 2, 166, alle jene Stellen, welche jetzt in ihrer Folge störend seyen, habe der Dichter einzeln geschrieben, D. Cicero aber bey der Redaction des Gedichtes irgend wie unterzubringen gesucht, z. B. im fünften Buche von 110 — 234, 509 — 533, und 1091 — 1435; nur das erste Buch sey vollständig ausgearbeitet, die übrigen unvollendet hinterlassen worden.

Änderungen des Textes in sehr früher Zeit, die nur genaues Studium des Dichters, und seiner Ausdrucksweise auffindet, sind nicht zu läugnen, und L. hat hier besonders seinen Scharsinn zu zeigen gesucht, 1, 778

at primordia gignundis in rebus oportet naturam clandestinam caecamque adhibere. Jeder mit dem Dichter nur etwas vertraute Leser, bemerkt L., wird gestehen müssen, daß Lucretius nicht so, sondern in rebus necesse est geschrieben habe; dieses ist der bey ihm stets wiederkehrende Ausdruck, das Verbum oportet gebraucht er gar nicht. Dieses ist richtig; denn 1, 1075 dem letztern jener acht Verse, wo der Urcoder die oben bemerkte Lücke hatte, ist concedat oportet, was die Ausgaben gewöhnlich geben, nichts als Interpolation des Marullus, die Handschriften haben concedere, und die Ergänzung Wakefield's dehet ist die natürliche; schon Forbiger macht daselbst die Bemerkung, daß Lucretius, außer an unserer Stelle, dieses Verbum nicht gebrauche. Das würde genügen, aber L., und dieses ist das lehrreiche in seinem Commentare, weiß die ganze Geschichte des

Wortes zu geben, es sey ein mehr gerichtlicher Ausdruck, und finde sich nur in der Comödie und der ihr annähernden Poesie, der Satire bey Lucilius, Horatius, Persius, Juvenalis, und selbst da nicht oft; nur einmal hat Virgilius das Verbum Ecl. 6, 5, wo Apollo zu dem Dichter scherzhaft scheltend spricht: pastorem Tityre pingues Pascere oportet oves; einmal gleichfalls scherzhaft Catullus, einmal Martialis, zweymal Propertius, öfter als die übrigen Dichter, Ovidius. Hat nun Lucretius nicht rebus oportet geschrieben, sondern was so oft bey ihm wiederkehrt necesse est, so kann die Aenderung nur von jemanden ausgegangen seyn, den die Etision des s in rebus beleidigte, und der ihr auf diese Art leicht entgehen zu können glaubte; dieses wurde sogleich von allen als das bessere anerkannt, da man von dem Wortgebrauche das Verbum oportet bey den alten Dichtern keine Ahnung hatte.

Eine der schönsten Verbesserungen, durch welche L. sein hervorragendes kritisches Talent gezeigt hat, ist 2, 40, dort haben die Handschriften:

si non forte tuas legiones per loca campi
fervere emu videas belli simulacra cientis,
subsidiis magnis Epicuri constabilitas
ornatas armis ita tuas tariterque animatas,
his tibi tum rebus timefactae religiones
effugiunt animo pavide.

mit dem dritten und vierten Verse wußte man wenig anzufangen, der Coder Victorianus hat ita statua staritaesque, daraus ist in der ersten Ausgabe statuas stantesque, man half sich mit einer in der Critik häufig gebrauchten Cur, man strich die beyden Verse; schon Victorius bemerkt hi duo versus deleti sunt in Puccii codice., und so findet man sie auch in keiner Ausgabe mehr; L. zueist hat sie wieder zu Ehren gebracht und Sinn und Verstand den Worten durch die Aenderung gegeben:

subsidiis magnisque elephantis constabilitas
ornatas armis, validas pariterque animatas.

Mag es auch noch so auffallend seyn, welches Geschick die Elephanten in den Epicur verwandelt hat, die Sache bleibt durch eine ähnliche Stelle ausgemacht, 5, 1228

induperatorem classis super aequora verrit
cum validis pariter legionibus atque elephantis.
Uebrigens ein deutliches Beyspiel, in welch schlimmer
Gestalt uns die Worte des Dichters überliefert sind,
und welcher Mühe es bedurfte, um ihn verständlich
zu machen.

Diese Beyspiele mögen den Charakter der neu-
en Recension anschaulich machen; besonders erfinde-
risch ist der Herausgeber, wenn er Verse als un-
ächt auszuscheiden sich bemüht; 1, 453 sondert Lucre-
tius die den Dingen nothwendig inhärenten Begriffe
von den ihnen nur zufällig zukommenden Eigen-
schaften, jene als coniuncta, diese als eventa, κα-
τὰ συμβεβηκός; Beyspiele des ersteren sind bey dem
Steine die Schwere, dem Feuer die Wärme, dem
Wasser das Masse:

pondus uti saxis, calor ignis, liquor aquae,
tactus corporibus cunctis, intactus inani,
so die alte Handschrift, die übrigen aquai, wofür
andere aquarum schrieben; wieder andere ignibus,
um Gleichheit des Casus zu erhalten. Hier wird,
sagt L., der Genitivus gefordert, die Form aquai
schreiben die Grammatiker mit Unrecht auch dem
Dativus zu, sie ist dem Genitivus allein eigen,
daher saxist mit Wakefield zu schreiben sey; den
Dativus habe aber auch der gefunden, welcher den
nächsten Vers gemacht habe, ein Peregrinus oder
wenigstens einer, der den Geist der lateinischen Spra-
che nicht recht begriffen habe; denn intactus als
Substantivum könne im Nominativus nicht gesetzt
werden; dergleichen participalia mit den negativen
in nehmen nur einen Casus, den Ablativus an,
iniussu, incultu, inconsultu, invocatu, und nicht
viel anders sey es mit immerito, indebito, inau-
spicato, inopinato, inconsulto. Den nominativus
intactus habe unser interpolator philosophus allein
gebraucht. Diese Bemerkung ist Lachmann nicht ei-
gen, schon Lambinus hat sie gemacht, nur daß
dieser sich mit einer bloßen Verwunderung über den
Ausdruck begnügt und nicht sogleich einen interpo-
lator philosophus darin findet. Als Beyspiel ist
die Steigerung von dem einzelnen zu den genera
überhaupt, dem corpus und inane ganz geeignet,
die Anwendung sogar geistreich, wie auch L. nichts

dagegen vorzubringen weiß; der Wechsel des Casus
in den verschiedenen Versen ist nicht ohne Beyspiel und
selbst natürlich, die gegebene Regel endlich doch nur
für den prosaischen Schriftsteller bindend; der Dich-
ter hat die Freiheit sich darüber wegzusehen, hat
doch selbst die gewöhnliche Sprache aus sponte die
übrigen Casus gebildet und wie viel anderes! War
es aber auch dem Dichter nicht erlaubt, von dem
Gangbaren abzugehen, oder hielt er sich verpflichtet,
so viele Neuerungen er sonst auch machte, hier in
diesem Falle einer solchen zu entsagen, so liegt die
Änderung intactile so nahe, daß es nicht der Aus-
merzung des ganzen Verses bedarf. Tactus und
intactile sind kurz vorher B. 435 — 437 als Gegen-
sätze gebraucht. Auch schon vorher hat L. den Vers
334: qua propter locus est intactus inane va-
cansque, mit Bentlei gestrichen, nicht ohne hand-
schriftliche Autorität wie es scheint, denn: versus
in oblongo totus a correctore in litura scriptus
est. Daß dieser seine richtige Stelle nicht hat, ist
von Bentlei zuerst bemerkt worden; aber der Vers
ist ganz untadelhaft, wenn er nach 345 gesetzt wird,
nach der Sitte des Dichters am Schluß einer Be-
weisführung das Gesagte kurz zusammen zu fassen,
wie z. B. 237, 248, 262. Der scharfe englische
Critic hat auch B. 568 quo pacto fiant et qua
vi quaeque gerantur als daselbst ungehörig gestri-
chen, und L. würde wahrscheinlich auch hier gefolgt
seyn, ständen die Worte nicht bey Priscian; nun
hat er ihn nach B. 585 untergebracht, wo er ste-
hen kann, aber schwerlich ursprünglich gestanden hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. December.

Nro. 98.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

Franz v. Baader's sämtliche Werke.

Eilfter Band. Auch unter dem Titel: **Franz v. Baader's Tagebücher aus den Jahren 1786 — 1793**, herausgegeben von Dr. Emil August v. Schaden. Leipzig bey Herrmann Bethmann. 1850. S. XLIV. 434.

Franz Baader's kleine Schriften. Her-

ausgegeben von Dr. Franz Hoffmann. Zweyte um die Hälfte vermehrte Ausgabe. Ebendasselbst 1850. S. CXXXVI. XLIV. 669.

Franz v. Baader's sämtliche Werke.

Erster Band. Auch unter dem Titel: **Derselben gesammelte Schriften zur philosophischen Erkenntnisswissenschaft als speculative Logik**, herausgegeben von Dr. Franz Hoffmann. Ebendasselbst 1851. S. LXXII. 420.

Zu einem wohlbegründeten Urtheil über den Werth und die Bedeutung der Leistungen Franz Baader's hat man bisher noch nicht zu gelangen gewußt, und ebenso blieb bis dahin die Frage, welche Stellung ihm unter den übrigen Forschern auf dem Gebiete der Philosophie anzuweisen seyn möge, noch unerledigt.

Ganz abschäßig über ihn zu denken, ihn nur als einen trüben und verworrenen Kopf und seine Geistesproducte als halben Wahnsinn zu bezeichnen, sollte freylich nur das Privilegium ganz flacher und

oberflächlicher Leute bleiben. Die Zahl dieser Leute ist zwar keine ganz geringe; doch beliebten sie in der Regel, mit diesem ihrem Urtheil nur in der Stille sich zu vergnügen. Sie unterließen es, dasselbe in die Oeffentlichkeit zu bringen, vielleicht, weil sie es gar nicht der Mühe werth erachteten, einem Schriftsteller entgegenzutreten, der ohnehin nur ein ganz kleines Publikum habe, vielleicht aber auch von einer gewissen ihnen selbst nicht zum eigentlichen Bewußtseyn gekommenen edleren Scheu zurückgehalten.

Anderer, die denn doch die Wissenschaftlichkeit in Baader nicht gänzlich verkannten und darum für nöthig erachteten, in dem großen Register der Philosophen ihn doch auch mit aufzuführen, stellten ihn ohne weiters unter die Reihe der sogenannten Schellingianer. Da sie sich die Mühe nicht nehmen wollten oder überhaupt nicht fähig waren, ernster und genauer in seine Denkweise einzugehen, so erwählten sie diesen Ausweg, um nur mit ihm fertig zu werden. Wenn aber unter den angeblichen Nachfolgern Schelling's nicht wenige sehr wunderliche Geister sich befanden, so war diese Einregistrierung jedenfalls eine sehr zweydeutige Ehre; ja so gewiß Baader denjenigen, welche nur an der Oberfläche stehen bleiben, nicht anders als in hohem Grade wunderlich erscheinen kann, so konnte in dieser Ehre am Ende doch nur eine Schmach liegen.

Tiefere Denker, wie namentlich Schelling selbst, erkannten den eindringenden Geistesblick Baader's wenigstens in Betreff einzelner wichtiger, fast entscheidender Punkte; namentlich aus Schelling's Abhandlung über die menschliche Freyheit geht dieß deutlich

hervor. In den ganzen Inbegriff aber der Baader'schen Lehre wußte er sich nicht zu finden; er war, wie dieß bey den Urhebern eines eigenen philosophischen Systemes der Fall zu seyn pflegt, von diesem viel zu sehr eingenommen, als daß er in die Denkweise eines Zeitgenossen mit voller Liebe einzugehen über sich bringen konnte. Auch Hegel vermochte dieß nicht, obwohl er nicht, wie Schelling, in ein gespanntes persönliches Verhältniß zu Baader gekommen war. Er legte vielmehr stets eine große Hochachtung gegen Baader an den Tag und freute sich der, freylich nur vermeintlichen Uebereinstimmung seiner eigenen Lehre mit der Baader'schen. Eben diese Annahme beweist aber gerade, daß ihm der eigentliche Kern der letztern verschlossen geblieben sey.

Wieder andere Philosophen, welche, wenn schon nicht gerade Schöpfer neuer Systeme, doch einer lebendigen Ahnung der eigentlichen Geistesgröße, die ihnen in Baader entgegentrat, fähig waren, die aber an seiner Darstellung Anstoß nahmen und darum sich nicht ganz mit ihm befreunden konnten, griffen, um gleichwohl zu einer Art von Abschluß über ihn zu kommen, zu den nun einmal vorliegenden, eine gewisse Incommensurabilität bezeichnenden Namen, und nannten ihn einen Mystiker, einen Theosophen, Gnostiker.

Sollte man mit diesen Namen ein an sich selbst dunkles Streben oder Willkürlichkeit in der Verknüpfung, Halt- und Bodenlosigkeit u., folglich Systemlosigkeit und Unphilosophie unserm Baader unterlegen wollen, so wäre gegen diese Bezeichnungen entschiedener Widerspruch zu erheben. Ein äußerlich vollendetes System hat Baader allerdings nicht aufgestellt; er legte hierauf keinen sonderlichen Werth, vielleicht weil er gerade hiezu weniger Gabe in sich verspürte, hauptsächlich aber, weil er überzeugt war, daß zu Errichtung eines eigentlichen Lehrgebäudes, so wie er es für wünschenswerth erachtete, die Zeit noch nicht gekommen sey.

(Fortsetzung folgt.)

T. Lucreti Cari de rerum natura libri sex.
Caroli Lachmanni in T. Lucretii Cari de rerum natura libros Commentarius.

(Schluß.)

So viele Aenderungen der neue Lucretius gibt, die man annehmen muß, weil L. aus den Spuren des alten Textes unbezweifelt das richtige herausgefunden hat, eben so vielen muß man entschieden entgegen treten, und darf sich durch den Scharfsinn des Herausgebers nicht blenden lassen. Vortreflich haben — um mit einzelnen Beyspielen aus dem ersten Buche fortzufahren — die Verse 873

praeterea tellus quae corpora cumque alit, auget
ex alienigenis quae lignis oriuntur,

welche Marullus gänzlich gestrichen hat, (und man wird keinen Beweis bey Lucretius in so wenig Worte zusammengedrängt finden), andere durch die Aenderung exoriuntur in die Versform gebracht haben, durch L. Emendation

ex alienigenis, quae alienigenis oriuntur

Sinn und Bedeutung gewonnen. Gleich schön ist V. 703 die Ausfüllung des Verses durch quidvis und die Verbesserung 755 utei . . usque, statt item . . utqui, mit welchen Versen auch Madvig nicht zurecht kommen konnte, obschon er den eigentlichen Fehler richtig in ut qui ahndete. Nicht bestimmen kann man V. 885

et nisi tempestas indulget tempore fausto,
imbribus et tabe nimborum arbusta vacillent,
solque sua pro parte sovet tribuitque calorem,
crescere non possint fruges arbusta animantis.

Die Schwierigkeiten dieser Stelle mag man bey andern nachsehen, L. stellt den zweyten Vers nach den dritten, und dieses ist so natürlich durch den Gedanken selbst geboten, daß man sich wundern muß, vor L. habe niemand dieses gesehen; dann ändert er, da zweymal daselbe Wort nicht stehen könne, arbusta vacillent. Hier ist nun das erste, worüber jeder staunen und sogleich den Commentar zur Hand nehmen wird, ob man denn auch vom Regen amburere sagt; und was für Beyspiele

gibt? daß man sagt: der Reif, die Kälte habe etwas verbrannt, kein einziges, wie sich von selbst erwarten ließ, von *imbres* und *nimbi*; denn daß L. uns die Erklärung *imbrium frigore anibusta* unterscheidet, um seine Veränderung zu empfehlen, ist von keiner Bedeutung. Diese verunglückte Conjectur muß man also sogleich aufgeben. Lucretius spricht nämlich von dem, was aus der Erde hervorkommt: *e terra res omnis crescere alicue*, im folgenden ist aber von den *animantes* überhaupt gesprochen; diese wachsen nicht aus der Erde. Endlich ist das nachfolgende Gleichniß, daß auch wir ohne trockene und flüssige Nahrung zu Grunde gehen, nicht passend, da wir in jenen *animantes* schon inbegriffen sind. Kurz, der Vers

creescere non possint fruges arbusta animantis gehört nicht hieher; L. spricht bloß von den *arbusta*; er konnte aber um so leichter gemacht und der Gedanke allgemein ausgesprochen werden, als gleich nachher B. 821 folgt

constituunt eadem fruges arbusta animantis.

Ganz fehlgegriffen ist auch die Restitution B. 830 — 4, wo *principio* sich auf 847 *adde quod* beziehen soll; wie falsch dieses ist, wird jeder sehen, der sich die Mühe nimmt, die Folge der Gedanken klar darzulegen. Nicht glücklicher ist die Aenderung B. 599 von *quoniam*, welches der Dichter bey Uebergängen von Beweisführungen so häufig gebraucht, in *quianam*, ein Wort das Lucretius gar nicht kennt; auch steht bey ihm nicht in der Aufzählung der Beweise eine Frage, die hier ganz unrichtig angebracht ist; was das *Extremum* von einem *Corpus* ist, unsern Sinnen nicht mehr wahrnehmbar, muß auch nicht weiter theilbar, also ein *ἀδιαίρετον* und *ἄτομον* seyn, nicht aber wie andere Philosophen behaupten, ein *αἰ διαίρετόν*. Diese Beweise sind ganz genau aus Epikur übersezt, gewiß auch ihre Folge ist nach ihm beobachtet; man sieht dieses aus den wenigen Sätzen, die uns Diogenes aus ihm erhalten hat. Als vor einem Jahrhundert bey der Entdeckung von Herculaneum die Arbeiter auf verbrannte Kohlen stießen, glaubten sie, diese auseinanderzuschlagen zu müssen, um zu sehen was sie enthielten. Es war das Hauptwerk Epikurs, die 37 Bücher *περὶ φύσεως*, ein unerwarteter Schatz, aber jetzt erst gründlich vernichtet; was von einzelnen

Stücken des II. und XI. Buches noch lesbar war, hat der gelehrte Rosini im zweyten Bande der *Volumenta Hereul.* bekannt gemacht.¹¹⁾ Wäre dieses Werk erhalten, wir würden im Lucretius richtiger und deutlicher sehen; uns ist der Verlust wohl unersetzbar, da es nicht wahrscheinlich ist, daß in jener sonst reichhaltigen Bibliothek eines unbekanntes Epikureers sich ein zweytes Exemplar befunden habe. Wie gerne würden wir alles von Philodemus aufgefundenene für jenes Werk geben! Der Dichter mochte Zusätze und Erweiterungen liefern, so viel er wollte, und es ist bekannt, wie er durch seine herrlichen Bilder und Gleichnisse zu bezaubern versteht, Gegenstände sinnlicher Anschauung wählt, um aus ihnen, dem Kleinen, das große Gebilde der Natur zu erläutern, die Dogmen hat er gewiß ganz getreu überliefert; die sechs Beweise, daß aus nichts nichts werde (I, 154 — 214), die folgenden vier, daß die Dinge nicht vergehen, sondern nur in andere übergehen, und so fort, sind unserer Uebersetzung nach ganz, ohne besondere eigene Zuthat, aus dem griechischen Philosophen genommen. Solches genau und schön in der lateinischen Sprache wieder zu geben, wurde damals von dem gefordert, der auf den Ruhm eines *doctus poeta* Anspruch machen wollte.

An manchen Stellen wünscht man, L. hätte sich über den Zusammenhang erklärt; I, 551 — 64. 577 — 98 sehen wir keine Verbindung mit dem, was vorausgeht; hier sind Gründe, warum die Natur die Dinge der Erscheinung vergänglich gemacht hat (auffallend, ja unmöglich durch *denique* eingeleitet), aber nicht davon ist die Rede, sondern daß die *primordia aeterna* sind; es scheint etwas ausgefallen zu seyn; die Umstellung und Anordnung der Verse, welche in der Handschrift des Victorius angedeutet ist 577 — 83. 551 — 64 hat zwar viel Ansprechendes, genügt aber nicht. Selbst der Anfang macht uns eine Schwierigkeit, welche wir mit den gewöhnlichen Mitteln nicht zu lösen vermögen. Es wird die Macht der Venus auf die lebenden Wesen der Natur geschildert, in der Luft, auf dee

11) In Deutschland durch Orelli's Abdruck verbreitet. Leipzig, 1818.

Erde, im Wasser — das vierte Element fällt von selbst hinweg, wie am Anfange von Horatius Epistel an die Pisonen — aber sollte Lucretius oder irgend ein Dichter sich so ausdrücken dürfen:

ariae primum volucres . . . inde ferae pecudes . . .

denique per maria ac montis fluviosque rapacis

frondiferasque domos avium camposque vibrantis

omnibus incutiens blandum per pectora amorum

efficis ut cupide generatim secla propagent. so daß in diesem denique zugleich jenes erste und zweyte wiederholt wird? Vielmehr kann jenes denique nur die Angabe des dritten Elementes, des Wassers allein enthalten, und erst nach dieser rhetorischen distributio durfte die gemeinsame Verbindung aller dreier Gattungen z. B. omnia per maria ac montis erfolgen.

Der Commentar enthält die Rechtfertigung der im Lucretius geübten Kritik, geht jedoch weit über den Dichter hinaus, und bietet eine reichliche Fülle neuer Bemerkungen. Je schweigsamer L. gewöhnlich gewesen ist, um so erwünschter muß es seyn, über viele bestrittene Punkte der lateinischen Sprache sein Urtheil zu vernehmen. Seit Bentley, in dessen Geiste er arbeitete¹²⁾, ist keine so gediegene und anregende Fundgrube bekannt geworden, er hat hier die Resultate seiner Forschung niedergelegt. Wenn er sich gelegentlich auf viele Autoren verbreitet, so ist es doch ein bestimmter Kreis von Schriftstellern, auf welche seine vorzügliche Thätigkeit gerichtet ist, es ist die ältere lateinische Litteratur, Ennius, Plautus, Terentius, Lucretius, Catullus, dann Horatius, Ovidius, Varro de lingua latina. Besondere Aufmerksamkeit ist der Orthographie gewidmet, die er mit Benutzung der Monumente auf Stein und Erz, und der ältesten Handschriften, des Virgilins, Gaius, der Florentiner Pandecten u. a. festzustellen pflegt; gleich die erste Bemerkung lehrt, daß die Alten ge-

netrix, genitivus, nicht genitrix, genitivus geschrieben haben p. 15. 202 — 5. über mille und milia 32. scena, scaena 217, condam, carum statt quondam, quarum 220. oculi statt oculi nach den theilweise noch in spätern Handschriften erhaltenen Spuren 244 — 6. quicquid und quidquid 286, tum und tunc 25. Ferner findet man häufige Bemerkungen über Rhythmus, Accentuation, Quantität 191. 412., daß derselbe Vocal lang und kurz gebraucht werden könne, z. B. lang in scribo, kurz aber von Catullus in conscribillo, dessen Richtigkeit wir sehr bezweifeln, 35 — 8; Unterschied der Aussprache gleich lautender Wörter, kurz das Substantivum lectus, lang das Participium 54 — 6. über Elision 158 — 64. 81. über rei, das einsylbig und als Spondeus, aber nicht als Iambus gebraucht wird, 151. über utique 250. obit 206 — 10. exeunt 214. über Production einer kurzen Sylbe, wenn ein griechisches Wort folgt, z. B. dicetur hymenaeus, 76. über Scansion bey den Komikern gegen Bentley, 160 — 4. Contraction in der ersten Person des Pluralis, amamus, statt amavimus. Auffallend bleibt, wie L. auch italienische Dichter und Sprache als Beweise gebraucht z. B. 27. 152. 189. 200. 329. Am häufigsten ist die eigentliche Grammatik bedacht, z. B. über den Genitiv auf ii und i 325 — 9. 387. flagitis statt flagitiis 279 — 81. adseque 304 — 7. über es und is als Casuszeichen 50. ibus 391. intellegit als Perfectum 350 und vieles Andere. Es ist Lachmanns Sitte in allen den Principien nachzuforschen, diese aufzufinden; sind sie richtig erkannt, so folgt die nothwendige Berichtigung an den vielen einzelnen Stellen von selbst; da er einen feinen Beobachtungsgestalt der Sprache wie des Autors besaß, so ist ihm dieses weit mehr als seinem Freunde Diefried Müller gelungen, und hier ist Quelle weiterer Untersuchung, die nicht ausbleiben wird, strenge Sichtung dessen, was angenommen, was zurückgewiesen werden muß.

L. Spengel.

12) Von der bekannten Aenderung der vulpecula im Horatius in nitedula sagt L. 204 qui non accipiunt, rationem et genera fabellarum ignorant.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Franz v. Baader's sämtliche Werke.
Eilfter Band.

Franz Baader's kleine Schriften.

Franz v. Baader's sämtliche Werke.
Erster Band.

(Fortsetzung.)

Eine Uebereilung hierin, ein Vorgehen erschien ihm äußerst bedenklich: er besorgte, daß die allzu rasche Gestaltang eines Systemes in eine mechanische GedankenSpinnerey ausarten und hiemit, die Wahrheit und Lebendigkeit des Ganzen beeinträchtigende Elemente eingeführt werden möchten. Plato, auch Leibniz haben ein eigentliches System nicht gegeben, und doch sind sie Philosophen. Wolf aber, der Systematiker Leibnizens, hat dessen Philosophie ganz eigentlich des Lebens beraubt. Baader fuhr beständig fort im Sinnen und Forschen, und eine Ausstrahlung aus dem System, das er lebendig in seinem Innern trug, folgte der andern. Das schien ihm seine nächste und wichtigste Aufgabe, und nicht schon die völlige Construction des Ganzen. „Die Begriffe, pflegte er, jene Zumuthung ablehnend, zu sagen, bilden keine Reihe, sondern einen Kreis, und es ist ganz gleichgültig, wo man anfängt; nur muß jeder Begriff in's Centrum zurückgeführt werden.“

Wüßte man alles zusammenzufassen, was Baader im Einzelnen geleistet hat, man würde nicht nur in Staunen gerathen über den Zusammenklang seiner, der Zeit nach noch so weit von einander abliegenden Aeußerungen, sondern es würde auch

hieraus, wenigstens in Betreff der höchsten und bedeutendsten Momente der Philosophie schon ein so ziemlich befriedigendes Ganzes sich ergeben. Eine solche Zusammenfassung war aber bis jetzt noch gar nicht möglich, da eine vollständige Sammlung der bereits wohl in Druck schon erschienenen, aber so vielfach zerstreuten Schriften und Aufsätze Baader's gewiß nur den Allerwenigsten gelingen konnte, und überdies noch so manche wichtige Entwicklung, welche der handschriftliche Nachlaß in sich fasset, dem wissenschaftlichen Publikum bisher noch gar nicht vorlag.

So wollte sich denn einerseits die Ueberzeugung, daß den einzelnen Aeußerungen Baader's wirklich ein System zu Grunde liege und aus demselben sich wohl ein wissenschaftliches Ganzes gestalten lasse, nicht recht geltend machen, und andererseits stellten sich auch bey dieser obwaltenden Vereinzlung seiner Geistesproducte dem Verständniß seiner Lehre kaum zu überwindende Schwierigkeiten entgegen. Hieraus aber läßt sich leicht begreifen, daß man ihm wirklich, so wenig Grund in Wahrheit hiezu vorhanden ist, die eigentliche Wissenschaftlichkeit abzusprechen geneigt war, Klarheit und wesentlichen Zusammenhang bey ihm zu vermissen glaubte, daß man also in ihm einen Gnostiker oder Theosophen in einem nicht durchaus ehrenden Sinne finden wollte.

Um so höher ist das Verdienst anzuschlagen, welches sich Professor Hoffmann durch die Gesamtausgabe der Baader'schen Schriften erwirbt. Bey den großen Opfern, welche er diesem Unternehmen bringt und wogegen die der Mitherausgeber

kaum in Betrachtung kommen können, hat er eben so sehr die Ehre seines theuern Lehrers, als den Ruhm des bayerischen Vaterlandes, das diesen großen Denker hervorgebracht, ganz besonders aber das Gedeihen der Wissenschaft mit allen den unberechenbaren segensreichen Folgen, welche sich hieran knüpfen, im Auge. Seiner unermüdeten Thätigkeit ist es gelungen, solche Vorkehrungen zu treffen, daß die auf 15 Bände berechnete Gesamtausgabe binnen acht Jahren zuverlässig vollendet seyn wird, wie denn auch wirklich von der Mitte des Jahres 1850 bis gegen Mitte 1851 bereits zwey Bände an's Licht getreten sind, der erste und der eilfte Band, welcher letztere vom Nachlaß wieder den ersten Band bildet.

Man kann es nur im höchsten Grade billigen, daß gerade der eilfte Band zuerst der Öffentlichkeit übergeben ward, indem die hier mitgetheilten Tagebücher Baader's aus den Jahren 1786 — 1793 die eigentliche Genesiß seiner philosophischen Denkweise enthalten und demzufolge eine ganz treffliche Einleitung in seine übrigen Schriften abgeben. Erwägt man, daß diese Tagebücher, an deren Veröffentlichung Baader niemals dachte, und von denen die eine Hälfte erst nach seinem Tode aus verstaubten Papieren hervorgezogen wurde, von seinem 21. Lebensjahre her sich datiren, so wird man bey näherem Eingehen in dieselben keinen Anstand nehmen, Baader nicht bloß für einen tüchtigen Denker, sondern für einen eigentlichen philosophischen Genius anzusehen. Bey welchem unter den berühmtesten neuern Philosophen möchte wohl in seinem ein- oder zweyundzwanzigsten Lebensjahre eine solche geistige Sicherheit und Selbstständigkeit, eine solche Fülle tiefeingreifender Gedanken, eine solche Kraft im Ausdrucke zu finden seyn, als wir sie hier treffen?

Professor von Schaden hat sich der Redaction dieser Tagebücher mit musterhafter Sorgfalt und dem anerkanntwerthesten Fleiße unterzogen: er hat denselben nicht nur sehr schätzbare erläuternde Anmerkungen beygegeben, sondern auch alle diejenigen Stellen anderer Autoren, auf welche Baader, häufig ohne die betreffende Schrift, ja wohl gar ohne den Namen des Schriftstellers zu nennen, sich bezieht, ausfindig zu machen gewußt und sie genau citirt,

und überdies noch hie und da Parallellstellen anderer bedeutender Männer hinzugefügt. Hielt er es nicht selten für gut, solche verwandte Aeußerungen aus den Schriften von Hamann, jenem urkräftigen Geiste, wie ihn Schelling nannte, herbeizuziehen, so wird man nicht läugnen können, daß die Aufzeichnungen des jugendlichen Baader diese Feuerprobe auf das allerglücklichste bestehen. 00 07

So lange man diese Tagebücher nicht kannte, war es äußerst schwer, in ein eigentliches Verhältniß zu Baader zu kommen, mit seiner Denkweise wirklich verkannt zu werden: er schien auf einer in weitester Ferne liegenden Bahn, welche mit den sonstigen Richtungen des Forschens fast gar keine Berührungspunkte zeigte, einsam zu wandeln. Nunmehr aber können wir aus diesen Bekenntnissen in lebendiger und anschaulicher Weise seine innere Entwicklung, freylich nur bis zu einem gewissen Punkte hin, doch aber gerade in der entscheidendsten Lebensperiode kennen lernen. Wir sehen ihn hier in dem gewaltigsten Ringen und Kämpfen begriffen. Uns wohl bekannte Denker üben auf ihn eine bedeutende Wirkung; unter ihrem Einfluß erfolgt die Entwicklung seiner eigenthümlichen Denkweise, noch mehr jedoch geschieht dieß, da er durch das sich ihm Darbietende nicht befriedigt wird, gerade im Gegensatz gegen jene Einflüsse.

Jakob Böhme war ihm damals noch nicht bekannt geworden, man sieht aber deutlich, wie sich wenigstens die Grundmomente seiner Lehre in dem Geiste des jungen Baader neuerdings, in ganz originaler Weise, entwickeln. Er hat sich also diesem Hauptmystiker oder Theosophen nicht etwa blindlings in die Arme geworfen, sondern war ihm eben congenial. Wenn er nun aber, in Ueberwindung anderer philosophischer Lehren, die er sorgfältig studirt und innerlichst durchdrungen hatte, zu den nämlichen Resultaten wie Böhme gelangte, so läßt sich fürwahr! nicht begreifen, wie ihm der Name eines Philosophen nicht gebühren solle, wenn man nicht unter einem solchen nur denjenigen versteht, der nicht mit geistigen Realitäten sich zu schaffen macht, sondern nur mit den abgeblaßten Ideen eben dieser Realitäten, und eben darum auch im

so leichter dazu gelangen kann, ein concinnes Lehrgebäude aufzuführen.

In welcher Art Baader jenen innern Kampf bestanden habe und wie derselbe zur Entscheidung gekommen sey, das läßt sich freylich mit kurzen Worten nicht angeben, sondern muß aus den Tagebüchern selbst entnommen werden. Wenn aber in denselben die Keime seiner philosophischen Lehre in großer Kraft und Frische bereits schon hervortreten, so können wir uns um so weniger enthalten, einige wenige solcher Momente hier mitzutheilen, da dieselben zugleich als Proben seiner damaligen Darstellungsart dienen können, welcher man vor der späteren, theilweise an allzugroßer Gedrungenheit leidenden unbedingt den Vorzug einzuräumen haben wird.

Die Kantische Lehre von dem nicht zu erreichenden Dinge an sich ist es, mit welcher wir ihn im Ringen begriffen sehen, und deren Fesseln er dereinst zersprengen zu können die frohe Ahnung hegt, wenn er unterm 13. April 1786 (S. 6. 7.) folgende Erwägung bey sich anstellt: „Das Entstehen einer Diagonalkraft aus Zusammenfluß, Ineinanderwirkung oder Strahlung mehrerer Einzelner ist selbst nur — Erscheinung; was im Innern der Stoffe dabei vorgeht, wissen wir nicht. — Von nichts Innerem wissen wir in der Natur außer uns, von uns selbst, dem Innern in uns, nur durch Selbstgefühl, Bewußtseyn, Selbstbeachtung! — Nun ist die Frage: ob und wie es angeht, daß wir hier von unserm sichern Leiter abgehen und über die Natur unseres Selbst in der Phänomenenwelt außer uns Aufschlüsse suchen wollen? Hier liegt der Knoten, das größte, tiefste Geheimniß aller unserer Erkenntniß liegt hier, wie ich auch aus Kant sehe. Aufschluß und Enthüllung werde ich einmal gewiß noch finden! Mein heißer Durst wird gestillt, meine Tantalushöllengual geendet seyn, und ich ahne, daß ich dann schauen werde über die Nähe der Wahrheit und über mein Haschen — nach Schatten! — Tief fühle ich dieß innere Bedürfniß der Erkenntniß und bey jeder Gelegenheit wacht es wieder auf in mir und mit ihm ein überaus süßer Zug und Hang

zu einem pythagorischen Einsiedlerleben, ein Hang, den ich nun bereits seit Anfang meiner Selbstbildung mit mir herumtrage und in dessen Befriedigung ich himmlische Freuden sehe.“

Die Einsicht in die Uebereinstimmung der Gesetze im Reich der Natur und in der Welt der Geister und in den wesentlichen Zusammenhang der menschlichen Seele mit der Gottheit kündigt sich bey ihm in höchster Lebendigkeit an; wenn er noch an eben diesem Tage (S. 8.) ausruft: „Sieh! die Blume, wie sie sich ihrem Bräutigam, der Sonne, entgegenwendet, sie sauget Licht und pranget und blühet — Nacht, Finsternisse umgeben sie, — sie welkt! — Das geht täglich vor unsern Augen nach physikalischen Gesetzen, wie man sagt, vor. Und sollten im Innern der Dinge, in der Geisterwelt diese Gesetze nicht wirken? Ist denn mein Geist so isolirt, abgetrennt, willkürlich in allem seinem Thun, als wir wähnen? — Nein! er wendet sich hinauf zum Quell und zu der Sonne aller Wesen, und Licht und Wahrheit und Güte und himmlische Wohlust füllt ihn: er vergißt seines Gottes, wandelt in irdischen Dingen herum, greift nach Schatten — und welkt! — Alles nach denselben ewigen physikalischen Gesetzen! Ein wahrer Influxus, den unser Selbstgefühl beweiset. Einzig wahre Philosophie und Physik alles Gebetes!“

Kurz darauf den 20. April (S. 24) bezeichnet er „die Moral als — höhere Physik — des Geistes.“ — Das tiefste Gefühl von der Unzulänglichkeit des sich Herumtreibens im Gebiete der dürren abgezogenen Begriffswelt und das lebhaft verlangte nach intuitiver Erkenntniß, deren Möglichkeit ihn abermals die Analogie zwischen dem Reiche der Natur und dem des Geistes hoffen läßt, spricht er unterm 27. April (S. 30. 31) in den Worten aus: „Gott weiß es, wie sehr und oft ich es mit Pascal fühlte, daß wir mit allem Speculiren und Demonstren immer ohne Gott in der Welt sind! — Soll Wahrheit so weit von uns liegen? Ich brauche nur das Auge zu öffnen, so erleuchtet mich und erwärmt mich Gottes Sonne. Sollte es mit Erkenntniß, Gefühl des Aubelebenden anders seyn?“

Legtern Gedanken führt Baader, sein Tagebuch vom Jahr 1787 abschließend (S. 151 — 153) mit folgenden Worten noch weiter aus: „Die ganze Welt um dich — dunkles Geheimniß, Aufschluß, Enthüllung zu diesem Geheimniß: woher, wie? — Siehe, Licht, allenthüllendste Sprache vom Thron Gottes! — Deffne dein Auge — weiter nichts — und du siehst. Du magst wollen oder nicht, zweifeln oder nicht — du siehst — es ist — Sache selbst — Gegenwart lehrt dich. Kein Wunder, daß die ganze Psychologie und Theologie des Alterthums von dieser schönen, holden, allgegenwärtigen Erscheinung Gottes in der Natur ausgeht. Und wahrlich, auch ich mag ewig von keiner andern Theologie und Psychologie wissen, als von dieser.“

„Sollte es auch mit der Offenbarung Gottes in unserm Innern anders seyn? Ich öffne mein Auge und sehe, was da ist. Auch mein inneres Auge öffnet sich und wenn die Erkenntniß ihre höchste Helle erreicht hat, so ist es gleichfalls Anschauen dessen, was da ist. Bekanntlich gewährt nichts so sehr innerlich vertrautes Gefühl des Daseyns seiner selbst, des sich besinnenden Geistes, als eben diese Anschauung einer Wahrheit. Auch hier hört alles Zweifeln auf, ich sehe: es ist. Dann wird die Erkenntniß lebendig, wird Gefühl des Daseyns seiner selbst und — der Wahrheit. Man genießt; denn alles Grübeln und Forschen war nur Streben darnach, Suchen. Nun ist es gefunden und alle Mühe und Arbeit ist geendet.“

„Wie dort ein Mittel (Medium, Scheminah) zwischen meinem Auge und dem großen Auge der Welt vonnöthen war, so auch hier! Hier der Geist, der Tröster, der euch Alle lehren wird. — In den Himmel hinauf vermag ich am hellen Mittag mein blödes Auge nicht zu heben! Vor dem Anblick der flammenden Sonne erblindet dasselbe. Ich sehe den Quell alles Lichtes vor zu vielem Glanze nicht. Aber Alles um mich sehe ich von seinem Glanzstrom erleuchtet und enthüllt. Seine unsichtbare Gegenwart strahlt mir aus jedem Thautropfen entgegen! S. Xenoph. Memorab. Socrat. lib. IV, c. 3.“

„Ewig gibt es also keine andere Logik des Erkennens, als: Deffne dein Auge, thue die Binde von ihm, tritt hieher auf diese freyere Anhöhe, wasche dein Auge, und, bist du wirklich erblindet, so bitte, daß du möchtest sehend werden! Thue das, und du wirst sehen. Halte Christi Wort und thue, was Er will, daß du thun sollst — und du wirst inne werden, daß Seine Lehre aus Gott ist. Ev. Joh. 7, 16. 17.“

Ueber eine unerläßliche Vorbedingung des ächten Philosophirens läßt sich Baader unterm 29. April 1786 (S. 33) also vernehmen: „Gewiß ist es, daß die größten und wichtigsten Wahrheiten bloß in Stille, leiser Selbstbeachtung, Nüchternheit gefunden worden sind, und von Idem, der will, der sich mit Leidenschaften und innerer Unruhe diesen innern Sinn nicht trübet und stopft, täglich nachersunden werden. Nachersunden, denn Nachplappern ist nicht Miterkennen, Selbstanschauen. — Insoweit gilt Alles, was man in Geheimwissenschaften von moralischer Diätetik vorschreibt, was am meisten verspottet wird und was vielleicht daran das Beste ist. Gelangt man, wie ich nicht zweifle, auf diesem Wege zu Kenntnissen, zu lebendigem Anschauen von Wahrheiten, die sonst nur bey'm völligen Erwachen des innern Sinns nach dem Tode uns zu Theil werden, so ist das die weiseste Anordnung der Vorsetzung, daß Wahrheit und Güte unzertrennlich eins sind, und also an Mißbrauch jener gar nicht zu denken ist.“

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. December.

Nro. 100.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Franz v. Baader's sämtliche Werke.
Eiltster Band.

Franz Baader's kleine Schriften.

Franz v. Baader's sämtliche Werke.
Erster Band.

(Fortsetzung.)

Wie nahe Baader schon als ein und zwanzig-jähriger Jüngling der Lehre Jakob Böhme's von der Widerwärtigkeit oder Negativität stand, welche aller wahrhaften echten Existenz zu Grunde liegt, und ohne welche die eigentliche Positivität gar nicht gedacht werden kann, wie leicht es ihm eben darum werden mußte, als er die Schriften jenes wunderbaren Geistes wirklich kennen lernte, sich sofort in deren innersten Sinn zu finden, erhellet aus folgender am 20. July 1786 aufgezeichneten innern Erfahrung. (S. S. 65). „Ich habe es nun schon manchmal bemerkt: einige Zeit vorher, ehe ich in meinem bessern Wissen wieder um einen Schritt vorrückte, geht das Gefühl einer wüsten Leere, einer Verbannung, innern Kampfes, einer Unordnung und Unzufriedenheit mit mir selbst, vor. Gährung fühle ich dann in mir und der Geist wird trübe, bis die Hefe sinkt und der lichte, lautere Wein nun hervorgeht, der unter jener Gährung und nur unter ihr gebildet und geläutert werden konnte. So kämpft beym Morgenanbruch das Licht mit der Nacht, so wird in der Natur aus jedem und-unter jedem Grabmal — ein Brautgemach, und so führte auch mich — Dank dir, o Gott! — Gährung und anscheinender Tod des Wissens, Skepti-

cismus, als wahrer kritischer Todeskampf zur lebendigen Erkenntniß Gottes!! — Hier fing ich an, die heilige Schrift zu lesen!“

Daß diese Lectüre der heiligen Schrift bey Baader nur eine wiederholte und consequent durchgeführte gewesen sey, läßt sich leicht denken. Die Früchte dieser Lectüre werden aber sofort ersichtlich, namentlich in einer Stelle vom 5. November 1786 S. 74 — 76, welche den Grundgedanken der spätern Naturphilosophie, doch in weit tieferer Fassung und mit entschiedener Beziehung auf die ganze Summe der göttlichen Urkunden, anticipiret. „Zwey Kräfte wirken sichtbar hienieden. Die eine sammelt, bindet, die andere zerstreut, trennet. In der gesammten Natur, wie in jedem einzelnen lebendigen, organischen Gebilde offenbaren sich beyde. Schwerekraft, Krystallisations-, Configurationstrieb der todtten Masse; Expansionstrieb, Bildungstrieb der lebendigen, jedem Kunstgebilde inwohnenden, in ihm hausenden, schaffenden, zerstörenden, assimilirenden Kraft. Ohne diese Kraft ist jenes Kunstgebilde ein Sandhaufen, auf- und in sich selbst zusammentretend, wenn es könnte, und nicht der unverföhnbare Elementenkampf dieß auf immer unmöglich machte. Mit dieser Kraft ist jenes Kunstgebilde ein lebendiges Ganzes, Individuum, das, vom Staube erhoben, wenigstens auf einige Zeit sichtbar über und auf ihm herumwandelt!“

„In der Elementarnatur — trennendes, all-auslösendes, allausdehnendes Wärmefluidum; gefrierendes, in sich zusammentretendes, schwerstrebendes Erdeprincipium. Jenes verkörperter Lichtstrahl — kam von Oben, gebunden in irdischer Hülle mit,

strebt er wieder hinauf. Dieses Streben bewirkt immerwährenden Zwist und Lebensgährung in allem Irdischen. — Absicht, Wirkung und Ende dieses innern Zwistes, dieser Gährung ist Läuterung des guten Weines und Sonderung der Hefe. Darum nur zeitlich, so lange anhaltend nämlich, als das große Werk der Läuterung, der Regeneration und Assimilation bedarf, um vollendet zu seyn.“

„Assimilation ist aber nur Regeneration, Wiederbelebung, Präformation der Keime im wahrsten Sinne. Schlummernde Kräfte können erweckt, wiederbelebt, aber nicht neugeschaffen werden! Die sogenannte sinnliche, materielle Natur ist Symbol und Copie der innern, geistigen Natur.“

„Jede Handlung, That Gottes in der belebten und sogenannten leblosen Natur, der Natur und Bibel ist semantisch, symbolisch, Erfüllung und Aufschluß des Vorhergegangenen, und Keim und Siegel des Zukünftigen.“

„Alles ist in diesem All Eins und Mittelpunkt, und Alles ineinander verschlungen und auseinander sich schlingend.“

„Im Leben jeder einzelnen Pflanze ist das Leben des Ganzen sichtbar, im physischen Leben der Thierseele, des Menschen das geistige Leben des Menschengeistes. Im Leben des Menschenkörpers sieht Paulus das Leben Christi in seinem Körper. Erhabenes Geheimniß! Wer für dieß Sinn hat, nur der sieht Alles im wahren, Einen, hellen Lichte!“

„Satan trennt, um zu trennen, zu zerstören — er ist Mörder von Anfang. Christus trennt, um zu vereinen. — Seine Endabsicht ist Leben, Güte, Befeligung; bitterer Lebenstrank dient ihm nur als Mittel. In der gegenwärtigen Phänomenenwelt, dem Schattenspiele, wo Licht mit Finsterniß immerdar kämpft, in diesem großen Einen Drama zwischen Christus und Satan wird darum nach Gottes ewigem, theokratischen Regierungsplane jedes vom Satan entgegengewälzte Uebel allemal nur Mittel zum Guten. — Satan kann nichts wider, nur für die Wahrheit. Wider Willen baut auch er, indem er zerstört. Und Zweck des Ganzen? Ausbreitung der Alleinherrschaft des Ewigen, Einigung alles Lebens zum Leben durch Assimilation,

Anähnlichung, Wiederherstellung des zerstörten Tempels des lebendigen Gottes! Wiedergeburt! —“

Zum Theil wohl ebenfalls auf dem Grunde tief eingehender Bibelforschung finden wir bey Baader ein großartiges Gefühl menschlicher Sündhaftigkeit und die bestimmteste Einsicht in die Zerrüttung und Gebundenheit unserer höheren Kräfte, — ein Moment, das von den neuern Philosophen fast gar nicht beachtet, geschweige denn entschieden festgehalten und in den philosophischen Calcul aufgenommen wurde, daher auch die Versuche auf dem Gebiete der Religionsphilosophie mehr oder weniger durchweg mißlingen mußten. „Wie kann der, lesen wir unter'm 25. December 1786 (S. 109. 110) an den Erlöser von allem Uebel glauben, welcher kein anderes Gut kennt, als zeitliches Wohlleben und der den nagenden Wurm der Sünde in sich und die schreckliche vis inertiae und centrifuga seines Geistes nicht tief und schrecklich fühlt! — Ein Erlöser kommt nur zu Gefangenen. Aber ein Gefangener, und Jeder aus uns ist ein solcher, kommt, unmittelbar wenigstens, nicht aus Gottes Hand. Demnach ist der Mensch, wie wir ihn dermalen und wie wir ihn in der Geschichte kennen, kein ganz reines Geschöpf Gottes. Wie aber ward er verunreinigt? —“

Am 30. December des nämlichen Jahres (S. 117) schreibt er unter anderm: „Es bleibt einmal ein festes, weltkundig großes Wort: „daß der vom Anfang an verheißene Erlöser in die Welt gekommen und sichtbar unter den Menschen erschienen ist, um diese Welt selig zu machen und die leibigenen Knechte im Hause des Vaters loszukaufen und zu befreien von den Banden der Sünde.“ Nothwendig und unentbehrlich mußte also dieses Kommen des Messias seyn zu unserer Befreyung. Der sogenannte Stand der Natur muß also für jedes menschliche Individuum ein gewaltsamer Zustand und keineswegs so natürlich seyn, als der große Haufe wähnt in seinem sinnlichen Todeschlummer. Der Plan der christlichen Heilsordnung liegt aller Welt nun gar zu offenbar vor Augen, — einem kleinen Häuflein auch am Herzen —, daß dieser nämlich nicht etwa bloß Erziehung eines unschuldigen Kindes zur höhern Stufe der Moralität,

wie auch Herder zu lehren scheint, sondern Erziehung eines gefallenen, vom Vatergeseß muthwillig weggetretenen Kindes ist: Wiedergeburt! —

Endlich S. 119: „Nein! Du hast dich deinen gefangenen Knechten nicht unbezeugt gelassen, großer Genius unsers Geschlechtes! Du, unser göttlich liebender und unsers zahllosen Elendes dich göttlich erbarmender Herr und Erlöser! Wo ich hinsehe, erblicke ich, von deiner göttlichen Barmherzigkeit triefende Spuren deiner Hand, Fußstapfen deiner unter den Menschen lustwandelnden Weisheit! Jeder selbst matte Strahl deines Lichtes, der mir im Widerschein dieser dunkeln Nacht des irdischen Weinthaales entgegenleuchtet, ist mir Zeuge deines Daseyns, Du holder Morgenstern, erfreuliches Pfand und erheiternder Bote deines Kommens und Aufgehens nach ängstlich langharrender Dämmerung. Dein und unser Aller Vater hat dir alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben, und im liebevollsten, schonendsten Incognito brauchst du dieser großen Gewalt und führst du Alles, göttlicher Dramaturg! nach deinem und deines Vaters ewigem Rathschluß und Plan, göttlichweise und göttlichgut, zur Vollendung des großen, liebevollen Werkes der Wiedergeburt, herrlich hinaus! — Freudig und willig geb' ich mich hin, o Herr! Schalte du nach deinem Belieben! Mit neuer Freude und mit neuer Labung will ich nun an mein Tagewerk gehen, der ich bald völlig ein losgekaufter Knecht im Hause deines und meines Vaters seyn werde. —“

Diese wenigen Bruchstücke aus den Baader'schen Tagebüchern werden kaum verfehlen, das Verlangen nach Bekanntschaft mit dem ganzen reichen Schatze, welchen dieselben in sich fassen, zu erwecken. Theilweise werden auch schon diese paar Stellen die oben ausgesprochene Zuversicht rechtfertigen, daß diese Tagebücher Baader's wesentlich dazu beitragen werden, die bisherigen meist schiefen Urtheile über diesen großen Geist zu berichtigen, ein näheres innigeres Verhältniß zu ihm anzubahnen und das Verständniß seiner sämtlichen Leistungen bedeutend zu erleichtern. Ja, es wird selbst aus den hier hervorgehobenen Keimen seiner philosophischen Lehre bereits schon so ziemlich klar, wie sich sein

philosophischer Standpunkt zu demjenigen seiner bedeutendern Zeitgenossen verhalten müsse.

Noch ehe die Tagebücher erschienen, bereits im Jahre 1847, hat Professor Hoffmann unter dem Titel: „Kleine Schriften“ in sehr verschiedenen Zeitblättern u. s. w. zerstreute Aufsätze Baader's in einem Bande gesammelt an's Licht treten lassen, welche Sammlung bereits in den Gelehrten Anzeigen, Nr. 45 und 46 des Jahrganges 1848 besprochen worden ist. Es wurde hier das große Verdienst, welches er sich mit dieser Sammlung erworben, insonderheit auch der edle aufopfernde Sinn, mit welchem er sich diesem Unternehmen unterzog, gebührend hervorgehoben. Von diesen „kleinen Schriften“ erschien im Jahre 1850, nicht in Folge eines ihrem reichen und tiefen Inhalt entsprechenden bedeutenden Absatzes, sondern vielmehr auf Veranlassung anderer, wenig erfreulicher Verhältnisse, eine mit sehr wichtigen Stücken und um die Hälfte vermehrte neue Ausgabe. Dieser neuen Ausgabe war eine zweite Vorrede beygegeben, von welcher auch ein besonderer Abdruck veranstaltet ward, worin der Herausgeber, auf Anlaß einiger Recensionen jener Sammlung in der ersten Ausgabe, das Verhältniß Baader's zu Hegel und Schelling mit großer Erudition und mit vorzüglicher Klarheit und Bestimmtheit darlegte.

Professor Hoffmann zeigte hier, daß Baader, was sich den mitgetheilten Aeußerungen aus den Tagebüchern zufolge gar nicht anders erwarten läßt, vom Pantheismus sich durchweg frey zu erhalten gewußt habe. Baader wußte sich weder mit der Schelling'schen Naturphilosophie, noch auch mit der Hegel'schen Lehre zu befreunden, wenn er gleich den wissenschaftlichen Gewinn, welcher sich aus diesen Bestrebungen ergab, freudig anzuerkennen nicht unterließ. Eben so würdigte er die Erhebung über den reinpantheistischen Standpunkt, welcher bey Schelling später, d. i. seit dem Jahre 1809 sichtbar wurde. Wenn jedoch Schelling auch jetzt die Ausgestaltung der Herrlichkeit Gottes in ihrer ganzen Fülle immerhin von der Entwicklung und Vollendung der Welt abhängig dachte, mithin noch immer ein bedeutender Rest pan-

theistischer Denkart bey ihm sichtbar blieb, so konnte sich Baader hiemit keineswegs einverstanden erklären.

In Hinsicht auf die Strenge und Entschiedenheit des Theismus finden wir Baader auf einer Linie mit Friedrich Heinrich Jacobi. In dem aber dieser Forscher Gott schlechthin naturlos dachte, so vermochte er nicht, das Wesen Gottes wissenschaftlich zu erfassen, so war es ihm ferner nicht möglich, den Vorgang der Schöpfung irgendwie verständlich zu machen, so war er endlich auch nicht im Stande, in die Thatfachen des Christenthums sich zu finden, und blieb er sonach ungeachtet des höchsten Adels seiner Gesinnung im bloßen Rationalismus befangen.

Dagegen haben wir von Baader gesehen, daß er schon in seinen Jünglingsjahren die Schranken der atomistischen Denkart durchbrochen hatte, daß er die Materie nicht als etwas dem Geiste schlechthin Fremdes betrachtete, vielmehr dieselbe in lebendiger Beziehung zum Geiste erfaßte, und auf diesem Wege die erforderlichen Mittelbegriffe zum Verständniß der Geheimnisse des Christenthums, deren Wahrheit seinem Geiste so ganz unzweifelhaft sich darstellte und deren Kraft so mächtig sein Gemüth bewegte, zu gewinnen wußte. Allerdings war dieses Verständniß bey ihm zunächst noch mehr bloße Ahnung; zur vollen Klarheit gedieh dasselbe nur unter mancherley innern Kämpfen, welche wir theilweise in den Tagebüchern darge stellt finden.

Von größter Wichtigkeit war in dieser Beziehung die nachmals von ihm gewonnene Einsicht in jenen Proceß, vermöge dessen Gott die zu seinem Wesen gehörige ewige Natur ewig zu einer ihm selbst als Geist durchaus entsprechenden, in unendlicher Herrlichkeit strahlenden himmlischen Leiblichkeit erhöhet. Diejenigen Philosophen, welche eine solche Natur in Gott gar nicht anerkennen, müssen, wie sich dieß bey Jacobi, auch bey Leibniz *) zeigt,

auf eine eigentlich wissenschaftliche Entwicklung ihres Theismus gänzlich Verzicht leisten, indem man den Geist in seiner Actualität ohne einen leiblichen Gegenstand gar nicht zu denken vermag.

Diejenigen aber, welche zwar eine solche Natur in Gott statuiren, dabey aber nur von einer irdisch = materiellen, folglich dem geistigen Leben mehr oder weniger widersprechenden Gestaltung derselben wissen, wie dieß bey Hegel der Fall ist, sehen sich darauf angewiesen, vom unendlichen Geiste anzunehmen, daß er, an sich bewußtlos, nur in endlichen Einzelwesen zum Bewußtseyn komme.

Räumen sie dagegen ein, daß eine solche Vergeistigung der Natur wohl erfolgen könne, aber erst am Ende der Tage wirklich eintreten werde, so erscheint hier, wie wir in Schelling's späterer Lehre erkennen, die Gottheit so lange noch in in einer gewissen Dürftigkeit, bis die Welt zu ihrer Verklärung gelangt seyn wird und Gott nun in dieser die Ergänzung seiner Herrlichkeit finden kann, — eine Vorstellungsweise, welche den Charakter des Pantheismus offenbar noch nicht gänzlich abgestreift hat.

(Schluß folgt.)

der Materie, der Gedanke vor dem Gegenstande: diesen großen Knoten, den Leibniz hätte lösen müssen, um uns wirklich aus der Noth zu helfen, diesen hat er so verstrickt gelassen, als er war.“
F. H. Jacobi, über die Lehre des Spinoza. 2. Ausg.
S. 37. 38.

*) „Wie das Principium aller Seelen irgendwo für sich bestehen kann und wirken . . . der Geist vor

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. December.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.



Etudes sur la langue et sur les textes Zends
par E. Burnouf. Paris 1850. IV u. 429
pg. 8.

Die vorliegende Schrift ist den Gelehrten, welche sich speciell mit den altpersischen Studien beschäftigen, schon seit mehreren Jahren bekannt und ihre Resultate sind zum Theil schon in andere Werke übergegangen. Sie erschien nämlich zuerst als eine Reihe von Abhandlungen im Journale der Pariser asiatischen Gesellschaft in den Jahren 1840 — 46, und wird nur erst jetzt als ein Ganzes ausgegeben. Nichts desto weniger hält es Ref. für seine Pflicht, auf diese wichtige Schrift hier nochmals besonders aufmerksam zu machen, da sie erst in dieser Form für jeden Einzelnen zugänglich wird, während das bändereiche Journal asiatique zunächst nur denen zugänglich war, welchen eine bedeutendere öffentliche Bibliothek bey ihren Forschungen zur Hand ist. Der jetzige Zustand der altpersischen Studien bringt es mit sich, daß Jeder, der es unternimmt einen altpersischen Text zu erläutern, jeden Augenblick von seinem eigentlichen Vorhaben abzuweichen, andere Texte herbeizuziehen und erläutern muß, um den Worttext und die Bedeutung der Stelle zu begründen, welche er eben behandelt. Auf diese Weise wird jede gründliche Forschung über irgend eine Stelle ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für Jeden, der auf diesem oder irgend einem verwandten Gebiete arbeitet, und auch das gegenwärtige Buch gewinnt durch diese Seitenblicke auf andere Stellen einen eigenthümlichen Werth, den Ref. in den fol-

genden Blättern näher würdigen will. Hierzu kommt ferner noch, daß Ref. im Besitze eines richtigen Hülfsmittels zur Erklärung der im vorliegenden Werke behandelten Stellen ist. Es ist dieß der seltne Yagna mit Huzvaresch-Uebersetzung, von welchem die Universitätsbibliothek zu Copenhagen das einzige Exemplar besitzt, das nur Wenigen zugänglich seyn dürfte. Durch diese wichtige Handschrift allein ist es möglich, an manchen Stellen die Sanskrit-Uebersetzung Neriosenghs zu berichtigen, wenn dieselbe, wie nicht selten der Fall ist, in allen Handschriften als gleich verderben sich darstellt.

Eine richtige Würdigung des vorliegenden Buches würde nach dem eben Gesagten in drey Theile zerfallen. Wir werden demnach zuerst untersuchen, welche Verbesserungen wir in dem Wortlaute und der Uebersetzung Hrn. B's. selbst zu machen im Stande sind, dann aber auch einige fehlerhafte Stellen in Neriosenghs Uebersetzung zu berichtigen suchen, und endlich unsere Auffassung anderer Stellen, besonders des Bendidad, welche Hr. B. gelegentlich anführt, zu rechtfertigen suchen. Was den ersten Punkt betrifft, so können wir darüber kurz seyn. Es zerfällt unser Buch in zwey ungleiche Hälften, von welchen die kleinere erste schwierige Wortbedeutung mittelst der Etymologie und der Vergleichung der Texte zu entwickeln sucht.

(Fortsetzung folgt.)

Franz v. Baader's sämtliche Werke.

Erster Band.

Franz Baader's kleine Schriften.

Franz v. Baader's sämtliche Werke.

Erster Band.

(Schluß.)

Baader's Gotteslehre trägt keinen der angegebenen Mängel an sich. Baader behauptet nämlich einerseits Gottes unendliche ewige Vollkommenheit und seine wesentliche Unabhängigkeit von der Welt, verkennet aber auch anderseits nicht, daß allerdings in Gott eine Natur und ein Proceß, wodurch diese zu seiner geistigen Leiblichkeit ewig erhoben wird, angenommen werden müsse, wenn man Ihn in eigentlicher Kraft und Fülle erfassen will. Wiederum verwechselt er nicht die Natur in Gott mit der geschaffenen Natur; er ließ sonach Gott nicht erst in dieser sich verlieren und dann theilweise in ihr sich wieder finden. Die göttliche Herrlichkeit wird also nicht durch das geschöpfliche Wesen getrübt, und ist auch an letzteres auf keine Weise gebunden. Vielmehr erscheint hier Gott in ewiger freyer Herrschaft über dieser seiner Natur, und wenn er eine Welt in's Daseyn rufen will, so geschieht es von ihm nicht, als ob er derselben bedürfte, sondern in lauterer Freyheit, aus reiner freyer Liebe.

Die Frage über das Verhältniß, in welchem die Baader'sche Lehre zu der seiner bedeutendern philosophischen Zeitgenossen siehe, wird sonach dahin zu beantworten seyn, daß er die Reinheit des Theismus, wie selber durch Jacobi vertreten ward, mit der Fülle des Naturalismus, wie sie durch Schelling, gewissermaßen auch durch Hegel zur Geltung gebracht wurde, zu einer höheren Einheit und so, daß jenes Moment durch dieses keine Trübung erleidet, mit einander zu verbinden wußte.

Die vollkommenste Bestätigung wird diese Auffassung dann gewinnen, wenn einmal sämtliche

Schriften Baader's und besonders die zur Metaphysik und die zur Religionsphilosophie gehörigen dem philosophischen Publikum vorliegen werden. Theilweise findet sie jedoch ihre Bestätigung schon in dem zunächst an's Licht getretenen ersten Bande der ganzen Sammlung, obwohl derselbe eigentlich nur diejenigen seiner bereits schon früher aber sehr zerstreut in Druck erschienenen Abhandlungen, welche die philosophische Erkenntnißwissenschaft als speculative Logik betreffen, in sich vereinigt.

Professor Hoffmann gesteht es ja selbst zu, daß Baader fast in jeder seiner Schriften, auch da, wo die Ueberschrift nur Untersuchungen eines bestimmten Zweiges der Philosophie erwarten läßt, in die verschiedensten Gebiete der Philosophie übergreife. Demungeachtet hält er es nicht nur für möglich, sondern auch für angemessen, eine systematische Anordnung dieser Schriften zu veranstalten, und der uns geschenkte erste Band liefert für die Richtigkeit dieser Ansicht allerdings den thatsächlichen Beweis.

Doch verdient der Herausgeber nicht bloß durch die sehr geschickte Auswahl der hierher zu ziehenden Schriften den Dank des wissenschaftlichen Publikums, sondern eben so auch durch die so treffliche Einleitung, welche er diesem Bande vorangestellt hat. Sie enthält die Grundzüge einer „Geschichte der Logik in Deutschland von Kant bis Baader“ und ist auch unter diesem Titel in einem besondern Abdrucke erschienen.

Baader war allerdings mit Fichte, Schelling und Hegel einverstanden, daß die Logik des lediglich formalen Charakters, den sie noch bey Kant an sich trug, sich entledigen, daß sie, um philosophische Wissenschaft zu seyn, metaphysische Wissenschaft seyn müsse. Wenn nun aber sein metaphysischer Standpunkt von demjenigen anderer Denker, wie wir gesehen haben, so bedeutend abweicht, so wird dieß auch rücksichtlich der philosophischen Erkenntnißwissenschaft, wie sie sich in seinem Geiste gestaltete, der Fall seyn.

In Folge der spätern Umformung seines Systems ist Schelling der Baader'schen Lehre so nahe gerückt, daß die Bessenungsgacht zwischen beyden noch obwallende Differenz in der angegebenen Beziehung einen wesentlichen Einfluß nicht üben kann. Ganz anders aber verhält es sich mit Hegel, welcher der Gottheit die Persönlichkeit abspricht, und ebenso auch die menschlichen Persönlichkeiten zu bloßen Durchgangspunkten der Idee macht, so daß der absolute Grund bey ihm zu einem Abgrunde wird, in welchem das unendliche Denken untergeht, so wie auch wieder das unendliche Denken in dem endlichen sich verlieren soll.

Das Absolute oder die Idee, behauptet hiebey Hegel, erringe durch ihre Entäußerung in die Natur und ihre Rückkehr durch den endlichen Geist durchaus keinen positiven Gewinn. Was die Dinge seyen, seyen sie nur vermöge ihres Begriffes, und dieser bedürfe nicht der Ergänzung durch die Vorstellung und Anschauung. Das Concrete der Erfahrung sey nur Vorstellung, aus welcher sich das Bewußtseyn durch Negation zur wahren Concretion des Begriffes zu befreyen habe. Mit vollem Rechte bemerkt darum Professor Hoffmann, daß in der Hegel'schen Lehre der Formalismus der Kantischen Logik keineswegs überwunden und widerlegt, sondern vielmehr absolut gemacht worden sey. Wenn nämlich Kant doch geneigt war, die Wirklichkeit der Dinge außer seinem Formalismus noch bestehen zu lassen, so wird hier alle Realität in die Form verschlungen und soll es nichts Ewiges, Unvergänglichendes geben, als eben die absolute Form der Dinge.

Welche ganz andere Gestalt hat die philosophische Erkenntnißwissenschaft bey Baader! Wenn er gleich überzeugt war, daß die Logik ihre Materie nicht von außen her zu holen habe, wenn er derselben allerdings, den andern Wissenschaften gegenüber, eine centrale Stellung und Bedeutung vindicirte, so war er doch weit entfernt, die übrigen Wissenschaften insgesamt in Logik aufgehen zu lassen und die Ideen von Gott, Freyheit, Unsterblichkeit für bloße aus der Vorstellung entnommene Substrate zu erklären, die in der Logik in bloße logische Bestimmungen

aufzulösen seyen. Nach Baader ist zwar die Logik metaphysisch, aber nicht die ganze Metaphysik; die Logik enthält nicht die ganze Metaphysik, aber die Metaphysik enthält auch die Logik.

Bey dem entschieden theistischen Charakter seiner Philosophie läßt sich Baader nicht, wie Hegel, die Confundirung des göttlichen mit dem menschlichen Denkproceß zu Schulden kommen. Mit aller Entschiedenheit stellt er sich aber auch denjenigen entgegen, welche dafür halten, daß sich die Logik nur auf das endliche Denken beziehe. Gott ist, lehrt er, wie in seinem Wollen und Wirken, so auch in seinem Denken und Erkennen nicht geschloß, sondern geschloßfrey. Gott braucht sich freylich die Gesetze und Formen seines unendlichen Denkens und Erkennens nicht erst vorzuhalten, und bringt sich dieselben nicht erst successiv zum Bewußtseyn, auch sind Denken, als das Streben nach Erkenntniß und das Erkennen selbst bey ihm nicht zeitlich getrennt, sondern sie fallen ewig zusammen; der Natur nach aber müssen diese Momente, so gewiß Gott unendliche Freyheit ist, doch wirklich in ihm anerkannt werden.

Gleichwie aber in Gott eine Trennung dieser Momente schlechthin nicht Statt findet, so muß dieselbe auch bey dem endlichen Geiste nicht nothwendig und für immer obwalten: als vollendetes Erkennen ist das endliche so gut ein Schauen, als das unendliche. Der wesentliche Unterschied zwischen der endlichen und der unendlichen Intelligenz besteht vielmehr darin, daß erstere, als secundär, nach oben und unten, nach innen und außen ihre Gränze haben muß, und daß sie auch die Ungetrenntheit ihres Denkens und Erkennens oder Schauens nicht aus sich selbst zu erzeugen vermag, sondern nur durch Theilnahme an der göttlichen Ungetrenntheit dieselbe gewinnen kann. So muß denn die wahre Logik eine christliche seyn, indem die Wahrheit nicht erkannt werden kann ohne die Vermittlung der Wahrheit d. h. des absoluten Geistes selbst. Der Logos oder der Sohn, ist, wie Baader zeigt, der Vermittler für den ganzen Menschen, nicht bloß für sein Fühlen, Wollen und Handeln, sondern auch für

sein Erkennen. Es bedarf der Mensch einer solchen Vermittlung zur Erkenntniß der Wahrheit um so mehr, da sein Erkenntnißvermögen durch seinen Abfall von Gott zerrüttet ist und aus dieser seiner Zerrüttung erst wiederhergestellt werden muß, — eine Wahrheit, welche, wie wir gesehen haben, unserm Baader schon in seinen Jünglingsjahren mit größter Entschiedenheit als philosophische Ueberzeugung sich ergab. —

Dies der Grundcharakter der Baader'schen Erkenntnißlehre, wie wir sie in nachfolgenden Schriften und Aufsätzen, welche der erste Band der Gesamtausgabe in sich vereinigt, ausgeführt finden, nur daß allerdings auch seine sonstigen Erörterungen zu derselben noch gar manche wichtige Beyträge liefern. Die Reihe dieser Schriften wird eröffnet mit der 1796 verfaßten Abhandlung „über Kant's Deduction der praktischen Vernunft und die absolute Blindheit der letztern.“ Dann folgen die Aufsätze „über den Affect der Bewunderung und der Ehrfurcht“ vom Jahre 1804 — „über die Behauptung, daß kein übler Gebrauch der Vernunft seyn könne“ vom J. 1807 — „über die Analogie des Erkenntniß- und des Zeugungs-Triebes“ 1808 — „Fragmente zu einer Theorie des Erkennens“ 1809 — die „Vorrede zu Schubert's Uebersetzung von St. Martin's Schrift de l'Esprit des choses“ 1811 — „über Katholicismus und Protestantismus“ 1824 — „über das durch unsere Zeit herbengeführte Bedürfnis einer innigern Verbindung der Wissenschaft und der Religion“ 1824 — die „Recension der Schrift von Heinroth über die Wahrheit“ 1824 — „über die Freyheit der Intelligenz, eine akademische Rede,“ 1826 — „Vorlesungen über religiöse Philosophie im Gegensatze der irreligiösen älterer und neuerer Zeit. 1. Heft. Vom Erkennen überhaupt“ 1827, nebst einem Anhang: „Ueber den Begriff der Logik als speculativer Wissenschaftslehre“ — „über Religion und religiöse Philosophie im Gegensatze der Religionsunphilosophie und der irreligiösen Philosophie,“ 1831 — „über das Verhalten des Wissens zum Glauben auf Verlassung eines Programmes des Abbé Bautain,“ 1833 — „über den Zwiespalt des religiösen Glaubens und Wissens als die geistige Wurzel des Verfalles der religiösen und

politischen Societät“ 1833. — Endlich folgen noch einige „Vorreden zu der Sammlung von Baader's philosophischen Schriften und Aufsätzen“ zc. zc.

Wüßte man es nicht schon längst, daß die Darstellung der Baader'schen Philosophie nichts weniger als eine systematische, sondern in hohem Grade fragmentare ist, so würde schon dieses Verzeichniß seiner zunächst die Erkenntnißlehre betreffenden Schriften und Abhandlungen auf diese Annahme hinleiten. Wie groß indessen die Schwierigkeiten seyn mögen, welche eben deswegen das Studium dieser Philosophie, der von Professor Hoffmann so zweckmäßig angelegten Gesamtausgabe ungeachtet, immer noch darbieten mag, so wird man sich doch der Hoffnung hingeben dürfen, daß die hiezu Berufenen die Kraftanstrengung, welche die Ueberwindung dieser Schwierigkeiten in Anspruch nimmt, nicht scheuen, und die hier bereits gegebene Grundlage zu einem eigentlich religiösen d. i. christlichen philosophischen Lehrgebäude nicht unbeachtet, sowie die reichen Materialien zu dessen wirklichen Aufführung nicht unbenützt lassen werden. Keinem Kundigen kann es zweifelhaft seyn, daß ein der Höhe des christlichen Standpunktes wirklich entsprechendes System der Philosophie bis jetzt noch nicht existire, und kein Besonnener wird umhin können, eine solche Philosophie nicht bloß überhaupt für wünschenswerth, sondern vielmehr für dringend nothwendig, für geradezu unentbehrlich anzusehen.

Dr. J. Hamberger.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.



Etudes sur la langue et sur les textes Zends
par E. Burnouf.

(Fortsetzung.)

Die erste unter diesen Abhandlungen betrifft die dogmatisch wichtigen Worte yavé, yavataità, welche von Anquetil gewöhnlich mit jusqu'à la resurrection übersetzt werden. Wir dürfen Hrn. B's Bemerkungen, nach welchen diese beyden Worte — mit welchen das persische جاويد zusammenhängt — diese Bedeutung nicht haben können, vielmehr bloß „immerfort“ bedeuten, als vollkommen abschließend ansehen. Die Parsen haben auch in der That diese beyden Wörter nie so übersetzt, und es scheint bloß Anquetils eigenes Mißverständniß an dieser verkehrten Uebersetzung die Schuld zu tragen. Der Ausdruck hat dadurch seine Wichtigkeit, weil durch die richtige Uebersetzung dieser beyden Wörter ein Hauptgrund für die Annahme der Auferstehungslehre in den älteren Theilen des Avesta wegfällt. Eine zweyte kurze Bemerkung betrifft das altpersische yazata, das sich im Sanskrit ebenso unbedenklich mit dem vedischen yajata als im Neupersischen mit يزدان identifiziren läßt. Das zuletzt genannte Wort ist, wie man sieht, ein Plural mit Singularbedeutung, der spätere einzige Gott des Islam wird gewissermassen als der Inbegriff der alten Yazatas gedacht.

Die dritte Abhandlung verbreitet sich über fshu und die davon abgeleiteten Wörter, darunter fshuyan'g, das bekannte Beywort des dritten Standes. Ref. hat bereits früher an einem andern Orte nachgewiesen, daß dieses Wort höchst wahrscheinlich erst später eingeschoben sey, da sich dasselbe in der Uebersetzung nirgends vorfindet, eine einzige Stelle im achtzehnten Capitel des Vendidad ausgenommen, welche aber wie jenes ganze Capitel aus einer andern Quelle stammen muß als der übrige gefegebende Theil des Buches. Die zweyte größere Hälfte des Buches enthält eine Analyse des neunten Capitels des Yagna, welches ebenso wie das zehnte und eilfte auf den Cultus des Haoma Bezug hat. Diese Gottheit in ihrer Zwitterstellung theils als Pflanze, theils als Gottheit gedacht, findet sich auch bey den Indern, und der Zusammenhang des indischen Soma mit dem Haoma der Perser ist ein so inniger und bereits von Windischmann, Weber u. A. so offen dargelegt, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, den Gegenstand hier nochmals zu behandeln. Wir übergehen auch die einzelnen mythologisch wichtigen Anspielungen auf die Verehrer des Haoma, welche das vorliegende Capitel des Yagna enthält und die mehrere eigene Abhandlungen, theils von R. Roth in Lübingen, zum Theil vom Ref. selbst hervorgerufen haben. Auch hinsichtlich der Worterklärung selbst hat Ref. bloß einzelne Zusätze zu machen. So ist

p. 133 die Bedeutung der Wurzel hu (*extraire par la pression pour le sacrifice*) gewiß zu enge gefaßt, da sie an einigen Stellen gewiß „kochen“ oder „sieden“ bedeuten muß. Man bleibt daher wohl am sichersten bey der schon von Neriosengh angegebenen Bedeutung „zubereiten.“ p. 141 halte ich es nicht für zulässig, mit Hr. B. uq azayata statt uq zayata zu lesen, da die Handschriften letztere Besart überwiegend beglaubigen. Auch scheint die Correctur kaum nöthig zu seyn, da das Imperfectum ohne Augment hinlänglich durch andere Stellen beglaubigt ist. p. 165. Ich habe selbst längere Zeit geschwanzt, wie der schwierige Ausdruck kamedredha zu übersetzen sey. Auf der einen Seite liegt es nahe genug, mit Anquetil an das neupersische kamar, Gürtel, zu denken, auf der anderen Seite spricht für die traditionelle Bedeutung (Gehirn) die Analogie des griechischen *καράγιων*. Ich glaube mich jetzt bestimmt für die letztere Erklärung entscheiden zu müssen, da ich einerseits das persische kamar im Vendidad unter der Form kamara (p. 141 meiner Ausg.) wiedergefunden habe, andererseits aber das Wort kamar auch im Parsi in der Bedeutung Gehirn sich nachweisen läßt. p. 166. Wegen der Vorsetzselbe ash, sehr, die mit asha Nichts zu thun hat, verweise ich auf meine Bemerkungen zu Vendidad XIX. 54. — p. 169. Die Ansicht, daß drukhs nicht eine bestimmte Classe von Dämonen bezeichne, sondern einfach la cruelle bedeute, hat Hr. B. wohl selbst ausgegeben, seitdem A. Kuhn diese Classe von Gottheiten auch in den Bedas nachgewiesen hat. — p. 182. Die Wurzel rāz, neupersisch *ārāctan*, heißt zubereiten, rāzō der Zubereitende, daher ist auch in Neriosenghs Uebersetzung *raihayita* zu lesen. — p. 185. Statt *gēus. uq. gadhavarō* ist *gaēcus gadhavarō* zu lesen, wie die meisten Handschriften lesen und die Uebersetzungen bezeugen, welche das ihnen unverständliche Wort bloß umge-

schrieben haben. Das seltne Wort *gaēcus* ist aber wahrscheinlich ein Fremdwort, nach dem Zusammenhange muß es eine Waffe bedeuten, und es ist gewiß mit *γαῖσον*, *gaesum* verwandt, welches Wort auch im Oriente bekannt war, wie man aus dem bey den Rabbinen vorkommenden *גַּזְזִין* ersieht. — p. 195. Die Worte *frāns. ayagh hō. fraçparāt* übersehe ich: „er sprang vom Kessel heraus“ und schliesse die Wurzel *çpar* an das *neup. سبیران* — p. 215. *viberethwat* dürfte mit „sich ausbreitend“ übersezt werden, da *vibar* auch am Ende des Cap. II. im Vendidad vom Ausbreiten des Gesetzes gebraucht wird. Daß *ākhtoiri* viermalig bedeute, ist schon früher in diesen Blättern bemerkt worden. — p. 230 ist zu lesen: *yatha. qarenti. vahistō. urunaēcha. pāthmainyōtemō*. Die Wurzel *pāth* (cf. *sanskr. pathya*) wird von den Uebersetzern immer mit „ansammeln“ übersezt, die Worte würden also heißen: „wenn man ihn (sc. den Hecome) ißt, so ist er der beste und sammelt am meisten für die Seele an.“ Der Sinn dieser dunklen Ausdrücke ist, wie die Glosse besagt, der, daß dadurch Schätze für die Seele gesammelt werden und diese leichter in das Paradies gelangt. Ueber die Herstellung des Textes dieser Glosse s. unten. — p. 271. Der Text dieser Stelle bleibt auch nach Einsicht der Huzvāreschglosse schwierig und so lange nicht neue, von den bisher bekannten unabhängige Handschriften entdeckt werden, kann schwerlich ohne Beyhülfe von Conjecturen ein lesbarer Text hergestellt werden. Nachstehende Aenderungen sind mir nach mehrmaliger Vergleichung des Textes mit den Uebersetzungen wahrscheinlich geworden, doch bin ich weit entfernt, dieselben als unabänderliche Gewißheit geben zu wollen. Die Hauptschwierigkeit bilden die Worte *hita. takhshenti*; von diesen scheint *hita* in *henti* geändert werden zu müssen, die Huzvāresch = Ueber-

setzung liest **חמנה**, womit gewöhnlich henti gegeben wird, Neriosenghs Uebersetzung sahayān beruht wohl auf dem Mißverständnisse, daß **חמנה** die Bildungssylbe *no* im Neupersischen bezeichne. Für takhsenti steht **תשנת**, dieß ist wohl falsch, es müßte thwakhshēm heißen. Vielleicht ist takhsēm zu lesen und auf erenānm zu beziehen. — p. 280. Ueber die Acc. khshaētō. puthrim und frazaintim (so glaube ich lesen zu müssen) habe ich früher schon gesprochen und gezeigt, daß dieselben Abstracta auf i sind und sich die Construction auf diese Weise ganz leicht erklären läßt. — p. 292. Ich übersehe S. 22. mehr mit Anschluß an Neriosengh: „Haoma macht denen, die lange unverheirathete Mädchen waren, einen Gatten offenbar, der bald um sie anhält und wohlgefimmt ist.“ Hr. B. dagegen: „Homa donne, à celles qui sont restées longtems filles sans être mariées, un homme sincère et actif, lui qui fait le bien aussi tôt qu'en l'implore.“ Der Unterschied zwischen den beyden Uebersetzungen ist vornehmlich dadurch hervorgerufen, daß Hr. B. (p. 301) Anstand nimmt, die Worte mōshn jaidhyannō als Apposition zu rādhem zu ziehen, da beyde Worte nicht in gleichem Casus stehen. Dieß hindert jedoch unsere Auffassung nicht, da es im Yasna und Vendidad durchgängige Regel ist, die Apposition im Nominativ beizusetzen. — p. 302 ist kereçani als ein Eigenname zu fassen, der neuerdings auch in vedischen Schriften als kriçann in Verbindung mit dem Sonnendienste wieder gefunden worden ist. Das dabeystehende Benwort apakhshathra heißt „ohne Königreich,“ was auch Neriosengh durch aparāghyan (l. aparājyān) ausdrücken wollte. — p. 366. Das Wort zantu übersehe ich mit Burg und berufe mich dabey hinsichtlich der Etymologie auf das neupersische **تانت**, Kerker, in welchem gleichfalls der Begriff des Befestigten liegt. Die Bedeutung Stadt,

welche man dem Worte gewöhnlich gibt, scheint nicht an allen Stellen zu passen, auch läßt sich sehr bezweifeln, ob die Perser zur Zeit, als ihre Religionsbücher geschrieben wurden, bereits Städte hatten. Ueber Hr. B's Ansicht über den Ausdruck Zend, welche derselbe p. 370 ff. entwickelt, hat Ref. bereits an einem andern Orte Gelegenheit gehabt sich zu äußern und zu zeigen, daß Zend eigentlich den Commentar des Avesta bezeichnen solle. Hier möge nur hinsichtlich der Etymologie noch die Bemerkung Platz finden, daß Zend vielleicht von zan = skr. jān herkommen könnte. Es würde dann Zend wohl ursprünglich vermittelst der Bildungssylbe ti oder tu von dieser Wurzel abgeleitet seyn und ursprünglich das Wissen überhaupt bedeuten.

Wir wenden uns nun zur Verbesserung einiger Stellen in den Glossen Neriosenghs, deren genaues Verständniß nicht minder zu einem genauen Studium des Avesta gehört, als das Studium des Textes selbst. Nur ist eine durchgängige Verbesserung von Neriosenghs Glossen nach der Huzvāresh-Uebersetzung deswegen nicht möglich, weil Neriosengh mit der Uebersetzung, wie sie im Copenhagener Codex Nr. 5. enthalten ist, nicht durchgängig übereinstimmt, bald mehr gibt als dieser, bald aber auch einzelne Glossen wegläßt, doch ist die Tradition im Ganzen dieselbe. Als eine Unmöglichkeit muß es aber in der That bezeichnet werden, durch bloße Vergleichung der Handschriften Neriosenghs einen richtigen Text herzustellen. Hr. B. hat hier allerdings das Mögliche geleistet, allein die durchgängige Fehlerhaftigkeit der Handschriften und wahrscheinlich auch des ursprünglichen Textes machen es oft unmöglich den Sinn zu erfassen, ohne daß man vorher weiß, was Neriosengh habe sagen wollen. Ref. hat bey seinen Arbeiten eine von H. nicht benützte

Copenhagener Handschrift (Nr. 6.) zur Seite gehabt, aber aus ihr nur in einigen wenigen Fällen bessere Lesarten schöpfen können, während sie im Allgemeinen die Fehler der Pariser Handschriften theilt und neue dazu gibt. Dagegen hat die Vergleichung des Huzvāresch-Textes allerdings an mehreren Stellen zu Resultaten geführt, von welchen hier einige angeführt werden sollen. So ist p. 131 zu lesen: asya dūramṛityutā iyam yat mṛityum ātmano manushyānām dūre gadhāti roçanaçcha uvācha yat akhshayatvam hūmena bhavati. d. i. „Seine Fernheit vom Tode ist die, daß er den Tod von den Seelen der Menschen fern hält. Rosan sagt, daß die Unsterblichkeit von Homa herkommt. Rosan ist eine von den Autoritäten, welche die Glossatoren öfter für ihre Ansichten anführen. Ebenso ist auch p. 139. 143 Roçana statt Raçna zu lesen. — p. 149 ist asit zu lesen statt asūt, wie auch die Copenhagener Handschrift hat. — p. 230 liest auch die Copenhagener Handschrift sumanjulataram, die Huzvāresch-Uebersetzung hat סומן, gut, es ist also wohl sumaṅgalataru zu lesen. — p. 231 ist in einer Stelle, deren Wortlaut wir oben bereits zu erwähnen Gelegenheit hatten, auch der Text Neriosenghs sehr verderbt. Eine solche Uebersetzung Neriosenghs liegt vor in den Worten sañchayi amritamo, welche das Wort pāthmainyo-

temō wiedergeben sollen. Die Huzvāresch-Uebersetzung hat es richtig als ein Wort gefaßt, Neriosengh aber oder dessen Gewährsmann hat in der Bildungssylbe mainya das Wort mainyu, Himmel zu erkennen gemeint, daher stammt das unpassende amritatamo. In der darauf folgenden Glosse liest die Copenhagener Handschrift nidhim āno statt nidhim ato, beyde Lesarten sind falsch, es muß vielmehr nidhim ātmano gelesen werden. Statt garāthmānatvam ist richtiger garoṭhmānatvam zu lesen. — p. 268. Statt çishyāma muß çishyā me gelesen werden, wie aus der Huzvāresch-Uebersetzung hervorgeht, welche diese Worte durch ܩܝܫܝܝܡܝܢܐ (i. e. هاوشتمان) wiedergibt. — Ueber p. 271 ist oben bereits Einiges bemerkt worden, hier muß noch hinzugefügt werden, daß die Randglosse der Pariser Handschrift, welche in der Copenhagener fehlt und überhaupt durch Nichts beglaubigt ist, gestrichen werden muß. Statt varshanti liest die Copenhagener Handschrift richtig varshati. — p. 302 ist Neriosenghs Uebersetzung gleichfalls zum Theile schon berichtet worden. In der Glosse muß mit der Copenhagener Handschrift gelesen werden: yeshām prahodhah tarçākadinah (statt tarçākadin), unter tarçākadinah ist aber der christliche Glaube verstanden, denn Tarçā ist der eigentlich persische Name für Christen.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. December.

Nro. 103.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

Alfiyya, carmen didacticum grammaticum auctore Ibn Málík et in Alfiyyam commentarius quem conscripsit Ibn Akil. Ex libris impressis orientalibus et manu scriptis edidit Fr. Dieterici. Leipzig 1851. X und 407 p. 4.

Je mehr und je eifriger auf dem Gebiete der orientalischen Literaturen gearbeitet wird, je vollständiger wir in den Geist und die Sprache der asiatischen Völker eindringen, um so mehr schwindet auch die Unsicherheit im Einzelnen, und es nähert sich die orientalische Philologie mit raschen Schritten der Sicherheit, deren die klassische Philologie schon lange sich erfreut. Sind wir aber auch dem Ziele viel näher gerückt, als wir es noch vor einigen Jahrzehnden waren, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß es noch vieler und bedeutender Kräfte erheischt, wenn wir dasselbe erreichen wollen. Die Zeiten sind allerdings längst vorüber, in welchen der schon als ein orientalischer Philologe galt, der zu conjugiren und zu decliniren verstand; die Hauptsprachen Asiens vor Allem sind bereits Gegenstand gründlicher Forschungen geworden, die Grammatik derselben ist im Ganzen richtig gezeichnet und begriffen worden, noch aber fehlt die Ausbildung im

Einzelnen, die Durchforschung der ungeheuren Literaturen Asiens hat aber erst begonnen, und ist noch sehr entfernt von ihrem Abschlusse. Neben den eigenen Sammlungen aber, welche europäische Gelehrte für wissenschaftliche Zwecke veranstalten, dürfen auch die Arbeiten der Eingebornen nicht außer Acht gelassen werden. Schon für die Geschichte der Grammatik ist eine Kenntniß der arabischen Grammatiker wichtig genug, dabey versteht es sich aber noch von selbst, daß Männer, welche sich so gründlich mit der Grammatik beschäftigt haben, wie dieß bey den arabischen Grammatikern während der Blüthezeit ihrer Literatur der Fall ist, auch viel schätzbares auch für den neueren Forscher noch brauchbares Material gesammelt haben, mag uns dasselbe auch mit Unnützem vermischt und in einer wenig genießbaren Form geboten werden. Es verdient daher unseren Dank, wenn Hr. D., dessen frühere Arbeiten wir bereits in diesen Blättern zu erwähnen Gelegenheit hatten, uns hier eine Ausgabe eines der im Oriente selbst am meisten geschätzten Grammatiker bietet. Für den Werth des Buches selbst bürgt der Umstand, daß der größte Kenner der arabischen Literatur, der verstorbene S. de Sacy, noch in den letzten Jahren seines Lebens eine Ausgabe der Alfiyya veranstaltete. Die Alfiyya ist ein kurzes Lehrbuch der Grammatik, nach der bey den Grammatikern

der verschiedensten Völker nicht unbeliebten Methode in Versen und zwar, wie der Name besagt, besteht sie aus tausend solchen Versen. Für eine so reichhaltige Sprache, wie die arabische, ist dieß fast zu wenig, kein Wunder daher, wenn das Gedicht an Dunkelheiten reich ist, die selbst einem Araber ohne Commentar nicht immer verständlich sind. De Sacy's Ausgabe enthält den Text ohne Beygabe eines Commentares oder Uebersetzung, sie blieb daher selbst für die meisten Orientalisten ein verschlossenes Buch, und ist nur wenig ausgebeutet worden. Diesem Mangel hilft nun die vorliegende Ausgabe ab, sie umfaßt nicht bloß den kritisch berichtigten Text der Alfiyya, sondern auch den geschättesten Commentar, der nicht nur das Lehrgedicht fortlaufend erläutert, sondern auch die Meinungsverschiedenheiten der grammatischen Schulen von Kufa und Basra hier für Europäer zum ersten Male klar und faßlich darlegt. Der Verfasser des Lehrgedichtes heißt: Abu Abdallah Muhammed Ibn Abdallah Tai Djayani (d. i. aus Saen gebürtig), gewöhnlich Ibn Malik genannt und starb im J. der Hedschra 672 (= 1273 n. Chr.); der Verfasser des hier mitabgedruckten Commentares, der gewöhnlich Ibn Akil genannt wird, starb im Jahre der Hedschra 729 (= 1367 n. Chr.), steht also der Zeit nach dem Verfasser des Buches noch sehr nahe. Außer den handschriftlichen Hülfsmitteln der Berliner und Pariser Bibliothek stand dem Hrn. Herausgeber noch eine in Bulak bey Cairo gedruckte Ausgabe zu Gebote, eine vorzügliche Förderung erfuhr aber die vorliegende Ausgabe dadurch, daß es Hrn. D. vergönnt war, selbst längere Zeit in Aegypten zu leben und die Ansichten von gelehrten Eingebornen über einzelne schwierige Stellen zu erholen. Namentlich rühmt Hr. D. die Hülfe seines Lehrers, des Scheich Ibrahim ed. Desuki, der gegenwärtig in Cairo für den größten Kenner der altarabischen Literatur

gilt und dessen Conjecturen und Erklärungen schwieriger Stellen den Beyfall der übrigen orientalischen Gelehrten erhielten. Durch diese Vortheile in Verbindung mit den anderweitigen Hülfsmitteln, welche Leipzig für eine Arbeit dieser Art bietet, ist es dem Hrn. Herausgeber möglich geworden diese neue Ausgabe zu veranstalten, welche sich durch eine musterhafte Correctheit in jeder Hinsicht auszeichnet, welche um so mehr anerkannt werden muß, als der Text durchgängig, im Commentare wenigstens, die schwierigeren Stellen vocalisirt sind. Die Brauchbarkeit des Werkes wird noch erhöht durch drey beygefügte Register, nämlich 1) ein alphabetisches Verzeichniß der in dem Werke vorkommenden Kunstausdrücke, 2) der Eigennamen und Büchertitel, 3) der Anfangsworte aller im Commentare angeführten Verse. Ist auf diese Art für den sprachgelehrten Leser genügend gesorgt, so ist doch noch zu bedenken, daß der Lernende, zumal wenn er mündlichen Unterricht entbehren muß, nur schwer sich zurecht finden wird. Aus diesem Grunde wäre zu wünschen, daß Hr. D. seine p. IX angekündigte Uebersetzung nebst den Anmerkungen bald möglichst an das Licht treten ließe. Erst dadurch wird die Bearbeitung eines orientalischen Buches vollständig, die Ausgabe des Textes allein macht zwar das Studium möglich, fordert aber einen Zeit- und Kraftaufwand, der nicht viel geringer ist als zur Herausgabe des Werkes selbst erforderlich war. — Die äußere Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig.

Fr. Spiegel.

Etudes sur la langue et sur les textes Zends
par E. Burnouf.

(Schluß.)

Man weiß, wie unbequem die Christen den safanidischen Herrschern und ihren Priestern waren, es ist daher sehr wohl erklärlich, wie man hier darauf kommen konnte, sie als feindlich gegen den Parsendienst zu bezeichnen, da man in dem Textworte kereçani einen leichten Anklang an den Namen Christus finden konnte. Die spätere Randglosse zu tarçake; phirangi d. i. Franke, welche in der Copenhagener Handschrift fehlt, erklärt sich auch genügend dadurch, daß die späteren Parsen keine anderen Christen mehr kannten, als die in Europa wohnten. Im Uebrigen scheint dem Ref. diese Stelle mit zu den Beweisen zu gehören, welche dafür sprechen, daß die Huzväresch-Uebersetzung vor dem Auftreten des Islams angefertigt seyn müsse, denn es läßt sich nicht einsehen, wie in späterer Zeit die Christen ein Gegenstand des Hasses für die Parsen werden konnten, da sie nach dem Auftreten des Islams zu ohnmächtig waren, um den Parsen zu schaden, und sich in einer nicht weniger gedrückten Stellung befanden als diese selbst. Daß aber Neriosengh, der die Christen kaum dem Namen nach kennen konnte, diesen Zusatz sollte eingeschoben haben, ist vollends unwahrscheinlich.

Zum Schluß erlaubt sich Ref. noch, mehrere Stellen des Vendidad zu besprechen, welche gelegentlich besonders im ersten Theile dieser Abhandlungen angeführt und übersetzt werden. Ref. fühlt sich hierzu um so mehr verpflichtet, als er in seiner Textausgabe dieses Buches oft von dem Texte, wie ihn Hr. B. hier aufstellt, abgewichen ist und bis-

her noch nicht Gelegenheit gehabt hat, seine Auffassung zu rechtfertigen. Eine solche abweichende Stelle findet sich p. 14 des vorliegenden Buches (cf. p. 107 m. Ausg.), die von mir vorgezogenen Lesarten ändern aber den Sinn nicht wesentlich: ich lese: atapaiti statt atapayëiti, in Uebereinstimmung mit den Handschriften mit Uebersetzung. Das Relativum yü vor hvare, das bloß störend ist und bloß von den Handschriften Ebed geschügt wird, habe ich weggelassen, es scheint aus der vorhergehenden Zeile in den Text gekommen zu seyn. Die Worte khshnavëyëiti. atarem habe ich vor khshnavëyëiti. apem gesetzt in Uebereinstimmung mit den von mir benützten Handschriften. — In der p. 10 gegebenen und p. 18 übersetzten Stelle weiche ich vornehmlich in der Uebersetzung ab. Das Wörtchen te, das überall, wo unsere Stelle vorkommt, in der Huzväresch-Uebersetzung nicht wiedergegeben wird, ist, wie ich glaube, zu streichen, und die ganze Stelle mit der genannten Uebersetzung folgendermaßen zu übersetzen: „Auf ihre Nägel (nämlich der Uebelthäter) springt diese Drukhs Naçus und sie sind dann unrein für immer. (Hr. B.: La cruelle Naçu les envahit jusqu'au bout des ongles; ensuite ils sont impurs pour toujours et jamais). Da aus einigen Stellen des achten und neunten Fargard hervorgeht, daß Behen und Nägel die letzten Zufluchtsstätten der Drukhs sind, welche ausgetrieben werden soll, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie auch von da ausgehend den Menschen zu verunreinigen anfängt. — In einer Stelle des Farg. V., welche p. 23 mitgetheilt wird, weiche ich wieder nicht hinsichtlich der Lesarten, wohl aber hinsichtlich der Uebersetzung ab. Hr. B. übersetzt die Stelle (p. 24): „Ce chien, qui est l'Urupis ne souille, ne corrompt aucune des créatures de l'être intelligent qui est saint; bien différent de celui qui blesse et aboie, il s'attache à ceux-

ci et à ceux-la pour toujours et à jamais,“ während Ref. dieselbe so übersetzen zu müssen glaubt; „Der Hund Urupis verunreinigt keines der Geschöpfe des Cpenta-mainyus weder mittelbar noch unmittelbar, ausgenommen den, der ihn schlägt und tödtet. An diesen oder an diese hängt er sich für immerdar.“ Dieser Unterschied in den beyden Uebersetzungen rührt vornehmlich von der verschiedenen Auffassung des anyô her, das ich mit „außer“ wiedergebe (Benfey vergleicht passend *även*), worin Hr. B. in einer ähnlichen Stelle, welche er p. 33 anführt, selbst ziemlich nahe übereinstimmt. — Eine andere Stelle des Vendidad, über die ich mit Hrn. B. nicht übereinstimmen kann, findet sich p. 98 angeführt. Es wird nöthig seyn, diese Stelle im Texte hier anzuführen; kat. tá. géus. yaôy dayaân. ag̃hen. ashâum. ahura. mazda. yâ. naçâum. frag̃nharât. çûnô. vâ. para. iristahê. mashyêhê. vâ. âat. mraôd. ahurô. mazdâo. yaôjdayaân. ag̃hen. ashâum. zarathustra. nôit. payô. fshutô. zaôthré. nôit. géus. zaôthré. bareçmainê. paiti. baraiti. aňtarât. naçmât. yâre. drâjô. Hr. B. übersetzt: „Est-ce qu'elles sont pures, ô saint Ahura-Mazda, les vaches qui viendraient à toucher à un chien ou à un homme mort? Ahura Mazda dit alors: Elles ne peuvent plus être pures, ô saint Zoroastre, tant que dure l'année, ni pour l'offrande de lait caillé ni pour l'offrande de lait (faite)

avec le Barsom élevé.“ Ich übersetze: „wenn wird das Vieh rein seyn, o reiner Ahura-Mazda: das den Leichnam eines todten Hundes oder Menschen gefressen hat? Darauf entgegnete Ahura Mazda: Es ist rein, o reiner Zarathustra, (nur) bringe man nicht die geronnene Milch oder das Fleisch bey der Darbringung hin zum Bareçma.“ Die Hauptverschiedenheit der beyden Uebersetzungen liegt in dem Worte yaôjdayaân, wofür Hr. B. mit einigen Handschriften ayaojdayaân liest. Letztere Lesart scheint allerdings die leichtere und natürlichere, aber sie ist schlecht beglaubigt und doch wahrscheinlich nur eine spätere erleichternde Correctur. Fast man die Stelle, wie Ref. eben gethan hat, was grammatisch ganz gut angeht, so ist ein Grund zu dieser Aenderung gewiß nicht vorhanden. Frag̃uharât ist von der Wurzel qur, essen, abzuleiten; daß q in der Mitte des Wortes sich in guh verwandeln muß, läßt sich leicht beweisen. — Zum Schluß noch einige Berichtigungen zu der p. 50 aus dem Yehst Farvardin angeführten Stelle: avat. avô. zishnaog̃hêmanô heißt „diese Hülfe suchend“ von avô Schutz, Hülfe. — paiti. zan ist nicht auf pratihan, sondern auf pratijnâ zurückzuführen, und heißt Jemand liebreich aufnehmen. Ueber den Cultus der Farvars stellt Hr. B. eine von der unserigen abweichende Ansicht auf, auf welche Ref. sich erlauben wird an einem anderen Orte zurückzukommen.

Fr. Spiegel.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. December.

Nro. 104.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1851.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.
Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung).

- Hartmann von Aue, Gregorius. Uebers. von G. D. Zister. Halle 1851.
- W. Darlington, Memorials of John Bartram Humphry Marshall; with notices of their botanical contemporaries. Philadelphia 1849.
- J. Aubrey, Letters written by eminent persons in the 17. and 18. centuries. Vol. 1. 2. London 1813.
- C. de Laborde, La renaissance des arts à la cour de France. Etudes sur le seizième siècle. T. I. Peinture. Par. 1850.
- E. U. Scheidler, Theoretisch-praktische Anleitung zum Studium der Harmonie. Warb. 1850.
- M. T. J. Destriveaux, Traité de droit public. T. II. Bruxelles 1851.
- F. Schützenberger, Les lois de l'ordre social. T. I. II. Strass. 1850.
- H. Mundt, Machiavelli und der Gang der europäischen Politik. Leipzig 1851.
- W. v. Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen. Breslau 1850.
- A. Guépin, Philosophie du Socialisme ou étude sur les transformations dans le monde et l'humanité. Par. 1850.

- A. Du Teil, Coup d'oeil historique sur la décadence et sur la chute des républiques, sur l'origine de quelques-unes des institutions de l'ancienne monarchie. Par. 1850.
- Ph. Corbière, De la réorganisation de la société par le rétablissement des idées morales. Toulouse 1850.
- A. Arnoud, Etudes historiques sur le communisme et les insurrections au XVI. siècle. Paris 1850.
- J. J. Roszbach, Die Bundesverfassungen in historisch-politischer Entwicklung. Würzburg 1848.
- E. Quinet, L'enseignement du peuple. 4. édition. Par. 1850.
- Laurent de l'Arclèche, Du principe d'autorité en politique; des causes et de sa décadence et des moyens de relever. Par. 1844.
- M. P. Rossi, Cours d'économie politique. Vol. III. Publié par ses fils. De la distribution de la richesse. Par. 1851.
- Sophisms of free trade and popular political economy examined. 7. Edit. Lond. 1850.
- Cam. Esnénard du Mazet, Nouveaux principes d'économie politique. Par. 1849.
- M. Chevalier, Cours d'économie politique fait au college de France. T. III. La monnaie. Par. 1850.
- W. P. Urquhart, Essays on subjects in political economy. Lond. 1850.
- Em. de Brouwer, Essai sur la politique industrielle et commerciale. P. I. De la politique intérieure. Bruges 1850.
- M. E. Bastiat, Mélanges d'économie politique. T. I. II. Bruxelles 1851.
- L. M. Moreau-Christophe, Du problème de la misère et de sa solution chez les peuples anciens et modernes. T. I. II. Par. 1851.
- W. J. Mooser, Die Pönitentiar-Anstalt St. Jakob ben St. Gallen. St. Gallen 1851.

- G. H. Dufour, Cours de tactique. Bruxelles 1851.
Bericht über die Kriegsoperationen der Russischen Truppen gegen die Ungarischen Rebellen im Jahre 1849. Th. 1. 2. Berlin 1851.
- Jr. J. A. Schneidawind, Der Feldzug des Herzogs Fr. Wilh. von Braunschweig und seines schwarzen Corps im Jahre 1809. Darmstadt 1851.
- C.** G. Jäger, Die Medico-Chirurgen (Wundärzte I. Classe) in der bisherigen Medizinal-Versaffung. Aachen 1850.
- Dr. C. Schmidt, Charakteristik der epidemischen Cholera gegenüber verwandten Transudationsanomalien. Leipzig 1850.
- Dr. E. Stromeyer, Ueber Atonie fibröser Gewebe und deren Rückbildung. Würzburg 1840.
- Dr. A. Förster, Lehrbuch der pathologischen Anatomie. Jena 1850.
- Dr. G. Valentin, Repertorium für Anatomie und Physiologie. Bd. 1 — 8. Berlin 1836 — 1843.
- —, Grundriß der Physiologie des Menschen. 3. verm. Aufl. Braunschweig 1850.
- A. Spring, Mémoires sur les corpuscules de la rate. Liège 1842.
- Dr. A. G. Otto, Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. Vraislaviae 1841.
- Dr. H. Luschka, Die Nerven des menschlichen Wirbelkanals. Tübingen 1850.
- Dr. F. Führer, Beiträge zur Chirurg. Myologie. Berlin 1850.
- Dr. Fr. Kavoith, Prolegomena zur rationellen medizinischen Diagnostik und Semiotik. Berlin 1851.
- Dr. F. v. Bärensprung, Ueber Volkskrankheiten. Halle 1851.
- Dr. M. Strahl, Meine neuesten Erfahrungen im Gebiete der Unterleibskrankheiten. 9. Auflage. Berlin 1850.
- J. E. Sträger, Die Cholera als Krankheit der Haut. Mitau 1850.
- G. A. Schumann, Die entdeckte Ursache der Cholera-Epidemie. Quedlinb. 1850.
- Dr. E. Rosenthal, Die Cholera-Epidemie. Braunschw. 1850.
- Dr. E. H. Rosenberg, Die Krankheiten der Respirations- und Circulations-Organen. Wien 1850.
- Dr. Reimann, Die Vertilgung der Schwindsucht aus dem Menschengeschlecht. Berlin 1850.
- Dr. H. H. Ploß, Hygiena. Leipzig 1851.
- Dr. K. Kolinský, Das Wesen der asiatischen Cholera. Leipzig 1849.
- J. Johnson, Die krankhafte Empfindlichkeit des Magens und der Eingeweide. 4. Aufl. Quedlinb. 1850.
- Dr. E. v. Hübner, Bericht über die im Kiew'schen Militärhospitale im J. 1848 beobachtete Cholera-Epidemie. Berlin 1850.
- Dr. F. Heimann, Die Cholera-Epidemie in Köln im J. 1849. Köln 1850.
- Die radikale Heilung der Hämorrhoiden nach Mackenzie's System. Magdeb. 1851.
- Dr. E. H. Hassenstein, Sichere Heilung nervöser giftiger Krankheiten durch Electricität. 3. umgearb. Aufl. Leipzig 1851.
- Dr. H. A. Hacker, Die sichersten Mittel, sich vor venereischen Krankheiten zu schützen. Leipzig 1850.
- W. Davidson, Ueber den Typhus oder die Quellen und Verbreitungsweise der anhaltenden Fieber in Großbritannien und Irland. Uebers. von Rosenkrantz. Gekrönte Preisschrift. Cassel 1843.
- D. Blair, Some account of the last Yellow Fever epidemic of British Guiana. Lond. 1850.
- Dr. Ed. Schmalz, Ueber Untersuchung und Behandlung der Krankheiten des Ohrs und Gehörs. Dresden 1851.
- J. Hoppe, Classification der chirurgischen Krankheiten. Berlin 1850.
- Dr. Stromeyer, Ueber die bei Schußwunden vorkommenden Knochen-Verletzungen. Freib. 1850.
- Dr. E. Seidl, Die granulöse Ophthalmie oder die sogenannte ägyptische Augenentzündung. Wien 1850.
- J. J. Malgaigne, Die Knochenbrüche. Deutsch bearb. von Dr. E. G. Burger. Lief. 1 — 5. Stuttgart 1850.
- Dr. Jg. Menr, Beiträge zur Augenheilkunde. Wien 1850.
- Dr. H. Kleucke, Die Verderbniß der Zähne. Gekrönte Preisschrift. Leipzig 1850.
- Ad. Teste, Le magnétisme animal expliqué ou leçons analytiques sur la nature essentielle du magnétisme. Par. 1845.
- Dr. Weymann, Das Bad Nieder-Langenau in der Grafschaft Glaz. Breslau 1850.
- Aub. Gauthier, Traité pratique du magnétisme et du somnambulisme. Par. 1845.
- J. P. F. Deleuze, Instruction pratique sur le magnétisme animal. Par. 1850.
- Alex. Bertrand, Du magnétisme animal en France. Par. 1826.
- Dr. Wengler, Meine Heilung durch Teplitz. Dresden 1850.
- Ed. Warren, Some account of the Lethéon. 3. Ed. Boston 1847.

- Teod. Torosiewiczza, Zródła mineralne w królestwie Galicyi i na Bukowinie . . . Lwów 1849.
- Dr. K. J. H. Straß, Pyrmont und dessen Umgebungen. Pyrmont 1850.
- Dr. C. A. Georgi, Die Versorgung der Blinden im Königreiche Sachsen. Dresden 1851.
- P. Carcellieri, Die Heilkräfte Kaiser Franzensbads bey Eger in Böhmen. Prag 1846.
- Gius. Capsoni, Ricerche statistiche sui pazzi in Europa. Milano 1844 — 48.
- H. J. Bigelow, Ether and Chloroform. Boston 1848.
- A. G. Bastler, Die Heilquellen zu Deutsch-Altenburg bey Hamburg an der Donau. Wien 1850.
- B. Aufs, Systematische Darstellung der kais. österr. Militär-Spitäler-Versaffung. 2. Aufl. Wien 1849.
- J. Abl, Plan zur Reform der Pharmazie im österr. Kaiserstaate. Prag 1850.
- J. C. Schwarz, Ueber Eclampsie der Reisenden. Riga 1851.
- Dr. J. H. Arneht, Die geburtsbühliche Praxis erläutert durch Ergebnisse der Gebärklinik zu Wien. Wien 1850.
- Dr. Herzog, Die Körperverletzungen aus dem Gesichtspunkte der preuß. Gesetze für Gerichtsärzte und Richter. Berlin 1850.
- P. Jessen, Mittheilungen aus dem Veterinärfache. Dorpat 1849.
- Dr. B. W. Leist, Versuch einer Geschichte der römischen Rechtsysteme. Rostock 1850.
- C. Hener, Abhandlungen aus verschiedenen Theilen der Rechtswissenschaft. Gießen 1841.
- Const. Harmenopuli, Manuale legum sive Hexabiblos cum appendicibus et legibus agrariis. Ed. G. E. Heimbach. Lips. 1851.
- Dr. B. Windscheid, Die Lehre des römischen Rechts von der Voraussetzung. Düsseldorf 1850.
- Dr. E. J. Hase, Das Jus Postliminii und die Fictio legis Corneliae. Eine rechtshistorische Abhandlung. Halle 1851.
- Dr. G. L. Runke, Die Lehre von den Pertinenzen aus der Natur der Sache und dem römischen Rechte. Chemnitz 1850.
- C. Kiepen, Der Mühlenzwang, seine Entstehung und Fortbildung, seine Wirkungen für Staatsbürger und dessen endliche Beseitigung. Kiel 1850.
- G. Richard, Systematische Uebersicht sämmtlicher in der preußischen Gesetzgebung seit 1806 erschienenen

- Gesetze, Verordnungen, Staatsverträge . . . Berlin 1850.
- J. Koch, Die Agrar-Gesetze des preuß. Staates. Breslau 1850.
- W. Mitlacher, Das gerichtliche Verfahren außer Streitfachen. Wien 1851.
- M. v. Stubenrauch, Die neue Jurisdictionsnorm vom 18. Juni 1850.
- Dr. J. Blaschke, Die österreichische Jurisdictionsnorm in bürgerlichen Rechtsfachen vom 18. Juni 1850. Graz 1850.
- Barthélemy St. Hilaire, Loi sur l'instruction publique. Par. 1850.
- Rob. Phil. Tyrwhitt and Th. W. Tyndale, A digest of the public general statutes, from magna carta A. D. 1224 — 1225 to 1 et 2 geo. 4. A. D. 1821 inclusive. Vol. 1. 2. and Supplement. Lond. 1822 — 1826.
- G. Romagnosi, Della condotta delle acque secondo le vecchie intermedie e vigenti legislazioni dei diversi paesi d'Italia. Mailand 1822 — 26.
- J. Allen, Inquiry into the rise and growth of the royal Prerogative in England. Lond. 1849.
- A. J. J. Thibaut, Beiträge zur Kritik der Feuerbach'schen Theorie über die Grundbegriffe des peinlichen Rechts. Hamb. 1802.
- Dr. J. Reiner, Die Staatsanwaltschaft, die Wichtigkeiten und die Fristen nach der österr. Strafprozessordnung vom 17. Januar 1850.
- Procès d'Estienne Dolet, imprimeur et libraire à Lyon. 1543 — 1546. Par. 1836.
- Dr. E. Ofenbrüggen, Bericht über ein Practicum criminale. Dorpat 1848.
- W. C. Townsend, Modern state trials revised and illustrated with Essays and Notes. Vol. 1. 2. Lond. 1850.
- Dr. J. Rudler, Erklärung des Strafgesetzes über schwere Polizeu. Uebertretungen. 6. verm. Aufl. Wien 1850.
- Dr. Groß, Ueber die künftige Gestaltung des Strafverfahrens im Königreiche Sachsen. Leipzig 1851.
- Raccolta di tutte le costituzioni antiche e moderne. Vol. 1. 2 oder fasc. 1 — 11. Torino 1848.
- Dr. L. Pfeiffer, Das Princip des internationalen Privatrechts. Stuttgart 1850.
- Vier Wochen auswärtiger Politik. Mit Urkunden. 2. Aufl. Berlin 1851.
- Verhandlungen in der Mecklenburgischen Verfassungs-An

- gelegenheit bey der provisorischen Bundes-Central-Commission. Schwerin 1850.
- Die kirchliche Verfassungsurkunde vom 5. Januar 1831 nach den in den Jahren 1848 und 1849 erlittenen Aenderungen. Cassel 1850.
- Dr. E. F. Rheinwald, Die Erbfolgeunfähigkeit der Mantelkinder aus Gründen der Oldenburg-Bentinf'schen Familienstatuten und der Absicht des Fideicommissaristers dargestellt. Frankfurt 1850.
- Die Berechtigung der preussischen Intervention in Kurheßen. Berlin 1850.
- Dr. O. L. B. Wolff, Lehr- und Handbuch der gerichtlichen Beredsamkeit. Mit einer Einleitung von Dr. C. J. Cuyet. Jena 1850.
- U. Maner, Vorträge über gemeines deutsches und bairisches Sautverfahren. Frankf. 1850.
- J. Owen, The Works. Ed. by W. H. Goold. Vol. I. Lond. 1850.
- J. Halder, Ausgewählter Nachlaß. Tübingen 1850.
- Oeuvres du Cardinal Giraud, évêque de Rodez et archevêque de Cambrai. Vol. 1—4. Par. 1850.
- J. Bardelli, Daniel, copto-memphitice. Pisis 1849.
- J. Rehrein, Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther. Stuttgart. 1851.
- Dr. L. Krapf, Evangelio za avioandika Lukas. The gospel according to St. Luke. Translated into Kinika. Bombay 1848.
- —, Evangelio ta yunaotele. Malkosi. The gospel according to St. Mark, translated into the Kikamba language. Tubing. 1850.
- Salomonib okälagaläniget profeteniglo. The proverbs of Salomon, and the prophecies of Jeremiah, translated into the Esquimaux language. Lond. 1849.
- Moses ib Aglangit. The five books of Moses translated into the Esquimaux language. Lond. 1841.
- Th. Scott, The holy bible, containing the old and new testaments, according to the authorized version. 5. Edit. Vol. 1 — 5. Lond. 1822.
- J. A. Cramer, Catena in epistolas catholicas. Oxonii 1840.
- S. Aur. Augustinus, De civitate Dei denuo ed. J. Strange. Vol. I. Coloniae 1850.
- Septem epistolae apocalypticae ad hodiernam ecclesiae evangelicae conditionem applicatae. Berol. 1850.
- J. E. Cellérier, Etude et commentaire sur l'épître de St. Jaques. Genf 1850.
- E. Genzken, Das gute Recht unserer kirchlichen Symbole. Leipzig 1851.
- N. Palmie, Der Confessionsstreit in der evangelischen Kirche. Stettin 1850.
- M. Rollin, Vues sur la nécessité de la réorganisation de l'Eglise réformée. Par. 1850.
- C. Pestalozzi, Ein Wort über Kirche und Sittlichkeit in ihrem gegenseitigen Verhältnisse mit Bezug auf Rich. Rothe's theologische Ethik. Zürich 1850.
- W. Penn, Fruits of solitude in reflections and maxims relating to the conduct of human life. Lond. 1841.
- Histoire de la naissance et du développement de la mission intérieure en Allemagne. Genf 1850.
- A. Vinet, Théologie pastorale ou théorie du Ministère évangélique. Par. 1850.
- Card. J. S. Maury, Essai sur l'éloquence de la chaire. Par. 1850.
- J. X. Vetu, Les vrais principes sur la prédication ou manière d'annoncer avec fruit la parole de Dieu. T. 1 — 3. Par. 1841.
- J. Ahlfeld, Heiden- und Christengräber. Magdeburg 1850.
- P. Göb, Der Cultus und die Disciplin der Kathol. Kirche und ihre Reform. Leipzig 1851.
- Dr. E. Ranke, Kritische Zusammenstellung der innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands eingeführten neuen Pericopenkreise. Berlin 1850.
- J. Bousquet, Histoire du clergé de France depuis l'introduction du christianisme dans les Gaules jusqu'à nos jours. T. III. IV. Ende des Werkes. Par. 1851.
- J. Wetter, Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz. Mainz 1835.
- H. J. Schmitt, Geschichte der neugriechischen und der russischen Kirche. Mainz 1840.
- J. Hepp, Geschichte der christlichen Kirche in Lebensbeschreibungen. Bd. 1. Mainz 1851.
- J. Bodenstedt, Die Einführung des Christenthums in Armenien. Berlin 1850.
- A. Auber, Histoire de la cathédrale de Poitiers. Vol. 1. 2. Poitiers 1850.
- Dr. Th. F. X. Hunfeler, Leo IX. und seine Zeit. Mainz 1850.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. December.

Nro. 105.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1851.

U e b e r s i c h t

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und
Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — Sept. 1851.

(Schluß.)

Mellet, Congrès scientifique d'Orleans. — *Annal. archéol.* T. XI. Livr. 5.

Forster (C.), The one primeval language, traced experimentally through ancient inscriptions in alphabetical characters of lost powers from the four continents. — *Athenaeum* 1851 Sept. 27.

Bopp (F.), A comparative grammar of the sanskrit, zend, greek, latin, lithuanian, gothic, german and selavonic languages. Translated by Eastwick. Lond. 1845 — 50. *Edinb. Review* 1851 Oct.

Sprenger (A.), Observations on the physiology of the arabic language. — *Journal of the asiat. Soc. of Bengal* 1851 No. 2.

Robinson (Wm.), Notes on the Drophlas and the peculiarities of their language. — *Ebenbas.*

History of latin lexicography. — *Biblioth. sacra* 1851 Oct.

Harrison (M.), The rise, progress and present structure of the english language. Philadelphia 1850. — *Ebenbas.*

Fowler's english grammar. — *North Amer. Rev.* 1851 Oct.

The metamorphoses of Apulejus. Transl. from the latin by Sir George Head. Lond. 1851. — *Edinb. Rev.* 1851 Oct.

Lelewel (Joach.), Géographie du moyen-âge. (Cartes de géographes du moyen-âge, latins et arabes,

copiées ou reconstruites et expliquées.) Paris 1851. — *Bullet. de la Soc. de géogr.* 1851. Juillet.

Beke (Ch. T.), A summary of recent Nilotic discovery. — *Philos. Mag.* 1851 Oct.

Sommerville (Mary), Physical geography. — *North Amer. Rev.* 1851 Oct.

Bayle Saint-John, Une excursion dans le grand désert de Libye et à l'oasis de Jupiter Ammon. (Second extr.) — *Biblioth. univ. de Genève (Litt.)* 1851 Sept.

Trémaux, Reponse à MM. Kovalevsky et Baer, au sujet d'une excursion dans le Soudan oriental. — *Bullet. de la Soc. de géogr.* 1851 Juillet.

Sanley, Voyage autour de la mer morte. — *Ebenbas.*

Levantine rambles. (Neale, Eight years in Syria, Palestine and Asia Minor. 2 vols. Lond. 1851.) — *Blackwood's Mag.* 1851 Oct.

Castellane (P. de), Souvenirs de la vie militaire en Afrique. — *Le Khamis des Beni-Ourach.* — *Revue des deux Mond.* 1851 T. IV. Livr. 21.

Ride (Alphonse), L'eldorado, voyage aux mines d'or d'Upata en 1851. — *Ebenbas.*

Poole (Reginald Stuart), Horae Aegyptiacae; or, the chronology of ancient Egypt, discovered from astronomical and hieroglyphic records upon its monuments. — *Athenaeum* 1851 Sept. 13.

Torrrens (H.), Translation of some uncertain greek legends on coins of the Indo-Scythian princes of Cabul. — *Journal of the Asiatic Soc. of Bengal* 1851 No. II.

Bosanquet (J. W.), Assyrian antiquities (concerning the communications of Col. Rawlinson). — *Athenaeum* 1851 Sept. 13. 20.

Recent works on Asia Minor. — *Biblioth. sacra* 1851 Oct.

- Fayet, Observations sur la statistique intellectuelle et morale de la France, pendant la période de vingt ans (1828 — 1847). (3. art.) — *Correspond.* T. 29. Livr. 2.
- Delisle (Léop.), Etudes sur la condition de la classe agricole etc. en Normandie, au moyen-âge. (2. art.) — *Journ. des Sav.* 1851 Oct.
- Dennistoun (James), Memoirs of the dukes of Urbino; illustrating the arms, arts and literature of Italy from 1440 to 1630. 3 vols. Lond. 1850. — *Edinb. Rev.* 1851 Oct. *Rev. des deux Mond.* 1851 T. IV. Livr. 21.
- Neapolitan justice. — *Edinb. Rev.* 1851. Oct.
- Sussex archaeological collections. Published by the Sussex Archaeological Society. Vol. IV. — *Athenaeum* 1851 Sept. 20.
- Skene (Jam. Henry), The three eras of Ottoman history. — *Ébendaſ.* Sept. 13.
- Leake's topography of Athens etc. (5. art. de Raoul-Rochette.) — *Journ. des Sav.* 1851 Oct.
- Briggs (John), On the aboriginal tribes of India. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 Oct.
- Castelnau (F. de), Sur les Niam-Niams ou hommes à queue. — *Bullet. de la Soc. de géogr.* 1851 Juillet.
- Le bassin du Mississipi au seizième siècle. — *Bibl. univ. de Genève* 1851 Sept. (Litt.)
- Favre (Léon), Sur l'Amazone et ses affluents. — *Bullet. de la Soc. de géogr.* 1851 Juillet.
- The Republic of Chile. — *North Amer. Rev.* 1851 Oct.
- Slavery in the United States: its evils, alleviations and remedies. — *Ébendaſ.*
- Hildreth's history of the United States. — *Ébendaſelbſt.*
- Parkman (Francis), History of the conspiracy of Pontiac; and the war of the North American Tribes, against the english colonies after the conquest of Canada. Boston 1851. — *Ébendaſ.*
- Mignet, The history of Mary, Queen of Scots. Vol. 2. — *Athenaeum* 1851 Sept. 6.
- Professor Oken. — *Ébendaſ.*
- Correspondance entre le Comte Mirabeau et le Comte de La Marck. — *Ébendaſ.* Sept. 13. *Edinb. Rev.* 1851 Oct.
- Robbins (R. D. C.), Life of Zuingli. (Cont.) — *Bibliotheca sacra* 1851 Oct.
- Gautier (A.), Notice biographique sur M. le baron Maurice. — *Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.)* 1851 Oct.
- Mémoires et correspondance de Mallet-Du Pan pour servir à l'histoire de la révolution française, recueillis par A. Sayous. Paris, 1851. 2 vols. 8. — *Ébendaſ.* (Litt.)
- Leroux de Lincy, Notice nécrologique sur Madame de Noailles. — *Bullet. du Bibliophile* 1851 Sept.
- Margerie (E. de), Louis Veuillot et ses derniers ouvrages; étude politique et littéraire. — *Corresp.* T. 29. Livr. 1.
- Blignièrès (Aug. de), Essai sur Amyot et les traducteurs français au XVI. siècle. Par. 1851. — *Ébendaſ.* Livr. 2.
- Lettres inédites de madame la duchesse de Longueville etc. (2. art.) — *Journ. des Sav.* 1851. Oct.
- Le Nain de Tillemont, Vie de Saint Louis, Roi de France, publiée pour la Société de l'histoire de France . . . par J. de Gaulle. T. 1 — 6. Par. 1847 — 51. — *Ébendaſ.*
- Wordsworth (Christopher), Memoirs of William Wordsworth, Poet-Laureate. 2 vols. Boston 1851. — *North Amer. Rev.* 1851 Oct.
- Mignet, Le procès de Marie Stuart. — *Revue des deux Mondes* 1851 T. IV. Livr. 21.
- Cockle (James), On the solution of certain systems of equations. — *Philos. Mag.* 1851 Oct.
- Didron, Notre-Dame de Trèves. — *Annal. archéol.* T. XI. Livr. 5.
- Hakewill (Edward Charles), The Temple: an essay on the forms of the ark, the tabernacle and the temple of Jerusalem. — *Athenaeum* 1851 Sept. 27.
- Sources of expression in architecture. (Ruskin's stones of Venice. Lond. 1851.) — *Edinb. Rev.* 1851 Oct.
- Nasmyth (Jam.), On the structure of the lunar surface, and its relation to that of the earth. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 Oct.
- Good (J. W.), Total eclipse of the Sun, July 28, 1851. — *Ébendaſ.*
- Adie (John), On the total eclipse of the Sun, observed at Göteborg in Sweden, 28. July 1851. — *Ébendaſ.*
- Saint-Venant, Mémoire sur des formules nouvelles pour la solution des problèmes relatifs aux eaux courantes. — *Annal. des Mines* 1851 (Livr. IV.)
- Wartmann (Elie), Note sur la polarisation de la chaleur atmosphérique. — *Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.)* 1851 Oct.

- Buist (George)**, Floods in India for 1849. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal 1851 No. II.
- Macgowan (D. J.)**, Remarks on showers of sand in the Chinese Plain. — *Ebendaf.*
- Piddington (Henry)**, A twentieth memoir on the law of storms in the Indian and China seas, being the April Cyclone of the Bay of Bengal 1850. — *Ebendaf.*
- Maury (M. F.)**, On the probable relation between magnetism and the circulation of the atmosphere, especially the trade winds. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 Oct.
- Olmsted (D.)**, On the late periodical visitation of the Aurora borealis in North America. — *Ebendafelbst.*
- Miller (John Fletcher)**, Synopsis of meteorological observations made at the Observatory, Whitehaven, Cumberland, in the year 1850. — *Ebendaf.*
- Piazzi Smyth (C.)**, Meteorological and astronomical notices. — *Ebendaf.*
- Thomson (W.)**, Second note on the effect of fluid friction in drying steam which issues from a high-pressure boiler into the open air. — *Philos. Mag.* 1851 Oct.
- Thacker (A.)**, On the motion of a free pendulum. — *Ebendaf.*
- Beer**, On the deduction of Fresnel's construction from the formulæ of Cauchy for the motion of light. — *Ebendaf.*
- Coombe (J. A.)**, On the motion of the apse-line in the pendulum oval. — *Ebendaf.*
- Joule (J. P.)**, Account of experiments demonstrating a limit to the magnetizability of iron. — *Ebendafelbst.*
- Daubrée (A.)**, Recherche sur la présence de l'arsenic et de l'antimoine dans les combustibles minéraux, dans diverses roches et dans l'eau de la mer. — *Annal. des Mines* 1851 Livr. III.
- Schoenbein (C. F.)**, Action de l'acide sulfureux sur les matières colorantes organiques. — *Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.)* 1851 Oct.
- Smith (John)**, On the composition of the waters of the Dee and Don, at Aberdeen. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 Oct.
- Graves (Rob. Jam.)**, An inquiry into the cause which renders the water of the Dead Sea unfitted for the support of animal life. — *Ebendaf.*
- Claudet (Fred.)**, On a class of ammoniacal compounds of Cobalt. — *Philos. Mag.* 1851. Oct.

- Woods (Thom.)**, On the heat of chemical combination. — *Ebendaf.*
- Muspratt (Sheridan)**, On carmufellic acid. — *Ebendafelbst.*
- Thompson (W.)**, The natural history of Ireland. Birds. Vol. 1—3. — *Athenacum* 1851 Sept. 13.
- Geoffroy Saint-Hilaire (Isid.)**, Résumé d'un cours de zoologie. — *Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.)* 1851 Sept.
- Blyth (E.)**, Report on the mammalia and more remarkable species of birds inhabiting Ceylon. — *Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal* 1851 No. II.
- Silliman jun. (B.)**, On the mammoth cave of Kentucky. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851. Oct.
- Dalyell (John Graham)**, Exemples of exuviation, or the change of the integuments of animals in the crustacean tribes. — *Ebendaf.*
- Owen**, Comparison of the modifications of the osseous structure of the Megatherium with that in other known existing and extinct species of the class Mammalia. — *Ebendaf.*
- Forbes (Edward)**, Report on the investigation of british marine zoology by means of the dredge. — *Ebendaf.*
- The theory of the successive geological development of plants, as deduced from palaeontological evidence.** — *Ebendaf.*
- Seemann (Berthold)**, Sketch of the vegetation of the Isthmus of Panamá. — *Hooker's Journ. of Bot.* 1851 Oct.
- Hooker (Sir W. J.)**, Catalogue of Mr. Geyer's collection of plants gathered in the Upper Missouri. — *Ebendaf.*
- —, Description of two species of *Bochmeria*. — *Ebendaf.*
- Bentham (George)**, *Florula Hongkongensis.* — *Ebendafelbst.*
- Cumeuge**, Analyse d'un minerai d'antimoine de la province de Constantine. — *Annal. des Mines* 1851 Livr. IV.
- Langlois et Jacquot**, Etudes minéralogiques et chimiques sur les minerais de fer du département de la Moselle. — *Ebendaf.*
- Delesse**, Mémoire sur la constitution des roches des Vosges, calcaire saccharoïde du gneiss. — *Ebendafelbst.*
- La Rive (A. de)**, Essai d'explication de l'apparition et de la disparition successives de grands glaciers

- sur la surface actuelle du globe terrestre. — *Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.)* 1851 Sept.
- Piddington (Henry)**, On a series of Calderite rocks. — *Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal* 1851 No. II.
- Sedgwick**, On the geological structure and relation of the frontier chain of Scotland. — *Edinb. new philos. Journ.* 1851 Oct.
- Adams (C. B.)**, On the value of the shells of *Mollusca*, for the purpose of distinguishing species and higher groups. — *Ebendaf.*
- Martins (Ch.) and B. Gastaldi**, Parallel between the superficial deposits of the basin of Switzerland and those of the valley of the Po in Piedmont. — *Ebendaf.*
- Jackson (Ch. T.)**, On Eupyrethrite phosphorite of Crown Point, New York. — *Ebendaf.*
- Bailey (J. W.)**, Microscopic examination of Soundings. — *Ebendaf.*
- Lyell (Charl.)**, On fossil rain-marks of the recent triassic and carboniferous periods. — *Ebendaf.*
- Martin (P. J.)**, On the anticlinal line of the London and Hampshire Basins. (Cont.) — *Philos. Mag.* 1851 Oct.
- Miller (Hugh)**, The old red sandstone, or new walks in an old field. Boston 1851. — *North Amer. Rev.* 1851 Oct.
- Méhu**, Description de la machine d'extraction établie à Anzin. — *Annal. des Min.* 1851 Livr. IV.
- Lorieux**, Notice sur les explosions d'appareils à vapeur survenus en France en 1849 et 1850. — *Ebendaf.*
- Millward's improvements in electro-magnetic and magneto-electric apparatus.** — *Repert. of Patent Inventions* 1851 Oct.
- Official catalogue of the great Exhibition of the works of industry of all nations, 1851.** Fourth edition, Lond. 15. Sept. 1851. — *Edinb. Rev.* 1851 Oct.
- Rivot**, Description de la préparation mécanique des minerais de plomb dans le Ober-Harz. (Suite). — *Ann. des Mines* 1851 Livr. III.
- Exportation de l'argent, du cuivre et de leurs minerais, provenant du Chili pendant l'année 1850.** — *Ebendaf. Livr. IV.*
- Dubocq**, Extrait du compte rendu du service des mines dans la province de Constantine. — *Ebendaf. Livr. IV.*
- Juvenile delinquency.** — *Edinb. Rev.* 1851 Oct.
- Godard-Faulstrier et Didron**, Drame liturgique. Vase de Cana. — *Annal. archéol. T. XI. Livr. 5.*
- Texier**, Histoire de la sculpture au moyen-âge. — *Ebendaf.*
- Planche (Gust.)**, Peintres et sculpteurs modernes de la France. — Charles Gleyre. — *Revue des deux Mondes* 1851 T. IV. Livr. 21.
- Clément (Felix)**, L'église et l'Opera. — *Annal. archéol. T. XI. Livr. 5.*

Mit dieser Nummer wird das Inhalts-Verzeichniß für den Bd. XXXIII. ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts = Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1851, Band XXXIII.

Die arabische Ziffer verweist auf die Seite des Bandes.

- | | |
|---|--|
| <p>Alfyya, carmen didacticum grammaticum auctore <i>Ibn Mälik</i> et in Alfyyam commentarius quem conscripsit <i>Ibn Ahil</i>. Ex libris impressis orientalibus et manu scriptis edidit Fr. <i>Dieterici</i>. Leipzig 1851. 825.</p> <p>Arneth, Joseph, Monumente des k. k. Münz- und Antiken - Cabinettes in Wien. Wien 1849. 433.</p> <p>Bachmann, John, the doctrine of the unity of the human race examined on the principles of science. Charleston 1850. 673.</p> <p>Baader's, Franz v., sämtliche Werke. Bd. XI. Herausgeg. von Dr. E. v. Schaden. Leipzig 1850. 785.</p> <p>Baader's, Franz v., kleine Schriften, herausgeg. von Dr. Franz Hoffmann. Leipzig 1850. 785.</p> <p>Bethmann-Hollweg, über die Germanen vor der Völkerwanderung. Bonn 1850. 113.</p> <p>Bournois, E., études sur la langue et sur les textes <i>Zends</i>. Paris 1850. 809.</p> <p>Böckh, Aug., die Staatsverfassung der Athener. Bd. I. 1851. 537.</p> <p>Bronn, H. G., u. Kömer, J., <i>Lethaea geognostica</i> oder Abbildung und Beschreibung der für die Gebirgsformationen bezeichnendsten Versteinerungen. Stuttg. 1851. 233.</p> | <p>Chainhäus, Heinr. Moriz, System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte. Bd. I. u. II. Leipz. 1850. 345.</p> <p>Chmel, J., Bericht über eine in den Monaten April, Mai, Juni und Juli des Jahres 1850 unternommene literarische Reise. 1851. 134.</p> <p>Cicero's Brutus s. de claris oratoribus. Erklärt von Otto Jahn. Leipzig 1849. 385.</p> <p>Cicero's Orator, erklärt von Otto Jahn. Leipz. 1851. 385.</p> <p>Corti, Alphonse, recherches sur l'organe de l'ouïe des <i>mammifères</i>. Partie I. Leipz. 1851. 249.</p> <p>Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bd. I. Wien 1850. 593.</p> <p>Dion Cassius, histoire Romaine de, traduite en français par E. Gros, inspecteur de l'académie de Paris. Tome I. u. II. Paris 1849. 37.</p> <p>Zikentscher, Dr. Ludwig, das <i>Ghraceum</i> in historischer, chemischer, pharmaceutischer und therapeutischer Beziehung. Erlangen 1851. 497.</p> <p>Fragments d'une histoire des <i>Arsacides</i>, ouvrage posthume de M. J. <i>Saint-Martin</i>. Tome I. u. II. Paris 1850. 97.</p> |
|---|--|

- Hanusch, Dr. J. J., Vorlesungen über die allgemeine Culturgeschichte der Menschheit, gehalten an der Universität zu Olmütz 1849. Brünn 1849. 49.
- Hermannii, C. F., disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem. Götting. 1850. 577.
- Hoffmann, Dr. Franz, Franz v. Baader's sämtliche Werke. Bd. I. Leipzig 1851. 785.
- Hönigberger, Joh. Mart., Früchte aus dem Morgenlande oder Reise-Erlebnisse, nebst naturhistorisch-medizinischen Erfahrungen etc. Wien 1851. 360.
- Journal of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia. Vol. I. Philadelphia 1847. — 1850. 521.
- Kelle, Johann Nep., Vollständiges Lehrbuch der deutschen Sprache mit Aufgaben. Regensburg 1851. 213.
- Koch, Matth., Kritische Beiträge zur Geschichte und Alterthumskunde Tyrols. Jahrg. 1850 845.
- Küster, Dr. H. C., Systematisches Concilien-Cabinet. Fortgesetzt von Hofrath Dr. v. Schubert u. Prof. Dr. Wagner. Nürnberg 1837—1851. 241.
- Laemmanni, Caroli, in T. Lucretii Cari de rerum natura libros Commentarius. Berolini 1850. 761.
- Lucreti, T. Cari, de rerum natura libri sex. Carolus Lachmannus recensuit et emendavit. Berolini 1850. 761.
- Meißner, Otto, zur Metrik. Aus dem Philologus Bd. V, 1. S. 85—118. 1850. 80.
- Mone, J. J., Zeitschrift für die Geschichte des Oberheins. Karlsruhe 1850. 713.
- Muchar, Dr. Albert von, Geschichte des Herzogthums Steyermark. Bd. I — V. Grätz 1844 — 1850. 120.
- Oettinger, Dr. L., die Vorstellungen der alten Griechen und Römer über die Erde als Himmelstörper. Freiburg 1850. 27.
- Otto, Jo. Carol. Theod., corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundi. Jenae 1851. 357.
- Perz, G. H., Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellschriften deutscher Geschichten

- des Mittelalters. Bd. IX. u. X. Hannover 1851. 201.
- Pietet, F. J., Description de quelques poissons fossiles du Mont Liban. Genève 1850. 238.
- Platonis Phaedo. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum. Gothae 1850. 577.
- Platonis dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi. Ex recognitione Caroli Friderici Hermannii. Vol. I. Lipsiae 1851. 577.
- Plato's Phädon, kritischer Commentar zu — von Dr. Herm. Schmidt. Halle 1850. 577.
- Planti, T. Maeci, comoediae. Ex recognitione Alfredi Fleckeiseni. Tomus I. Amphitruonem Captivos Militem gloriosum Rudentem Trinummum complectens. Praemissa est epistula critica ad Fredericuum Ritschelium. Lipsiae, T. 1. 1850. T. 2. 1851. 720.
- Plinii, C. Secundi, Naturalis Historiae libri XXXVII, recensuit et commentariis criticis indicibusque instruxit Julius Sillig. Vol. I. Hamb. et Gothae 1851. 473.
- Plutarch über Isis und Osiris, herausgegeben von Gustav Parthey. Berlin 1850. 449.
- Quenstedt, Friedr. Aug., Handbuch für Petrefaktenkunde. Tübingen 1851. 133.
- Rolle, Friedr., vergleichende Uebersicht der unwillkürlichen Organismen. Stuttgart 1851. 233.
- Rudhart, Dr. G. Th., Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Neue Folge. 1. Bd. München 1850, 1851. 185.
- Schmidt, Dr. H., zur Geschichte der Platonischen Textes-Kritik mit besonderer Beziehung auf den Phädon. 1850. 587.
- Schulke, Dr. Mar. Sigm., Beiträge zur Naturgeschichte der Turkestanen. Greifsw. 1841. 505.
- Sketches, picturesque of Greece and Turkey. By Aubrey de Vere. 2 Bde. Lond. 1850. 73.
- Smith, James, über Schiffbau und die nützlichen Leistungen der Griechen und Römer im Alterthum. Marburg 1851. 537.
- Susemihl, über Zweck und Gliederung des platonischen Phädon. 577.
- Temminek, J. C., coup d'oeil général sur les possessions Néerlandaises dans l'Inde Archipelagique. Leide 1849. 3 Vol. 320.

United States Exploring Expedition. During the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Under the command of Charles Wilkes. Vol. IX. The races of man and their geographical distribution by Charles Pickering. Philadelphia 1848. 673.

Wachsmuth, Dr. W., allgemeine Culturgeschichte. Th. I. Leipzig 1850. 49.

Wieseler, Friedr., Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenvesens bei den Griechen und Römern. Göttingen 1851. 537.

B u l l e t i n (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzungen der Klassen;

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung am 2. August 1851:

Krabinger, über den Verfall der Etruskischen Pentapolis in den ersten Jahrhunderten n. Chr. 305.

Mathematisch-physikalische Klasse;

Sitzung am 10. Mai 1851:

Kobell, von, über den Gynait aus Tyrol. 9.

Sitzung am 14. Juni 1851:

Wagner, über die in den Sammlungen des Hrn. Dr. Kedenbacher in Pappenheim und des Hrn. Magistratsraths Grafsegger in Neuburg befindlichen Exemplare von *Ornithocephalus*. 13.

Vogel, jun., über die Construction eines neuen Gasometers. 27.

Historische Klasse;

Sitzung am 21. Juni 1851:

Kudhart, König Othav Adolph und Friedrich V. von der Pfalz in München im Jahr 1632. 161.

Sitzung am 23. November 1850:

Koch-Sternfeld, v., die Nomenclatur oder Graphik auf den neuen Steuerkarten betr. 182.

Verzeichniß der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat April 1851 bis August 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften. 15, 23, 31, 167, 175, 184, 312.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1851,

©. 137, 144, 273, 417, 425 556, 561, 689, 833.

Uebersicht der ausländischen Journale auf der K. Hof- und Staatsbibliothek 1851,

©. 145, 281, 425, 569, 697, 841.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wissenschaften.

Vierunddrenßigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

1911

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

G e l e h r t e A n z e i g e n .

Januar bis Juny.

1 8 5 2 .

M ü n c h e n ,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

© 1950 by the University of Chicago Press

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. Januar.

Nro. 1.

der k. bayern. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Öffentliche Sitzung am 27. November 1851
zur Vorfeyer des Allerhöchsten Geburtsfestes
Sr. Majestät des Königs.

Herr Hofrath Dr. v. Martius eröffnete die
Sitzung mit folgenden Worten.

Wenn an dem Tage, der Bayern seinen König
gegeben hat, das Vaterland dankbarfrohe Blicke ge-
gen den Thron wendet und für den Monarchen Se-
genwünsche ausruft, so stellt sich auch die Akademie
der Wissenschaften, voll tiefer Empfindung, in den
Kreis der freudig Bewegten und Glückwünschenden.

Der Cultus der Wahrheit, dem vor Allem sie
huldiget, ist nahe verschwistert mit jener Pietät,
welche in dem Monarchen die Verkörperung eines
welthistorischen Bedürfnisses der Menschheit ehrt und
jede Epoche in dem segensreichen Leben eines mensch-
lich fühlenden, der Wissenschaft zugänglichen, für
Wahrheit und Recht glühenden Fürsten werth und
heilig achtet.

So möge denn auch von diesem Plaze aus
gestattet seyn, dem Könige Maximilian II., wel-
chem die Akademie fortwährende Beweise von Huld,
Theilnahme und Vertrauen verdankt, die reinsten
Glückwünsche entgegen zu bringen.

Möge Er in rüstiger Gesundheit, umgeben von
den Freuden königlicher Häuslichkeit, getragen von
der Wonne des Wohlthuns, unterstützt von der Weis-

heit und Vaterlandsliebe Seiner treuen Rätthe, noch
lange zum Segen des Bayerlandes walten!

Möge Ihm die Vorsehung die Mühen Seines
erhabenen Herrscherberufes durch das Glück und die
Liebe Seines Volkes belohnen! —

Indem mir, als dem ältesten Classensecretäre
in Function, bey der leider noch andauernden Un-
päßlichkeit des verehrten Herrn Vorstandes, der eh-
renvolle Auftrag geworden ist, diese feyerliche Sitzung
zu eröffnen, — beschränke ich mich auf Kundgebung
der wichtigsten Personal-Veränderungen, die sich im
Schooße dieser gelehrten Körperschaft seit der letzten
öffentlichen Sitzung an ihrem 92. Stiftungstage zu-
getragen haben.

Die Wirksamkeit der Akademie nach Innen und
Außen in dem bezeichneten Zeitraume zu schildern,
möge dem Hrn. Vorstande für nächste Gelegenheit
vorbehalten bleiben.

Zunächst beehre ich mich daher, die Wahlen zu
verkündigen, welche in der dazu bestimmten Wahl-
sitzung am 2. Aug. vollzogen, unter dem 27. Aug.
die Allerhöchste Bestätigung Sr. K. Majestät erhal-
ten haben.

Als außerordentliche Mitglieder für die mathe-
matisch-physikalische Classe wurden bestätigt:

Hr. Dr. Ludwig Seidel, außerordentlicher Pro-
fessor an der hiesigen Universität, und

Hr. Dr. Carl Ruhn, Professor der Mathematik
und Physik am k. Cadettencorps.

Als auswärtige Mitglieder

a) für die philosophisch-philologische Classe:

Hr. Ritter Carl Bunsen, k. preussischer Ge-
sandter in London,

Hr. Albrecht Weber, Professor an der Universität in Berlin,

Hr. Max Müller, Orientalist, zur Zeit in Oxford, und

Hr. Friedrich Heinrich von der Hagen, Professor an der Universität zu Berlin;

b) für die mathematisch-physikalische Classe:

Hr. Prof. Macedonius Melloni zu Neapel;

c) für die historische Classe:

Hr. Thom. Babington Macaulay in Edinburgh, und

als correspondirendes Mitglied Hr. Seb. Mühl, Rector des k. Gymnasiums zu Eichstädt.

Leider hat die Akademie seit dem Monate März zwey Mitglieder durch den Tod verloren, deren Ehrenerwähnung für heute mir noch durch Amt und akademisches Herkommen zur Pflicht gemacht wird.

Es sind diese Carl Friedrich v. Ledebour, k. russ. Staatsrath und Prof. Emeritus der Universität zu Dorpat, seit mehreren Jahren hier in München domicilirend und, als auswärtiges wirkliches Mitglied, Theilnehmer an den Arbeiten der mathematisch-physikalischen Classe, und Ludwig Oken, großherz. Sachsen-Weimar'scher Hofrath, von 1807 bis 1820 Professor der Philosophie und Naturgeschichte zu Sena, und von 1828 an in gleicher Art an der hiesigen Universität und als effectives Mitglied der philosophisch-philologischen Classe der k. Akademie wirksam, bis er im J. 1832 aus innerem Antrieb von hier nach Zürich übersiedelte.

Von Ledebour, aus einer alten vorpommerschen Familie abstammend, ward 1785 am 8. Juli zu Stralsund geboren, woselbst sein Vater, k. schwedischer Militär und Oberauditor in Garnison stand. Den Vater hat er nicht gekannt, denn er erblickte, der Letzte unter mehreren Geschwistern, einige Wochen nach dessen Tode das Licht der Welt. Frühzeitig auf eigene Kraft angewiesen, wendete sich der junge Mann zunächst auf die mathematischen Wissenschaften, und zwar mit solcher Begabung und solchem Erfolge, daß er schon im fünfzehnten Lebensjahre die Universität Greifswalde beziehen konnte. Hier ward ihm Carl Edmund Rudolphi, der berühmte Physiologe, väterlicher Lehrer und Leiter. Das auf äußere Anregung ergriffene Studium der

Rechtswissenschaft trat alsbald vor dem inneren Berufe zur Mathematik und zu den Naturwissenschaften zurück.

Um sich einem Staatsexamen aus der Mathematik und praktischen Geometrie zu unterwerfen, begab sich v. Ledebour nach einigen Jahren in die Hauptstadt Schwedens. Der Umgang mit den beyden berühmten Schülern Linnés, mit Thunberg und Olav Swarz, und eine Reise in das nördliche norwegische Gränzgebirg, wohin er einen Bergbaubeamten begleitete, entschieden hier für immer die Wahl der künftigen Lebensbahn. Zwar kehrte er mit einem Offizierspatente und der Aussicht auf eine Anstellung als praktischer Geometer nach Greifswalde zurück; als ihn aber sein Gönner Rudolphi drängte, sich um die von ihm zu verlassende Lehrstelle bey der Universität zu bewerben, unterzog er sich am dritten Tage nach der Heimkehr dem Doctorexamen, schrieb seine Inauguralabhandlung: *Dissertatio botanica, sistens Plantarum Domingensium Decadem*, und schon im 20. Lebensjahre war er Demonstrator der Botanik und Director des botanischen Gartens zu Greifswalde.

Einem Ruf als Professor der Naturgeschichte im Allgemeinen und der Botanik im Besonderen an der Universität Dorpat folgend, begab er sich im Jahre 1811 für einige Zeit nach Berlin, wo der berühmte Systematiker Willdenow und Vallas, der größte Naturforscher, den Deutschland hatte nach Rußland ziehen sehen, ihn mit großartigen Entwürfen für die naturwissenschaftliche Aufhellung des ausgedehnten Reiches entflammten.

Nicht ohne persönliche Gefahren erreichte er den Ort seiner Bestimmung, denn in Preußen bereitete sich damals ein blutiger Kampf vor, und Ledebour mußte, den heranziehenden Kriegsvölkern auszuweichen, von Danzig nach Königsberg eine stürmische Seereise in einem offenen Fischernachen wagen.

In Dorpat begann unseres Collegen mannigfaltigste und fruchtreichste Thätigkeit als Lehrer, Forscher und Schriftsteller. Die Phytographie des weiten russischen Reiches machte er sich zur wissenschaftlichen Lebensaufgabe. Diesem Ziele hat er so einsichtsvoll und energisch zugestrebt, daß die Literaturgeschichte unserer Periode ihn rücksichtlich der Flora

des russischen Reiches immerhin als den ersten Mann in dieser Richtung anerkennen wird. Durch Ledebour und durch seinen Collegen am kais. Garten zu St. Petersburg, Staatsrath v. Fischer, sind die westlichen Botaniker zumeist mit den Pflanzen jener östlichen Gebiete bekannt gemacht worden. Der Garten in Dorpat wurde mit großem Fleiße und mit ernstlicher Kritik zu einer Niederlage der zerstreuten Bürger der russischen Flora erhoben. Von ihm wie von jenem zu Petersburg sind zunächst die früher unbekanntesten Gestalten der kaukasischen und sibirischen Vegetation an die botanischen Gärten Europas vertheilt und dem Studium nahe gebracht worden.

Im Jahr 1826 unternahm v. Ledebour eine wissenschaftliche Reise nach dem Altai. Eine fünf-wöchentliche Winterfahrt brachte ihn nach dem fernen Barnaul, der Hauptstadt jenes großen sibirischen Hütenbezirkes, nach welchem der darin weit ausgefäete Goldschatz, wie neuerlich nach Kalifornien und Australien, eine gewinnfüchtige Menschenströmung lockt. Mit dem Frühlinge dehnte Ledebour von dort seine Forschungen durch das Gebirge bis zur chinesischen Gränze aus, während seine fleißigen Schüler, der dormalige Staatsrath und Akademiker Karl Anton Meyer die Kirgisensteppen, westlich vom Altai, und v. Bunge, jetzt sein Nachfolger auf dem Katheder zu Dorpat, die östlichen Gegenden durchforschte.

Die Ausbeute dieser Expedition und die iconographischen und descriptiven Werke, welche Ledebour zum Theil auf Kosten der kais. russ. Regierung herausgegeben hat *), machen Epoche auf dem Gebiete der descriptiven Systematik und der Pflanzengeographie der russischen Flora, wozu Pallas, Steller, Georgi, die beyden Smeline **), Messer-

schmied, Marschall von Bieberstein, Fischer u. A. und die zahlreichen Schüler unsers Collegen die Bausteine vorbereitet. Eine allgemeine, kritisch gesichtete, nach pflanzengeographischen Provinzen zur Uebersicht gebrachte Flora des russischen Reiches ist das letzte Werk seines umsichtigen Fleißes. Mit solcher Hingebung hatte er sich der schwierigen Unternehmung gewidmet, daß das fliehende Leben nur auf so lange vom männlichen Geiste zurückgehalten wurde, bis er die müde Feder über dem vollendeten Manuscripte niederlegen konnte. Das Monument, was er sich als Florist und Pflanzengeograph hier errichtet, sichert ihm einen dankbaren Platz in der Geschichte der Wissenschaft.

Als er im Jahre 1836 die Emeritur erlangt hatte, suchte er ein milderes Klima zunächst in Odessa, dann in Heidelberg auf, von wo er sich vor acht Jahren nach München übersiedelte. Hier beschloß er jene rühmlichen Arbeiten, wenige Tage vor seinem, am 4. Julius in Folge eines längeren Herzleidens erfolgten Tode.

Wie vielseitig er übrigens gebildet war, wie glücklich und scharf seine Beobachtungsgabe, dieß bezeugt unter anderem auch die Beschreibung seiner Reise nach dem Altai (Berlin 1829 2 Bde. 8.), eine Fundgrube schätzbarer Nachrichten für Geographie, Geognosie, Botanik, Ethnographie und Statistik.

Ledebour gehörte rücksichtlich seiner botanischen Richtung der geläuterten Linneischen Schule an, welche durch die Schärfe der systematischen Untersuchung und die Präcision der Beschreibung der Naturobjecte gewissermaßen einen geometrischen Charakter an sich trägt. Um es in dieser Art von Darstellung zu klassischer Tüchtigkeit zu bringen, ist eine unbedingte Hingebung an das Object in seinem systematischen Zusammenhange nothwendig. Man muß es daher diesem ausgezeichneten Systematiker zum Ruhme anrechnen, daß er in seiner Wissenschaft, die neuerlich so mancherley Richtungen in sich aufgenommen, sich stets in der einmal gewählten mit Consequenz erhalten hat. Es harmonirte dieß mit der klaren, besonnenen und stetigen Auffassung, welche Ledebour in allen Lebensverhältnissen geltend machte, und welche ihn bey der strengsten Rechtschaffenheit

*) *Icones Plantarum novarum vel imperfecte cognitaram Floram Rossicam, imprimis Altaicam, illustrantes.* 5 Bde. in Folio. Riga 1829 bis 34; dann *Flora Altaica*, Berlin 1829 bis 33. 4 Bde. 8., und endlich *Flora Rossica sive Enumeratio Plantarum in totius imperii Rossici provinciis Europaeis, Asiaticis et Americanis hucusque observatarum.* Stuttgart 1842 — 51.

**) Zu J. G. Smelins *Flora Sibirica* hat Ledebour einen fleißigen Commentar geliefert im dritten Bande der Denkschriften der k. bayer. botan. Gesellschaft zu Regensburg 1841 S. 43 — 138.

des Charakters und bey der Anmuth seiner geselligen Tugenden Allen unvergeßlich machte, die ihm nahe zu stehen das Glück hatten.

(Schluß folgt.)

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

- Von der k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag:
Verhandlungen und Mittheilungen. II. Bd. Prag 1850. 8.
Neue Schriften. 10. Bd. I. u. II. Heft. Prag 1846. 47. 8.
Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft für den Bürger und Landmann. No. 1 — 25. Jan. — Juni 1851. Prag 1851. 4.
Centralblatt der Land- und Forstwirthschaft in Böhmen. No. 1 — 25. Jan. — Juni 1851. Prag 1851. 4.
- Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:
Zeitschrift. V. Bd. III. u. IV. Heft. Leipzig 1851. 8.
Indische Studien. Beyträge für die Kunde des indischen Alterthums. II. Bd. 2. Heft. Berlin 1851. 8.
- Von Hrn. Karl Kreil, Direktor der k. Sternwarte in Prag:
Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. X. Jahrg. vom 1. Januar bis 31. Decbr. 1849. Prag 1851. 4.
- Von Hrn. Karl Fritsch, Assistenten an der k. Sternwarte in Prag:
Grundzüge einer Meteorologie für den Horizont von Prag. Prag 1850. 4.
- Von der fürstlich Jablonowksischen Gesellschaft zu Leipzig:
Preischriften. III. J. Zech, astronomische Untersuchungen über die Mondsfinsternisse des Umageß. Leipzig 1851. 8.
- Von dem historischen Vereine von Mittelranken in Ausbach:
Neunzehnter Jahresbericht 1850. Ausbach 1851. 4.
- Von der Société de l'histoire de France in Paris:
Bulletin, Juin — Septbr. 1851. Par. 1851. 8.

- Von dem Verein für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in Münster:
Zeitschrift. (Neue Folge.) II. Bd. Münster 1851. 8.
- Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:
Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XXIII. Heft I. II. III. Landau 1851. 8.
- Von der Accademia Pontificia de' Nuovi Lincei in Rom:
Atti. (Anno IV.) Sessione V. del 6 Aprile 1851. Roma 1851. 4.
- Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:
Abhandlungen aus dem Jahre 1849. Berlin 1851. 4.
Monatsberichte. Juli, August 1851. Berlin 1851. 8.
- Von Hrn. Filippo Parlatore, Prof. in Florenz:
Viaggio alla Catena del Monte Bianco e al gran San Bernardo. Firenze 1850. 8.
- Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:
Jahrbuch 1851. II. Jahrg. No. 1. Jan. Febr. März. Wien 1851. 4.
- Von der Société Impériale des Naturalistes in Moskau:
Bulletin. No. III. IV. 1850. No. I. 1851. Mosk. 1850. 1851. 8.
- Von Hrn. Prof. Grunert in Greifswald:
Archiv der Mathematik und Physik. 16. Th. 4. Heft. Greifswald 1851. 8.
- Von dem historischen Verein des Großherzogthums und Kurfürstenthums Hessen in Darmstadt:
Periodische Blätter. No. 22. Darmst. 1851. 8.
- Von Hrn. Dr. Koloff, Lehrer der Naturwissenschaften:
Die Mechanik des Elektromagnetismus ihren Grundbegriffen nach entwickelt. Berlin 1851. 4.
- Von Hrn. Emanuel Piais in Paris:
Théorie mathématique des oscillations du baromètre. Par. 1851. 8.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. Januar.

Nro. 2.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Öffentliche Sitzung am 27. November 1851.

(Schluß.)

Ein ganz anderes Gemälde müßte ich aufrollen, wenn ich es versuchen wollte, dieser hochansehnlichen Versammlung das Lebensbild eines Mannes wie Dken zu entwerfen.

Wenn wir bey Ledebour mitten zwischen weithin ausgedehnten äußern Lebensbeziehungen ein abgeschlossenes Streben nach Einer Richtung wahrnehmen, so zeigt uns das Leben Dkens (geb. am 2. Aug. 1779 zu Offenburg in der Ortenau, gestorben zu Zürich am 11. Aug. d. J.) in der Einfachheit und ich möchte sagen Einfachheit seiner äußeren Geschichte die größte innere Mannichfaltigkeit, die rüstigste Bewegung des genialen Denkers nach allen Seiten, in allen Gebieten des Wissens, zur systematischen Beherrschung und Gliederung des großen ewigen Ganzen der Natur. Hier ein Mann, der sich zu beschränken verschmäht! Großer innerer Reichtum, gestaltende Kraft und gewaltiger Ernst brechen sich Bahn, auch unter dem Drucke mannichfacher Hemmnisse, und eine unstätte Erregbarkeit treibt den deutschen Professor, den kernhaften Mann auf die verschiedensten Gebiete.

Scharfsinnige, glückliche Special-Untersuchungen über Gegenstände der Natur, mit denen er seinen kräftigen und alsbald angestaunten Lauf eröffnete, werden

aufgegeben, um ein philosophisches Natursystem auf allgemeinsten Basis der entwickelnden Speculation zu entwerfen. Bezeichnend hat man seine naturwissenschaftliche Richtung die „genetisch-philosophische“ genannt. Sie war es auf dem Wege der Construction und Deduction. Sie ist der Vorläufer der universell genetischen Induction geworden, die jetzt die Geister beschäftigt. Diese Wendung aus der speculativen Naturphilosophie Schellings zu der gegenwärtigen Periode, die auf Erfahrungswege eine allseitige, nicht bloß morphologische, sondern auch hylologische und dynamische Entwicklung der Organe versucht und von ihr aus dem Gange der Bildungen im Einzelnen wie im großen Ganzen näher zu kommen strebt, — sie ist, besonders auch durch Dken eingeleitet worden, der, wie einst Theophrastus Paracelsus, die unabsehbliche Fülle der Natur zu umfassen beflissen war.

Dkens Bestreben, das Ganze in Einem Guße gliedernd zu reproduciren, war unterstützt von stупender Gelehrsamkeit auf den mannichfachsten Gebieten, von einem stets bereiten Gedächtnisse. So verstand er auch, mit bibliothekarischem Fleiße und Umsicht das Verschiedenartigste zusammen zu tragen und seinem Gebäude einzufügen. Dabey ist er ein patriotischer Schriftsteller über das deutsche Heerwesen, oder er gibt sich der Untersuchung ethnographischer, historischer, linguistischer Monumente hin.

Was aber diesen Feuerkopf in allen Perioden seines geistigen Wirkens, voll innerlicher Wellenschläge und Strömungen, charakterisirt, ist das vorwaltende Bestreben nach Einheit, und sey es auch, — da die letzte und innerste Einheit sich unserer Natur als unerreichbar entzieht — nur die eines

mit Wiß und Geist durchgeführten Schematismus, der es unternimmt, das große Ganze des Wissens wenigstens im Rahmen zu beherrschen.

Ueber die bedeutungsvolle Stelle, die Dfen in dem Entwicklungsgange der deutschen Naturphilosophie fast von ihrem Beginne an eingenommen hat, ist bereits von Männern, die sein geistiges Wesen tief erfaßt und verfolgt haben, der Nation Rechenschaft im Allgemeinen gegeben worden.

Die Schilderung des Zusammenhangs, in welchem er zu der französischen Schule — deren Gründer Cuvier ihn hochachtete — und zu den Entfaltungen steht, die die deutsche Naturwissenschaft unter dem Einfluß jener Schule einerseits und der Schelling'schen Philosophie andererseits erfahren hat, wird ein wichtiges Kapitel in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes bilden.

Uns sey hier nur vergönnt, die Ueberzeugung auszusprechen, daß Dfen, wenn schon in seinen späteren Epochen auf die universelle Bewältigung aller Zweige der Naturwissenschaften sich hinwendend, dennoch stets ein concreter Forscher war, daß er den Sinn für das muthige, entsagungsvolle Eindringen in die Mysterien des einzelnen Objectes nie verläugnet hat.

Der Reichthum und die Universalität dieses Geistes, die Tragweite seiner Wirkungen entziehen sich den Grenzen dieser kurzen Ehrenerwähnung, welche lediglich die innige Sympathie aussprechen soll, womit auch unsere Akademie dem kräftigen, herz- und sprachdeutschen Manne, wie ihn Jean Paul genannt hat, dem vielseitigen Forscher und Schriftsteller huldigt, der während seiner reifsten Mannesjahre auch in ihr rühmlich gewirkt hat.

Hierauf las der Hr. Adjunct des Reichsarchivs Dr. Wittmann die Festrede des Tages: „die Germanen und die Römer in ihrem Wechselverhältnisse vor dem Falle des Westreiches.“

Sigung der mathematisch = physikalischen Classe
am 15. November 1851.

Hr. Hofrath v. Martius hielt zwei Vorträge:

- 1) Ueber die sogenannte Manna von Sidi Ghafi Batal in Kleinasien.

Der Hr. Collega Buchner sen. hat mir eine Probe von dem Körper mitgetheilt, welcher als eine Art Manna aus Kleinasien eingesendet worden, und verlangt weitere Aufschlüsse über diese Substanz, indem er darauf hinweist, daß Dr. Thirk in Brussa bereits im J. 1846 gemeldet habe, was in Dr. Buchner's Repertor. für die Pharmazie von 1846 Ser. II. Bd. 44. S. 56 bekannt gegeben worden, daß nämlich jene Substanz auf den steinigten, sehr stark mit Thymus vulgaris bewachsenen Höhen um Sidi Ghafi Batal, neun Stunden östlich von Eski Scheher, dem alten Dorylaeum, ausschließlich gefunden, dort im Dfen gebörret, gemahlen und in kleinen Theilen dem Brodmehle beygemengt werde.

Die Untersuchung zeigt, daß es keine wahre Manna, sondern eine Flechte sey, welche vom Winde von ihrem Standorte weggerissen, emporgetragen und wieder herabfallend, nur in so fern, als diese letztere Verhältniß zu ihrer Beachtung Veranlassung gegeben hat, mit der Manna, welche vom Himmel herabfallen soll, übereinkommt.

Es ist dies dieselbe Flechte, welche zuerst von Pallas, Reise im russ. Reich, Quart-Ausg. III. S. 760 beschrieben und in demselben Bande Tab. I. 1. f. 4. abgebildet wird. Pallas nannte sie *Lichen esculentus*. Von Acharius wird sie jetzt als *Urceolaria esculenta* aufgeführt. Das Vorkommen dieser mehrreihen Flechte erhält dadurch ein besonderes Interesse, daß sie in einem sehr ausgedehnten Gürtel der Wüsten wächst. Pallas sagt, sie erscheine in *aridis calcareis gypsaceisque montibus deserti tartarici inter lapides crebra, vix a lapillis discernenda; nisi a gnaro*. Der sel. Staatsrath v. Ledebour bemerkte mir, daß diese zur Nahrung verwendete Flechte auch noch viel weiter gegen Osten, auf den dürren Steinklippen des Altai erscheine. Ueberdies aber hat sie Hr. Dr. Guyon auch bey

Literi in der Wüste Sahara gesammelt und uns eingeschendet, wovon ich Muster hier vorzulegen mit die Ehre gebe.

Der Name Manna, welcher dieser genießbaren Substanz so wie manchen andern, die herabfallen, ertheilt wird, dürfte ihnen allen nach der ursprünglichen Bedeutung des arabischen Wortes man, i. e. mellis aërei genus nur abusive ertheilt werden.

Man vergleiche u. A. Salmasius de Manna et Saccharo Comm. 1664. 8.

2. Ueber die Entdeckungen des Herrn Dr. Hofmeister bezüglich der Befruchtung der Kryptogamen.

Seit J. Hedwigs erfolgreichen Untersuchungen haben die Botaniker nie aufgehört, den Geschlechtsorganen und dem Befruchtungswerke der Kryptogamen nachzuspüren. Die auf diesem Felde nach und nach gewonnenen Resultate standen gewissermaßen stets in Bezug mit dem Standpunkte, auf welchen die Wissenschaft rücksichtlich der Kenntniß von den Sexualfunctionen der Phanerogamen gekommen war.

Gleichwie nun die Lehre vom Vorgang der Embryobildung der Phanerogamen in neuester Zeit ihrem Abschlusse viel näher gekommen, — wobei Hr. Hofmeister durch seine schätzbare Arbeit „über die Entstehung des Embryo der Phanerogamen (Leipzig 1849. 4.)“ sich in rühmlichster Weise betheiligt hat, — so sehen wir auch durch die oben angeführte Schrift die Frage: wie es bey der Samenbildung der höheren Kryptogamen zugehe, einer glücklichen Lösung entgegengeführt.

Hedwig hatte schon im J. 1778 in der „vorläufigen Anzeige seiner Beobachtungen von den wahren Geschlechtsheilen der Moose und ihrer Fortpflanzung“ die Duplicität des Geschlechts dieser Krypto-

gamen behauptet, und schon 1798 konnte Bridel, den Principien Hedwigs anhangend, bey der Classification der Moose sie nach der Vertheilung der Geschlechtsorgane in Zwitter, Ein- und Zweigeschlechtige abtheilen. Die von vielen Botanikern seit jener Zeit gemachten Beobachtungen, daß die Samenentwicklung in der Mooskapsel von der Gegenwart oder Nähe jener Organe abhängt, welche man seit Hedwig als männliche Blüten angenommen hatte, schien die Richtigkeit der Hedwig'schen Theorie wesentlich zu bestätigen.

Ein triftiger Zweifel tauchte auf, als Hugo v. Mohl nachwies, daß im frühesten Bildungsgange der Sporen oder Samen der Moose und vieler andern Kryptogamen die größte Analogie herrsche, nicht mit jenem der Samen von Phanerogamen, sondern mit jenem des Pollens, welcher sich so wie jene in der Bierzahl in einer Mutterzelle zu entwickeln pflegt. Die Auffassung, daß die Sporen vieler Kryptogamen als Repräsentanten des männlichen Princips zu deuten seyen, verrückte den Gesichtspunkt, so daß viele an der Duplicität des Geschlechts bey den Kryptogamen geradezu zweifelten, während Andere nur jene Vorgänge bey der Sporen- und Pollenbildung als gleichartige Prozesse in der Zellbildung überhaupt betrachteten.

Inzwischen ermüdete die Forschung andererseits nicht und strebte fortwährend der Aufhellung des Geheimnisses nach, indem sie die von Hedwig behauptete männliche Natur seiner Moosanthere, die man Antheridie zu nennen vorschlug, unter der Vorstellung eines einzelnen, freyen Pollenkornes festhielt.

Bey den Moosen hatte man die beyderley Geschlechtsorgane auf der Höhe und am Ende der entfalteten Pflanze, gleichsam als Ausgangspunkte des Vegetationsprocesses, wahrgenommen. Ebenso fand man bey den Charen auf der entwickelten Pflanze zweyerley Organe, denen man, gemäß der Analogie, einen geschlechtlichen Gegensatz zuschreiben mußte (wie denn dieß der scharfsichtige Schmidel schon 1762 gethan hatte). Dieses Verhältniß ward maßgebend für die weiteren Versuche, die beyderley Geschlechtsorgane der

Farn, der Rhizocarpeen, Equisetaceen und Lycopodiaceen aufzufinden; man suchte sie an der entwickeltesten Pflanze, und suchte sie hier vergebens. Verschiedenartige Organe, oft von sehr untergeordneter Bedeutung, wurden bisweilen für die männlichen Organe gehalten.

Inzwischen wies eine anfänglich scheinbar isolirte Entdeckung diesen Forschungen eine andere Richtung an, und gegenwärtig liegen die glücklichsten Resultate vor uns, wodurch die zweygeschlechtige Natur sehr vieler Kryptogamen dargethan ist, und nur die (von Link unter dem Namen der Cryptophyta begriffenen) Algen, Flechten und Pilze als ungeschlechtlich erscheinen. Allerdings aber sind diese Resultate scheinbar mit dem Gewohnten und Herkömmlichen, mit unserer gemeinen Auffassung von der Blüthen- und Fruchtbildung, als dem abschließenden, terminalen Acte im Drama des vegetativen Lebens, so im Widerspruche, daß man sich erst an das Neue gewöhnen muß. Dieß um so mehr, da sich das zunächst liegende Phänomen im Thierreiche, als der sogenannte „Generations-Wechsel,“ ebenfalls erst in neuester Zeit bey den Zoologen angekündigt hat und zur verdienten Geltung gekommen ist.

Im Jahre 1843 entdeckte Nägeli auf dem kleinen, einem Lebermoos ähnlichen Blättchen, das aus der keimenden Farnspore sich entwickelt (auf dem sogenannten Proembryo oder Prothallium), zellige Bläschen, worin sich anfänglich in Mutterzellen eingeschlossene Spiralfäden befinden, die eine eigenthümliche drehende Bewegung darstellen. Nägeli sprach auch sogleich (Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik I, 1. 1844. S. 183) die Ueberzeugung aus, daß die Antheridien der Kryptogamen (in welchen man theilweise, zumal bey den Moosen, eben solche spiralförmige Bildungen schon länger kannte) und die Spiralfadenorgane am Farnkeimblatte identisch seyen.

Den nächsten, sehr erfolgreichen Schritt machte die Forschung mit des Grafen Leszycy Suminski Entdeckung. Ebenfalls auf dem Keimblatte, das sich aus einer Farnspore entwickelt, fand er Organe, die der Fruchtanlage (dem Archegonium Bischoffs) der

Moose analog sind, und in und aus welchen sich der neue Farnwedel entwickelt, nachdem sie die Einwirkung der (in sie gekommenen und in ihrem Zellsaft aufgelösten) Spiralfäden, Samensäden, Spermatozoiden (Spirilla: Unger) erfahren haben.

Nach und nach hat man die Samensäden bey den meisten höheren Kryptogamen, stets in einer gleichen oder analogen Entwicklungsgeschichte, aufgefunden, und man beobachtete an ihnen, bald an dem dünneren Ende des spiral gewundenen Fädchens, bald über demselben verschiedenartig gerührt, zwey oder mehrere Wimpern (Cilia), ähnlich jenen, die man an den beweglichen Sporen so vieler Algen wahrgenommen hatte.

In der Chara wurden sie zuerst von Frigische in den Gliederzellen der conservenartigen Fäden gesehen, welche dem Scheitel einer großen Zelle in den Antheridien (Globulis nach Schmidel) jener seltsamen Pflanzen büschelförmig aufsitzen.

Auch die Lebermoose, deren Bau nicht selten gegenüber dem der Moose eigenthümliche Complicationen darstellt, haben Antheridien mit ihren Samensäden. Sie finden sich auf den beyden Arten des Aufwuchses, auf dem, welcher Blätter und Stengelgebilde gesondert dargestellt, wie auf jenem, wo beyde Theile noch nicht gesondert ein Laub, Thalhus, darstellen, und zwar bald in Blattachsen, bald frey am Stengel oder am Laube oder in die Substanz desselben versenkt. Dieses sogenannte männliche Organ gehört zumeist der ausgebildeten Pflanze an, wie bey den Moosen, welche letztere übrigens nicht selten auch mittelst sehr kleiner Knöpfchen, die als erste Achsen aus dem Prothallium hervorgehen, schon zu einer andern Art der Multiplication durch Knollenbildung gelangen.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. Januar.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

2. Ueber die Entdeckungen des Herrn Dr. Hofmeister bezüglich der Befruchtung der Kryptogamen.

(Schluß.)

Die Rhizocarpeen, eine Familie, in welcher, als wegen der Complication ihres Baues und der Eigenthümlichkeit ihrer Entwicklung höchst bedeutungsvoll, man vielfach nach dem Schlüssel zu dem Geheimniß der Befruchtung gesucht hatte, zeigen analoge Verhältnisse. Bey *Pilularia* hatte Nägeli die sehr zarten Samensäden in den sogenannten kleineren Sporen gefunden, und bey *Isoetes Mettenius*, also in beyden Fällen bey Pflanzen auf der Höhe ihrer Entwicklung.

Dagegen schließt sich *Equisetum* rüchichtlich des Fortpflanzungsprocesses an die Farn an, indem es seine Antheridien, nach Thurets Entdeckung, auf dem Prothallium entwickelt. Hofmeister hat sie hier bey *Equisetum limosum* fünf Wochen, bey *Equisetum arvense* dreizehn Wochen nach der Aussaat der Sporen erscheinen sehen.

Wir führen diesen Umstand an, weil er Veranlassung gibt, die Schwierigkeiten derartiger Untersuchungen auch von dem Gesichtspunkte an zu würdigen, daß die Phasen der einzelnen Entwicklungen, die auch hier, wie überall bey den Pflanzen, unter bestimmter Periodicität eintreten, im rechten Momente ergriffen werden müssen. Wo derartige Verhältnisse

leicht in die Sinne fallen, ist dem Forscher sein Geschäft minder schwierig, als da, wo er sie nur mit bewaffnetem Auge erkennen kann.

So hatten sich, um nur Eines anzuführen, besondere Schwierigkeiten bey den Versuchen ergeben, die aus den großen Sporen von *Selaginella* erwachsenen Prothallien durch die Samensäden der kleinen Sporen zu befruchten, deren Verhalten nur bey *Selaginella helvetica* zur Befriedigung des Verfassers unzweifelhaft ermittelt werden konnte. Die Erzeugung dieser Samensäden ist nämlich viel früher beendigt, als die volle Ausbildung des Prothallium. Bey *Selaginella helvetica* waren jene Samensäden fünf Monate nach der Aussaat vorhanden; aber erst sechs Wochen später zeigten sich die ersten Archegonien an den Prothallien gleichzeitig ausgesäeter großer Sporen. Alle Aussaaten, bei welchen die kleinen und großen Sporen vermengt unter einer Glasglocke gehalten wurden, mißlangen; dagegen zeigten sich binnen kurzer Zeit Embryonen in den Archegonien, wenn reichlich fruchttragende Exemplare zu den ausgesäten Sporen unter ein und dieselbe Glasglocke gebracht wurden. *Selaginella helvetica* ist also eine dichogamische Pflanze; und schon dieß Verhältniß allein läßt uns die Schwierigkeiten von derartigen Untersuchungen erkennen, die nur dann ein Resultat geben, wenn sie mit der unbedingtsten Hingebung gepflogen werden.

Wer die verschiedenen Auffassungen kennt, welche diese so lange räthselhaften und nach den verschiedensten Richtungen hin gedeuteten Bildungen erfahren haben, wird Hrn. Hofmeister um so mehr deshalb rühmen, daß er seine Forschungen mit eben so viel

richtigem Takte, kühlem Blicke, als Kenntniß des früher Gelesenen und seltener Geschicklichkeit geführt hat. Neben der geistigen Begabung zur inductiven Forschung gehören hiezu auch ganz besondere leibliche Eigenschaften: der feinen, stätigen Hand und des schärfsten mikroskopischen Auges, dessen nur wenige Botaniker sich zu erfreuen haben.

Daß er von dem Scheine nicht verlockt und von der Neigung, die Frage in ihrer Gesamtheit nach Analogien abzuthun nicht beherrscht sey, dafür spricht im Allgemeinen schon die Natur der von ihm gegebenen Zeichnungen, welche das Gepräge der Objectivität und keinen schematischen Charakter an sich tragen *).

Ueberdies hat Hr. Hofmeister sich nicht bloß bemüht, die frühesten Entwicklungsstadien in den Fructificationstheilen zu belauschen, und von ihnen aus die späteren Zustände zu erläutern. Er geht vielmehr auch auf die Sproß- und Blattbildungs-Verhältnisse, auf die Zellenvermehrung im Stengel u. s. w. ein, um dem genetischen Gang seiner Untersuchung die größte Sicherheit zu verleihen.

Es wäre übrigens hier nicht der Ort, die Darstellung im Einzelnen zu verfolgen. Sobald andere Forscher nach und nach die hier beigebrachten Resultate an der Hand der Erfahrung zu den ihrigen gemacht haben, wird die ganze so bedeutungsvolle Lehre zu großen Erfolgen heranreifen. Für jetzt beschränke ich mich nur noch auf die Anführung des Wesentlichsten, was ich theilweise einer brieflichen Mittheilung des Hrn. Verfassers entnehmen kann.

Der Vorkeim, Proembryo, oder wohl richtiger mit Hofmeister Prothallium, jenes Gebilde, welches aus der ausgestreuten Spore eines Kryptogams der hier besprochenen Ordnungen der Moose, Lebermoose und der Farn in weitester Bedeutung, also der eigentlichen Farn, der Schaftalme und Rhizopteriden

*) Zu wünschen wäre nur im Interesse derer, die das wichtige Werk zu studieren wünschen, daß die Figuren der Reihe nach auf die Tafeln gebracht worden wären, denn man findet bei Vergleichung mit dem Texte die oft sehr kleinen Zahlen nur mit Mühe zusammen.

(Marsilaceae, Salviniaceae) hervorgeht, zeigt beträchtliche Verschiedenheiten in seiner Form.

Bei den Moosen ist es eine oft weit verzweigte Folge conservenartig gegliederter, oft beblätterter Sprossen von längerer Dauer, bei den Farn eine winzige Ausbreitung zarten homogenen Zellgewebes, bei den vollkommensten Pflanzen der Gruppe, den Rhizocarpeen und Lycopodiaceen dem bloßen Auge so gut als unsichtbar. Aber die Funktion der so abweichend gebildeten Sprossen ist völlig die gleiche. Sie erreichen das Ende ihrer Bestimmung durch die Hervorbringung von zweyerley Organen, in deren einem, den Antheridien, eine Anzahl mit eigener Bewegung begabter, spirallig gerollter Fäden, Spermatozoiden, gebildet werden, deren Einwirkung auf die Centralzelle der anderen, der Archegonien, mit den Antheridien gleichzeitig gebildeten Organe diese Zelle zur lebhaften Vermehrung, zur Bildung eines neuen, mit der Mutterpflanze nicht verwachsenen Individuum anregt.

Der Bau der Antheridien wie der Archegonien ist ziemlich mannichfaltig. Der wesentliche Theil des Archegonium ist eine einzige, von den übrigen Zellen der Pflanze durch Größe und reichen Gehalt an körnig-schleimigem Bildungstoffe sich auszeichnende Zelle, auf welche zu von außen her ein offener Gang führt, der entweder durch die Verflüssigung der Querwände eines Stranges von Zellen entsteht (so bei den Moosen und dem größten Theile der Farn), oder der durch Auseandertreten der Commissur von vier Zellenreihen oder Zellen sich bildet (so bei den übrigen Farn, den Rhizocarpeen und Selaginellen). Bei allen Moosen erscheint das Archegonium als nahezu flaschenförmige Zellenmasse, deren Hals aus einer einfachen, höhlcyllindrischen Zellenlage besteht, und deren Bauchtheil jene größere Zelle einschließt. Die einzige Ausnahme zeigt Anthoceros: hier ist es ein einfacher, von der Oberseite der flachen Front nach innen gerichteter Strang von Zellen, deren unterste anschwillt, welcher das Archegonium darstellt. — Die Archegonien der Lycopodiaceen ähneln denen der Leber- und Laubmoose, doch erscheint hier die Basis des Organs dem Polster von Zellgewebe der Unterseite des Prothallium eingesenkt. Noch mehr verborgen im Gewebe des

Prothallium ist das Archegonium von Rhizocarpeen und Lycopodiaceen.

Die Antheridien der Moose sind durchgängig keulen- oder kugelförmige, kürzer oder länger gestielte Zellenmassen, deren peripherische Zellen zu einer Oberhaut werden, während die centralen sich durch oft wiederholte Zweitheilungen zu einer Gruppe sehr kleiner tafelförmiger Zellen umbilden, in deren jeder, innerhalb eines abgeplattet ellipsoidischen Bläschens ein Samensaden entsteht. Bey der Reife des Organs werden die Samensäden frey, indem auf dessen Scheitel die Zellen der Hüllschicht aus dem Zusammenhange treten.

Noch bevor der auf die Centralzelle des Archegoniums zuführende Gang sich völlig öffnet, entsteht in ihrem Inneren um den unveränderten, primären, centralen Zellkern eine freye sphärische Zelle, welche die Mutterzelle ziemlich ausfüllt. Es ist diese Zelle, welche, nachdem Spermatozoiden auf die Mündung des Archegonium gelangten, durch eine Reihe von Zweitheilungen, die bestimmten Regeln folgen, bey den Moosen in die Fruchtanlage, bey den Farn in das Rudiment der blättertragenden Pflanze sich umwandelt.

Diese bey den Lebermoosen keulige, bey den Laubmoosen spindelförmige, bey den Farn im Allgemeinen (in den frühesten Zuständen) kugelige Zellenmasse steht durchaus in keinem mechanischen Zusammenhange mit der Mutterpflanze. In einigen Fällen schwimmt sie völlig frey in einem von Flüssigkeit erfüllten Hohlraume (der vergrößerten Centralzelle des Archegonium, deren Nachbarzellen sich stark vermehrten). Erst bey weiterer Entfaltung heftet sich die Basis der Moosfrucht fester in das Gewebe des sie tragenden beblätterten Sprosses, das untere Ende der jungen Farnkrautpflanze an die dem Archegonium benachbarten Zellen des Prothallium.

Die höheren Kryptogamen bieten somit eines der schlagendsten Beispiele des vollkommensten Wechsels zweyer, in ihrer Organisation und Bestimmung durchaus verschiedener Generationen. In ganz an-

derem Grade, als bey Entstehung neuer Sprossen aus Axillar- oder Adventivknospen schon vorhandener paßt hier die Bezeichnung „Generationswechsel“ im Sinne der Forscher, welche die Erscheinung im Thierreiche vollständiger kennen lehrten. Sowie bey den Quallen, Salpen, Aphiden und vielen Eingeweidewürmern das Wesen einer Art erst im Inbegriff zweyer cyclisch auseinander hervorgehenden Generationen erschöpfend dargestellt wird, so auch bey diesen Pflanzen, in welchen bekanntlich z. B. bey den Moosen die erste Generation, das aus der Spore hervorgegangene Prothallium längere Zeit auf dieser Stufe beharren, scheinbar ein selbstständiges Leben und sich sogar durch Brutkörner fortpflanzen kann. Dieser Wechsel der Generationen tritt aber in verschiedenen Familien in verschiedener Folge ein. Moose und Farn stellen in dieser Beziehung den entschiedensten Gegensatz dar. Bey den Moosen ist der ersten, aus der Spore hervorsprossenden Generation die ganze vegetative Thätigkeit zugewiesen; der zweyten, im Archegonium entstandenen, liegt ausschließlich die Frucht- und Sporenbildung ob. Umgekehrt bey Farn: hier hat die erste, der Spore unmittelbar entstammte Generation keine andere Function, als die Bildung von Antheridien und Archegonien; mit deren Hervorbringung endet sie in der Regel ihre kurze Lebensdauer. Der zweyten, ein Alter von Jahrzehenden erreichenden Generation gehört das ganze vegetative Leben, wie die Sporenbildung. Mit andern Worten: die Farn befruchten sich im Stadium der frühesten Jugend und setzen auf diese schnell vorübergehende, im Individuo nicht mehr wiederkehrende, Formation eine zweyte auf, die oft Jahre lang andauernd, sich in Stengelwuchs, Ast- und Laubbildung verjüngt, aus diesen Verjüngungsgliedern aber stets nur Sporen (actu geschlechtslose, potentia auf dem Prothallium zum Geschlecht vorbereitete Keime) hervorbringt. Gerade im Widerspiele entwickelt sich das Moos. Aus seiner Spore geht ein geschlechtsloses Prothallium, mit zäherem Leben aber auch mit dem Vermögen, sich für diese Stufe durch Brutkeime zu vermehren, hervor. Dieß Prothallium geht in die höher organisirte Moospflanze über, welche auf der Höhe ihrer Vegetation geschlechtliche Bildungen hervortreten läßt,

und aus der Sexualfunction Keime, welche insoferne mehr als die Sporen der Farn sind, weil sie unmittelbar und directe (ohne ein dazwischenfallendes Befruchtungswerk ihrer nächsten Entwicklungs-Phase) bis zur Spitze der vegetativen Entfaltung sich ausbilden.

Den schroffen Gegensatz, in welchem die Phanerogamen auch zu den höchsten Kryptogamen stehen, mildern einigermaßen die Coniferen. Die Entwicklungsgeschichte des Eyz und des Embryo derselben, wie sie Herr Hofmeister dargestellt hat, gestattet sichtlich eine Vergleichung des Embryosacks der Nadelhölzer mit der Spore (der großen Spore) der Rhizocarpeen, der Lycopodiaceen und den Vergleich des Eymeißkörpers der ersteren mit dem Prothallium der letzteren (dessen Bildung bey den Lycopodiaceen beginnt, noch bevor die Sporen aus dem aufspringenden Sporangium entlassen werden). Die durchgreifende Aehnlichkeit der Corpuscula der Coniferen mit den Archegonien von *Salvinia* und *Selaginella* muß dem ersten Blicke auffallen.

Die merkwürdigen Resultate der Untersuchungen von Rob. Brown, Mirbel, Spach u. A. über die Pluralität und die Entwicklungsgeschichte der Embryonen im Eyzern der Coniferen treten durch die des Hrn. Hofmeisters aus ihrer Isolirung hervor, und es mag hier noch als ein Beweis von dem tiefen Naturtakte Rob. Browns angeführt werden, daß er mir schon vor vielen Jahren mündlich äußerte, es würde ihn nicht wundern, wenn man bey gewissen Rhizocarpeen die Polyembryonie als Regel fände.

Daß übrigens die hier besprochenen Forschungen auch für die Lehre von dem Befruchtungswerke der Phanerogamen von größter Tragweite seyen, braucht wohl nicht erst ausgesprochen zu werden. Das Erste, worauf sich unser stets an der Hand der Analogie weiter strebende Forschungsgeist hingedrängt sieht, ist die Frage: werden etwa die Phanerogamen auch durch Spermatozoiden oder Samenfäden befruchtet? Wäre dem so, so ist nicht zu zweifeln, daß eine geschickte Hand, ein wohlorgani-

irtes Auge und ein Geist mit dem wahren Forscherberufe auch hier noch den Schleier der Isis zu lüften so glücklich seyn wird.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem historischen Vereine von und für Oberbayern hier:

Dreizehnter Jahresbericht für das Jahr 1850. Münch. 1851. 8.

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 12. Bd. 1. Heft. Münch. 1851. 8.

Von dem Herrn Bürgermeister v. Hagen in Bayreuth:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. 5. Bd. 1. Heft. Bayreuth 1851. 8.

Von dem historischen Verein der fünf Orte Luzern, Uri &c. in Einsiedeln:

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen. 7. Bd. Einsiedeln 1851. 8.

Von der Royal Astronomical Society in London:

Memoirs. Vol. XIX. Lond. 1851. 4.

Monthly Notices containing Papers, Abstracts of Papers etc. Vol. X. London 1850. 8.

Von der Entomological Society in London.

Transactions. Vol. IV. Part. 2—4. 1845—1848. Vol. V. Part. 2. u. 3. 1847. 1848. New Series: Vol. I. Part. 5, 6. 1851. Lond. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Sigm. Schulze in Greifswald:

Beiträge zur Naturgeschichte der Turbellarien. I. Abthl. Greifswald 1851. 4.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. Januar.

Nro. 4.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe
am 15. November 1851.

Hr. Prof. Wagner legte die von Hrn. Ober-
medizinalrath Dr. G. Jäger schriftlich einge-
sendete Abhandlung vor:

Ueber die Fortpflanzungsweise des Ichthyo-
saurus.

Innerhalb des beynah vollständigen Sceletts
des Ichthyosaurus (*I. tenuirostris*), das ursprünglich der
Sammlung des k. Gymnasiums zu Stuttgart ange-
hörte*), befindet sich der Kopf mit einem Theile der
Wirbelsäule eines kleineren Thieres, mit der Spitze
der Schnauze so gegen die Beckenöffnung des größe-
ren Thiers gerichtet, daß ich schon bey der 1842
stattgefundenen Versammlung der Naturforscher zu
Mainz**) die Vermuthung äußerte, es dürfte das
kleinere Exemplar in der Körperhöhle des größeren
eingeschlossen und nach der Richtung des Körpers
des kleineren Thieres nicht unwahrscheinlich seyn,

daß dasselbe als reifer Fötus anzusehen sey, und
der Ichthyosaurus somit unter die lebendig gebären-
den Reptilien gehöre, und das Thier vielleicht in
dem Geburtsacte selbst zu Grunde gegangen sey.
Diese Vermuthung scheint sich zu bestärken durch
die folgende von Chaning Pearce mitgetheilte No-
tiz*). Beym Blosslegen eines ohngefähr 8½' lan-
gen Scelets des Ichthyosaurus (*communis*?) in dem
braunblättrigen Eias von Sommersetshire, das sehr
gut erhalten war, kamen nämlich bey Öffnung des
Schiefers zwischen den Hinterfloßen eine Reihe klei-
ner Wirbel zum Vorschein, welche unter den 3
oder 4 hinteren Rippen lagen; es waren auch die
Kieferreste und die übrigen Theile des Kopfes sicht-
bar. Bey sorgfältiger Entblößung dieses zarten
Scelets fand sich ein Ueberrest einer schwarzen, zart
gerunzelten Hautbedeckung um dasselbe, welche un-
terhalb der untern Rippen und einiger andern Theile
des größeren Thiers hindurchging. Der Kopf des
kleineren Thiers liegt seiner ganzen Länge nach in
der Höhle des Beckens des größeren Thiers und
ist mit dem Kopfe nach dessen Hintertheil gerichtet;
es hat eine Länge von 5½'' ohngefähr. Die Kie-
feräste und eine der längsten Rippen sind ohngefähr
1'' lang, und von 30 Wirbeln, welche gezählt
werden konnten, beträgt der größte Durchmesser des
größten $\frac{1}{8}$ ''.

*) Vgl. meine Abhandlung de Ichthyosauri sive Pro-
tosauri fossilis speciminibus in agro Bollensi re-
pertis 1824. Fol. Tab. I. Fig. 4. A., welche Tafel
in der 1828 erschienenen deutschen Abhandlung
über die fossilen Reptilien Württembergs, 4., wie-
der abgedruckt ist.

**) Amtlicher Bericht der Geschäftsführer pag. 118.

*) Notice of what appears to be the Embryo of an
Ichthyosaurus in the Pelvis cavity of Ichthyo-
saurus (*communis*?). Annals and Magazine of natural
history XVII. pag. 44 und daraus im Jahrbuch für
Mineralogie 1849 pag. 383.

kein Grund zu der Annahme vorhanden sey, der Ichthyosaurus sey nicht lebendig gebärend gewesen, indem sie sich auf die Gattung Zootoca *) und Vipera und den schwarzen und gelben Salamander berufen, der Junge zur Welt brächte, welche halb so lang als die Mutter wären. Van der Hoeven **) fand in dem von ihm untersuchten Weibchen von Salamandra atra Laurenti nur 2 Junge im Leibe. Ihre Länge betrug ohngefähr 45 Millimeter, also mehr als den 3. Theil der Länge, welche diese Art erreicht und welche kaum 115 Mm. beträgt. Die Länge des Schwanzes betrug 52 Mm. bey einem von Van d. Hoeven untersuchten Exemplar von 116 Mm. Länge des ganzen Körpers, bey einem andern 48 Mm., bey 137 Mm. Länge des ganzen Körpers.

Die Länge des Körpers und des Schwanzes und ihr Verhältniß zu einander scheint also bey diesen Thieren merklich zu variiren ***) , was vielleicht auch bey den Ichthyosaurern der Fall ist; so wie selbst das Eierlegen und Lebendiggebären bey manchen Reptilien nicht constant zu seyn scheint, und möglicher Weise auch bey den verschiedenen Arten von Ichthyosaurus sich nicht gleich bleiben könnte. Das von Chaning Pearce beobachtete Exemplar

*) Vergl. Notice sur un genre peu commun de Lézards vivipares (Zootoca Wagler) et sur une nouvelle espèce de ce genre par Cocteau. Annales des Sciences naturelles. 20. Série Tom. IV. pag. 310.

**) Mémoires de la Société d'hist. natur. de Strasbourg. Tom III. p. 4.

***) Hr. Prof. Ezermack in Wien hatte die Güte, mir durch Uebersendung einer Anzahl von Exemplaren der Salamandra atra Gelegenheit zu geben, die voranstehenden Beobachtungen zu bestätigen. Die Salamandra atra kommt zwar nach Angabe des Hrn. v. Marten's (Würtemb. naturwissenschaftl. Jahreshfte III. Bd. 2. H. p. 203) in Württemberg vor, jedoch in geringerer Zahl als an einzelnen Orten Tyrols, von woher Hr. Prof. Ezermack die von ihm benützten Exemplare bezog, über welche er seine Beobachtungen in den Oesterreichischen Jahrb. 1843, 10. Hft. p. 1—12 bekannt gemacht hat.

wird zweifelhaft als I. communis angenommen; das von mir dem I. intermedius zugeschriebene Exemplar gehört nach Owen's Ansicht dem I. tenuirostris zu, wofür namentlich die Kopfform des jungen Thiers zu sprechen scheint, indest der Kopf des dasselbe umschließenden Thiers fehlt.

Philosophisch = philologische Classe.

In den monatlichen Sitzungen dieser Classe sind während des Sommersemesters 1851 folgende Gegenstände allgemeiner wissenschaftlichen Interesses zur Sprache gekommen *):

Mai (3.). Geschichte des k. Antiquariums zu München, vorgetragen von Herrn Professor von Hefner.

Juni (14.). Geologie der Griechen und Römer. Vortrag des Hrn. Prof. v. Lasaulx. (Abgedruckt im 6. Band der Abhandlung der 1. Classe.)

Juli (5.). Die ältesten in Koburg und Hilburghausen geschlagenen Münzen. Vortrag des Hrn. Prof. Streber. (Zum Abdruck unter den Abhandlungen der Classe bestimmt.)

August (2.). Verfall der byzantinischen Pentapolis in den ersten Jahrhunderten nach Christus. Vortrag des Hrn. Hof- und Staats-Bibliothek-Custos Krabinger. (Abgedruckt in diesen Anzeigen Bd. 32. Nr. 38—40.)

*) Ueber die im Wintersemester 1850 behandelten Gegenstände vergl. Nr. 23. des Bulletin, Nr. 80 des 31. Bandes dieser Anzeigen.

In der Sitzung vom 15. November 1851 legte Hr. Bibliothekar und Professor Dr. Schmeller die Handschrift eines Cimbrischen (d. h. die deutsche Sprache der VII. und XIII. Communi auf den Alpen von Vicenza und Verona betreffenden) Wörterbuchs vor. Ueber diesen Versuch und die darauf bezüglichen Arbeiten machte derselbe folgende Mittheilung.

Naturen kräftig an Leib und Seele mögen auch im siebenundsechzigsten Lebensjahre noch getrost und mit Aussicht auf Vollbringen und Gelingen daran gehen, Arbeiten längern Athems neu in Angriff zu nehmen. Wer das Gefühl hat, daß er unter diese Bevorzugten nicht gehöre, wird wohl thun, wenn er daran denkt, allmählich sein Haus zu bestellen und vor allem aufzuräumen mit dem, was er von etwa früher Unternommenem noch unvollendet vor sich liegen hat, damit die irgend aufgewendete Mühe nicht, wie so manche Erfahrung lehrt, eine rein verlorne sey und bleibe.

In diesem Falle bin ich mit Untersuchungen über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Gemeinden auf den Alpen von Vicenza und Verona, insonderheit über die unter ihnen fortlebende deutsche Sprache, welche wegen ihrer unverkennbaren Beziehungen zu jenem süddeutschen Zweige, der mich von längerer Zeit her vorzugsweise beschäftigt, von mir durchaus nicht unbeachtet bleiben durfte.

Es sind 17 Jahre, daß ich die Ehre hatte, der Classe eine Art Bericht zu erstatten über eine Wanderung, die ich im Herbst 1833 nach jenen Bergen unternommen, und über das, was ich als Ertrag derselben zurückgebracht. Die Classe hat diesen Bericht der Ausnahme in ihre Denkschriften (v. 1838. S. 553—708) werth gehalten. Besprochen sind in demselben das Geographische dieser deutschen Sporaden im italischen Sprachgebiet, die verschiedenen Meinungen über den Ursprung derselben, und so denn auch meine Wanderung dahin im genannten Jahre. Einer Sammlung von cimbrischen Text-

stücken und dem Versuch einer grammatischen Darstellung dieser Dialekte sollte der eines Wörterbuchs folgen. Dieser aber konnte, als damals noch gar zu mangelhaft, mehr nicht als für spätere Zeit in Aussicht gestellt werden.

Das Versprechen hat mir bis heute, in der That eine ziemlich späte Zeit, die Ansammlung solch eines cimbrischen Wörterbuchs eine unter allerley dringenden nie ganz vergessene Angelegenheit seyn lassen. Als zu diesem Zwecke alle mir zugänglich gewordenen, meist schriftlichen cimbrischen Texte, nebst dem, was ich mir im Jahre 1833 an Ort und Stelle selber vorgemerkt, möglichst benützt waren, erhielt ich, durch die also gewonnene Ausbeute nicht sonderlich befriedigt, von einem Freunde in Asiago, dem Rektor von S. Rocco D. Giuseppe Bonomo die ermunternde Kunde, daß nun auch dort von einigen auf ihre so besondere Sprache einen Werth legenden Männern, namentlich von dem betagten aber noch rüstigen Angelo Costa, dem Neffen des in der Literatur rühmlich bekannten D. Giovanni Costa, eine ähnliche Arbeit in Angriff genommen, und daß man bereit sey, dieselbe nach dem Maße ihres Fortschreitens mir zur Einsicht mitzutheilen.

Wohl wußte ich, wie derartige Bemühungen eines Eingebornen ganz anders ergibig sind, als bey aller Anstrengung der auf ein paar Wochen beschränkte Aufenthalt eines Fremden es je seyn könnte. Ich hatte Tropfen aufgesammelt, nun durfte ich einen Regen erwarten.

In der That wurde ich bald mit Sendungen aus den „Sieben Bergen“ erfreut. Sie bestanden aus ansehnlichen Heften, in welche der gute Costa die italienischen Ausdrücke eines vermuthlich italienisch-französischen oder deutschen Wörterbuchs, von Artikel zu Artikel desselben fortschreitend, in's Cimbrische zu übertragen angefangen hatte. Der Gedanke war praktisch genug. Aber bey der Ausführung trat ein Uebelstand ein, der nicht etwa darin lag, daß der Mann selber des eigentlich Deutschen wenig oder gar nicht mächtig war, denn dadurch wurden unbefugte Einmengungen von dieser Seite

her abgehalten, sondern darin, daß er, wo er sich etwa für ein italienisches Wort eines wirklich gangbaren cimbrischen nicht zu erinnern wußte, dann und wann durch eigene, zwar möglichst nach cimbrischen Analogien geformte Zusammensetzungen aushalf, so daß seine Angaben nicht alle für gleich unbedenklich gelten konnten.

Was so manche feineren Beziehungen betrifft, die einem Deutschen, der auf die Geschichte der allmählichen Gestaltung und die Schicksale seiner Sprache ausgeht, jenes aus alter Zeit abgepfropft gebliebene cimbrische Zweiglein derselben anziehend und lehrreich machen können, so ist von einem ausschließlich italienisch und dazu höchstens lateinisch gebildeten dortigen Eingebornen nicht zu erwarten, daß auch er den nöthigen Sinn für sie habe. Darum und besonders weil ich auf der Wanderung von 1833 eine Partie der VII und die XIII Communen überhaupt zu wenig kennen gelernt, hielt ich's für gerathen, eine abermalige Reise dahin vorzunehmen. Es wurden dazu die Herbstferien von 1844 benützt.

Von dieser Reise, obschon sie mir als Person Erinnerungen genug, darunter auch unangenehme eingetragen, hier eben so viel Redens zu machen, als weiland von jener ersten, enthalte ich mich billig. Wanderungen in jene Berge gehören nun überhaupt nicht mehr zu den sonderlich merkwürdigen. Aber einen flüchtigen Ueberblick derselben halte ich für erlaubt, wär's auch nur, weil er Gelegenheit gibt, den Dank auszusprechen, welchen ich so manchen Guten schuldig bin, von denen ich theils, was die Sache, theils was meine Person betrifft, auf dieser Wegfahrt freundliche Aufnahme und Unterstützung erfahren habe.

In Innsbruck fehlte diesmal der im J. 1833 so hülfbereite Präsident De Pauli (gestorben 1839. Allgem. Zeitung vom 6. März dess. J.). Dagegen konnten in Bozen Dr. Streiter, in Meran Pfarrer Thaller von Rauns als freundliche Gönner und Förderer begrüßt werden, und in Trient lebte und wirkte, auch für diese kleine Sache, der seitdem ebenfalls zur Ruhe eingegangene Podesta Graf Giovanelli. Mein

im J. 1833 mannichfaltig hülfreicher Begleiter Antiquar Alexand. Volpi hielt sich nun nicht mehr in dieser seiner Vaterstadt auf. In Villa Lagarina bey Roveredo ward dem Wanderer von dem würdigen Neffen eines unserer früheren akademischen Vorstände, dem Freiherrn Joseph v. Moll der freundlichste Empfang, und was nicht weniger erwünscht seyn mußte, gutes Wort für weitere Stationen, wo es darauf ankam, nicht mit Mißtrauen angesehen zu werden. So zunächst an Pfr. Udami zu Terragnuolo, einem Seitenthal östlich von Roveredo, der aus dazu gehörigen Weibern (Contrade) noch immer ein paar Personen aufzutreiben wußte, die deutsch sprachen, wie denn sein betagter Caplan selbst sich noch erinnerte, hier weiland die Christenlehre deutsch gehalten zu haben.

In Verona galt es, auf der Bibliothek und im Archiv des Domcapitels nachzufragen, ob über die „Teutonici in Montanis“ nicht irgend eine ältere Notiz bereits vorgemerkt oder doch leicht zu finden sey. Bey aller Bereitwilligkeit der Beamten war mein Suchen in den Registern vergeblich. Für Weiteres konnt ich sehr gut wissen, wie eitel die Hoffnung ist, in derley Anstalten über irgend etwas, das die mit ihrer Verzeichnung Betrauten unbeachtet gelassen, so im Fluge einen willkommenen Fund zu machen.

Gleich erfolglos war die Erkundigung nach einem handschriftlichen Vocabolario Cimbro, von dem man mir gesagt, daß es sich im Besitze eines Conte Franco befinde. Der Herr Graf erklärte, es sey diese Handschrift nur die später zum Druck gelangte des Marco Pezzo gewesen; übrigens besitze Graf Francesco Miniscalchi allerley die VII und XIII Communen betreffende Sachen, andere möchten in der Bibliothek des Seminars zu finden seyn. Conte Miniscalchi aber war nicht zu sprechen, die Bibliothek des Seminars der Ferien wegen geschlossen. Weitere Schritte wurden daher für die etwa über Verona zu nehmende Rückreise vorbehalten.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. Januar.

Nro. 5.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Dr. Schmeller über ein Cimbrisches Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Von Wichtigkeit war mirs, von hier aus für die abgelegenen Districte, die ich nun zu besuchen hatte, besonders an deren Behörden mit den keineswegs unnöthigen beglaubigenden Schreiben versehen zu werden. Der k. k. Hofrath v. Salvotti (dermalen, wenn ich nicht irre, Präsident des Oberlandesgerichts in Trient *), an den ich von Villa Lagarina aus empfohlen war, hatte die ausgezeichnete Güte, mir solche zu Theil werden zu lassen. Da empfahl mich denn, als ich in Tregnago, dem Hauptorte des Distriktes Badia Calavena angelangt war, der Commisario distrettuale weiter an den Arciprete D. Giuseppe Gugole zu Giazza, welches für diese Reise meine längste Station seyn sollte; denn über die deutschen Reste in den XIII. Communen hatte ich das meiste nachzuholen. Aus einem der amtlichen Register zu Tregnago war mir willkommen die Notiz: *Comune di Selva di Progno e sue frazioni in cui anche in presente si parla in cimbro: Selva di Progno 398 anime, Campo fontana 656 a., Giazza 471 a., San Bartolomeo 718 a. = 2273 anime.*

Herr Pfarrer D. G. Gugole zu Giazza (an Gletzen), ein junger lebhafter Mann, der, obchon aus Campo Fontana gebürtig, in Ala war erzogen worden und dem für seine Person das Cimbrische ziemlich abhanden gekommen ist, bewirthete mich so gut es gehen wollte in seiner noch stark in Bau begriffenen Canoniga.

*) Ist seit Jahresfrist Mitglied des Reichraths zu Wien.

Acht Tage lang wurde mit verschiedenen Oligoneern und Glicnerinnen, die der Herr Pfarrer hiezu einlud, eklektisches Sprachverhö gehalten. Santa Gugole, Arcangela Cappelletti, Domenico Peloso, Beppo Marzari werden sich schwerlich träumen lassen, daß ihr Name noch irgendwo über den Berge genannt werde.

Auch der ehemalige hier in seinem eignen Hause, in welchem er anno 1760 geboren ist, in seiner Art noch immer rührige Pfarrer D. Domenico Gugole trug durch eine eigenhändige Uebersetzung der Parabel vom Verlorenen Sohne ins Oligier Cimbrische zu meiner Ausbeute den. Vorzüglich aber förderte mich Beppo (Marzari), ein aufgeweckter Kopf, zu gleicher Zeit Zimmermann, Maurer und Dreher des Ortes, der als napoleonischer Soldat weiland auch Venedig gesehen hatte. Er begleitete mich, als ich Giazza verließ, über Campo Fontana und San Bartolomeo auf der mit Feuersteinen wie besäeten Höhe bis zu dem wieder mildern ansehnlichen Graaspaboro. Der betagte Pfarrer in dem, trotz seines Namens und jener amtlichen Notiz zu Tregnago, nicht mehr deutsch sprechenden San Bartolomeo Tedesco, den welchem auch ein Vocabolario Cimbro liegen sollte, hatte zum Bescheid gegeben, nichts mehr habe er von derley Dingen. Geholt habe sie alle ein Prete aus Utiago, D. Antonio Rigoni, der eigens nach solchen umhergewandert sey.

Einen Seitenausflug nach dem nahen Venedig durfte ich mir auf die in mehr als einer Hinsicht angreifenden Oligiener Lage wohl gönnen. Ein glücklicher Zufall gesellte mir gleich auf der überführenden Gondel einen so lieben als kundigen Begleiter durch die Lagunenstadt zu, in der Person eines jungen Hrn. Zaller, der als Miteigner der großartigen Strohhutfabrik zu Balonara bei Marostica über die mir freudlich nach einer ganz andern Seite interessanten VII. Comuni allerlei Mittheilungen zu machen wußte. (Vgl.

Uffg. Zeitung 1841 Beilage Nr. 261 S. 4171.) Auf der Marciana verzichtete ich im voraus auf alle meinen Gegenstand betreffenden Fragen, und neidlos begrüßte ich den eben anwesenden in Dingen von ganz anderer Bedeutung glücklichen Finder Angelo Mai.

Padua war für den Rückweg aus der Marcenstadt vorbehalten worden. Dieser alte Bischofsitz mit seinem Seminar und seiner Universität ist auch für die Sieben Gemeinden die Pflanzschule höherer Bildung jeder Art. Unter den hiesigen Beamten, Geistlichen, Lehrern selbst findet sich zu jeder Zeit eine verhältnißmäßig ansehnliche Zahl von gebornen Einbern. Unter ihnen machte ich, wie zum Theil schon früher schriftliche, nun auch persönliche Bekanntschaft mit dem Commissario distrettuale Rigoni Stern, Herausgeber von Dal Pozzo's „Memorie,“ dem bereits erwähnten Priester D. Antonio Rigoni, einem übereifrigen, leider seitdem (im J. 1846) verstorbenen Sammler von Allem, was er auf seine „Siben Perge“ bezüglich erachtete, dem Abate D. Guerino Pertele aus Gallio, dem Professor zu Pavia Gianbattista Pertile, dem Bibliothekar des Seminars D. Domenico Barbaran. Nicht zu vergessen in anderer Hinsicht den Sekretär der dortigen Akademie der Wissenschaften und Künste, Professor der Geschichte, Menin.

Ein nicht unbedenklicher Krankheitsanfall, an dem ich in dem alten Patavium acht lange Tage darnieder liegen mußte, lehrte mich die hingehende Freundlichkeit des Hrn. Domenico Faccio, Assistenten der Universitätsbibliothek, und der lebenswürdigen Familie Ragazzoni wie auch der Med. DD. Festler u. Argenti kennen.

Trotz des leidigen Verschümmnisses verließ ich Padua nicht ohne mancherley, besonders schriftlichen Gewinn für meine Aufgabe. Größern durfte ich freulich auf den Bergen selber hoffen, wohin ich, leidlich genesen, über Bassano auf dem Wege vom Brentathale aufwärts durch die Valstagna (eine wilde Schlucht, deren Gießbach im wasserreichen September des Jahres 1851 54 Häuser des an ihrem Ausgang liegenden, nach ihr benannten Ortes weggerissen) mit einer Caravane eimbrischer Muletters gelangte.

In Asiago (Sleghe) waren es liebe alte Bekannte, die ich nach 14 Jahren wieder sah. Vor allen wurde begrüßt der in seinem Eifer für diese Angelegenheit seiner Sieben Berge sich ganz gleich gebliebene Rettore D. Giuseppe Bonomo. Ueberzeugt, daß bey Behandlung seiner mütterlichen Sprache die Einsicht und der Bevrath auch eines eigentlichen Deutschländers unent-

behrlich sey, hatte er in der Zwischenzzeit einen damals an Ort und Stelle wirkenden Forstbeamten, den k. k. Inspektor Joseph Kargl für die Sache gewonnen. Der feingebildete Wiener hatte die ihm in seinem Geschäftsbereich so vorzugsweise gebotene Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen, auch das Eigenthümliche in Sitten und Sprache des Völkchens kennen zu lernen, dessen Tagewerk und Lebensunterhalt neben der Schafzucht hauptsächlich auf dem Holzlegen seiner Berge beruht.

Schon früher von ihm in besagter Angelegenheit mit Zuschriften beehrt, machte ich nun auch seine persönliche Bekanntschaft. Er sorgte, daß ich in Asiago selbst bequemer und vielleicht mit mehr Erfolg, als wenn ich nach Toza (Vütse) gieng, mich hinsichtlich dessen, was über einige auffallende Spracheigenheiten dieser Gemeinde nachzutragen war, Rath's erholen konnte. Dieß geschah, indem ein alter Forstwart aus Toza, Casparo Cappellari (Huitar vumme Püwel), zu eigenen Sitzungen eingeladen wurde, in welchen er unter freundlicher Theilnahme mehrerer geistlichen Herren und Honoratioren des Ortes auf eine methodische Reihe von Fragen die verlangte, und wie ich unter solcher Controlo glauben durfte, verlässige Auskunft gab.

Manches wurde besprochen mit den Freunden zu Slege. Herr Rettore, selber unter die eimbrischen Poeten zu zählen, theilte die mir neuen eimbrischen Gedichte (Poemi sacri) des Paganin, so wie eine Sammlung von Sprichwörtern und von Ortsnamen mit, auch eine durch ihn besorgte, vom Bischof zu Padua approbirte, im Jahre 1842 dafelbst gedruckte zweite Ausgabe des Catechismo vor de Siben Kameün. Der greise Costa that desgleichen mit einer ferneren Reihe seiner lexicalen Hefte. Um auch meine freundlichen Wirth'e von 1833 zu besuchen, wendete ich mich nun nach Rozzo. Ueber die tiefe Thalschlucht Valdassa wurde mit dem Forst-Inspektor, der mir bis zu ihr das Geleit gegeben, noch ein schallendes deutsches Lebewohl gewechselt.

Ich hatte die Freude in Roana Pfarrer Tonello, in Rozzo Arciprete D. Christiano, den ehrwürdigen ältern Bruder des oft belobten D. Giuseppe Bonomo und die Familie vom Brunnen (Dal Pozzo) in Castelletto (can Purk), alle in erwünschtem Wohlseyn wiederzusehen. Nur der inzwischen Priester gewordene Niccolo Antonio (s. obigen Bericht S. 595) war nicht mehr unter den Lebenden. Ich traf es gerade recht, in der Kirche, die man eben mit einem stattlichen Säulenportal zu schmücken beschäftigt war, auch einer vom Arciprete abwechselnd wälsch und eimbrisch gehaltenen Sonntags-Christenlehre anwohnen zu können.

Von Roßo nahm ich, immer in lehrreicher Begleitung von Einbern, meinen Weg durch die herrlichen Waldungen und über Bezena wieder hinab in das mildere Suganathal, wo dem Wanderer in des Hrn. v. Vettorazzi Hause zu Levico die wohlthuendste Aufnahme zu Theil ward. In Pergine wurde der greise, noch immer rüstige Decan Tecini (s. ob. Bericht S. 588) dankbar begrüßt. In Trient, wo in Folge vieler Regentage, die auch mich genug belästigt hatten, einige Straßen unter Wasser stunden, war mir's vorzüglich darum zu thun, über das angeblich vom Präsidenten Mazzetti in Malland besessene Dal Pozzo'sche Vocabular (s. ob. Bericht S. 606) Näheres zu erfahren, da nach dessen Ableben (1841) sein literärer Nachlaß durch Vermächtniß der Municipalität von Trient zugefallen seyn sollte. So war's wirklich; aber, wie Graf Giovanelli mir sagte, zur Stunde lagen die Risten noch unausgepackt.

Die weitere Reise heimwärts bot nichts auf meine Ausgabe wesentlich bezügliches dar, etwa die Einsicht des an trientischen Urkunden reichen Codex Wangianus zu Innsbruck ausgenommen, die mir durch Hrn. Prof. Albert Jägers Güte vergönt war.

Seit diesem zweyten Versuch, an Ort und Stelle selbst zu sehen und zu hören, sind abermals 7 Jahre vorübergegangen. Ein dritter ist mir durch den Unfall, den ich im J. 1847 auf einer viel näheren Höhe der Alpen erlitten, zur Unmöglichkeit geworden.

Dafür hab ich den Trost, Manches, was durch Andere auch von diesseits der Alpen aus in der Sache geschehen und zu meiner Kenntniß gekommen ist, in Betracht ziehen zu können, obschon freylich für meine eigentliche Ausgabe, die Sprache, weniger als für die sonstigen Verhältnisse und Eigenheiten dieser Gemeinden daraus zu lernen ist.

In den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. CXX. und CXXI. (v. 1848) hat der k. k. Rath Custos Joseph Bergmann, zum Theil als Ergebnis eines eigenen Besuches jener Berge, mitgetheilt:

„Historische Untersuchungen über die heutigen sogenannten Einbern in den VII Comuni, und über Namen, Lage und Bevölkerung der XIII Comuni

im Veronesischen; ferner über die deutschen Gemeinden Sappada und Sauris nebst den slawischen Resianern in Friaul.“ Diese Untersuchungen hat derselbe in dem von der kaiserlichen Academie herausgegebenen Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Jahrg. 1849, S. 225 — 265 durch eine von zwey Kärtchen begleitete Topographie der VII und XIII Comuni vervollständigt.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß in einer Sache, die, wie ein deutsches überhaupt, so auch ein namentlich österreichisches Interesse anzusprechen gemacht ist*), auch dort, wo so mancherley Hülfsmittel vorzugsweise leicht zu beschaffen sind, spruchbefugte Stimmen sich erheben würden. Es sind vornehmlich historische Notizen über das Verhältniß dieser Orte zu frühern geistlichen und weltlichen Herren und Oberen, die der Hr. Verf. aus Documenten, die natürlich zunächst diese Herren selber betreffen, zusammengestellt hat. Diese Documente, zu welchen man auch die von R. Kink (Vorlesungen über die Gesch. Tirols I. 42 — 43) aus dem oben erwähnten Codex Wangianus citirten halten mag, reichen inzwischen noch immer nicht aus, ein bestimmtes Urtheil über den Ursprung oder Anfang der fraglichen Bevölkerungen schöpfen zu lassen. Daß dieser für die aller Orte nicht ein und derselbe seyn könne, ist auch meine Meinung. Der Verf. ist geneigt, die Bewohner der Berge im Süden des Suganathales oder der noch jungen Brenta zunächst auf die im Norden desselben Thales, auf die deutschen Tyroler des sonst italienischen Gerichts Pergine zurückzuführen. (Schade, daß der topographischen Abhandlung zu den beyden Kärtchen über die in derselben besprochenen Bezirke nicht auch ein drittes über die freylich nur nebenbey in Frage genommenen innerhalb der Tyrolergrenze liegenden Orte beygefügt ist; denn diese sind so gut wie die andern, worauf es hier mehr als auf bloß Politi-

*) Im J. 1804 hatte Erzherzog Johann diese Berge besichtigt. In einem Briefe Johannes Müllers (s. Werke XVII. S. 329) heißt es: Je remercie V. A. I. bien affectueuxment de ses renseignements sur les Communes allemandes en Italie.

sches ankommt, im italienischen Sprachgebiet eingeschlossen.) Nach meiner eigenen im J. 1833 gewonnenen Erfahrung und nach der des Hrn. Prof. (jetzt Pfarrers) Gotthard, der im Herbst 1845 diese noch deutsch sprechenden südtirolischen Orte, wie auch die VII Communen besucht hat, weicht innerhalb gewisser Aehnlichkeiten, welche die deutschen Dialekte aller dieser sowohl tyrolischen als venetischen Sprachinseln miteinander gemein haben, gerade der der VII Comuni am weitesten und weiter als der der XIII von den der tyrolischen ab *).

*) Ein schlagendes Beispiel für die Zulässigkeit eines Schlusses aus der Gleichheit gewisser Dialekteigenheiten auf die Gleichheit der Abstammung finde ich in dem, was im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde (Hermanstadt 1849 1. Bd. 3. H.) über die auffallende Zusammenstimmung des siebenbürgisch-sächsischen mit dem niederrheinischen, insbesondere Kölnischen beygebracht ist.

(Schluß folgt.)

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der R. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. 28 Bd. 1—3. Heft. Görl. 1851. 8.

Von der Gesellschaft d. Wissenschaften in Leipzig:
Berichte über die Verhandlungen. Mathematisch-physische Classe. 1850. III. 1851. I. Leipz. 1851. 8.

Von der Société Impériale d'archéologie in St. Petersburg:

Mémoires. XIV. (Vol. V. No. 2.) St. Petersb. 1851. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. No. 26. Juin 1851. No. 1—11. Juillet—Septbr. 1851. Paris 1851. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein hier:
Centralblatt. Oktober 1851. München. 8.

Von der Genootschap natura artis magistra in Amsterdam:

Bijdragen tot de dierkunde. II. u. III. livr. Amst. 1851. gr. 4.

Von dem Koninklijk-Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten in Amsterdam:

Verhandelingen der eerste Klasse. Derde Reeks. Vierde Del. Amst. 1851. 4.

Tijdschrift voor de Wis- en Natuurkundige Wetenschappen mitgegeven door de eerste Klasse. Vier de Deel. I—IV. Afleverind. Amsterd. 1851. 8.

Von dem böhmischen Museum in Prag:

Casopis Ceského Museum 1848—1850 (Zeitschrift des böhmischen Museums die Jahrgänge 1848, 49, 50 in 16 Hefen). Praze. 8.

J. Sw. Presla Pocátkové rostlinoslowí (5. obrazy) (Anfangsgründe der Botanik von Sw. Presl sammt den dazu gehörigen Abbildungen). Praze 1848. 8.

Fr. Piky křto štěpánský (Anleitung zur Obstbaumzucht von Franz Pira). Praze 1848. 8.

V. W. Tomka Děje university Pražské. Díl. I. (Geschichte der Prager Universität von V. W. Tomek. I. Thl.). Praze 1849. 8.

J. An. Komenskeho Didaktika (Didaktik von J. An. Comenius). Praze 1849. 8.

Jos. Jungmann a Historie Literatury české (Geschichte d. böhmischen Literatur v. Jos. Jungmann. 2. Aufl. 1. Lief.). Pr. 1848. 8.

J. Sl. Tomicka Děje země Anglické (Geschichte von England von J. N. Tomicek). Praze 1849. 8.

Von dem naturhistorischen Verein der Preussischen Rheinlande und Westphalens in Bonn:

Verhandlungen. VIII. Jahrg. 1851. Heft 1 u. 2. Bonn 1851. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. Januar.

Nro. 6.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Dr. Schmeller über ein Cimbrisches Wörterbuch.

(Schluß.)

Nochten allerdings einige solcher fremden Bevölkerungen von Zeit zu Zeit südwärts fortgerückt seyn, so bleibt immer noch die Frage, wie sie eben bis an die Brenta gelangt, einer mehr befriedigenden Antwort bedürftig.

In derley Fragen wird man sich eben mit Vermuthungen begnügen müssen, wie auch ich unlängst eine solche auf den Grund eines alten Verzeichnisses von Familien der Gegend von Benediktbeuern, die in den Hungerjahren 1053—1064 über die Alpen ausgewandert, in der Classe vorzubringen mir die Freyheit genommen (Gelehrte Anzeigen 1850 Nr. 4). Vergilbte Pergamente aus Archiven und Bibliotheken gewähren vielleicht sicherern Aufschluß, wenn einmal längst die letzte cimbrisch sprechende Mutter verblischen, und die ganze Frage ohne ferneres Interesse ist. Denn Welch ein anderes besonderes könnten diese Orte, wenigstens für uns Deutsche, bieten, als eben ihre Sprache? Ohne diese würde unter uns von ihnen schwerlich mehr Redens seyn, als von jedem andern gleich viel oder wenig bedeutenden Striche des weiten Italiens.

Bisher hatte der Glaube an die Abstammung in gerader Linie von den weltfürmenden Cimbern

(müßte man dieser nicht eine Art Adels zugestehen?) auch in sonst wenig unterrichteten Leuten dieser Orte bengetragen, auf dieses Adels lebendige Urkunde, die besondere Sprache, einen Werth zu legen. Seit jener Glaube ein wenig erschüttert ist, und der Stammbaum so schlecht hin von Nachbarn Todeschi, nicht einmal von Danesi, auslaufen soll, ist jene Werthhaltung in Gefahr, mehr und mehr zu verzauchen. Einer der achtungswürdigsten Männer, dem im J. 1833 „daz gaprecht“ seiner „siben perghe“ noch als ein auszeichnendes fleißig zu bewahrendes Erbstück gegolten, sagte im J. 1844 mit Bedeutung: Si fueris Romae, romano vivito more!

So hätte, wie in manchen andern Dingen, auch hier das unbefangene Forschen nach dem Grund der Sache dieser selber einen schlechten Dienst erwiesen. Wohl wird, was von anderer Seite Hr. Rath Bergmann, dieser so viel befugtere Fürsprecher, in Bezug auf Forterhaltung des absterbenden Elements andeutet, nach wie vor unter die frommen Wünsche gehören, die im großen Leben der Geschäfte so leicht überhört werden. Wenn aber Kohl, der bekannte geistreiche Reisende, der im July 1845 die Sieben Berge ebenfalls besucht hat (Monatblätter zur Allg. Zeitung 1845 S. 480—491), die Meinung ausspricht, es würden diese Gemeinden jetzt unter einem deutschen Regiment noch mehr entdeutsch als früher unter dem welschen, so liegt doch wohl ein Irrthum zu Grunde.

Lange vor ihm hatte der französische Tourist F. Mercey, der mit Lamberti diese allerdings auch

für den Geologen und Naturforscher interessanten Berge *) bestieg, verstanden, in einem „Les Sette Comuni“ betitelten Aufsatz (*Revue des deux mondes* B. I. S. 467 — 489) Romantisches und Abenteuerliches genug über Land und Leute zusammenzutragen. Auf ihre Sprache freylich, die er für ein Gemenge von Deutschem, Slavischem und Italienischem hält, einzugehen, konnte nicht seine Sache seyn.

Leider traf meine zweyte Reise (1844) nicht in einen Zeitpunkt, der mir's vergönnt hätte, in Padua einer Sitzung der Academie beizuwohnen, in welcher Abbate Modesto Bonato den zweyten Theil einer Geschichte seiner vaterländischen VII Comuni vortrug, von welcher er vor bereits vier Jahren den ersten gegeben hatte. So viel ich aus des beständigen Sekretärs der Academie Conte Andrea Cittabella Bigodarzere „Relazioni dei lavori negli anni 1837—1847“ entnehme, verbreitete sich Bonato über die Sitten und Gebräuche, so wie über die in den J. 1487 und 1508 für Venedig und gegen die Deutschen entwickelte Tapferkeit und über die bis in die neuere Zeit freyrepublikanische Verfassung dieser Bevölkerung. Von ihrer Sprache, dieser „favella non compresa nè dai circostanti Italiani nè dai vicini Tirolesi, favella da tutte lingue vive tanto è quanto diversa“ konnte vor solchem Auditorium nur sehr obenhin die Rede seyn.

Im J. 1847 war in Padua erschienen eine Ausgabe der in der dortigen Bibliothek aufbewahrten Handschrift des Marin Sanuto „Itinerario per la Terraferma Veneziana nell' anno 1483.“ Nicht anders als sehr begierig konnte ich seyn, zu wissen, ob der junge Nobile auf seiner Rundreise nicht auch die vielbesprochenen Berge besucht und einiges Nähere über sie vorgemerkt habe. Die Namen der Orte Marostega und Bassam im Register gaben große Hoffnung. Allein die ehrenfeste Gesellschaft hatte sich nicht die Mühe gegeben, aus der Ebene empor zu steigen, obschon sogar Riva, Roveredo und Trient, die zu jener Zeit ebenfalls noch zur Terra-

ferma der Republik gehörten, nicht unbesucht geblieben.

So war denn aus diesen und ähnlichen Arbeiten Anderer, wie gesagt, gerade für meine Aufgabe, die eines Vocabulars, am wenigsten zu erbeuten. Aber auch was die Quelle, die in jenen Bergen selbst eröffnete, betrifft, so muß ich seit den letzten stürmischen Jahren befürchten, daß sie für mich mehr oder minder versiegt sey. Der greise Costa ist im J. 1848 mit Tod abgegangen, Inspector Kargl auf andere Posten, zur Zeit auf den von Treviso berufen, und Rettore Bonomo selbst aus seinen Bergen hinab zum Pfarrer von St. Angelo di Sala bey Mirano befördert worden. Einer seiner letzten Briefe von da schließt mit der cimbrischen Nachschrift: „z gaschefede imme hause und auz hat miar ganummet de zait zu net möghen tünan vil umme z gaprecht un storia über dia main hoamoud di Siben Perghe von Vicenz.“

Mußte ich unter solchen Umständen den Abschluß eines Werkes, welches etwa als das gemeinschaftliche Ergebnis dieß- und jenseitiger Bemühungen auftreten sollte, noch auf unbestimmbare Zeit hinausgesetzt sehen, so drängte sich mir andererseits um so entscheidender der an die Spitze dieser Betrachtungen gestellte Gedanke auf:

iam subenit anni fragiles et inertior aetas, und darum so gewisser

qui non est hodie, cras minus aptus erit.

Nicht länger hab ich also gezögert, das, was von dem nicht eben leicht zugänglichen Material durch Andrer wie durch eigene Bemühung bisher auch mir erreichbar geworden, so gut als möglich in Ordnung zu bringen; und so sehe ich mich endlich im Stande, zu der vor 17 Jahren von der Classe mit Rücksicht aufgenommenen Cimbrischen Grammatik nun auch das wesentliche Seiten- oder vielmehr Schlusstück zu legen, den Versuch eines Cimbrischen Wörterbuchs *).

Diesem Versuch auch eine italienische Ueberschrift **) zu geben, hat mir in doppelter Hinsicht

*) Auch Karl Ritter der Geograph hat sie im J. 1847 besucht.

*) Reinschrift 375 Seiten gr. 8.

**) Vocabolario Cimbro, ossia della lingua germanica quale si è conservata in diverse parti de' Sette

passend geschienen. Einmal weil sie Gelegenheit bietet, die jenseitigen Männer zu nennen, denen er seine Angaben verdankt, dann weil diese italienisch gefaßten Angaben in den Wort-Erklärungen fast durchgängig mit ausgeführt werden, wodurch die Sammlung auch solchen Personen, die des neuern Hochdeutsch weniger mächtig sind, was gerade bey den zu einem Urtheil befugtesten der Fall seyn kann, einigermaßen genießbar und ihrer Prüfung zugänglich wird. Zu einem Werke dieses Inhalts aber, welches; wie ein solches von dort her in Aussicht gestellt wird, als ein gewissermaßen praktisches auf die dortige Bevölkerung überhaupt berechnet wäre, und welches nothwendig in ganz italienischem Gewand auftreten müßte, kann sich dieser Versuch nur verhalten wie eine Vorarbeit, die einer zweyten kundigern und sicherern Hand gewärtig bleibt.

Begonnen und Jahre lang fortgesetzt ist dieser Versuch des Deutschen mit dem Blick auf sein eignes Vaterland und dessen vielgestaltige Sprache. Von seinem Standpunkt aus fragte sich: Wie hat sich im Munde einer so ganz vom Stammlande ab und zwischen Romanen eingeschlossenen deutschen Bevölkerung im Laufe von Jahrhunderten ihre Sprache verhalten? Ist sie, und wie ferne ist sie stationär und einer frühern Gestaltung der stammländischen treu geblieben, wie ferne und auf welche ihr eigenthümliche Weise aus derselben entartet? Auf welchen Theil und welchen Hauptdialekt Deutschlands ist aus ihren in dieser Hinsicht bezeichnendern Wörtern als auf den für sie ursprünglichen zu schließen? Welches Licht endlich vermag sie etwa im einzelnen auf Einzelnes in der alten oder in

Comuni Vicentini ed in alcune de' Tredici Veronesi sulle Alpi Venete — Saggio di G. A. Schin. fondato *massimamente* sopra gli scritti e le collezioni di D. Marco Pezzo, Girardo Slavieri, D. Agostino Dal Pozzo, D. Giuseppe Strazzabosco, Domenico Rigoni Stern, D. Giovanni Costa, Angelo Costa ed altri indigeni pregiatori dell' antica loro patria favella, secondato particolarmente dal Sr. Angelo Rigoni Stern e dai rev. fratelli D. Cristiano e D. Giuseppe Bonomo.

einem Zweige der neuern Sprache Deutschlands zu werfen?

Erweist sich die kleine Sammlung, indem sie bey fast jedem Worte auf dessen Vorkommen und Form sowohl in der alten deutschen Sprache als im entsprechenden ihrer spätern Dialekte hindeutet, in so weit brauchbar, daß jeder deutsche Landsmann, der sich auch um die kleinern Geschicke seiner Sprache kümmert, sich selber jene Fragen daraus beantworten kann, so wird sie kein ganz zweckloses, an sich müßiges Vornehmen gewesen seyn.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

- Von dem Dr. Jos. Müller, Oberlehrer am Gynasium zu Aachen:
 Monographie der Petrefakten der Aachener Kreideformation. Bonn 1851. 4.
- Von Seite des Cowet of Directors of the East India Company:
 The Sundhya or daily prayers of the Brahmins. gr. fol. 1851.
- Von dem historischen Verein für Niederbayern in Landshut:
 Verhandlungen II. Bd. I. Heft. Landshut 1851. 8.
- Von dem Hrn. Dompropst Dr. v. Deutinger hier:
 Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freising. II. Bds. 1. u. 2. Heft. München 1851. 8.
- Von dem Hrn. Geistl. Rath Prof. Dr. Buchner hier:
 Geschichte von Bayern während der Zeit des dreißigjährigen Kriegs. München 1851. 8.
- Von dem historischen Verein zu Bamberg:
 Vierzehnter Bericht. Bamberg 1851. 8.

Von dem Herrn Archivar Dr. Höfler in
Bamberg:

Der Epistolarcodez des Klosters Reinhardtsbrunn saec. XII.
Ein Beitrag zur Geschichte der Blüthezeit Baven-
bergischer Macht. 8.

Von dem Herrn Dr. Julius von Minutoli, k.
Oberregierungsrath in Berlin:

Das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles.
Kurfürstliche Periode von 1470 — 1486. Berlin
1850. 8.

Von dem Herrn Friedr. Ritschel, Professor in
Bonn:

Legis Rubricae pars superstes. Bonn 1851. 4.

Von dem Verein für hessische Geschichte und Lan-
deskunde in Kassel:

Historisch-topographische Beschreibung der wüsten Ort-
schaften im Kurfürstenthum Hessen und in der groß-
herzogl. hess. Provinz Oberhessen von Dr. Landon.
3. Heft. Kassel 1851. 8.

Zeitschrift des Vereines. Bd. VI. Heft I. Kassel 1851. 8.

Von d. Commissione compilatrice del prodotti
Toscani in Firenze:

Esposizione dei prodotti Toscani nel 1850. Firenze
1851. 8.

Von der Schlesiſchen Gesellschaft für vaterländische
Cultur in Breslau:

Achtundzwanzigster Jahresbericht. Arbeiten und Verän-
derungen der Gesellschaft im Jahre 1850. Bres-
lau. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VI u. VII. No. 23—27. Au-
gust; November 1850. Jan., May, Aug. 1851.
Lond. 1851. 8.

Von dem Museum d'histoire naturelle in Paris:

Archives. Tom. V. I—III. liv. Paris. 4.

Catalogue de la collection entomologique. Classe des
insectes, Ordre des Coléoptères I. u. II. livrait.
Paris 1850. 8.

Catalogue methodique de la collection des Reptiles.
I. liv. Paris 1851. 8.

Von d. Hrn. Jomard, membre de l'institut in
Paris:

Voyage au Ouadey par le Cheykh Mohamed Ibn-Omar
El-Tounsy. Paris 1851. 8.

Von dem Herrn A. T. Kupffer, Direktor d. F.
Sternwarte in St. Petersburg:

Annales de l'observatoire physique central de Russie.
Année 1848. No. 1, 2, 3. St. Pétersbourg 1851.
gr. 4.

Comptes-rendu annuel adressé à M. le Comte Wron-
tchenke, Ministre des Finances. Année 1850. St.
Pet. 1851. 4.

Von der Académie impériale de sciences in Saint-
Petersbourg:

Mémoires VI. Serie. Sciences mathématiques, physiques
et naturelles Tom. sixième. St. Pétersb. 1850.
gr. 4.

Mémoires par divers savants. Tom. VI. 5 u. 6 livr.
St. P. 1851. 4.

Bulletin de la classe historico-philologique. Tom. VIII.
St. P. 1851. 4.

Von dem Hrn. Friedr. Moogert, Ritter ic. in
Minden:

J. Schierus Uebersicht der Auswanderungen der Nor-
mannen aus der Normandie nach Italien und der
ersten Eroberungen derselben in Neapel u. Sizilien.
Aus dem Dänischen übersetzt. Minden 1850. 4.

Von dem Herrn John Edward Gray, Vorstand
der zoolog. petrefakt. und mineralog. Sammlung
des britischen Museums in London:

Gleanings from the Menagerie and Aviary at Knowsley
Hall. Vol. I. u. II. Knowsley 1846, 1851. gr. fol.

Illustrations of Indian Zoologie from the Collection of
Major-General Hardwick. Vol. I. u. II. London.
gr. fol.

Figures of Molluscous Animals selected from various
authors. Vol. I—III. Lond. 1842—1850. 8.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

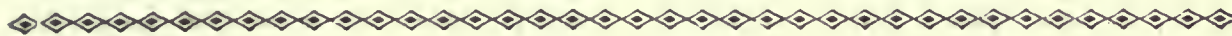
herausgegeben von Mitgliedern

16. Januar.

Nro. 7.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.



Chemie zur Erläuterung der Experimentalphysik.
Von K. W. G. Kastner. Erlangen bey Ferdinand Enke 1850. 142 S. in gr. 8.

Schon zu wiederholten Malen haben wir Gelegenheit gehabt, von den größeren Werken des gelehrten Verfassers in diesen Blättern Nachricht zu geben. Jetzt ist es uns vergönnt, über eine neue Arbeit, welche, obgleich in Ausdehnung und Umfang den früher erschienenen Werken nachstehend, an Gediegenheit und Gründlichkeit dennoch mit jenen auf eine Linie gestellt zu werden verdient. Wir halten es deshalb für angemessen, die Physiker und Chemiker auf dieselbe aufmerksam zu machen und nehmen keinen Anstand, die an Gelehrsamkeit und originellen Gedanken reichhaltige Schrift auch den Studierenden bestens zu empfehlen.

Wir beschränken uns darauf, einige Punkte aus derselben hervorzuheben und anzugeben, was den Verf. bestimmte, den Versuch zu machen, seinen Vorträgen über Experimentalchemie einen gedrängten Abriss jener Hauptgesetze der Chemie und der diese erläuternden wissenschaftlichen Erscheinungen voraus zu schicken.

Auf die Hauptmomente der Geschichte der Physik und der Chemie, so wie auf Erläuterung der einzelnen Hauptgesetze beyder Wissenschaften und deren Anwendungen, wie sie im Leben vorliegen, ist ganz vorzüglich Rücksicht genommen worden.

Der Verf. unterscheidet nähere und entferntere Bestandtheile, welche letztere als chemische Elemente bezeichnet werden; unter ersteren dagegen ver-

stehen wir Verbindungen von Grundstoffen, die mittelst der chemischen Analyse aus einer mehr zusammengesetzten Verbindung als einfachere Verbindungen hervorgegangen waren. Durch den Fleiß der Chemiker ist indessen während der letzten 60 — 70 Jahre die Zahl der sogenannten Elemente beträchtlich erhöht worden; so kannte man am Ende des vorigen Jahrhunderts nur 28 Elemente, zur Zeit sind hingegen 62 bekannt. Man theilt sie gewöhnlich in unmetallische (Metalloide) und in metallische (Metalle) ein. Erstere zerfallen in Gasolyta (Gasbeständige) und in Halogenia (Salzbildner oder Salzzeuger).

Alle unentzündliche Salzbildner wirken mehr oder weniger zerstörend ein auf lebende Wesen; so sind z. B. Brom und Jod schon in geringer Menge giftig.

Da mehrere Säuren weder sauer schmecken, noch Farbstoffe ändern, so beschränkt der Verf. die Begriffsbestimmung der Säuren nur auf ihr Vermögen mit Basen Salze zu bilden und in Begleitung von Wasser den Polen ausgesetzt am + E frey hervorzutreten. Die durch beyder chemische Vereinigung hervorgehenden Salze zerfallen in zwey Abtheilungen, in Haloid- und Amphidsalze. Erstere sind die einfacheren, indem sie zunächst nur aus einem Metall und einem unentzündlichen Salzbildner zusammengesetzt erscheinen. Die Amphidsalze zerfallen dagegen nach dem Verf. in zwey Classen, in Sauerstoffsalze und in Brennzünder-salze, nämlich Schwefelsalze.

Bev Betrachtung der Salze erwähnt der Verf. eines Erregungsgesetzes, was er schon seit einer lan-

gen Reihe von Jahren als auch für den Chemismus gültig erkannt hat, und drückt sich darüber folgendermaßen aus. Gerathen Säuren mit zusammengesetzten Stoffen in Berührung, die an sich weder sauer noch basisch sind und auch keinen schon fertigen Salzgründer, wohl aber Grundstoffe enthalten, welche mit einander vereint gegen Säuren als Salzgründer sich chemisch anziehend zu bethätigen vermögen, so werden solche Grundstoffe zu einer dergleichen möglichen basischen Vereinigung bestimmt, in deren Folge dann der also neu entstandene Salzgründer mit der erregenden Säure zu einem Salze sich verbindet; kömmt umgekehrt eine hinreichend starke Salzbasis mit dergleichen, weder einen Salzgründer noch einen Salzzeuger (d. i. eine Säure) enthaltenden Grundstoffverbindungen zusammen, so erzeugt der Salzgründer aus ihnen das Hervorgehen einer seiner Gegenziehung entsprechenden Säure, wobey denn nicht selten aus den übrigen Grundstoffen der organischen Verbindung ein anderer Salzgründer erzeugt wird. Wird z. B. Aetkali mit trockenem Eynweiß, Blut, Käse, Cochenille u. zusammengerieben, so erzeugt das Kali zunächst Zusammentreten von Kohlenstoff mit 2 At. Sauerstoff zu Kohlenensäure, die das Kali bindet, wodurch dann zugleich Ammoniak entsteht und frey wird.

Die erste Idee über Stöchiometrie wird in diesen Erläuterungen Kunkel zugeschrieben. Der Wf. zeigt, daß Kunkel (geboren in Holstein 1603 und gestorben 1702) mittelst der Waage nachgewiesen habe, daß die Grundstoffe unter sich, zumal wenn sie zu Salzbestandtheiten und diese zu Salzen sich verbinden, nicht in allen beliebigen, sondern nur in wenigen festen Gewichtsverhältnissen chemisch vereinbar sind, und daß hierauf gestützt die Chemiker des 18. Jahrhunderts der von Kunkel ausgesprochenen Ansicht beypflichteten und dieselbe erweiterten *).

Gleichwie in allen Stoffen überall bestimmtes Grundmaaß gesetzlich waltet, so auch in allen chemisch zusammengesetzten Stoffen gesetzliches Grund-

gewicht, nämlich das stöchiometrische Mischungsge-
wicht, dem gemäß jeder einzelne Grundstoff jeden
zweyten Grundstoff in Beziehung auf jeden dritten
Grundstoff zu vertreten vermag, dem zufolge daher
auch ähnliche Grundstoffverbindungen gegen derglei-
chen dritte Verbindungen ersetzt und vertreten zu
werden vermögen, ein Gesamtverhalten, welches in
den Stand setzt, die chemischen Wirksamkeiten der
Stoffe nach ihren Massengrößen bestimmen, in Rech-
nung zu nehmen und so die Lehre von der Stö-
chiometrie als Theil der angewandten Mathematik
wissenschaftlich begründen und verfolgen zu können.

Die zusammengesetzten Grundstoffe theilt der
Verf. in Vertreter der Metalle, in Metallmittler
und Metallgegner ab. Was die Begründung der
hypothetischen Unterabtheilungen der Alkaloidgründer,
der Alkaloidulgründer u. anbelangt, müssen wir auf
das Werk selbst verweisen.

Das Anthrathion oder Carbon-Sulfid = CS_2
verbindet sich gleich anderen Metallgegnern mit den
Metallen, Verbindungen, welche Berzelius seiner Zeit
Sulfocarbonate nannte. Als Gas wird es durch
glühende Metalle zerlegt, wobey sich mit Kohle ge-
mengte Schwefelmetalle bilden; mit starken O-Salz-
gründern bildet es dagegen neben kohlenfauren Salz-
en auch Carbonsulfid-Salze.

Es werden hierauf die meisten organischen
Gebilde, sowohl die in der Natur vorkommenden,
als auch die durch Kunst dargestellten mit ihren
vorzüglichsten Eigenschaften aufgeführt, wobey ei-
nes der stärksten künstlichen Alkaloide, das Pla-
tinambydul, erwähnt wird, welches sich durch Kochen
des Platinchlorürs mit Ammoniak bildet, daher von
Reiset als eine sogenannte metaleptische Verbindung
betrachtet wird.

Bei vielen unorganischen und organischen Ver-
bindungen so wie bey einigen chemischen Processen
werden geschichtliche Berichtigungen mitgetheilt, wel-
che dem Leser nicht anders als sehr willkommen und
belehrend seyn können.

Schließlich müssen wir noch bemerken, daß die
vorliegenden Erläuterungen überhaupt eine große Fülle
von chemischen Thatsachen enthalten und daß, ob-
gleich sie vom Verf. ursprünglich nur für die Zu-

*) S. Joh. Kunkel von Löwenstern. Vollständiges
Laboratorium chymicum. Hamburg 1716. Vierte
Ausgabe.

höret der Experimentalphysik bestimmt waren, sie außerdem noch vorzüglich den Besitzern des bey Becher in Stuttgart erschienenen Handbuchs der angewandten Naturlehre, so wie ganz besonders den Lehrern der Physik und Chemie erwünschte Belehrung und einen außerordentlichen Nutzen gewähren dürften.

A. Vogel sen.

Bijdragen tot de Dierkunde. Uitgegeven door het Genootschap Natura artis magistra, te Amsterdam. Tweede en derde Aflevering. Amsterd. 1851. gr. 4.

Wir haben über die erste, im Jahr 1848 erschienene Lieferung dieser werthvollen zoologischen Beyträge bereits in unsern Blättern (Bd. XXVIII. S. 113) Bericht erstattet, und fahren fort, von der so eben uns zugekommenen zweyten und dritten Lieferung eine Anzeige vorzulegen.

In der zweyten Lieferung sind folgende 6 Aufsätze enthalten.

I. *Recherches d'anatomie comparée sur le genre Stenops d'Illiger, par J. L. C. Schroeder van der Kolk et W. Vrolik* (S. 29 — 52 mit 2 Tafeln). — Wer mit der therologischen Literatur näher vertraut ist, wird sich bey eiser Ansicht dieser Ueberschrift verwundern, die Namen zweyer Männer vereinigt zu finden, welche früherhin über denselben Gegenstand sich entzweyt hatten und in eine öffentliche Fehde gerathen waren. Ueber den Grund ihrer Vereinigung sprechen sie sich selber gleich zu Anfang ihrer Abhandlung folgendermaßen aus.

„Die in den anatomischen Werken von Cuvier, Meckel und Tiedemann zerstreuten Beobachtungen (über Stenops) hatte vor einiger Zeit jeder von uns durch besonders publicirte Abhandlungen zu ergänzen gesucht, die indeß eine Polemik herbeiführten, deren Heftigkeit wir beklagen. Gewiß war 'es das beste Mittel, den Fehler, den wir begangen hatten, wieder gut zu machen, daß wir die nämliche Arbeit gemein-

schaftlich wieder aufnahmen. Die Erlangung eines vor Kurzem in dem Thiergarten der zoologischen Gesellschaft zu Amsterdam gestorbenen Loris Kukang setzte uns in den Stand, unsere Controversen zu vergleichen, sie hierauf zu beseitigen und so zur Erforschung der Wahrheit zu kommen. Wir wünschen der Wissenschaft einen wahren Dienst zu erzeigen, indem wir jetzt unsere wechseltigen Beobachtungen, die wir als eine neue, durchgesehene, vermehrte und verbesserte Auflage unserer frühern Abhandlungen betrachten, publiciren. Derjenige, der zu wissen wünschte, worin diese neue Arbeit sich von den früher durch uns publicirten unterscheidet, möge sie mit einander vergleichen. Es dürfte aber besser seyn, sie zu vergessen, und sich auf das gegenwärtige Resultat einer Vereinigung zweyer Anatomen zu beschränken, welche vom Wunsche beseelt nützlich zu werden, sich glücklich schätzen, daß sie sich über jede Feindschaftige Regung verletzter Eigenliebe hinweg zu setzen vermocht haben.“

Bekanntlich sind die Gelehrten in den Ruf gekommen — wir wollen nicht untersuchen ob mit Recht oder Unrecht — leicht erregbar zum Streite, aber schwer bewegbar zur Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit zu seyn. Hier haben wir vom Gegentheil ein erfreuliches Beispiel. Zwey Anatomen, die zu den Notabilitäten ihres Faches zählen und über die Untersuchung des innern Baues der Loris in Differenz gerathen waren, gestehen offen und unumwunden, daß sie sich der daraus hervorgegangenen Fehde schämen, und benützen die Gelegenheit, einen frischen Leichnam eines Loris untersuchen zu können, dazu, die Zerlegung gemeinschaftlich mit einander vorzunehmen und sich an dem Besunde gegenseitig zu verständigen. So handeln Männer, die von wahrer Ehre den rechten Begriff haben, und ihre Verständigung hat die erspriessliche Folge gehabt, daß sie nun gemeinsam eine Monographie zu Stande gebracht haben, die durch ihre klare, genaue, die früheren Differenzen in den Angaben ausgleichende Auseinandersetzung eine Zierde der zootomischen Literatur geworden ist.

Den Gegenstand der gemeinsamen Untersuchung gab ein Stenops javaniens ab, und da Vrolik schon früher auch den Stenops turdigradus und gracilis einer Zerlegung unterworfen hatte, so waren die beyden Verfasser dieser Abhandlung im Stande, ihre

Beschreibung über die ganze Gattung, die nur aus diesen 3 Arten besteht, auszudehnen. In das Detail derselben können wir hier nicht eingehen, sondern begnügen uns, noch der schönen Darstellungen auf den beyden Tafeln zu gedenken.

Die erste Tafel enthält die Abbildung des Gehirns vom *Stenops javanicus* nach vier verschiedenen Ansichten, dann die der Zunge und Speichelorgane, und ferner mikroskopische Zeichnungen vom Tapetum des *Stenops javanicus*, der *Felis minuta*, des *Procyon lotor*, der Kuh (nach Sömmerring copirt) und des Straußes, so wie der Gefäße der Choroidea des Kondors, der kein Tapetum hat. Auf der zweyten Tafel ist abgebildet Herz, Magen, Blinddarm und äußere weibliche Geschlechtsorgane des *Stenops tardigradus* und *javanicus*.

II. Over een steenachtig concrement in het gedarmte van een paard, door A. T. d'Ailly (S. 17 — 20 mit einer Tafel). — Im Darmkanal eines Pferdes wurde ein steinartiges Concrement gefunden, das ein Gewicht von 0,83 Pfund und eine unregelmäßig runde Form hatte. Von Farbe war es außen dunkel olivenfarben, ins Schwarze ziehend; nach Innen zeigte es unregelmäßige concentrische Lagen. In der Mitte der Masse fand sich als Kern ein sehr harter erbsengroßer Körper, der ein verrosteter Nagelkopf zu seyn schien. Die chemische Analyse ergab für dieses Concrement folgende Zusammensetzung.

Innere Theile.	Äußere Lage.	
Feine Sandkörner	11,45	7,25
Phosphorsaurer Kalk	4,95	4,35
Phosphorsaure Magnesia und Ammoniak	38,50	34,00
Extractivstoff	6,80	7,50
Harziger Stoff	2,00	2,45
Leimsubstanz	1,00	Spuren
Unverdaute Pflanzenüberreste	25,30	36,45
Eisenoxyd	Spuren	Spuren
Wasser	9,00	7,00
Verlust	1,00	1,00
	<u>100,00</u>	<u>100,00</u>

III. Over *Colobus verus*, door H. S. Pel (S. 7 — 8 mit einer Tafel). — Diesen Affen kannte man bisher nur aus der kurzen Beschreibung, die ohne Beyfügung einer Abbildung von Beneden nach einem Exemplare des Pariser Museums publicirt hatte. Pel, Resident an der Küste von Guinea und mit der naturhistorischen Untersuchung beauftragt, erhielt ein zweytes Exemplar, ein Weibchen, das bey Dabocrom geschossen wurde und von dem er eine genaue Beschreibung und eine schöne colorirte Abbildung gibt. Aus der Abbildung des Schädels ersieht man, daß dieses Thier, wegen geringer Entwicklung seiner Eckzähne, noch nicht die volle Größe erreicht hatte. Pel ist der Meinung, daß die Gattung *Colobus* nicht mehr als 4 oder höchstens 5 Arten zähle, denen er die übrigen in folgender Weise zutheilt.

- 1) *Colobus Guereza*.
- 2) *Colobus ursinus*. Syn. *Semn. personatus*, *S. polycomos*, *S. vellerosus*, *S. bicolor*, *Col. lencomeros* und vielleicht auch noch *Col. satanas*.
- 3) *Colobus ferrugineus*. Syn. *Col. ferruginosus*, *Semn. fuliginosus*, *Semn. Temminckii*, *Semn. Pennanti*.
- 4) *Colobus verus*.

Die erste dieser Arten ist von Abyssinien; die drey andern wurden von Pel an der Goldküste gefunden, wo *C. ursinus* sehr häufig vorkommt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. Januar.

Nro. 8.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Die Realien in der Iliade und Odyssee von J. B. Friedreich. Erlangen 1851. Verlag von Ferd. Enke.

Unter Realien versteht der gelehrte und sorgfältige Bearbeiter des hier behandelten Gegenstandes, Hr. Prof. Dr. J. B. Friedreich in Erlangen, was man sonst die *Antiquitates Homericae* weniger genau zu nennen pflegt, und behandelt abgesehen von Sprache, Dialekt, Metrik und Critik, alles was an sogenannten Sachen im Dichter vorkommt oder erwähnt wird. Warum, wenn man auch das Hesiodische hier nicht mit einbegreifen wollte, die homerischen Hymnen, welche unmittelbar zum Cyclus der homerischen Gesänge gehören, ausgeschlossen wurden, ist nicht wohl abzusehen.

Uebrigens ist Homer oder vielmehr der unter seinem Namen begriffene epische Gesang, wie er die ganze vorhistorische Zeit der Achäer, aus der die hellenische erwuchs, darstellt, ein für sich bestehendes Ganze, gleichsam eine Welt für sich, die bey allen Analogien zwischen ihr und der spätern Zeit doch vieles der letztern Dunkles oder Räthselhaftes enthält und eben deswegen nicht nur bezüglich der Sprache und Struktur der Rede, sondern auch bezüglich des Lebens, des Staates, der Sitten und Gebräuche zu einer großen Fülle oft verfehlter, oft controverser Untersuchungen Anlaß gegeben hat. Die Schriften des Plutarch und des Athenäus besonders, der Lexicographen und der homerischen Scholiasten; dann für die Religionsalterthümer die Bücher

des Pausanias und für Geographie die des Strabo sind voll von solchen homerischen Untersuchungen oder von Nachrichten derselben und Mittheilungen aus ihnen und eine bis in die letzten Gründe eingehende Behandlung der Sache würde füglich bey jedem bedeutenden Punkte von ihnen beginnen. Der Verf. nimmt selten auf diese Quellen Rücksicht; er hält sich zunächst an das in dem Dichter selbst gegebene und an die Werke der neueren, welche denselben Gegenstand behandeln. Und allerdings war eine umfassende Behandlung dieser Realien, wie sie hier unternommen wird, ein Bedürfniß für das genauere homerische Studium, sowohl der Jugendlehrer als der Jugend wegen, da die früheren Werke darüber von Feith an bis auf das von Tarpstra dürftig und ungenügend sind, und die Uebrigen nur einzelne Gegenstände behandeln oder homerische Monographien sind, welche sich zum Theil über das Einzelne verbreiten.

Der Verf. hat sowohl den Inhalt der homerischen Gesänge als auch jene Schriften ihrer Sachverständiger sorgfältig erwogen, alles mit vielem Fleiße geordnet und verbunden und so über den reichhaltigen Gegenstand ein umfassendes Werk von 703 großen und ziemlich eng gedruckten Octavseiten geliefert, das sich besonders zum Nachschlagen und nach Bedürfniß zum Lesen einzelner Abschnitte empfiehlt. Es fällt auf, daß die griechisch angeführten Worte, deren freylich nicht viele sind, ohne Accent und selbst ohne Spiritus geschrieben werden.

Damit hängt wohl auch zusammen, daß er sich, da wo die Erklärung des sächlichen von der

Erklärung dunkler Worte und Redensarten abhängt, auf diese nicht einläßt, sondern das dahin Gehörige übergeht oder sich begnügt, die Meinungen Anderer darüber anzugeben. Er verfährt ebenso bey umfassenderen Sacherklärungen und man muß sich zufrieden geben, das zum Gegenstand Gehörige vereinigt, auch nach Umständen ergänzt zu finden, was darüber in den zahlreichen Schriften der Neueren vorgetragen wird.

Eine selbstständige Entscheidung hat er sich selten erlaubt und läßt es an Wiederholung der Gründe für und wider genügen. Dagegen führt er mit großer Vollständigkeit die Schriften an, in welchen man sich über den Gegenstand des weiteren belehren kann. Dieses sein Verfahren zeigt sich gleich zu Anfange, wo die Welt- und Erdkunde des Dichters kurz behandelt wird. Er bemerkt, die meisten alten Schriftsteller neigten sich zu der Ansicht, daß Homer genaue Kenntniß in der Welt- und Erdkunde gehabt habe, d. h. in dem was man zu ihren Zeiten davon wußte, wie Strabo und zum Theil Hipparch. Ihnen entgegen nähmen Andere eine Fiktion an, wie Eratosthenes, der behauptet habe, der Dichter brauche nur zu ergötzen nicht zu belehren, und könne daher erdichten, was und wie er wolle, was auch Homer gethan habe. Zwischen beyden hätten die Neueren einen Mittelweg eingeschlagen, indem sie weder bloße Erdichtung bey ihm angenommen, noch alles auf die jetzige (soll wohl heißen: später griechische) Welt- und Erdkunde zurückführten, und seyen von der Ansicht ausgegangen, Homer habe den Volksglauben seiner Zeit wiedergegeben und uns über die Art belehrt, „wie nach der Unvollkommenheit der jenesmaligen Kenntnisse sein Zeitalter sich eine Welt- und Erdkunde bildete.“ Hier wäre wohl das Richtigere, daß in den homerischen Gesängen überhaupt eine einigermaßen abgeschlossene Welt- oder Erdkunde nicht gefunden wird; der Dichter aber keineswegs sich in irgend einer Weise dem „Volksglauben“ accommodirt, sondern einfach berichtet, was er selbst gesehen oder als Sage vernommen hat. Auch in der Sage sind oft die Keime historischer Ueberlieferung obgleich im mythischen Gewande wohl zu erkennen. So in der vom Lande der Cyclopen, vom Polyphemus mit Einem Auge

auf der Stirn und von den Felsen, die er dem Odysseus nach dem Schiffe geschleudert hat. Der Aetna, dessen Auge mitten in der Nacht noch jezo glüht und die Felsen, welche ihm gegenüber an der Küste von Catania nach Taormine noch jezo als hineingeschleuderte Brocken in dem Meere liegen, zeugen von der vulkanischen Natur des dem Homer überlieferten Mythos und von dem Lande, das er betrifft.

Hr. F. schließt den kurzen Abschnitt mit den Worten: „ohne uns weiter in eine Auseinandersetzung der verschiedenen Ansichten (über die man sich in den unten bezeichneten Schriften hinlänglich belehren kann) einzulassen, gehen wir sogleich zur Darstellung des hieher Gehörigen über,“ und führt in der Anmerkung die Schriften der Neueren, von Schönemann und Schlegel bis auf Grotensend (in den allgemeinen geographischen Ephemeriden, 48. Bd.) über die homerische Geographie an, und da er gleich darauf zu dem Einzelnen übergeht, und von Himmel- und Lusterscheinungen, Winden, von Tag, Monat und Jahr handelt, so ist allerdings die Ansicht für den Leser abgeschnitten, sich nach der Andeutung des Verf. einen deutlichen Begriff von der homerischen Anschauungsweise, so weit sie das Ganze betrifft, machen zu können. Wie bekannt, hat Voß vorzüglich die Ansicht bey Ansehen zu erhalten gesucht, daß Homer die Erde sich als eine Scheibe gedacht, mit dem Meere vom Hellepont an bis gegen den westlichen Einfluß des Oceanes in der Mitte, den Himmel als eine Halbkugel darüber und den Ocean selbst als Fluß und Gränze dieser Scheibe. Hr. Professor Friedreich folgt später S. 13 noch den von Voß dafür geltend gemachten Gründen dieser Ansicht, ohne, was ihm selten begegnet, daß er nämlich die Anführung einer bedeutenden Autorität übergehe, zu erwähnen, daß Gottfried Hermann diesen Hypothesen in seiner Einleitung zur Ausgabe der homerischen Hymnen einen sehr entschiedenen Widerspruch entgegengesetzt hat, wo er in der Epistola ad Ilgenium p. CXXI nach Aufzählung einer Reihe schlimmer Irrthümer von Heinrich Voß fortfährt: „Sed haec ablegemus ad Homericos illos et Hesiodicos terrarum orbis, ad amussini in tabula descriptos et angusto cinctos

amne oceani. Mihi quidem non tam mirum videtur, ab uno talia excogitari, quam miserandum, a multis credi. Allerdings liegt es sehr nahe, da der Ocean in Westen und in Osten erwähnt wird, ihn um die Erde herum gehend sich zu denken, wie es später gedacht wurde, wiewohl auch dann noch die Vorstellung eines verhältnißmäßig schmalen, den Erbrand umgebenden Flusses etwas Barockes und Undenkbares hat, und man über die Vorstellung einer in das Unbestimmbare hinausgedehnten Fluth (ῥοός) nicht hinwegkommt; aber der homerischen Anschauung liegt die vossische Vorstellung offenbar fern. Er kennt die von dem Helios beleuchteten Länder und als Gränze derselben den βασιλῆος Πηλεΐδος, aber Odysseus bekommt von der Circe die Weisung, durch den Okeanos zu segeln (Od. K. 508) ἀλλ' ὄπιός ἄρ' ἔσθ' ἠὲ δι' Ἰθάκῃς Πηλεΐδῳ περιήσῃς; dort werde er die flache Küste der Persephonia finden. Das Schiff soll er dort an den tiefsrudelnden Okeanos befestigen und in das Haus des Aides hineingehen. Odysseus vollzieht den Befehl, kommt dort zu den Gränzen des Okeanos und findet da nicht nur die Küsten der Persephone und das Haus des Aides, sondern auch Land und Volk der Kimmerischen Männer, denen die Sonne nicht scheint, weder wenn sie aufgeht noch wenn sie untergeht.

(Schluß folgt.)

Bijdragen tot de Dierkunde.

(Schluß.)

IV. Over eene nieuwe soort van Polynemus. *Polynemus macroneinus*, door H. S. Pel (S. 9 — 10 mit einer Tafel). — Der Abtheilung der Fingerfische mit freyen Bruststrahlen, die länger als der Körper sind, fügt hier Pel 2 neue Arten bey, von denen er aber nur die eine durch eine ausführliche Beschreibung und eine Abbildung erläutert. Von Cuvier's *Polynemus longifilis* unterscheidet er sie folgendermaßen:

1. *P. longifilis*, radiis pectoralibus liberis 7.

2. *P. macroneinus* n. sp. radiis pectoralibus liberis 5.
3. *P. quatuordecemfiliis* n. sp. radiis pectoralibus liberis 14.

V. Beschrijving van eenen nieuwen roofvogel, *Machaeramphus alcinus*. Door G. F. Westerman (S. 29 — 30 mit einer col. Tafel). — Dieser von Malakka stammende Vogel unterscheidet sich durch den Schnabelbau von allen andern Untergattungen, in welche man die Linneische Gattung der Falken in neuerer Zeit vertheilt hat. Der Oberkiefer nämlich ist sehr hoch, ungewöhnlich zusammengedrückt und stark herabgekrümmt, mit ganzen, ungezahnten Rändern. Sonst kommt dieser Vogel im Habitus am nächsten den Untergattungen *Pernis* und *Avicida*, auch sind die Bügel wie bey diesen besiedert, die Zehen jedoch bey ihm weit länger. Die Federn des Hinterkopfs sind in einen Schopf verlängert.

VI. Beschrijving van eene nieuwe soort van Gavi, *Garrulus Lidthii*. Door G. F. Westerman (S. 31 — 32 mit einer col. Tafel). — Dieser Häher ist aus Indien gebracht worden, und ist dem *Garrulus lanceolatus* ähnlich, aber größer und von einer sehr verschiedenen Färbung.

Die dritte Lieferung enthält die nachstehenden Artikel.

I. Nieuw voorbeeld van twee uitgegroeide stootantenn, aan denzelfden Narwal-Schedel, door G. Vrolik (S. 21 — 28 mit einer Tafel). — Zu den großen Seltenheiten in den Sammlungen gehören solche Narwal-Schädel, bey denen aus der Oberkinnlade zwey Stoßzähne hervorragen, während in der Regel nur der linke Zahn entwickelt ist, der rechte aber im Kiefer verborgen bleibt. Obwohl nun aus Scoresby's Beobachtungen bekannt ist, daß wirklich zuweilen Narwale mit zwey vorragenden Stoßzähnen gesehen werden, so haben doch viele Naturforscher die Richtigkeit des zweyten Zahnes an den in den Sammlungen aufbewahrten zweyzähligen Schädeln bezweifelt, und Owen erklärt in einem solchen Falle den zweyten Zahn geradezu für künst-

lich eingefest, weil seine Windungen nicht gegen die des andern, sondern in gleicher Richtung mit ihnen laufen. Brolik führt nun aus seiner eigenen Sammlung ein neues Beyspiel an, wo an einem Narwallschädel zwey lange Stoßzähne vorragen und sieht beyde für ächt und ursprünglich an, obwohl ihre Windungen ebenfalls in gleicher Richtung miteinander verlaufen. Beyde Zähne sind noch durch vertrocknetes Zahnfleisch an den Oberkiefer geheftet und ihre Spizen sind abgebrochen; der rechte ragt um 1,8 und der linke um 1,6 Metre vor. Der Schädel scheint von einem Weibchen herzurühren und es ist bemerkenswerth, daß an ihm die Asymmetrie der Seiten auffallend geringer ist, als an den Schädeln, bey denen sich nur der eine Zahn entwickelt hat.

II. Description d'une nouvelle espèce du genre *Eryx*, *Eryx Reinhardtii*, par H. Schlegel (S. 1 — 3 mit einer schwarzen Tafel). — Der ausführlichen Beschreibung dieser neuen, von der Goldküste kommenden Art fügt der Verf. weitere Bemerkungen bey, indem er zeigt, daß die durch Dumeril und Bibron vorgenommene Trennung der Gattung *Eryx* in 2: *Eryx* und *Platygaster*, nicht haltbar ist, weil die neue Art Merkmale beyder an sich trägt.

III. Descriptions de plusieurs espèces nouvelles du genre *Lophyrus* par H. Schlegel (S. 4 bis 6 mit 2 col. und schwarzer Tafel). — Schon Kuhl hatte darauf aufmerksam gemacht, daß auf Java außer dem großen *Lophyrus tigrinus* noch eine andere kleinere Art vorkomme. Boie gab ihr den Namen *L. Kubli*, ohne daß jedoch seine Beschreibung publicirt wurde. Die reichen Sendungen, die von den sundaischen Inseln nach Leyden gelangten, boten Schlegel, einem unserer tüchtigsten Herpetologen, die Gelegenheit dar, neue Untersuchungen über diese Thiere anzustellen, als deren Resultat es sich ergab, daß nicht bloß die zweyte Art vollkommen begründet ist, sondern daß sie auch auf Sumatra gefunden wird; ferner daß auf dieser Insel noch eine andere Art, von ihm *L. sumatranus* benannt, sich aufhält, und daß Borneo ebenfalls eine eigenthümliche Species, die er als *L. Bornensis* bezeichnet, zu besitzen scheint.

IV. Beschrijving van eene nieuwe soort van Marter, *Mustela (Martes) Henrici*. Door G. F. Westerman (S. 13 — 14 mit einer color. Tafel). — Auf Java, Sumatra und Borneo kommt ein Marter vor, der in seiner Färbung viele Aehnlichkeit mit der in Vorderindien lebenden *Mustela flavigula* s. *Hardwicki* hat, so daß er auch von S. Müller zu einer Art mit dieser letzteren gerechnet wurde. Temminck war dagegen anderer Meinung und trennte den Marter der sundaischen Inseln specifisch vom festländischen, indem er ihn im Leydner Museum als *Mustela Henrici* bezeichnete. Westerman tritt dieser Ansicht bey und gibt folgende unterscheidende Merkmale an. Bey *M. flavigula* ist der Kopf oben, Wangen, Ohren, ganzer Nacken bis zu den Schultern dunkelschwarz, was bis unter die Ohren und an den Halsseiten sich ausbreitet. Bey *M. Henrici* dagegen ist der Kopf oben und an den Seiten, Ohren und Nacken lichtbraun, was sich an den Seiten des Halses und Kopfes nur zu einer Linie ausbreitet, die ein wenig über den untersten Winkel des Ohres hinläuft und längs der Halsseiten durch einen schwarzbraunen Streifen von dem großen gelben Kehlfleck getrennt wird, der bey *M. flavigula* viel kleiner ist. Ferner ist bey *M. Henrici* der Vordertheil des Rumpfes stets mehr oder minder kastanienbraun, während er bey *M. flavigula* meist weißlichgelb ist oder bisweilen ins Schwärzliche zieht. Ref. will hiebey bemerklich machen, daß er dieselben Unterschiede auch bey den Exemplaren der hiesigen Sammlung wahrgenommen hat.

V. Beschrijving van twee nieuwe soorten van Meezen, door G. F. Westerman (S. 15 bis 16 mit einer col. Tafel). — Die beyden neuen Arten von Meisen sind in Mexico gefunden worden. Die erste hat vom Prinzen L. Bonaparte den Namen *Parus (Lophophanes) Wollweberi* und die andere den Namen *Pysaltriparus personatus* erhalten; Westerman zeigt jedoch, daß letztere zu *Psaltria* gestellt werden müsse.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. Januar.

Nro. 9.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

I. *De republica Alamannorum commentarios* scripsit *Johannes Merkel*, J. U. D. Illustrandis legum Alamannicarum libris. Prostat Berolini apud *Wilhelmum Hertz* 1849.

II. *Monumenta Germaniae historica*. Edidit *G. H. Pertz*. Legum tom. III. fascic. I. *Lex Alamannorum* edente *Johanne Merkel*. Hannoverae 1851.

Die historische Erkenntniß des ältern deutschen Rechtes und die Kritik der alten Volksgesetze ist in neuerer Zeit durch mehrere Schriften von *Merkel*, dessen umfassende und gediegene Gelehrsamkeit in der That an den Wissensreichthum *Jakob Grimms* erinnert, in sehr erheblichem Maaße gefördert worden. Die beyden oben benannten Werke über das öffentliche Leben der Alamannen und das Alamannische Volksgesetz zeugen wieder von dem eminenten Fleiße und dem durchbringenden Scharfsinne dieses noch jugendlichen Gelehrten und sind schwer beladen mit fruchtbaren Bemerkungen und reich an neuen Aufschlüssen. Der Geschichtsforscher — für diesen haben sie natürlich einen höhern Werth noch als für den Juristen — wird in denselben mannichfaltige Belehrung und Anregung finden, der Rechtshistoriker insbesondere darin einen vollen Schatz interessanter Notizen und Wahrnehmungen erkennen. Wir sind zwar lebhaft von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die national-deutsche Rechtswissenschaft mehr als es bisher geschehen ist, sich dem modernen prak-

tischen Leben und der Rechtsbildung unserer Tage zuwenden muß, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen und als lebendige Wissenschaft den Rang und Einfluß erwerben und sichern will, auf welche sie neben der romanistischen Jurisprudenz Anspruch macht. Wir haben die Meinung, daß das Hängenbleiben in den Vorhallen der altgermanischen und der mittelalterlichen Rechtsgeschichte vom Uebel sey. Diese Ueberzeugung aber darf uns nicht hindern, Arbeiten wie die vorliegenden für sehr verdienstlich zu halten und mit aufrichtigem Dank zu empfangen.

Die erste Schrift war bestimmt, als Einleitung zu dem alamannischen Volksgesetze in den Pergischen *Monumenta* zu dienen, und ist daher ebenfalls in lateinischer Sprache geschrieben, was zumal bey dem gedrun- genen Styl des Verfassers die Benutzung immerhin erschweren wird. Sie verfolgt das Schicksal des alamannischen Volkstammes von dem Eintritte desselben in die Geschichte an, bis gegen Ende des XIII. Jahrhunderts, theilweise noch in das XIV. Jahrhundert hinein, zeichnet die öffentlichen Rechtsverhältnisse in scharfen Umrissen und bespricht die auf einander folgenden alamannischen Rechtsquellen.

Es werden folgende Perioden unterschieden:

1) Älteste Geschichte von 213, als die Alamannen zuerst am Main mit dem römischen Kaiser *Caracalla* zusammenstießen, bis 371. Die Zeit der ersten Kämpfe mit den Römern und der theilweisen Besiznahme der alamannischen Länder, am Rhein und Main. *Merkel* nimmt an, daß die ältesten Gauen (*pagi*) der Alamannen bloße Zenten (*centenae*) und die alamannischen Fürsten,

Herzoge, Könige nur Zentgrafen gewesen seyen. Die höhere Gauverfassung, in welcher die Zenten eine untergeordnete Stellung haben, schreibt er erst der Anordnung der fränkischen Könige zu. Diese Auffassung hat aber weder eine innere Wahrscheinlichkeit für sich, noch ist sie durch Zeugnisse begründet. Die Ausbildung der Zentverfassung und die Neigung zu großer Selbstständigkeit der Zenten scheint auch mir ein charakteristischer Zug des alamannischen Wesens, der im XIII. Jahrhundert und später noch fortwirkt. In meiner Zürcherischen Rechtsgeschichte habe ich von diesem Punkte aus die mittelalterliche Vogteygerichtsbarkeit, und in der Geschichte des schweizerischen Bundesrechtes die Entstehung der Urkantone zu erklären versucht, und kann mich nur darüber freuen, für jene Grundansicht in den Forschungen Merkel's neue Bestätigung zu finden. Aber meines Erachtens geht Merkel in dieser Richtung zu weit, wenn er das alamannische Gemeinwesen schon in der ältesten Zeit in eine Menge verhältnißmäßig kleiner und doch von einander ganz unabhängiger Zenten zerbröckelt. Die Römer haben wohl Gaue und Zenten pagi genannt, auch wohl beyde gelegentlich verwechselt; aber die Eintheilung in Gaue und Zenten ist offenbar nicht eine spezifisch fränkische, sondern eine gemeinsam germanische und beruht theils auf der typischen Vorstellung der Germanen von der Gliederung des Stammes und dem Organismus des Heeres, theils auf den praktischen Interessen der Einigung des Volkes und Landes. In der Realität hat freylich die Verfassung sich nicht genau und nicht vollständig an jene typische Vorstellung angegeschlossen. Diese ist aber überall erkennbar als politischer Grundgedanke, nach welchem der ganze Volksstamm in 10 Gaue, und jeder Gau hinwieder in 10 Zenten zerfällt. Wie diese unter Zenthauptlingen, so stehen die Gaue unter den Gaugrafen und der ganze Stamm erhält seine sichtbare Einheit der Leitung in dem Volkskönige. Auch die letztern sind selbst da in der Verfassungsanlage als Entwicklung der Zukunft indieirt, wo anfangs noch keine Könige bestanden. Phillips und Waik haben das überzeugend näher nachgewiesen. Wenn aber Cäsar (Bell. gall. IV. 1) den Suevischen Völkern 100 pagi zuschreibt, so hatte er nicht Zenten sondern wirkliche Gaue im

Sinn, denn er berichtet, daß jeder Gau 1000 Mann in's Feld stelle; und darüber hatte der große römische Feldherr sicherlich gute Nachrichten, denn für ihn war die Stärke des Heeres die wichtigste Frage. Tacitus dagegen dachte, wenn er von pagi sprach, meist an die Zenten, indem er (Germ. 6) von diesen nur 100 Krieger zum Heere stellen läßt, eine Zahl, die im Mittelalter noch für die Vogteyen von Bedeutung ist. Daher schrieb denn auch Tacitus dem Volksstamme der Semnonen, welche nur einen Theil der Suevischen Völkermasse ausmachen, 100 pagi zu. Seine pagi sind daher nur Zehntel der pagi des Cäsar, d. h. Zente der Gaue.

Ueber die alte ständische Gliederung der Alamannen, welche ebenfalls in dieser Periode von Merkel zur Sprache gebracht wird, werden später noch einige Bemerkungen folgen.

2) Zweite Periode von 371 bis 452. Vordringen der Alamannen über den Rhein und Nachrücken der mit ihnen verbundenen und nahe verwandten Schwaben. Das Verhältniß der beyden Stämme, die bald unter dem gemeinsamen Namen zuweilen der Alamannen, zuweilen der Schwaben (Suevi) zusammengefaßt, bald wieder unterschieden werden, ist noch nicht genau ermittelt. Die sicherste Auskunft ist vielleicht in der Mundart und den eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen des Volks zu finden, welche trotz Jahrhunderte langer Durchkreuzung der politischen Landestheilung sich noch bestimmt sondern. In dieser Beziehung gehören die deutsche Schweiz größtentheils, der Schwarzwald und das Elsaß als eigentlich alamannisches Land zusammen, und sind von dem nördlich und östlich angrenzenden eigentlichen Schwaben wohl zu unterscheiden.

3) Dritte Periode von 452 bis 511. Besiegung der Alamannen durch die Franken, und Unterwerfung des nördlichen Theils von Alamannien unter die Frankenherrschaft, freiwillige Unterordnung des südlichen Theils unter die Ostgothen.

4) Vierte Periode von 511 bis 638. Vereinigung der Alamannen unter der Oberherrschaft des ostfränkischen Königthums, Einführung des Chris-

stenthums und der fränkischen Staatskultur in ganz Alamannien.

In diese Zeit gehört das älteste alamannische Volksgesetz, dessen drey noch vorhandene Fragmente Merkel in einer Pariserhandschrift des IX. Jahrhunderts entdeckt und in den Documenten mit genauer Bezeichnung ihrer Eigenthümlichkeit als „*Pactus legis Alamannorum*“ herausgegeben hat. Er verlegt diesen ersten alamannischen „Pacht“ (ein Ausdruck, der bekanntlich zur Zeit des Schwabenspiegels noch gebräuchlich war) in die Regierung des Königs Chlotar I. (555 — 561).

In diesem Stück findet sich die wichtige Stelle über das Wergeld der alamannischen Stände II. 37 ff. Es werden unterschieden

- a) *barones de mino fredis*, die ein Wergeld von 160, die Frauen von 320 Schillingen haben,
- b) *medii Alamanni*, mit einem Wergeld von 200, die Frauen von 400 Schillingen,
- c) *primi Alamanni*, mit einem Wergeld von 240, die Frauen von 480 Schillingen.

Ueber diese Ordnung der Stände nun trägt Merkel durchaus neue Ansichten vor, und gründet auf dieselben eine Reihe von gewagten Vermuthungen, deren Wahrscheinlichkeit wir indessen entschieden verneinen müssen. Er vergleicht diese Stelle mit dem neuen alamannischen Gesetz Chlotars II.

- c. LXIX. worin 1) das Wergeld des Freyen (liber) auf „zweymal 80“ Schillinge,
- 2) das des „*medius Alamannus*“ auf 200 und
- c. XVII. 3) das des Freygelassenen auf 80 Schillinge gesetzt wird.

Es liegt sicher ganz nahe, in beyden Stellen die nämliche Ordnung und Werthschätzung der Stände zu erkennen. Sie ergänzen, bestätigen und erklären sich wechselseitig, sobald wir nur die auch sonst wahrscheinliche germanische Volkseinteilung der drey Stände: Abel (*primi*), Freye (*liberi* = *barones de mino fredis*) und Halbfreye (*Liti*) zu Grunde legen, deren Wergeld sich verhält wie 3 : 2 : 1, und

zwischen welche dann die durch Amt oder Vasallenverhältnis ausgezeichneten Mittelfreyen *medii mediani* im Verhältniß von $2\frac{1}{2}$ hineingeschoben worden. Ich habe bey Gelegenheit des alamannischen Formelbuchs (Gel. Anz. 1850 No. 50) in diesen Blättern weitere Gründe für diese Ansicht vorgetragen. Neuerdings ist durch Karl Simrock „die Edda,“ ein sehr wichtiges und entscheidendes Zeugniß für jene drey Urstände bekannt geworden, welches ganz geeignet ist, den Streit in der Hauptsache endlich abzuschließen. In der älteren Edda nämlich findet sich ein Lied, welches die Entstehung der drey Stände unmittelbar an die alte Götterlehre und den religiösen Mythos der Germanen anknüpft. Das aber ist sicher ein unverwerflicher Beweis, daß die ständische Gliederung von dem Volke als eine ursprüngliche, von den Göttern selbst geordnete betrachtet wurde. Dann aber ist es sicher nicht befremdend, woran Merkel Anstoß genommen hat (*Pactus I.* No. 64), daß die Einheit des Wergelds bey dem untersten Stande angenommen und mit den höhern Stufen vervielfältigt wird. Ursprünglich hat man sich diesen untersten Stand nur nicht als Freygelassene zu denken, sondern als einen in sich begründeten erblichen niedern Volksstand, in den die Freygelassenen später eintraten, wie bey den Römern die *libertini* in den Stand der *clientes*.

(Fortsetzung folgt.)



Die Realien in der Iliade und Odyssee von J. B. Friedreich.

(Schluß.)

Man hat gleichwohl gegen die ausdrücklichen Worte des Dichters die Kimmerier dießseits des Okeanos gesetzt. Wie wäre das möglich, da dann die Kimmerier gerade dahin gebracht werden, wo die Sonne untergeht? Mit Bergen, die Wost nach Muthmaßung der Spätern dahin stellt, ist auch nichts geholfen; die können wohl das Land beschatten, aber nicht

bewirken, daß es fortwährend in Nacht und Dunkelheit eingehüllt ist. Es bleibt also nichts übrig, als die Worte des Dichters zu verstehen, wie sie vorliegen und anzunehmen, daß nach homerischer Vorstellung Odysseus, nachdem sein Schiff das Meer verlassen, über den Okeanos hinwegsegelt und wie er an die Gränzen desselben (*ἐς περίπαρα*) gelangt, sich außerhalb des Sonnenreiches in einer andern Welt, in einem novus orbis, dem Reiche der Nacht befindet, in welchem die Kimmerier wohnen, das Haus des Hades ist und was außerdem davon berichtet wird.

Der Verf. folgt dann den weiteren Stoffen, welche Welt- und Erdkunde ihm an die Hand geben und handelt vom Erdkörper, von den Meeren, Flüssen, Quellen, den Bergen, den einzelnen Ländern und ihrer Geographie und vom Aufenthalte der Abgeschiedenen. Dann folgt mit vieler Sorgfalt und großer Vollständigkeit aufgeführt, was über Mineralien, Pflanzen und Thiere beim Dichter vorkommt. Doch ist vergessen anzuführen, aus welchen pflanzlichen Stoffen (*Π. σ, 595* und anderwärts) *τῶν δ' αἱ μὲν λεπτάς ὀφθαλμοὺς ἔχον οἱ δὲ χιτῶνας* die *ὀφθαλμοὺς λεπταί* bestanden haben. Die Frage wurde neuerlich von dem großen Geographen Karl Ritter in seiner in der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung über die Verbreitung der Baumwolle aufgenommen und behandelt. Hierauf folgt die Lehre von dem Menschen, seinen physischen Beschaffenheiten und einzelnen Theilen; dann dem Psychischen mit den Grundbegriffen der homerischen Psychologie, den Krankheiten, dem Tode.

Zu wünschen wäre gewesen, daß von der Darstellung der psychischen Zustände der Verfasser, ehe er zu den Grundzügen des Charakters kam, bestimmter auf die geistigen Funktionen, auf das, was dem Dichter Denken, Entschließen und Handeln ist, auf das Vertliche und die Mittel dieser Thätigkeiten eingegangen wäre, von dem Psychischen also das eigentlich Logische, soweit es in den Homer gehört, bestimmter geschieden hätte. Denn hängt auch nach den Vorstellungen des Dichters empfinden und denken, wahrnehmen und urtheilen innerlich zusammen, und verfließt auch nicht selten die eine Vorstellung

mit der andern, so tritt doch das Denken als die höhere Potenz, das *νόημα* an mehreren Stellen bestimmt hervor und ist außer Verkehr mit *γῆρας*, *φρονος* oder *ἦθος*, obgleich in dem Gebiet der Draganen von diesen mit eingeschlossen, da eine Betheiligung des Hauptes und des Gehirnes an den geistigen Verrichtungen beim Dichter nicht gedacht oder erwähnt wird. Der Verf. legt dann mit gleicher Vollständigkeit die Verhältnisse der Geschlechter, der Eheleute, der Familienglieder dar, die der Sklaven, der Freunde, der Gastfreunde und der Fremdlinge, und geht dann zur Bekleidung und zur gymnastischen Pflege, zu Speisen und Getränken über; hierauf folgen die Beschäftigung, Thierzucht, Landbau, Handel und Gewerbe, Baukunst und Herstellung der Geräthe, Unterhaltung durch Gesang, Musik, Tanz, Gymnastik und Spiele; dann das Kriegswesen. Die Staatsform, die Verhältnisse des Volkes zu den Mächtigen und Königen, Recht und Rechtspflege reihen sich an und diesem, was über Kultus, Priester und Mantik zu sagen war. Der Verf. geht dann noch auf das Einzelne, auf die Heroen und ihre Persönlichkeiten über und schließt mit der Lehre von den Göttern, von ihrer Natur, ihrem Aufenthalte, ihrer Herrschaft und dem, was über Einzelne und ihren Einfluß zu sagen war. Es würde die Gränzen dieser Anzeige überschreiten, wenn wir in die einzelnen Abschnitte eines ebenso reichhaltigen als wohlgeordneten Werkes folgen wollten. Es erübrigt nur noch, daß wir das Verdienst anerkennen, welches er sich um die Verbreitung der Kunde der homerischen Realien oder Alterthümer erworben hat und sein Buch der ihm gebührenden Beachtung, besonders Seitens der Schulmänner empfehlen.

Fr. Th.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. Januar.

Nro. 10.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

I. *De republica Alamannorum commentarios etc.*

II. *Monumenta Germaniae historica.*

(Fortsetzung.)

Der Mythos der Edda, der für die älteste Rechtsgeschichte der Germanen sehr wichtig ist, erzählt die Begründung der Stände folgendermassen: Der Ase Heimdall zog unter dem Namen Rigr über das Land. Da traf er zuerst ein Haus mit offener Thüre und ging hinein. Darin saß in schlechtem Gewand ein Ehepaar, Ai und Edda (Urgroßvater und Urgroßmutter). Er setzte sich zu ihrem Tische, aß mit ihnen schweres Brod und Fleisch vom Kalb, und schlief während drey Nächten in ihrer Mitte. Nach neun Monaten wurde dann von der Edda ein Knabe geboren von dunkler und rauher Haut, knotigen Gliedern und unschönem Gesicht, Thral (der Knecht), der die Magd Thyr heirathete und der Stammvater der Knechte wurde, welche Aecker missen, Schweine mästen, Geissen hüten und Torf graben. Auf der weiten Fahrt kam Rigr an ein anderes Haus, zu Atri und Amma (Großvater und Großmutter), beyde von besserem Wuchs, der Mann mit Weben, die Frau mit Spinnen beschäftigt. Auch da verweilte er drey Nächte; und wieder nach neun Monaten wurde ein Knabe geboren, Karl mit Namen, mit rothen Wangen und funkelnden Augen. Als er heranwuchs, zähmte er Stiere, zimmerte Wagen, baute Häuser und Scheunen und bestellte das Feld. Dann heirathete er die Snör und zeugte mit ihr das Geschlecht der freyen Bauern. Endlich kam Rigr zu einem

höheren Hause, in dessen Saale Vater und Mutter saßen, in weiten Gewändern, der Mann Bogen und Pfeile versuchend, die Frau im Schleier, Geschnaide an der Brust. Auch bey ihnen verblieb er drey Nächte: und neun Monate nachher ward ein Knabe geboren, Jarl genannt, mit lichten Locken, leuchtender Wange, scharfen Augen. Als der Knabe aufwuchs, lernte er Linden schälen, Sehnen winden, den Bogen spannen, Pfeile schäften, Spieße werfen, Lanzen schwingen, Hengste reiten, Hunde heken, Schwerter ziehen, den Sund durchschwimmen. Rigr selbst nahm sich der Erziehung an und lehrte ihn die Wissenschaft der Runen, und gab ihm Erb und Eigen und Ahnenschlöffer in reichem Maße. Dann vermählte sich Jarl mit der adelichen Erna und ward der Stammvater der Edlen, der Fürsten. Die Sage enthält noch manche feine Züge über das Wesen der drey Urstände. Das Hervorgehobene aber genügt, um die ursprüngliche Anschauung des Volks über die verschiedenen Stände, die alle drey gewissermassen zu seinem Leibe gehören, klar zu machen. Die eigentlichen Sklaven gehören keineswegs dazu. Diese sind, das weiß Volk und Sage gar wohl, kein Urstand, sondern erst durch Krieg und Gewalt in die Eigenschaft gerathen.

Kehren wir zu Merkels Auffassung zurück. Statt die beyden Stellen des alten Pacht und der Chlotharischen Gesetzgebung in Uebereinstimmung zu finden, glaubt er dieselben widersprechen sich. Die *primi* Alamanni der ersten Stelle hält er wieder mit Eichhorn und Witda nicht für den alamannischen Adel, sondern für einfache Freye und erklärt sie für gleichbedeutend mit den *liberi* der zweyten Stelle.

Um deswillen nimmt er an, die 240 Schillinge Wergeld jener *primi* und die 160 Schillinge dieser *liberi* seyen die gleiche Summe, folglich dort ältere (leichtere) Schillinge von 2 Tremisses, hier neuere durch die Franken eingeführte schwerere Schillinge von 3 Tremisses gemeint. Allein es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß die einfachen Freyen als „*primi*“ oder „*meliorissimi*“ bezeichnet werden. Was bliebe dann für den Adel für ein Ausdruck übrig? Ueberdem wäre bey jener Annahme von dem Wergelde des Adels gar keine Rede in dem Gesetze. Die, welche einen alten Volksadel leugnen, werden sich freylich leicht über diese Bedenken hinweg setzen. Dafür gerathen sie denn aber auf anderer Seite in neue Verwicklung, denn sowohl die Zeugnisse der Geschichte als die Analogie der übrigen germanischen Völker sowie die ganze Anlage der alt-germanischen Verfassung weisen so bestimmt auf die Existenz auch eines alamannischen Adels hin, daß sie sich mit diesen unmöglich zurecht finden können, ohne die ganz moderne Vorstellung von ich weiß nicht welcher germanischen Urdemokratie aufgeben zu müssen. Es ist neuerlich häufig nicht mehr beachtet worden und liegt doch dem unbefangenen historischen Sinne so klar vor, daß schon von Anfang an alle politischen Zustände aller germanischen Völker aus monarchischen aristokratischen und demokratischen Elementen zugleich zusammengesetzt sind. Auch die alamannischen Häuptlinge waren sicher alter Volksadel.

Die *mediani Alamanni* und die *medii Alamanni* der beyden Stellen hält er sodann trotz ihres Namens nicht für Alamannen, sondern für Franken, die in Alamannien wohnen. Es ist diese Auslegung so unglaublich, daß ich erst nach mehrmals wiederholter Lektüre mich habe überzeugen lassen, daß Merkel wirklich diese Meinung gewagt habe. Zum Beweise will ich seine Worte herschreiben. Comment. III Note 39. „Deinde *Francos* c. a. 536 imperio id assecutos esse, ut *ipsi viri* gildum lege sua introductum tanquam *medii* inter Alamannos haberent.“ Lex Alam. Part II. Note 64.: „tum *Francorum* dominatione evanuisse antiquum *libertini* jus civile, et ordines *statu liberorum* ita aestimari coepisse — medium Ala-

mannum *sive Francum* 200 solid.“ Die Sonderbarkeit dieser Interpretation wird noch befremdlicher, wenn man bedenkt, daß nach ihr die mittleren Alamannen d. h. Franken in dem Pactus ein Wergeld von 240 leichten und einige Jahre später in dem Chlotharischen Gesetze von 240 schweren Schillingen hätten, ferner, daß jene in dem Pactus niedriger geschätzt waren, als Alamannische Freye, ungeachtet sie zu dem mächtigeren Volke gehören, und in dem Gesetze Chotars höher als die Ersten der Alamannen, obwohl sie noch die „Mittlern“ heißen. So häufen sich, bloß um der willkürlichen Annahme willen, daß die *Solidi* der beyden Gesetze nicht dasselbe bedeuten, und daß die *primi* einfache Freye seyen, die Unwahrscheinlichkeiten. Wie einfach stellt sich dagegen Alles, wenn wir die *mediani Alamanni* für gehobene mittelfreye Alamannen halten, die zwischen Freye und Adel in die Mitte treten, und in beyden Gesetzen das nämliche Wergeld haben, das der mächtige Stamm der freyen Franken besitzt?

Die *barones de mino fredis* endlich, in denen wir die einfachen, durch Nichts ausgezeichneten freyen Alamannen erkennen, die Bauern von minderm Geschlecht hält Merkel für die Alamannen, welche eine Zeit lang unter römischer Herrschaft gestanden und desßhalb nach der Wiedervereinigung mit ihren siegreichen Volksgenossen eine Stufe tiefer als diese gestellt worden seyen. Er behauptet überdem, diese *barones de mino fredis* oder *Leti* seyen bald nach dem Pactus zum zweyten Male geniedert und den *Liten*, beziehungsweise Freygelassenen gleichgestellt worden, und diese zweyte Herabsetzung sey durch den Einfluß der fränkischen Könige geschehen. Auch hier häufen sich die Unwahrscheinlichkeiten. Es ist nicht glaublich, daß in Folge der Wiedervereinigung der frey gebliebenen und der unter Römerherrschaft gewesenen Alamannen ein neuer Stand geschaffen und zwischen die beyden nach Merkel ursprünglich allein berücksichtigten Stände der *ingenui* (240 Sol.) und *libertini* (80 Sol.) hineingeschoben worden sey. Schon diese Zahlen deuten auf eine ältere Abstufung von 80, 160, 240. Vielmehr sind auch die römischen Alamannen

wohl nun wieder eingereicht worden in die bestehenden Stände, und da mag es wohl seyn, daß nur ein Theil derselben ihre alten Standesrechte noch behaupten konnte, ein anderer Theil aber, der unter den Römern den Colonen ähnlich behandelt worden war, trotz des freyen Blutes nur noch den Liten und Freygelassenen gleiches Recht erlangte, und sich mit dem geringen Vergeld von 80 Solidi begnügen mußte. Aber wie diese Verhältnisse auch damals geordnet worden seyn mochten, so scheint eine zweyte Herabsetzung der vormaligen Liten durch die Franken mitten im Frieden durchaus unnatürlich. Ständische Verhältnisse sind überhaupt von Natur sehr zähe. Sie waren es ganz besonders in der ältern Zeit, welche auf die Ueberlieferung des Blutes einen viel größeren Werth legte, als es in unserer Zeit vernünftig scheint. Da ließ sich nicht durch Gesetze mit den Ständen so beliebig umspringen und bald so bald anders bestimmen.

In die nemliche IV. Periode um das Jahr 620 verlegt Merkel die alamannische Gesetzgebung Chlothars II. in 75 §§. durch welche vornämlich für die neue christliche Kirche gesorgt wurde. Er weist nach, daß unter dem Chlotar, der 33 Bischöfe, 34 Herzöge und 65 Grafen zur Seite hatte, nicht der erste, sondern der zweyte zu verstehen sey. Unter dem Titel: *Lex Alamannorum a Klothario constituta* theilt er dieses Gesetz aus den Codices A. und B. mit.

In diesem Gesetz kommt auch VIII. B. die Erwähnung der „freyen Gotteshausleute“ vor, mit denen die „Königsleute“ (*coloni regis*) XXIII. 1. verglichen und welche den übrigen Alamannen gleichgestellt werden, ein neuer Beleg für unsere Annahme, daß die *barones de mino fredis* die Masse der einfachen und minderen Bauern umfaßt habe, ob sie nun auf eigenem oder grundherrlichen Boden gefessen waren.

Ebenso das dritte Stück im Jahr 630, das Merkel als *leges Chlothariano codici adjunctae sive legum liber secundus* bekannt macht. §§. 76 — 97. und das vierte von ungewissem Jahr: „*Additamenta sive legum liber tertius*“ §§. 98 — 104.

Erst von dieser Chlotharischen Gesetzgebung an, will Merkel die politische Organisation von Alamannen datiren, nach welcher ein Herzog an der Spitze des ganzen Stammes stand, unmittelbar unter dem ostfränkischen Königthum, und Gau- und Zentgrafen als Richter in die Gaue und Zente gesetzt wurden. Möglich ist es, und sogar wahrscheinlich, daß diese Einrichtung durch die Franken wieder fester geordnet und namentlich auch die Aemter in größere Abhängigkeit je zu den obern Würden und Gewalten gebracht wurden. Der Hauptsache nach aber sehen wir auch in diesen Aemtern nur das alte Recht in seiner der damaligen Zeit gemäßen Form, nicht aber eine ganz neue Staatsordnung.

5) Fünfte Periode von 638 — 749. Während das alte merovingische Königshaus sich dem Untergange zuneigte und die karolingischen Hausmeyer mehr und mehr die königliche Macht an sich zogen, suchten auch die alamannischen Herzöge größere Selbstständigkeit für sich und ihr Volk zu erlangen, und es glückte ihnen in dem Maße, daß der alamannische Herzog Landfrid († 730) es wagen konnte, auf einem großen alamannischen Volksding die Gesetzgebung des Königs Chlotar aus eigener Machtvollkommenheit zu revidiren. Aus den Handschriftenfamilien C und D theilt Merkel dieses revidirte Gesetz in 98 §§. mit: als *Lex Alamannorum Lantfridana*. Die Abweichungen von dem früheren Gesetze sind indessen nicht bedeutend.

In dem Kampfe mit fränkischen Herzogen aber erlagen die Alamannen endlich und mit Landfrid II. (747 — 749) schließen die sicheren Nachrichten über das einheimische Herzogsgeschlecht ab.

6) Sechste Periode von 749 — 887. Von da an werden die alamannischen Länder von denen das Elsaß früher unter besondern den Merovingern treu gebliebenen Herzogen getrennt worden, als fränkische Provinz behandelt, und durch königliche Kammerboten verwaltet. Der Untergang der herzoglichen Dynastie hatte die Erhebung der übrigen geistlichen und weltlichen Herren der Bischöfe und Grafen zur nothwendigen Folge. Zur Zeit des Königs Karls des Großen im Jahr 771 wurden die

Grenzen der Provinz Alamannien, die nun wieder das Elsaß umfaßt, so bezeichnet: gegen die Ostfranken sind die Klöster Ellenwang und Feuchtenwang allemannische Gränzorte, ebenso Condistat und Hirsau fränkische. Von den Bayern scheidet der Lech und der Karlsgraben, von den Burgundern die Aar und das Uechtland des Jura. Im Süden wird das Land von den Alpen begränzt, wo sich deutsche und wälsche Sprache scheiden. Das Land Rhätien wird nun ebenfalls zu Alamannien geschlagen.

Durch Karl den Großen wurde denn auch das alamannische Gesetz Landfrids einer neuen Recension unterworfen und so entstand die *lex Alamannorum Karolina reformata*, welche Merkel als VI. Stück aus den handschriftlichen Familien C. E. F. G. H. u. I. herstellt. Diese neueste Recension des Gesetzes um 802 ist mit XCV. Titellüberschriften versehen und zeichnet sich von den alten durch eine correctere Sprache aus. Auch hat sie einige neue Bestimmungen, die in den Handschriften vor dem Jahre 800 nicht vorkommen.

Ueberall ist der berichtigte Text theils von Varianten der zahlreichen Handschriften begleitet, theils durch erklärende Anmerkungen ausgestattet, welche auch auf die spätern mittelalterlichen Rechtsquellen fortwährend sorgfältige Rücksicht nehmen, und in denen von Neuem der bewundernswürdige Fleiß des Autors sich kund gibt. Wir können nur wünschen, daß möglichst bald die übrigen *Leges* in ähnlich gebiegener Weise bearbeitet werden, aber zugleich das Bedenken nicht unterdrücken, daß eben die ungewöhnliche Sorgfalt und Ausdehnung der ganzen Anlage des Werkes die Erfüllung dieses Wunsches bey unsern Lebzeiten zu verhindern droht.

7) Siebente Periode von 888 — 920. Trennung von Deutschland und Frankreich, steigende auch weltliche Macht der Bischöfe und Aebte. (In den Noten 20 §. XI. der Comment. theilt Merkel eine große Zahl von Immunitätsprivilegien mit.) Verbindung mehrerer Grafschaften in Einer Hand entgegen den früheren Reichsgesetzen. Beginnende Erblichkeit der Herrschaften.

8) Achte Periode von 920 — 1096. Erneuerung des alamannischen Herzogthums, welches freylich nie gesetzlich abgeschafft aber faktisch eine Zeit lang beseitigt war. Burkard I. ward 920 als Herzog bestätigt, die Würde aber in der Folge oft noch von den deutschen Königen ohne Rücksicht auf das Erbrecht verliehen. Die mächtigen Herzoge der Alamannen waren bald als Freunde des Königs die wichtigsten Stützen seiner Herrschaft, als Gegner dessen gefährliche Rivalen, besonders damals als Burgund mit Alamannien verbunden war. Spaltung der Alamannen nach Rudolphs Tode (1090) unter die Häuser Zähringer und Staufen, welche die Trennung des Herzogthums Zähringen und Schwaben zur Folge hatte (1096).

9) Neunte Periode von 1096 — 1250. In Schwaben regierte nun die Dynastie der Hohenstaufen, welche in der Folge die Herrlichkeit des deutsch-römischen Reiches als Kaiser erneuerten. Kräftigung des neuen Bürgerstandes in den Städten, welche in großer Zahl gegründet wurden. Auch viele Klöster wurden neu gestiftet, ältere mit neuen Rechten begabt. In den Noten ist wieder ein langes Verzeichniß solcher Stiftungen und Vergabungen zu lesen. Der Weltkampf der Päpste mit den Kaisern hatte auch in Schwaben erhöhte Selbstständigkeit der geistlichen und weltlichen Herren, und zuletzt den Fall des Kaiserthums zur Folge. Umbildung der Stände, wie sie nun im Schwabenspiegel bezeichnet werden: 1) *Semperfreye* d. h. *Sendbarsfreye viri synodales*, die Fürsten und Herrn, zu denen indessen in weiterm Sinne nach Reichsrecht, nicht nach Lehensrecht auch die übrigen nicht mit Hoheitsrechten ausgerüsteten aber der Verleihung solcher fähigen Glieder ihrer Geschlechter zu zählen sind.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. Januar.

Nro. 11.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.



Gleanings from the Menagerie and Aviary at Knowsley Hall. I. Knowsley. 1846. 10 S. mit 17 Tafeln in groß. Folio. — II. Hoofed Quadrupeds. 1850. 76 S. mit 59 Tafeln in groß Folio.

In diesen Tagen haben wir durch die Vermittelung des Herrn J. E. Gray, Curators der zoologischen Sammlung des brittischen Museums, ein überaus kostbares und prachtvolles Werk, die *Gleanings from the Menagerie and Aviary at Knowsley Hall*, zum Geschenk erhalten. Es enthält dasselbe Abbildungen von Thieren, hauptsächlich von solchen, die in der berühmten Menagerie des Earl of Derby in Knowsley Hall gelebt haben, und dieser ist es auch, der auf seine Kosten das genannte Kupferwerk hat erscheinen lassen. Der Name des erlauchten Grafen ist allen Zoologen wohl bekannt, sowohl wegen der reichen Menagerie, die er in Knowsley Hall unterhalten, als wegen der Liberalität, mit der er den einheimischen Zoologen Gelegenheit gegeben hat, die dort aufgestellten Thiere zu studiren. Noch weiter hat sich aber seine Wirksamkeit und sein Verdienst um Förderung der Kenntniß der Thierwelt verbreitet durch die Herausgabe des eben genannten Werkes, das er nicht in den Buchhandel gegeben, sondern lediglich zum Geschenk für zoologische Sammlungen und Gesellschaften, so wie für andere Freunde der Naturwissenschaften bestimmt hat.

Die Herausgabe dieses Kupferwerkes muß dem Grafen eine enorme Summe gekostet haben, da es

mit der größten Pracht ausgestattet worden ist, sowohl was Größe des Formats und Schönheit des Papiers, als Zeichnung und Behandlung des Colorits betrifft. Es fallen aber diese Bilder nicht bloß herrlich in das Auge, sondern der Kenner erfreut sich auch noch insbesondere an der naturgetreuen Auffassung ihrer Gegenstände, die freylich nicht in ausgestopften Exemplaren, sondern in lebenden Thieren bestanden, so daß der Künstler wie der Zoolog in gleichem Grade von diesen Darstellungen befriedigt wird. Die Säugthier-Abbildungen, welche die übergroße Mehrzahl ausmachen, behaupten offenbar den ersten Platz unter den künstlerischen Leistungen auf diesem Gebiete, und wir ziehen sie selbst noch den Abbildungen in dem mit Recht berühmten Werke von Geoffroy und Fr. Cuvier vor. Leider ist der Graf vor einiger Zeit gestorben und damit scheint auch die Fortsetzung dieses Prachtwerkes geschlossen zu seyn; indeß ist doch bereits so viel davon erschienen, daß der Name des Earl of Derby in der Geschichte der Zoologie ein bleibendes Gedächtniß sich gesichert hat.

Der Graf begnügte sich indeß nicht damit, die Kosten zur Unterhaltung und Abbildung seltener Thiere herzugeben, sondern er studierte sie selbst in ihren Lebensverhältnissen, und gab sich besondere Mühe sie zur Fortpflanzung zu bringen und stellte namentlich eine Reihe höchst interessanter Versuche über Bastardbildungen und über die Grenzen der Fruchtbarkeit der Bastarde an; Beobachtungen, die in zoologischer und physiologischer Beziehung von großem Werthe sind. Seine nach dieser Richtung hin gemachten Erfahrungen hat der Graf in diesem

Werke niedergelegt, als Anhang zu den kurzen Beschreibungen, welche S. E. Gray den Abbildungen beifügte.

Die erste im Jahre 1846 erschienene Abtheilung der Gleanings ist dem Umfange nach die schwächste, denn sie enthält nur 17 Tafeln, auf deren jeder eine Thierart abgebildet ist, und zwar sind folgende Species dargestellt.

Nyctipithecus felinus, *Pithecia rufiventer*, *Lemur rufus*, *Felis Yaguarondi*, *Sciurus javensis*, *Arctomys empetra*.

Penelope superciliaris, *pileata*, *pipile* und *purpurascens*; *Rhea americana*; *Grus (Balearica) regulorum*; *Ardea (Scops) paradisea*; *Anas (Chenelopex) jubata*; *Rollulus superciliosus*.

Tyrse (Trionyx) Argus.

Die zweite Abtheilung ist erst im vorigen Jahre erschienen und an Umfang viel stärker als die vorige, indem sie 59 Tafeln enthält, die lediglich Säugthiere, und unter diesen bloß Hufthiere abbilden, darunter sehr seltene, und öfters die verschiedenen Alter und Geschlechter in Gruppen zusammengestellt. Die Gattungen, die hier zur Darstellung kommen, sind die Antilopen, Moschusthiere, Hirsche, Lamas und Pferde und zwar in folgender Vertheilung.

Tab. 1 — 30. Antilopen, nämlich

Cephalolophus Grinnia, *Campbelliae*, *coronatus*, *rufilatus*, *dorsalis*, *niger*, *silvicultrix*, *Ogilbyi*, *melanorhaeus*, *punctulatus*, *Whitfieldii*, *Maxwellii*.

Gazella Dorcas, *rufifrons*.

Scopophorus montanus.

Eleotragus capreolus, *reduncus*.

Adenota Kob.

Oryx leucoryx, *gazella*.

Addax nasomaculatus.

Catoblepas Gnu, *Gorgon*.

Boselaphus Bubalis, *Caama*.

Damalis pygarga, *senegalensis*, *albifrons*.

Tragelaphus euryceros, *scriptus*.

Strepsiceros Kudu.

Oreas Derbianus, *Canna*.

Portax Tragocamelus.

Anoa depressicornis.

Tab. 31 — 35. Moschusthiere :

Hyemoschus aquaticus.

Meminna indica.

Tragulus Stanleyanus, *pygmaeus*, *javanicus*.

Tab. 36 — 48. Hirsche :

Cervus canadensis, *barbarns*, *Wallichii*.

Rucervus Duvaucelii.

Hyelaphus porcinus.

Rusa equina.

Cariacus Lewisii, *virginianus*.

Coassus rufus, *memorivagus*.

Tab. 49 — 52. Lama's :

Lama Vicugna, *Huanaco*, *Glama*, *Pacos*.

Tab. 53 — 56. Einhufer :

Asinus Hemionus (unrichtig bestimmt, ist *A. Onager*).

Quagga, *Burchelli*, *Zebra*.

Tab. 57 — 59. Bastarde von diesen wilden Pferdearten.

Im Texte hat sich Gray nicht bloß auf Erläuterung der hier abgebildeten Hufthiere beschränkt, sondern eine systematische Uebersicht über alle Arten von Wiederkäuern und Einhufern gegeben, dieselben durch eine kurze Diagnose charakterisirt und die wichtigere Synonymik beifügt. Es ist dies das reichhaltigste Verzeichniß von Wiederkäuern, das bisher erschienen ist.

I. *De republica Alamannorum commentarios etc.*

II. *Monumenta Germaniae historica.*

(Schluß.)

Es ist das indessen nicht ein neuer Stand sondern wieder nur der alte des alamannischen Nationalabels, der wohl inzwischen durch neue Familien vermehrt worden, aber auch durch Aussterben anderer vermindert worden war. Merkel hält selbst die Semperfreyen für bloße Freye, die ihre Freyheit erblich und unverfehrt bewahrt haben. Die Beyspiele die er anführt, beweisen aber höchstens einen wechselnden Sprachgebrauch, wie er auch sonst in allen Rechtsverhältnissen des Mittelalters sehr oft ein sicheres Verständniß erschwert und gerade hier aus der Gerichtsverfassung (Send der Bischöfe u. Bögte) leicht erklärlich ist. 2) Die Mittelfreyen, die doch auch wieder an die alten mediani, wie jene an die primi erinnern. Ich wiederhole, das Leben der Stände ist zähe und läßt wohl ein Wachsthum und selbst eine allmähliche Umbildung, nur selten aber totalen Untergang und völlige Neugestaltung zu. Die damaligen Mittelfreyen bestehen großen Theils, aber nicht ausschließlich aus der freyen Ritterchaft. Die bloßen Ministerialen aber, die nur Hofrecht besitzen, nicht Lehensrecht, sind nur ganz ausnahmsweise zu dieser Zeit an die Seite jener getreten. Daß diese zum Theil aus freyen Gotteshausleuten zum Theil aus königl. Gotteshausleuten vorzüglich erhoben worden sind, erkennt auch Merkel an. 3) Die freyen Landsassen, außerhalb der Städte nun überall fast in die Lage der Vogteileute niedergedrückt, auch da wo sich das Andenken an ihr Eigenthum am Boden unter den freyen Bauern erhalten hatte. Eher erhielt sich die alte (einfache) Freyheit in den Städten.

10) Zehnte Periode von 1250 — 1268. Nach dem Aussterben der Zähringer und mit dem Untergang der Hohenstaufen geht die politische Einheit des Herzogthums Alamannien für immer unter. Es theilen sich in die große Verlassenschaft

die einzelnen Fürsten, Herren, Städte. Den Zähringern folgten die Markgrafen von Baden, die Herzoge von Teck, die Grafen von Kyburg und die Grafen von Urach; dem Geschlecht der Lenzburger, ebenfalls von altherzoglichem Geblüte, die Grafen von Bregenz, Buchhorn und Kyburg, denen wieder die Grafen von Dillingen, Tübingen und die vor dem schon gewaltigen Welfen folgten. Mehr mit den Stausen verwandt waren die Grafen von Grüningen und von Wirtemberg. Diese alle aber wurden bald überragt von dem jüngeren Geschlechte der alamannischen Habsburger.

11) Das letzte Capitel XII ist den Rechtsquellen gewidmet, welche um diese Zeit und bald nachher auf alamannischem und schwäbischem Boden entstehen. Das wichtigste ist der Schwabenspiegel, über dessen Entstehung und Geschichte Merkel manche neue und treffende Bemerkung macht. Schon früher stand es fest, was auch sonst alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß das Buch zur Zeit König Rudolphs von Habsburg verfaßt wurde. Merkel weist nach, daß es zwischen 1276 und 1281 vollendet und wahrscheinlich von einem Augsburger bearbeitet worden sey. Für diese Annahme führt Merkel hauptsächlich folgende Gründe an: a) In dem Schwabenspiegel sind Decretale Gregors IX. v. 1234 und Gesetze Friedrichs II. von 1235 erwähnt und wird Rücksicht genommen auf ein Ereigniß v. 1257. b) die Befestigung des Wahlrechts der sieben Kurfürsten, die nicht vor 1240 gehört. c) Hindeutungen des Schwabenspiegels, daß es damals keinen Herzog von Schwaben gegeben habe, woraus folgt, daß derselbe nach 1268 geschrieben worden. d) Hindeutung auf die Regierung des Königs Rudolph selbst bey Cap. G. c. 137: „Der kunc gih, er sul in allen steten da bistum inne sind hof gebieten. Da eriegten etwenne die psaffen fursten wider, die hant ir eriec nu geläzen.“ e) Der vierte weltliche Kurfürst, des Reiches Schenke, wird in den besten Handschriften als Herzog von Bayern oder ausnahmsweise gar nicht genannt. Während des XIII. Jahrhunderts wird häufig der König von Böhmen erwähnt, als Schenke des Reiches und bey der Kur betheilig, so 1211 (für Friedrich II.), 1237 (für

Konrad), 1250 (von den Dichtern Reinmar von Zweter u. Frauenlob), 1257 (für Alfons v. Castilien), 1273 (durch Gesandte vertreten bey der Wahl Rudolphs v. Habsburg; ebenso später wieder 1291 (nach Rudolphs Tode) 1298 (für Albert u. s. f.). Nur im Jahre 1275 war der König von Böhmen durch Reichsurtheil zu Augsburg von seinen Reichsrechten entsetzt worden und wird erst wieder 1278 neben den andern Kurfürsten erwähnt. Es kann daher nur damals die Stelle verfaßt worden seyn. Der Herzog von Bayern wird wie der König von Böhmen unter den Wahlfürsten erwähnt, welche 1199 für Philipp und 1237 für Konrad waren. Seitdem aber der Herzog von Bayern 1227 auch Pfalzgraf zu Rhein wurde, wird er in dieser Eigenschaft als Kurfürst erwähnt. Im Jahr 1255 aber theilte sich die Bayerische Dynastie wieder und da werden 1257 beyde Brüder, der Pfalzgraf zu Rhein und der Herzog von Bayern, als Wahlfürsten für Richard genannt. An der Wahl Rudolphs nahm aber nur der Erstere Theil und damals nun erhob sich der Streit über das Wahlrecht der Herzoge von Bayern, welcher 1275 dahin entschieden wurde, daß „*voce ducum Bavariae comitum palatini Rheni ratione Ducatus pro una in septem Principum jus in electione regis romani habentium numero*“ getechnet wurden. Möglich, daß damals Herzog Ludwig von Bayern die günstigen Momente der Aechtung Stotkars benutzen wollte, um auch dessen Ehrenamt und Kurrecht an Bayern zu bringen. Eine solche immerhin irrige Auffassung ging nun auch in den Schwabenspiegel über. Später indessen wurden doch immer nur solche Bayerische Fürsten als Kurfürsten erwähnt, welche zugleich Pfalzgrafen bey Rhein waren, bis denn im XVII. Jahrhundert der frühere Gedanke neue Verwirklichung fand. f) Die Wahrscheinlichkeit, daß das Augsburger Stadtrecht von 1275 in dem Schwabenspiegel benutzt worden sey, und nicht umgekehrt dieser in jenem. g) Dagegen ist derselbe vor 1281 entstanden, indem der Verfasser die in diesem Jahre erlassenen Reichsgesetze nicht kennt, die dann erst in den spätern Handschriften auch benutzt worden sind.

Auf den Schwabenspiegel bezieht Merkel den Bericht Gottfrieds von Ensmingen über einen großen

Reichstag, den König Albert 1198 zu Nürnberg hielt, auf dem 50 Bischöfe, 300 Herzoge und Grafen und 5000 Ritter sich einsanden: „*De ipsorum consensu multa bona statuta statuit, per Alsatium, Sueviam et totam terram Alamanniae publicari jussit, que omnia utilia et necessaria fuerunt,*“ und den noch bestimmteren Bericht des Augsburger Chronisten Gassar: „*Terrae Sueviae privatae leges quas vulgo provinciale jus (d. h. Landrecht) vocant, ad quod infringendum nec ipsum papam posse leges ferre expressis verbis cautum est, non tam de novo tulit quam multis jam saeculis receptas confirmavit.*“ Dafür sprechen auch einige Handschriften des Schwabenspiegels, voraus die Baseler, wo es heißt: „*Dis buch wart gemacht und vollenbracht zu Nüremberg in eym berusnem hofe da man zalt von gottes gebürt zweyhundert und acht und adzig jar.*“ (zu lesen 1298.) In Erwägung dieser von Merkel meines Wissens zuerst beygebrachten Stellen kann es nicht mehr zweifelhaft seyn, daß wirklich dem Könige das Rechtsbuch zur Sanction vorgelegt und von demselben gutgeheißen worden ist. Nur darf man deßhalb nicht die Vorstellung einer Gesetzgebung im römischen oder modernen Sinne dieser Bestätigung unterstieben.

Ueber die Verbreitung des Schwabenspiegels in Schwaben, der Schweiz, in Bayern, Oesterreich und über die Dauer seiner Autorität in den Gerichten theilt Merkel manche bemerkenswerthe Angabe mit. Ein treffendes Zeugniß liegt in dem Daseyn der Handschriften und dem alten Drucke des Buches, durch welchen erst weitere Abschriften überflüssig gemacht werden.

Dem lehrreichen Büchlein über die Geschichte Alamanniens willkchen wir fleißige Leser, und der ausgezeichneten Bearbeitung des alamannischen Volksgesetzes eine baldige Nachfolge ähnlicher Werke.

Dr. Bluntschli.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. Januar.

Nro. 12.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.



Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher mit besonderer Beziehung auf den von der Recordkommission in den *ancient laws and Instituts of England* herausgegebenen „*liber poenentialis Theodori a. C. e.*“ von Dr. Karl Hildenbrand, Professor der Rechte an der königl. Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg. Würzburg, Stahelsche Buchhandlung 1851. 8. Seiten 132.

Schon vor einigen Jahren hat der Verfasser der vorliegenden Untersuchungen in Schneiders neuen kritischen Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft (Bd. VII. S. 515. Leipzig 1845) auf eine selbstständige Schrift verwiesen, in welcher er seine damals nur angedeuteten Ansichten über das Pönitentialbuch des Erzbischofes Theodor von Canterbury († 690) und einige andere Pönitentialbücher genauer ausführen wollte.

Er war damals noch der Ansicht, daß das von der Recordkommission unter dem Namen Theodor's herausgegebene Pönitentialbuch Theodor auch wirklich zum Verfasser habe und nahm dieses Werk als Ausgangspunkt für seine Forschungen über die kleineren Pönitentialbücher an. In den jetzt vorliegenden Untersuchungen dagegen hat er diese Ansicht geändert und, wie er in der Vorrede sagt, es sich zur einen Hauptaufgabe derselben gemacht, die Gründe darzulegen, nach welchen das genannte Pönitentialbuch dem Theodor von Canterbury nicht

zugeschrieben werden könne, sondern von weit jüngerm Datum sey. Dieses negative Ergebnis aber konnte ihn nicht befriedigen, sondern er wollte auch ein Rechtebuch nachweisen, welches als das ächte Werk Theodor's anerkannt werden müsse. Dieses letztere will er in einem kleinen von ihm zum erstenmale (S. 83 — 125) herausgegebenen Pönitentialbuche erkannt haben, um damit auch die andere Hauptaufgabe seiner Untersuchung gelöst zu haben.

Seine Untersuchungen zerfallen nach einer Einleitung über die Bedeutung der germanischen Pönitentialbücher, welche sich auf zwey Paragraphen höchst allgemeinen Inhalts beschränkt, in drey Abschnitte. In dem ersten handelt er von den Bußsagungen des Theodor von Canterbury (S. 5—65), in dem zweyten liefert er Bemerkungen zu dem Beda-Gebertischen *Cycclus* von Bußbüchern (S. 65 bis 72), in dem dritten gibt er Bemerkungen über das *Poenitentiale romanum* und das dem Cumean zugeschriebene Bußbuch (S. 72 — 83).

Die Ausdehnung der Untersuchung auf die in den beyden letzten Abschnitten genannten Werke rechtfertigt sich, wie der Verfasser richtig bemerkt, durch ihr Verhältniß zu Theodor's Pönitentialbuch, keineswegs rechtfertigt sich aber hieraus auch der von ihm gewählte Titel, den er aus demselben Grunde vertheidigen will. Sollte der Titel der vorliegenden Schrift ihrem Inhalte entsprechen, so mußte sie als das, was ihre Hauptaufgabe ist und den größeren Theil derselben einnimmt, auch überschrieben werden, nämlich als Untersuchungen über das Pönitentialbuch Theodor's, die in den zwey letzten Abschnitten

aber folgenden Bemerkungen konnten nur als das, als was sie wirklich erscheinen, nämlich als Nebensache behandelt werden.

Im ersten Abschnitte gibt der Verfasser zuerst (§. 3) die Literärgeschichte der Bußsaktionen Theodor's, dann versucht er einen Nachweis zu liefern, daß das in den *ancient laws* aus der *Cambridger Handschrift O* herausgegebene Bußbuch nicht dem Theodor zugeschrieben werden könne (§. 4—13), an diesen Nachweis reiht er Bemerkungen über den Inhalt der beyden von der Recordcommission mit N und Q bezeichneten Handschriften, und schließt damit, in den fünf letzten Paragraphen (§. 14—18) seine Ansichten über die ächten Bußsaktionen Theodor's mitzutheilen.

Bey der Wichtigkeit des Gegenstandes hält es Referent für nothwendig, sowohl das negative wie das positive Ergebnis dieses Abschnittes einer genauen Prüfung zu unterwerfen.

Hinsichtlich des ersteren versichert der Verfasser S. 13, eine genauere Untersuchung, gegründet auf sorgfältige Vergleichung der übrigen uns bekannten Stücke des *Quellencyclus*, zu welchem Theodor's Pönitentialbuch gehöre*), habe ihm die bestimmteste Ueberzeugung gegeben, daß Theodor unmöglich als der Autor dieses Werkes angesehen werden könne, daßselbe vielmehr die Bußregister Theodor's und spätere Verfasser zur Quelle habe. Er geht hierauf zur Darlegung seiner Gründe über, denen er eine Bemerkung über das Zeugniß des *liber pontificalis*, welches sich bey Paul dem Diakon wieder findet, vorausschickt.

Der *liber pontificalis* handelt nämlich im Leben des Papstes Vitalian zuerst von der Sendung Theodor's und Adrians zu den Angelsachsen und erwähnt dann des Pönitentialbuches Theodor's ausdrücklich. Der Verfasser will das Gewicht dieses Zeugnisses aufheben, indem er bemerkt, die ganze Stelle passe ihrem Style nach (?) nicht zu der *vita* des Papstes Vitalian, fehle in den ältesten Hand-

schriften des *liber pontificalis*, sey erst später beygefügt worden, und könne mit Sicherheit nur dahin gedeutet werden, daß man im 8. Jahrhunderte die Ansicht hegte, Theodor habe sehr ausführliche (?) Bußsaktionen verfaßt. Die Stelle fehlt allerdings in den ältesten Handschriften, welche Muratori vor sich hatte, deßhalb aber keineswegs in allen andern, denn Fabrot hat sie in einer Handschrift gefunden, welche er aus der Bibliothek des Kanzlers de Thou erhielt und in der Vorrede als *codex antiquissimus* bezeichnet*). Würde sie aber auch wirklich im *liber pontificalis* fehlen, so würde doch das Zeugniß Paul des Diakon's, der Theodor's Zeit nicht so ferne stand, dafür genügen, daß Letzterer *peccantium iudicia mirabili et disereta consideratione* geschrieben habe, was der Verfasser ohne allen Grund auf sehr ausführliche Bußsaktionen gedeutet hat. Unter den Gründen, welche den Verfasser überzeugt haben, daß der englische Text Theodor's von weit jüngerem Datum sey, führt er zuerst den an, die Handschrift O enthalte Stellen, welche unterschieden nicht von Theodor herrühren (S. 16). Als solche bezeichnet er *cap. XVI. §. 34*, *cap. XXXVIII. §. 8*, endlich *cap. XX. §. 1—10* und *§. 20*. Die erste Stelle lautet: *si quis laicus cum pecude peccaverit vel jumento quidam X. annos, quidam VII annos, id est sueti, quidam III, quidam C. diebus. Oportet discretionem esse inter qualitatem pecudum vel hominum sicut supra diximus*. Die beyden letzten Worte, sagt der Verfasser S. 16, weisen offenbar darauf hin, daß an einer früheren Stelle das Postulat ausgesprochen wurde, es müsse bey diesen Vergehen auf die Qualität der Subjekte und Objekte Rücksicht genommen werden, ein solches Postulat finde sich aber in dem Pönitentialbuche, das der *Cod. O.* gebe, nicht, auch sey die ganze Stelle einem spätern Bußbuche entnommen. Ref. sieht das von dem Verfasser nicht gefundene Postulat in dem vorhergehenden §. 19, in welchem es heißt: *si quis cum uxore sua retro nupserit, poeniteat quomodo de animali id est annum*. Ganz

*) Bey der Aufzählung der einzelnen Stücke dieses *Cyclus* vermißt man die von Muratori *antiq. T. V.* herausgegebenen Pönitentialbücher.

*) Man vgl. Anastasii bibliothecarii *historia ecclesiastica cura Fabroti Venetiis 1729 fol. pag. 149* und die Ausgabe des *liber pontificalis* von Bianchini. *Romae 1718. Tom. I. pag. 153.*

in derselben Beziehung finden sich die beyden Stellen in Beda's Pönitentialbuch wieder, wenn auch in cap. 8 und cap. 12 getrennt.

Die zweyte Stelle in cap. 38 §. 8 soll nach S. 19 aus dem cap. 80 des Capitulare Carl des Großen vom Jahre 789 in die Handschrift O übergegangen seyn. Bey näherer Prüfung aber findet man, daß sie, die Richtigkeit dieser Ansicht vorausgesetzt, nicht bloß aus cap. 80, sondern auch aus dem vorhergehenden cap. 15 zusammengestellt in den Text der erwähnten Handschrift aufgenommen worden wäre.

Der Verfasser will in der Vergleichung dieser beyden Stellen nicht nur einen Beweis finden, daß das Pönitentialbuch des Cod. O. von Theodor nicht herrühre, sondern auch einen positiven Anhaltspunkt für die Bestimmung der Entstehungszeit desselben entdecken. Er glaubt, es müsse hienach wahrscheinlich nach 789 gesetzt werden, bemerkt jedoch dabey, es wäre auch möglich, daß das angeführte Capitulare nur eine wörtliche Wiederholung des in ihm erwähnten Synodaledicts Pipins gäbe und schon letzteres unmittelbar die Quelle des Cod. O. gebildet hätte. Dann, fügt er hinzu, könnte es nicht vor 752 gesetzt werden, jedenfalls aber sey es nicht früher als in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts entstanden.

Das Synodaledict Pipins, auf welches sich Carl der Große bezieht, hätte der Verf. leicht auffinden können. Es ist nämlich, wie sich aus dem Inhalte ergibt, das cap. 14 der Nationalsynode zu Verneuil an der Dife, das aber keineswegs mit dem angeführten Capitulare wörtlich übereinstimmt.

Eine solche Uebereinstimmung findet indessen auch nicht zwischen den beyden Stellen des Capitulare und der Handschrift O statt, wäre sie aber auch vorhanden, so hätte doch der Verf., um zu den von ihm gezogenen Resultaten gelangen zu können, vor Allem den Beweis liefern müssen, daß die Stelle über die Sonntagsfeyer im Cap. 38 §. 8 aus dem Capitulare in die Handschrift O übergegangen sey und nicht das umgekehrte Verhältnis

stattgefunden habe, oder beyde aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft hätten. Ref. hält auch letztere Annahme für möglich, weil sich in einer dem Augustin beygelegten Homilie de dominica (opera ed. Antwerpiae 1700 T. V. pag. 330), welche aber dem Cäsarius von Arles angehören soll, und im Canon 28 des dritten Concils von Orleans (538) fast dieselben Bestimmungen finden. Wahrscheinlicher aber ist es, daß die Capitularien die Stelle aus Theodor durch Vermittlung einer dritten Sammlung aufnahmen, als das Gegentheil anzunehmen, da die Capitularien Carl's des Großen im achten Jahrhunderte wohl schwerlich in England im Umlaufe waren, was den Verf. selbst an einer andern Stelle bewogen hat, an der englischen Abstammung der Handschrift O zu zweifeln, wogegen es keineswegs an Sammlungen fehlte, welche Auszüge aus Theodor enthielten.

Die 3. Stelle ist in cap. XX. §. 1—10 und 20 enthalten. Referent hatte in seiner Schrift über die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen S. 27 diese Stelle als eine Interpolation aus den Canonen der 721 zu Rom gehaltenen Synode Gregor's II. erklärt, welcher im §. 20 sogar namentlich erwähnt werde. Der Verf. erklärt sich dagegen wider alle spätere Einschiebungen durch Interpolation aus dem Grunde, weil sich das in der Handschrift O enthaltene Werk bey genauerer Vergleichung als eine Compilation erweise, in welcher die vorzüglichsten uns bekannten Pönitentialbücher benützt und systematisch verarbeitet seyen.

Diesen compilatorisch systematischen Charakter der Handschrift O will er besonders durch sorgfältige Beobachtung derjenigen Punkte erkennen, in welchen dieselbe von andern Pönitentialbüchern sich unterscheidet und dadurch darthun, daß der Cod. O. aus den übrigen Pönitentialbüchern entstanden sey.

Bey der Vergleichung solcher Differenzpunkte glaubt er gefunden zu haben, daß der Verf. der Handschrift O die Bußsätze der übrigen Pönitentialbücher mit seinen Fundamentalsätzen durch Aenderungen in Einklang brachte; oder auch ohne solche in seinem Systeme liegende Gründe verschärfte, ge-

mildert oder berichtigt habe, daß er durch Unge- nauigkeit die richtige Wortfassung der in den übrigen Pönitentialien vorkommenden Sätze verdorben, oder falsche Lesarten statt der richtigen angenommen und über ein und dasselbe Delict mehrere von ein- ander abweichende Sätze der übrigen Pönitential- bücher neben einander aufgenommen habe.

Ref. hält schon den Standpunkt, von dem der Verf. ausgegangen ist, für unrichtig, denn er ist der Meinung, daß man den Differenzpunkten jenes Ge- wicht nicht beylegen könne, welches hier für sie in Anspruch genommen wird. Solche Differenzpunkte mußten schon deshalb entstehen, weil es in der Willkühr der Beichtväter lag, die Buße zu be- stimmen. Welchen Einfluß diese Willkühr auf die Pönitentialbücher hatte, zeigt am Besten das S. 58 angeführte Zeugniß des Erzbischofes Ebbo in seiner Beschwerde an Hiltgar: *ita confusa sunt iudicia in presbyterorum nostrorum opusculis, atque ita diversa et inter se discrepantia et nullius auctori- tate suffulta, ut vix propter dissonantiam possint discerni.*

Alles was der Verf. von diesem Standpunkt aus als Beweis für die spätere Abfassung der Handschrift O beygebracht hat, erklärt sich ohne auf eine solche Annahme hinzuweisen weit einfacher dar- aus, daß wir in der Handschrift O einen von Ab- schreibern vielfach verdorbenen und interpolirten Text vor uns haben, sowie daraus, daß Theodor aus älteren Pönitentialbüchern namentlich aus Eumin geschöpft habe, an denen er Manches änderte. Let- teres hat der Verf. zwar widersprochen aber keines- wegs widerlegt. *)

*) Manchmal ist das Verfahren des Verf. ein sehr mangelhaftes. So führt er Seite 33 als Beweis, daß der Verf. der Handschrift O die richtige Wort- fassung der in den übrigen Pönitentialbüchern vor- kommenden Sätze verdorben habe, folgende Stelle aus derselben an: *Si quis dederit alicui liquorem in quo mus vel mustela inveniuntur, saeculares VII. dies poeniteant, clerici CCC psalmos cantent.* In anderen Pönitentialbüchern dagegen lautet diese Stelle: *Si quis dederit alicui liquorem in quo*

Wie der Verf. der Handschrift O eine neue Zeitbestimmung anweisen will, gemäß welcher sie in die zweyte Hälfte des 8. oder den Anfang des 9. Jahrhunderts zu setzen wäre, so will er sie auch in ein anderes Vaterland verpflanzen und dem fränkischen Reiche zuweisen. Dafür spricht nach S. 41 die Einschaltung des Capitulare über die Sonn- tagsfeyer, ferner der Gebrauch des poenitentialia romaunum Hiltgarii, von dem sich in England keine Spur finden soll, ferner ein kleines Fragment über deutsche Buspraxis in der Handschrift O, welches die Ueberschrift trägt: *Qualiter apud orienta- les provincias Germaniae atque Saxoniae pro diversis criminibus poenitentiae observatur modus.*

mus vel mustela mortua inveniuntur, si secularis VII. dies p. in coenobiis CCC psalmos cantet. Offenbar hat Theodor den Gegensatz, in welchem er die Weltlichen, die er als saeculares und gleich darauf als laici bezeichner, den Geistlichen gegen- überstellt, richtiger gefaßt als die andere Stelle, welche Weltliche und Klosterleute einander gegen- überstellt. Ganz anders aber urtheilt der Verf. über diese Stelle, er findet, daß der Codex O die übrigen Stellen bedeutend interpolirt habe, woben aus Versehen das Wort saeculares stehen geblie- ben sey. In den andern Pönitentialbüchern, sagt der Verf., bilden nämlich die in coenobiis die Personenklasse, welche den saeculares entgegenge- setzt wird und hiedurch rechtfertigt sich letzterer Ausdruck, nicht aber im Cod. O. Der Autor des letzteren bestimmt nämlich die CCC psalmos als Buße der clerici, den Gegensatz sollten also die laici bilden u. s. w. Es scheint hier dem Verf. entgangen zu seyn, daß die Ausdrücke laici und saeculares von Theodor als gleichbedeutend genom- men werden.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. Februar.

Nro. 13.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher.

(Fortsetzung.)

Ref. muß hiezu bemerken, daß diese Beweisanziehung durchaus mißlungen ist. Für die Einschaltung des Capitulare ist, wie bereits oben bemerkt wurde, der Verf. jeden Beweis schuldig geblieben und ebensowenig hat er es versucht, einen Nachweis dafür zu liefern, daß sich von dem poenitientiale romanum Halitgarii in England keine Spur finde. Letztere Behauptung ist auch unrichtig, wie die aus diesem poenitientiale entnommene Einleitung zeigt, welche sowohl in Beda's Pönitentialbuch, wie in ein altes pontificale anglicanum übergegangen ist, welches Martene im Kloster Jumieges fand (*de antiquis ecclesiae ritibus Rotomagi 1700 4. P. II. p. 43*).

Hinsichtlich des Fragmentes über deutsche Bußpraxis hat Ref. schon früher bemerkt, daß es nicht dem Theodor sondern gewiß einem späteren englischen Missionär angehöre, zu dessen Zeit die Strenge der Buße in Deutschland bereits nachgelassen hatte, dabey auch ausgeführt, daß dieses wie die folgenden Capitel bis zum siebenten einschließig dem Theodor nicht zugeschrieben werden könne. Der Verf. hat diese Ansicht mit Ausnahme des 7ten Capitels früher wiederholt, ohne später irgend einen Grund anzugeben, warum er diese Ansicht geändert habe, für die Ref. Belege hergebracht hatte. *)

Nach diesen Erörterungen über das negative Resultat der vorliegenden Untersuchung geht Ref. zu dem positiven Ergebniß derselben über.

Die Frage, ob Theodor überhaupt Bußsazungen geschrieben habe, wird von dem Verf. bejahend beantwortet. Er nimmt aber an, daß diese Bußsazungen nicht in einem Gesamtwerte niedergelegt, sondern nach Umständen in kleineren Sammlungen bekannt gemacht worden seyen, oder Theodor nur bey einzelnen Veranlassungen das Bußmaß festgestellt habe.

Diese Annahme führt ihn zu der ferneren, schon früher vorgebrachten Vermuthung, es liege am nächsten hier an die bey den Germanen gebräuchliche Art der Rechtsbelehrung und Rechtsüberlieferung durch Weisthümer zu denken, aus welchen bekanntlich ein Theil der geschriebenen Volksrechte der Germanen entstanden sey. (S. 2 u. S. 51).

Als Hauptprodukt der literarischen Thätigkeit Theodors betrachtet der Verf. den von ihm als Beilage gegebenen Inhalt einer Wiener Handschrift. Er führt zur Begründung seiner Vermuthung, daß Theodor durch Anfragen zu Weisthümern über die Arten und Grade der Buße veranlaßt worden sey, den Schluß des Werkes in der Wiener Handschrift: *haec consiliante venerabili Theodoro archiepiscopo Anglorum nostri scripserunt*, dann die

Pönitentialbücher der Angelsachsen S. 26 und neue frit. Jahrbücher für deutsche Rechtswissenschaft Bd. VII., S. 515.

*) Man vergleiche meine Schrift über die lateinischen

Schlußverse einer englischen Handschrift an den Bischof Haeddi von Winchester (676—705), *) endlich die mit den Volksrechten übereinstimmenden Ausdrücke mit welchen Theodor angeführt wird, nämlich *judicavit, interpretatus est, an.*

Ref. glaubt, daß der Verf. in nicht geringe Verlegenheit kommen würde, wenn er die Gesetze der Angelsachsen, von welchen zum Theil bemerkt ist, daß sie durch Beyrath der Vornehmen des Landes (*consilio et doctriua seniorum*) zu Stande gekommen seyen, aus Weisthümern herleiten und dafür die erforderlichen Belege beybringen müßte. Wollte man auch zugeben, Theodor, welchem gemäß seiner griechischen Herkunft diese Art von Rechtsbelehrung fremd seyn mußte, habe sich hier nach der Landesitte gerichtet, so müßte doch vorher der Satz feststehen, daß damals bey den Angelsachsen Weisthümer herkömmlich waren, wovon sich bisher wenigstens in der angelsächsischen Literatur jener Zeit noch kein Beyspiel gefunden hat.

Was der Verf. für seine Vermuthung anführt, dient nicht dazu, sie auch nur wahrscheinlich zu machen, denn die Schlußverse an Bischof Haeddi enthalten nichts Anderes, als eine Zueignung des Werkes von Seite Theodors, die Schlußworte in der Wiener Handschrift aber und die Ausdrücke *judicavit interpretatus est*, sind so allgemein gehalten, daß sich aus ihnen Alles folgern läßt. Wollte man aus dem Umstande, daß einzelne Abhandlungen über die Buße aus Anfragen und Mittheilungen entstanden seyen, immer die Natur eines Weisthumes ermitteln, so müßte man auch die kanonischen Schreiben der Väter und sämmtliche Pönitentialbücher Hraban's als Weisthümer erklären.

Der vorliegende Text, in welchem der Verf. das Hauptprodukt der literarischen Thätigkeit Theodors erblickt, und von welchem er annimmt, daß

Alles, was man das ganze Mittelalter hindurch bis auf die neueste Zeit von letzterer zu erzählen und anzuführen wußte, auf jenen Quellenstoff reducirt werden müsse (S. 62), ist in 28 Capitel eingetheilt, bey deren Rubriken gleich von vorne herein auffällt, daß die Ueberschrift *de fornicatione* sich dreyimal (*cap. 2, 9 u. 10*), die *de uxoris dimissis* sich zweymal wiederholt (*cap. 15 u. 26*). Sie enthält einen verdorbenen und vielfach interpolirten Text, was der Verf. gleichfalls zugegeben hat (S. 50 und 85).

Nichts desto weniger folgert er aus dem höchst unverständlichen Eingang, welcher einer Würzburger Handschrift entnommen ist, daß der Autor die Sagen Theodors sammeln und vor Interpolation und Verderbniß bewahren wollte (S. 49). Er giebt zu, daß der Sammler Correcturen und Limitationen gemacht habe, daß er die Sagen Theodor's nicht wörtlich gebe, sondern manchmal bloß ihren Inhalt referire, daß er Theodor's Aussprüche aus verschiedenen Quellen zusammengetragen habe, es bedenklich finde, manche Stellen dem Theodor zuzuschreiben, daß die Sammlung erst einige Zeit nach dem Tode Theodor's veranstaltet worden (S. 49 und folgd.) und erst durch dritte Hand uns überliefert worden sey (S. 62); dennoch zieht er nach allen diesen für das Gegentheil sprechenden Zugeständnissen die merkwürdige Schlußfolge (S. 52), man dürfe dieses Werk das Rechtsbuch des Theodor von Canterbury nennen, da der unbekante Compiler dem Werke nur die Form gegeben, den Inhalt aber oft gegen seine Ueberzeugung unverändert gelassen habe.

Auf zwey bey der Herstellung dieses Textes gebrauchte Handschriften hatte schon Bickell in den oben erwähnten Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft aufmerksam gemacht. *)

Die eine derselben, eine Würzburger Handschrift, enthält zwar im Capitelverzeichnis die Ueberschriften der sämmtlichen 28 Capitel, der Text selbst aber geht nur bis zum 12. Capitel.

*) Diese Schlußverse lauten:

Te nunc saucte speculator,
Verbi Dei digne dator,
Haeddi, pie praesul, precor,
Pontificum ditum decor
Pro me tuo peregrino
Preces funde Theodoro.

*) Dritter Jahrg., Bd. V. S. 387, Leipzig 1839.

Die zweyte, eine Wiener Handschrift, enthält den Text der 28 Capitel und einen Epilog, es fehlt ihr aber die Vorrede, welche in der Würzburger Handschrift enthalten ist, so daß letztere zur Ergänzung der ersteren dient. Der Verf. hat noch eine Windberger Handschrift verglichen, in welcher sich der Text der Capitel 17—28 findet. Wickell hat über diese Sammlung folgendes Urtheil gefällt: „es geht aus dem Epiloge hervor, daß wir in dieser Sammlung von 28 Capiteln nicht eben ein von Theodor selbst in lateinischer Sprache aufgesetztes, regelmäßiges Beichtbuch haben, vielmehr scheinen die Andeutungen in der Vorrede und in dem Epilog auf eine rohe Zusammenstellung verschiedener von Theodor in Gemeinschaft mit andern englischen Bischöfen auf Synoden festgestellter, nicht gerade sämmtlich auf das Beichtwesen bezüglicher kirchlicher Normen zu seyn, welche vielleicht ursprünglich in angelsächsischer Sprache abgefaßt waren.“

Ref. tritt diesem der Beschaffenheit der Sammlung ganz entsprechenden Urtheile vollkommen bey und bemerkt, daß die von dem Verf. gemachten Anstrengungen, in dieser Sammlung das ächte Rechtsbuch Theodor's nachzuweisen, sich als vergeblich gezeigt haben.

Wickell hat ferner bemerkt, daß der *discipulus Umbrensius*, der in der Vorrede genannt wird, ein höchst unwissender Mensch gewesen zu seyn scheine, und Prolog und Epilog in barbarischer Schreibart abgefaßt seyen. Der Verf. glaubt gegen die letztere Ansicht bey genauerer Betrachtung ein gewichtiges Bedenken hegen zu müssen. Er meint (S. 62.), man könne sowohl aus dem Prologe als aus dem Epiloge soviel entnehmen, daß der Verf. derselben Theodor's Schriften möglichst correct überliefern wolle. Den Widerspruch, daß er selbst in den wenigen Sätzen, die er beyfügt, aller Correctheit Hohn spricht, sucht Professor Hildebrand dadurch zu lösen, daß er eine Geheimhaltung des Verständnisses, eine *arcana latinitas*, annimmt, indem es nur den Priestern gestattet worden sey, die Pönitentialien zu lesen, wogegen man den übrigen Clerikern den Gebrauch derselben untersagt habe. Er stützt sich hiebey auf

eine bey Theodor und in andern Pönitentialbüchern vorkommende Stelle, in welcher allerdings zuerst gesagt ist, nicht alle Cleriker, sondern nur Priester sollten die Pönitentialbücher lesen, dann aber auch als Grund beygefügt wird, es werde dieß deshalb verboten, damit sich die übrigen Cleriker nicht die Ausübung des Bußsakramentes anmassen. *)

Von einem Verbote einer nicht zuständigen Jurisdiction ist also in dieser Stelle die Rede, nicht von einer Geheimhaltung der Pönitentialbücher. Unbegreiflich ist auch, wie der Verf. eine solche annehmen konnte, da er selbst S. 74 erzählt, Egbert habe sein Confessionale zum leichteren Verständnisse der Unwissenden aus dem Lateinischen übersezt. Wollte man aber wirklich eine solche *arcana latinitas* zugeben, so bliebe es doch wieder unerklärlich, warum nur Prolog und Epilog des Pönitentialie, welche nur Nebensachen sind, in eine solche mysteriöse Sprache verschleiert wurden, zu der man eines eigenen Schlüssels bedurste, der Inhalt desselben aber, der gerade die Hauptsache bildet, in der gewöhnlichen, auch für Nichteingeweihte verständlichen Sprache gegeben ist.

Der Verf. hat dieses Räthsel auf eine Weise zu lösen gesucht, welche nach der Ansicht des Referenten ihrer Eigenthümlichkeit wegen selten seyn dürfte. Er schreibt nämlich S. 64 Folgendes: „davon, daß der *discipulus Umbrensius* den Anfang und das Ende in so dunkle Phrasen hüllte, konnte er sich den Erfolg versprechen, daß mancher Unberufene, dem das Buch in die Hände fiel, nach dem ersten Blicke in dasselbe keine Neigung fühlte, weiter zu lesen.“ Wäre nun der erste Blick eines solchen Neugierigen zufällig auf die Mitte

*) Dieß zeigt der Zusammenhang der Stelle, von welcher der Verf. nur die erste Hälfte giebt; die ganze Stelle lautet: *Non enim omnes clerici hanc scripturam usurpare aut legere debent, qui inveniunt eam, nisi soli illi, quibus necesse est, hoc est presbyteri. Sicut enim sacrificium offerre non debent nisi episcopi et presbyteri, quibus claves regni coelestis traditae sunt, sic nec iudicia ista alii usurpare debent.*

gefallen, so hätte der discipulus Umbrensius den angeblichen Zweck ganz verfehlt.

In den Bemerkungen zu dem Beda-Egbertischen Cyclicus von Bußbüchern, welche der Verf. im zweyten Abschnitte gibt, hat er die neue Ansicht aufgestellt, daß die beyden Pönitentialien, deren eines man dem Erzbischofe Egbert von York († 767), das andere Beda dem Ehrwürdigen († 735) bengelegt hat, eigentlich zwey auf verschiedene Art zusammengesetzte Beda-Egbert'sche Bußbücher seyen, daß dagegen das vielbesprochene Bußbuch des Beda in seiner ächten Gestalt nur einen kurzen Inbegriff von Bußfragmenten bilde, welcher von den Egbertischen an Ausführlichkeit übertroffen werde.

Den ächten Text für beyde Bußbücher will der Verf. in dem bey Mansi T. XII. p. 489 unter dem Namen Egbert's abgedruckten Pönitentialbuche in der Weise gefunden haben, daß die kleinere Vorrede und die 3 Capitel de fornicatione, de occisione und de immunda carne dem Beda, Alles Uebrige aber dem Egbert angehören solle. Zum Belege des Gesagten beruft sich der Verf. auf drey Handschriften, in welchen die Texte auf diese Art gesondert vorkommen, von welchen zwey außerdem die beyden erwähnten Schriftsteller namentlich als Verf. dieser Pönitentialbücher bezeichnen.

Von diesen letzteren Handschriften (Cod. Fris. 111 und Cod. Ransch. 73) hat der Verf. durchaus keine nähere Beschreibung gegeben. Für den Zweck des Ref. mag es genügen, zu bemerken, daß beyde Fragmente von Pönitentialbüchern enthalten und dem Schlusse des elften oder Beginne des zwölften Jahrhunderts angehören, somit gegen das Zeugniß Regino's nicht in Betracht kommen können, der von Beda's Reichtordnung eine Stelle anführt, welche sich gerade so wieder in dem Texte findet, welchen Ref. aus zwey Augsburger Handschriften abdrucken ließ.

Zum besseren Verständnisse des Ganzen hätte der Verf. nothwendig auf die Beantwortung der Frage eingehen sollen, welche Pönitentialbücher Egbert verfaßt habe.

Mansi, auf den sich der Verf. beruft, hat ihm ein Pönitentialbuch zugeschrieben, welches er in sehr verworrener Ordnung herausgegeben hat, obgleich ihn die über seinem dritten Buche befindliche Aufschrift: incipit liber secundus hätte überzeugen können, daß der Theil, welchen er als erstes Buch betrachtete, ein eigenes selbstständiges Werk sey.

Die Herausgeber der ancient laws haben diesen Fehler verbessert und dem ersteren Werke den Titel confessionale, dem letzteren den Titel poenitentiale gegeben, während im angelsächsischen Texte beyde Werke als scriftboock bezeichnet werden, was sowohl confessionale als poenitentiale bedeuten kann.

Das erstere Werk ist nicht eine wörtliche Uebersetzung aus dem Lateinischen, wie man nach der Ueberschrift annehmen sollte, sondern mehr eine freye Nachbildung meist theodorischer Bußsätze. Das zweyte Werk hat in den ersten drey Büchern eine Eintheilung, welche wir bey Halitgar in seinem dritten bis fünften Buche und in Halitgar's Quelle, als welche Ref. früher den Text einer Augsburger Handschrift bezeichnete, wieder finden. Wahrscheinlich hat sie Egbert aus letzterer genommen. *)

*) Man vergl. über Halitgar's Quelle meine Schrift über die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen S. 32 und folgende. Egbert fand in denselben die von ihm beobachtete Eintheilung wahrscheinlich schon mit denselben Zusätzen, die sie bey Halitgar hat. Im allgemeinen Kirchenlexikon von Aschbach Band IV. S. 605. heißt es aus Versehen, Egbert habe sich nach dem 3ten und 5ten Buche von Halitgar gerichtet, wofür es heißen sollte: nach dem 1 — 3ten Buche von Halitgar's Quelle.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. Februar.

Nro. 14.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Excursion en Orient, l'Égypte, le mont Sinai, l'Arabie, la Palestine, la Syrie, le Liban, par le Comte de Pardieu. Paris 1851, 400 S. klein Octavformat.

Der Gedanke an eine Reise nach dem Orient war dem Grafen von Pardieu so plötzlich gekommen und die Ausführung zur That folgte dem Gedanken so eilig nach, daß er nicht einmal die Zeit dazu gefunden hatte, seiner Schwester, die einige Stunden Weges von Palisse wohnte, es zu melden, daß er in den nächsten Tagen auf seinem Wege nach Syrien in ihrer Nachbarschaft vorbeikommen werde. Nur auf eine Visitenkarte schrieb er deshalb, während in dem kleinen Städtchen Palisse die Postpferde gewechselt wurden, die eiligen Worte: „ich reise nach Syrien,“ und übergab die Karte dem Postmeister zur weiteren Beförderung.

Und welchem Leser, der das Wesen und das Leben der vornehmen Welt in der großen Stadt an der Seine kennt, sollte das plötzliche Aufsteigen eines solchen Reiseplanes, wie der diesmalige war, in dem Kopf und Herzen eines Mannes, dem eine solche vielseitige Bildung mit solch äußern Mitteln und Kräften zu Gebote stand, und die Eile, in welcher der Plan fort über Nacht zur That reiste, in Verwunderung setzen? Ist es nicht, nach seiner Aeußerung hierüber, eine wahre Schande, wenn man, während in einem Salon von Paris der eine der Anwesenden von seiner Reise nach dem Orient, ein anderer von Indien, ein dritter sogar von China

so erzählt, wie man sonst von einer Partie nach Rouen oder nach Orleans sprach, nur als stummer Zuhörer dastehen muß, oder höchstens von den Ufern des Rheines oder von der Schweiz wie von selbstgesehenen Sachen reden kann? Eine Schande in einer Zeit, wo man in einer Woche von Paris nach Constantinopel oder nach Alexandria kommen und in der Zeit von wenig geschäftsfreien Monaten, so wie mit wenig tausend Franken den Weltkreis (l'univers) durchlaufen kann? In der That, so urtheilt unser Reisender, die Erde ist jetzt zu klein für die Touristen, man muß ihrem Lauf noch eine andere Welt eröffnen.

H. Pardieu reiste in Gesellschaft seines Cousins und Freundes, des Charles de C . . . , der sich um den bleibenden Genuß dieser Reise dadurch sehr verdient machte, daß er mit seiner großen Geschicklichkeit als Zeichner und Landschaftsmaler die wörtlichen Beschreibungen der Tagebücher auch für das Auge anschaulich machte. Die beiden Freunde verließen den Bahnhof von Paris des Morgens 8 Uhr am 31. July (1849), waren schon um 5 Uhr des Nachmittags in Nerondes, wo die Eisenbahn an die Diligencenroute sich anschließt, die über den steilen Tarare nach Lyon führt. Hier traten sie aus den lang anhaltenden Regengüssen, welche damals die Umgegend der alten Lutetia an der Seine heimsuchten, unter den heitern südlichen Himmel ein, welcher von jetzt an fast ihre ganze Reise, mit äußerst wenigen Unterbrechungen, mit dem besten Wetter begünstigte. Theils im Dampfboot, theils im Dampfwagen, läßt sich die Strecke von Lyon bis Marseille in

etwa 6 Stunden zurücklegen, und obgleich die Unterbrechung der Eisenbahn durch den Tararepaß und der Aufenthalt in Lyon bis zum Abgang des Dampfbootes, der Eile einigen Einhalt gethan hatten, konnten die Reisenden dennoch schon am 2. August in Marseille zu Abend speisen, am 3. dort ausruhen und am 4. den Bord des Dampfschiffes „Cairo“ von 220facher Pferdekraft besteigen, welches sie in 3 Tagen nach Malta und von da nach eintägigem Aufenthalt in abermals 3 Tagen in den Hafen von Alexandria brachte.

Die Ankunft unserer Reisenden in Aegypten traf mit einem für die Geschichte des Landes sehr bedeutenden Zeitpunkt zusammen. Man hatte so eben den Leichnam des Mehemed Ali, der vor einigen Tagen gestorben war, auf dem Mahmudkanal und dem Nil hinaufgeführt nach Kairo und in seiner Familiengrabstätte beygesetzt. Dieses Ereigniß hatte auf die Bewohner von Alexandria, wie es schien, nur wenig Eindruck gemacht, obgleich der Vortheil, den ein Theil derselben von dem alljährlichen, längeren Aufenthalt des alten Sultans und seines Hofstaates in ihrer Stadt zog, kein unbedeutender gewesen war. Hatte doch auch schon seit zwey Jahren der geisteschwache Greis nur noch dem Namen nach die Zügel des Regimentes geführt, obwohl unter diesem Schatten seiner vormaligen Herrscherwürde der Zustand der Dinge, der Einfluß und das Ansehen seiner Günstlinge großentheils noch derselbe geblieben war.

Schon am vierten Tage nach ihrer Ankunft in Alexandria schifften sich die Reisenden auf dem Fahrzeuge ein, welches monatlich zweymal die Route nach Kairo macht. Ein kleines Dampfboot, zuweilen auch Pferde, dienen dem Fahrzeug als Vortspann und bugfieren dasselbe stromaufwärts. Es hatte sich eine große Zahl von Passagieren zu der diesmaligen Fahrt eingefunden, was dieselbe bey der großen ägyptischen Hitze in der Mitte des August höchst beschwerlich machte. Zum Glück war die Beschwerde nur von kurzer Dauer; schon am Nachmittag 5 Uhr hatte man das Ende des Kanals bey Adfieh erreicht, sah vor sich den Nil, welcher hochangelaufen

und mächtig wogend in seinem breiten Bette ging, und von hier an wurden die Reisenden aus dem Kanalboot in ein geräumiges, sehr gut eingerichtetes Dampfboot versetzt. Nur zu schnell und zum Theil bey Nacht eilte dieses an den interessanten Gegenden, die an dem Ufer des mächtigen Stromes sich ausbreiten, vorüber. Schon am andern Tage bey guter Zeit landete man in Boulaq, dem Hafenplatz von Groß-Kairo.

Fünf Tage nach der Abfahrt aus Marseille, sechzehn nach der Abreise aus Paris sahen sich die beyden Reisenden, selbst den Aufenthalt in Malta und Alexandria mit eingerechnet, aus dem Glanzpunkt und Herrscherthum der europäischen Cultur an der Seine auf einen alten so wie neuen Glanzpunkt der orientalischen Gesittung und Volksthümlichkeit versetzt. Es ist eine neue Welt der Anschauungen, die sich dem Reisenden schon bey dem ersten Anblicke der großen Stadt der Khalifen durch die fast unübersehbliche Menge der Minarets, durch die Kuppeln der Moscheen, die Zinnen der hohen Mauern verkündigt. Die beyden Franzosen suchten zunächst den Wohnsitz auf, der ihnen für die Tage ihres Verweilens bereits genannt und empfohlen war: das Hotel d'Orient, dessen Besitzer und Begründer ein Franzose, H. Coulomb, Bruder des Oberküchenmeisters Sr. K. Hoh. des Sultans ist. Dieses Gasthaus bildet einen Ort des Begegnens für europäische (namentlich französische) Reisende, welche aus der westlichen Heimath oder aus Indien, Nubien und Syrien kommen. Die vornehmere Welt aus Frankreich hat aber noch einen andern Ort ihrer gewöhnlichen geselligen Zusammenkünfte, die ärmere eine Zufluchtsstätte bey allerhand Anliegenheiten im Hause eines alten französischen Officiers, eines gebornen Corsen, Namens Mari, der den Achmet Pascha als Adjutant auf dem Feldzuge nach Hedjaz begleitete, und von dem Sultans zu der Stelle eines höhern Polizeybeamten erhoben wurde, dessen Geschäftskreis vorzugsweise die Angelegenheiten der Europäer umfassen sollte. Abbas Pascha hat dem alten Manne die Würde eines Beg's beygelegt und nach wie vor ihm die polizeyliche Vertretung der Angelegenheiten der Europäer belassen. In der Wohnung dieses

Mari Beg kommt die Colonie der in Kairo wohnhaften Franzosen an den Abenden zusammen, um da ihren Schibuck zu rauchen und Kaffe zu trinken.

Mehr als in Alexandrien machte sich in Kairo die vierzigtagige Trauer um Mohamed-Ali, freylich zunächst nur dadurch bemerkbar, daß die gewöhnlichen Volksfeste eingestellt waren, die das Steigen des Nils bis zu jener Höhe begleiten, bey welcher man den Schutzdamm zwischen Kairo und Fostat durchsicht, um dem Wasser einen Zutritt zu den nördlicher gelegenen Pflanzungen und Gärten der Stadt sowie zur Füllung der Eiskernen zu eröffnen.

In Alt-Kairo (Fostat) fanden unsere Reisenden einen Landsmann von noch höherer Auszeichnung als den Mari Beg, einen Herrn Selwes, der sich als Soliman Pascha in Aegypten vollkommen nationalisirt hat. Dieser, aus der Gegend von Lyon gebürtig, hatte unter Napoleon mehrere Feldzüge in so rühmlicher Weise mitgemacht, daß er vom gemeinen Soldaten bis zum Rang eines Hauptmannes gestiegen war. Zur Zeit der Restauration wollte ihm die friedsame Stille seines Vaterlandes nicht mehr zusagen; er ging nach Aegypten, bot dem Mehemed Ali seine Dienste an und dieser schenkte ihm sein Vertrauen in so hohem Maaße, daß er ihm das Geschäft auftrug, ihm ein Heer nach europäischer Form und Taktik zu gestalten. Selwes begann die Lösung dieser schweren Aufgabe damit, daß er die in Nubien zerstreuten Reste der Mameluken unter sein Panier versammelte und dieselben auf europäische Weise in den Waffen einübte. Diese bildeten den Kern des nachmaligen ägyptischen Heeres, das durch seine Siege in den Hedjas wie durch die Eroberungszüge in Nubien und in dem ferneren Süden sich auszeichnete und gegen Norden hin, bis nach Kleinasien den Heeren der Pforte sich so furchtbar machte, daß, wenn nicht die christlichen Mächte mit den Türken in Bund getreten wären, das Reich des Viceköniges eine bedeutende Macht, seinen Nachbarn gegenüber, geworden wäre. Soliman Pascha, der französische Muselman hat sich demnach von der Stellung eines Müllerburschen (sein Vater war ein Müller) in seinem christlichen Vaterland, zu der eines Generalmajors in seiner

neuen moslemitischen Heimath emporgeschwungen, hat jedoch als er das höhere geistige Band mit dem alten Vaterlande zerriß, wenigstens das kleinere, minder bedeutende noch festgehalten: er ist nach all seinen Kräften Franzos geblieben, hat auch seinen Sohn, den „Slander-Beg“ in Paris erzighen lassen.

Da das vor uns liegende Reisewerk mit ganz besonderer Liebe jene Parthieen der Begegnisse und Anschauungen hervorhebt, auf welche ein Strahl der französischen Tüchtigkeit und Politesse fällt, wollen wir auch hier das Zusammentreffen unserer Reisenden mit dem vormals so hoch geachteten Soliman Pascha in Fostat in einigen Zügen schildern. Der General empfing seine ihm von Paris aus empfohlenen Landsleute unter einem Pavillon, dem er so eben eine neue Auszierung zu geben im Begriffe stand. Er schimpfte in moslemitisch keizerlicher Weise auf den Ramadan, der ihn verhindere seine Gäste so zu empfangen, wie es seine Pflicht und sein Wunsch sey. Man konnte schon bey dieser Gelegenheit bemerken, daß es ihm mit dem Bekenntniß zum Islam eben so wenig Ernst sey, als es ihm vorher mit dem Bekenntniß des Christenglaubens gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher.

(Schluß.)

Außer dieser beyden Werke, für welche wir gleichfalls der Deutlichkeit wegen die Benennungen confessionale und poenitentiale beybehalten wollen, hat Mansi noch dem Egbert ein drittes Pönitentialbuch beygelegt. Dieses ist es, welches nach des Verf. Meinung den vollständigen Text sowohl von Beda's wie von Egbert's Pönitentialbuch enthalten soll. Mansi erst gab diesem Werke den Titel Egberti canones de remediis peccatorum, während noch sein Vorgänger Labbé es dem Beda zuge-

eignet hatte. (Cone. t. VIII. p. 359 ed. Venetiis 1729.)

Mansi stützte sich hieby auf die Autorität der *Ballerini* und auf das Zeugniß *Graban's*, welcher in dem Briefe an *Heribald* cap. 18 eine Stelle citirt, die sich in diesen *canones de remediis peccatorum* cap. 9 wieder findet. Er übersah aber dabey, daß dieses Citat mit Ausnahme der Ziffern für die Bußsätze, welche sich so leicht in den Handschriften ändern, auch auf das cap. 34 des *confessionale* paßt, auf welches es auch zu beziehen ist.

Hätte *Mansi* die *canones de remediis peccatorum*, welche er für ein Werk *Egbert's* ausgibt, mit dem Inhalte des ersten *Pönitentialbuche*s von *Angers* verglichen, so würde er bald gefunden haben, daß der Text dieser *canones* nichts Anderes enthalte, als eine Wiederholung des ersten *Pönitentialbuche*s von *Angers*, jedoch aus einer Handschrift in welcher viele *Capitelüberschriften* ganz weggelassen und *Aenderungen*, *Anlassungen* und *Zufüge* sowohl an den *Kubriken* wie am *Texte* selbst angebracht wurden *).

Man könnte nun zwar auch das umgekehrte Verhältnis annehmen und behaupten wollen, das *Pönitentialbuch* von *Angers* sey aus dem sogenannten *Egbert* entstanden, allein einer solchen Annahme widerspricht das Zeugniß des *Morinus*, nach welchem dieses Werk, wenn es überhaupt mit der in derselben Handschrift enthaltenen *Canonensammlung* gleichzeitig ist und nicht einer früheren Zeit angehört, spätestens in die *Regierungszeit* *Gregors III.* fallen kann.

9) Man vergl. *Morinus de disciplina in administratione sacramenti poenitentiae Antwerpiae 1682* folg. pag. 31 sq. Aus den sechs ersten *Capitelu* sind im sogenannten *Egbert* zwey *Capitel* gemacht, die *Cap. 9* u. *10*, *12* u. *13*, *17* u. *18* aber sind in 3 *Capitel* zusammengezogen, *Cap. 14* und der größere Theil des *Cap. 13* aus dem *Pönitentialbuche* von *Angers* fehlen ganz, dafür aber sind einige *Capitel 9*, *6* und *15* aus einer andern Quelle eingeschaltet.

Mit der Ansicht *Mansi's* fällt aber auch die des *Verf.* über *Egbert*, und es übrig nur noch auf jene Meinung einzugehen, nach welcher das vielbesprochene *Bußbuch* des *Beda* in seiner ächten Gestalt nur einen kurzen *Inbegriff* von *Bußfragmenten* bilden soll, weshalb ihm der *Verf.* auch nur drey *Capitel* zugewiesen hat. Diese Ansicht widerlegt sich schon durch eine *Vergleichung* von *Beda's* *Bußbuche* mit seiner Quelle, dem genannten ersten *Pönitentialbuche* von *Angers*, aus welcher, wie *Ref.* schon im *Ursbach'schen Kirchenlexicon* bemerkte, hervorgeht, daß *Beda* die einzelnen dort unter unpassenden *Ueberschriften* und in verworrener Reihenfolge enthaltenen Bestimmungen in systematischer Weise zu verarbeiten getrachtet habe.

Aus diesem Resultate erklärt sich auch die Ähnlichkeit zwischen *Beda* und dem sogenannten *Egbert* weit einfacher als sie der *Verf.* durch die Annahme eines in einander verarbeiteten *Beda-* *Egbertischen* *Bußbuche*s erklären konnte.

Im dritten Abschnitte gibt der *Verf.* über das *poenitentiale romanum* und zwey Handschriften des *Pönitentialbuche*s von *Cumin* nur einige wenige *Bemerkungen*.

Ref. verkennt keineswegs den Fleiß, welchen der *Verf.* in sechsjährigen Bemühungen auf die Herstellung eines neuen Textes von *Theodor's* *Rechtsbuche*, wie auf die kritische Untersuchung der vorhandenen *Sammlungen* verwendet hat, kann aber nicht umhin zu bemerken, daß aus der dabey beobachteten bloß negativen, nicht von *Beweisen*, sondern nur von *vorgefaßten Meinungen* ausgehenden Methode kein wahrhaft wissenschaftlicher Gewinn erwartet werden könne.

Friedrich Kunstmann.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. Februar.

Nro. 15.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

Excursion en Orient, l'Égypte, le mont Sinai, l'Arabie, la Palestine, la Syrie, le Liban, par le Comte de Pardieu.

(Fortsetzung.)

In der türkischen Uniform des höchsten Ranges, mit dem diamantbesetzten Nischam, als dem Ehrenzeichen seiner Würde am Halse, zugleich aber auch mit dem Ordensband der französischen Ehrenlegion im Knopfloch, dabey mit einer Haltung und mit Mienen, darin sich die lebendigste Beweglichkeit mit orientalischer Ruhe vermischte, erschien er doch nur wie ein Franzos, der sich bey einem Maskenball in türkische Kleidung geworfen hatte. In seinem Hause, das am Nil, der Insel Rhoda mit ihren Gärten und prächtigen Landhäusern gegenüber liegt, hat der europäische Geschmack sich überall, auch in der Form der orientalischen Prunklust geltend gemacht. Der Harem, welchen der vornehme und moslemitische Franzmann gleich andern Bekennern des Islams von gleichem Vermögensstand sich angelegt hat, nimmt ein eigenes Haus ein, welches durch seine Lage, jenseits der Straße, dem Auge der besuchenden Fremden sich entzieht und die Freyheit der geselligen Unterhaltung mit den männlichen Gästen im eigentlichen Wohnhaus nirgends beschränkt. Unsere Reisenden wurden deshalb von dem Generalmajor in allen Räumen der schönen Wohnung herumgeführt und wie mit dieser waren sie auch bald mit dem Besitzer bekannt und vertraut, denn Soliman Pascha hat sich noch die ganze Munterkeit und gute

Laune eines französischen Husaren erhalten, in dessen Uniform er einst im Vaterland seine militärische Laufbahn begann. Der Mann hatte an Mehemed Ali einen Freund und Gönner verloren, den er in Abbas Pascha keineswegs wiederfand. Vielmehr mußte er es sehen, wie der neue Regent die Organisation des Heeres nach französischem Fuße, die des Soliman Pascha vieljährige Aufgabe gewesen war, wieder aufzulösen und auf den früheren Zustand zurückzusetzen suchte. Doch diese sehr veränderte Gesinnung des Hofes gegen ihn konnte die heitere Stimmung des Franzosen nicht stören. Mit sehr gutem Humor zeigte und erläuterte er seinen Gästen den Sinn der neuen Malereien, die er soeben in einer Gallerie seiner Wohnung ausführen ließ. Man sah da eine Mühle zur Erinnerung an den Stand, aus dem der gewesene mächtige ägyptische Günstling hervorgegangen war, dann die Erinnerungszeichen an die Marine, an den Waffendienst bey der leichten Reiterey und an die Würden eines ägyptischen Generalmajors. Es war eine Art von kurzer biographischer Skizze, statt der Worte in Bildern, wie man dergleichen auch nicht selten in den altägyptischen Gräbern findet.

Wie sein vornehmer Landsmann in Fostat, so hält auch der Beschreiber der vor uns liegenden Reise die Züge seines Nationalcharakters fest: das Bewußtseyn der großen Nation anzugehören, welche das Bild ihrer Größe überall, wohin sie kommt, wie in einem Spiegel erblickt. Bey dem Besuch von Heliopolis ergöhen den flüchtig vorübereilenden Wanderer die vormaligen Siege der französischen Waffen unter Kleber, bey den Gräbern der Kha-

lifen findet sich in einer der verlassenen Moscheen ein Aufseher, der schon in den Zeiten der französischen Expedition Hüter dieses Gemäuers war. Von ihm hätte der Reisende wahrscheinlich das Feuer zum Anzünden seiner Cigarre ohne Widerrede erhalten, welches ihm ein Bewohner des arabischen Dorfes, das unter den Grabstätten sich angebaut hat, strenge verweigerte, weil jetzt das Anzünden des Feuers gegen die Ordnung des Ramadan war.

Doch diese Zeit der großen moslemitischen Feste ging so eben (am 19. August) zu Ende und die Reisenden waren Zeugen des Bairamfestes, welches von den Lebenden bey den Gräbern ihrer Anverwandten gefeyert wird, als wollten sie wie die alten Aegypter, wenn sie die Mumien der Verstorbenen als Zeugen ihrer Gastmähler dahin stellten, auch die Seelen der Abgeschiedenen an ihren Freuden Theil nehmen lassen. Auch den festlichen Auszug der großen Karawane der Pilgrime hatten unsere Reisenden Gelegenheit zu sehen.

Ueber Kairo, sowie über die Pyramiden von Ghizeh, auf deren größter sie die Sonne aufgehen sahen, erfahren wir von ihnen Nichts, was nicht aus vielen andern Reisebeschreibungen schon bekannt wäre, dasselbe gilt auch von den praktischen Regeln für Reisende in Aegypten und im Orient überhaupt, welche hin und wieder in dem Werke vorkommen.

Schon am 28. August schifften sich Hr. Pardieu und sein Begleiter auf einem sehr bequem eingerichteten, für alle Bedürfnisse des Haushaltes wohl versorgten Fahrzeuge nach Oberägypten ein und erreichten, vom Winde begünstigt, nach 9 Tagen die Siätte des vielbewunderten und noch jetzt in seinen Trümmern bewundernswerthen Theben. Die Reise auf dem weltberühmten Strome und der Eindruck, den die Herrlichkeiten von Dendera, Theben und Luxor auf den Beschauer derselben machen, sind in sehr anziehender Weise beschrieben, doch enthält diese Beschreibung für andere mit Aegypten bekannte Leser nichts Eigenthümliches und Neues, obgleich selbst die Schilderung der persönlichen Erlebnisse und der Mühen sowie der Erquickungen der

einzelnen Tage für den Kreis der Freunde des Verfassers, dem sein Buch zunächst bestimmt ist, ein großes Interesse haben mag.

Fast vier Wochen hatte die Fahrt nach Oberägypten und das (verhältnismäßig sehr kurze) Verweilen bey seinen Sehenswürdigkeiten gedauert. Bey Fostat verließen die Reisenden ihr Fahrzeug und ihr erster Gang am Lande war der zu Soliman Pascha. Bey diesem fanden sie eine Menge der neueingelaufenen französischen Zeitungen; aus der alten Geschichte der oberägyptischen Dynastien und ihrer Kämpfe konnte man sich hier in die neueste Geschichte des Tages und ihrer ungelückten Kämpfe versenken. Unter anderen brachten die französischen Blätter die Nachricht, daß Venedig „nach heldenmüthigem Widerstand von Oesterreich wieder genommen, Ungarn von den Heeren zweyer Großmächte überwältigt worden sey.“

In Kairo, im Gasthose des Hrn. Coulomb in Esbekieh gab es eine andere Neuigkeit, nicht zu lesen, sondern auf eine für die Ohren ganz betäubende Weise zu hören. Abbas Pascha hatte für das Fest der Beschneidung seines eilfjährigen Sohnes eine 14tägige Feyer angeordnet, bey welcher das Kanoniren eine Hauptbelustigung zu bilden schien. Drey Batterien, davon die eine in der Nähe von Esbekieh aufgestellt war, gaben von Sonnenaufgang bis Mitternacht alle halbe Stunden 20 Salven; von einem Mal zum andern hatte man kaum Zeit zu ruhiger Besinnung zu kommen. Zwey Drittheile der Tage, die zu dieser allzu lebhaften Freudenbezeugung bestimmt waren, gingen bey der Rückkehr unserer Reisenden so eben zu Ende, das letzte Drittel mußte noch überstanden werden. Doch waren diese Tage für die Einheimischen wie für die Fremden, wenn sie für solche Festlichkeiten Sinn hatten, wenigstens eben so unterhaltend als lästig, denn das Auge wurde für die Leiden des Ohres in sehr reichlichem Maasse schadlos gehalten. Ueberall in den Hauptstraßen und auf den freyen Plätzen der Stadt bis hinaus vor die Thore sah man Buden, in denen eine Fülle von Erfrischungen, andere, in denen auslesene Waaren anderer Art verkäuflich waren, man sahe Tänze, Spiele, und Kunststücke aller Art, hörte

Musik und Gesang, die ganze Stadt bot die Scene eines großen Jahrmaktes dar, auf welchem sich ein Gewimmel des Volkes durcheinander bewegte. Der Mittelpunkt dieses regen Volkslebens war die Residenz des Vizekönigs, in welcher es vom Morgen bis zum Abend Vergnügungen der Gastfreundschaft gab. Hier wurden in dem Harem täglich 2000 Frauen, aus den verschiedensten Klassen der Bewohner der Stadt und ihrer nächsten Umgegend freigebig bewirthet; Sr. königliche Hoheit der Vizekönig hielt während der ganzen Dauer der Festzeit täglich offene Tafel, zu welcher Gäste vom verschiedensten Stand und Rang, ohne Unterschied der Religionen und Nationen geladen wurden. So unter andern hatte er einmal die Priesterschaft von ganz Kairo zusammen als Gäste geladen. Man sah da katholische und griechische Priester und Ordensleute, neben Kopten und Anglikanern von gleichem Stande, Derwische und Mullahs neben jüdischen Rabbinern. Es war ein Vereinigungsversuch der verschiedenen Religionen, der ohne große Schwierigkeit durchzuführen war, um so mehr da der Minister des Innern, Scheriff Pascha, die Stelle des Wirthes bey der Tafel vertrat, ein Mann, der den Werth eines guten Glases Wein zu schätzen weiß.

Noch einmal führt uns, durch noch ausführlichere Schilderungen seiner Personalitäten, der Verf. des Reisewerkes in den Kreis der französischen Kolonie ein, die er zu Kairo fand. Außer dem einen Versammlungspunkt dieser Landsleute, unter denen der Titel eines Begs ebenso gewöhnlich und verbreitet war, wie bey uns der Titel eines Doctors, bey dem vorhin erwähnten Herrn Mari Beg, lernt uns Pardieu in dem Hause des Hrn. Benedetti noch einen zweyten kennen. Einen vorzüglichen Werth legt derselbe mit Recht auf die Bekanntschaft des geistvollen kenntnißreichen Hrn. Linand; in einem gewissen Hrn. Lambert erblickt er gleichsam den Repräsentanten der gesammten Gelehrsamkeit, einen „Meister Derer, welche wissen.“ Es ist derselbe Lambert, der zu seiner Zeit als eines der Häupter unter den St. Simonisten genannt wurde.

Zu den vielen Franzosen, welche zum großen Theil seit längerer Zeit in Aegypten ansäßig, hier

in Kairo ein Paris im Kleinen bildeten, waren in der letzten Zeit des Aufenthaltes des Grafen Pardieu noch mehrere Reisende seiner Nation gekommen, die mit ihm in dem gleichen Gasthause wohnten und speisten. Unter den Fremden aus andern Nationen befand sich auch ein Preuße (?) mit langem suchsrothen Barte, ein Mann von gestandenen Jahren, dabey aber von sehr jungen Phantasien. Er war im Begriff gewesen die wahren Quellen des Nils aufzusuchen und hatte seinen Weg durch Zanzibar nehmen wollen; auf die Versicherung jedoch des englischen Consuls, daß er auf diesem Wege keine Stunde weit vorwärts kommen würde ohne den Händen der mordsüchtigen Eingebornen zu unterliegen, war er wieder nach Kairo zurückgekehrt. Hier sprach man damals allgemein von der Absicht der ägyptischen Regierung, eine Expedition in die noch undurchforschten Gegenden, aus denen der weiße Nil kommt, zu senden und der reiselustige Mann hätte die Verwendung der europäischen Consuln zu einer Anstellung für sich bey jener Expedition nachgesucht. Da man jedoch auf seinen Wunsch nicht eingehen konnte, wollte er jetzt eine Wanderung zu Lande durch Syrien, Mesopotamien, Persien nach Indien antreten, um seinen Enkel, der sich in Bombay aufhielt, zu besuchen. Unser Reisender hörte später nichts mehr von diesem unternehmenden Mann, der nach seinem Urtheil mit all seinen Excentricitäten im Ganzen ein wackerer, sehr artiger Mensch war, nur etwas zu „naiv.“

Der glänzendste Tag der diesmaligen kahirinischen Festlichkeiten war der letzte, an welchem der junge Prinz nach den Geboten des Islam in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen wurde. Schon am Abend vorher hatte man bey der Illumination und dem Feuerwerk, deren Anordnung vielen Geschmack verrieth, Alles aufgeboten, was das Auge ergötzen und überraschen konnte, am Haupttage des Festes selber war es vor Allem der prachtvolle Aufzug des Militärs und der moslemitisch geistlichen wie weltlichen Behörden, der das unübersehliche Gedränge des Volkes nach dem Schloßplatz hingelockt hatte. Während der junge Prinz nach überstandener Ceremonie die Glückwünsche des Harems und nach diesen die Aufwartung der ange-

seheneren Bewohner der Stadt empfing, wurde auf dem freyen Plage am Fuße des Schloßberges ein Mahl für die Fellahs vorbereitet. Dieses arme Volk aber, das die Mächtigen des Landes nur mit Angst und Furcht betrachten kann, mußte mit Stockschlägen zu den Freuden des Mahles herbegetrieben und zu Lustigkeit gezwungen werden.

Der Abschied aus Kairo, vor Antritt der Reise nach dem Sinai, war von ähnlichen Gefühlen begleitet als der aus dem Vaterland, denn man hatte hier ein Vaterland im Kleinen gefunden. Unsere Reisenden zogen mit Recht es vor schon den Weg nach Suez auf Kamelen, statt in den hölzernen Käfigen der Postkutschen zu machen, welche jetzt zwischen Kairo und Suez die beständige Route einhalten, um die aus Indien kommenden oder dahin gehenden Fremden in möglichster Eile weiter zu fördern. Eine hinlängliche Menge von Lastkameelen zur Fortschaffung des Gepäcks, und mehrerer Reitkameele (Dromedare) zur persönlichen Benutzung der Reisenden, dazu der Diener und arabische Koch und eine Schaar von dienstfertigen Beduinen gewährten alle für eine Tour durch die Wüste erwünschten Bequemlichkeiten. Man brach gewöhnlich bey der ersten Morgendämmerung auf, ging zu Fuß bis die Sonne sich erhob, setzte sich dann in den Sattel und gewann durch die größere Schnelligkeit der Dromedare einen solchen Vorsprung vor den andern, mit dem Gepäc beladenen Kameelen, daß man vor Mittag eine Ausrubestunde zum Frühstück gewann und auch am Abend den Lagerplatz früher erreichte.

Der Eindruck, welchen die hehre Stille der Wüste, der klare Himmel mit seinen hell funkelnden Gestirnen und mit dem Wechsel seiner Lichter und Schatten vor Aufgang und nach Untergang der Sonne auf den äußern wie innern Sinn der Reisenden macht, gab sich auch an dem empfänglichsten Gemüth des unsrigen kund, und der Leser begleitet ihn durch diesen Theil seines Werkes mit einer besondern Theilnahme nach dem Sinai und durch Palästina. Mit großer Entschiedenheit spricht er sich für die Ansicht aus, nach welcher die Heere Israels nicht bey Suez, sondern südlich vom Attakagebirge durch das Thal der Verirrung ihren Weg zum rothen Meere nah-

men und dieses den Brunnen Moses gegenüber erreichten, wo kein andrer Ausweg für sie war als der durch das Meer, während sie bey Suez sein äußerstes Ende, auch wenn dieses von weitrer Ausdehnung gewesen wäre als jetzt, zu Lande umgehen konnten. Der gerade Weg nach Suez war auch damals seiner Natur nach der gewöhnlichere, wären sie diesen gezogen, dann hätte Pharao sie nicht für verirrt in der Wüste gehalten, ihre Rettung sollte ein außerordentliches Denkzeichen der Allmacht für alle Zeiten und Völker seyn.

Von Suez aus nahmen unsere Reisenden den gewöhnlichen Weg, vorüber an den Mosesbrunnen durch das Wardanthal nach Howara (Mara), dann durch das Thal Gharandel, das sich durch den ganzen nördlicheren Theil des Isthmus nach Westen bis über El Arisch an die Küstengegend des Mittelmeeres hinzieht. Aus dem Thal Ufaite (Elim) traten sie jenseits der sandigen Ebene in das Laibe-Engthal ein, dessen Ende noch einmal an den westlichen Busen des rothen Meeres zurückführt, an eine Stelle seiner Küste, von welcher aus man jenseits in Westen die ägyptischen Küstengebirge, die Wohnsitze der Anachoreten erblickt. Es war dieses für die nachmalige Erinnerung unsers Reisenden einer der liebsten Haltpunkte, die er auf seinem Weg durch die Wüste hatte kennen gelernt.

Die weitere Marschroute führt von hier aus zuerst durch eine Küstengegend, deren Boden sich durch das buntfarbige Gerölle der Steine eben so auszeichnet als durch die majestätisch schöne Fernsicht, die sich von Zeit zu Zeit nach dem Gebirge des Mokkateb und des Serbal eröffnet. Nicht als bloßer Dilettant, sondern wie man wohl bemerken kann, als ein guter Kenner des Steinreiches und seiner Felsarten spricht unser Reisender über das, was sein Auge in dieser Gebirgsgegend sah.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. Februar.

Nro. 16.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

Excursion en Orient, l'Egypte, le mont Sinai, l'Arabie, la Palestine, la Syrie, le Liban, par le Comte de Pardieu.

(Fortsetzung.)

Von der Nähe der Meeresküste wendete man sich in das Wadi Pharan, dieses Paradies der Sinaïtischen Halbinsel. Unsren Reisenden wurde die Annehmlichkeit des kurzen Aufenthaltes in diesem Thal noch dadurch erhöht, daß sie sich hier unter Freunden befanden, welche sie mit einer Liebe aufnahmen, die sich an eigenen Blutsverwandten nicht kräftiger zu erweisen vermocht hätte. Dem Araber von alter Sitte ist der Gastfreund so nahe verbrüderet als der Abkömmling aus dem gemeinsamen Vaterhaus; es ist, wenn auch nicht das Fleisch und Blut, so doch die Religion und Sitte der Väter, die zwischen ihm und dem Fremden, der sich voll Vertrauen in seinen Schutz begab, dieses Band knüpft. Die Beduinen, deren Führung und Schutz die Reisenden sich übergeben hatten, gehörten zu einem jener drey Zweige des großen Stammes der Tomarah, der Abkömmlinge der alten Midianiter, welche das Geschäft der Begleitung der Reisenden von Kairo nach dem Sinai unter sich getheilt haben. Unter diesen drey Zweigen: den Uled Szaid, den Harmios und den Alleghis ist der zuerst genannte, mächtigste von allen, seit der Zeit seiner Väter der Besitzer des fruchtbaren Thales Pharan und seiner reichen Pflanzungen. Die Beduinen, welche diesmal das Geleite der Fremden übernommen hatten, gehörten zu dem Zweige der Uled Szaid und

kamen hier in ihr Eigenthum, dessen natürliches Vermögen sie, so gut sie es nur vermochten, mit ihren Schülern und Gastfreunden zu theilen suchten.

Daß man hier an der Stätte einer vormals bedeutenden, weit ausgedehnten Niederlassung eines bauverständigen Volkes sey, das bezeugten die Reste der Mauern, aus deren abgelöstem Gestein die Araber ihre Hütten, wie die Schwalben ihre Nester aus dem abgefallenen Mörtel eines alten Ritterschlosses gebaut haben. Es war hier die Stätte des alten Pharan und nicht weit von da sieht man die Spuren eines vormaligen Kupferbergbaues, der schon in den Zeiten der Pharaonen betrieben ward. Dieser Quell des vormaligen Wohlstandes der Gegend ist jetzt verschlossen und verschüttet, andere, nicht minder ergiebige und gesegnete Quellen sind ihr noch geblieben: das sind die des frischen Wassers, die sich aus den hoch ansteigenden Felsenwänden des Granites unten an der Sohle des Thales ergießen. Wo in diesem Lande Wasser ist, da giebt es auch ein Gedeihen der Gewächse, eine wohnliche Heimath für den Menschen und für die Thiere seines Haushaltes. Kräftiger noch und hochwipfeliger als selbst in den meisten Gegenden des Nilthales ist hier der Wuchs der Dattelpalmen, welche, so weit der Segen der Quellen reicht, mehr fast eine grüne Wüsten, als Gärten bilden. Hier ist, wie das Wasser, auch die Luft so frisch und rein, wie die Brust kaum anderswo sie athmete, dabey so mild, so geschützt gegen den Wechsel der Stürme und Windstillen, daß der hier durchwandernde Fremde, der leiblich leidende Freunde in der Heimath zurückließ, sie alle

mit Seilen der Liebe hieher ziehen möchte, damit sie statt des Balsams der Apotheken den Balsam des Athems der Natur und mit ihm Kräfte des Lebens und der Genesung einathmen möchten. Es ist allerdings eine Selbsttäuschung des Wanderers, wenn er das, was nirgends auf Erden ist, auf Erden zu finden meint, aber sein Wahn ist verzeihlich, wenn er sich im Wadi Pharan in die Stätte eines beständigen Sabbathes versetzt glaubt.

Wer möchte nicht gern in jedem Jahr auf mehrere Monate im Wadi Pharan wohnen, wie dieß die Absicht eines edlen wohlbekannten Landsmanns unfres Reisenden, des Hrn. Linant in Kairo zu seyn scheint, der sich hier ein Landhaus gebaut hat, dessen Grund und Boden er sich von den Uled Szaid erkaufte, mit deren Stamm er seit Jahren in sehr freundschaftlichem Vernehmen steht.

In der Zeit, da unsere Reisenden das schöne Thal besuchten, standen die meisten Hütten leer. Ihre Bewohner kommen größtentheils in der Zeit der Dattelernte hieher, und dann ist das ganze Dorf bevölkert; wann das Geschäft des Einsammelns der Datteln vorüber ist, dann wird ihnen der Raum ihrer Hütten zu eng, sie treten mit ihrer Familie so wie mit den Heerden ihrer Kameele und Ziegen das Wanderleben von einem Weideplatz zum andern an, wohnen unter ihren tragbaren Zelten bald in den Schluchten, bald auf den Höhen der Gebirge. Das ganze Land, so weit nach dem Vertrag mit den Nachbarstämmen ihr Gebiet reicht, steht ihnen offen, sie können ruhen oder weiter ziehen, wann und wo sie wollen. Einige Familien bleiben indes im Dorfe zurück; in ihrem Dienste besorgt eine kleine Zahl der Fellahs die Pflege der Pflanzung und im Frühling (Februar) die Vermählung der beyden Geschlechter der edlen Palme durch das Aufhängen der Blütenstaub tragenden Kolben am Wipfel der fruchttragenden Bäume. Diese lohnen dann auch hier in dieser günstigen Lage, so reich als nur irgendwo anders, alle auf sie verwendete Sorgfalt. Das Fleisch der edlen Früchte wird vom Kerne gelöst, massenweise zusammengepreßt in Säcken von Ziegenleder, darin es lange sich genießbar erhält, theils zum Verbrauch im Haushalt benützt, theils aber von den Männern nach Kairo zu Markte geführt, und außer

diesem Erwerb haben, wie bereits erwähnt, die Uled Szaid noch jenen, den ihnen das Geleite der Reisenden so wie der Verkauf der Kohlen und des Gummis ihrer Mimosenbäume gewährt. Der Gelderlös aus diesen Geschäften wird sorgfältig aufgespart und nur etwa zum Ankauf schöner Kamele verwendet. Für sich selber und seinen Haushalt bedarf der Araber nur wenig. Außer dem Mehl, den Linsen und Bohnen, davon er die nöthigen Vorräthe mit sich aus Kairo nach Hause bringt, geben ihm sein Land und seine Heerde Alles, was er zur Nahrung, der Fleiß der Hände seiner Frauen Alles, was er zur Bekleidung seines Leibes und zur Decke seiner Zelte bedarf. Das ist der Grund jener wahren Freyheit, in deren Genuß er sich so glücklich fühlt, daß er sein wanderndes Leben mit keinem Loos der reichsten Städtebewohner vertauschen möchte, selbst jetzt noch, wo die Herrscher von Aegypten den gegenseitigen Verkehr der Stämme und ihr selbstständiges Treiben auf mannichfache Weise beschränkt und auch die Beduinen zur Theilnahme am Tragen der Lasten ihres Volkes genöthigt haben.

Von dem Wadi Pharan zogen unfre Reisenden durch den Wadi Salef, dann über den Engpaß Nach-Badera nach dem Sinai. Die Aussicht von der Höhe, am Ende des Passes, hinab nach der Fläche von Kaha, auf welcher der Horeb mit seinen zackigen Felsenspitzen und über ihm der Berg der Gesetzgebung sich erhebt, auf welchem Gottes Herrlichkeit in ihrer ganzen Macht sich kund gab, ist, abgesehen von den mächtigen Erinnerungen, welche sie weckt, schon ihrer Natur nach von so außerordentlicher Art, daß kaum eine andre auf Erden sich mit ihr vergleichen läßt. Pardieu genoß dieselbe mit der ganzen Lebendigkeit seines für historische Erinnerungen dieser Art so wie für die hohe Schönheit einer solchen Natur sehr empfänglichen Gemüthes.

Die untergehende Sonne beleuchtete noch die Felsenspitzen des Horeb und des gegenüber liegenden Epistemi, als man vor den Mauern des Klosters ankam. Durch ein Seil wurden die Empfehlungsbrieife aus Kairo hinangezogen, auf demselben Wege wurde etwas Holz und Trinkwasser so wie Brod heruntergelassen. Die Reisenden übernachteten in ihrem Zelte, und ließen sich von dieser für sie beque-

meren Ordnung auch an den nächsten beyden Tagen, die sie hier zubrachten, nicht abwendig machen, obgleich man sie bringend einlud, ihre Wohnung in einem der Fremdenzimmer des Klosters zu nehmen. Man hatte indeß dafür gesorgt, daß die Fremden, so oft sie wollten, einen Zutritt in den Hof und in das Gebäude des Klosters finden konnten, indem ihnen auf ein gegebenes Zeichen eine kleine Thür am Flügel des mit Eisen beschlagenen äußeren Thorweges geöffnet wurde, die man erst nach Anbruch der Nacht verschloß.

Sie sahen im Innern des Klosters und in seinen Kirchen dasselbe, was andre Reisende der neueren Zeit vor ihnen hier gesehen und beschrieben haben, bestiegen hierauf den Horeb und den Sinai, dessen Fernsicht weit über die beyden Meeresarme in Ost und West bis in das steinige Arabien und bis in die ägyptischen Küstengegenden reicht, stiegen nach dem Ledscha Thal zum Kloster Erbain hinab, und machten später noch fast die ganze Runde um den Sinai Horeb durch die Eintiefung der Thäler, welche diese Felsenmassen von den andern Gebirgen der Halbinsel absondert. Das Thal Sebaya unmittelbar unter dem Fuß des eigentlichen Sinaigipfels und für seinen Anblick das günstigst gelegene, war ohnfehlbar der Hauptstandpunkt, den die Heere Israels bey der Geseßgebung einnahmen, wenn auch ihre Lager nach allen Richtungen um die Seiten des Gebirges sich ausbreiteten.

Der Weg, den die Reisenden vom Sinai nach Palästina nahmen, war jener nächste und gewöhnlichste durch das Scheikththal über die Hochebene Thneh nach dem Wadi el Arisch, dann über das Plateau Nakhel und vorbey an der gleichnamigen Gränzfestung, bey welcher die Beduinen vom Uled Szaid-Stamme ihre weitere Begleitung aufgeben und dieselbe an die Karawane von Thyas abtreten mußten. Vorübergangspunkte von besonderem Interesse bildeten die Ruinen von Dboda, von Elusa und vor Allem die altherwürdige Stätte von Bersaba. Die Freude über den Anblick der Gebirge von Zudāa wurde dadurch sehr herabgestimmt, daß den Reisenden nicht nur die Ankündigung einer sieben-

tägigen Quarantäne, die sie vor Eintritt in das Innere des Landes zu halten hätten, sondern auch bald hernach eine Sanitätswache entgegen kam. Doch lag in dem lang entbehrten Anblick der grünenden Fluren und der waldbewachsenen Höhen, in dem Gefühl, daß nun endlich nach so mancher glücklich überstandenen Gefahr das Endziel der Reise so nahe gerückt war, etwas so Tröstliches, daß man sich die Sorge für die Unbequemlichkeit der nächsten Tage aus dem Sinne schlug. Weniger zum Aerger als zum Lachen reizend war in dieser Zwischenzeit öfters das Benehmen der Quarantänewache, deren Aufgabe es seyn sollte, eben so sehr sich selber als Alle, die in die Nähe der verdächtigen Fremden kamen, sowohl Menschen als Vieh, vor der Berührung von diesen zu verwahren. Bey jeder Gelegenheit, wo sich ihr irgend etwas Uebriggebliebenes von den Mahlzeiten der Reisenden darbot, so wie in andern Fällen, bey denen ihre Lust nach einem kleinen Gewinn gereizt ward, vergaß dieselbe gern die ihr auferlegte Scheu vor der Berührung; dem begegnenden Volke des Landes aber ließ sie ihre Beamtenpflicht und Würde in sehr eindringlicher Weise bemerken und fühlen.

Allerdings aber war der Ausbruch des Unwillens, den unser Reisender bey dem Eintritt in das Lazaret von Hebron nicht unterdrücken konnte, etwas sehr Natürliches. Noch in Aegypten hatte er mit großem Vergnügen in den französischen Blättern die Nachricht gelesen, daß in Marseille die Quarantäne aufgehoben sey für alle jene Fälle, wo die Reisenden nicht aus einer von der Pest ergriffenen Gegend kämen. Er kam aus einem Lande, darin so eben keine Spur von der Pest sich gezeigt hatte, war jetzt drey Wochen lang (vom 1. bis 21. October) seit seinem Abgang aus Kairo durch eine Gegend gereist, die man bis dahin immer mit Recht als eine der gesündesten, für die Pest unzugänglichsten gehalten hatte, und nun, wo er in ein Land trat, in welchem man viel eher von einer Seuche angesteckt werden als Ansteckung verbreiten konnte, sollte er Quarantäne halten! Die Türken suchen auf einmal mit verstärktem Eifer das nachzuholen, was sie bisher in dieser Art der Sanitätspolitik versäumt haben. Das Quarantänegebäude zu Hebron schien

So eben erst zu seiner jetzigen Bestimmung eingerichtet zu seyn, die sogenannten Zimmer, die wie die Kajüten auf dem Verdeck eines Schiffes, auf der Plattform des Hauses errichtet waren, trugen an Boden und Wänden alle Spuren der Neuheit. Mit ziemlicher Heftigkeit sprach sich unser Reisender gegen den Director des Lazarets, einen halb europäisch gekleideten Türken, über den Unsinn seiner Regierung aus, welche in einem Fall wie der seinige war, eine Quarantäne anordne, schimpfte über die schlechten Kammern, in die man ihn einquartieren wollte, und erklärte, daß er um keinen Preis in eine derselben einziehen, sondern lieber in seinem Reisezelt im Hofe bleiben werde; der Türk, dem freylich der Dragoman nicht den ganzen Fluß dieser Rede mitgetheilt haben mochte, veränderte keine Miene; er entfernte sich ganz gravitatisch, ließ, nachdem er das Thor hinter sich verschloßen, die Reisenden sammt den Beduinen und ihren Kamelen, mit denen sie gekommen waren, im Hofraum zusammengesperret zurück, und erst am andern Morgen durften diese Begleiter, bewacht bis zur Gränze von einem Quarantänebediener, ihres Weges ziehen.

Mit einer den fremden Einrichtungen nachgeächsten Förmlichkeit, welche dem türkischen Naturell eben so schlecht anpaßte als die europäische Uniform, ließ man die Reisenden ihre Gefangenschaft antreten und aushalten. Und schon hatten sie sich mit einiger Resignation in die Ertragung dieses Looses gefunden, als zu der aufgebürdeten Last eine neue hinzukam, welche die französische Lebhaftigkeit unsers Reisenden vollends ganz in Feuer und Flammen setzte.

(Schluß folgt.)

Anleitung zur qualitativen und quantitativen zoochemischen Analyse. Von F. vdn Gorup-Besanez. Nürnberg 1850.

Dieses Werk wird Jeder, der sich mit chemischen Untersuchungen für die Zwecke der Physiologie

und Pathologie befaßt, mit Freuden begrüßt haben, in der sichern Erwartung, daß darin enthalten seyn würde, was der Titel besagt, wofür der rühmlich bekannte Name des Verfassers gewiß Jedem hinlängliche Bürgschaft war. Um so angenehmer fühlt sich derjenige, welcher das Buch gebraucht, noch dadurch belohnt, daß er in demselben noch etwas mehr findet, als der Titel besagt. Es ist ein Buch lediglich in der Absicht verfaßt, eine sehr fühlbar gewordene Lücke in der Literatur auszufüllen, wirklich nützliche Kenntnisse zu verbreiten, und unterscheidet sich deshalb sehr von jenen Büchern, welche zu Autoren solche haben, die damit Geld machen wollen. Ein glückliches und durch vielfache Praxis geübtes Augenmaaß hat den Verfasser bey der Anordnung des Stoffes und des ihm zu gebenden Umfanges geleitet, und hat ihn so glücklich als möglich zwischen dem oft unverständlichen Aphorismus eines Leitfadens und der oft unüberwindlichen Breite eines Compendiums hindurch segeln lassen. Es würde mich gar nicht Wunder nehmen, wenn deshalb irgend ein Weltverbesserer behauptete, daß das Buch von Gorup weder ein Leitfaden noch ein Compendium für zoochemische Analyse ist, und auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig sagt. Glücklicher Weise fragt unsere Zeit nicht mehr so ängstlich nach formellen Rücksichten, und erfreut sich mehr an der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit eines Objectes, an dessen Zusammenhang mit dem Allgemeinen, als an der Discussion über die fragliche Stellung in einem willkürlichen und künstlichen Systeme. Der Erfolg, den dieses Buch seit seinem Erscheinen bereits gehabt hat, ist der sicherste Beweis für die Brauchbarkeit desselben, und jeder physiologische Chemiker so wie jeder Arzt, der sich desselben aufrichtig bedient, wird es in hohem Grade lieb gewinnen.

Dr. M. Pettenkofer.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern

9. Februar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde etc., herausgegeben von G. H. Perz. IX. Bd. Hannover 1847. X. Bd. Heft 1—4. Ebendasselbst 1849—1851.

Zweiter Artikel.

(Vgl. B. XXXIII. Nr. 25—28.)

Vom zehnten Bande an tritt in der äußern Form dieser Zeitschrift die Veränderung ein, daß sie wieder, wie ursprünglich, nämlich von ihrer Begründung bis zum sechsten Bande einschließlich, in einzelnen zwanglosen Heften erscheint, deren jedoch nicht mehr sechs, wie damals, sondern nur vier einen Band bilden. Es ist dieß gewiß eine sehr zweckmäßige und allgemein willkommene Einrichtung, indem sowohl die schnellere Verbreitung des Inhalts der auf die Gesellschaftszwecke Bezug habenden Untersuchungen und Abhandlungen, als die leichtere Anschaffung der Zeitschrift auf Seite des literarischen Publikums dadurch ermöglicht wird.

Der Bestand des vorliegenden zehnten Bandes ist folgender.

Erstes Heft.

- I. Inhaltsverzeichnisse der zehn ersten Bände der Monumenta Germaniae. S. 1—74.

Einem allseitig gefühlten Bedürfnisse, welchem Ref. durch die Bd. XXVII. Nro. 189 und 190 dieser Blätter mitgetheilte „alphabetische Uebersicht des Inhalts der bis dahin erschienenen sieben Scriptoren-Bände“ vorläufig zu begegnen versucht hat, ist hier durch die vorliegenden von Seite der Redaction der Monumenta selbst ausgearbeiteten Re-

gister in erschöpfendster Weise abgeholfen. Dieselben enthalten

- 1) ein chronologisches Verzeichniß der Geschichtsschreiber (Scriptorum T. I. — VIII.) d. h. eine nach der Zeitfolge geordnete Aufzählung der in den ersten acht Scriptoren-Bänden enthaltenen Geschichtsdenkmäler und Quellschriften, wodurch der bey einem Unternehmen der Art unvermeidliche Mißstand, daß eine streng chronologische Ordnung der Denkmäler im Drucke der einzelnen Bände selbst nicht eingehalten werden konnte, wieder ausgeglichen wird;

- 2) in gleicher Weise ein chronologisches Verzeichniß der Gesetze (Legum T. I. II. Gesamtreihe der Monumentenbände T. 3. 4.);

- 3) ein alphabetisches Register über sämtliche Bände der Geschichtsschreiber und Gesetze, welches jede gedenkbare Beziehung, unter der nach einer in den Monumenten abgedruckten Quellschrift gesucht werden kann, zweckmäßig berücksichtigt, so daß in der Regel jeder Titel unter dreyn verschiedenen Schlagwörtern auffindbar gemacht ist, z. B. Vita Burchardi episcopi Wormatiensis unter Burchard, Worms und Vita; Enhardi annales Fuldenses unter jedem dieser dreyn Worte.

- II. Ueber das Heldengedicht von König Heinrichs IV. Sachsenkriegen, vom Herausgeber ¹⁾. S. 75—86.

1) Gelesen in der historisch-philosophischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 13. März 1848.

Unter den für den Wiederabdruck in den Monum. Germ. bestimmten Schriften befand sich anfänglich auch obiges kleine, von den deutschen Geschichtsforschern bisher häufig benützte Epos, das zuerst von Gervasius Soupher unter dem Titel: „Henrici Quarti imperatoris bellum contra Saxones heroico carmine descriptum“ im J. 1508 zu Straßburg in 4., dann im I. Bande von Reubers Scriptores 1584 und 1726, sowie auch in Goldasts Apologia pro Heinrico IV. (1611) herausgegeben wurde ²⁾.

Das Gedicht umfaßt die Jahre 1073 — 1075, nämlich nur den ersten Ausstand der Sachsen, und schließt mit dessen vollständig scheinender Besiegung im October 1076; von der Fortsetzung des Kampfes in den folgenden Jahren sowie von den kirchlichen Verwickelungen Heinrichs verlautet in dem Gedichte keine Sylbe. Der Dichter nannte sich nicht. Soupher bemerkte bezüglich des Verfassers in seinem Vorworte bloß: „auctor propter maiorum incuriam quos litterarum modicos amatores constat extitisse et proinde nomen abolere permiserunt, ignoratur. Quisquis fuerit certe latii eloqui cernimus non fuisse expertem“ etc. Die spätern Herausgeber und Benutzer begnügten sich mit der Annahme, daß der Verfasser aller Wahrscheinlichkeit nach ein gleichzeitiger Geistlicher gewesen sey. Wer sollte auch jemanden andern als einen Zeitgenossen sich als Verfasser denken, wenn man z. B. die nachstehenden, unmittelbar an den Kaiser gerichteten Schlußverse des Gedichtes liest:

2) Die in Hambergers Directorium erwähnte Ausgabe vom J. 1583, über deren Daseyn der Hr. Herausgeber Gewißheit zu erlangen wünscht, findet sich auch weder in der K. Hof- und Staatsbibliothek, noch in der K. Universitätsbibliothek zu München vor; die deßfallige Angabe beruht wohl nur auf einer Verwechslung mit der ed. princeps oder mit der ersten Reuber'schen Ausgabe. Von der princeps selbst hingegen, welche in Norddeutschland so selten ist, daß sie Hr. Perz von Göttingen nach Berlin entleihen mußte, besitzt die K. Hof- und Staatsbibliothek dahier mehrere Exemplare.

Ecce tenes solitum tu rex inuicte triumphum,
Cum tua frena pati gentem effrenem docuisti.
Vt virtute geris sic et pietate parentes
Rex anguste gere. tu substratis miserere! etc.

Nichts desto weniger führte den Hr. Herausgeber der Monum. eine genauere Untersuchung des Gedichtes zu dem Ausspruche, daß dasselbe, von einigen wesentlichen Auslassungen und geschichtswidrigen Einschübseln abgesehen, nichts weiter als eine herametrische Paraphrase des von Lambertus Hersfeldensis über die erste Bekämpfung der Sachsen Erzählten und sohin — ein Werk des Betrugers ist. „Stellen sich,“ so bemerkt Hr. P. in Motivirung dieses seines Urtheiles, „die einzelnen Züge, welche die Abfassung des Gedichtes im October 1075 glaubhaft machen sollen, schon durch die Thatsache der Benutzung Lamberts ³⁾ als absichtliche Täuschung dar, und nöthigen uns, das Werk in eine spätere Zeit zu setzen, so wird man ihm auch schwerlich Unrecht thun, wenn man zunächst die Zeit der Verbreitung als die Zeit des Entstehens ansieht. Dieser Vermuthung steht zuerst zur Seite, daß keine ihr widersprechende Thatsache bekannt ist. Es giebt nämlich keine Handschrift des Gedichtes wie keine Ausgabe desselben, welche älter wäre als der Anfang des 16. Jahrhunderts, und es wird von keinem Schriftsteller vor dieser Zeit erwähnt.“ Die sorgfältigsten Nachforschungen nach der etwaigen Originalhandschrift, die Hr. P. bereits im J. 1841 auf seiner Reise nach dem Elsaß anstellte, ⁴⁾ und die ausgebreitetsten Erkundigungen in so vielen Bibliotheken des mittleren Europa haben nur eine einzige Papierhandschrift des 16. Jahrhunderts zu Tage gebracht, welche Lappenberg in der Hamburger Stadtbibliothek auffand und wovon dem vorliegenden Aufsatz ein Facsimile beygefügt ist.

(Fortsetzung folgt.)

3) gest. nach 1077, da mit diesem Jahre die Chronik endet.

4) Vgl. Archiv 8, 255.

Excursion en Orient, l'Egypte, le mont Sinai,
l'Arabie, la Palestine, la Syrie, le Liban,
par le Comte de Pardieu.

(Schluß.)

Man hatte ihm gleich bey seinem Eintritt über die Gränze eine siebentägige Quarantäne angekündigt, und noch bey der Ankunft in Hebron war nur von sieben Tagen der Gefangenschaft die Rede gewesen. Als er jedoch kurz vor Ablauf dieser Zeit Auftrag ertheilte, ihm die Pferde zur Abreise nach Jerusalem zu bestellen, da ließ ihm der Director des Lazareths sagen, er möge sich damit nicht übereilen, denn seine Quarantänezeit werde nicht sieben, sondern zwölf Tage dauern. Vergeblich bezief sich der so hart Getäuschte auf die ausdrückliche frühere Zusicherung der Quarantäne-Officianten. Allerdings, so war die Antwort, bestand noch im vorigen Monat eine nur siebentägige Abschließung, aber nach einem seitdem eingetroffenen Befehl der Regierung ist die Zeit um fünf Tage verlängert worden.

Was half es jetzt dem reizbaren Franzosen, daß er in der Aufwallung seines Zorns die Türken insgemein rohe Bestien, den Sultan einen Cretinen, die plötzliche Verlängerung der Quarantäne einen Schimpf nannte, den man seiner ganzen Nation angethan habe, und welcher von der Seite seiner Regierung eine ernstliche Zurechtweisung nach sich ziehen werde. Der Pförtner des Lazareths hörte die freye Uebersetzung der lebhaften Declamation, welche Mahmud, der Dollmetscher ihm gab, mit wahrhaft moslemitischer Resignation an und sprach nur noch einmal es aus, daß die neue Anordnung unabänderlich sey, denn sie komme aus dem Divan.

Dennoch wollten die Reisenden sich noch immer nicht in diese Unabänderlichkeit ergeben. Der Graf Pardieu schrieb sogleich an den französischen Consul in Jerusalem, beklagte sich bey diesem bitter über das ihm widerfahrne Unrecht und verlangte Ab-

hülfe desselben. Sein Brief wurde vor seinen Augen vielfach durchstochen und durchräuchert, dann einem Expressen übergeben, der ihn alsbald nach Jerusalem und von dort aus schon am andern Tag die Antwort zurückbrachte. Diese war in Abwesenheit des Consuls Botta von seinem Stellvertreter ausgefertigt, voller Bezeugung von Höflichkeit und Versicherung der unbegrenzten Dienstfertigkeit, zugleich aber voller Ausdrücke des Bedauerns darüber, daß eine Abänderung der großherrlichen Verordnung außer der Macht des Consulats liege, doch habe man dem Arzt des Quarantänehauses, der so eben von einem Krankenbesuch in Gaza nach Hebron zurückkehren würde, die Gelegenheit des Herrn Grafen auf das Lebhafteste empfohlen.

Der bittere Beygeschmack, den der Inhalt dieses höflichen Briefes hatte, wurde dadurch versüßt, daß er unter seinem Couvert mehrere Briefe aus der Heimath mit sich brachte, welche in der letzten Zeit bey dem Consulat in Jerusalem für unsre Reisenden eingelaufen waren. Auch blieb diesen ja noch immer die Hoffnung, daß der Quarantänearzt eine Verkürzung ihrer Gefangenschaft bewirken könne.

Dieser Arzt kam. Ein kleines Männchen von steifer Haltung; eine Art von Italiener mit einer erträglichen Fertigkeit, sich im Französischen verständlich zu machen. Von der Terrasse herunter, denn eine weitre Annäherung an die Pestverdächtigen war gegen die strenge Ordnung, begann er die Conversation mit den Reisenden. Seine Erklärung war bündig genug; er könne — dieß war ihr Inhalt — ihre Quarantäne nicht um eine Stunde abkürzen, auch keine Erleichterung derselben eintreten lassen, denn die Anordnung bestünde nun einmal so. Auf seine Frage, warum man unten im Zelte geblieben und nicht lieber die schönen Räume in dem ganz neu erbauten Lazareth bezogen habe, antwortete ihm der Graf, daß sein Lazareth zur Wohnung allenfalls für Galeeren-Sträflinge, nicht aber für honette Leute geeignet, dazu sehr ungesund gelegen sey, so daß es eher zum Erzeugen einer Krankheit als zur Abwehr derselben geeignet scheine. Nach dieser offenen Erklärung kehrte der Graf dem Doctor den Rücken

zu und ging in sein Zelt. Vergeblich rief jener den Reisenden nach, sie sollten ihm ihre Namen und Vornamen, Alter, Profession und Vaterland angeben, denn die Verordnung geböte das so; man wollte mit ihm und seiner Verordnung nichts zu schaffen haben und Machud, den man darum befragte, wußte von den Fremden nichts zu sagen, als daß es vornehme Herren wären, ein Bescheid, den der Doctor befriedigend finden mußte, da ihm die kräftige Sprache, welche die Reisenden mit ihm geführt hatten, als ein vollkommen gültiger Beweis für ihren hohen Stand erschien.

Dieselbe Meinung hegten dann bald auch noch Andre von ihnen. Selbst die Soldaten in der an das Lazareth angebauten Kaserne stellten am kleinen Bairamsfeste ihr Schießen ein, als der Graf es ihnen untersagte, und im Falle ihrer Weigerung mit einer Klage bey dem Pascha in Jerusalem drohte. Der Quarantänearzt hörte, als er seinen Gefangenen am 31. Oct. das Ende ihrer Haft für den nächsten Tag ankündigte, ruhig ihre Forderung an, daß man sie gleich mit dem Beginn des 1. Nov. um Mitternacht entlassen solle, erinnerte zwar daran, daß in solchen Fällen der Tag vom Morgen an gerechnet werde, überließ aber die Entscheidung dem Pförtner.

Wirklich um Mitternacht am 31. Oct., mit dem astronomischen Anfang des 1. Nov. öffneten sich den Reisenden die Thore des Quarantänehauses, die Pferde standen bereit, sie machten sich auf den Weg über Bethlehem nach Jerusalem. Sie hatten Hebron nur von ihrer Altane aus gesehen; das Nächste, was ihnen auf diesem Standpunkt vor Augen lag, war der Begräbnißplatz der Stadt, an welchen das Lazareth so unmittelbar angebaut ist, daß die Reisenden allmählig jeden Grabstein desselben hatten kennen gelernt.

Die aufgehende Sonne beleuchtete so eben das hoch auf seinem Felsenhügel gelegene Bethlehem, als sie in die Nähe der Stadt kamen. Mit einem erhöhten Gefühle der Andacht wohnten sie dem Frühgottesdienste des heutigen Allerheiligentages bey, des-

sen Abend sie schon zu Jerusalem im lateinischen Kloster zubrachten. Mit Aufmerksamkeit und crister Theilnahme betrachteten die Reisenden während ihres dreytägigen Aufenthaltes in der heiligen Stadt alle die Dertlichkeiten, an welche die spätere Zeit mit mehr oder minder großer Sicherheit die Erinnerungen an die bedeutungsvollsten Momente der Geschichte unsers Geschlechtes geknüpft hat, besuchten am 5. November den Jordan und das todte Meer, besahen sich dann die Stätte des alten Jericho, betrachteten die Quelle des Elisa und kamen am 6. nach Jerusalem zurück, wo sie einen Rasttag hielten, dann die angebliche Geburtsstätte Johannes des Täufers und das Terebinthenthal besuchten. Sie hatten in möglichster Kürze Alles gesehen, was den Pilgrimen nach Palästina in und um Jerusalem als das Sehenswürdigste angepriesen wird; schon am 8. Nov. waren sie wieder auf dem Wege, zuerst nach Nablus (Sichem), dann nach Nazareth, dem Carmel und dem Tabor, sowie nach Tiberias, von wo aus sie abermals zurück nach Nazareth und von hier nach der See küste sich wendeten. Ein besondres Interesse hat unser Reisender noch in die Beschreibung seiner Küstenfahrt von Acre nach Beyruth und des kurzen Besuches zu legen gewußt, den er im Vorüberreifen bey den Resten der alten phönicischen Städte, Tyrus und Sidon machte. Von Beyruth aus besuchte er einige der schönsten Stellen des Libanon und die Ruinen von Baalbeck, schiffte dann am 5. Decbr. auf einem französischen Paquetboot von Beyruth nach Alexandria, am 8. von da auf dem Dampfschiff nach Marseille sich ein, in dessen Hafen er schon am 18. einlief. Vier und einen halben Monat hatte die Reise an Zeit, viertausend und etliche hundert Franken an Geld gekostet, und welchen Schatz von Erinnerungen für das ganze Leben hatte sie ihrem Unternehmer eingetragen!

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. Februar.

Nro. 18.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Ge-
schichtskunde etc.

angebliche Codex in die Hände gerathen, deutet auf
trügerische Absicht.

(Fortsetzung.)

Nach geliefertem Nachweise, daß dieses Epos für die Geschichte ohne allen Werth sey, und aus dem Verzeichnisse der deutschen Geschichtsquellen gestrichen werden müsse, möchte es nur noch in literarhistorischer Beziehung von einigem Interesse seyn, den wirklichen Verfasser zu ermitteln. Hr. P. vermuthet, daß Conrad Celtes damit ein Seitenstück zu seinem Ligurinus habe geben wollen, den er im J. 1507 durch Conrad Peutinger, ohne Zweifel im Einverständnisse mit letzterem, unter Günther's Namen erscheinen ließ. Diese Vermuthung mag allerdings begründet seyn, nur hat sie die weitere Annahme im Gefolge, daß auch der erste Herausgeber Gerv. Soupher bey der literarischen Betrügerey in eigener Person mitwirkte, und daß seine Angabe: „Transactis diebus in codicem vetustissimum: nobilissimorum etiam auctorum monumenta continentem: incidi: quo hoc elegans opusculum ex-cerpsti“ eine pure Lüge sey. Bey einer Handschrift aus der Lebenszeit von Conrad Celtes, der kaum wenige Wochen vor beendigtem Drucke des Gedichtes in einem Alter von 49 Jahren gestorben (4. Februar 1508), und dessen poetische Productivität kaum drey Jahrzehnte umfaßte, konnte Soupher doch auf keinem Fall von einem „Codex vetustissimus“ und von einer maiorum incuria reden. Auch das Nichtbenennen des Ortes, wo ihm der

III. Ueber die Quellen der Gesta Roberti Wis-
cardi des Guillelmi Apuliensis, von Dr.
Roger Wilmans. S. 87 — 121.

Auch diesem versificirten Geschichtswerke drohte die Gefahr, für eine bloße Schulübung aus späterer Zeit gehalten und aus der Reihe geschichtlicher Quellen fortgewiesen zu werden. Hr. Dr. Wilmans vindicirte ihm jedoch Aechtheit und Gleichzeitigkeit der Abfassung (1099 — 1110), vorzugsweise auf den Grund der zu Avranches liegenden, von Hrn. Dr. Bethmann eingesehenen Handschrift des Werkes aus dem XII. Jahrhundert⁵⁾, welche übrigens die einzige bekannte Handschrift dieses Gedichtes ist, nachdem das der ersten von J. Tiremaens besorgten Ausgabe desselben zu Grunde liegende Manuscript aus dem Kloster Le Bec seither mit der Ausgabe selbst verschollen ist⁶⁾.

5) Vgl. Archiv 8, 71. 381.

6) Der Titel dieser ersten Ausgabe lautete: Guillelmi Apuliensis rerum in Italia ac regno Neapolitano Normannicarum libri quinque. Rothomagi apud Rich. Petit et Rich. Lollemant anno 1582. 4. Sie war schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus dem französischen Buchhandel verschwunden, und konnte bisher in keiner Bibliothek des Festlandes aufgetrieben werden. Hr. Dr. Wilmans läßt S. 88 an alle Bibliotheken und Bücherfreunde den Anruf ergehen, von dem Vorhandenseyn dieser Ausgabe Anzeige machen zu wollen.

Die auffallende Uebereinstimmung vieler Stellen, welche sich zwischen Wilhelm von Apulien und der Alexias der Anna Comnena (1143 — 1180) herausstellt, erklärt sich Wilken (in seiner Schrift über die Comnenen) durch die Annahme, daß die griechische Geschichtschreiberin Wilhelms Gedicht benützt habe. Diese Annahme wird jedoch von Hrn. Dr. Wilmans als unstatthaft nachgewiesen, und vielmehr wahrscheinlich gemacht, daß ihnen beyden eine jetzt verlorne dritte Quelle vorgelegen habe. Diesen von ihnen gemeinschaftlich benutzten Geschichtschreiber glaubt Hr. Dr. Wilmans in dem von Anna Comnena öfter erwähnten „Latinus“ gefunden zu haben, und knüpft an die fernere Annahme, daß Anna damit keinen Eigennamen, sondern nur einen lateinisch schreibenden Chronisten habe bezeichnen wollen, die weitere Vermuthung, daß dieser letztere identisch sey mit dem Archidiacon Johannes von Bari, dem Verfasser der hist. invent. S. Sabini, einem Augenzeugen der erzählten Vorgänge.

Als weitere von Wilhelm benutzte Quelle wird dann noch die historia Normannorum des Cassinenser Mönchs und nachmaligen Bischofs von Nusco Amatus nachgewiesen, welchem letzteren sofort in Bezug auf eine anderweitige in neuester Zeit ihm angefohrene Autorschaft die nachfolgende ausführlichere Erörterung gewidmet wird.

IV. Ist Amatus von Monte Cassino der Verfasser der Chronica Roberti Biscardi? Von Dr. R. Wilmans. (S. 122 — 130.)

Nach der ausdrücklichen Angabe des Petrus Diaconus sowohl in seiner Fortsetzung der Chronik des Leo Ostiensis (lib. 3. cap. 35. Mon. 9, 728) als in seinem Werke de viris illustribus Casinensibus Cap. 20. schrieb der Cassinenser Mönch und nachmalige Bischof von Nusco im Erzbisthum Salerno ⁷⁾ Amatus († 1093) eine historia Nort-

In den Catalogen der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München sowie auch der k. Universitätsbibliothek dahier findet sich davon keine Spur.

7) Nicht von Bordeaux, wie Mabillon und die Histoire litt. de la France T. IX. irrthümlich vermuthen.

mannorum, deren lateinische Urschrift noch im 17. Jahrhundert in der Bibliothek des Klosters Monte Cassino vorhanden gewesen zu seyn scheint ⁸⁾, die aber nachher verschwunden ist und für völlig verlorne galt, ohne daß sich auch irgend eine anderweitige Spur dieses Geschichtswerkes vorgefunden, bis im Jahre 1835 durch den Pariser Bibliothekar Champollion-Figeac auf Kosten der Société de l'histoire de France eine altfranzösische Uebersetzung dieses Werkes aus einer in der Pariser Bibliothek befindlichen Handschrift des 13. Jahrhunderts herausgegeben wurde, und für das verlorne lateinische Original Ersatz bot. Unmittelbar auf dieses der Literatur nun wieder gewonnene Werk des Amatus folgt aber in der erwähnten Pariser Handschrift die altfranzösische Uebersetzung desjenigen lateinischen Geschichtswerkes, welches von Carusio (Biblioth. hist. regni. Sic. T. II.) unter dem Titel Anonymi historia Sicula und in Muratori's Rerum ital. SS. T. VIII. unter dem Titel: Anonymi Vaticani historia Sicula aus zwey Handschriften der Vaticana herausgegeben worden. In zwey Pariser Handschriften von dem lateinischen Original dieses letzteren Geschichtswerkes ist dasselbe als „Cronica Roberti Biscardi et fratrum“ betitelt, und auch in der altfranzösischen Uebersetzung desselben beginnt das zweyte Buch mit der Ueberschrift: „Ci se commence le secont (livre) de l'aimirable duc Viscard.“ Hr. Champollion-Figeac konnte daher mit Fug der von ihm herausgegebenen französischen Uebersetzung den Titel „Chronique de Robert Viscart“ vorsehen. Er ging aber noch weiter, indem er die Behauptung geltend zu machen suchte, daß Amatus auch als Verfasser dieser Chronik Robert Guiscard's, oder wenigstens des ersten bis zu Robert's Tode (1085) reichenden Theiles derselben zu halten sey, indem solches aus einer Aeußerung des französischen Uebersetzers hervorgehe. Gegen diese Behauptung Champollion's nun weist Hr. Dr. Wilmans mit überzeugenden Gründen nach,

8) „Historiam Nortmannorum dicavit Desiderio ab-bati . . . , illanque hodie non extare nisi m. s. in Casin. bibliotheca affirmant aliqui.“ Petr. Diac. de vir. ill. Cas. ed. Mari p. 40. not.

daß jener an sich ohnehin sehr unbestimmten Aeußerung des Uebersetzers kein Gewicht beizulegen sey, daß vielmehr Amatus der Verfasser der *historia Sicula* oder *Chronica Roberti Guiscardi* nicht seyn könne, da sie in mehreren Stellen mit Amats unzweifelhaftem Werke in Widerspruch stehe, oder doch einige Ereignisse völlig anders berichte, als Amatus, und daß dieses ganze anonyme Geschichtswerk, wie bereits Wilken (*Hist. Comn. praef. p. XXVII*) nachgewiesen und Hr. Champollion selbst bezüglich des Schlußtheiles desselben (von Robert Guiscard's Tod angefangen) ohnehin schon zugestanden hat, als ein höchst magerer Auszug aus Gaufridus Malaterra (*lib. IV de gestis Roberti Guiscardi*) sey.

Am Schluß berichtet Hr. Dr. Wilmans zwey arge, Herrn Champollion entgangene Versehen, welche dem Abschreiber von Amats *ystoire de li Normant* bezüglich des Namens der Stadt Tien (Teanum, Tiano im R. Neapel) begegneten, indem letztere zweymal mit dem unmittelbar vorhergehenden Worte zusammengezogen und in einen Personennamen umgewandelt wurde. B. III. 5. p. 73 heißt es nämlich: *la malice de Pandulfe nvoit aslit le comte Détien* anstatt *de Tien*, und B. IV. p. 108: *Coment vit Ardreyen etc.* anstatt *ardre Tyen*.

Zehnter Band. Zwentes und drittes Hest.

IV. h. Ueber die Chronik Otto's von Freysingen von Hrn. Dr. Wilmans. S. 131—173.

Es verschafft eigenthümlichen Genuß, einen interessanten geschichtlichen Gegenstand von mehreren geistig begabten Verfassern völlig unabhängig von einander behandelt zu sehen. Einen solchen Genuß gewährt uns denn auch die Lectüre des vorliegenden trefflichen Aufsatzes über einen der hervorragendsten und uns Bayern noch überdies näher berührenden Geschichtschreiber des deutschen Mittelalters, verbunden mit jener der im J. 1847 aus unserer Stadt hervorgegangenen zwey Preisschriften über denselben Schriftsteller von Dr. Huber und

Dr. Wiedemann⁹⁾. Hr. Dr. Wilmans kannte nur die Huber'sche Abhandlung, bemerkt aber bezüglich derselben (S. 132 Anm. 1), daß dieses „schätzbare Buch im Ganzen von dem seinigen zu verschiedenartige Gesichtspunkte verfolge, als daß es es hätte häufig benutzen können.“ Dr. Wiedemann's Schrift hingegen blieb Herrn Dr. Wilmans unbekannt; gerade sie zeichnet sich aber durch Reichhaltigkeit von Literatur-Allegaten, namentlich durch sorgfältigsten Nachweis der von Otto benutzten Quellen vortheilhaft aus, und hätte Herrn Dr. Wilmans manche erwünschte Notiz an die Hand gegeben, manche eigene Recherche ersparen helfen.

In um so selbstständigerem Gange der Untersuchung und Betrachtung erörterte denn Hr. Dr. Wilmans nach Voraussendung von Otto's Lebensverhältnissen dessen geschichtlichen Standpunkt, geht

- 9) Otto von Freysing, sein Charakter, seine Weltanschauung, sein Verhältniß zu seiner und seinen Zeitgenossen als ihr Geschichtschreiber, aus ihm selber dargestellt von Bonifacius Huber, Benedictiner der Abtey St. Stephan in Augsburg, und Diacon München 1847. — Otto von Freysingen nach seinem Leben und Wirken. Ein historischer Versuch von Theodor Wiedemann, Convictor im erzbischof. Clerical-Seminar zu Freysing. Mit einer Vorrede von Carlmann Flor. Freysing 1848. 8. — Die Abhandlung des Hrn. Dr. Huber, nunmehrigen Cooperator's zu Berchtesgaden (im Jg. 1848 Bd. 26. No. 127 u. dieser Blätter einer ausführlichen Beurtheilung unterworfen), erhielt neben einer gleichzeitig eingelaufenen aber ungedruckt gebliebenen von Euf. Grimm (jetzt Com-mendist an der St. Peterkirche dahier) den wirklichen Preis. Die Abhandlung des Hrn. Dr. Wiedemann (zur Zeit Curat des St. Johann dahier) erhielt von Seite der hiesigen Universität nur das Accessit. Der Hr. Verf. ward aber nachträglich (1850) von der philos. Facultät der Universität Freiburg zur Anerkennung der Verdienstlichkeit dieses literarischen Erstlingsversuches durch Verleihung des Doctorgrades geehrt. Vgl. auch Reuters allgem. Repert. f. d. theol. Lit. 1851. Bd. 74. H. 2. S. 159 — 162. Das Verlagsrecht auf diese Abh. ging im J. 1849 auf Elsfässer und Waldbauer in Passau über.

dann auf die verschiedenen Redactionen der Chronik über (deren er drey annimmt), leitet den Nachweis der Quellen, welche Otto für seine Arbeit benutzte, durch Hervorhebung von Otto's klassischer Gelehrsamkeit ein, und bespricht schließlich die für die neue Ausgabe in den Monumentis vorhandenen Hülfsmittel bezüglich der eigentlichen Chronik sowohl, als hinsichtlich der Gesta Friderici mit der Fortsetzung Radevic's. Da Hr. Dr. Wilmans zur Zeit der Abfassung des vorliegenden Aufsatzes diese Hülfsmittel vollständig zu überschauen und gegenseitig zu prüfen noch nicht Gelegenheit, namentlich die Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München für die Zwecke der Monumenta noch nicht sämmtlich verglichen hatte, so konnte die Bekanntgabe der desfallsigen Ergebnisse füglich dem Vorworte zur neuen Ausgabe vorbehalten bleiben.

V. Ueber die Chronik Alberich's von Dr. Wilmans. S. 174 — 246.

Den Gegenstand vorliegender Abhandlung bildet die Ausmittelung des wahren Verfassers der unter dem Namen Alberich's, angeblichen Mönchs von Trois-Fontaines, bekannten Weltchronik, die Feststellung der Zeit, wann sie geschrieben worden, dann die Darlegung des Planes und der Quellen dieser Chronik.

In ersterer Beziehung sucht Hr. Dr. W. nachzuweisen, daß die Bezeichnung, unter der man bisher den Verfasser als einen Mönch von Trois-Fontaines (monachus Trium Fontium) anführte, aller Begründung entbehre, indem die Chronik selbst nirgends eine desfallsige Andeutung enthalte, sondern nur im Titel einiger Handschriften jene Bezeichnung vorkomme, solche daher wohl nur auf bloßer Vermuthung beruhe, daß vielmehr der wirkliche Verfasser der Chronik ein Mönch des Augustiner-Klosters Neuf-Moustier bey Huy in der Diöcese Lüttich (Novi Monasterii Hoyensis) Namens Alberich gewesen, so wie auch daß die Chronik von diesem allein, nicht, wie einige andere Literaturhistoriker, namentlich Ernst und Petit-Radel angenommen, von mehreren Verfassern oder Fortsetzern herrühre, daß sie ferner innerhalb der Jahre 1239 — 1251

und zwar in einer, wie es scheint, dem Verfasser eigens aufgetragenen Form verfaßt worden sey. Diese dem Werke gegebene Form besteht nämlich darin, daß es durchaus nicht den Charakter eines zu einem innerlich zusammenhängenden Ganzen verarbeiteten Geschichtswerkes an sich trägt, sondern lediglich nur eine chronologische Aneinanderreihung annalistischer Notizen unter jedesmaliger Voranstellung des Namens der betreffenden Quellschriftsteller enthält, welchen Auszügen sodann der Compiler seine eigenen Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen unter Voraussetzung theils der Bezeichnung: „autor,“ theils des Namens „Albericus“ beyfügte. Petit-Radel nimmt an, daß mit „autor“ bezeichnete Stellen von einem ungenannten Mönch von Neuf-Moustier herrühren, während er unter Alberich einen Mönch von Val. S. Lambert, dem einzigen Cisterzienserkloster der Lütticher Diöcese erkennen will. Bezüglich einer Stelle der Chronik zum S. 1100 gesteht Hr. Dr. Wilmans aufrichtig, obige Annahme Petit-Radels nicht ganz entkräften zu können, indem hier unmittelbar auf eine mit „autor“ überschriebene Stelle die mit „Auctor Albericus“ eingeführte Notiz folgt: „Insuper et de principio nostri Cisterciensis ordinis idem Urbanus memorabile perpetuum semper habebit.“ Hr. W. möchte annehmen, die Wendung „nostri Cist. ord.“ wäre nur der Ausdruck der Verehrung, die wohl auch ein Augustiner für einen durch seine Frömmigkeit so bekannten Orden gebraucht haben könnte, und hegt die Hoffnung, daß die Lesarten anderer noch nicht benutzter Handschriften diese Frage entscheiden werden. Durch den Nachweis, daß das doppelte „autor“ hintereinander in der erwähnten Stelle auf einer spätern Interpolation beruhe, wäre allerdings die Controverse am einfachsten gelöst.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. Februar.

Nro. 19.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde etc.

(Fortsetzung.)

Durch die von Hrn. Dr. W. anerkannte ausdrückliche Erklärung des Verf. vorliegender Chronik, daß er die von ihm gesammelten Excerpte „secundum praescriptam formulam“ geordnet habe, dürfte sich übrigens das in formeller Beziehung über diese Chronik ausgesprochene ungünstige Urtheil wesentlich mildern, wie denn Hr. Dr. W. ohnehin dem Schlusstheile der Chronik, vom Jahre 1220 ungefähr an, das Anerkenntniß der Selbstständigkeit erteilt, indem man deutlich sehe, daß der Verf. von diesem Zeitpunkte ab seine Berichte aus eigenen Anschauungen und Erkundigungen, aus Actenstücken und fliegenden Blättern niedergeschrieben habe, obschon diese Aufzeichnungen mehr die Eigenthümlichkeit eines Tagebuchs als die einer Chronik an sich trügen.¹⁰⁾

Die nachfolgende umständliche Erforschung und Würdigung der von Alberich benutzten Quellen ist um so dankenswerther, als dieser mehrere theils jetzt nicht mehr vorhandene, theils gar nicht oder doch nicht vollständig herausgegebene Geschichtswerke vor sich hatte, wie z. B. die Chroniken des Hugo Floriacensis und Hugo a S. Victore, die Gesta romanorum pontificum etc. Die zahlreichen Notizen zur Literaturgeschichte, welche Alberich in sehr

verdienstlicher Weise unter verschiedenen Jahren seiner Chronik beybringt, hat Hr. Dr. Wilmanß am Schluß der Abhandlung (S. 240—245) in einem eigenen Anhang zusammengestellt.

VI. Paulus Diaconus Leben und Schriften von Hrn. Dr. Bethmann. S. 247 — 334.

Hr. Dr. B. hat die Redaction der historia Langobardorum des Paulus Diaconus für die Monumenta übernommen. Von seinen umfassenden Vorarbeiten für diesen Zweck zeugte bereits vor 12 Jahren der ausführliche Aufsatz über die Handschriften des Werkes im VII. Bande des Archivs. (S. 274 — 358.)

Damals hatte er bereits 25 Handschriften näher untersucht, und zur Bekanntgabe der Beschaffenheit und des Vorhandenseyns anderer durch die dort mitgetheilten, den Probe-Collationen zu Grunde zu legenden Textstellen Anlaß gegeben. Die Anzahl der bis jetzt ihm bekannt gewordenen und von ihm mittelbar oder unmittelbar benutzten Handschriften stieg inzwischen auf zweyhundert. Während so die kritische Herstellung und Beleuchtung des Textes auf das vollständigste angebahnt worden, versahle Hr. Dr. B. nicht, zum Behufe einer der Ausgabe voranzuschickenden biographisch-literarhistorischen Charakteristik des Autors durch die sorgfältigste Prüfung sämmtlicher über Paulus vorhandenen Nachrichten sowohl, als durch das genaueste Studium seiner sämmtlichen Schriften in das geistige Verständniß desselben einzubringen. Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist denn in dem vorliegenden Artikel mitgetheilt, und zwar in so gediegener, die ausgebreitete Gelehrsamkeit des Hrn.

10) Vgl. Böhmcr, Regesta imperii von 1198 — 1354. Einleitung S. LXVIII.

Dr. B. beaufkundender Ausführung, daß wir diese kleine Abhandlung unbedenklich zu dem Besten zählen, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete besitzt.

Die sparsamen Nachrichten über Paulus Leben, die zunächst in dessen eignen Schriften, namentlich seinen Briefen und Gedichten, und in den mittelalterlichen Chronisten zerstreut vorkommen, sind hier zum gelungensten Gesamtbild verwoben. Die vorhandenen Vorarbeiten leisteten Hrn. Dr. B. wenig Genüge. „Unter den Neuern,“ so äußert er sich S. 252 in dieser Beziehung, „haben über Paulus Leben nur Mabillon und Lebeuf Neues und Eigenes gegeben; über seine Werke außer ihnen noch Vossius, Marus, der fleißige Fabricius, Champollion-Figeac und Papencordt; alle Uebrigen sind nur Nachtreter, so groß ihre Zahl und zum Theil ihr Name auch klingt.“ Eine Menge von Einzelheiten und Daten in der Lebensgeschichte Paulus, von seinem Geburts- bis zu seinem Todesjahr, von seinem Namen ¹¹⁾ bis zu der kleinsten seiner schriftstellerischen Leistungen findet hier theils Berichtigung theils zum erstenmal Ausmittelung und Begründung.

Paulus Schriften werden zuerst nach der Zeitfolge ihres Entstehens, und dann nach ihrem Inhalte geordnet aufgeführt: Gedichte, Briefe, theologische Schriften, historische Schriften, welchen sodann die zweifelhaften und die Paulus mit Unrecht beigelegten folgen, überall mit den umständlichsten Nachweisungen der Handschriften und Druckwerke, in welchen sie vorkommen, und mit einer Vollständigkeit der Aufzählung, welche bisher auch nicht annäherungsweise erreicht war.

Einen höchst belehrenden Excurs slicht Hr. Dr. B. bey Erörterung der historischen Schriften des Paulus ein, indem er die Richtungen und den Zustand der Geschichtschreibung schildert, in welchem Paulus diese vorfand. Die Ursprünge und allmähliche Ausbildung jeder dieser Richtungen: compendiarische Zusammenziehung der Geschichtswerke

11) „Der Name Paul Warnefried und gar Paul Winfried, den einige Neuere aufgebracht haben, entbehrt jeglicher Begründung.“ S. 254. Anm. 1.

der Alten, Consularfasten, Ostertafeln, Annalen, historische Abrisse nach den sechs Weltaltern, Völkergeschichten, Lebensbeschreibungen, — werden bey dieser Gelegenheit kurz aber trefflichst charakterisirt. Paulus hat bekanntlich nur die erste und die beyden letzten jener Richtungen eingeschlagen, ohne sich, trotz seiner umfassenden Bildung, „dem Geiste oder vielmehr dem Geistesmangel seiner Zeit ganz entziehen zu können.“

In einem Anhange ist u. a. Paulus schönes Gedicht über den hl. Benedict in seiner ursprünglichen und vollständigen, bisher nicht bekannt gewordenen Form mitgetheilt.

VII. Die Geschichtschreibung der Langobarden. Von Dr. Bethmann. S. 335 — 414.

Der vorausgehenden trefflichen Abhandlung würdig zur Seite stehend, werden hier die beyden Hauptrichtungen, in denen sich die Aufzeichnung der Geschichte bey den Langobarden entwickelt hat, die Volksgeschichte nämlich und die Königsverzeichnisse gründlichst und ausführlich in ihren einzelnen Spuren und Schriftdenkmälern dargelegt.

Eine höchst interessante Untersuchung ist den Ursprüngen der langobardischen wie jeder Volksgeschichte, — der Sage, — gewidmet, welche „reich und in großer Ursprünglichkeit erhalten, bey den Langobarden auch noch in die historischen Zeiten viel tiefer herabzieht als bey den meisten andern Völkern, selbst bey dem Untergange des Reichs sich zu neuer Blüthe erhob, ebenso frisch, wie die erste älteste war, und so um den Weg des Volkes von seiner Wiege bis zu seinem Grabe ihren nirgends abgerissenen Kranz slicht.“

Hieran reihet sich die Aufzählung und Erörterung der einzelnen langobardischen Geschichtschreiber und Schriftdenkmäler: Secundus von Trident, der Langobarden Herkunft („origo gentis Langobardorum,“ älteste Quelle des Paulus Diaconus,) des Paulus Langobardengeschichte selbst, Auszüge aus Paulus, Paulus Fortsetzer, (Andreas Bergomas, Continuator Casinensis, Erchempertus, Monachus Salernitanus, Continuator Romanus, Barberinianus, Audomarensis, Florentinus, Venetus, Traiectensis); der langobardische Chronist; Benedict von St. An-

drea; Aripbrand; die Einzelgeschichten (1. Translatio S. Mercurii. 2. Transl. S. Heliani. 3. Vita Paldonis etc. 4. Vita S. Barbati. 5. Vita S. Anselmi. 6. Chronica minor Casinensis. 7. Rictolfus notarius.)

Einer eben so genauen Untersuchung und kritischen Sichtung wird hierauf die zweyte Gattung der einheimischen Geschichtschreibung der Langobarden; jene der Königsverzeichnisse unterworfen. Neun und zwanzig Handschriften und beziehungsweise Geschichtswerke, in welchen derley Cataloge der langobardischen Herrscher-Reihen vorkommen, werden umständlich beschrieben, und unter Erörterung ihres Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnisses auf zwölf selbstständige Aufzeichnungen zurückgeführt.

Zehnter Band. Viertes Heft.

VIII. Ueber eine der ältesten Handschriften des Schwabenspiegels, vom Herausgeber. S. 415 bis 425.

Von den bis jetzt bekannten Handschriften des Schwabenspiegels gehören die meisten dem 15. Jahrhunderte, eine kleinere Zahl dem 14., und unzweifelhaft nur zwey, die Laßbergische Handschrift vom Jahre 1287 und die ehemals Ebner'sche, jetzt gleichfalls in der Febr. von Laßbergischen Bibliothek befindliche, dem 13. Jahrhunderte an. Die Bruchstücke einer dem Alter der letzteren gleichkommenden Handschrift gelang es dem Hrn. Herausgeber in den Bandfalten eines Infunabeldruckes¹²⁾ der k. Bibliothek in Berlin zu entdecken. Die Beschreibung dieser Fragmente und die Feststellung des Verhältnisses, worin die Handschrift, der sie angehörten, zu ihren Altersgenossinnen stand, wählte derselbe zum Gegenstande eines am 4. Febr. 1850 in der historisch-philosophischen Classe der k. Akademie der

Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Vortrages, der nun hier, mit einem Facsimile der Bruchstücke begleitet, zum Abdrucke gelangt.

Aus dem Inhalte der Fragmente geht hervor, daß dem Schwabenspiegel in der verlorenen Handschrift, wie dieß auch in mehreren andern Handschriften der Fall ist, das „Buch der Könige“ vorauszuging, dessen erste Aufzeichnung folglich nicht wie bisher geschehen, ins 14., sondern bereits ins 13. Jahrhundert zu setzen ist. Die Bruchstücke des Schwabenspiegels selbst entsprechen den Capiteln 5. 7 — 15. 209 — 213. 301 — 307 der Laßbergischen Ausgabe, und weisen bezüglich der Eintheilung und Capitelfolge eine verwandtschaftliche Uebereinstimmung mit der Laßbergischen, Ebnerschen und Züricher Handschrift gegen die Ambraser nach, hinsichtlich der Wortfassung aber theilweise wenigstens ein näheres Anschließen an den Sachsenspiegel, als dieses in den Texten der Laßbergischen und Wackernagelschen Ausgabe der Fall ist. Die Sprache der Bruchstücke ist die hochdeutsche der zweyten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wie wir sie in den Reichsgesetzen jener Zeit finden. Der Hr. Verf. macht auf die Wichtigkeit derjenigen Handschriften aufmerksam, welche den Schwabenspiegel mit dem Buche der Könige verbunden enthalten.

Die Verwirklichung der Hoffnung, noch andere Bruchstücke der verlorenen Handschrift zu finden, muß dem Zufall anheim gestellt werden. Durch Ausmittelung des Ortes, wo das Berliner Exemplar von Hemmerlin's Opuscula gebunden worden, wäre der Sache am ehesten auf die Spur zu kommen. Da hiezu die Anhaltspunkte fehlen, der Einband jenes Buches aber gleichzeitig mit dem Erscheinen des Werkes ist, so könnte auch der Vermuthung Raum gegeben werden, daß mehrere Exemplare schon gleich von dem Drucker und Verleger, Nik. Kessler in Basel, gebunden versendet wurden, sohin in allen vorhandenen Exemplaren dieser Ausgabe nach ähnlichen Falzstreifen gefahndet werden sollte. Die Untersuchung von vier in Berliner Privatbibliotheken befindlichen Exemplaren blieb erfolglos; ein gleiches Ergebniß hatte die vom Ref. an den zwanzig Exemplaren, welche die hiesige Hof-

12) Felicis Hemmerlin variae oblectationis opuscula et tractatus. S. l. s. a. Mit dem Datum hinter dem das Vorwort bildenden episodion elegiacum Sebastiani Brant: „Ex Basilea Idibus Augusti M. CCCC. XCVII. 1. Hain. Repert. n. 8424.

und Staatsbibliothek in ihrer Inkunabel- und Doubletten-Sammlung von diesem in Norddeutschland seltenen Buche besitzt, deßfalls veranlaßte Recherche. ¹³⁾

IX. Reise nach Oesterreich in den Jahren 1847, 1848, 1849 vom Herrn Dr. Wattenbach. S. 426 — 693.

Herrn Dr. W. wurde, wie bereits oben (Nr. 27. S. 219) bemerkt worden, die ehrenvolle Aufgabe zu Theil, die von dem Hrn. G. R. R. Perk in den Jahren 1820, 1821 und 1843 begonnenen Arbeiten hinsichtlich der Benützung und Verzeichnung des in österreichischen Bibliotheken und Archiven für die Zwecke der Monumenta vorhandenen Materials fortzuführen, namentlich aber für den Bedarf des damals zum Drucke vorbereiteten eilften Bandes derselben die sämmtlichen österreichischen Kloster-Chroniken zu untersuchen, ferner alle für die fränkische und einen Theil der Hohenstaufischen Periode nöthigen Arbeiten vorzunehmen, insbesondere auch bezüglich der zahlreichen Briefsammlungen, und die übrigen Handschriften geschichtlichen Inhalts für spätere Benützung vorläufig näher zu bestimmen.

Hr. Dr. W. trat seine Reise am 27. August 1847 an und beendigte sie im November 1849. Den größten Theil derselben brachte er begreiflicherweise in Wien zu, und machte von da aus, unter Benützung der geeigneten Umstände, literarische Ausflüge in die einzelnen Provinzen des Kaiserstaates. Eine ungeahnte Unterbrechung erlitten seine Bestrebungen durch die politischen Stürme des Jahres 1848, die ihn nöthigten am 18. May Wien zu verlassen und erst am 14. September von Berlin aus wieder dahin zurückzukehren.

13) Diese Recherche hatte übrigens die Auffindung von Bruchstücken einer hochdeutschen Uebersetzung des Evangeliums Johannes (IV. 17 — 21. 26 — 29. V. 18 — 20. 25 — 28.) aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts zur Ausbeute, welche sich auf einem zum Falz-Vorsehblatte des Exemplares Inc. c. a. 3505. verwendeten Pergamentstreifen vorfand, jedoch der zu dem Berliner Exemplar verwendeten Handschrift weder der Schrift noch dem Formate nach angehört haben kann.

Dem sehr anziehend geschriebenen Reiseberichte (S. 426 — 447) folgt das Verzeichniß der von Hrn. Dr. W. untersuchten Handschriften nachstehender Orte: Wien, Hofbibliothek S. 447 — 584. Haus-, Hof- und Staatsarchiv 584 — 592. Schottenstift 592. Klosterneuburg 593. Heiligenkreuz 594. Göttweih 600. Melk 601. Zwettl 608. Linz 611. Salzburg 614. Matsee 619. Grach 621. Rein 625. Boraun 626. Admunt 631. Prag 657. Hohenfurt 671. Dlmütz 671. Brünn 685. Raygern 689. Nikolsburg 692.

Die Untersuchung der Urkunden- und Handschriften-Sammlungen in den Provinzen, welche Hrn. Dr. W. allenthalben mit der größten Bereitwilligkeit geöffnet wurden ¹⁴⁾, führte zur Entdeckung mancher bisher verborgen gelegener Perle der geschichtlichen Literatur; die umfassendste Ausbeute aber lieferten, wie sich erwarten ließ, die Hofbibliothek und das kais. Archiv zu Wien. Aus den von Hrn. Dr. W. sorgfältigst gearbeiteten Handschriften-Verzeichnissen auch nur das Wichtigste hervorheben zu wollen, würde übrigens die Grenzen dieser Anzeige weit überschreiten.

(Schluß folgt.)

14) Dem deßfalligen Besuche des Hrn. Dr. W. entsprach der Cultus- und Unterrichts-Minister Graf Thun aufs bereitwilligste; die Aufträge an die Verwaltungsbehörden der von dem Reisenden besuchten Archive und Bibliotheken waren allenthalben seiner Ankunft vorausgeeilt. Ueber die von Seite der Klöster ihm bewiesene Liberalität äußert sich Hr. Dr. W. u. a. (S. 432.) „Die Gastlichkeit aller dieser Stifter ist zu wohl bekannt, als daß es nöthig seyn sollte, sie in jedem einzelnen Falle zu rühmen; eine Ausnahme ist mir nicht vorgekommen, und an alle Klöster, welche ich besucht habe, knüpft sich in dieser Hinsicht für mich die dankbarste Erinnerung.“

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16 Februar.

Nro. 20.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Regesta pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum post Christum natum MCXCVII. Edidit Philippus Jaffé. Berolini Veit et socius. 1851. 4. S. X u. 951.

Die Geschichtsquellen und unter diesen namentlich die Urkunden sind in solcher Fülle vorhanden und dazu in so vielen und den verschiedenartigsten Druckwerken zerstreut, daß es dringend nothwendig geworden ist, sie zusammen zu fassen und übersichtlich darzustellen. Dieses Bedürfnis wurde längst gefühlt und demselben auch abzuhelpen gesucht, so besonders und zuerst von Georgisch, dessen Werk, ungeachtet seitdem einzelne Parthien viel vollständiger bearbeitet wurden, im Allgemeinen noch immer nicht übertroffen ist, da es das gesammte urkundliche Material umfaßt. Freylich sind seitdem so viele Documente publicirt worden, daß ein ähnliches Werk von dreynfach größerem Umfange sie kaum zu fassen vermöchte. Eben darum aber ist es nothwendig geworden, das urkundliche Material einzelner Theile der Geschichte in dieser Weise besonders zu bearbeiten, da Einer nicht im Stande wäre, das Ganze zu bewältigen. In dieser Beziehung wurde in neuester Zeit Vieles und Ausgezeichnetes geleistet, so von dem Ritter H. v. Lang, welcher zuerst begonnen hat, auch die ungedruckten Urkunden in Auszügen zu veröffentlichen, von Dümge, von Meiller, dessen Werk in diesen Blättern die verdiente Würdigung gefunden, und dann ganz besonders von Böhmer und theilweise von Chmel, von welchem bereits ein großer Theil der von deutschen Königen

und Kaisern ausgefertigten Urkunden in Auszügen zusammengestellt wurde, und die noch fortwährend damit beschäftigt sind. Da man leicht den großen Gewinn erkannte, welcher daraus für die deutsche Geschichtschreibung erwuchs, indem die Urkunden im Wechsel der Dinge entstanden, diesen aufs Treueste uns vergegenwärtigen, so fühlte man um so lebhafter das Bedürfnis eines Werkes, in welchem die Wirksamkeit eines anderen auf den Gang der Geschichte und die gesammte Entwicklung der neuuropäischen Staaten so außerordentlich einflussreichen Factors, nämlich des Papstthumes, so weit sie aus den Publicationen desselben erkannt werden kann, in gleicher Weise übersichtlich dargestellt wäre; denn je einflussreicher die Stellung, je größer und tief eingreifender die Macht dessen ist, der Urkunden ausstellt, um so größere Beachtung verdienen sie, und um so mehr als dieselben überhaupt die lautersten und unverfälschten Quellen der Geschichte sind.

Diesem allgemein gefühlten Bedürfnis hat der Hr. Verf., der schon als Geschichtschreiber rühmlichst bekannt ist, in dem vorliegenden Werk abgeholfen, das neuerdings Zeugnis ablegt, was deutscher Fleiß zu leisten vermag. Er kann so als Wiederhersteller der päpstlichen Regesten, welche verloren gegangen sind, angesehen werden. Denn zufolge mehrfacher Nachrichten ist es kaum einem Zweifel unterworfen, daß von den Päpsten schon im vierten Jahrhundert die von ihnen erlassenen Verfügungen in eigene Bücher, Regesta genannt, eingetragen wurden. Darauf waren sie von selbst hingewiesen, da sie wissen mußten, was bereits in vorkommenden

Fällen verfügt wurde, damit sie nicht in ihren neuen Erlassen mit den älteren in Widerspruch geriethen. Dieser Regesten wird schon aus der Zeit des Papstes Bonifacius I. (418 — 422) gedacht, noch deutlicher aber, wie schon Perz (Archiv Bd. V. S. 27. 28. ff.) nachgewiesen hat, jener Gregor I. und mehrerer seiner Nachfolger. Leider aber haben wir von dieser so höchst wichtigen Regesten-Sammlung, welche einen Zeitraum von sechs Jahrhunderten umfaßt, bloß jene des Papstes Honorius I. (625 — 638) und nur Fragmente der Regesten des Papstes Johann VIII. (872 — 882), die des Papstes Gregor VII. nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern nur Auszüge aus ihnen. Vom Papst Innocenz (1198 — 1216) an aber beginnt eine neue Reihe von 2016 Regestenbänden, welche den gesammten Zeitraum bis zu Papst Pius V. (1565 — 1572) umfassen. Dadurch hat sich der Verf. bestimmen lassen, sein Werk mit dem Jahre, in welchem jene Regesten-Sammlung beginnt, abzubrechen, was sehr zu bedauern ist, da jene wohl schwerlich nach ihrem ganzen Umfange bekannt gemacht wird, auch so leicht nicht zugänglich ist. Und sollten auch die dort zusammengestellten Bullen seiner Zeit in Auszügen publicirt werden, so bleibt doch immer sehr wünschenswerth, den Hinweis auf jene Druckwerke vor sich zu haben, in welchen dieselben bereits bekannt gemacht sind.

Freuen wir uns indessen, daß nun doch wenigstens die päpstlichen Ausfertigungen, welche der ältesten Periode (c. 60 — 1198) angehören, in dem vorliegenden Werke übersichtlich zusammengestellt sind. Es finden sich darunter jedoch auch namhaft viele ungedruckte, welche dem Verf. von Perz, aus dessen reichhaltigen Sammlungen, von Stälin, dem berühmten Geschichtschreiber Württembergs, von W. Gisebrecht, welcher auf seiner Reise durch Italien viel Hiehergehöriges zusammengetragen hat, von L. Bekhmann, Sudendorf u. a. bereitwillig mitgetheilt wurden. Um Vieles würde die Ausbeute an ungedruckten Bullen reicher ausgefallen seyn, wenn sich der Verf. mit den Archiven, wenigstens den deutschen, in Verbindung gesetzt hätte, da nicht zu bezweifeln ist, daß er die erforderliche Unterstützung gefunden haben würde. Es ist daher zu hoffen und

zu wünschen, daß seiner Zeit nachgetragen werde, was hier versäumt wurde.

Die Zahl der Druckwerke, aus denen der Verf. diejenigen Documente, welche hieher gehören, zusammentragen mußte, ist begreiflicher Weise außerordentlich groß, und es möchte ihm kaum zum Vorwurfe gemacht werden können, wenn ihm ein oder das andere entgangen seyn sollte, zumal derley Urkunden nicht selten in Schriften, wo man sie zu suchen sich kaum veranlaßt fühlen kann, bekannt gemacht sind, wie z. B. die wiederholten Nachträge beweisen, welche Böhmer zu seinen Regestenwerken zu machen sich genöthiget sah. Hier ist eine völlige Erschöpfung des Stoffes, wenn auch nicht geradezu unmöglich, doch außerordentlich schwierig, so daß es nicht an Veranlassung fehlen kann, von Zeit zu Zeit Ergänzungen nachzubringen, schon darum, weil immer wieder von Neuem Urkunden bekannt gemacht werden. So enthält z. B. folgendes neue Werk: *codice diplomatico Longobardo dal DLXVIII al DCCLXX*. Neapel 1850 eine namhafte Zahl hieher gehöriger Documente. Ref. glaubt nicht unbenutzt lassen zu dürfen, daß der Verf. nach Ausweis des Verzeichnisses, welches er seinem Werke beigelegt hat, das in demselben niedergelegte Material aus 553 Druckwerken, größtentheils sehr voluminösen, zusammengetragen hat. Viel größer ist wahrscheinlich die Zahl jener Druckschriften, welche der Verf. durchsucht hat, ohne jedoch darin eine Ausbeute zu machen, wie jeder weiß, welcher sich mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt hat.

Was die Ordnung des von dem Verf. gesammelten Stoffes betrifft, so standen ihm zweyerley Methoden zu Gebote. Er konnte die Regesten unter besondere Rubriken stellen, oder sie ohne solche nach der chronologischen Folge aneinander reihen. Erstere Methode hat allerdings viel für sich, indem man z. B. unter der Rubrik: „Maynz Erzstift“ alle Urkunden vereinigen könnte, welche sich auf dasselbe beziehen. Doch aber muß das Besondere dem Allgemeinen untergeordnet werden, weil, wie hier, der innere Zusammenhang der päpstlichen Erlasse und Briefe nur erkannt werden kann, wenn sie in derselben chronologischen Ordnung auf einander folgen, in welcher

sie publicirt wurden. Es kann daher nur gebilliget werden, daß der Verf. nach Böhmers Vorantritt, die letztere Methode gewählt hat, und wie dieser die Namen der Kaiser, so jener die Namen der Päpste an den treffenden Stellen, welche ebenfalls die Chronologie bestimmte, eingesetzt hat. Da es übrigens ein sehr zeitraubendes Geschäft ist, aus der Masse des hier aufgehäuften Materiales die Urkunden, welche sich auf irgend ein bestimmtes Bisthum, Stift, Kloster zc. beziehen, zusammen zu finden, so ist freylich ein sachgemäßes Register dringendes Bedürfniß, leider aber ist ein solches zur Zeit noch nicht geliefert, auch von Seite des Verf. nicht in Aussicht gestellt.

Was Fassung der Extracte betrifft, ist er ebenfalls Böhmers Beispiele gefolgt, d. h. er hat den wesentlichen Inhalt der Bullen zc. in den möglich kürzesten Ausdruck gebracht, und es ist kein Zweifel, daß in den meisten Fällen die mitgetheilten Auszüge genügen. Sollte ein Geschichtschreiber sich aber mit denselben nicht zufrieden stellen, so sind ihm die Werke, in der Regel mehrere, gewiesen, in welchen er den vollständigen Abdruck der Urkunden finden kann. Die zur Zeit noch ungedruckten päpstlichen Erlasse, welche der Verf. in Auszügen mitgetheilt hat, sind ohnehin ausführlicher registirt, so daß die Einsicht der Urkunden selbst nicht als nothwendig erscheint.

(Schluß folgt.)

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zc.

(Schluß.)

Was insbesondere den Handschriften = Schatz der Wiener Hofbibliothek anbelangt, (mit dem sich in Deutschland wohl nur die k. Hof- und Staatsbibliothek zu München messen darf, (so kann man annehmen, daß die Catalogirung des geschichtlichen Theils desselben unter Hinzunahme der Vorarbeiten

von Lambeck, Kollar, Denis, Perz¹⁵⁾, Chmel¹⁶⁾, Hoffmann¹⁷⁾, durch die vorliegende Arbeit des Hrn. Dr. Wattenbach im Allgemeinen zum Abschluß gebracht sey. Da jedoch jene älteren Catalog = Werke nur einen Theil des älteren Bibliothekbestandes umfassen, die von Perz gefertigten Auszüge auf früheren, nicht sehr verlässigen Bibliothekscatalogen beruhen und theils nach den Verfasser = Namen theils nach Sachbetreffen alphabetisch geordnet sind, Chmel nur die Aufstellungsreihe der Profangeschichte und zunächst nur vom Standpunkte der österreichischen Geschichtsforschung behandelte¹⁸⁾, Hr. Dr. Wattenbach endlich sein Verzeichniß nach den verschiedenen Abtheilungen der Handschriften¹⁹⁾ ordnete, und überdieß nicht bloß auf solche Werke beschränken konnte, welche geradezu und unzweifelbar den Hauptzweck der Monumenta Germaniae berühren, sondern

15) Archiv Bd. II. Heft 5. 6. S. 398 — 637. Bd. III. H. 4 — 6. S. 391 — 413.

16) Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien im Interesse der Geschichte, besonders der österreichischen verzeichnet und excerpirt. Wien 1840 — 41. Bd. 1. 2.

17) Verzeichniß der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien, Leipzig 1841.

18) Dieses verdienstliche Werk war zufolge der Vorrede auf 4 bis 6 Bände berechnet. Es wäre höchlich zu bedauern, wenn die Fortsetzung wegen mangelnder Theilnahme des Publicums unterblieben seyn sollte. Die erschienenen zwei Bände umfassen 448 Codices, mit Ausnahme von dreien sämmtlich aus dem Fache der hist. prof. Nr. 1 — 1031 ausgewählt.

19) In alphabetischer Folge der Signaturen: Eugen. Hist. eccl. Hist. prof. Hohendorf. Jus can. Jus civ. Lun. Med. Novi. Philolog. Philos. Rec. Salish. Schwandner. Suppl. Theol. Univ.

S. 579 — 584 liefert Hr. Dr. W. hinsichtlich der von ihm untersuchten Handschriften eine Vergleichung der eingeführten durchlaufenden Nummer der codices mit den ältern Bezeichnungen, indem von jener auf diese verwiesen wird.

auch solche in den Kreis der Untersuchung und resp. Vormerkung zog, welche nur in entfernterer Beziehung Sachdienlichscheinendes enthalten und erst noch einer näheren Würdigung unterstellt werden müssen, so bleibt der literarischen Thätigkeit in Sichtung des gewonnenen Materials, in Zusammenstellung desselben nach Forschungsgebieten, Zeiträumen, Behandlungsformen noch immerhin ein großes Feld offen. Ein ziemlicher Theil der Wiener Handschriften ist übrigens bereits für die früheren Bände der Monumenta schon benützt, die Ergebnisse der eben besprochenen Wattenbach'schen Untersuchungen aber, namentlich die Bearbeitung der österreichischen Kloster-Chroniken, die sich gewissermaßen als Fortsetzung und Uebearbeitungen an die ältern Melker- und Salzburger Annalen (Mon. T. I. 87. III. 122.) anreihen, in dem (seit der Beendigung des ersten Artikels dieser Anzeige bereits erschienenen) eilften Bande schon verwendet.

Einige Funde von besonderem Interesse veranlaßten Hrn. Dr. Wattenbach noch außerdem zu monographischer Bearbeitung der betreffenden Gegenstände. In einer auch sonst wichtigen Handschrift des Stiftes Heiligenkreuz entdeckte er z. B. eine ungedruckte Verordnung Herzog Boleslaw's von Böhmen zu Gunsten Bischofs Adalbert von Prag v. J. 992, und einen gleichfalls bis dahin unbekannt gebliebenen Brief des Papstes Stephan V. an den König Svatopluk von Mähren. Er nahm davon Veranlassung die bisherigen Nachrichten über die Slaven-Apostel Constantin und Methodius einer neuen Prüfung zu unterwerfen, und so entstanden die während seines Aufenthaltes zu Wien im Winter 1849 von ihm herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte der christlichen Kirche in Mähren und Böhmen.“

Als eine Frucht seiner Untersuchungen der zahlreichen ihm zu Handen gekommenen, auf die Urgeschichte des Erzbisthums Salzburg bezüglichen Manuscripte ist in ähnlicher Weise die schätzbare Abhandlung „über das Zeitalter des hl. Rupert“ zu betrachten, durch die Hr. Dr. W. unter Anwendung der unbefangenen und gründlichsten Kritik, und durch Beybringung mehrerer neuer An-

haltspunkte die anderthalbhundertjährige Streitfrage zum Abschluß zu bringen, und die Unhaltbarkeit der Petrinischen Tradition noch umständlicher und schlagender nachzuweisen suchte, als es von einer langen Reihe achtungswürdiger Geschichtsschreiber bereits geschehen.

Somit am Schluß der vorliegenden Anzeige angelangt, können wir nicht umhin, den anderwärts bereits angeregten und gewiß allgemein getheilten Wunsch auszusprechen, daß es der hochverehrlichen Redaction dieser nunmehr seit 32 Jahren bestehenden Zeitschrift gefallen möge, ein möglichst erschöpfendes Orts-, Personen- und Sachen-Register über die zehn ersten Bände herstellen zu lassen. Wir kennen allerdings die Schwierigkeit und Mühseligkeit eines solchen Unternehmens, aber überflüssig wäre es wohl, auf den unberechenbaren Gewinn aufmerksam machen zu wollen, der dadurch für erhöhte Brauchbarkeit der Zeitschrift selbst, für die Sache der Monumenta, für die Literatur- und Geschichtsquellenkunde des Mittelalters unsehlbar erzielt würde. Schon die einfache Verschmelzung der jedem einzelnen Bande bereits beygegebenen Register in ein gemeinschaftliches würde mit dem lebhaftesten Danke entgegengenommen werden. Da indessen namentlich jene der früheren Bände in Bezug auf Vollständigkeit und Verlässigkeit Manches vermissen lassen, und überdies jetzt, nachdem ein großer Theil der im Archive vorbereitend erörterten Quellschriften in der Zwischenzeit in den Monumentis zum Abdrucke gelangt ist, eine Bezugnahme auf letztere nicht wohl von der Hand gewiesen werden könnte, so dürfte die Herstellung des fraglichen Gesamtregisters aus völlig neuem Guße wohl das Gerathenste seyn.

Der Name Perg bürgt dafür, daß jedenfalls nur Gediegenes, Befriedigendes, der wissenschaftlichen und nationalen Bedeutsamkeit des Gesamtunternehmens Würdiges geleistet würde.

H. K. F.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. Februar.

Nro. 21.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Excursions in Southern Africa, including a history of the Cape Colony, an account of the native tribes etc. by Lt. Colonel E. Elers Napier. In two volumes. London 1849.

Englands Kämpfe mit den Kaffern, sowie mit andern seiner Herrschermacht widerstrebenden Elementen in der sehr gemischten Bevölkerung von Südafrika, haben seit mehreren Jahren eine vielseitige Theilnahme und Aufmerksamkeit erregt. Was man in den öffentlichen Blättern von jenen misslichen Verhältnissen erfuhr, das konnte bloß dazu dienen die äußeren Symptome eines Uebels anschaulich zu machen, dessen inneren Sitz und Ursprung es großentheils unberührt ließ, oder in parthenischer Verblendung, nicht in seiner wahren Gestalt erscheinen ließ. Der Verf. des hier vor uns liegenden Werkes verfuhr hierin anders. Die hohe Achtung, welche er vor dem Charakter und der politischen Bedeutung seiner Nation hatte, machte ihn keineswegs blind gegen die Fehler, welche sich die Vertreter der englischen Macht in der Behandlung ihrer außereuropäischen Angelegenheiten zu Schulden kommen ließen; eben darum, weil ihm der Ruhm und das Wohlseyn seines Volkes so sehr am Herzen lag, eiferte er mit einer Wahrheitsliebe, die allerdings Vielen sehr lästig fiel, gegen die Gebrechen, welche jenem Ruhm und Wohlseyn schaden konnten.

Napier war längere Zeit in seiner militärischen Stellung ein Augenzeuge der Ereignisse, ein Mitbetheiligter bey den bald günstigeren bald un-

günstigeren Wendungen des Waffenglücks gewesen, welche die Engländer in Südafrika betroffen hatten. Was er beschreibt, das hat er theils selber erlebt, theils aus dem Munde derer vernommen, die es erlebten. Bey seiner Betrachtung der jetzigen Verhältnisse der Colonie geht er bis auf die Wurzel derselben zurück, indem er in wohlgelungenen Zügen uns den frühesten, historisch bekannten Zustand des Landes und seiner Urbewohner, so wie den verändernden Einfluß schildert, den die Europäer, seitdem sie sich zu Besitzern dieses schönen Erdtheils machten, auf seine äußeren und inneren Verhältnisse hatten.

Ehe er in die früheren Zeiten der Capcolonie zurückgeht, mit welchen wir in unserer Anzeige seines Werkes ausschließend uns beschäftigen werden, verweist er zuerst im Vorübergehen bey einigen Hauptmomenten der neueren und neuesten, wodurch gleich Anfangs die Beweggründe, welche den Verf. zum Schreiben seines Werkes veranlaßten, in das rechte Licht gesetzt werden.

Napier war schon im Jahre 1835, kurz vor dem Ausbruche des Kaffernkrieges in Capstadt gewesen. Damals machte dieselbe auf ihn gleich bey seinem ersten Eintritt den Eindruck einer wohlhabenden, gutbevölkerten, glücklichen Stadt. Das Gouvernementshaus in seiner äußeren wie inneren Pracht war der Wohnsitz der Gastsfreundschaft und der geselligen Vergnügungen, seine wohlunterhaltenen Gärten und Promenaden waren von einem Gedränge der Spaziergänger belebt, die sich hier an der Schönheit der südafrikanischen Natur und an den vaterländischen Harmonicen erfreuten, welche ein gutbestelltes militärisches Musikchor täglich mehrere

Male vernehmen ließ. Der Handel war blühend, die Börse von fremden wie einheimischen Kaufleuten erfüllt, auf den Straßen sah man ein buntes Gedränge der Nationen aus den verschiedensten Erdgegenden; in den Häusern herrschte überall eine rege Geschäftigkeit.

Wie so verschieden von jenem ersten Eindruck war der zweyte, den der Besuch der Capstadt im Jahre 1846 auf Napier machte. Das Gouvernementshaus zeigte sich im äußersten Verfall; die Gärten und Promenadeplätze waren zu einer Wildniß geworden, durch deren ersorbene Gebüsch und menschenleere Räume der Sturm aus Südost, wenn er durch die Schluchten und Klüfte des Tafelberges hereintobte, ungehemmt seine Sandmassen ergoß. Die ganze Stadt, im Vergleich mit früher, glich einem von der Pest oder von den Feinden verheerten Orte. Dieß Alles war eine nothwendige Folge des unseligen Kaffernkrieges. Denn der größte Theil der männlichen Bewohner der Stadt hatte sich eilig bewaffnen müssen und war nach den östlichen Grenzen des Caplandes eingeschifft worden. Dieses Loos hatte die zum Kampfe fähigen Männer aus allen Ständen und Klassen der Bewohner, sowohl der Stadt als des umliegenden Landes betroffen, den reichen Gutsbesitzer und Kaufmann nicht minder als den Handwerker und Tagelöhner; den holländischen Weinbauer wie den Fischer am Strande, den Hottentotten wie den Freyner aus Guinea und Angola. Die Kaufläden wie die Werkstätten waren deshalb größtentheils geschlossen, auf den früher so belebten Straßen sah man nur Frauen und Kinder, Krüppel und gebückte Greise, das Fort war von Invaliden besetzt.

So hatte schon eine Zeit von 11 Jahren den Zustand der Dinge hier in dieser weit von den europäischen Stammländern abgeschiedenen Colonie verändert. Im Kleinen gab diese Veränderung ein Abbild der großen Wechsel, welche jener äußerste Zweig des europäischen Mutterstammes, bald wie es schien seinem Absterben nahe, bald wieder frisch auflebend im Verlauf der letzten Menschenalter erlitten hat.

Die Natur selber hat die südliche Spitze des afrikanischen Festlandes zu einem Anhalt- und Aus-

ruhepunkt für die Fremdlinge zubereitet, welche auf dem Wege der Meere an ihr vorüberkommen. Gerade hier, wo der Seemann mit den stärksten, am öftesten wiederkehrenden Stürmen zu kämpfen hat, ein sicherer Hafen, zu dessen Besuch in dem majestätischen Lapidarsyl der Gestaltensprache der Tafelberg einlädt. Den Gefahren des Gewässers entronnen, fand hier der Schiffer Alles, was zur Stärkung der ermatteten Kräfte, zur Wiedererstattung des Abganges nöthig war, den der Proviant seiner Fahrzeuge auf der langen Seereise erlitten hatte. Wo konnten die Jagd und der Fischfang ergiebiger seyn, als hier, wo die Thierwelt kaum die Furcht vor dem Menschen kannte; wo war das Trinkwasser frischer und reiner als da? Dennoch, bey all diesen Vorzügen, durch welche das Cap zu einer Niederlassung für längere Zeit einlud, war dasselbe gegen anderthalb Jahrhunderte lang, namentlich seit den mörderischen Ausritten, die sich daselbst in den Jahren 1510 und 1513 zwischen den Eingebornen und Portugiesen ereignet hatten, nur ein Landungsplatz für wenig Stunden zur Aufnahme von Trinkwasser geblieben. Auch die Besignahme des Caps für England durch Humphrey Fisher im J. 1620 erschien als eine Formalität, welche in Europa, wenn die Kunde davon zu andern Nationen kam, keine weitere Beachtung fand. Gegen ihren Willen wurden endlich im Jahre 1648 vorüberfahrende Europäer nicht auf etliche Stunden oder Tage, sondern mehrere Monate lang an der Stätte festgehalten, die im Verlauf der Zeit durch ihren Antriebe zu einem punctum saliens werden sollte, von welchem, wie von dem Herzen eines Kuchleins im Ey, die Kraft und Wärme eines geistigen Lebens ausgehen konnte in die Gesamtmasse der südafrikanischen Völker.

Es war im Jahre 1648, als ein ansehnliches niederländisches Schiff, der Haarlem genannt, welches im Dienst der holländisch-ostindischen Compagnie in der Tafelbay stand, strandete. Die Mannschaft rettete sich ans Land, wo sie mehrere Monate verweilen mußte, bis einige Schiffe der Compagnie auf ihrer Rückkehr aus Ostindien vorbeikamen, in denen sie Aufnahme fand. Unter den Schiffbrüchigen des Haarlem befand sich ein gewisser Leenhart Jansz,

ein Mann von Einsicht, welcher die Vortheile, die das Anlegen einer Colonie in der Gegend von Capstadt seiner Schiffahrt-treibenden Nation, namentlich der ostindischen Compagnie derselben bringen könnte, in ihrem ganzen Umfang erkannte, und in einer gedruckten Vorstellung an die Generalsstaaten diesen zur Beherzigung anempfahl. Einflußreicher vielleicht noch als diese Vorstellung, die im J. 1651 noch einmal wiederholt wurde, war der Bericht, den ein damaliger sehr wohlunterrichteter Wundarzt, van Niebeck, der holländischen Regierung von den Beobachtungen mittheilte, die er über die günstige Beschaffenheit des Caplandes für Colonisation gemacht hatte. Der Mann war allerdings im Stande über diesen Gegenstand ein richtiges Urtheil zu fällen; auf seinen vielen Reisen nach Grönland, nach Westindien, nach Siam, Batavia, China und Japan hatte er gesehen, was die Lage und Beschaffenheit des Bodens, was das Klima und was von beyden begünstigt oder im Kampfe mit ihnen der Fleiß der Menschenhand für die Cultur und den Ertrag der einzelnen Landstriche zu leisten vermöge. Er war überdies ein Naturforscher im weitesten Sinne des Wortes, ausgerüstet mit allen chemischen und physikalischen Kenntnissen, welche seiner Zeit zu Gebote standen, Kenner des Stein- und des Thierreiches, vor allem aber des Gewächsreiches, ein, wie ihn Napier mit Recht nennt „Sir Joseph Banks seiner Zeit.“

Im Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie hatte er auch im Jahre 1648 eine Fahrt nach Batavia gemacht; er befand sich auf einem jener Schiffe, die bey ihrer Rückkehr aus Indien der schiffbrüchigen Mannschaft des Haarlem Hülfe brachten, und da man nicht nur die Mannschaft, sondern auch so viel als nur möglich die Güter jenes reich beladenen Dreymasters aus dem Wrack retten und mit in die Heimath nehmen wollte, war man genöthigt mehrere Wochen lang in der Tafelbay zu verweilen. Diese Zeit benützte Niebeck mit außerordentlichem Fleiße zur Beobachtung der Natur des Landes und seiner Bewohner. Namentlich in Beziehung auf die Letzteren ist er, der vielerfahrene Kenner der Menschennatur in ihrem ver-

wilderten Zustand, anderer Ansicht als Sansz, der sie als Leute betrachtet, von deren dumpfer Thätlosigkeit nichts zu fürchten sey, er räth auf Entschiedenste zur Anlegung eines Forts, darin man gegen die Angriffe der Wilden Sicherheit finden könne, denen, wenn ihre Leidenschaften durch irgend einen, gar nicht beachteten Zufall zur Wuth gesteigert würden, ebenso wenig zu trauen sey als wilden, im Futter der Menschen stehenden Thieren. Uebrigens setzt er in seinem Bericht auf sehr einleuchtende Weise die Vortheile auseinander, welche Holland für die Zukunft von dem Anbau eines Landes ziehen werde, das der Cultur so günstig als irgend ein Land der Erde zu seyn verspräche und überdies die bequemste Lage für eine Zwischenstation habe, zwischen Holland und seinen ihm so wichtigen ostindischen Besitzungen.

(Fortsetzung folgt.)



Regesta pontificum Romanorum etc.

(Schluß.)

Mit großen Schwierigkeiten hatte der Verf. zu kämpfen, um das Jahr, in welchem die Bullen ausgefertigt wurden, zu ermitteln, was seinen Grund hat in der eigenthümlichen Art, durch welche in den päpstlichen Ausfertigungen die Jahre bezeichnet zu werden pflegten. Dieß geschah auf dreyerley Weise: 1) durch Beyfügung der Namen und der Regierungsjahre der höchsten Reichswürdenträger, der griechischen und deutschen Kaiser, und endlich der Päpste selbst. In den Jahren von 385 — 546 finden wir in den päpstlichen Briefen die Namen der Consuln, so daß um das richtige Jahr zu ermitteln vorerst die Zeit, in welcher dieselben ihr Amt bekleidet haben, aufgesucht werden muß; v. J. 550 — 772 die Namen der griechischen Kaiser, v. J. 802 bis zum J. 1048, die der deutschen Könige und Kaiser und von da an die Namen und Regierungsjahre der Päpste. Diese haben jedoch schon im Laufe der letzten Periode angefangen, den Namen der Kaiser auch die ihrigen beyzusetzen, vom J. 1049 an aber setzten

sie in Folge ihrer feindlichen Stellung gegenüber den Kaisern bloß ihren Namen, sowie die Zeit ihrer Regierung bey. 2) Durch Angabe der Indictionen, deren es dreyerley Arten gab, die constantinopolitanische, welche mit dem 1. Sept., die constantinische, welche mit dem 25. Sept., und die römische oder päpstliche, welche mit dem 1. Jänner begann. 3) Durch Angabe der Jahre, welche man von Christi Geburt an zählte. Doch war der Jahresanfang auf drey verschiedene Zeiten gesetzt. Früherhin nämlich ließ man das Jahr mit dem 25. Decbr. beginnen, nach der florentinischen Zeitrechnung fiel der Jahresanfang auf den 25. März, nach der pisanischen aber auf den 25. April. Es ist sehr schwer, die Rechnungsart zu ermitteln, welche in Datirung der Bullen angewendet wurde, um so schwerer, als nicht selten ein und derselbe Papst wechselsweise nach den drey verschiedenen Arten datirt hat. Ist aber auch die besondere Art ermittelt, so stößt man oft noch auf eine andere Schwierigkeit, die darin ihren Grund hat, daß der eine Papst die Jahre seiner Regierung vom Tage seiner Wahl an, ein anderer aber von seiner Krönung an zählte, welsch letzteres gewöhnlich geschah. Man kann aus diesen Andeutungen ersehen, wie schwer es dem Verf. oft werden mußte, das richtige Jahr zu ermitteln.

Mit nicht geringeren Schwierigkeiten hat die Untersuchung über die Richtigkeit oder Unächtheit der Urkunden zu kämpfen. Sie konnte hier nicht umgangen werden, da im Mittelalter sehr häufig falsche Urkunden geschmiedet und ächte verfälscht wurden, eine Unsitte, welche besonders im XII. und XIII. Jahrhundert der Art um sich gegriffen hat, daß förmliche Werkstätten bestanden haben, in denen Documente theils nachgemacht, theils gefälscht wurden. Beydes geschah besonders in Bezug auf die päpstlichen und kaiserlichen Urkunden, so daß Papst Innocenz III., als dieser Mißbrauch allzusehr um sich griff, unter Androhung des Bannes die Vertilgung solcher falschen Bullen anordnete, zugleich aber auch die Kennzeichen angab, wodurch sich die ächten von den unächtten unterscheiden ließen. Doch gelang es erst der Diplomatik, durch Vergleichung der Bullen aus den verschiedenen Perioden genauere Regeln

zur Ermittlung der Richtigkeit oder Unächtheit ausfindig zu machen, namentlich den Maurinern, welche das berühmte Werk *nouveau traité de diplomatique* herausgegeben haben. Indessen bedürfen diese Regeln noch größere Festigung und schärfere Begrenzung. Wenn es z. B. dort heißt, daß Bullen, deren Datum nach den Regierungsjahren der Kaiser seit 1100 bestimmt ist, als falsch anzusehen seyen, so ist dieß nicht richtig, denn auch spätere ächte Urkunden, namentlich aus dem Jahre 1111 enthalten aus leicht begreiflichen Gründen diese Zeitbestimmung. Ebenso verhält es sich in Bezug auf die Behauptung, daß Bullen, die nach dem J. 1100 ausgefertigt wurden, im höchsten Grade verdächtig seyen, wenn darin die Ortsangabe fehlt. Denn es finden sich allerdings auch über diese Zeit hinaus ächte Urkunden, in denen der Ort nicht beygesetzt ist, sehr viele aber, in welchen sowohl der Ort als auch das Datum fehlt. Der Verf. hat die, welche er als unächt befunden, in einem eigenen Anhang zusammengestellt. Es sind nicht weniger als 422 Stücke. Die Zahl der ächten hier in Auszügen mitgetheilten beläuft sich auf 10749. Außerdem hat der Verf. nach Böhmers Vorgang viele Notizen, die jedoch in jener Zahl nicht eingerechnet sind, aus Chronisten mitgetheilt, jene nämlich, welche den Nachweis über den Aufenthalt der Päpste geben, und den Tag der Wahl, Krönung und des Todes eines jeden Papstes aus zuverlässigen Quellen nachgewiesen, überdieß ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der Päpste, welche in diesem Werke vorkommen, diesem vorangestellt. Nur Eines wird stark vermist werden — der Index.

Papier, Druck und Correctheit lassen nichts zu wünschen übrig.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. Februar.

Nro. 22.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Excursions in Southern Africa etc.

(Fortsetzung.)

Die Vorschläge eines Mannes wie Riebeck fanden Gehör, schon im Jahre 1651 gewährte man ihm zur Ausführung derselben, freylich mit ziemlicher Sparsamkeit die nöthigsten Mittel durch Ausrüstung einer Expedition von 3 Schiffen, die unter seiner Führung im December desselben Jahres von dem Texel ausliefen und am 6. April 1652 in der Tafelbay vor Anker giengen. Die Mannschaft der Schiffe hatte auf der fast fünfmonatlichen Seereise nicht wenig gelitten, namentlich durch den Scorbut, der mit den Kräften des Leibes zugleich alle Freudigkeit, allen Muth zum Leben hinwegnimmt. Das erste, was der einsichtsvolle Commandant gleich bey seiner Landung anordnete, war das Herbeschaffen eines hinlänglichen Vorrathes von genießbaren Vegetabilien und von frischem Fleisch, das der Fang der Süßwasserfische in einem Bache, der in die Tafelbay mündet, reichlich darbot. Von den damaligen Bewohnern des Caps, (Cäpmanns) den armseligen Otentus, wie die Holländer sie nannten, konnte man nicht einmal ein Schaf erhandeln; sie besaßen keine Heerden, nährten sich nur von Zwiebeln der Liliengewächse, sowie von den Muscheln und Schnecken, die sie am Strand des Meeres oder am Ufer der Bäche und Flüsse fanden, weshalb ein Theil von ihnen auch in ihrer Sprache sich Strandläufer oder Wassermänner nannte. Sie wußten von keiner Bekleidung des Leibes, wohl aber trugen die Männer Waffen, Haffaganen und Bogen, die

durch die vergifteten Pfeile, welche sie abschossen, den Feinden furchtbar wurden.

In dieser Hinsicht standen die damaligen Eingebornen des Caps auf einer viel tieferen Stufe der Cultur und des äußeren Wohlstandes, als ihre Nachbarn, die Bewohner der Saldanhabay. Diese beschreibt uns van Riebeck als einen besser und kräftiger gestalteten Menschenschlag; sie waren mit einer Stierhaut bekleidet, die sie mit einer Art von Eleganz wie einen Mantel zu handhaben wußten, hatten bessere Waffen, waren Besitzer von Viehheerden. Ja selbst die damaligen Buschmänner (Buschmänner) standen als Inhaber kleiner Heerden noch um etwas höher als die ärmlichen Otentus, die als ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheues von jenen beyden Nachbarn hieher an die Südspitze des Festlandes zurückgedrängt und fortwährend feindseligen Ueberfällen von jenen ausgesetzt waren.

Ein solcher Ueberfall von den Saldanhern fand schon an einem der ersten Tage nach der Landung der Holländer statt. Vielleicht hatten diese selber, ohne ihre Absicht, dazu den anlockenden Grund gegeben. Denn, wie ein späterer Schriftsteller, Kolb, berichtet, hatten die Holländer so reiche Geschenke für die Inhaber des Caps mit sich gebracht, daß der Werth derselben einer Kauffumme glich, für die man selbst im europäischen Vaterland ein ansehnliches Stück Landes kaufen konnte. (Kolb redet von 50,000 fl.). Vielleicht hatten die krieglustigen Nachbarn von dem plötzlich erworbenen Reichthum der nackten Strandläufer gehört, und

waren gekommen, um mit ihnen die Beute zu theilen. Die Capmanns aber, muthig gemacht durch die Anwesenheit ihrer Gäste, setzten sich mit ihren vergifteten Pfeilen und Wurfspeissen so grimmig zur Wehre, daß der Kampf nicht ohne Blutvergießen abgegangen seyn würde, wenn nicht die mächtigen Fremden den streitenden Partheyen durch ihre Dazwischenkunft Ruhe geboten hätten.

Nicht nur bey diesem Geschäft, sondern in ihrem ganzen Benehmen gegen die Eingebornen bewiesen die Holländer unter der Leitung ihres wohlwollenden, einsichtsvollen Führers die höchste Nachsicht gegen die neuen Nachbarn und die lebhafteste Liebe zum Frieden. Es ist kein geringes Verdienst, das sich Napier um die Geschichte der holländischen Niederlassung am Cap erwirbt, wenn er die ungerechten Beschuldigungen von Grausamkeit und Ungerechtigkeit, durch welche sich die Colonisten gegen die „harmlosen“ Eingebornen sollten vergangen haben, aufs Gründlichste widerlegt. Von den damaligen Eingebornen galt, wie sich bey vielen Gelegenheiten zeigte, im Ganzen das, was der ehrwürdige Dr. Philipps von allen in den Zustand der Verwilderung herabgesunkenen Völkern sagt: „Unmenschlichkeit und Grausamkeit bildeten einen wesentlichen Zug ihres Charakters.“ Auf der andern Seite that Kiebed alles, was in seiner Macht stand, um seine Leute in einer gemäßigten, nachsichtsvollen Stimmung gegen das zuchtlose Volk des Landes zu erhalten. Die Nachsicht, die man gegen die Dieberhehen und die vielfachen Belästigungen dieser Leute übte, ging so weit, daß sie dieselben öfters nur noch in ihrem zuchtlosen Benehmen bestärkte, weil sie die Geduld der Fremden als ein Zeichen ihrer Furcht und Schwäche betrachteten.

Einer der Eingebornen an der Tafelbay, dessen eigentlicher Name Autschumao war, hatte einmal der Mannschaft eines englischen Fahrzeuges, das in der Tafelbay landete, allerhand Dienste geleistet und mit ihr die Reise nach Bantam gemacht. Bey dieser Gelegenheit hatte er ein wenig englisch gelernt und bot sich jetzt auch den Holländern, von deren Sprache er, während die Mannschaft des Haarlem hier verweilte, auch einige Worte aufgefaßt hatte, zum Dolmetscher an. So gering auch

die Dienste waren, welche Harry — diesen Namen hatten die Engländer ihm gegeben — der Colonie leistete, und so zweydeutig, ja treulos er sich bald hernach gegen seine Wohlthäter erwies, mußte man dennoch für den Anfang froh seyn ein solches Dragan zu haben, durch welches man mit den Eingebornen sich über den friedlichen Zweck der Niederlassungen und über die Bedürfnisse derselben verständigen konnte. Auch mit den Salbandern war man durch Harry in Unterhandlung getreten und diese hatten, als sie in Frieden und durch manche Geschenke erfreut in ihre Heimath zurückkehrten, versprochen, daß sie Schafe und Kühe zum Verkauf an die Fremden hersenden wollten.

Man wartete vergeblich auf die Erfüllung dieser Zusage. Die Salbander blieben weg und nur die armseligen Strandbewohner, welche nichts mit sich brachten als ihre nackten Glieder und die unersättlich hungrigen Bäuche, kamen täglich zu den Zelten.

So lange die Vorräthe an Mehl, an Brod und manchen andern Lebensmitteln dauerten, welche die Schiffe mit sich gebracht hatten, war der Zustand der Mannschaft noch ein erträglicher. In dem klaren Gewässer der benachbarten Flüsse und Bäche fand sich eine Fülle der besten Fische; die Nachbargegend hinter dem Tafelberg war damals noch mit einer Waldung bedeckt, in welcher es eine große Menge von jagdbaren Thieren, namentlich jene größern Gazellenarten gab, welche die Holländer als Steinböcke, Hirsche und Glends benannten. Selbst ein Hippopotamus wurde erlegt, dessen wohlschmeckendes Fleisch den Colonisten für mehrere Tage einen reichlichen Unterhalt gab. Dazu hatte der pflanzenkundige Commandant eine Menge von Gewächsen aufgefunden, deren Kraut, Wurzeln oder Zwiebeln sich als Gemüse zureichten ließen. Kiebed war von diesem Reichthum der Natur so entzückt, daß er in seiner Schilderung desselben sagt: Dieser Gegend kommt keine andere an Fruchtbarkeit gleich, weder Formosa, welches ich gesehen, noch Neuniederland, von welchem ich gehört habe. Und wenn hier in unserer Tafelbay tausend Chinesen oder andere Pächter wohnten, sie würden nicht im Stande seyn den zehnten Theil des Bodens zu bebauen.

Dieser in gewissem Maasse glückliche Zustand war indeß nur von kurzer Dauer. Der Winter der südlichen Halbkugel nahte und zwar diesmal in solcher Strenge, daß man im Juni Eis am Fuß des Tafelberges fand; Orkane in so furchtbarer Stärke, daß sie die meist aus Brettern errichteten Hütten zusammenbrachen und die jungen Pflanzungen entwurzelten, tobten aus Südost, während der Wind aus Norden dichte Wolken von Heuschrecken herbeiführte, die Alles Grün des Bodens und der Bäume verzehrten. Dazu kam, daß der Aufbau eines Forts, der als ein unabweisbares Bedürfniß erschien, die Kräfte der Mannschafft, die noch von den Folgen der langen Seereise erschöpft waren, ohne Aufhören in Anspruch nahm. Die mitgebrachten Vorräthe giengen zu Ende, das Boot, welches, so lange es bey ruhigem Meer die benachbarten kleinen Inseln und Sandbänke besuchen konnte, niemals ohne einen Vorrath an getödteten Seehunden und Pinguinen, sowie an Eiern der Seevögel zurückgekehrt war, durfte in der stürmischen Jahreszeit nicht auslaufen, die Fischernege waren unbrauchbar geworden. Das Capland gilt in unsern Tagen mit Recht als eine der gesündesten Gegenden der Erde; für seine ersten europäischen Ansiedler erwies es sich, wenigstens im Anfang, nicht so; Ruhr und bössartige Fieber brachen unter ihnen aus, mehrere starben, viele lagen auf dem Krankenbett, nur etwa 50 konnten noch zu den Arbeiten des Baues verwendet werden und kein einziger war unter diesen, der sich vollkommen gesund und kräftig gefühlt hätte.

Mehr noch als der Tag war die Nacht eine Zeit der Schrecknisse für die viel geplagten Fremdlinge. Das Brausen der Orkane und der Brandung des Meeres, so laut sie auch waren, konnten das Brüllen der Löwen, das kläglich tönende Geschrey der Hyänen und das gellende Geheul der Schakals nicht übertäuben. Diese fleischfressenden Thiere waren damals noch so häufig in der Gegend, daß einst in einer Nacht eine ganze Bande von Löwen einen förmlichen Sturm auf die kleine Festung lief, die jedoch durch die Höhe ihrer Mauern vor dem Angriff bewahrt blieb. Die Löwen waren durch die Bitterung einiger Schafe angelockt worden, welche man innerhalb der Mauern in Sicherheit gebracht

hatte; die Hyänen giengen einer andern Beute nach. Wenn in einer der bretternen Hütten des Lagers ein gefährlich Kranker oder ein Sterbender lag, da kamen sie so nahe an die Außenwand heran, daß man ihren warmen Odem, der nicht selten durch den Geruch der so eben verschlungenen Mahlzeit des Kases sich verrieth, durch die Spalten und Klunfen der Bretterwand hereinstreichen fühlte.

Obgleich diese thierische Gesellschaft für Wanderungen in das Innere des Landes nichts Anlockendes haben konnte, fanden sich dennoch unter der Mannschafft einige kühne Bursche, welche den Versuch wagen wollten, durch das Innere von Afrika hindurch von der Ta'elbay nach den Küstengegenden an der Ostseite des Welttheiles vorzudringen. Kiebeck mußte nämlich dieselbe Erfahrung machen, welche Columbus, Bartholomäus Diaz und andere kühne Führer zu großen verwandten Unternehmungen gemacht hatten; auch unter seiner Mannschafft regten die Mühe und Noth eine Unzufriedenheit und ein leidenschaftliches Verlangen nach der Heimath ins Vaterland auf, daraus Meutereyen hervorgiengen. Ein gewisser Jan Blank hatte noch drey andre seiner heimwehkranken Kameraden zur Theilnahme an einem Fluchtversuch verführt, welcher, nach seiner Meinung, wenn auch mit großem Umwege, zurück nach dem Vaterland führen sollte. Die vier Abentheurer wollten nämlich zuerst nach der portugiesischen Besizung Mozambique vordringen, dort würde es, so meinte Blank, gewiß Schiffszugelegenheit nach Europa geben, mittelst welcher man wieder zum heimatlichen Herd gelangen könnte.

Es war gegen Ende des Septembers, in der Zeit, darin der Frühling der südlichen Erdhälfte beginnt, als Blank an einem Abend, wo man auf ihn und seine Gefährten nicht achtete, mit diesen seine Wanderung antrat. Die kleine Gesellschaft hatte nichts mit sich genommen als 4 Schiffszwiebäck, einen kleinen Vorrath von Fischen, 4 Schwerter, 2 Pistolen und einen treuen Hund. Sie nahm zuerst die Richtung, welche nach der Ansicht des Jan Blank die geradeste nach dem Ziele war, landeinwärts gegen N.D.; als jedoch schon am andern Abend 2 Rhinoceros durch ihren wilden Anlauf die Wanderer so in Schrecken setzten, daß der eine von

ihnen seinen Hut und sein Schwert im Gebüsch verlor, als zu gleicher Zeit der Hund bey dem Angriff auf ein Stachelschwein sich so stark verletzte, daß man ihn für verloren hielt, beschloß man das Dickicht zu verlassen und den Weg längs der See- küste hin einzuschlagen. Die Kost, die man da fand, war schmal, die Mühe groß, vier junge Vögel und drey Eyer, die man in einem Neste fand, an dem einem Tage, an dem andern Muscheln, welche man am Strande auslas, konnten den lebhaften Hunger nur täuschen, nicht befriedigen. Eine solche strenge Diät machte sich in ihren Folgen gar bald fühlbar, als die Gesellschaft jetzt über ein steiles, unwegsames Gebirge hinüber sollte, das sich bis an die Meeres- küste hinzog, und welches hier einen so gähnen Ab- fall bildete, daß es keinen Raum selbst für einen schmalen Fußpfad übrig ließ. Zwey von den Gefähr- ten dachten schon am 6. Tag an die Umkehr nach der Colonie, am Nachmittag des 7. fühlte sich auch der dritte von der Anstrengung so übernommen, daß er lieber auf dem kürzesten Wege nach dem Lager zurückschleichen, als noch länger in der Wüste her- umirren wollte. „Da ich nun,“ so beschließt der Anführer der kleinen Expedition Jan Blank das kurze Tagebuch, das man mit Röthel geschrieben bey ihm fand, „den Tanz nicht allein fortsetzen konnte, entschloß ich mich in Gottes Namen und in Hoffnung auf Gnade und Erbarmen, nach dem Fort wieder umzulenken.“

Der kühne Abentheurer, den Napier mit Recht den ersten europäischen Reisenden in das Innere des südlichsten Afrika's nennt, kehrte dann reuig wieder zu seinem verlassenen Posten zurück. Als Anflüster der Desertion seiner Gefährten hätte er nach dem damaligen Kriegsrecht die Todesstrafe verdient, diese wurde jedoch in zweyjährige Strafarbeit am Bau der Festung mit Tragen der Ketten verwandelt. Zum Willkomm erhielt er noch vor den andern voraus 150 Peitschenhiebe, eine Strafe, welche, wie Napier bemerkt, eben so gut als Jan Blank manche neuere Reisende in das Innere von Südafrika verdient hätten, wenn sie in ihren weit gedehnten, beschrei- benden Berichten weiter von der Wahrheit sich ver- liefen als Blank, der Bürgerssohn aus Mecheln, von seinem Posten im Fort sich verlaufen hatte.

Endlich in der Mitte des Octobers, welche auf der südlichen Halbkugel der Mitte des Aprils der unstrigen entspricht, trat einige Erleichterung der Noth für die Colonie ein. Einige Vorläufer ihrer Schaa- ren kündigten die nahe Ankunft der Hirten und Heerden aus der Saldanhabay an. Bald waren alle Abhänge der benachbarten Berge, alle Schluch- ten und freyen Plätze von weidenden Kühen und Schafen erfüllt, welche an dem frischen Grün des Bodens ein reichliches Futter fanden. Es war die Zeit, in der alljährlich die Hirtenvölker an der Sal- danhabay (die Cochoquas) ihre Viehheerden hier nach der Tafelbay auf die Weide führten; dann nach einigen Monaten gegen Nordost sich wendend in ei- nem weiten Bogen wieder zurück nach der Heimath kehrten. Jetzt gab es nun Gelegenheit genug Schlacht- vieh, so wie Stiere und Kühe sammt Schafen zur Zucht einzuhandeln, denn jene Hirten waren ebenso begierig die Kupferplatten, von denen man eine große oder zwey kleine für eine Kuh bezahlte, und den Kupferdrath oder die Tabakrollen zu erhalten, da- von man so viel für ein Schaf gab, als das Thier, mit Einschluß des Schwanzes, seiner Länge nach maß, als ihrerseits die Colonisten Verlangen nach dem verkäuflichen Vieh trugen, das bey dem jetzigen guten Frühlingfutter wohlbeleibt und im besten Stande war.

In musterhafter Weise sorgte der wackere Nie- beck davor, daß es bey jenem Verkehr seiner Colonie mit den Eingebornen recht friedlich und ordentlich zugienge; jede beleidigende Handlung oder jede Un- ehrlichkeit, die sich ein Colonist gegen die Saldanher zu Schulden kommen ließ, wurde vor den Augen von diesen durch strenge Züchtigung geahndet. Wäh- rend er jedoch die Unredlichkeit an seinen Landsleuten mit solchem Ernst bestrafte, blieb der Unredlichste von Allen, die in seinem Dienste waren, unbefragt.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. Februar.

Nro. 23.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Excursions in Southern Africa etc.

(Fortsetzung.)

Dieses war der vorhin erwähnte Dolmetscher und Mäkler Harry, der nicht nur vor den Augen der Colonisten ganz schnell in den Besitz einer großen Viehherde und allmählig eines solchen Reichthums kam, daß er im Ansehen eines kleinen Fürsten unter den Seinigen dastand und von den Colonisten halb scherzhaft der König Harry genannt wurde, sondern der überdies durch seine verläumderischen Ränke und seine Gewinnsucht den Fremden manchen Verdruss mit den Eingebornen, so wie Verlust zuzog. Denn er ließ zunächst nur solche Verkäufer zu, die ihm ein Geschenk für seine Vermittlung machten oder die auf andere Weise mit ihm befreundet waren, andere wies er unter Vorwänden hinweg, welche auf die Colonisten ein falsches Licht warfen, so daß er diesen einen Theil der friedliebendsten Nachbarn entfremdete. Indes fanden sich bald andere seiner Landsleute, welche sich im Verstehen und Sprechen der holländischen Mundart einige Fertigkeit erwarben, und ihrerseits bequemten sich auch die Holländer zum Erlernen der Sprache ihrer Nachbarn, so daß man der Vermittlung des treulosen Harry beim Verkehr mit den Eingebornen entbehren konnte.

Es that noth, daß dieses geschah. Denn durch die Mißverständnisse, welche der Dragoman erregt hatte, so wie durch andere zufällige Anlässe war die Stimmung der Saldanher nach einigen Monaten so feindselig geworden, daß die Colonisten nicht mehr

allein, sondern nur in größerer Gesellschaft und bewaffnet den Kraals (Hottentotten-Dörfern) sich nahen konnten, wenn sie dort ein Geschäft hatten. Dennoch zogen die Hirtenvölker im Februar auf ihrem gewöhnlichen Umweg gegen Osten und Norden wieder ab, ohne daß es zu einem Ausbruch von Feindseligkeiten kam. Im Ganzen hatte man von ihnen 130 Stück Rindvieh und 350 Schafe erhandelt, ein Vorrath, welcher der Colonie zur Einleitung eines andern, nicht minder vortheilhaften Tauschhandels als der mit den Eingebornen gewesen war, sehr gut zu staten kam. Denn am 1. März 1653, kurz nach dem Abzug der nomadirenden Hirten, ließ sich die längst mit Sehnsucht erwartete holländische Flotte auf ihrer Rückkehr von Batavia auf der Rheede sehen und gieng gleich nachher im Hafen der Tafelbay vor Anker. Diese konnte denn zu ihrer großen Befriedigung nicht nur 6 Wochen lang von der Colonie verpflegt und bewirthet werden, sondern sie empfing auch für die Weiterreise einen hinreichenden Vorrath von Fleisch, von Gemüse, das aus holländischen Saamen bereits reichen Ertrag gegeben hatte und von andern Landesproducten, wozu gegen die Flotte Brod, Mehl und viele andere im Haushalt nothwendige und wünschenswerthe Gegenstände an die Colonie abgab.

Der gute van Niebeck hatte um diese Zeit in einer Anwandlung von Ungeduld das beschwerliche Geschäft eines Commandanten und Colonienbegründers schon so satt, daß er mit der damaligen Schiffsgelegenheit eine Bittschrift an die vaterländische Regierung abgehen ließ, darin er dieselbe

ersuchte, „daß sie ihn doch in Betracht der Dienste, welche er bereits zehn Jahre lang der Compagnie geleistet, bald an eine andre Stelle, nach Indien versetzen möge, an welcher er seine Kenntnisse und Gaben zum größeren Vortheil seines Vaterlandes verwenden könnte als hier bey diesem stumpfsinnig dummen, trägen, schmierig-stinkigen Volke, mit dem es nichts zu handeln gebe als Vieh und höchstens zuweilen etliche Straußenfedern. Daß, was er hier zu thun habe, könne jeder beliebige Nachfolger verrichten, während zum Verkehr mit den listigen, gewandten Chinesen und Japanesen ein feiner Kopf und eine gewisse Uebung gehöre, die man nicht bey Jedem voraussetzen dürfe.“

Nicht nur diese Bitte des wahren Commandanten, dem man übrigens nur den Titel, nicht die Besoldung gegeben hatte, welche anderwärts mit dem Titel verbunden war, blieb unbeachtet, sondern auch seine oft wiederholten, dringenden Gesuche um Verstärkung der Besatzung, um Pferde, Provisionen, Kleidungsstücke und Geräthschaften fanden bey der holländisch-ostindischen Compagnie kein Gehör, weil diese löbliche Behörde das Interesse, das sie an irgend einen gemeinnützigem Werke nahm, nach den Interessen abmaß, welche ein darauf angelegtes Capital ertrug. Nun war zwar das Capital, das man auf die Colonisation des Caps gelegt hatte, verhältnißmäßig ein nur geringes, aber die Interessen, welche es abwarf, waren auch kaum der Rede werth, darum ließ man den guten Kiebeck als Commandanten auf halbem Sold und mit vierfacher Arbeitslast und Sorge noch zehn lange Jahre auf seinem Posten sitzen, den er mit einer gewissenhaften Treue und mit solchem Glück und Geschick versah, daß ihm hierin nur wenig andre Begründer einer außereuropäischen Colonie an die Seite gesetzt werden können.

Das, was Kiebeck in seiner Bittschrift von seinen nächsten Nachbarn ausgesagt hatte, das war zum Theil wörtlich wahr. Beschmiert von flüssigem Talg und Fett war ihr meist nackter Körper und ihr wolliges Haar, dieß konnte der neue Rock des Commandanten bezeugen, welcher durch die Umarmung eines Chefs der wandernden Horden auf einmal zu dem Aussehen eines alten Rockes gelangt war; der Geruch, den sie von sich gaben, war jener

des natürlichen Düngers einer Viehweide, vermischt mit dem des ranzigen Talges, denn beydes, das, was den Wiesen seinen Dünger giebt und was zum ranzigen Schmalz werden kann, fand sich reichlich auf ihrer Haut. Der Vorwurf der Trägheit, den der Commandant den Eingebornen des Caplandes machte, war auch kein unverbienter, doch galt er nicht allen mit ihnen verwandten Stämmen, davon mehrere auf ihren Nomadenzügen hunderte von Meilen durchwandern und ohne Aufhören, im Schutze ihrer Heerden, ein wachsam Auge haben mußten. Er galt selbst nicht dem verkümmerten Nebenweig der andern Stämme, den Strandbewohnern und Caepmanns, in deren Mitte die Colonie angelegt war und von denen man, als den angeblichen Besitzern des Landes, den Grund und Boden für die Niederlassung in ganz ehrlicher, redlicher Weise gekauft hatte. Denn diese Quaiquä's (dieß war der allgemeine Name der verwandten Stämme), welche vor Ankunft der Holländer nur einen Theil des Jahres hindurch, wenn die Hirtenstämme aus Norden nicht da waren, frey an der Küste und im Flachland herumzustrreifen wagten, bey Ankunft der Saldanbers aber sich feige verfrohen: diese Quaiquä's, die vorher nie gewohnt waren ein Eigenthum zu besitzen, das ihnen die kräftigen Nachbarstämme sogleich wieder genommen hätten, waren zwar, wo es ernstliche Arbeit galt, zu nichts aufgelegt und unaussetzlich faul, sobald es jedoch galt Andre, namentlich die in ihren Augen unermesslich reichen Ankömmlinge aus Holland zu betrügen und zu übervorthellen, da waren sie gewandt und thätig genug, so daß zum Verkehr mit ihnen ein eben so „feiner Kopf“ gehörte als zum Verkehr mit den „Chinesen und Japanesen.“

Der Kopf und das Herz unsers Urvaters der Capcolonien verbanden aber mit der Klugheit und dem sittlichen Ernst so wie mit dem seltenen Zartgefühl noch andre Eigenschaften, durch welche Kiebeck ein Musterbild für Alle geworden ist, denen eine ähnliche Aufgabe im bürgerlichen Leben oblag. Man könnte die redliche Ausdauer, die unwandelbare Beharrlichkeit bey seinem Geschäft für eine Naturgabe halten, die ihm als Charakterzug seiner Nation angeboren gewesen sey; sie war aber mehr als

dieses: seine Geduld, seine Genügsamkeit war auf eine Hoffnung gegründet, die nicht zu Schanden werden läßt. Wie so manche Niederlassung andrer Nationen ist mit einer Fülle von Hülfsmitteln und einem verschwenderischen Aufwand von Menschenkräften und Menschenleben begründet worden und war nach einigen Jahren wieder aufgelöst; von wie manchem, mit großen Kosten erbauten Fort der Ansiedler fand man nach wenig Jahren nichts mehr als die leeren Gemäuer, von der Besatzung nur noch die Grabstätten oder verstreuten Gebeine; jene hatten groß angefangen und klein geendet, Niebecks Colonie war aus einem kleinen Anfang in stillem, allmähligem Wachsthum groß und stark geworden. Wie die Samen der Gewächse, die Pflänzlinge der Bäume und Reben, die man mit aus Europa gebracht hatte, durch fleißige Pflege bald zu großen Gemüselnern, Gärten und Weinbergen wurden, wie aus einem Paar von Pferden allmählig eine ganze Zucht dieser nützlichen Thiere hervorgieng, so ergab sich durch weisliches Zusammensparen der geringen Mittel aus dem schwachen Anfang ein kräftiger Fortgang der Colonie.

Wir haben bereits im Vorhergehenden aufmerksam gemacht auf das Verdienst, das sich der Verfasser des vor uns liegenden Werkes dadurch um die gerechte Würdigung der europäischen Colonisation des Caplandes erworben hat, daß er bey jeder Gelegenheit das Verhältniß der damaligen Eingebornen zu den Ansiedlern in sein rechtes, wahres Licht zu setzen suchte. Er macht sich ein besondres Geschäft daraus, durch augensällige Thatsachen die Ansichten der philanthropistischen Partey der Exeterhalle zu widerlegen, welche den beklagenswerthen Zustand der Buschmänner und die Verarmung eines großen Theiles jener Hottentotten, welche die Südspitze des Continents — die Gegend der Capstadt — bewohnten, der barbarischen Gewaltthätigkeit der holländischen Colonisten zuschrieben. Die Buschmänner oder Soaquas waren im J. 1652, als die Holländer an das Cap kamen, bereits ganz in demselben Zustand der äußern und innern Versunkenheit, in dem sie noch jetzt sich befinden; gleich Raubthieren in Höhlen und Felsenklüften oder im Dickicht der Wäl-

der versteckt, bis sich ihnen die Gelegenheit zum Raub und zum mörderischen Ueberfall darbot; von allen ihren Nachbarn gefürchtet und verabscheut, aus der Gemeinschaft derselben verstoßen. Jene Rasse der Quaiquá's oder Hottentotten, welche die nächste Umgegend der jetzigen Capstadt bewohnte, war, als die Holländer hieher kamen, in einem ungleich übleren Zustand als in der neueren Zeit. Auch sie waren ein armseliges, verachtetes Gesindel, das den beständigen Angriffen und Beraubungen der nördlicher wohnenden, streitbar kräftigeren Nachbarn ausgesetzt, kein Eigenthum besaß und nahe daran stand, ganz von seinen Feinden vertilgt zu werden. Seit der Niederlassung der Holländer, die mit diesen unmittelbaren Nachbarn zunächst in Verkehr traten und ihnen Schutz angebeihen ließen, hatten dieselben einen festeren Halt gewonnen; ohne die Dazwischenkunft dieser mächtigen Bundesgenossen würden sie, von zwey Seiten her, von den Buschmännern und Saldanhern ohne Aufhören beschdet, ganz oder theilweis ausgerottet worden seyn. Die Buschmänner hält Napier nicht sowohl, wie einige frühere Schriftsteller, für den Rest der ältesten Urbewohner des Landes, als für die Varias, die Auswürflinge verschiedener Stämme; die Caphottentotten, dieß bezeugte die gemeinsame Sprache, waren von gleichem Stamm mit den Saldanhern; unter diesem Namen aber waren gewiß mehrere verwandte Stämme, deren Nachkommen noch jetzt die nördlicheren Gegenden vom Cap und vielleicht selbst vom Drangefluß bewohnen, zusammengefaßt. Obgleich diese Stämme öfters zu gemeinsamen Raubzügen und verheerenden Ueberfällen andrer Landstriche, wie noch jetzt die Matabelen und Matattis sich verbündeten, auch zuweilen bey dem Aufsuchen der entlegenen Weidplätze friedlich sich zusammengestellten, waren sie doch fast ohne Aufhören in Fehde mit einander, und ihre Kriege wurden in so schonungsloser, mörderischer Weise geführt, daß sie die Ausrottung und Vertilgung der Bewohner ganzer großer Landstücke zur Folge hatten, oder wenigstens eine solche Enkräftung und Verarmung derselben wie die der vormaligen Caphottentotten war. „Um es kurz zu sagen“ (so äußert sich Napier hierüber), „diese Erdgegend, welche von der Natur so hoch begünstigt ist, war in jenen alten

Zeiten ein Schauplatz der blutigen Gräuel und Schrecknisse, der beständig sich erneuernden Verwüstungen und Verheerungen.“

Ein Vorwurf, welchen man den europäischen Colonisten, die in fremde Welttheile unter verwilderte Stämme kamen, mit Recht oft gemacht hat, daß sie durch die Einführung geistiger Getränke die Entfittlichung und den Untergang der Völker befördert und beschleunigt haben, läßt sich wenigstens den holländischen Begründern der Capcolonie nicht machen. Sie fanden, als sie hieher kamen, das Laster der Trunkenheit in unnatürlicherer und zerstörenderer Weise unter den Eingebornen verbreitet, als es dieß nur irgendwo unter den entartetsten Branntweintrinkern seyn kann. Die Hottentotten pflegten sich vor Alters sehr oft durch das Einhauchen der Dämpfe eines narkotischen Gewächses (Dacha genannt) in einen Tollrausch zu versetzen, der zuerst eine übermäßige Aufregung und Lustigkeit bewirkte, zuletzt aber in dumpfer Bewußtlosigkeit endigte. Außer diesem waren sie leidenschaftliche Freunde von einem gegornen Getränk, welches, wie das Haserbier mit Honig vermischt bey unsren Urahnen, eine berausende Wirkung hatte, und das aus Honig und aus dem scharfen Saft der Zwiebel eines Liliengewächses bereitet war.

Allerdings wurden jene Gewohnheiten, wenigstens die der Berausung durch Dachadämpfe, bald nachdem die Quaiquäs den europäischen Branntwein gekostet und seine Wirkung empfunden hatten, sehr zurückgedrängt und sogar vernichtet, aber diese Veränderung der Sitten war gewiß nicht von einem so großen Nachtheil für den sittlichen und leiblichen Zustand der Eingebornen, als man dieß vorauszusetzen pflegte. Und was wir von diesem einen Laster sagten, das gilt noch vielmehr von andern rohen Ausbrüchen der durch kein inneres wie äußeres Sittengesetz in Zucht gehaltenen Menschennatur.

„Alle Schwarze, die ich habe kennen gelernt,“ sagt Arboussset, „sind Atheisten.“ Auch bey den Eingebornen des südlichen Afrikas, so behauptet Napier, fanden die ältesten Ansiedler aus dem christlichen Europa keine deutliche Spur von der Erkenntniß und Verehrung eines höchstens Wesens, dabey aber

freylich, wie noch jetzt, ein abergläubiges Festhalten an dem Wahn der Verzauberungen und des Einflusses gespenstischer Kräfte.

Unter den Colonisten so wie freywilligen Theilnehmern an den Gefahren und Vortheilen der Niederlassung fanden sich Mehrere, welche in Mungo Parks und Brucees Weise dem Drange nach Erforschung des unbekanntten Innern des südlichen Afrikas sich hingaben, namentlich Peter Meerhoff und Lieutenant Cruse. Sie drangen ohne große Schwierigkeit eine so weite Strecke nach Osten vor, daß, wenn damals schon die Kaffern die Grenzen ihres Landes so weit nach Westen ausgedehnt hätten, ihnen die Bekanntschaft mit dieser Nation nicht entgangen seyn würde; man sieht sich deßhalb zu der Annahme genöthigt, daß die Kaffern bis auf ein Jahrhundert nach der holländischen Ansiedlung noch keine so ausgedehnte Macht in der Nachbarschaft des Caplandes bildeten als in unsern Tagen. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß jener Völkerstamm, zu welchem die Hottentotten gehören, noch in dieser historisch bekannteren Zeit den südlichsten Theil des afrikanischen Festlandes auf der Westseite bis zum Wendekreis des Steinbockes und nach Osten hin weit über den Kryesfuß hinaus, ja nordöstlich bis zum Natal-Distrikt inne hatten. Die Bechuanen sowohl als die Kaffern erscheinen als eine Mittelform zwischen dem Neger und dem Abyssinier; sie sind in ihrer Sprache, so wie in der Bildung des Schädels und der ganzen leiblichen Gestalt, vollkommen verschieden von den Hottentotten, in denen Einige die Abstammung von den alten Aegyptern, Andre die von den Chinesen erkennen wollten. Auch die Kaffern und Bechuanen sind im Allgemeinen, wie die Hottentotten, ein Nomaden- und Hirtenvolk, das zunächst vom Ertrag seiner Heerden lebt, doch finden sich bey Beyden Spuren von einer Bekanntschaft mit dem Feld- und Ackerbau, der in Abyssinien so wie bey den Völkern des gegenüber gelegenen Festlandes von Asien niemals außer Uebung kam.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. Februar.

Nro. 24.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Excursions in Southern Africa etc.

(Fortsetzung).

Wahrscheinlich sind die Kaffern lange Zeit hindurch mit den Matabeln, Zulahs und andern ihnen stammverwandten Völkerhorden, so wie zum Theil noch jetzt, in engerer politischer Verbindung und Genossenschaft der Eroberungs- so wie Raubzüge gewesen, durch welche jene gleich tausendfach furchtbareren Heuschreckenschwärmen den Bewohnern des fruchtbareren Südländes zum Verderben wurden. Sie waren und sind noch von stärkerem Bau und waffengeübter als die Hottentotten; seit den Zeiten ihrer Väter, die in den Wüsten der Wendekreise wohnend, öfters nur durch Noth und Mangel, in Folge der Uebervölkerung ihrer Flußgebiete, den Lebensunterhalt in andern Gegenden suchen mußten, waren sie im Geschäft des Raubkrieges geboren und erzogen, so wie in ihm verwildert. Es mußte ihnen, als sie zu einer Völkermasse vereint, vielleicht den stärkeren Nachbarn ausweichend, nach Süden zogen, sehr leicht werden, die ungleich schwächeren, unkriegsgerischen Hottentotten aus ihren Wohnsitzen zu vertreiben und sich an ihre Stelle zu setzen. Zuerst waren es die den Kaffern nahe verwandten Betchuanen, welche ostwärts vom Keyesfluß festen Fuß faßten. Sie zogen gegen Westen tiefer landeinwärts, besetzten den Landstrich nordwärts vom Drangefluß, und die Kaffern in engerem Sinn, bestehend aus den Stämmen der Amaponden, Amatomben und Amakelen drängten sich allmählig immer stärker an Volkszahl gegen die Gränze der Colonie hin, in

deren Innern es beständig für sie etwas zu rauben und zu erbeuten gab. So lange sie in den östlichen fruchtbaren Landstrichen, welche die Hottentotten und die Betchuanen ihnen geräumt hatten, ihr Wesen trieben, belästigten sie die Colonisten nur durch einzelne Ueberfälle, als aber die Colonie allmählig ihre Gränzen auch über jene verlassenen Landstriche ausdehnte, welche den Raubnestern der Kaffern in der Mitte ihrer Gebirgsthäler und Waldungen näher lagen, da hatten sie täglich Veranlassung, mit den Waffen in der Hand auf ihrer Hut zu seyn. Schon in der Nachbarschaft der Buschhottentotten durfte der Colonist niemals ohne sein geladenes Gewehr sich auf das Ackerfeld oder in seinen Garten wagen, er hatte von diesen Räubern mehr zu fürchten als von den Löwen und Leoparden; jene aber, welche in der Nähe der niemals genau bestimmbar Gränze des Kafferngebietes wohnten, lebten in einem beständigen Kriegszustand, bey Tage wie bey Nacht niemals ihres Eigenthums und ihres Lebens recht sicher und froh.

Im Jahre 1752 hatte die Compagnie die Gränzen ihrer Besitzungen am Zwartkops Fluße festgestellt, im Jahre 1775 wurde der Buschmanns Fluß als die Gränze zwischen den Swellendam und Stellenbosch Distrikten angenommen, und 1778 suchte der damalige Gouverneur van Plattenberg die Sicherheit der östlichen Landestheile bis zum Keyesfluß durch einen Vertrag mit den Kaffern zu befestigen.

Doch, wie schon erwähnt, mit den ersten holländischen Ansiedlern am Cap, unter van Riebeeck's Verwaltung, standen diese später so mächtig gewor-

kämpfen. Jene Stämme der Letzteren, welche Viehheerden besaßen, hielten sich durch den immer zunehmenden Culturstand des Landes in der Ausdehnung ihrer Weideplätze beeinträchtigt, obgleich ein großer Theil des Bodens erst durch die künstliche Bewässerung des Anbaues fähig, früher nicht einmal als Grasplatz tauglich gewesen war. Die nächsten Nachbarn unter den Quaiquäs, das arme Volk der Strandbewohner und der Cäpmanns, welche sich fortwährend als die ursprünglichen Besitzer des Caps betrachteten, obgleich man sie mit Wohlthun und Freundlichkeit zu gewinnen gesucht und alle ihre Anforderungen so weit als möglich befriedigt hatte, sahen den steigenden Wohlstand der Colonie mit neidischen Augen und wurden durch ihre Feindseligkeiten den Ansiedlern so gefährlich, daß sich für ein Stück Landes von 100 Morgen, das zum Feldbau überaus gut geeignet schien, kein Pächter finden wollte, weil dasselbe zwar noch im Gesichtskreis eines Wachthauses, nicht aber in der Nähe des Forts lag.

Diese lang verhaltenen Feindseligkeiten kamen im Jahre 1659 zum offenen Ausbruch. Absichtlich hatten die Quaiquäs gerade diesen Zeitpunkt zur Ausführung eines Angriffes auf die Colonie gewählt, der nichts weniger als die Vertilgung ihrer Anpflanzungen zu seinem Zwecke hatte. Es herrschte eben um diese Zeit eine sehr bössartige epidemische Seuche unter den Colonisten, an welcher viele starben, während auch die gesund gebliebenen in sehr muthloser Stimmung sich befanden. Da überfielen die Cäpmanns in großer Zahl die Wohnung eines Pächters, raubten ihm sein ganzes Vieh, und ermordeten zwey seiner Leute, davon der eine sich zur Wehr gesetzt hatte. Riebeck ordnete nach seiner frommen Weise einen Fast- und Betttag an; er hatte mit seinen Officieren sich berathen, die Nothwendigkeit eines kräftigen, bewaffneten Widerstandes leuchtete Allen ein, Alle stimmten jedoch auch darin mit dem Commandanten überein, daß man das Leben der verblendeten Nachbarn, mit denen man früher so lange in gutem, friedlichen Vernehmen gestanden war, nach Möglichkeit schonen solle. Man stellte jetzt den Hottentotten eine kleine bewaffnete Macht entgegen, unter denen auch einige Reiter waren, vor welchen die Eingebornen die meiste Scheu

hatten. Obgleich der Widerstand, den die Feinde leisteten, ein unerwartet hartnäckiger und verzweifelter war, wurden sie dennoch bald so gedemüthigt, daß sie um Frieden baten. Der ganze Krieg hatte den Hottentotten nur 6, den Colonisten wie schon erwähnt, 2 Todte gekostet.

Bei dieser Veranlassung hatten übrigens die Letzteren außer dem Siege über die feindseligen Nachbarn noch etwas Anderes gewonnen: das volle Vertrauen und die Bundesgenossenschaft mit jenen nordwestlich wohnenden Stämmen, derer wir mehrmal unter dem Namen der Saldanhers erwähnten. Diese, welche in beständiger Fehde mit den Cäpmanns-Hottentoten lebten, hatten bis dahin die Colonisten, als Bundesgenossen dieser Feinde, immer nur mit einer Art von Mißtrauen betrachtet, während sie jetzt ohne Rückhalt sich an dieselben angeschlossen. Es waren für den äußeren Vorthheil der Ansiedler ungleich wichtigere und einflußreichere Freunde als die Bewohner des Caps und der Tafelbay.

Doch wurde auch das gute Vernehmen mit diesen keineswegs vernachlässigt. Dinehin hatte sich dasselbe schon dadurch in dauerhafterer Weise begründet, daß die Ansiedler Kinder der Eingebornen, namentlich Mädchen, in ihr Haus nahmen, sie in christlicher Weise und europäischer Sitte erzogen und längere Zeit in ihren Diensten behielten. Diese Kinder erlernten das Holländische wie ihre Muttersprache und dienten hiedurch dem Geschäft der Verständigung mit den Eingebornen ungleich besser als der zweydeutige unzuverlässige Harry. Uebrigens war es eine Nichts von diesem, welche in der Familie des Commandanten wie ein eigenes Kind erzogen und seinem Hause treu ergeben das Amt eines Dragomans mit dem besten Erfolg versah. Sie und andere Kinder aus ihrem Volksstamm wurden dann auch Musterbilder und Lehrerinnen ihrer Landsleute durch Wort und Wandel, und gaben hiedurch den Ansiedlern Gelegenheit zu einer geistigen Ausfaat in diesem Lande, welche freylich nicht so schnell und augensällig emporwuchs und Früchte trug als die äußeren der Felder und Gärten.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

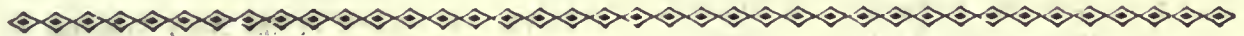
herausgegeben von Mitgliedern

27. Februar.

Nro. 25.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.



Journal of the American Oriental Society.
Second Volume. New York and London,
George P. Putnam. 1851. XLII u. 342 S.

Die amerikanische morgenländische Gesellschaft hat kürzlich den zweyten Theil ihrer Zeitschrift nach Europa gesendet, einen schön ausgestatteten Band werthvollen Inhaltes. Man sieht sowohl aus den Abhandlungen selbst, als aus dem vorangeschickten Berichte über die Angelegenheiten der Gesellschaft (Proceedings of the A. Oriental Soc. prepared from the records 1849 — 50), mit welchem regen Eifer die orientalischen Studien aufgenommen und ihnen allmählig ein Boden gemacht wird. Amerika hat über dem Treiben des täglichen Lebens und Verkehrs und neben den ihm dienenden Kunstfertigkeiten und Wissenszweigen lange nicht Zeit gefunden, sich dem philologischen und geschichtlichen Wissen, den Grundlagen der europäischen Wissenschaft, zuzuwenden. Das Beyspiel dieser Gesellschaft zeigt aber, daß die neue Welt im Begriffe steht, die wissenschaftlichen Wege der alten nunmehr auch zu betreten.

Diese Gesellschaft zählte für 1850 85 ordentliche, 35 correspondirende und 32 Ehrenmitglieder; die letzteren sind beynah zur Hälfte deutsche Namen. Ihr Präsident ist der durch seine palästinenfische Reise rühmlich bekannte Dr. E. Robinson in New York, ihr correspondirender Secretär und zugleich eines ihrer thätigsten Mitglieder Professor E. C. Salisbury in New Haven. Derselbe bildet mit den Professoren J. W. Gibbs. ebendasselbst und Ch. Beck in Cam-

bridge die Commission für die Redaction des Journals. Die Versammlungen wurden in Boston und in den eben genannten beyden Städten gehalten. Die sich rasch vermehrende Büchersammlung der Gesellschaft ist in Boston aufgestellt.

Der vorliegende Band des Journal's enthält folgende Abhandlungen.

I. Shabbathai Zevi and his followers. By Rev. W. G. Schauffler, Missionary of the American Board in Turkey. p. 3 — 26. Enthält außer einem Lebensabriß dieses jüdischen Messias, welcher, 1625 in Smyrna geboren, eine wunderbare Bewegung der Geister unter den Juden Vorderasiens und Europas hervorzubringen wußte, und 1676 als Muhamedaner höchst wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes starb, das Glaubensbekenntniß eines jetzt lebenden Anhängers von Shabbathais Lehren. Das kabbalistische Buch Zohar gilt dieser Sekte für die höchste Wahrheit. Von den Juden ist sie als eine häretische verabscheut und schon in so fern nicht mit Unrecht, als ihre Anhänger, wo sie unter Türken leben, sich äußerlich vollständig zum Islam bekennen. Ihr sittlicher Wandel aber soll alles Lobes werth seyn.

II. Account of a Japanese Romance, with an introduction by William W. Turner. S. 27 flgg. Analyse von Pfehmeiers, Sechs Wandschirme u. s. w. Wien 1847; vorangeht eine kurze Uebersicht des Verkehrs der Europäer und Amerikaner mit Japan; im Anhange folgt: Note on Japanese Syllabaries. By S. W. Williams.

III. Contribution to the Geography of Central Koordistan, in a letter to the corresponding

Secretary, with a map. By Azariah Smith, Missionary of the American Board in Turkey. S. 63 bis 68, und IV. Journal of a tour from Orooniah to Mossul through the Koordish mountains and a visit to the ruins of Nineveh. By Rev. Justin Perkins, Missionary of the American Board in Persia. S. 71 bis 119. Die erste Mittheilung betrifft die Route von Mossul nach Dschulamerk und bestimmt die Lage des letzten Plazes ungleich nördlicher als Winsworth, fast übereinstimmend mit Grant, dessen Angaben auch hinsichtlich des Laufes der Flüsse Hab und Khabor gegen Winsworth bestätigt werden. Ebenso liefert die Reise des Dr. Perkins werthvolle Beiträge zur Kenntniß Kurdistans. Sein Weg führte ihn durch Gegenden, welche zum Theil von Europäern noch nicht betreten wurden. Er nahm von Urunaia den Umweg über Saouj Boolak (nach seiner Schreibung), eine kurdische Stadt von zwölf bis fünfzehntausend Einwohnern mit nicht unbeträchtlichem Handel. Von da wandte er sich westlich nach dem durch Muhammed Pascha oder Koor Meer „den einäugigen Häuptling“ berüchtigt gewordenen Ravandooz. Koor Meer, der zwanzigtausend Kurden ins Feld stellen konnte und weit und breit Raub und Unterdrückung übte, wurde durch gemeinschaftliche Anstrengung türkischer und persischer Truppen überwunden, Ravandooz im Jahre 1836 eingenommen. Sein Sitz war das dortige Felsenschloß, von dessen Höhe er nach der Sage der Kurden einst sein Kind, als es ihn durch Schreyen im Schlafe störte, in den in einer Tiefe von 150 Fuß unten vorüberbrausenden Fluß, der ebenfalls Ravandooz heißt, geschleudert haben soll. Dasselbe Grab fanden nicht selten mißliebige Diener. Die Kurden selbst segnen die jetzige türkische Herrschaft. Auch die Reise von hier das Flußthal abwärts und in demjenigen des Zab weiter bis in die Nähe von Arbil (Arbela) liefert der Geographie neue Aufschlüsse. Weniger bedeutend ist, was von den ninivitischen Resten gesagt wird, da wir darüber vollständigere Belehrung haben.

V. Characteristics of the Peshito Syriac Version of the New Testament. By J. W. Gibbs. S. 127 — 134. Kurze Zusammenstellung einiger Eigenthümlichkeiten dieser Uebersetzung, mit Beispielen.

VI. Syllabus of the Siva - Gnâna - Potham, one of the sacred books of the Hindus. By Rev. H. R. Hoisington, Missionary of the American Board in Ceylon. S. 137 bis 154. Bericht über ein philosophisches Werk in Tamil, das im südlichen Indien in hoher Achtung steht. Dasselbe faßt Siva als das Absolute, ist übrigens ganz mit dem Materiale älterer indischer Philosophie componirt.

VII. Specimens of the Naga language of Asam. By Rev. Nathan Brown, Missionary of the American Baptist Union in Asam. S. 157 bis 165. Ein Beitrag zur Kenntniß der hinterindischen Sprachen; die Nagastämme bewohnen die Gebirge östlich von Asam.

VIII. Chinese Culture: or Remarks on the causes of the peculiarities of the Chinese. By Rev. S. R. Brown, late Principal of the Morrison School at Hong Kong. S. 169 bis 206. Diese nicht eben auf ein gelehrtes Publikum berechnete Abhandlung erstreckt sich auf Sprache, Schrift, Religion, öffentlichen Unterricht (nach Biot), Staats- und Familienleben der Chinesen. Sie ist sehr lesbar und an diejenigen Stellen belehrend, wo der Verfasser aus eigener Anschauung sprechen kann. Als Beleg dafür kann die Beschreibung des Eindruckes dienen, welchen die chinesische Sprache macht. „Der Fremde bemerkt, sagt Hr. Brown, eine eigenthümliche Undeutlichkeit der Artikulation, wie wenn die Consonanten ziemlich unwesentlich wären, und eine ungewöhnlich häufige Wiederholung desselben Lautes, scheinbar desselben Wortes — ein Eindruck, welcher nicht allein seiner Unkenntniß der Sprache zuzuschreiben ist. Er hört eine starke Erhebung der Stimme am Ende des Satzes und glaubt, damit sey eine Frage bezeichnet. Aber man sagt ihm, daß keineswegs gefragt werde; es ist ein Ton, der zu dem Worte selbst gehört, wie oft und in welcher Verbindung es auch aufträte. Wiederum glaubt er eine Versicherung zu hören, wird aber von seinem Dolmetscher berichtet, daß es sich vom Ausdrucke eines Zweifels handle. Die Modulationen der Stimme, welche er für den Ausdruck von Affecten des Sprechers nimmt, haben damit nicht das Geringste zu thun. Im Gegentheil muß er sich der instinktmä-

figen Anlagen seiner Natur ent schlagen, und wenn er einem Chinesen zuhört, dessen Stimmbiegungen von jedweder Gefühlsbewegung des Sprechers los trennen. Diese sind nur ein Mittel, die Zahl der Worte zu vermehren. Es folgt hieraus, sagt der Verfasser weiterhin, daß das Chinesische höchst unbedeutende Mittel hat, um durch die Stimme Strenge oder Bärtlichkeit, Freude oder Trauer ausdrücken — kurz daß in der Sprache kein Raum für das Pathos ist. Daher ist auch die Redekunst etwas in China unbekanntes.“

(Schluß folgt.)

Excursions in Southern Africa etc.

(Schluß.)

Seitdem sich den Ansiedlern dieser bessere Weg zum Verkehr mit den Eingebornen aufgethan hatte, war es ihnen auch möglich etwas Ausführlicheres über die Sitten und Gebräuche bey den Stämmen der Quaiquäs zu erfahren, sowie über die inneren Verhältnisse dieser Stämme zu einander. Einige jener Gebräuche, durch uralte Gewohnheit und Ueberlieferung geheiligt, schildert ein späterer deutscher Schriftsteller über das Capland und seine Bewohner: Kolbe, und wenn man sich auch nicht geneigt fühlen kann die Folgerungen zuzugeben, welche er daraus gezogen hat, muß man sie dennoch der Beachtung werth finden. Der Genuß des Schweinefleisches, sowie der Fische, welche keine Schuppen haben, war für die Hottentotten im Allgemeinen verboten; Hasen und Kaninchen durften nur die Weiber, nicht die Männer essen, das Blut und das Fleisch der wilden Thiere durften nur Männer, nicht Weiber genießen, während das frische warme Blut der Thiere ihrer Heerden, denen man, um dasselbe zu gewinnen, in grausamer Weise heym Schlachten zuerst den Leib ausschnitt, wahrscheinlich von beyden Geschlechtern getrunken wurde. Eben unter nahen Verwandten waren bey den Hottentotten, wie noch jetzt bey den Kaffern streng untersagt und verabscheut. Man hatte den Hottentotten eine abgöttische Verehrung des Mondes zugeschrie-

ben, weil sie in der Zeit des Vollmondes Tänze hielten und festlichen Vergnügungen sich überließen. Aus den hierüber eingezogenen Erkundigungen mußte man schließen, daß in diesen Gebräuchen keine religiöse Bedeutung lag, sondern daß sie nur die Aeußerungen eines natürlichen Frohsinnes waren, den der wohlbehagliche Einfluß einer mondhellernacht auf die Sinne hervorrief.

Uebrigens fanden sich bey den Hottentotten keine, oder nur wenige Spuren von jenem inneren Einverständnis, von jenem Mitgefühl der Menschenseele mit der äußeren Natur, die man bey so vielen andern Völkern wahrgenommen hat, welche der europäischen Cultur fern standen. Nirgends zeigte sich bey ihnen jene zärtliche Zuneigung und jenes Wohlwollen gegen die Hausthiere und selbst gegen die leicht zähmbaren Thiere der Wildniß, das unter den Eingebornen von Amerika so häufig gefunden wird. Nur den Stier hatten sie einer Zählung unterworfen, durch welche er zum Tragen der Lasten, und wie der Elephant in Indien sogar als Kampfgenosse in Schlachten benützt werden konnte und solche Kampfstiere, die sogenannten Bachelayers, dienen noch jetzt bey mehreren Stämmen der Südafrikaner zu kräftigen, für die fremden Reisenden furchtbaren Verteidigern und Wächtern der Kraals, welche, wenn mehrere von ihnen beysammen sind, selbst den Kampf mit dem Löwen aufnehmen. Die Kenntniß des Pflanzenreiches und die auf Erfahrung gegründete Benützung seiner Kräfte, war bey den Hottentotten überaus beschränkt. Sie bauten kein Gewächs an außer dem Docha (Hans), aus dessen jungen Blättern sie, mit Beyfügung einiger wildwachsenden Kräuter das oben erwähnte berauschte Mittel bereiteten. Die am Cap überaus häufigen Zwiebeln einiger Liliengewächse hatten sie aus der Erfahrung als zur Nahrung tauglich, den Saft anderer Gewächse, namentlich der Euphorbien als Gifte kennen gelernt, deren sie sich zum Vergiften wilder Thiere, sowie im Kriege als einer tödtlichen Waffe gegen ihre Feinde bedienten.

Neben dem Bemühen um die genauere Erkenntniß des eigentlichen Kaplandes und seiner Bewohner lag dem trefflichen Gouverneur und seinen Freunden die Erforschung auch des tieferen Innern an, zu

welchem sich von den Besitzungen der Colonie aus der Weg bahnen ließ. Linschotens Karte, damals noch ziemlich neu, war die einzige, welche über die Länder und Gewässer des südlichen Afrikas einige Auskunft zu geben schien. Aber wie ganz anders war dieser Erdtheil in der Wirklichkeit beschaffen als jene Karte ihn darstellte. Linschoten hatte seine Ansichten über das unbekanntes Innere nach Berichten, wahrscheinlich der Portugiesen, gebildet, die sich auch nur auf Hörensagen gründeten. Da gab es Flüsse und Seen, wo keine sind, Berge waren hingezeichnet, wo ebenes Land ist, große Städte, wo keine Nomadenhütten zu finden waren. Niebeck beachtete zwar, ehe er eines Besseren belehrt war, die Andeutungen dieses Gewährsmannes, er nahm jedoch überall nur das als sicher und gewiß an, was er selber, oder was zuverlässige Männer aus der Mitte der Seinen mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Füßen durchwandelt hatten. Diesen letzteren machte er es zur unerläßlichen Aufgabe, daß sie, sobald sie den nächsten Fluß gegen Osten oder Norden hin passirt hätten, die Richtung ihres Weges, wie auf dem Meere, nach dem Compaß bestimmen und sich notiren sollten, wie viele Stunden oder Theile einer Stunde sie diese Richtung einhielten. Sie sollten ein aufmerksames Auge auf die Gesteine, namentlich auf die erzhaltigen, auf die Gewächse sowie nutzbaren Wurzeln und auf die Erzeugnisse des Thierreiches haben, die ihnen unterwegs auffließen, und wenn sie an die Meeresküste kämen alle Buchten derselben, sowie die hineinmündenden Flüsse beachten, am Strande sich umsehen, ob es da Auster, Perlmuscheln, Schildkröten gäbe. Sollten zusehen, ob die Gegend, durch die sie kämen, mit Wagen befahren werden könne, ob und wo sich Wasser und Futter für die Ochsen fände, sollten sich nach den Namen der Volksstämme und ihrer Oberhäupter erkundigen, ihre Kleidung, Lebensweise, Religion, Bau der Wohnungen und festen Plätze ins Auge fassen, sollten zu erforschen suchen, welche Tauschartikel bey ihnen die gesuchtesten wären und ob sie dagegen zu geben hätten Honig, Wachs, Straußeneiern, Elfenbein, Gold, Silber, Perlen, Zibeth, Ambra, gute Felle u. s. w. Ob diese Stämme in Frieden oder Krieg mit ihren Nachbarn lebten, wie sie gegen die Fremden gesinnt seyen?

In Folge solcher guter Anweisungen, welche von den Leuten des wackeren Gouverneurs mit lobenswerther Pünktlichkeit befolgt wurden, konnte es nicht fehlen, daß, wie Napier sagt, schon in Niebecks Berichten und in jenen Aufzeichnungen, die er seinem Nachfolger zu seiner Belehrung hinterließ, eine Kenntniß der Südspitze von Afrika und der Volksstämme, welche sie bewohnten, kund gab, an welcher die Forschungen der späteren Zeit nur wenig zu berichtigen oder hinzuzufügen fanden. Eine seiner letzten Bekanntschaften während seiner Amtsführung war die mit den Namaguas und, wenigstens mittelbar die mit den Bechuanen gewesen, so wie die vorläufige mit dem Landsriche, der an den Drangefluß gränzt, welchen er übrigens nach Linschotens Karte den viginti magna Fluß nennt.

Nicht ohne warme Theilnahme und Gefühle der hohen Achtung gegen den Geist und das Gemüth des Mannes kann man die beyden nur unvollständig erhaltenen Berichte aus Niebecks Tagebuch und seinen Nachlaß an den Nachfolger im Amte lesen. Er wird mit Recht ein Vater der Capcolonie genannt, denn mit wahrhaft väterlicher Liebe und mit seltener Geduld und Ausdauer hat er das Beste seiner Leute, das Beste der Einwohner des Landes umfaßt und getragen. Er war ein Mann des Friedens, weil in ihm selber ein Frieden wohnte, der nicht durch Siege über äußere Feinde, nicht durch den Besitz erwünschter Glücksgüter erlangt wird; ein Herrscher, dem Alle gerne gehorchten, weil er, ehe er das Geschäft an Andern übte, zuerst sich selber zu beherrschen gelernt hatte.

Soweit der Abriss der Geschichte der ersten europäischen Ansiedlung am Cap, welcher, wie oben erwähnt, der ausschließende Gegenstand unserer diesmaligen Anzeige seyn sollte, während die Schilderung der brittischen Feldzüge gegen die Kaffern außer dem Kreise unsrer wissenschaftlichen Beurtheilung liegt.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. März.

Nro. 26.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Le Tcheou-Li ou Rites des Tcheou traduit pour la première fois du chinois par feu Edouard Biot. Paris 1850. 3 vol. 8.

Ein chinesisches Hof- und Staatshandbuch vorgeblich aus den Zeiten des Saul und David, übersetzt von einem jungen französischen Ingenieur in den letzten Jahren der Julius-Monarchie, und dem Drucke übergeben von einem hochbejahrten berühmten Naturforscher, dem Vater des Uebersetzers, in den ersten Zeiten der Februar-Republic, wäre schon allein des wunderlichen Gegensatzes wegen von Personen und Zeiten geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Wenn praktische Männer, wie die beyden Biot, in solchen drangvollen Zeiten ihre Aufmerksamkeit einem chinesischem Hof- und Staatshandbuch zuwenden konnten, so muß auch in den scheinbar gleichgültigen Formen ein anziehender und zum Theil für alle Zeiten brauchbarer Inhalt zu finden seyn. Und so ist es in der That. China ist der älteste, ist der conservativste Staat auf Erden. Die Regierungsformen der Jahrtausende von unserer Zeitrechnung werden heutigen Tags noch im Mittelreiche aufrecht erhalten. Diese Dauer der chinesischem Staatseinrichtungen, die es vermögen, eine Bevölkerung von 400 Millionen, — so hoch schätzen wir die Bewohner des Mittelreichs —, zusammenzuhalten, das ist nicht bloß eine höchst anziehende, sondern in gewisser Hinsicht eine unerklärbare Erscheinung. Unsere westliche Staatskunst hat wenigstens solch eine Aufgabe noch nicht gelöst und wird sie schwerlich

jemals lösen können. Die Chinesen sind auch keineswegs so stumpe Leute, daß sie sich bloß nach den gewichtigen Streichen des Bambus drehen und wenden; sie sind im Gegentheile, vorzüglich in den südlichen Kreisen, ein widerspenstiges, aufrührerisch gesinntes Volk, und dem Räuberwesen zu Wasser wie zu Land eifrig ergeben. Nicht die Tugend des Gehorsams, nicht die maaflose Geduld allein ist es, die alle diese Menschen und Völker zusammenhält, sondern den Institutionen wohnt ein Segen inne, welcher die größere Einwohnerzahl befriedigt und den Staatsformen befreundet. Die Revolutionen Chinas seit dem Beginne seiner Geschichte betrafen bloß die regierenden Häuser; die Staatsverfassung und Verwaltung ist von diesem Personenwechsel nur wenig berührt worden. „Sind wir doch,“ wie Biot der Vater sich ausdrückt, „sind wir Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts doch in mancher Beziehung weit hinter den Chinesen des Sittenspiegels der Tschou zurück! Hier ist von der Hofhaltung bis zum Ackerbauer, von dem Gewerksmann, dem Kohlenbrenner bis zum Schweinhirten herab die Rede, hier wird für Alle und für Alles gesorgt. Arbeit ist das Princip des Landes, des Staates. Die Bauern geben ihre Abgaben in Naturalien. Dagegen sorgt die Regierung für den Unterricht in der Landwirthschaft; sie lehrt wann die Zeit ist für pflügen, säen, bewässern und erndten für die verschiedenen Landeserzeugnisse. Für den Landbau jeglicher Art, namentlich für die Bewässerung war tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung in China schon mehr gesorgt als jetzt in unsern modernen Staaten. Es gab damals schon eigene Schulen für Landwirthschaft. Würde man bey uns in

Frankreich mit ähnlicher Sorgfalt und Beharrlichkeit verfahren, so würden sich unsere Landeserzeugnisse in einigen Jahren verzehnfachen.“

Ist aber der Sittenspiegel der Tschéu in der That das Erzeugniß eines so hohen Alterthums? Konnte solch ein Werk dem auf Regierungsbefehl angeordneten Bücherbrande im dritten Jahrhundert v. u. Z. entgehen? Der Sittenspiegel, welcher die ins Einzelne eingehende Darstellung des Lebens im Staate und der Religion, des Benehmens in allen bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen enthält, mußte natürlich den Widerwillen des Fürsten Tsünshi, welcher die chinesische Welt erneuern oder nach seinem Sinne umgestalten wollte, in hohem Grade erregen. Und in der That hatte man auf die Vernichtung aller der Sittensammlungen mit einem solchen Erfolg hingearbeitet, daß es bereits zu den Zeiten des Han unmöglich war, auch nur einige ächte Abschnitte dieser umfangreichen Werke zu erhalten. Kongtse selbst erklärt, er habe wohl einen Begriff von den Einrichtungen und Sitten der Hia und Schang, könne aber das Einzelne aus Mangel schriftlicher Zeugnisse nicht nachweisen ¹⁾. Tschéukong, der angebliche Verfasser des Tschéuli, hatte aus den Sittenspiegeln der früheren Herrscherhäuser nur dasjenige beybehalten, welches zu den neuen Verhältnissen paßte. Er behandelte in dreystausend Vorschriften, die in 300 Abschnitte zerfielen, alle Einrichtungen und Pflichten des staatlichen und bürgerlichen Lebens; das gegenseitige Verhalten der Fürsten und Unterthanen, der Eltern und Kinder, der Ehegatten, Blutsverwandten, Freunde und Bürger, überhaupt Alles, was, wie die Verfasser der ältesten Literaturgeschichte des chinesischen Reiches in dem Zeitbuche der Han sich ausdrücken, Vortheil gewährt und Nachtheil bringt auf Erden. Als in den folgenden Jahrhunderten die kaiserliche Macht immer mehr schwand, als die Hausmeier und Großen sich Rechte anmaßten, welche den alten Reichslehren geradezu entgegen waren, suchte man diese dadurch in Ver-

gesessenheit zu bringen, daß die betreffenden Sagen bey den neuen Redactionen des Gesetzbuches und des Sittenspiegels weggelassen wurden. Bereits zu den Zeiten des Kongtse war es unmöglich, ächte vollständige Ausgaben zu erhalten ²⁾. Man ersieht hieraus, daß das Werk, welches heutigen Tages unter dem Namen Sittenspiegel der Tschéu (Tschéuli) umläuft und von Hrn. Biot der europäischen Lesewelt in französischer Uebersetzung mitgetheilt wurde, ein späteres unterschobenes Werk ist. Dieß wird übrigens von den Chinesen selbst ausdrücklich bemerkt. Tschéukong spielt in der chinesischen Literatur die Rolle eines Orpheus und Hermes. Gleichwie diesen halbmythischen Personen, so wurde auch ihm in der Folgezeit von den verschiedensten Religionsparteyen, von den Anhängern des reinen Naturecultus, der Geistesjünger und Buddhasen eine Menge geschichtlicher und religiöser Werke zugeschrieben. Man suchte durch seinen ehrwürdigen Namen allen Einfällen und Neuerungen späterer Jahrhunderte Eingang zu verschaffen. Dieß half aber den Fälschern nichts. Die unbesangenen Forscher des Mittelreiches haben nämlich von ihrem Standpunkte aus ein sicheres Mittel, die Unächtheit aller dieser und anderer Erzeugnisse zu beweisen. Die fünf Grundwerke oder canonischen Schriften (King) sind von den Chinesen immerdar als die Norm der wahren Lehre und des Alterthums betrachtet worden. Was nicht hiemit übereinstimmt, ist unterschoben, ist verfälscht. Nun sind im Annalenbuche (Schuking) die Einrichtungen der Tschéu in ganz anderer Weise dargestellt, wie hier in den vorliegenden Sagen der Tschéu, weshalb das Tschéuli unmöglich als ein ächtes Erzeugniß betrachtet werden könne. Das Buch war aber bereits im Beginne der Han-Dynastie vorhanden, es gilt als ein ehrwürdiges Erzeugniß des Alterthums und wird von Auslegern der King vielfach benutzt. Uns kann es gleichviel seyn, ob dieser oder jener der Verfasser, ob es einige Jahrhunderte älter oder jünger ist; das Tschéuli, wie die übrigen Sittenspiegel der Blume der Mitte, geben uns das entsprechendste Bild des Chinesenthums zu allen Zeiten.

1) Mit diesem Satze aus den Unterhaltungen des Kongtse beginnt Matuanlin die allgemeine Vorrede zu seinem großen Werke.

2) Matuanlin Buch 180 am U.

Die Familie Tschéu, welche nach der mythischen Genealogie der Chinesen auf Hoangti zurückgeführt wird, — Héutsi, ihr Stammvater, sey unter Tiao Minister des Ackerbaues gewesen —, saß ursprünglich in der Grafschaft Pin, des heutigen Kreises Schensi. Der Großvater des Wenwang, Kufong, später Tsiwang, der große König geheiß, verließ (1327 v. u. Z.) den Ort seiner Väter, zog gen Osten und erbaute am Fuße des Berges Kischan einen neuen Ort, den er Tschéutsching, die Stadt des Ueberflusses, hieß, wonach dann alle seine Nachkommen und später das ganze chinesische Reich Tschéu genannt wurde³). Kufong war seinen Unterthanen ein väterlicher Fürst; sie folgten ihm mit Freuden nach der neuen Heimath, und im dritten Jahr hatte die Stadt bereits fünfmal mehr Einwohner als im ersten⁴). Die Nachkommen blieben der Weise des Ahnen getreu und erhoben sich dadurch zu großem Ansehen im ganzen Reiche der Mitte. Kufong hielt seinen dritten Sohn Kili oder Wangki für den würdigsten und erhob ihn zum Nachfolger in der Lehensherrschaft. Die zwei älteren, Taipe und Tschongjong, gingen hierauf noch weiter gen Südosten, nahmen die Trachten und Sitten der barbarischen Bewohner dieser Länder an und gründeten aus den südöstlichen Theilen des jetzigen Kreises Kiangnan und den nordwestlichen von Tschekiang die später so mächtige Lehensherrschaft Wu, welche sich Jahrhunderte lang vom Vater auf den Sohn forterbte und ihre Herrschaft über den größten Theil der südöstlichen Uferlandschaften des Mittelreiches ausdehnte⁵).

Wenwang, der Sohn und Nachfolger des Kili, welcher auch Fürst des Westens genannt wird

3) Tschéutsching lag bey Kischan; ein Ort dritten Ranges in der Nähe der Bezirkstadt Jongtsiang (30° 25' 12" n. Br., 8° 58' 55" w. L. von Peking) des Kreises Schensi.

4) So wörtlich nach dem Wujun Tschuntseu, im Jisse XVIII, 47. Mailla sagt: Tschéu hatte 300,000 Einwohner.

5) Sseki IV, 22.

(1180), ward dem grausamen und schwelgerischen Oberkönig Tschousin verdächtig und ins Gefängniß geworfen. Da beschäftigte sich der Fürst der Tschéu in seiner Gefangenschaft mit der Auslegung der aus ganzen und gebrochenen Linien bestehenden acht Bilder des Fohi; er brachte sie vermittelst verschiedener Zusammenlegungen auf vier und sechzig, deutete sie auf den Staat und fügte Worte der Auslegung hinzu, welche den traurigen Zustand des Reiches beklagen und lehren sollten, in welcher Weise ihm aufgeholfen werden könne. Diese Worte des Wenwang sind der Grund des ersten canonischen Werkes, Tjing, Buch der Wandlungen, genannt.

Im Frühling des Jahres 1122 zog Wuwang, der Sohn und Nachfolger des Wenwang⁶), mit einem großen Heere nach Osten gegen die königliche Herrschaft der In. Auf dem Wege dahin opferte er dem Himmel und der Erde, den berühmten Bergen und den großen Flüssen und verkündete ihnen allen die Verbrechen des Oberkönigs. Zu Mongtsin, unsern der Stadt Honan, in dem Kreise gleichen Namens, hielt Wuwang eine große Reichsversammlung, und als er auf dem Weideplatz außerhalb der Hauptstadt der Schang angekommen war, hielt er vor dem Beginne der Schlacht eine zweyte Heerschau.

(Fortsetzung folgt.)

6) Wenwang, der Vater des Wuwang, starb 1135. Beide Namen sind, wie so viele andere Königsnamen, bloß Titel; der eine bedeutet: Fürst der Wissenschaft, und der andere Fürst der Krieger oder des Krieges. Des Letztern Eigennamen war Ja, und so nennt er sich im ersten Abschnitte der vierten Abtheilung des Schuking: Tu siapke Ja, d. h. meine Wenigkeit Ja. Auch Tschingtang, der Gründer des Reiches der Schang, führte den Titel Wuwang.

Journal of the American Oriental Society.
Second. Volume.

(Schluß.)

IX. Et Tabary's conquest of Persia by the Arabs (continued from volume first) and Death and character of Omar. Translated from the Turkish by J. P. Brown, Dragoman of the United States Legation at Constantinople. S. 209 bis 234.

X. Notes of a Tour in mount Lebanon and to the eastern side of lake Hüleh. By H. A. de Forest, Missionary of the American Board in Syria. S. 237 bis 247. Beschreibt die Reise von Sidon über Belfort, Hasbeija, Pannas bis an die Brücke der Töchter Jakobs, von da westlich zurück über Kades, Hunin, Dschezzin.

XI. The forms of the Greek substantive Verb. By Prof. J. Hadley. S. 251 bis 256. Ein sprachvergleichender Versuch, der für den Stand der Kenntnisse in Europa nichts von Belang darbietet.

XII. Translation of two unpublished Arabic documents, relating to the doctrines of the Ismailis and other Batinian Sects, with an Introduction and Notes. By E. E. Salisbury. S. 259 bis 324. Beitrag zur Kenntniß einiger schiitischen Sekten. Das erste der beyden übersehten Schriftstücke, eine Controverschrift, glaubt der Uebersetzer der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zuweisen zu müssen. Das zweyte derselben, eine dogmatische Schrift, die keinen Titel führt, hält derselbe für eine Unterweisungsrede, wie sie zu bestimmten Zeiten in Hauptversammlungen der Ismailijas

von Missionären oder Werbern an diejenigen gehalten wurden, welche man in die Glaubenssäge einweihen wollte. Das Nähere über das Verhältniß der Ismailija, insbesondere zum Islam, findet man bey Haarbrücker Anmerkungen zum Schahrafsani II. S. 414 flgg.

Den Band schließen verschiedene kürzere Notizen, darunter auch ein von fünf amerikanischen Missionären der Gesellschaft vorgelegter Plan über die Herbeiführung einer gleichförmigen Schreibung für die südafrikanischen Dialekte. Auch an die deutsche morgenländische Gesellschaft ist schon vor mehreren Jahren ein ähnliches Ansinnen gebracht worden, welches übrigens viel weiter greifen würde. Die Missionäre haben überall, wo sie nicht Literatur, mindestens Alphabete vorfinden, doppelte Schwierigkeiten zu überwinden, und können unmöglich allen Fehlern ausweichen. Wie schwer es aber hält, trotz aller Akademien und Gesellschaften auch nur eine gleiche Schreibung herzustellen, zeigt das Beispiel der europäischen Gelehrten, die noch nicht einmal über die Transcription der hauptsächlichsten morgenländischen Sprachen sich geeinigt haben..

Aus dem vorliegenden Bande wird man mit Anerkennung wahrnehmen, daß die amerikanischen Missionen wissenschaftliche Wege ernstlich verfolgen; und dennoch kann man ihnen sicherlich nicht vorwerfen, daß ihr Eifer für ihre nächste Aufgabe Noth litte. Mögen die europäischen Glaubensboten immer allgemeiner ihrem Beispiele folgen!

Rudolph Roth.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern

3. März.

Nro. 27. der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

Le Tcheou-Li ou Rites de Tcheou traduit pour la première fois du chinois par feu Edouard Biot.

(Fortsetzung.)

Der König der Schang ließ nicht lange auf sich warten. Schon am folgenden Tage, und zwar vor Sonnenaufgang, sammelte er seine wie die Bäume des Waldes zahlreichen Schaaren auf dem Weideplatze vor der Stadt und zog den Tschéu muthig entgegen. Es lauerte aber Verrath in seinem Heere. Sobald das Treffen beginnen sollte, wendeten sich die eigenen vorderen Reihen der Schang gegen die Hintern, wo dann solche Ströme Blutes vergossen wurden, daß Holzstücke und Blöcke in ihnen schwimmen konnten. Das Schicksal der Dynastie war in wenigen Stunden entschieden; der König der Schang floh nach der Hauptstadt und zog sich in seinen Pallast zurück, zum Hirschthurm genannt. Hier ließ er die kostbarsten Gewänder und Edelsteine herbeibringen und schmückte sich damit; er zündete dann mit eigener Hand die Kleider an und hat, gleichwie Sardanapal, in den Flammen seinen Tod gefunden. Seine Buhlerin Tanli hatte den Muth nicht; sie ward gefangen genommen und auf Befehl des Siegers öffentlich hingerichtet. Wuwang suchte nun mit großer Einsicht sich alle Stände geneigt zu machen. Die Kostbarkeiten und großen Vorräthe in den Lustschlössern und Speichern der Schang wurden theils den Kriegern, theils dem andern Volke preisgegeben; die Lebesträger wurden in ihren Herrschaften bestätigt

und allen Bewohnern des Reiches verkündet, daß an den herkömmlichen Gewohnheiten nichts geändert und Jeder in seinen erworbenen Rechten und Besitzungen geschützt werde. Mit Freuden gehorchte deshalb alles Volk dem neuen Fürsten der Tschéu, es ward selbst befohlen, daß der Titel Li, Herrscher, abgeschafft, daß man ihn und seinen Nachfolger bloß Wang, Könige, nennen solle.⁷⁾ Auch gegen die Sprossen des gestürzten Hauses der Schang ward mit Menschlichkeit und Großmuth verfahren; sie behielten die eigenen Güter und wurden überdies in ihren Lehensherrschaften bestätigt.

Taitong, der zehnte der Nachfolger des Tschéu-sin, welchen die Herrschaft Song verliehen wurde, (799—765), sammelte die zu seiner Zeit in Bruchstücken vorhandenen alten Opfereingänge der Ahnen, wovon Kongtsé nur noch fünf auffinden konnte und sie seinem jetzt nur noch aus 305 Gedichten bestehenden Schiking oder Liederbuche, — das zweyte canonische Grundbuch der Chinesen —, hinzufügte.

Nach der eigenthümlichen Naturlehre des Mittelreiches sind die fünf Elemente: Das Holz und Feuer, die Erde, das Metall und Wasser die Begründer alles Daseyns. Die fünf Geister dieser Urkräfte stehen den fünf Theilen, den vier Enden

7) Schufing IV. 3. Wutsching. Sseki III. 67. Der Abschnitt Wutsching, d. h. des Krieges Ende, ist verschieden in den verschiedenen Ausgaben des Unalencbuches und enthält auch mancherlen Widersprüche. Eine Stelle sagt: Wuwang habe die fünf Klassen der Feudalaristokratie angeordnet, was sicherlich ungegründet ist.

und der Mitte des Himmels vor und erheben im Laufe der Jahrhunderte alle die Dynastien, welche das Reich, im östlichen Sinne des Wortes die Welt, beherrschen. Jedem dieser Elemente oder Elementargeister werden besondere Kräfte oder Tugenden zugeschrieben; so dem Holze, welches einem großen Theil der Bedürfnisse abhilft, die Wohlthätigkeit; dem Feuer, bey den Opfergebräuchen unumgänglich nothwendig, die heiligen Sitten; der festen Erde die Beständigkeit und der Glaube; dem Metall das zum Strafen dient, die Gerechtigkeit, und dem Wasser, welches die Natur abspiegelt, die Einsicht und der Verstand. Man wird nun wissen, was es bedeutet, wenn man in den Geschichtswerken des Mittelreiches liest: diese Dynastie regierte durch die Kraft oder die Tugend des Holzes, jene durch die des Feuers. Diese Genien stehen überdies je nach ihrem Plaze im Himmel auch den Jahreszeiten vor und werden demgemäß mit einer entsprechenden Farbe bezeichnet. Der Geist des Holzes regiert den Frühling und ist grün, der des Feuers den Sommer und ist roth; der der Erde regiert die mittlere Jahreszeit, gegen Ende des Sommers, wo bereits die Ernte beginnt, und ist gelb; der Geist des Metalls schaltet über den Herbst und ist weiß, und endlich der des Wassers über den Winter und ist schwärzlicher Farbe. Wie in der Herrschaft der Jahreszeiten, so lösen sie sich auch in der Herrschaft des Reiches ab; sie folgen nach bestimmten Zeiträumen regelmäßig aufeinander, weshalb alle erblichen Fürsten und Usurpatoren, sobald sie den Thron bestiegen, ihrem Elementargeist, Schangti oder der erhabene Richter genannt, Opfer darbringen und in den Ausschreiben sich gewöhnlich der Formel bedienen: Ich, welchem der Himmel in seinen Wandlungen das Reich gegeben hat. Die grübelnden Weisen oder Thoren des Mittelalters gingen selbst so weit, die Dauer dieser Zeitabschnitte bestimmen zu wollen.

Die alte Hauptstadt des Fürstenthums Tschéu ward jetzt zu klein befunden und war überdies von dem Mittelpunkte des Reiches zu weit entfernt; man verlegte sie weiter gen Osten, nach Hao, in der Nähe der heutigen Kreisstadt Singan in Schensi⁸⁾.

8) Kienlong's Geographie XXI a. U.

„Erziehung und Bildung waren von jeher die Grundsäulen des Tugendstaates und wurden es noch mehr unter der Herrschaft der Tschéu.“ Wuwang ließ in der neuen Hauptstadt auf Kosten des Staates Erziehungsanstalten errichten, worin alle Knaben, ohne Unterschied des Standes und Ansehens, die Söhne der Armen, wie die der Reichen, unentgeltlichen Unterricht erhielten; auch die Prinzen wurden, um sie mit der heranwachsenden Jugend zu befreundeten, in denselben öffentlichen Anstalten erzogen. Der junge Herrscher begnügte sich nicht damit, die vorhandenen Lehren zu bestätigen, sondern er errichtete überdies, um seine Freunde und Anhänger zu vermehren, eine Anzahl neue, was später, wie bey den Karolingern, das Verderben und den Untergang seines Hauses beschleunigte. Es waren dies im Ganzen nicht weniger als einundsiebzig Lehensherrschaften verschiedenen Ranges, wovon fünfundfünfzig nähern oder entferntern Verwandten der herrschenden Familie verliehen wurden. An die Spitze aller dieser Feudalfürsten, deren Anzahl sich auf tausend belaufen mochte, ward ein Vorkaiser, Pa genannt, gestellt, welcher im Reiche der Tschéu dieselbe Macht hatte und bald dieselbe Stellung einnimmt, wie die Hausmaier in dem der Merowinger. Der Pa berief anfänglich bloß auf besondern Befehl des Königs, bald aber nach eigenem Ermessen die andern großen und kleinen Lehensbesitzer zu einer Versammlung, wobey er den Vorsitz führte und deren Geschäfte leitete. In diesen Versammlungen wurde über das Gemeinwesen berathen und allgemeine Satzungen festgestellt, dann die Trefflichen der Lehensleute belohnt und die Nachlässigen bestraft. Zu manchen Zeiten gab es im Mittelreiche, gleichwie im Hause des Chlodwig zwey Pa, einen für den Osten, und den andern für den Westen des Landes. Unter den schwachen Königen der Folgezeit schwang sich nicht selten bald dieser bald jener Lehensfürst, ohne das Oberhaupt des Reiches darum zu begrüßen, zur Würde eines Pa empor und suchte sich, wenn der Oberkönig widersprach, durch Waffengewalt in dieser einflussreichen Stellung zu behaupten.

Nachdem alle diese Anordnungen getroffen waren, versammelte der Oberkönig die Beamten und Barone des Reiches, fragte, ob vielleicht irgendwo Vorschriften vorhanden seyen, nach denen er

sich in seiner Regierung richten könne? Der Lehrer⁹⁾ des Königs bejaht dieß, und las nach vorgängiger religiöser Vorbereitung dem König aus dem „rothen Buche“ oder dem Werke „über den Stein der Weisen“ treffliche Lehren vor, welche der König auf sein Hausgeräth und selbst auf Kleidungsstücke schreiben ließ. Die Annalen der Schucking, oder das Buch der Chroniken, — das dritte canonische oder Grundwerk —, sowie das Lieberbuch, dann alle Weisen und Gelehrten der folgenden Zeiten sind denn auch voll seines Lobes.

(Schluß folgt.)

ΠΑΓΓΟΥ-ΒΑΝΣΑ ἡ γενεαλογία τοῦ Πάγγου μεταφρασθεῖσα ἐκ τοῦ βραχμανικοῦ παρὰ Δημητρίου Γαλλάνου Ἀθηναίου. Νῦν πρῶτον ἔλληνισι ἐκδοθεῖσα καὶ μετὰ προλεγομένων καὶ παρατηρήσεων ἀνέκδοτα, δαπάνη μὲν καὶ μελέτη Γεωργίου Κ. Τυπάλδου, ἐφόρου τῆς δημοσίου καὶ πανεπιστημιακῆς βιβλιοθήκης, ἐπιστάσις δὲ καὶ διορθῶσι Γ. Αποστολίδου Κοσμήτου, βιβλιοφύλακος. Ἐν Ἀθήναις. Ἐκ τῆς τυπογραφίας Γ. Χαροφύλακος. 1850. πξ' und 275 S. 8. (8 Drachmen).

ΙΤΙΧΑΣ ΑΣΑΜΟΥΤΣΑΙΑ τουτέστιν ἀρχαιολογίας συλλογή ἢ περὶ διαλόγων τε καὶ μύθων φιλοσοφικῶν, νομικῶν τε καὶ ἐθιμῶν Ἰνδικῶν, συλλεχθέντων κατ' ἐκλογήν ἐκ τῆς Μαχαβαράτας, συγγραφείσης ὑπὸ τοῦ φιλοσόφου Βεάσα. Wie oben. Ἐν Ἀθήναις 1851. ρλς' und 288 S. 8 (8 Drachmen).

Diese beyden Werke bilden den vierten und fünften Band der aus dem Nachlaß des Griechen Galanos herausgegebenen Uebersetzungen in-

discher Werke. Der erste Theil *Πρόδρομος* 1845 enthält die Sprüche Bartriaris und ähnliches Ethische, die zweyte *Βαλαβάρατα* 1847 ein Compendium des großen Epos Mahabharata, der dritte *Πατά* die bekannte Bhagavat Gita. Man ist in Deutschland überrascht gewesen, solche Dinge aus Hellas kommen zu sehen, und erstaunte noch mehr, als man in dem Lebensabriffe des Galanos, welchen der *Πρόδρομος* mittheilt, zu lesen bekam, wie er als fünfundzwanzigjähriger Jüngling nach Indien sich einschiffte (1786), dort etwa 6 Jahre in Calcutta lebte und ein Vermögen sich erwarb, dann aber vom Durste nach brahmanaischer Weisheit getrieben dem gegenwärtigen Sige derselben Benares sich zuwandte, und daselbst in Tracht und Sitten ein Brahmane geachtet als *ἀνὴρ θεῖος καὶ σοφώτατος* unter Brahmanen lebte und lernte volle vierzig Jahre, bis er im Jahre 1833 sein Leben beschloß. Galanos ist ohne Zweifel der Grieche, welchen Bischof Heber auf seiner Reise durch Indien in den Jahren 1824 und 1825 kennen lernte. In Benares, sagt Heber (Ausgabe von 1844 Bd. I. S. 186), lebe ein Grieche, ein wohlunterrichteter und wohlgearteter Mann, um das Sanskrit zu studiren. Von demselben habe er nachmals in Allahabad viel gehört und sey über die Eigenthümlichkeit seines Charakters und seiner Lage erstaunt gewesen. Dieser Grieche habe schöne Kenntnisse im Altgriechischen, spreche gut Englisch, Französisch, Italienisch, seine Sitten seyen die eines gebildeten Mannes und er lebe in Wohlstand. Mit Engländern habe er wenig Umgang, dagegen stehe er sehr vertraut mit den bedeutendsten Hindu-Familien. Die Regierung habe ihn einmal für eine verdächtige Person gehalten, aber nach langer Ueberwachung seines Benehmens ihren Verdacht wieder aufgeben müssen. Ja der Mann habe sogar während eines Krieges, welchen Lord Hastings gegen die Pindari führte, freywillig der Regierung sehr wichtige Aufschlüsse gegeben. Dennoch kann der Bischof von seinem Erstaunen nicht ganz zurückkommen; denn er setzt hinzu: Es leben so wenige Europäer freywillig in Indien, daß es auffällt, wie ein Mann dieses Land zum Aufenthalte wählen mag, ohne triftigeren Beweggrund als aus Liebhaberei für die Sanskrit-

9) Schangsu, der Name mit welchem er genannt wird, ist bloß ein Titel und heißt: der welcher als Vater geachtet wird.

Literatur, besonders da er nicht mit einem bestimmten Werke aus diesem Gebiete umzugehen scheint.

Heber würde, wenn er noch lebte, sich überzeugen müssen, daß jene Literatur dennoch eine solche Anziehungskraft in sich trägt: die fünf Bände, welche vor uns liegen, ztügen was jener mysteriöse Grieche in Benares gelernt und gesucht hat.

Allerdings können wir nicht sagen, daß diese Uebersetzungen, die Früchte jenes wunderlichen in den Augen des Engländers freudenlosen Lebens, der europäischen Wissenschaft eine merkliche Förderung gebracht hätten. Sie steht schon zu fest auf eigenen Füßen, um geradezu von Allem was von indischen Gelehrten kommt, lernen zu müssen. Aber wir müssen die Arbeiten immerhin für gewissenhafte erklären. Und für sein Vaterland hat Galanos auf alle Fälle etwas geleistet, denn Uebersetzungen aus dem Sanskrit in das Griechische werden, wenn überhaupt, nur sehr spärlich vorhanden seyn.

Der erste der beyden oben näher bezeichneten Bände enthält eine Uebersetzung des in Europa schon seit langer Zeit näher bekannten Raghuvansa, des Gedichtes vom Stamme Raghu. Der Text desselben sammt Sanskrit-Commentar ist in Calcutta gedruckt worden und im Jahre 1832 erschienen; in demselben Jahre erschien in London die Ausgabe und lateinische Uebersetzung von Stenzler.

Dagegen gibt der zweyte jener Bände die Uebersetzung eines bisher unedirten Buches des Iihāsasamuccaja d. h. gesammelte Erzählungen oder Sagen. In der Einleitung zu diesem Bande gibt Herr Typaldos eine ausführliche Analyse der einzelnen Stücke — es sind deren dreyunddreyßig — und handelt von dem Verhältnisse der Sammlung zum Mahabharata. Er hat sich wegen des letzteren Punktes auch an Wilson und Lassen gewendet, und von jenem erfahren, daß die Stücke meist aus dem zwölften Buche des Mahabharata, dem Ganti Parva genommen seyen. Der Sammler selbst erklärt in seinem Vorworte auf das Bestimmteste, daß er den Inhalt seiner Sammlung da und dort aus dem großen Gedichte genommen habe, ohne ihren Wortlaut oder Sinn zu ändern (v. 21.). Und es ist

sicher, daß wir hier eine Art von Anthologie, ethischen und dogmatischen Inhaltes vor uns haben, welche aus dem nicht Jedermann zugänglichen voluminösen Werke gezogen, eine Anzahl besonders beachtenswerther und in abgeschlossener Form auszuhebender Stücke vor einen größeren Leserkreis bringen sollte. Zur Charakteristik dieser Sammlung folgen die Ueberschriften der einzelnen Stücke: *περὶ παραμυθίας, πεπρωμένων, ἐγκρατείας, δόσεως, σωτηρίας πάσης ψυχῆς κινδυνευούσης, ἀγιότητος τοῦ Γάγγου, πολυθαρίας, φιλοξενίας, ἔργων ἐξ ὧν πορεύσθαι τὸν ἄνθρωπον εἰς τὸν ἄδην ἢ εἰς τὸν οὐρανόν, καταφυγῆς, ἀπαλλαγῆς τῶν τοῦ κόσμου δειῶν, ἀνταρκείας, πλεονεξίας, ἰλαρότητος ἢ ταλεινοφροσύνης, ἀρετῆς, ἀποστροφῆς τῶν τοῦ Κόσμου, μιμήσεως ἀγαθῶν ἔργων, φρονήσεως, ματαλιότητος τῶν τοῦ κόσμου, συμβουλῆς, γεωδοσίας, βιοδοσίας, τροφοδοσίας, σησαμοδοσίας, δόσεως οἰκείου κτήματος, οἰκίσεως μετ' ἀγαθῶν ἀνδρῶν, νοερῶν ἀγισμάτων. βραχμανοκτονίας, ἀποχῆς κρεωφαγίας, τιμῆς πρὸς βραχμῶνας, ἀληθείας, διαφνλάξεως βραχμῶνος, θεοσεβείας.* Einzig das Capitel über die Wahrheit ist nach dem Schlußverse der Sammlung und der Anmerkung dazu nicht dem Mahabharata, sondern dem Vrindāvāna-Māhātma (*βρινδαβαναραχάτμα*) entnommen, einem dem Referenten sonst nicht weiter bekannten Werke, es müßte denn darunter die von Colebrooke erwähnte Vrindāvāna campū seyn (*Essays II, 136, Note*).

Es ist sehr zu bezweifeln, daß die Texteskritik des großen Epos aus dem von Galanos übersetzten Werke Vortheil ziehen könne, da nicht nur diese Sammlung selbst eine sehr moderne zu seyn scheint, sondern auch schwer sich unterscheiden lassen wird, welche Abweichungen vom Texte des Epos, wie wir ihn haben, auf Rechnung des Sammlers kommen, und welche andere vielleicht in seinem Originale sich vorfinden.

Rudolf Roth.

Le Tcheou-Li ou Rites des Tcheou traduit pour la première fois du chinois par feu Edouard Biot.

(Schluß.)

Unter der zahlreichen Verwandtschaft des Königs ragte sein jüngerer Bruder Tan sowohl durch ungemeyne Kenntnisse wie durch Einsicht und Trefflichkeit weit hervor; es ist dieß der bereits erwähnte Prinz, gewöhnlich bloß unter der Ehrenbenennung Tschéukong, Graf Tschéu, bekannt. Man preist seine Kunde in allen religiösen und heiligen Dingen, in den Opfergebräuchen, im Looswerfen und Horoskopstellen, seine Einsicht in die Verwaltung der Staatsgeschäfte, seine Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Ihm wird auch, wie man weiß, die Abfassung des in der Uebersetzung vorliegenden Sittenspiegels der neuen Dynastie zugeschrieben. Es ward dem Grafen bald Gelegenheit gegeben, seine Einsicht in Betreff der Götterverehrung zu erproben; die Anordnungen, welche auf sein Geheiß getroffen wurden, sind uns in einem Abschnitte des Buches der Chroniken erhalten worden¹⁰⁾, wodurch wir ein getreues Bild von der Urweisheit des Reiches der Mitte erhalten.

Buwang hinterließ das Mittelland seinem Sohne Tschingwang, welcher damals kaum dreizehn Jahre alt war; zum Vormünder des jungen Königs und zum Reichsverweser ward Graf Tschéu erhoben. Da begann aber bald das Intriguenwesen an dem jungen Hofe. Die Brüder des Grafen waren eifersüchtig auf seine Macht; sie verläumdeten ihn, und Tschéukong mußte sich aus der Hauptstadt entfernen. Vergebens suchte die Parthey des gefallenen Herrscherhauses der Schang diesen Zwiespalt zu ihrem Vortheile auszubeuten; die Unschuld des Reichsverwesers kam bald an den Tag; Tschéu kehrte an den Hof zurück und war in kurzer Zeit im Stande,

durch Hülfe der Haustruppen und der Lehensmannschaft allen Widerstand der Legitimisten niederzuschlagen. Wufang, der älteste Sohn des letzten Königs der Schang, ward enthauptet und seine Anhänger, worunter auch die Brüder des Tschéukong, mehr oder weniger mit Strafen belegt¹¹⁾. Auf diese Weise wurde nach wenigen Jahren der Friede wieder hergestellt im Reiche; man bekam Muße, die Aufmerksamkeit auf innere Einrichtungen zu wenden und Vorkehrungen zu treffen, damit in Zukunft keine Ausstände mehr möglich wären.

Die Sitten und religiösen Gebräuche, die Gesetze und die Staatseinrichtungen der beyden ersten Dynastien des Mittelreiches sind aus den Bruchstücken ihrer Geschichte nur höchst unvollkommen bekannt. Einen klaren Blick gestatten hingegen die zahlreichen Monumente aus den Jahrhunderten der Tschéu, wenn wir nun auch den Sittenspiegel dieses Herrscherhauses als eine ächte Quelle beseitigen oder uns bloß mit den vom Tschéuli verschiedenen Angaben im Annalenbuche begnügen. Tso und Schun, heißt es in diesem Grundbuche, haben die alten Gebräuche erforscht und dann hundert Beamte eingesetzt; während der Regierung der Hia und Schang bedurfte es aber der doppelten Zahl, um den Bedürfnissen des Landes abzuhelfen und es zu verwalten. Zu den Zeiten der Tschéu wurden drey Grafen an die Spitze dieser Beamten gesetzt; ihnen lag es ob, den andern Bediensteten den rechten Weg zu zeigen, Ruhe und Ordnung im Staate und demnach eine vollkommene Harmonie zwischen den beyden bildenden Mächten der Natur, der männlichen und weiblichen Kraft, aufrecht zu erhalten. Diesen drey Grafen wurden drey Beyseker beygegeben, welche den besonderen Auftrag hatten, das Volk zu unterrichten, Alles zu erklären, was sich auf die drey Ustoffe, auf den Himmel, die Erde und den Menschen bezieht, und dem Könige bey allen Vorfällen in der Verwaltung des Reiches Hülfe zu leisten. Der Staatskanzler¹²⁾ steht an

10) IV. 5, Kinteng oder der goldene Kasten genannt.

11) Schukung a. a. O. Sefi IV. 6.

12) Tschongtsai.

der Spitze der Verwaltung des Reiches, ihm sind alle Beamten untergeordnet, und er sehe zu, daß der Friede innerhalb der vier Meere aufrecht erhalten werde. Der Staatskanzler steht an der Spitze der sechs Ministerien, welche die verschiedenen Verwaltungszweige überwachen, und ist zu gleicher Zeit selbst Präsident des Hauses und des Innern, unter den Tschéu deshalb Ministerium des Himmels genannt, weil von ihm alle Verwaltungsbeamten angestellt wurden und abhingen¹³). Die Finanzen des Staates, die Bestimmung der Ausgaben und die richtige Vertheilung der Einnahmen und Ausgaben und die Beforgung der statistischen Aufnahmen gehörten zum Geschäftskreise des Ministeriums der Erde¹⁴). Alles was die Religion und den Kultus, die Sitten, den Unterricht und die äußerlichen Anordnungen des Staates betraf, war dem Ministerium des Frühlings¹⁵) zugetheilt. Das Kriegswesen stand unter dem Ministerium des Sommers¹⁶), die Handhabung der Gerechtigkeit hingegen, die Bestrafung der Vergehen und Verbrechen lag dem Ministerium des Herbstes¹⁷) ob, und die öffentlichen Bauten wurden von dem Ministerium des Winters besorgt¹⁸). Die Vorsteher dieser verschiedenen Verwaltungszweige hatten besondere Ehrenbenennungen, welche sämmtlich in einem Abschnitte des Buches der Chroniken aufgezählt werden und sich auf ihre besonderen Geschäfte beziehen¹⁹). Die Regierung des Reiches sollte, wie aus dem Ganzen hervorgeht, ein ge-

13) Heutigen Tags Lipu: Ministerium der Beamten.

14) Heutigen Tags Hupu: Ministerium der Finanzen.

15) Heutigen Tags Tipu: Ministerium der Sitten.

16) Heutigen Tags Vupu: Ministerium des Krieges.

17) Heutigen Tags Hingpu: Ministerium der Strafen.

18) Heutigen Tags Kongpu: Ministerium der Bauten.

19) Schuking IV 12. Tschéukuan oder die Beamten der Dynastie Tschéu, mit den ausführlichen Erläuterungen von Kongingta. Dann Jffe XXII und XXIII, wo alle Stellen des Sittenspiegels der Tschéu, der Grundwerke (King) und der Annalisten in Betreff des Beamtenwesens gesammelt sind.

treues Abbild des Aus seyn; sie sollte im Kleinen die Geseze der Natur im Großen, das Entstehen und Zunehmen, das Abnehmen und Vergehen im Laufe eines jährlichen Kreises symbolisch ausdrücken. Aus diesem Grunde wurden auch einem jeden Ministerium sechzig Beamte untergeordnet, die zusammen mit ihren Präsidenten das Sonnenjahr von dreihundert sechsundssechzig Tagen darstellten²⁰). Wir sehen, um den Inhalt mit wenigen Worten zusammenzufassen, in den Sätzen der Tschéu die unumschränkte Gewalt eines Fürsten, welcher bloß den Geboten der menschlichen Moral gehorcht; Ehrfurcht gegen Eltern und Vorgesetzte, Verehrung des Himmels und der unsichtbaren Geister, unablässige Arbeit und Beachtung der Himmelskörper in Betreff ihres Einflusses auf die Erde, — dieß Alles wird in den verschiedenen Sittenspiegeln des Mittelreiches als allgemeine Pflicht verkündet. Wir finden hier bereits eine streng umgränzte bürgerliche und Militär-Verwaltung, ein geordnetes Abgabensystem und einen geregelten Staatshaushalt; wir sehen eine bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit und ein bis in die geringsten Einzelheiten ausgebildetes auf zünstige Einrichtungen beruhendes Gewerbeswesen.

Nachdem alle diese Einrichtungen getroffen waren, wurden die Beamten auf einen Tag zusammengerufen, um die schönen Lehren zu vernehmen, nach welchen sie sich zu richten hätten.

Ungeachtet aller dieser weisen Vorkehrungen und Reden herrschte doch immer noch eine dumpfe Gährung im Lande; namentlich war dieß in der Hauptstadt des früheren Herrscherhauses und auf dem benachbarten Lande der Fall, wo man am meisten durch die Umwälzung verloren haben mochte. Graf

20) Dieß ist das alte chinesische Jahr, welches bereits zu den Zeiten des Tao bekannt war. Schuking a. U. Gaubil, Chuking 365. Der Missionär, welcher zugleich ein großer Astronom war, schreibt den Chinesen dieser Urzeiten eine genaue Kenntniß des Sonnenjahres zu; die dreihundertsechundssechzig Tage u. s. w. hätten sich bloß auf das Schaltjahr bezogen.

Tschéu suchte dem Uebelstande, nach östlicher Weise, durch Uebersiedlung der Unzufriedenen in eine andere Gegend abzuhelfen. Zu diesem Endzwecke ward an dem Flusse Lo eine neue Stadt gegründet, nach dem Flusse Lo später auch Lojang, d. h. rechts des Lo genannt, in der Nähe der heutigen Stadt Honan in dem Kreise gleichen Namens²¹⁾; es lag dieser Ort ungefähr im Mittelpunkte des Staates, weshalb er auch Mittelreich genannt wurde²²⁾. Es wurden jetzt vermittelst der großen Schildkröte die Zeichen erforscht und die Stadt auf dem Plage erbaut, wo die Augurien glücklich ausfielen. Graf Tschéu, als Obervogt²³⁾ des Reiches, kam selbst herbey, brachte dem Genius der neuen Stadt²⁴⁾ einen Ochsen, ein Schaf und ein Schwein zum Opfer dar und nahm die Polhöhe der neuen Niederlassung vermittelst eines Gnomons; die Resultate dieser Beobachtungen zu Lojang und an einem andern Orte in Honan finden sich heutigen Tags noch in den älteren astronomischen Werken des Mittelreichs aufbewahrt, und auf sie wird auch eine Stelle im Sittenspiegel der Tschéu bezogen²⁵⁾. Jetzt ward ein Ausschreiben an das Volk der Dynastie

21) Sie liegt 34° 43' 15" n. Br. 4° 0' 50" w. L. von Peking. Honan heißt: südlich des (gelben) Flusses. Lo war zuerst eine offene Stadt; Tschingwang machte eine Festung daraus; Pingwang verlegte hierhin die Hauptstadt des Reiches und gab dadurch Veranlassung zur Abtheilung der Dynastie Tschéu. in die westliche und östliche Linie. Geographie des Kienlong XIX. a. U.

22) Doch ward China sicherlich nicht deshalb Mittelreich genannt wie Mailla und des Hautesnapes (Histoire générale de la Chine I 326) vermuthen.

23) Taipan.

24) Die Uebersetzung Gaubil's, Chouking 208, ist hier ganz unverständlich.

25) Gaubil zum Chouking 214, und in Souciet, Observations mathématiques etc. III. 37. Mailla I. 318. Man findet den Gnomon und das Observatorium des Tschéukong in modernen chinesischen Werken abgebildet; sie sind aber sicherlich unterschoben.

In erlassen, damit sie Frohnarbeiten bey dem Aufbau der Stadt leisten und sich hier niederlassen möchten. Als Beyde, Beamte und Unterthanen des ehemaligen Herrscherhauses, laute Klagen erhoben und sich diesem despotischen Befehle widersetzen, erging ein neues Ausschreiben, worin der Himmel zum Vorwande der Unterdrückung mißbraucht wurde.

Ueber den Ursprung und die Bedeutung der religiösen Ceremonien und Opfer gibt der Sittenspiegel folgende lehrende Nachrichten. Die alten Herrscher haben die religiösen Gebräuche angeordnet, damit die Menschen nach der Weise des Himmels leben und die Leidenschaften beherrschen könnten. Wer sie befolgt wird leben, wer sie mißachtet wird zu Grunde gehen. Alle mannigfaltigen religiösen Gebräuche hienieden wurzeln im Himmel. Die Leichenbegängnisse, das Opfer Tsi, die Kunst mit dem Spieße zu werfen und den Wagen zu lenken, das Aufsetzen der männlichen Kappe, die Heirathsgewohnheiten, der Könige Macht und die Normen der Gesandtschaften, — Alles dieß haben jene sowohl durch Einsicht als Tugend berühmte Männer deshalb angeordnet, damit das ganze Reich, die einzelnen Königthümer und Familien eine Norm hätten, nach welcher sie sich richten und bey welcher sie trefflich emporblühen könnten. Die religiösen Gebräuche haben überdieß den Zweck, damit der Staat sich immer seines Prinzips erinnere, daß ihm die Verehrung der Geister, die Eintracht unter den Menschen, ein Ebenmaß in allen Dingen und guten Sitten immer vorschwebt. Wer diese Normen in der Regierung des Staates ohne Unterlaß anwendet, wenn es auch dann noch einige Widerspenstige und schlechte Menschen gibt, wenige werden es sicherlich seyn²⁶⁾.

Neumann.

26) Sittenspiegel Bd. 4. c. 9 Ly jun. 8. c. 24 Tsi i.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern

8. März.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Khlesl's, des Cardinals, Directors des geheimen Cabinetes des Kaisers Matthias, Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall.

getroffen, dieselbe auch in Ungarn durchzusetzen, wor- nach dann auf einem Kurfürstentage in Regensburg durch den Kaiser selbst die Wahl zum römischen Könige vermittelt werden sollte.

(Fortsetzung.)

Erzherzog Maximilian betrieb, wie bekannt, seit mehreren Jahren mit unermüdlichem Eifer die Sicherstellung der Nachfolge des Erzherzogs Ferdinand in Ungarn, in Böhmen und im deutschen Reiche. Es war Niemand ein Geheimniß, daß bey einem plötzlichen Ableben des Kaisers ohne vorgän- gige Richtigstellung dieser Nachfolge das Haus Oesterreich in der deutschen Linie in der augenscheinlichsten Gefahr stand, alle seine Länder zu verlieren *). Die Sache hatte indessen große Schwierigkeiten, zu deren Beseitigung Khlesl nicht mit dem Ernst Hand anlegte, welchen der Erzherzog in seinem Eifer voraussetzen zu dürfen glaubte. Wir wollen hier nicht untersuchen, wer weiter sah; Khlesl, welcher umsichtig alle Hindernisse beseitigen wollte, oder der Erzherzog, welcher aus allen Kräften vorwärts drängte. Längnen läßt sich nicht, daß Khlesl's Gründe, wie er sie in umständlichen Gutachten darlegte, nicht ohne erhebliches Gewicht waren.

Nachdem die Krönung zum Könige von Böhmen erfolgt war (im J. 1617), wurden Anstalten

Es gelang zwar auch, dem K. Ferdinand die Krone des heil. Stephan zu verschaffen; doch konnten die Geschäfte nicht so schnell abgethan werden, als die Ungeduld des Erzherzogs voraussetzte. Er maß den geheimen Umtrieben Khlesl's die Schuld der Verzögerung bey, was seinen tödtlichen Haß gegen denselben nur noch mehr steigerte. Auch der Reise des Kaisers nach Regensburg stellten sich Hindernisse in den Weg. Das vorzüglichste war Geldmangel. Auch diese Hindernisse schob der Erzherzog dem Minister seines Bruders in das Gewissen. Ja selbst, als endlich die böhmische Rebellion losbrach, nahm er keinen Anstand, auch dieses Ereigniß für eine Machination Khlesl's zu halten.

Hammer stimmt im Ganzen diesen Verdächtigungen bey und meint, K. Ferdinand habe um so lieber seine Hand zur Entfernung des Cardinals geboten, weil er, von Herrschsucht beseelt, den Augenblick, um dem alten schwachen Kaiser den Scepter zu entwenden, nur mit Ungeduld habe erwarten können. Khlesl, welcher die Plane Maximilians und Ferdinands durchschaute, habe ihnen im Geheimen aus allen Kräften entgegengearbeitet, um das Ansehen seines Herrn und vorzüglich seine Macht zu behaupten.

Ein stichhaltiger Beweis für diese Ansicht liegt durchaus nicht vor, vielmehr scheint

*) S. das merkwürdige Schreiben des Kaisers an Erzherzog Maximilian Nro. 421. Von den Absichten und Anschlägen der Union hatte man ebenfalls hinlängliche Kenntniß.

uns Khlesl aus der Untersuchung auch in diesem Falle völlig gerechtfertigt hervorzugehen. Er fiel als ein Opfer der Verhältnisse und der trostlosen Zustände, in welchen sich die österreichischen Länder befanden.

Wir wollen es in Kürze versuchen, unsere Ansicht, wie sie sich bey Durchlesung der Documente gebildet hat, darzulegen. Khlesl war nichts weniger als diplomatisch geschmeidig, sondern rasch, entschieden und gerade. Das machte vielfach böses Blut und beleidigte. Namentlich scheint es bey manchen hochadelichen Hofleuten und Reichsfürsten Unwillen erregt zu haben, daß sie „den Bäckerssohn“ als ersten und vertrauesten Minister des Kaisers über sich erblickten. Es hatte sich eine große Hofpartey *) gebildet, welche sich der Unzufriedenheit des Erzherzogs Maximilian bemächtigte, durch Geklatsche und Ohrenbläsereyen den Haß ansachte, um den ihnen verhassten Günstling zu stürzen. Wie bitter der Haß des Erzherzogs schon im Jahre 1616 war, ergibt sich aus einem Schreiben des Priors von Mauerbach **, welcher versichert, daß derselbe „geklagt wider den Vitriolum (Khlesl), was er salvo honore für ein verlogener Mann seye und nehme ihn Wunder, daß der Teufel ihn nicht vorlängst genommen und habe ihm seine Geheimnisse bey den Ketzern alle entdeckt; er seye pestis domus Austriacae und habe bey 7000 Kronen von den Venedigern genommen. Und wenn er ihm nicht halte, was er ihm zugesagt, so wolle er ihn extreme verfolgen und frage nichts nach seinem Rock; es müsse tandem seyn.“ —

Unter einen Brief Khlesl's schrieb er 1618: „aber den Galgen gar wol“ hat er verdient.

*) Holler Specimen etc. 124. Doluerat aemulis jam dudum felix Melchioris sors et ingens apud Caesarem auctoritas. Quare illi in omnem occasionem imminere deturbandi e tam sublimi loco Cardinalis. Obtrudunt Archiducibus, quae ad accendendos illorum adversus Kleselium animos facere viderent.

**) Wolf, Geschichte Maximilian I. IV. 140.

Daß derley Hezer und Angeber auch den K. Ferdinand umlagerten, erhellt aus Lamormain *). Der spanische Botschafter Graf Dgnate war ebenfalls ein persönlicher Gegner Khlesl's **). Die Fürsten der Liga und zumal die bayerischen Fürsten waren ihm aus leicht begreiflichen Gründen nicht gewogen.

In Nro. 849 dieses Bandes behauptet Khlesl, daß die Kammer es vernachlässigt habe, für das zur Reise des Kaisers nach Regensburg nöthige Geld zu sorgen, und macht ihr darüber um so ernstlichere Vorwürfe, als das Heil des Hauses an dieser Reise gelegen sey. Die Kammer soll entgegen haben, wie Maximilian Nro. 855 an K. Ferdinand berichtet, daß ihr Khlesl den Auftrag gegeben habe, „es nur recht schwer zu machen“ — was eine handgreifliche Unwahrheit ist. Das wäre ja ganz gemeine Dummheit, welche man Khlesl'n doch nicht zutrauen wird. Eine andere Zuträgerey entdeckt sich auch Nro. 854 S. 63 Z. 15, wo wieder Maximilian an K. Ferdinand berichtet: „Sunsten hab ich auch gestrigen Tags von dem kais. Hofkammerpräsidenten von Polheimb verstanden, daß der Cardinal Khlesel zwar seinen anzaigen nach dem Khaiser geschrieben, aber solcher gestalt, wann der Pabst vndt Rhönig von Hispanien werden helfen, so wolle er auch Etwas thuen.“ Das heißt also, die Sache auf die lange Bank hinauschieben. In Khlesl's Brief selbst aber Nro. 849 steht ganz anders und unbedingt: Ich bin zwar schlechtes vermögens, aber was Ich vermag, offerier Ich E. M. zu diesem Werck . . .

Bey diesen Umständen war Maximilian der entschiedensten Ueberzeugung, daß der so brennend nöthigen Sicherheit der Nachfolge Ferdinands nur Khlesl's böser Wille im Wege stehe. Er hielt ihn jeder Schlechtigkeit fähig ***)) und war überzeugt, daß das Heil des österreichischen Hauses und die Erhaltung der katholischen Religion †) auf seiner

*) Virtutes Ferdinandi c. IX.

**) Bericht des venetianischen Gesandten Nro. 886.

***)) S. Nro. 855.

†) S. Nro. 901.

Entfernung beruhe. Es ist darum nicht ganz unwahrscheinlich, wenn Comormain am angeführten Orte schreibt: „non ante voluisse (Ferdinandum sec.) assentiri, ut Gleselius Viennâ abduceretur, quam vidit, aliam nullam superesse viam, quâ ab imminente nece posset eripi. Dasselbe bestätigt auch der venetianische Gesandte am kaiserlichen Hofe Nro. 889: „et quei del Rè dicono haverla Maestà sua consentita di mala voglia et per evitar maggior mal, che gli (sic) soprastava et per non contra venir a Massimiliano et haverlo fatto col parer dei Theologi.

Wir zweifeln nicht, daß dem genauen und gründlichen Geschichtschreiber K. Ferdinand II. gelingen werde, uns hierüber, wie über so vieles Andere, was hier einschlägt, gründliche Nachrichten mitzutheilen.

Diese Darstellung weicht allerdings ganz von der Anschauung des Herrn Verfassers ab. Nach ihm war es Khlesl's Absicht, um jeden Preis — auch wenn Alles verloren gehen sollte — seinen Platz an der Seite des Kaisers zu behaupten; die Absicht der Erzherzoge aber bestand darin, den Kaiser, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch wenige Tage zu leben hatte, zu beseitigen und sollte es kosten, was es wolle. — Wir gestehen, an solche Schleichrigkeit, für deren Vermuthung durchaus kein Beweis vorliegt, nimmermehr glauben zu können. Die Beschuldigung gegen die Erzherzoge wird auf einen Brief des Erzherzogs Albrecht dd. Brüssel am 27. April 1618 (Nro. 854 S. 63) gegründet, worin er seinem Bruder schreibt, daß er dessen Considerationen über die Einstellung der Uebergabe des Erzherzogthums Oesterreich erheblich gefunden, mit ihm ganz einerley Meinung sey, und ohne sein Wissen und Gutachten nichts thun wolle. S. 39. Was sollte die Brüder Maximilian und Albrecht bewogen

haben, den Kaiser zu entthronen? Ein wahnsinnigeres Unternehmen unter den damals obwaltenden Umständen, wo selbst bey dem innigsten Zusammenstehen Alles auf dem Spiele stand, ließe sich kaum denken. Es war wohl ebenfalls die Rede wegen Huldigung in Oesterreich in eventum, wie das ja in Böhmen und Ungarn statt gefunden hatte, aus Veranlassung und im Einvernehmen mit dem Kaiser.

Was Hammer von Khlesl rühmend öfter erwähnt, daß er nämlich den böhmischen Aufruhr „kühl“ genommen, ist eben so unrichtig, als daß K. Ferdinand mit dem zu Preßburg durch die geheimen Rätthe unter Khlesl's Einfluß gefaßten Beschlusse unzufrieden gewesen. Der Beschluß erging vielmehr dahin, es sey kein Augenblick zu verlieren, sondern mit allem Eifer zu rüsten, wie K. Ferdinand dem Kaiser unter dem 7. Juni und noch öfter meldet. (S. 48. 62.)

Wie entschieden Khlesl in der böhmischen Angelegenheit schnelles, energisches und entschlossenes Vorgehen wünschte und wollte, wie er weit entfernt von jenem leichtfertigen Spiele, das ihn Hammer spielen läßt, den ganzen Ernst und die ungeheure Bedeutung des Augenblicks erkannte, spricht er sehr schön und bündig Nro. 873 aus. Allein Khlesl war zu besonnen, um sich ohne weiteres in einen Krieg zu stürzen, zu dem alle Mittel fehlten. Spanien, an welches man sich um Geld und Volk gewendet hatte, wollte zu keinem Entschlusse kommen. Khlesl hat in dem merkwürdigen Schreiben an Maximilian von Bayern die Gründe, welche ihm friedliche Mittel anriethen, angegeben, deren Gewicht eine ruhige Erwägung wird anerkennen müssen. Hammer will die Falschheit Khlesl's darin erkennen, daß er dem Könige und dem Erzherzoge die Unterdrückung des Aufstandes mit aller Macht und allen Mitteln empfohlen habe, und „auf

der andern Seite durch die in's Reich geschickten Gesandten die Aufrechthaltung des Majestätsbriefes im Namen des Kaisers verhiess und zugleich unter der Hand durch Rhuen, den Schwager Thurns, den Ausbruch des böhmischen Krieges abwenden zu können hoffte.“ Dagegen müssen wir bemerken, daß die Denkschrift, welche Hr. v. Hammer dem Cardinal zuschreibt, nach Rhevenhiller's Behauptung *) von K. Ferdinand selbst herrührt. Wenn es ferner zum Kriegführen an Geld und Mannschaft, wenn es an allen Mitteln gebrach, wie kaum in Abrede gestellt werden kann, so blieb vor der Hand kein anderer Weg als der Versuch einer gütlichen Beylegung übrig. Als Mittler wurden die Reichsfürsten, insbesondere Sachsen und Bayern, in Anspruch genommen. Ohne das Anerbieten der Anerkennung des Majestätsbriefes würde Sachsen **) sich nimmermehr zur Vermittlung, noch auch würden die Böhmen sich zu einer Friedenshandlung herbeigelassen haben. Schwerlich war König Ferdinand, wie sein Benehmen nach dem Sturze Khlesl's bezeugt, mit dieser Maßregel unzufrieden, obgleich er allerdings keinen Erfolg erwarten mochte. Daß indessen auch die Rüstungen nicht vernachlässigt wurden, beweist die Meldung Khlesl's an Rhevenhiller Nro. 880 vom 19. Juli 1618, wornach 12—14 Tausend Mann marschfertig waren.

Der Verfasser des Gutachtens Nro. 874, welches Hammer dem Freunde Khlesl's, Freyherrn Rhuen, über den er allerhand Ungegründetes vorbringt, zuschreiben möchte ***) , und worin er des Cardinals Gedanken niedergelegt sehen will, ist bey Rhevenhiller IX. 294 größtentheils, und in Meusels Beyträgen zur Erweiterung der Geschichtskunde

I. 86 vollständig abgedruckt. Sein Verfasser ist der berühmte Erzwähler Georg Erasmus v. Tschernembl, wie Rhevenhiller ausdrücklich angibt. Wären die in diesem Gutachten enthaltenen Grundsätze auch nur ein mittelbares Eigenthum Khlesl's, dann wäre er als treulofer Verräther des österreichischen Hauses mit Recht dem Galgen verfallen.

Ueber die Gefangennehmung und die gewaltsame Abführung des Cardinals, erfahren wir aus den beygebrachten Quellen manches Neue. Wichtig ist, was uns dieselben über „die ungeheuren Reichthümer“ Khlesl's berichten. Auch Hammer nimmt hier sich desselben an und es ist ein wesentliches Verdienst dieses Buches, eine mehr als zweyhundertjährige Geschichtslüge beseitigt zu haben. Man fand im Ganzen, in baarem Gelde, in Schuldverschreibungen und Kleinodien eine nur ziemlich mäßige Summe. S. 90. Der venetianische Gesandte berichtet: *hor ciascuno conosce la falsità di quello, s'era creduto et sparso in tal particolare, come anco resta con ciò purgato il concetto, in che era appresso tutti di gran avarizia et venalità*. „questa è una piccolissima somma“. . . nämlich 200,000 Scudi. Ein Vermögen von 200,000 Scudi, wenn es sich auch auf diesen Betrag belaufen hätte, bey einem Manne, welcher durch sechs Jahre der erste und einflussreichste Minister des Kaisers von Deutschland gewesen, welcher früher durch eine lange Reihe von Jahren bedeutende Aemter bekleidet, dabey aber immer sparsam und häushälterisch gelebt hatte, ist wirklich nichts außerordentliches.

(Schluß folgt.)

*) Annal. IX. 78.

**) S. Antwort des Kurfürsten von Sachsen S. 62.

***) S. 50.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern

10. März.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Rhlesl's, des Cardinals, Directors des geheimen Cabines des Kaisers Matthias, Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall.

(Schluß)

Dabei kommt noch zu erwägen, daß ihm die Stände der Länder in dankbarer Anerkennung seiner erfolgreichen Bemühungen bedeutende Summen öffentlich zum Geschenke machten, wie die Böhmen für die Abschließung des Friedens mit den Türken 20,000 Schock Prager Pfennige (S. 55 u. 56); daß ihm K. Ferdinand wegen der ungarischen Krönung 20,000 fl. schenkte *). Wozu er sein Vermögen zu verwenden suchte und weshalb er genaue Wirtschaft führte, spricht er in einem Schreiben an K. Ferdinand aus (Nro. 902): zur Erbauung des Bischofshofes in Wien: zur Vermehrung der Dotation des Bisthums, zur Gründung eines Seminars und eines Armenhauses, und zur Stiftung des Klosters Himmelpforten. Wie sehr ihm damit Ernst war, hat er in seinem Testamente bewiesen und durch die sofortige Ueberlassung der ihm von K. Ferdinand geschenkten Summe an das Convent der Jesuiten zum Unterhalt für 6 Zöglinge der Bisthümer Wien und Neustadt. Rhlesl war ein sparsamer Mann, allein der Vorwurf der „Geldgier,“ der „Habucht,“ welcher in diesem Buche ihm so

oft und so bitter gemacht wird, ist, soweit die vorliegenden Quellen ausweisen, ein durchaus ungerechter. Der Vorwurf der Bestechlichkeit und der Käuflichkeit, welchen ihm Erzherzog Maximilian gemacht hat, so wie alle Uebrigen, welche nach seiner gewaltsamen Entfernung erhoben wurden, entbehren jeder Begründung, wie auch Hammer bekennt *). Merkwürdig in dieser Beziehung ist der Umstand, daß Kaiser Matthias dem Bischofe von Wien die Incorporation des Stiftes Kloster Neuburg in das sehr gering ausgestattete Bisthum anbot und der apostolische Nuntius ihn zu diesem Schritte ermunterte, er aber es standhaft ausschlug. (Nro. 993.)

S. 112 wird der dreißigjährige Krieg als Feuerwerk dargestellt; Wallenstein und Gustav Adolf als Leuchtkugeln, Mansfeld und Tilly als Brandraketen.

Wir wollen uns nur noch darauf beschränken, einige Proben der Ungenauigkeit und Leichtfertigkeit, deren auch dieser Band voll ist, aus der Menge herauszuheben. Standhaft wird auch hier wieder K. Ferdinand, sowie seine Brüder Neffen des

*) Höller Specimen Hist. Cancellar. Vniuersitatis Vienn. 123.

*) Soranzo, welcher venetianischer Gesandter in Wien war, als Rhlesl die Bestechungssummen von Venedig soll bezogen haben, sagt in einem Berichte an den Doggen: che . . . havesse havetto della . . . Republica de richi presenti et che io potevo esser testimonio della sua innocenza. nro. 972.

Kaisers und der Erzherzoge Maximilian und Albrecht genannt.

S. 135 wird dem Cardinal der empörende Grundsatz in den Busen geschoben, daß es erlaubt sey Böses zu thun, um dadurch Gutes zu bewirken, während er doch sagt: nebens befünden, quod Deus solus ex malis causis honos effectus producere possit (nro. 823). Man sieht hieraus, wie leichtfertig es der Herr Verfasser nimmt, wenn es auch Dinge gilt, die einem ehrlichen Mann und insbesondere einem Bischöfe und Cardinal einen unausstilgbaren Schandfleck anhängen würden.

S. 187: Der Kaiser „habe aus dem Munde seines geheimen Rathes . . . des Fürsten v. Eggenberg vernommen, was in Bollerns Conferenz mit dem Cardinal Borzia und Albuquerque wegen völliger Erledigung des Cardinals Khlesl für dem spanischen Botschafter dem Herzoge von vernünftige Bedenken vorgefallen.“ Dagegen heißt es Nr. 969. Der Kaiser hat durch Eggenberg vernommen, was in der mit dem Cardinal Borzias und dem spanischen Botschafter, dem Herzoge v. Albuquerque, wegen völliger Erledigung des Cardinals Khlesl für vernünftige Bedenken vorgekommen sind.

Die Stelle Soranzos Nr. 972, worin er den Cardinal sagen läßt . . . modo di parlar più liberamente della . . . Republica et predicherà ad ognuno la sua longa patienza et tolleranza in particolare nel negotio d'Uschochi überträgt, Hammer S. 195: könne er nun um so freyer von der Republik sprechen und seine lange in den Sachen der Uskokn bewährte Geduld predigen.

S. 206 heißt es: Wir beleuchten Khlesl'n also aus seinen eigenen Schreiben als Ordinaris Leiter des . . . Klosters, geistlicher Direktor und väterlicher Freund der von ihm eingekleideten und mit ihrem Haarzopf beschenkten Tochter seines Todfeindes.“ Es ist die Rede von einer Nonne im Kloster Himmelpforten Elisabeth Agnes v. Breuner, an die Khlesl mehrere Briefe während seines Aufenthaltes in Rom geschrieben, die eine wahre Bierde

dieser Documentensammlung sind und uns den vielgeprüften Mann in einem schönen Lichte darstellen. *)

Auf derselben Seite schreibt Hammer ganz unverständlich: „um Eingang von Fremden ins Kloster soviel möglich zu erschweren, habe er (Khlesl) dem Official 100 fl. angeordnet, hoffe aber, daß es soviel nicht kosten werde.“ Im Original heißt es: Um das Hineingehen in das Kloster mehr abzuschneiden, habe er zur Herstellung eines Sprachzimmers 100 fl. angewiesen u.“

Ein Zeugniß von der Vertrautheit mit der katholischen Lehre legt er S. 207 ab: „nach dem Hochamte für (sic) die hl. Dreyfaltigkeit das Te Deum laudamus gesungen . . .“ Es ist die Rede von der Botivmesse „de S. S. Trinitate“ und Khlesl sagt: und nach dem Hochamte, so vor (von) der hl. Dreyfaltigkeit gesungen wird, könnet ihr das Te Deum etc. Daß für die hl. Dreyfaltigkeit kein Hochamt gesungen werden kann, weiß jeder katholische Schulknabe.

S. 215: „Khlesl ereifert sich darin (in einem Schreiben an den Kurfürsten Maximilian von Bayern) ungemein wider die Calvinische Union, deren Mittelpunkt die Anhalt. Kanzlei.“ Der Geschichtschreiber Khlesls scheint zu glauben, daß hier wirklich von einer Kanzlei mit Ober- und Unterschreibern die Rede sey und bisher von dem Buche dieses Titels nichts zu wissen. Das Studium desselben dürfte ihm dringend zu empfehlen seyn.

S. 25 wird gesagt, daß R. Ferdinand am 16. May zum Könige von Ungarn gewählt worden sey, „die Krönung aber erfolgte erst nach einigen

*) Wie die Spinne aus jeder Blume Gift zu saugen versteht, so weiß auch H. die schönsten und edelsten Züge zu entstellen, wie sein Commentar zu dem wirklich schönen Briefe (Nr. 1021) an die Nonne beweist. Es ist nichts als eine gemeine Malscherey.

Wochen wegen Kheless Umtrieben.“ Hierüber wurde er bey dem Papste verklagt und erhielt von daher ein scharfes Breve. Allein dieses Breve ist datirt vom 10. Februar und besagt kein Wort von der ungarischen Krönung. Aber schon S. 43 heißt es wieder: „zwey Tage nach diesem Schreiben fiel die von Kheless dem Kaiser angekündigte Königswahl auf Ferdinand und zwey Tage darnach hatte die Krönung statt.“

Das Schreiben der Stände o. d. Ens, welches Nr. 862 abgedruckt ist, kann unmöglich vom 1. Juni ausgefertigt seyn, weil darin vom Einbruche der Böhmen in Oesterreich, welcher am 27. November statt fand, die Rede ist: es ist auch nicht an die Stände unter der Ens, sondern an die von Mähren gerichtet, wie aus der Titulatur unzweifelhaft erhellt.

Eine Stelle in der oben angeführten Denkschrift Eschernembl's an den Kaiser wollen wir zum Belege anführen, mit welcher Genauigkeit und Treue Herr v. Hammer seine Urkunden wieder gebe. S. 51. schreibt er: „Selbst Karl V. habe dem Vicekönig Neapels Don Pedro die Toledo, wie gerne er denselben auch gehalten hätte, den seines Geizes wegen verhafteten Ferdinand, dem Gonzaga den Consalvi an die Seite gesetzt.“

Eschernembl sagt: Kaiser Karl . . wollte den Don Pietro de Toledo Vicere auf der Neapolitaner vielfältige Beschwerden . . nicht . . nach Hispanien abfordern . . , als aber ihre Majestät vermerkt, daß sich die Stände wegen ihrer Beschwerde an Frankreich wollten hängen, haben sie lieber den Vicere nach Hispanien abfordern lassen . . . Dergleich hat Kaiser Karl mit Ferdinando Gonzaga . . ; als die Mailänder und Italiener über seinen großen Geiz gellagt, haben ihre Majestät, ungeachtet Ferdinando in dem höchsten Dienst schon veraltet wäre, doch den Consalvum (Gonsalvo) zc.

Wenn Herr v. Hammer S. 115 erzählt, daß dem gefangenen Cardinal nach Tyrol auch seine Köchin sey nachgeschickt worden, so kann er sich der

Bemerkung nicht enthalten: „zweifelsohne zu keinem andern Zwecke als zu kochen.“

Dieser Beysatz erscheint uns eines Mannes von dem Rufe und dem Alter Hammers völlig unwürdig, von Kheless gar nichts zu sagen, da er ja selbst das Zeugniß abzulegen gezwungen ist *), daß in Rücksicht der sittlichen Unbescholtenheit in diesem Punkte Kheless über jeden Verdacht erhaben sey. Solche Frivolität in einem ernstlichen Geschichtswerke verdient ernste Rüge.

In diese Classe gehört auch der Nachsatz zu der Stelle S. 116, wo gesagt wird, daß Kheless den Jesuiten zu beichten pflegte, worauf wörtlich fortgefahren wird: „Ein Beweis des Vertrauens gegen den Orden, dem er wohl auch durch die Beicht nicht mehr vertraut haben mag, als was ihm zweckmäßig schien und das der Orden nicht überschätzt haben wird.“ Wir enthalten uns jeder Anmerkung hierüber.

Wie ungerecht ist ferner, was bey Gelegenheit des Verzeichnisses der Kleidungsstücke bemerkt wird, welche ihm nach Tyrol zugesandt wurden: „Das Verzeichniß seiner Kleidungsstücke, ein lehrreicher Beytrag zur Vestiarie der Kirchenfürsten jener Zeit, beleuchtet den Luxus, auf welchen Kheless aus Eitelkeit und Hochmuth hielt.“ Und dann ist die Rede von einer rothsammetenen Haube mit Zobel gefüttert, langen Prälatröcken von weichelblauem, geblühten Atlas u. dgl. m.

Auf den Vorwurf, daß die Jesuiten den Grundsatz aufgestellt haben, daß den Ketzern nicht Wort zu halten sey, erlauben wir uns Herrn von Hammer auf das aufmerksam zu machen, was Karl Adolph Menzel **) hierüber äußert und das mit den Worten beginnt: Die noch jetzt zuweilen gedankenlos ausgesprochene Anklage u. s. w.

Sehr übel nimmt es Hammer dem Cardinal, daß er in seinem Testamente in den Domkirchen zu

*) S. 258. und 254.

**) Neuere Geschichte VI. 396.

Wien und Neustadt mit je 50,000 fl. einen Jahrestag gestiftet habe. Das wird ihm in den verschiedensten Wendungen wiederholt zum Vorwurfe gemacht. Indessen liegt es auf der Hand, daß er die Absicht hatte die elend dotirten Capitel besser auszustatten. So bestand die Dotation des Capitels zu St. Stephan in 1200 fl. jährlich, wie aus Nr. (1038 cf. 1025) erhellt. Viel besser mag es auch mit Neustadt nicht bestellt gewesen seyn. Das scheint uns denn doch eines Bischofes in einer Zeit, wo anderweitige Hilfe nicht zu erwarten war, so ganz unwürdig nicht zu seyn. Die Spitäler, deren jedem er 100 fl. legirte, und nicht, wie Hammer versteht, allen insgesammt, waren schon fundirt. Wenn er seine Verwandten nicht sehr bedachte, so dürfte das einem Bischofe kaum zum Vorwurfe gemacht werden können.

Zum Schluß hält Herr v. Hammer dem Cardinal eine glänzende Lobrede und schließt mit dem Satze: „Er glänzt in der Geschichte Oesterreichs unter dessen Staatsmännern, wenn nicht der erste derselben, doch gewiß unter denen seiner Zeit der größte Geist und größte Charakter.“

Wir stimmen diesmal vollkommen bey, finden aber dieses Urtheil in der bisherigen Darstellung durchaus nicht motivirt. Vielmehr erscheint er nach derselben als schlauer, intriganter aber grundsatz- und charakterloser Mann, welcher kein höheres Ziel kannte, als die Befriedigung seines Ehrgeizes, seiner Herrschsucht und Habsucht und dem zur Erreichung desselben jedes Mittel auch das ehrloseste und verwerflichste, wie Lüge, Heuchelei und Gleißnerei völlig gleichgiltig war und der selbst den Bestand des österreichischen Hauses der offenbarsten Gefahr auszusetzen keinen Anstand nahm, bloß um einige Tage länger das Vergnügen des Herrschens genießen zu können. Noch immer gehören die Gleichzeitigen: Graf Schwarzenberg, Sily und Khlesl zu den am besten Verleumdeten und es wird ungeachtet alles besseren Wissens noch lange dabey bleiben.

Wir waren in der unerfreulichen Lage dem Herren von Hammer manches Unangenehme sagen

zu müssen. Derselbe hat uns in seiner Schlußrede S. 268 eine Empfangsbestätigung zukommen lassen, deren weitere Verbreitung namentlich in diesem Blatte ihm ohne Zweifel erwünscht seyn wird. Mit Vergnügen sehen wir dieselbe wörtlich hieher ohne irgend eine Anmerkung:

„Von kritisch-gründlichen Anzeigen dieses Werkes sind bisher nur zwey erschienen, die eine in den Heidelberger Jahrbüchern, die andere in den Münchener Gelehrten Anzeigen, beyde nur über die beyden ersten Theile des Werkes, jene von einem gründlichen Kenner der österreichischen Geschichte, diese von einem ungenannten Parteygänger der Pfaffheit (dieses ursprünglich gut gemeinte deutsche Wort ist auch in dem von Herzog Wilhelm im J. 1399 der Geistlichkeit in Kärnthen gegebenen Privilegium noch im alten Sinne als ehrsame Pfaffheit gebraucht), von einem stockblinden Schnapphahn der Pfaffheit überhaupt und der römischen Curie insbesondere; dieser ist mit seinem nach den beyden ersten Theilen über Khlesls politischen Charakter zu vortheilig abgegebenen Urtheile auf die beyden letzten und besonders auf die Urkunden derselben zu verweisen. Wenn die Lebensbeschreibung Khlesls, wie jener übertriebene Eiferer es glauben machen möchte, ganz werthlos wäre, so würde man dennoch der Veröffentlichung von eilfhundert Urkunden, von denen über tausend hier zum erstenmal gedruckt sind, ihr geschichtliches Verdienst nicht absprechen können.“

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. März.

Nro. 31.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 20. December 1851 wurden vorgetragen:

Kritische Bemerkungen, die neueste Bearbeitung der Geschichte des Herzogthums Steyermark betreffend, von Hrn. Legationsrath Ritter v. Koch: Sternfeld, M. d. N.

Ueber die beyden ersten Bände der Geschichte des Herzogthums Steyermark von Dr. Albert von Nuchar, Gräs 1844 und 1845, hatten wir, zugleich mit Rücksicht auf das gleichzeitige Handbuch einer Geschichte von Kärnthen vom Frhn. v. Ankershofen, im Jahre 1846 in diesen Blättern, Nr. 226 — 233, und zwar von uns namentlich unterzeichnet, ausführlichen Bericht erstattet. Eben im J. 1845 hatten wir auf einer mehrmaligen wissenschaftlichen Reise durch Oesterreich und Innerösterreich, den Sömering hinüber, auch die Steyermark noch einmal besucht, und uns im Lande und Volke wohl umgesehen. Wir kannten den Hrn. Prof. v. Nuchar seit lange, unter andern aus seinem altceltischen und römischen Noricum als einen mit der klassischen, d. h. mit der griechischen und römischen Literatur vertrauten Forscher, während wir nun von mehreren Seiten veranlaßt wurden, uns über dessen neues Geschichtswerk auszusprechen. Denn auch seit langen Jahren pflegten wir die Geschichte und Literatur dieser Nachbarländer, welchen wir von

Jugend auf nahe gestanden, wahrzunehmen. Ehe man aber an eine solche Arbeit geht, besinnt man sich wohl zweymal, indem es hiebey mit einer oberflächlichen Kritik oder Phrasologie eben so wenig gethan wäre, als mit Nachtsprüchen. Nach einer Seite hin schien man von dem neuen Werke viel zu erwarten; der gelehrte Verfasser sollte eine ganz neue Bahn eingeschlagen haben, um seine Vorgänger weit hinter sich zu lassen; das hatte er im Vorwort selbst zu verstehen gegeben. War doch die Geschichte der Steyermark aus ältester Zeit, und im Mittelalter insbesondere, mit der Geschichte von Bayern enge verslochten, gleich den beyderseitigen Bevölkerungen; denn von der obern, von der bayerischen Donau, und gerade durch Steyermark und Kärnthen an das Weltmeer, hatte von jeher und bis zu einer kurzen Unterbrechung in der Neuzeit, ein beyderseits gesegneter und blutsverwandter Verkehr statt gefunden, — wofür die nächste Zukunft wieder Ersatz zu bringen verspricht.

Als wir nun all dessen eingedenk die 2 Bände des neuen Geschichtswerkes aufmerksam durchlesen hatten, und hiebey den Standpunkt der heutigen Geschichtsforschung überhaupt, und den von Bayern aus in die stammverwandte Nachbarschaft erwogen, so fühlten wir uns veranlaßt und sogar berufen, unser Urtheil über das neue Geschichtswerk, aber gehörig motivirt und substanzirt, und mit aller Achtung vor dem gelehrten Verfasser, wie geschehen, in den gel. Anzeigen niederzulegen. Der Leitungssatz, daß in der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung Bayerns und Oesterreichs sowohl die Benützung der Quellen, als die Errungenschaft aus denselben als

ein gemeinschaftliches, als ein solidarisches Verhältniß festgehalten werden müsse, waltet durch die ganze Erörterung, gegen welche irgend eine Einsprache bisher uns nicht bekannt geworden ist, vor.

Als uns aber nun in den letzten Tagen des abgelaufenen Monats October der 33. Band der akadem. gel. Anzeigen zukam, fanden wir darin in zwey Blättern vom 28. Juli und 1. Aug. v. J. das neue Geschichtswerk der Steyermark von Dr. Muchar, und zwar seither bis zum fünften Bande fortgerückt, abermals kritisch besprochen. An sich, und den Umständen nach, läßt sich gegen eine mehrmalige Beurtheilung ein- und desselben Werkes, auch in ein- und denselben Blättern, nichts einwenden. Die Wissenschaft, wie die historischen Thatsachen sind für männlich gewahrt. Inzwischen mußten wir uns schon nach einem flüchtigen Ueberblick dieser zweyten Anzeige überzeugen, daß es sich hier nicht darum handle. Drey Bedenklichkeiten drangen sich uns hiebey auf. Denn 1) ward von der sonst so wachbaren Redaction, wie wohl üblich, auf die frühere Anzeige vom J. 1846 nicht hingewiesen; 2) war diese formell in der zweyten Anzeige ganz und gar ignoriert worden; 3) hatte sich der Verf. der letztern, obgleich sie gegen das Ende sehr geharnischt auftritt, auch nicht genannt.

Sedenfalls liegt nun in diesem Vorgange unverkennbar an die loyalen und intelligenten Leser die Aufforderung, beyde Anzeigen recht bedachtsam mit einander zu vergleichen. Was nun den ersten Umstand anbelangt, so sind wir über „das bedauerliche Versehen“ vollkommen beruhigt, denn es fand der Abdruck der zweyten Anzeige während der Abwesenheit des Hrn. Hauptredacteurs statt. Den andern Umstand anbelangend, so würden wir dem sich nicht nennenden Verfasser Unrecht thun, zu sagen, er hätte unsere Exposition vom J. 1846 über die zwey ersten Bände nicht gelesen; vielmehr hat er sich, wiewohl nur so hinstreifend, an unsern Ansichten so ziemlich theilhaftig, während er sich, wie gesagt, über den letzten Grund oder über den Hintergedanken erst am Ende kategorisch, rund, „irgend einen Nachweis für überflüssig erklärend,“ ausspricht. In Fällen der Art die Persönlichkeit eines Autors zu kennen, wäre aber sehr wünschenswerth, um zu ermessen, in wie fern seine Auctorität die gehörige

Sach-, Fach- und Localkunde verbürgt, seinen Willen, der Wahrheit Zeugniß zu geben, vorausgesetzt. Sind es doch eben die akad. gelehrten Anzeigen, welche die löbliche Sitte der Mitarbeiter, sich zu nennen, in den meisten, und insbesondere in den wichtigern Artikeln, bewähren. So hat sich z. B. in den unmittelbar vorangehenden Nrn. 14 und 15 „die Festgabe des Hrn. v. Bethmann-Hollweg an Savigny in Berlin über die Germanen vor der Völkerwanderung“ betreffend — es wurde da dieser Versuch, die thatsächlich vorhandenen Gegensätze zu vereinigen, als verunglückt, und in mancher Hinsicht als gänzlich unrichtig bezeichnet, — der Verfasser unbedenklich genannt: „Wittmann.“ Es ist wohl, wenn wir nicht irren, der sach- und fachkundige Hr. Reichsarchivadjunkt und Akademiker dieses Namens, der zugleich über denselben Gegenstand „eine bereits vollendete Abhandlung“ ankündigt, was nur willkommen seyn kann.

Uebrigens wäre es auch nicht immer verlässlich, aus der mündlichen und schriftlichen Ausdrucksweise eines Referenten, deren man sich wohl öfter zu erinnern wähnt, auf seine Person zu schließen; und so wollen wir es gleichwohl hier mit einem Ungenannten zu thun haben, indem auch wir zu 3) das vom Verf. der zweyten Anzeige beliebte Incognito nicht stören.

Unter den obwaltenden Verhältnissen würde es nun aber wohl im Interesse der Wissenschaft und der Pragmatik der Geschichtschreibung liegen, auf die erste Anzeige von Muchars Geschichtswerk wieder umständlicher zurückzukommen, um wenigstens in der Quintessenz dasselbe und das Urtheil darüber wiederzugeben. Aber auch dazu würde in diesen Blättern nicht Raum seyn. Darum wollen wir uns darauf beschränken, beyspielsweise nur an ein paar negative Größen dieses Geschichtswerkes zu erinnern, die nimmer gerechtfertigt werden können.

Eine Bemerkung dürfen wir vorausschicken. Indem Dr. Muchar im Eingang seiner Geschichte seine Vorgänger mancherley Irthümer beschuldigt, hätte er uns jene, es sind auch verdiente und gelehrte Männer, namentlich bezeichnen und diese spez-

*) Sie ist als eine in der Festsetzung im Nov. 1851 gehaltene Rede erschienen. U. d. Red.

ciell nachweisen, er hätte überhaupt die Literatur, die von ihm benützten Quellen und Hülfsmittel anführen sollen.

Ferner, die Form des Werkes anbelangend, so liegt schon hierin das völlige Mißgeschick, daß der gelehrte Autor des Stoffes, insbesondere „in der erstrebten Fülle“ nicht Meister werden, und allenthalben nicht festen Boden und klare Begriffe gewinnen konnte.

Indem er, ohne einen historischen Faden festzuhalten, in dem einen Band das Materiale in dreißig Rubriken vertheilte, und dasselbe in dem andern in fünfzehn Abschnitten, jeden wieder in 8 — 10 und mehr Unterabtheilungen gespalten, zer splitterte, und so den angehäuften Stoff gleichsam atomistisch an- und aufsaßte, konnte das nur zu unzähligen Wiederholungen, Abschweifungen, Einschaltungen und Verwirrungen, selbst den Begriffen nach, führen; und dazu der weitere Mißgriff, einen Zeitraum von 800 Jahren, von 493 — 1300 nach Chr., an den Epochen und Phasen des frühern Mittelalters so ganz unter sich verschieden, „um das innere Leben im Steyerlande darzustellen“ — gleichsam in einen Topf zu werfen. Allzuoft führt uns der gelehrte Verf. zu seinem Tacitus, de moribus Germanorum, und zu Cäsar's bellum gallicum zurück, und zur nordischen Mythologie und zu den Druiden; während sich aus Noricum selbst, dann aus der Lombardey, aus Sarmatien, von Aquileia, Venedig und Tergestene (Triest) her, ganz andere Dinge und Anschauungen über Bergbau, Handel und Wandel, und so über „das innere Leben“ der Steyermark geboten hätten. Ein anderes ist, die Vorgeschichte, die antike Zeit eines Volkes zu schildern; ein anderes, dessen Mittelalter getreu und lebendig aufzufassen.

Indem es nun nicht länger zu verkennen ist, daß sich den Gränzen Carentaniens, sohin der Steyermark, zuvörderst das sarmatische oder slavische Volkselement viel früher als das germanische genähert, und dann rasch im Lande selbst sich nicht nur ausgebreitet, sondern auch dießseits der Alpen festen Fuß gefaßt hat: so kann zwar Prof. Muchar, fast ein halbes Jahrhundert in der Mitte der Steyermark weilend und lehrend, einige hunderttausend „Slovenen,“ den Rest dieses Volkes, nicht hinaus-

werfen, aber Aug und Ohr vor denselben, vor ihrer Sprache und Industrie, vor ihrem Cultus, ihren Wohnstätten, Urkunden und Geschichtschreibern verschließend, behandelt er sie rücksichtsloser als ein habgieriger Stiefvater; für nichts gilt ihm, was selbst die tüchtigsten einheimischen Forscher, ein Jordan, Einhart, Suppanshitz, Richter — über die Slaven, über Samo, über die windische Mark nachgewiesen haben. Ja, während sich Muchar als Philolog und Etymolog Behufs der Sprachen und Orts- und Familiennamen der Steyermark in mannigfaltigen Analogien, bis zum Spanischen und Sanskrit, ergeht, erklärt er die Ableitung aus dem Slavischen als ein „müßiges Spielwerk;“ und wirklich, aber unbegreiflich! ist er hierin sehr unglücklich. Gewiß gegen seinen Willen, aber auf Kosten seines wissenschaftlichen Rufes hat Prof. Muchar damit einer modernen Idee, einem vermeintlichen Fortschritt ein schweres Opfer gebracht; ein gleiches brachte er in seinem allzugespannten Patriotismus jenem durch zwey Decennien gebotenen Particularismus.

Thatsache ist es, daß die Steyermark einen großen Theil ihrer Bevölkerung unter dynastischer Führung im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts über die Berge, von Norden und Westen her und zumeist aus Bayern erhalten habe *). Dennoch will M. über bayerische, fränkische und sächsische Einwanderung „keine nähern Anhaltspunkte“ kennen; er hielt sich die Codices von Freysing, Säben, Regensburg, selbst die Monum. boica, woraus für die Genealogie und Topographie der Steyermark so viel zu schöpfen wäre, fern; auch den diplomatischen Codex der Fuvavia, und zunächst die Codd. tradit. der Erz. Adalbert II. **) und Friedrich I.

*) M. s. vor der Hand in den neuesten hist. Denkschriften der Akademie die „culturgeschichtlichen Forschungen über die Alpen u.“

**) In eben diesem 33. Bande der gel. Anzeigen wird in Nr. 23 S. 191 unter Nr. IX. zur Zeit K. Friedrich I. auch von einem Erzbischofe Adalbert II. von Salzburg gesprochen. Man möge es ja nicht als eine unbedenkenliche Kritelen ansehen, wenn man sich hiegegen Folgendes zu bemerken erlaubt. Die salzburgische Geschichte weist drey Erzbischöfe Namens Adalbert nach: 873, 923 und 1168

von 927 u. und 973, so reich an Belegen, sind da allzukunft gehandhabt worden. Und der Urkundenschatz des Joanneums in Grätz? Wir hegen billigen Zweifel, daß M. ihn in den ersten Bänden gehörig benützt habe.

(Schluß folgt.)

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat December 1851, dann im Monat Januar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Hrn. Prof. v. Littrow, Direktor der Sternwarte in Wien:

Annalen der K. K. Sternwarte in Wien. 34. Th. Neuer Folge 14. Bd. Wien 1851. 4.

Von dem Ferdinandeum in Innsbruck:

Bier und zwanzigster combinirter Jahresbericht des Verwaltungsausschusses für die Jahre 1847 — 1850. Innsbr. 1851. 8.

(1185 erscheint derselbe abermals). Zwar führen die ältern salzburgischen Geschichtschreiber, wie Hund, Meßger, Dyker, Hansiz nach Adalbert I. einen Adalbert, und dann erst einen Adalbert II. auf; mißkennen aber nicht, daß bey Adalbert dieselbe Identität und Analogie des Namens obwalte, wie bey Adalbert und Odalbert, und wie es die Urkunden nachweisen. Insbesondere kömmt hier der Erzbischof Odalbert (II.), der von 923 — 935 auf dem Stuhl zu Salzburg saß, von dem und von dessen höchst merkwürdigem „Codex traditionum“ auch in diesen Blättern schon öfter gesprochen worden ist, zu berücksichtigen. Die neuere Geschichtschreiber von Salzburg, Zanner, Hübner, Winkelhofer, führen ihn als Adalbert II. und den Zeitgenossen K. Friedrich I. als Adalbert III. auf. Die entscheidendste Autorität in der Sache und die weiteren Verwechslungen vorbeugt, ist Hr. v. Kleinmayr selbst, der in seiner Zuavia, wie im diplomatischen Coder, den Erzbischof Adalbert von 923 u. als Adalbert II. anerkennt und einreißt.

- Von der Académie royale. des sciences, des lettres et de beaux-arts de Belgique in Brüssel:
 Bulletins. Tom. XVII. II. Part. 1850. Tom. XVIII. I. Part. 1851. Brux. 1851. 8.
 Mémoires. Tom. XXV. Brux. 1850. 4.
 Annuaire. 1851. Dix-septième année. Brux. 1851. 8.
 Climat de la Belgique. (Extrait du rapport décennal sur la situation administrative.) Brux. 4.
 Sur la Statistique criminelle du Royaume-Unie de la Grande-Bretagne. (Bulletin de la commission centrale de statistique. Extrait du tome IV.) Brux. 4.
 Opuscules philosophiques par L. A. Gruger. Bruxelles 1851. 8.
 Annales de l'observatoire royal de Bruxelles. Publiées A. Quetelet. Tom. VIII. première partie. Bruxelles 1851. 4.
 Von Hrn. A. Quetelet, Secret. perpet. de l'acad. roy. in Brüssel:
 Sur le climat de la Belgique. Brux. 1851. 4.
 Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:
 Bericht über die Verhandlungen von August 1848 bis Juni 1850. IX. Basel 1851. 8.
 Von dem Smithsonian Institut in Washington:
 Smithsonian contributions to knowledge. Vol. II. Washington 1851. gr. 4.
 Annual Message and Accom's Docs 1849 — 1850. Part I. II. III. Wash. 1849. 8.
 History condition and prospects of the Indian Tribes of the United States by H. R. Schoolcraft. L. L. D. — Illustrated by S. Eastman U. S. A. — Published under the direction of the commissioner of Indian Affairs. Philad. gr. 4.
 Von Hrn. Joseph Leidy, M. D. in Philadelphia:
 Special Anatomy of the gasteropoda of the United States. Ph. 8.
 Von der American Academy of arts and sciences in Cambridge:
 Memoires. New series. Vol. IV. Part II. Cambridge 1850. 4.
 Proceedings. Vol. V. No. VI. VII. VIII. Philad. 1851. 8.
 (Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. März.

Nro. 23.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Kritische Bemerkungen, die neueste Bearbeitung der Geschichte des Herzogthums Steiermark betreffend.

(Schluß.)

Der Ungenannte erklärt aber nun, daß die Geschichtschreibung der Steyermark nicht leicht in bessere Hände hätte kommen können. Das vorliegende Werk sey durchweg aus den Quellen gearbeitet, auch aus ungedruckten, so weit ihm diese zugänglich gewesen. — Der Verf. hätte das Mögliche in vorzüglicher Weise geleistet. Der Name Noricum habe sich nach der Ansicht des Ungenannten über die rhätischen Lande bis Alemannien ausgedehnt; (niemals: die Abmarkung zwischen Noricum und Rhätien war immer festgehalten worden;) und habe auch ganz Bayern begriffen, wozu auch die mittelnorische Steyermark gehörte. (Wo bliebe denn Bindelicien, das allbekannt das heutige nordwestliche Bayern begriff, und schon bey Passau an der vom Inn und der Donau gebildeten Landspitze begann?)

Sehr verdienstlich sey die Beschreibung der einzelnen Gaue, (die in der Zahl und in der Begrenzung wesentlich berechtigt werden mußte). Da die Lande, deren Geschichte er (v. M.) beschreibt, langhin ein Bestandtheil Bayerns waren, so seyen die Quellen, welche dem Verf. das Materiale geliefert, im Wesentlichen die nämlichen, aus denen

auch die Geschichte Bayerns geschöpft werde. (Es ist eben nur die Frage, ob und wie diese Quellen unbefangen und redlich benützt wurden?) Unter diesen (Quellen) sey natürlich in Bezug auf die Darstellung der inneren Verhältnisse das bajuvarische Volkrecht das vornehmste. (Allerdings, aber auch davon hatte v. Muchar keine klare Idee; wie sie z. B. in einer trefflichen Monographie: „die Bajuvarier und ihr Volkrecht, von Dr. F. M. Witzmann, München 1837,“ durchgeführt worden ist. Leider scheint dem neuen Geschichtschreiber der uns so nah verwandten Steyermark auch dieser wichtige Behelf unbekannt geblieben und von ihm nicht beachtet worden zu seyn. Hätte er sich doch daraus über eine genaue und präcise Anordnung des Stoffes, und über so manche historisch feststehende Thatsache, z. B. auch über Samo und sein Reich, als einen integrirenden Theil der Steyermark, besser belehren können.*)

*) Wir können uns nicht versagen, aus dieser sehr schätzbaren und in die Geschichte tief eingehenden Erörterung, mit der wir von dem Hrn. Verf. selbst beschenkt worden sind, einige zur Sache gehörige Stellen hier anzuführen.

S. 77, Note 172: „Was das chron. Mell. chremis. Arenpeck, Arentin u. a. von bayerischen Herzogen oder Königen vor Garibald erzählen, beruht allerdings nur auf Tradition; allein nicht leicht ist sie ohne allen historischen Kern: zudem ist wohl auch anzunehmen, daß die Bayern früherhin nicht ohne eigene Fürsten gewesen. S. 78.: „Mehr Wahrscheinlichkeit hat jedoch die Annahme, daß die Agilolfinger Abstammlinge der einheimischen Fürstengeschlechter sind.“

Indem v. Muchar die Reihe der bayerischen Herzoge mit einem Agilulf beginnt, stimmt ihm

der Ungenannte bey, bringt aber ein paar Stellen in Erinnerung, die auf eine fränkische Abstammung

S. 94.: „Die Slaven sind der Bayern Nachbarn geworden, auf der östlichen Seite. Den Griechen und Römern waren sie bekannt unter dem Namen Sarmaten.“ S. 86. „Gerade um diese Zeit (von Tassilo I. und Garibald II.) befand sich bey ihnen (den Slaven) ein gewisser Samo, angeblich ein Franke, wahrscheinlicher aber, wie sein Name kund gibt, vom slavischen Stamme.“ S. 87. „Nicht bloß beugte er die Aaren durch mehrere Niederlagen, sondern erweiterte auch die Gränzen seiner Herrschaft, besonders nach Südwest hin; wo sich die Slaven zum Theil zwischen den Bayern und Longobarden einschoben. Der Centralpunkt von Samo's Macht war aber Karantanien.“ (?) S. 90. „Ohne die Hagiographen würde es in der bayerischen Geschichte eine Lücke von beynah einem Jahrhunderte (von zwey) geben. Das Daseyn dieses Herzogs (Theodo a. 648) erfahren wir (auch) nicht bey den fränkischen Chronisten, sondern durch die Biographen des hl. Emmeram ic.“ S. 96. §. 15. Der hl. Rupert. Note. (Der Hr. Verf. hofft auf die Entdeckung neuer Quellen; es genügen die bisherigen, gehörig aufgefaßt, und in Zeit und Raum orientirt, vollständig.) S. 97. „Die pia tertia für St. Rupert in Reichenhall.“ (Odilo und Tassilo gaben dort an Salzburg nichts neueres; sie bestätigten nur die viel früheren Schenkungen.) S. 98. „Durch Noricum und Rhätien ging er (St. Rupert von Niederpannonien her) wieder zurück und baute sich in den Wildnissen des Wallersee's, wohin er auf seiner Wanderung gekommen, am Fuße des Heiden- oder Gergerberges, wo man die Grabstätte des hl. Maximilian entdeckt hatte, eine Wohnung und ein Kirchlein, welches der Herzog Theodo reichlich beschenkte.“ Hier stoßen wir leider auf einen mehrfachen, und sehr störenden Irrthum in der Geographie und Topographie, welche beyde Factoren die Documente doch so klar nachweisen. Wie käme St. Rupert durch den Traun- und Arnegau in den Salzachgau heraufwandernd, nach Rhätien? Die Gegend um den Wallersee war, was schon der Name wallarium andeutet, vorzüglich von römischen Insassen bewohnt und bebaut, und keineswegs eine Wildniß. Diese begann damals an der Salzach hinein, erst 6 Meilen hinter Salzburg; um „Pongo“ wovon die Pongau, (eigentlich

Pongogau) heute 6 Landgerichte umfassend und unmittelbar an die Steyermark gränzend, seinen Namen hat. Hier, zu Pongo, am Heidenberg, heute Bischofshofen, hatte a. 600 St. Rupert die cella St. Maximiliani erbaut; und durch seine Mönche Waschgold gewonnen und die Umgegend colonisirt, was dann durch die Slaven unter Samo a. 630 alles wieder zur Wüste geworden. S. 105. „Odilo und Bonifazius“ und S. 136. „die Klöster, von Odilo gegründet.“ Hier hätte sich dem Verf. wohl Gelegenheit geboten, noch einmal auf die Abten St. Maximilian im Pongau, denn eine Abten war sie vermöge ihrer reichen und erneuerten Ausstattungen, zurückzukommen, und mit Zuhilfnahme der klaren Urkunden die Thatfache aufzufassen, daß zwischen H. Odilo und der ersten Gründung der Zelle vier bis fünf Generationen abgelaufen waren. S. 149. „Die Salzwerke in Reichenhall.“ „Es könne nicht überraschen, wenn sie, wie der hl. Rupert und Theodo, schon dem VI. Jahrhundert angehören“ u. s. w. unter Beruf auf unsere „Geschichte der deutschen, und insbesondere der bayerischen und österreichischen Salzwerke, München, 1836. Dieses Werk verbreitet ein Licht über die Geschichte dieser Saline, das man vordem kaum ahnen mochte.“ So über das wahre Zeitalter des hl. Rupert, — dürfen wir mit gutem Gewissen beyfügen.

In dieser Beziehung fühlt sich Hr. Dr. Wittmann sowohl hier, als oben S. 96. 97. und im Laufe seiner ernstern Forschung durch das Concrete der Geschichte zu Auerkennung dessen, was schon M. Filz 1831 hervorge stellt hat, hingedrängt. Nur der unkundliche Nachlaß von Ueno erscheint ihm damit im Widerspruch, der aber, nach dem nun gereinigten Text der breves notitiae und des Congestum Arnonis, und nach der dreysfachen Analyse beyder Documente nicht besteht, nie bestanden hat, und nur behufs eines „liebgekommenen Systems“ herausdemonstrirt werden wollte. Freylich, das hiebei so wichtige Substrat, das historisch-topographische Element, liegt, wie eben wieder vorgekommen, und wie es uns seit dem Bekanntwerden unserer neuesten Erörterung in dem hist. Archive der K. K. Akademie der Wissenschaften aus dem Munde haarscharfer Sceptiker entgegentritt, ganz und gar im Argen. All' die geographischen, ethnologischen und topographi-

der Agilulfinger schließen lassen könnten. Jedenfalls reicht also die Reihe dieser Herzoge, und die der Theodonen insbesondere, wovon uns die Neologen in der bayerischen Geschichte nur zwey zugestehen wollen, viel weiter hinauf.

Die Schilderung der inneren Verhältnisse, welche den ersten und zweyten Band einnimmt, ziehe sich auch noch in den dritten und vierten Band hinüber, (ohne Zweifel in derselben formellen und materiellen Rathlosigkeit, und es werden den vorliegenden fünf Bänden noch drey weitere folgen, durch die Bearbeitung eines Hrn. Pachner, dem v. Muchar dieses Geschäft übertragen habe. (Ein kaum beneidenswerthes Vermächtniß!) Zu einer vollständigen, bündigen und klaren Geschichte der Steyermark würden, unter Ausscheidung des Materiale in die Monographie der Ortschaften, Klöster, Herrschaften, vier Bände genügen. Ausführlich verbreite sich der Verf. (so fährt der Ungenannte fort) über die, namentlich für diese Geschichte wichtige, aber sehr bestrittene Frage: wo das von Samo gegründete Reich zu suchen sey? Die meisten Historiker fänden es in den Landen südlich der Donau (s. oben

schen Verhältnisse, welche die Urkunden im Leben und Wirken des hl. Rupert, die Donau hinab, und im Innern des Landes von Gau zu Gau herauf nachweisen, werden entweder gar nicht beachtet, oder mit einer krasen Ignoranz besprochen.

Sie sehen die windische Mark, Steiermark, Lungau, Pongau und die Maximilians-Zelle, ohne Zusammenhang und Bedeutung, und eben vor den Thoren von Salzburg.

Eine wortgetreue Uebersetzung der beyden Urkunden in ihrem einfachen unbeirrten Verständnisse, wozu, in topographischer Beziehung, mit einigen nachzuholenden Berichtigungen, der Schlüssel in der topographischen Matrifel, München im akad. Verlage 1841, bereits vorliegt, verbunden mit einer anschaulichen Karte; — nur diese beyden Zugaben dürften zur Beleuchtung des wahren Zeitalters des hl. Rupert noch erübrigen. Zugaben, die als Monumenta Germaniae eben sowohl dem Bedarfe der deutschen Profan- und Kirchengeschichte entsprechen, als im Verufe der bayerischen und österreichischen Akademie der Wissenschaften liegen.

in der Note zum bajoarischen Volksrecht, auch Hr. Dr. Wittmann, eine competente Autorität). Der Verf. weise jedoch überzeugend (einer und welcher Gattung von Lesern?) nach, daß es sich nördlich der Donau, zwischen dieser, zwischen Thüringen und den Sarben sich ausbreitete, daß Böhmen der Mittelpunkt desselben gewesen, und Karentanien, das man nicht selten als den Hauptstiz betrachtet, nicht einmal ein Bestandtheil dieses Reiches gewesen sey. (Also diese Ueberzeugung theilt nun auch der Ungenannte: es gehört mehr als Freymuth, weit mehr dazu, eine der lautesten und entscheidendsten Quellen der Geschichte, die da beginnt: „temporibus gloriosi regis Francorum Dagoberti, Samo nomine quidam Sclavus manens in Quarantanis fuit dux gentis illius etc.“ (Cod. juv. N. IV. p. 10) zu übersehen, oder wieder zu vergessen.) Die Ankunft des hl. Rupert in Bayern, (fährt der Ungenannte fort) setzte der Verf. unbedenklich in das Ende des VII. Jahrhunderts, und wohl mit Recht; er lasse sich jedoch auf eine Beweisführung nicht ein, die auch in der That überflüssig wäre, da dieselbe durch die zahlreichen Schriften, welche diesen Gegenstand behandelt haben, längst erschöpft sey.“

Der Streit, welcher deßhalb unter den Gelehrten schon in früherer Zeit ausgebrochen sey, jedoch beygelegt schiene, nachdem die gewichtigsten Stimmen sich für die spätere Ankunft des hl. Rupert ausgesprochen hatten, sey, wie bekannt, von Michael Filz, in der neueren Zeit abermals angefaßt worden; und eben wieder, nachdem auch in diesen Blättern sich gewichtige Stimmen in beyderley Richtung hatten vernehmen lassen, zwey Abhandlungen über diesen alten Kampfpunkt angekündigt, welche den Streit zu verlängern drohen, da in ihnen beyde sich entgegenstehende Ansichten verfochten würden. *)

*) Darunter sind ohne Zweifel auch die zu Anfang dieses Jahres im historischen Archive der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien, und in ihrem Notizenblatt erschienenen Abhandlungen und Notizen über das wahre Zeitalter des hl. Rupert

Damit, und beyher auf eine in der That geringschätzende Weise, und der selbst von der Mehrheit der eben in den historischen Blättern zu Gericht sitzenden Notabilitäten kaum beygestimmt werden möchte, da sie jede fernere Besprechung des Gegenstandes geradezu unmöglich macht, schließt der Ungenannte die zweyte Anzeige dieses zur Zeit fünf-bändigen Geschichtswerkes.

Wer möchte noch zweifeln, daß eben in diesem emphatischen Finale der Kern und der eigentliche Zweck der wiederholten Anzeige selbst stecke, die wissenschaftlich und wesentlich nichts neues bringt.

Der dahingegangene gelehrte Verfasser dieser neuen Geschichte, nicht eine solche, nur einen Theil des Apparates dazu hat er unter so vielen Mühen geliefert, der sich, wie er selbst zu verstehen gibt, hiebey großen modernen Vorbildern hingegeben, um vermeintlich, eine neue, wiewohl schwierige Bahn zu brechen, und um so Ansichten geltend zu machen, von denen seinen Vorgängern nichts geahnt hätte, hat sofort nicht nur Samo und sein Reich, er hat die Steyermark selbst herzhaft über Bord geworfen.

Ein Prof. v. Muchar war verständig genug, klar einzusehen, daß es mit dem analogen hl. Rupert und seinen Consequenzen geschehen sey, wenn er in Beziehung auf die Slaven und ihrem Führer Samo nach den lautern Quellen und anerkannt einheimischen Autoritäten erzähle, weil eben die Geschichte der Steyermark in ihrer unmittelbaren Angränzung an das Pongau und an die dort vom hl. Rupert gegründete und von den Slaven zerstörte Cella St. Maximiliani der unvermeidliche Eckstein ist, und sohin auch der Prüllstein, der übel gehandhabt, gleich dem Talisman in Tausend und einer Nacht, unsehlbar in das eigene Fleisch schneidet.

Nicht minder wichtig ist für alle Fälle eine andere Lehre der Geschichte, daß nämlich der Um-

zu verstehen. Was tiefer und umfassender als bisher aufgefaßt worden ist, wird auch in der Art gewürdigt werden müssen.

schwung der Dinge im Weltleben, wie auch die Gegenwart davon Zeuge ist, naturgemäß ankämpfend, wieder Ersatz bringe; und daß sohin jeder Versuch, die Geschichte und das innere Leben der Steyermark von jenem Bayerns zu isoliren, mißglücken werde, mißglücken müsse.

Verzei ch n i ß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat December 1851, dann im Monat Januar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der k. preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Sept. Oct. Berlin. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz: Abhandlungen. 6. Bd. 1. Heft. Görlitz 1851. 8.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Scriptores rerum Iusaticarum. Sammlung Ober- und Niederlausitzischer Geschichtschreiber. Neue Folge. 3. Bd. 1. Lief. Görlitz 1850. 8.

Von dem historischen Verein von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv, 11. Bd., 2. u. 3. Heft. Würzburg 1851. 8.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Denkschriften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. II. Bd. 1. 2. u. 3. Lief. 1850 u. 1851. Wien gr. Fol.

Denkschriften. Philosophisch-historische Classe. 2. Bd. 2. Abth. Wien 1851. gr. Fol.

Sitzungsberichte. Philos. histor. Classe. Jahrg. 1851. VI. Bd. 1—5. Heft No. 1—5. Wien 1851. 8.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. März.

Nro. 33.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Die deutsche Nationallitteratur, seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt von Dr. Joseph Hillebrand. Zweyte verbesserte und mehrfach umgearbeitete Ausgabe. I. u. II. Band. Ham- burg u. Gotha bey Perthes 1850 u. 1851.

Wenn das Leben wahren Gehalt haben soll, muß es auf Liebe und Wohlwollen beruhen, und wenn Einer sein Volk durch die Geschichte der Nationallitteratur fördern und zur Selbsterkenntniß führen will, muß er in ihm das liebevolle Verständniß der Vergangenheit erwecken. Nur so wird die Geschichte zur Wohlthat und zu einem Förderungsmit- tel des Wahrheitssinnes; denn darin zeigt sich, wie Göthe gesagt hat, die Wahrheitsliebe am meisten, daß sie überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

Eine solche auf liebevollem Verständnisse beru- hende Geschichte unserer Litteratur entbehren wir noch. Zwar hat uns Göthe in Dichtung und Wahrheit ein Muster lebendiger Darstellung und inniger Theil- nahme an der geschichtlichen Entwicklung des Volkes gegeben, ebenso anziehend durch anspruchlose Ein- falt, als bewunderungswürdig durch tiefen Ernst und männliche Weisheit, aber indem er mit rührender Aufrichtigkeit dargestellt, wie er selbst durch die frem- den Einflüsse bestimmt und gebildet wurde, hat er es unterlassen, einen vollständigen Ueberblick über alle Erscheinungen zu geben und diese auf ihre innern

Grundlagen zurückzuführen. Nach Göthe bemächtigte sich die Kritik der Geschichte; ist diese neue An- schauung einerseits historisch, weil die Gesichtspunkte des ästhetischen Urtheils aus den Litteraturkreisen, die besprochen werden, entnommen sind, für die frü- here Zeit aus Lessing und Winkelmann, für die spätere aus Göthe, Schiller und Humboldt, so ist sie andererseits kritisch, indem an die Stelle geschicht- licher Thaten Kategorien der ästhetischen Beurthei- lung traten. Der Urheber dieser eigenthümlichen Verbindung der Geschichte mit der Kritik ist Ger- vinus, der tüchtigste unter den Männern gleichen Strebens, nicht nur als der Vorgänger in dieser Richtung, sondern auch durch seinen billigen Sinn, der in allen Dingen ein mittleres Maaß sucht und alle Kräfte des Volksgenies in gleichmäßiger Ent- wicklung begriffen und in gleicher Geltung anerkannt sehen will. Störender für den unbefangenen Genuß wirkt diese vorherrschend kritische Richtung, wo sich Tendenzen zu ihr gesellen, oder wo Tendenzen unter ihr sich verbergen, wie von dem Mittelpunkte, den Gervinus einzunehmen bestrebt ist, nach der einen Seite Wilmar, nach der andern Hillebrand abweicht. Bey Wilmar hört die Absichtlichkeit der conservativen Tendenzen, bey Hillebrand die Ueberschätzung des formellen Freyheitsbegriffes; wenn Wilmar beklagt, daß Klopstock die Anfänge der Revolution mit Zu- bel begrüßt, bedauert Hillebrand, daß er ihren Fort- gang nicht verstanden; wenn Jener von Friedrich II. besonders hervorhebt, was im Urtheil der Deutschen zu seinem Nachtheil gereicht, sieht Dieser in dem philosophischen Könige den eigentlichen Reformator des deutschen Geistes; wenn Jener ungeachtet aller Lobpreisungen mit Lessing zu sympathisiren unfähig

ist, will es ungeachtet des reinsten Willens Diesem nicht gelingen, Jacobi's Eigenthümlichkeit zu begreifen. Indessen bey aller dieser Verschiedenheit haben beyde Schriftsteller denselben schriftstellerischen Charakter, beyde sind, wie Gervinus, kritische, nicht darstellende Geschichtschreiber; nur daß Hillebrand dieses Verfahrens sich bewußt ist und es von der Geschichte fordert, Wilmar aber eben dasselbe befolgt, ohne es sich zu gestehen.

Doch ist bey Hillebrand zwischen den beyden vorliegenden Theilen ein großer Unterschied; der zweyte Theil, Göthe, Schiller und die verwandten Geister umfassend, ist mit hingebender Liebe geschrieben, der erste Theil entbehrt der Fülle geschichtlicher Anschauung und Lebendigkeit. Unmöglich, daß durch solche abstracte Geschichtsbehandlung das Volk seine Geschichte lieben und sich selbst verstehen lernt; unmöglich, daß es von dieser theoretischen Art einen Uebergang zum geschichtlichen Leben findet. Der Verfasser will die allgemeine Bildung mit seinem Buche fördern und doch herrscht im ersten Theile seines Buches diese unfruchtbare Methode, die den Gehalt schöpferischer Litteraturepochen durch formelle Kategorien zu erschöpfen glaubt. Anstatt der ethischen Principien, die allein Leben und Wahrheit in die Geschichte bringen, legt der Verfasser den Begriff formeller Entwicklung als höchsten Maassstab an jede Erscheinung und gruppirt die Perioden der Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts bis auf Göthe also, daß er im ersten Buch den Zustand der deutschen Nationallitteratur bis auf Lessing als den vorreformatorischen, im zweyten Buche Lessing als den Reformator, im dritten die Sturm- und Drangperiode darstellt.

Bey Schriftstellern, wie Gottsched, ist dieser Maassstab mit Recht anzuwenden, denn Gottscheds Streben ist selbst ein formelles, und der gehaltlosen Regelrichtigkeit gegenüber ist die Befreyung vom falschen Regelzwang ein gehaltvolles Princip. Ueber die Gottsched'sche Litteraturepoche steht das Urtheil des Volkes fest, und wenn auch der Aesthetiker Danzel über dieselbe ein neues Licht zu verbreiten suchte, so hat er das alte Urtheil nur bestätigt: wenn Gottsched auch in einem Paragraphen vom Dichter Einbildungskraft verlangt, so folgt daraus nicht, daß

er selbst sie besessen. — Aber was wird unter diesem Gesichtspunkte aus Klopstock? Nichts wäre für die allgemeine Bildung förderlicher als ein tiefes Eingehen auf den innern Gehalt dieses Dichters, eine Wiedererweckung der Gefühlsempfänglichkeit und des geistig frommen Sinnes, die Klopstock aus der Fülle seines Herzens dem Volke mittheilte; wir fordern für die Zwecke unserer Zeit dieselbe Höhe und Innigkeit, die Klopstock und seine Verehrer für die ihrige forderten.

Wie charakterisirt nun der Verfasser diesen Dichter? Sein Hauptgesichtspunkt ist der, daß Klopstock, wie Wieland die litterarische Reformation d. i., die Selbstständigkeit in Geist und Sprache bey größerer Wahrheit der Empfindung und Lebensauffassung, „zwar vorbereitet, aber nicht selbst begonnen, daß beyde durch Werke höherer Originalität als die bisherigen, die nationale Verallgemeinerung des Interesses an der Litteratur unseres Vaterlandes bewirkten und so die eigentliche nationallitterarische Reformation productiv unmittelbar einleiteten.“ Sie bilden insofern „die klassische Vertretung der höchsten Stufe des regenerativen Litteraturbewußtseyns vor Lessing, hiemit des Ueberganges in die folgende Epoche.“ Diese Grundanschauung scheint uns eine doppelt verfehlte. Denn erstlich gehört Klopstock nicht den vorbereitend regenerativen, sondern der wirklich reformatorischen Periode an, und zweytens ist diese formelle Stellung nicht der wahre Charakter der Klopstockischen Dichtung. Zwar aus jenem formellen Gesichtspunkt fällt er mit Wieland in eine Kategorie zusammen, sein wahres Wesen aber ist nicht das, worin er mit Wieland Eins, sondern gerade das, worin er von diesem unterschieden ist. Der Verf. fährt fort, Klopstocks Wesen und Wirken von diesem beschränkten Gesichtspunkte aus zu betrachten, seine Werke nach der Seite ihrer Mängel und Einseitigkeiten darzustellen, und faßt schließlicly also sein Urtheil zusammen: „Nimmt man nun die ganze Art dieses Dichters noch einmal zusammen: die abstracte Erhebung über die Wirklichkeit und Gegenwart, den Mangel an Wirklichkeit in rein menschlichen Verhältnissen, so wie an philosophischer Auffassung der Dinge, die Einförmigkeit in den Gegenständen und ihrer Behandlung; so erklärt sich wohl, warum er

trog allen Kampfes mit den veralteten Standpunkten und Weisen, trog aller Kühnheit, womit er der antiken Welt ihre Grundsätze und Formen, dem Orient seine Psalmentöne, dem Norden seine Ossian'schen Wehmuthsklänge abgewinnen wollte, doch weder eine eigentliche reformatorische Wirkung in der Nationallitteratur haben mochte, noch sich weit über die Grenzen seiner Zeit im Interesse der Nation hinausbewegen konnte. — Und so mußte es denn wohl kommen, daß sein Name gefeiert wird, während seine Werke im Ganzen ungelesen bleiben.“

Wen soll nun dieß Urtheil fördern? Soll es den Mann befriedigen, der in glücklicher Jugend den Messias mit Herzensandacht und mit Entzücken die heiligen Oden gelesen? Oder soll es die jüngern Generationen, die dieses Glückes entbehrten, anreizen, diese ungelesenen Werke gelegentlich doch noch zur Hand zu nehmen? Ref. ist überzeugt, daß gleich ihm selbst viele Mitlebende einen Theil ihres Jugendglückes dem begeisterten Sänger verdanken und er will noch daran erinnern, wie ganz anders die großen Kritiker der productiven Kunstperiode Klopstock beurtheilt, als der Kaltsinn und der Kleinlichkeitägeist eines Epigonengeschlechtes. Daß in Klopstock's Werken große Mängel sind, daß der Mangel an sinnlicher Wahrheit und körperlicher Anschaulichkeit viele Stellen im Messias und auch einzelne Oden uns ungenießbar macht, haben auch Lessing und Göthe und Schiller gewußt, aber sie haben doch nicht über diesen Fehlern die wunderbare Geistesgröße des Dichters vergessen. Lessing hat den großen Dichter, den ebenbürtigen Geist, den heiligen Sänger des Messias in ihm anerkannt; Schiller, der am schärfsten den einseitigen Idealismus Klopstock's hervorgehoben, hat dieß doch nur gethan, um diese Gattung der Poesie im Begriffe von der realistischen Dichtung zu scheiden, und wenn er der naiven Dichtkunst den Vorzug vor der sentimentalen insofern einräumt, als sie ihr endliches Ziel vollkommen erreicht, hat er doch der sentimentalen Poesie, weil sie nach Unendlichkeit strebt, in seinem Herzen den höhern Werth zugeschrieben. Und wie herrlich preiset ihn Göthe! Er liebt im Sänger des Messias den reinen, hochgestimmten Jüngling, den Mann von selbstständiger Würde, den Stellvertreter der Religion, Sittlichkeit

und Freyheit, der durch die Erhabenheit seines Gegenstandes selbst eine geheiligte Persönlichkeit und berufen ist, im Genuße des himmlischen Friedens dereinst im Kreise der Seligen an der Seite seiner Meta das Angesicht Gottes zu schauen.

Natürlich kennt der Hr. Verf. diese klassischen Urtheile auch, natürlich führt er sie zum Theile an; aber er gedenkt der Gottesliebe, der Jünglingsträne, des Vaterlandsgeföhles, als seyen es Nebendinge. Und doch sind diese sittlichen Kräfte der wahre Dichtergehalt und die Frage, ob dieser Dichter die regenerative Periode beschließt, oder die reformatorische beginnt, oder vielleicht den Uebergang bildet zwischen jenem Schluß und diesem Anfange, solche Fragen sind Nebensache. So gibt der Hr. Verf. zu, wo bey Klopstock das Herz rede, da sey Klopstock, wie Schiller gezeigt, ein wahrer Dichter; dann werden die bekannten Oden angeführt, in denen die tiefste Empfindung sich ergossen. Aber das Herz hat in Klopstock immer geredet; die Größe seines Geistes ruht auf der Stärke seines Geföhles. Nicht nur im Zürcherfer, in den Oden an Sidli, in der Sommernacht und in den frühen Gräbern, sondern auch in den durch ihre Form für uns ungenießbarsten Oden ist wahres und echtes Gefühl.

Mit Wieland beginnt der Verf. den Ton gerechter Anerkennung anzustimmen. Er ist frey von jener Unbesonnenheit, die den Freund der Herzogin Amalie und Anebel's, den Freund Göthes und des Herzogs Carl August als einen Wüßling vorstellen, ja er scheint ihn Anfangs zu überschätzen, indem er in Wieland die nothwendige Ergänzung, das „litterarische Correctiv“ Klopstock's, den Wieland'schen Standpunkt der gebildeten Sinnlichkeit als den wesentlichen Gegensatz gegen Klopstock's spiritualistische Metaphysik bezeichnet. Dieß scheint aber der Vf. nur aus Vorliebe zu theoretischen Formeln zu thun, um die beyden Männer, welche den Schluß der regenerativen Periode bilden, in systematischer Gruppierung darzustellen. Im Uebrigen ist seine Darstellung umsichtig und gerecht. Was die Geschichtschreiber der Litteratur bey Wieland am meisten interessirt und beschäftigt, ist die völlige Umstimmung, welche in Wieland's Leben und Schriftstellerey, wie in keinem andern Auctor statt gefunden haben soll. Der

Bers. löst diese Schwierigkeit auf das Glückliche; wie schon Lessing geneigt war, die eingetretene Veränderung dem „eigenen Mechanismus“ in Wielands Seele zuzuschreiben, so zeigt der Verf. ausführlich, daß in Wieland keine eigentliche Sinnesänderung vorgegangen, also auch keine berechnete Inconsequenz in der Umwandlung seiner Lebensansichten und poetischen Standpunkte obgewaltet, vielmehr diese Umwandlung nur die „Selbstbefreyung seines widernatürlich in eine ihm nicht entsprechende Bahn getriebenen ursprünglichen Charakters ist.“ — Wenn wir uns heute schwer lebendig vorstellen können, wie Göthe und der ganze Weimar'sche Dichterkreis, wie die besten seiner Zeitgenossen Wieland so sehr hochgeschätzt, so verdanken wir unser höher gestimmtes Gefühl dem Ernste der Weltereignisse, die uns über das Bedürfnis selbstfüchtigen Culturgenusses emporgehoben. Aber auch für uns bleibt die Vielseitigkeit seines Talentes und seiner schöpferischen Kraft ein Gegenstand gerechter Bewunderung; und wohl mag von allen seinen Werken gelten, was Jacobs von seiner Bearbeitung des Horatius gesagt, nie könne er in diese blicken, ohne sich an ihr zu ärgern, und nie, ohne von ihr zu lernen.

Auf Klopstock und Wieland folgt ein Abschnitt über den nationallitterarischen Charakter der Wissenschaft um die Zeit der Lessing'schen Reformation nur im raschen Ueberblick, was in dieser Hinsicht, d. h. aus dem Gesichtspunkte der Geistesbefreyung und vom Standpunkte des vorreformatorischen Geistes und Bewußtseyns aus geleistet worden ist. In der Philosophie sey in jener Zeit die psychologische Popularphilosophie und der gesunde Menschenverstand, und in der Theologie die rationalistische Richtung vorherrschend gewesen. So kurz dieser Abschnitt ist, so ist unverkennbar, daß er aus eigenem Quellenstudium geschöpft ist: man muß im Ganzen die Anschauung des Verf. gelten lassen. Doch kann es nicht fehlen, daß mancher Leser im Einzelnen die Sympathien, die er mitbringt, nicht befriedigt findet. Ref. hätte namentlich Iselin mehr hervorgehoben gewünscht, aus dessen Schriften uns nicht nur „friedlich freundliche Gesinnungen für das Wohl der Menschheit mit unverstellter Wahrheit entgegengetreten und eine gewisse Kunst der Darstellung,“ sondern ein in Wahrheit

männlich schöner Stil, philosophischer Geist und umfassender Tiefinn.

Indessen, was will das Alles heißen? Der rechte Standpunkt für die wahre nationallitterarische Reformation ist noch keineswegs erreicht. Wie wir gesehen (!), blieben selbst Klopstock und Wieland hinter ihm zurück. Noch fehlte „der objektiv nationale Gehalt,“ noch fehlte „der ächte Geist unserer Volksthümlichkeit.“ Nun endlich beginnt die wahre Reformation; den Gehalt gibt Friedrich II., die rechten Principien Lessing.

Von Friedrich II. hatte Göthe mit Recht gesagt, daß durch ihn der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen; dieß in Beziehung auf die Dichtkunst wahre Wort erstreckt der Verf. auf die gesammte Nationallitteratur, indem er behauptet, Friedrich II. bilde den eigentlichen Mittelpunkt, um den sich die nationale Wiederbelebung Deutschlands während des 18. Jahrhunderts dreht.

Auch diese Behauptung stammt, wie uns scheint, aus des Verf. rücksichtslosem Eifer für theoretische Abstractionen; in diesem Eifer nimmt er die geschichtlichen Persönlichkeiten, wie sie seiner Anschauung sich fügen, seine Theorie zu bestätigen scheinen. Desto mehr erfreuten wir uns an seiner Liebe für Lessing. Der Verf. preist Lessings Geistesfreyheit, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, als ein Mann, der diese höchsten Tugenden zu üben selbst im Stande ist; er sympathisirt auf das Innigste mit Lessing, wo dieser den Geist freyer Forschung über Alles schätzt, oder einer verfolgten Lehre sich annimmt, um den Geist der Untersuchung gegen jede Unduldsamkeit und Verkennung zu schützen.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. März.

Nro. 34.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Die deutsche Nationallitteratur seit dem
Anfange des 18. Jahrhunderts ic.

(Fortsetzung.)

Als das eigentliche Werk Lessings bezeichnet der Verf. die „ästhetische Selbstständigkeit der Principien“ und „die nationale Substanz unseres Volkes.“ Es ist aber nicht bloß die ästhetische, sondern es ist die metaphysische Selbstständigkeit der Principien, die Lessing angestrebt hat; in allen Sphären des Geistes hat Lessing die innere Wahrheit der Dinge und ihren innern vom Wechsel der geschichtlichen Erscheinung unabhängigen Werth zu erkennen gesucht. Wenn der einseitig Orthodoxe von seinem Standpunkte aus behauptet, daß der charakteristische Unterschied zwischen dem Christenthume und den andern Religionen weder ewige Wahrheiten und Lehrmeinungen, noch Ceremonial- und Sittengesetze, sondern lediglich zeitliche Geschichtswahrheiten betrifft, so hat Lessing in der Ueberzeugung, daß alle Wahrheit auf ihrem innern Grunde beruht, und daß die geoffenbarte Wahrheit zur Vernunftwahrheit nothwendig müsse fortgebildet werden, für alle Zukunft der Kirchengeschichte als nothwendiges Axiom den Begriff der innern Wahrheit der Religion ausgesprochen. „Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.“

Indessen weder jene subjectiven Eigenschaften, noch dieser objective Gehalt bezeichnen die wahre Größe des Lessing'schen Geistes, und die eigenthüm-

liche Schönheit des Lessing'schen Styles. Diese Eigenthümlichkeit Lessings scheint uns die mit der Freyheit des Geistes verbundene Aneignung der Menschen und Dinge zu seyn. Es ist ein bloßes Vorurtheil, daß kritischer Verstand Lessings wahres Wesen bezeichnet; wir erkennen in ihm eben so sehr eine Fülle schöpferischen Lebens, wir glauben, daß bey seinen Werken innige Liebe nicht minder gewirkt als scharfer Verstand. Selbst die theologischen Streit-schriften sind durch und durch von einer tiefen Rührung, von echter Empfindung erfüllt. Gerade durch diese Vereinigung geistiger Freyheit und inniger Empfindung war Lessing, was Viele ihm absprechen wollen, ein wahrer Philosoph und ein wahrer Dichter. Als philosophischer Schriftsteller hat er neue Principien entdeckt, und neue Kategorien in die Wissenschaft und Bildung seiner Zeit eingeführt; er hat als ein echter Dichter den tragischen Ernst in Emilia Galotti und im Nathan die sittliche Schönheit dargestellt. Auch die Erziehung des Menschen-geschlechtes, auch Ernst und Falk sind eben so wohl Werke des philosophischen Geistes, als Schöpfungen dichterischer Einbildungskraft. Nur wer so liebt, kann so frey denken, nur wer frey denkt, so vortrefflich schreiben, wie Lessing gethan.

Auf Lessing folgen dann die Männer, die das Gefühl der Menschenwürde in dem Leben der Völker geltend gemacht haben. Die Göthe'schen Urtheile bilden hier, wie das kaum anders zu erwarten, immer den Grundton. Der Verf. modificirt diese Urtheile vom Standpunkt unserer Zeit; unser Gesichtskreis ist erweitert, indem wir mit dem Gebiete der

Litteratur und Kunst zugleich die Gebiete der Kirche und des Staates überblicken. Gut charakterisirt der Verf. Moser und Möser, beyde charaktervolle Männer sind bestrebt für die Verbesserung des Volkslebens; jener fordert, daß Reform von oben herab beginne, dieser erwartet sie vom Volke selbst.

Geringeres Mitgefühl als für diese Persönlichkeiten zeigt der Verf. für Winkelmann; daß er in Winkelmann den Ausgangspunkt einer neuen Epoche erkennt, erwartet der Leser ohnehin, daß er ihn den ersten wahren Interpreten des griechischen Geistes nennt, kann auch nicht fehlen. Wenn er aber rühmt, daß Winkelmann den gesammten productiven und historischen Organismus jenes schaffenden und bildenden Geistes gezeichnet, so sind dieß dem Wesen Winkelmanns ganz fremde Formen; ihm war es bey seiner Geschichte der Kunst ganz anders zu Muth, es war ihm, als träte er in dem olympischen Stadio auf, als sähe er junge, männliche Helden und Wagen von Erz mit der Gestalt des Siegers und tausend Wunderwerke der Kunst.

Bey der Betrachtung Winkelmanns muß die Norm gelten, die er selbst für Betrachtung der Kunstwerke des Alterthums aufgestellt: „Gib Achtung, ob der Meister des Werkes, welches du betrachtest, selbst gedacht oder nur nachgeahmt, ob er als ein Mann gearbeitet, oder als ein Kind gespielt hat. Es können Bücher und Werke der Kunst gemacht werden, ohne viel zu denken; ein Maler kann auf diese mechanische Art eine Madonna bilden, die sich sehen läßt, und ein Professor sogar eine Metaphysik schreiben, die tausend jungen Leuten gefällt.“

Des Verf. formelles Eintheilungsprincip macht sich im dritten Buche des ersten Bandes wieder über die Maßen geltend in der „Sturm- und Drangperiode, bey der kraftgenialischen Dichtung.“ Da gilt es „die Emancipation des Individuums in geistiger und geselliger Beziehung,“ da bricht gegen die alte Zeit das neue Princip hervor in Form der Aufklärung, der religiösen Gemüthlichkeit, des philosophischen Selbstbewußtseyns. Natur ist Alles, Originalität und Genie. In diese Emancipationsperiode fallen nicht nur Klinger, Heinse und Venz,

sondern auch Hamann und Herder; es ist aber ein unendlicher Unterschied, ob diese Besreyungstendenz den Hauptinhalt bildet, wie vielleicht bey Klinger und Venz, oder nur die Form für höhern Gehalt, wie gewiß bey Hamann und Herder, wie selbst bey Heinse der Fall war.

Ueber Hamann vernehmen wir die Aussprüche Göthe's, Jacobi's, Herders, Merks, Jean Paul's, Hegel's; was der Verf. selbst hinzufügt, trägt nichts dazu bey, diese räthselvolle Erscheinung zu erklären, oder jene Zeugnisse anerkennender Bewunderung zu rechtfertigen. Hamanns Schriften wirkten so mächtig durch ihren prophetischen Charakter; der Gehalt seiner prophetischen Aussprüche war die Verkündung eines Realismus, der sich der sinnlichen Wirklichkeit nicht schämt. Gegen den einseitigen Idealismus kämpfen die empirischen Wissenschaften gegenwärtig einen ebenso gewaltigen, als durch die Art, wie sie ihn führen, für jegliche Wissenschaft gefährlichen Kampf; für sie selbst droht der Sieg durch Selbstüberhebung zur Niederlage zu werden. Hamann hat die Anerkennung der sinnlichen Realität im allein wahren Sinne, er hat die leibliche Realität als Ergänzung des Geistes gefordert. Aber indem er einerseits mit Recht den Begriff einer von unsrer Erkenntniß unabhängigen Wirklichkeit und über jeden Menschengedanken erhabenen Wahrheit behauptet, hat er andererseits verkannt, daß auch die Organe, durch welche wir dieser göttlichen Wahrheit inne werden, daß Vernunft und Gewissen göttliche Zeugnisse sind; wenn es ihm daher gelang, durch Hinweisung auf eine höhere Welt den menschlichen Geist über sich selbst zu erheben, so war es doch eine vergebliche Anstrengung, mit großem Aufwand von Geist den Geist vor sich selbst herabzusetzen. Dieß ist der wirkliche Widerspruch in seinen Werken, nicht aber, wie der Verf. glaubt, jenes Schulbewußtseyn, dessen Stärke vielmehr die eigenthümliche Kraft seines Geistes ist. „Gott, ruft Hamann aus, wir sind solche armselige Geschöpfe, daß selbst ein geringerer Grad unserer Bosheit ein Grund unserer Dankbarkeit gegen dich werden muß; wir sind solche unwürdige Geschöpfe, daß nichts als unser Unglaube deinen Arm verkürzen und deiner Frey-

gebigkeit, zu segnen, Grenzen setzen und sie wider ihren Willen einschränken kann.“

Ueber Herder redet der Verf., wie es herkömmlich geworden ist, ohne tiefere Erfassung seines Wesens. Seitdem Göthe, um den Einfluß Herders auf seine eigene persönliche Entwicklung klar zu machen, neben den herrlichen Eigenschaften auch der ungleichen Stimmung in Herders Wesen gedenkt, beschäftigt die kritischen Geschichtschreiber diese Launenhaftigkeit des großen Mannes ganz außerordentlich. Aber es wird ihm dieser Fehler doch wieder vergeben, es ist ja „der Zwiespalt seines Wesens, die eigenthümliche Paarung reizbarer Empfindlichkeit und moralischer Energie, liebevoller Sanftmuth und rechtshaberischen Trostes,“ — all dieser Zwiespalt ist nur „ein Erbtheil seiner Geburt,“ und so ist der kalte Ernst seines Vaters und die milde Gemüthsstimmung seiner Mutter der Grund seiner Fehler, und es können Herders Werke unter diesen Umständen freylich nicht besser ausgefallen seyn, als sie sind. In der ganzen Darstellung des Verfassers durchaus keine Anerkennung der neuen und großen Principien für die Wissenschaft der Logik und Metaphysik, für Ethik und Aesthetik, welche auch für unsere Zeit noch anregend und belebend sind. Von den Ideen zur Philosophie der Geschichte sagt der Verf., daß die darin dargelegten Aus- und Ansichten von dem Gipfel beobachtet, welchen die Gegenwart in den Naturstudien, in der Geschichte und Völkerkunde erstiegen hat, unzureichend, beschränkt und vielfach umbunkelt erscheinen; doch bliebe dieses Werk immer ein Ehrendenkmal des deutschen Geistes. Den höchsten Gipfel aber hat die Gegenwart erstiegen in der Kunst, Forderungen zu machen; es dünkt der Kritik unserer Tage eine Kleinigkeit, den ganzen „Organismus des Völkerlebens“ darzustellen, und es versteht sich heut zu Tage von selbst, daß man Alles mit Allem verbinden müsse, daß man von der Kunst eines Volkes nicht reden kann, ohne von der Religion, nicht von der Religion, ohne zugleich auch von Recht und Sitte, von der Staatsverfassung und dem häuslichen Leben und von der Wissenschaft und Litteratur eines Volkes zu reden. Aber wo ist denn eine Kraft, die Alles ergündet und Alles erschöpft

und Alles zusammenfaßt? Eine Philosophie der Geschichte scheint dem Ref. gegenwärtig das eigentliche Ziel unserer philosophischen Wissenschaft zu seyn, denn nur sie führt zu der wahrhaften Vereinigung des Idealismus mit dem Realismus, welche wir so lange vergebens gesucht. Aber um ein so hohes Ziel zu erreichen, muß man frühere Leistungen liebevoll und dankbar anerkennen. Hätten Herders Ideen weiter keinen Vorzug als das lebendige Mitgefühl für die Eigenthümlichkeiten aller Völker, so wäre dieß allein hinreichend, ihnen nicht nur einen geschichtlichen, sondern für alle Zeit dauernden Werth zu sichern.

Sodann schildert der Verf. die Periode der kraftgenialischen Dichtung. „Kaum hatte Lessing durch seinen Laokoon und seine Dramaturgie die Grundsätze der litterarischen Reformation entwickelt und verkündigt, und kaum waren dann von Königsberg her die ersten Signale zu der neuen Bewegung gegeben worden, als sofort der Wettlauf der jungen Genialitäten begann.“ Der Wettlauf also beginnt: und wir sind bereit, diesem Schauspiele zuzusehen. Von Jedem wird Etwas gesagt und an Jedem Etwas getadelt, an Bohnens Poesie die sorgirte Natürlichkeit, an Heinses Werken die karrirkirte Sinnlichkeit u. s. f. Dieß alles zusammen macht aber gar keinen geschichtlichen Eindruck. So sagt der Verf. zum Beispiel von Bürger, daß seine Gedichte aus der Ferne gesehen durch eine gewisse Belebung der Kunst und des Colorits Interesse erregen, und „dem ästhetischen Urtheil sich vortheilhaft darstellen;“ in der Nähe bemerke man aber alsbald „allerley, wodurch die poetische Einheit entweder in ihrer ursprünglichen Reinheit getrübt erscheint oder in ihrem freyen Fortschritt gehemmt wird.“ Unter diesem „allerley“ versteht der Verf. „Oberflächlichkeit der Auffassung, durchgreifenden Zwiespalt in Composition und Darstellung, selbstgefällige Coquetterie“ u. s. w. Der Verf. hätte es an dem kritischen Urtheile Schillers sollen genug seyn lassen; diese Kritik wird dem Leser nicht den Jugendeindruck verwischen, den das Lied vom braven Manne mit Orgelton und Glockenklang in seiner Seele zurüchließ. Ebenso wenig erwartet Claudius erst von der Kritik seinen Platz in

der Litteratur, er lebt im Herzen des Volkes fort; dieß ist seine geschichtliche Bedeutung.

Ueber die der kraftgenialischen Dichtung entsprechende Periode der Wissenschaft enthalten wir uns, Einzelnes mitzutheilen. Nach allem Früheren überrascht es uns nicht, wenn der Verf. in Jacobi einen Mangel wissenschaftlicher Energie und denkkräftiger Ueberzeugung findet und wenn es ihm durchaus nicht gelingen will, über Lavaters eigenthümliches Wesen ins Klare zu kommen.

Ein ganz anderer Geist herrscht im zweyten Theile des Buches; von dem warmen Hauche einer innigeren Liebe ist der kritische Frost weggethaut. Aus Göthes unendlich mannichfaltigen Selbstgeständnissen hat der Verf. die innigsten und erhabensten Aeußerungen in der allgemeinen Charakteristik des Dichters gesammelt. Er sey mehr als irgend Einer ein Geweihter im Dienste der Wahrheit, der schon im jugendlichen Alter wünschte, „daß die Idee des Reinen bis auf den Bissen, den er in den Mund nimmt, immer lichter in ihm werden möge,“ und dessen Ziel es gewesen, „den Menschen das Herrliche eines wahren und edeln Daseyns zum Gefühle zu bringen.“ Als „Genie mit Herz“ hatte schon Lavater ihn charakterisirt; und im Wilhelm Meister faßte der Dichter sein ganzes Streben zusammen, sich, wie er sey, ganz auszubilden. — Dann rühmt der Verf. den Göthe'schen Realismus, der die Dinge

nahm, wie sie sind, so daß sein Anschauen Denken, und sein Denken Anschauen war. Die Natur gehöre dem Menschen an wie der Mensch der Natur, und Göthe selbst sage von sich, „mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften suche er in das heilige Wesen der Natur zu bringen, ihre Krone aber sey die Liebe;“ und „das Große ist dem Dichter der höchste und reinste Punkt der Wahrheit, die Wahrheitsliebe das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird.“ Mit dieser Wahrheitsliebe verbunden zeige sich die Treue, „das Hauptkapital unsers Reichthums, das dem vorübergehenden Menschenleben himmlische Gewißheit gibt.“ Und mit der Treue die Uneigennützigkeit und die hingebende Liebe, die der Dichter von sich selbst bezeugt, wenn er sagt: „Uneigennützig in Allem zu seyn, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung: — man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Anderen wiederfindet: — bis in mein spätes Alter war es mein Bemühen, den Menschen etwas zu Liebe zu thun: — Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbart, ist die Seligkeit auf Erden.“ — Vorzugsweise hebt der Verf. des Dichters rastlose Thätigkeit hervor, und in der Thätigkeit die Selbstbeschränkung und die Selbstbeherrschung; denn das ist, sagt Göthe, der edelste Vorzug des Edeln, daß er sich selbst bindet; in der Beschränkung zeigt sich der Meister; — und Alles ist verderblich, was unsern Geist befreyt, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. März.

Nro. 35.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

1. Revue Archéologique. 8 Année. Sixième Livraison. Septembre. Paris 1851. 8.
2. The Museum of the Classical Antiquities: a Quarterly Journal of Architecture and the sister Branches of Classical Art. Nr. I. II. III. London 1851. 8.
3. Zehntes Programm zum Berliner Winkelmannsfest von Eduard Gerhard. Nebst Einer Abbildung. Berlin in Commission bey W. Herz 1850. 4.
4. Ueber das Metroon zu Athen und über die Göttermutter der griechischen Mythologie von Ed. Gerhard, gelesen in der k. Akademie der Wissenschaften. Berlin 1851. Nebst 4 Kupfertafeln. 4.
5. Denkmäler und Forschungen. Archäologische Zeitung. Jahrgang IX. Berlin 1851. 4.
6. Archäologischer Anzeiger. Zur archäologischen Zeitung, Jahrgang IX. Berlin 1851. 8.

Bei den in diesen Gelehrten Anzeigen vorgeschriebenen Gränzen habe ich absichtlich die vorstehenden neuesten Stücke archäologischer Zeitschriften ausgewählt, weil sie uns in der Kürze mehr oder minder einen Ueberblick geben über ein Gebiet, das wir jetzt als das der vergleichenden Archäologie am süglichsten bezeichnen. — Bevor ich je-

doch aus vorliegenden Schriften einige Proben aushebe und einige Hauptmomente bezeichne, — was hier allein beabsichtigt werden kann —, muß ich zuvörderst auf die ungemaine monumentale Bereicherung aufmerksam machen, die diese Wissenschaft hauptsächlich seit den letzten zwanzig Jahren gewonnen, und wodurch sie, so zu sagen, eine ganz andere geworden ist. Ich erinnere zu dem Ende mit wenig Worten an die Erwerbungen, die uns vor und nach dieser Periode aus Aegypten und Nordafrika, aus den vorder-, mittel- und oberasiatischen Ländern, aus den griechischen Küsten und Inseln, aus den italischen Gestaden und dem Festlande, größtentheils ganz unerwartet zugekommen sind, und in der Archäologie große Bewegungen und Veränderungen hervorgebracht haben. Um den ganzen Kreis der Forschungen und bildlichen Darstellungen der daraus hervorgegangenen Comparativ-Archäologie anschaulich zu machen, müßte ich bis zu den Jahren 1816 — 1828 zurückkehren, in welchen Friedrich Münter und Otfried Müller mit ihren Schriften über die Religionen der Karthager und der Babylonier, sowie über die Etrusker vortraten; jedoch, da die größten und wichtigsten monumentalen Entdeckungen erst später gemacht worden, und der Standpunkt dieser Männer auf den meisten Stellen bereits überschritten ist, so beschränke ich mich billig auf die Angabe einiger der neuesten Bücher dieses Faches, die zugleich mit Bildertafeln versehen sind, und ordne sie nach der Jahresfolge:

a) Ueber die Kunst der Phönicier von Ed. Gerhard; in den Abhandlungen der königl. XXXIV. 35

Preussischen Akademie der Wissenschaften; mit sieben Kupfertafeln, Berlin 1846. 4. ¹⁾

b) Mémoires D'Archéologie comparée Asiatique, Grecque et Etrusque par M. Raoul-Rochette. — Premier Mémoire. Sur L'Hercule Assyrien et Phénicien considéré dans ses rapports avec l'Hercule Grec à l'aide des Monuments figurés. Paris, Imprimerie Nationale 1848. 4. T. 404 und 9 Kupfertafeln. ²⁾

1) In dieser inhaltsreichen Vorlesung ist so ziemlich Alles zusammengestellt, was neuerlich von Movers über die Religion der Phönicier, von Hitzig über die Philistäer, von della Marmora Serradifalco und Koss (um nur die neuesten Forscher zu nennen) über phöniciſche Baudenkmalen, Tempel, Gräber, die sogenannten Turaghen, Pfeiler, kionische Steine, Gottheiten und Götteridole aus den vorderasiatischen Küstenländern, Cypren und andern griechischen Inseln, Sardinien, Sicilien ausgemittelt worden. Von dem Cherubim ist jetzt nachzutragen was Ihenius zu 1 B. der Könige VI. 23 bemerkt, der sie als menschlich gestaltete Schirmer des Heiligthums und als Führer des Jehovah-Heeres darstellt. — Es folgen Bemerkungen über geschnittene Steine, Münzen und Malereien; von der letzteren erklärt sich Gerhard gegen einige französische Archäologen, und schließt (S. 617 f.) mit dem Ausspruch: „Wenn nun die Verechter einer vermeintlich phöniciſchen Gefäßmalerei sich gegenwärtig bequemen, sie wegen ihrer sichtlichn Verwandtschaft mit der in Phönicien nur vorausgesetzten, aus Assyrien aber vielfach belegten Bildnerei eine phöniciſch-babylonische zu nennen, so wäre ihrer Neigung zu zwitterhaftem Ausdruck eher die Benennung einer Indisch-babylonischen anzupfehlen; einfacher aber und zugleich richtiger dürfte es seyn, von der Thatsache korinthischer Vasen zu beharren, und ihre vom Orient stark betheiligte Zeichnung mit einem möglichst allgemeinen Ausdruck als asiatischen Vasenstil im Gegensatz sowohl des reingriechischen als des ägyptischen zu benennen.“

2) Unter diesem von mir selbst als passend bezeichneten Titel der vergleichenden Archäologie hat der gelehrte und erfahrene Akademiker hiermit ein Werk geliefert, das in zwanzig großen Paragraphen fast den ganzen Kreis der vorweltlichen und classischen Cultur und Bildnerei unter Einer göttlich-heroiſchen Personification bezieht, und

c) Recherches sur Venus par M. Felix Lajard. Recherches sur Mithras par M. Felix Lajard. Beide Werke mit Introductions, Planches und Explications des Planches. Paris 1846 — 1850. fol. ³⁾

dessen Inhalt zur genügenden Würdigung allein eine ausführliche Kritik erfordern würde. Es können also hier nur einige Momente ausgehoben werden. Und da sey es denn gleich zu Anfang erlaubt, von der sonst so freien und umfassenden Richtung dieser Denkschrift doch eine Einseitigkeit bemerklich zu machen, indem es mir nämlich scheint, daß der Verfasser den Einfluß der ägyptischen Religion und Bildnerei auf die übrigen Völker nicht genug in Anschlag bringe, und im Gegentheil manche ägyptische Figuren, Attribute und Ornamente von asiatischen namentlich assyrischen abzuleiten, zu sehr geneigt sey. Irrt ich nicht, so lesen z. B. die Erörterungen p. 110 sq. p. 118 und p. 347 Belege dazu. Ein zweiter Punkt ist, daß mir Hr. R.: R. in der kritischen Behandlung griechischer Texte nicht so glücklich zu seyn scheint, als in andern Strebungen und Combinationen. Eine Stelle des Dio Chrysostomus mag hier zum Beleg dienen. Ich gebe sie nach dem berichtigten Texte des Emperius, Orat. IV. p. 79. οὐκ ἐνενόηκας τὴν τῶν Σακῶν ἐοχτὴν, ἣν Πέρσαι ἄγουσιν. — λαβόντες — τῶν δεσμοτῶν ἕνα τῶν ἐπὶ θανάτῳ καθίζουσαν εἰς τὸν θρόνον τὸν τοῦ βασιλέως, καὶ τὴν ἐσθῆτα διδούσιν αὐτῷ τὴν βασιλικὴν, καὶ προστάττειν ἐὼς καὶ πίνειν καὶ τραφῆναι καὶ ταῖς παλλικαῖς χρῆσθαι τὰς ἡμέρας ἐκεῖνας ταῖς βασιλείας. — μετὰ δὲ ταῦτα ἀποδύσαντες καὶ μαστιγώσαντες ἐκρέμασαν. Hier ändert R.: R.: Σακίων, allein ob schon das Fest der Sakäen (τὰ Σάκαια) gemeint ist, so ist doch zur Aenderung kein Grund; sodann versucht er weitere Aenderungen, weil er die Lücke übersah, die erst jetzt ausgefüllt ist; endlich schlägt er vor ἐνέπρωσαν, statt ἐκρέμασαν (p. 235 Not. 3. vergl. p. 237 Not. 1). Allein, ob schon die Sakäen sonst ein Verbrennungsfest waren, hätte ihn doch die Erwähnung der Perser von dieser Conjectur abhalten sollen (s. Herodot. 1. cap. 140 mit den Auslegern).

3) Der berühmte Verfasser, der selbst die Morgenländer besuchte, und von dort schätzbare archäologische Denkmäler mitgebracht, hat in diesen Werken seine Untersuchungen über antike Culte an die Verehrung und bildliche Darstellung zweier anderer

d) Religions de l'Antiquité, considérées principalement dans leur formes symboliques et mythologiques; ouvrage traduit de l'Allemand du Dr. Frédéric Crenzer, refondu en partie, complété et développé par J. D. Guigniant. Paris 1825—1851. 8. 4)

Nach dieser einleitenden Hinweisung auf die neuesten größeren Forschungen und bildlichen Darstellungen auf dem Felde der vergleichenden Archäologie kehre ich zu den Sammlungen und Abhandlungen zurück, deren Titel zu Anfang unter sechs Nummern verzeichnet sind, und gebe kurze kritische Notizen von ihrem Inhalt ⁵⁾.

1. (Revue Archéologique etc.) Hieraus hebe ich aus: P. 383: Verlängerung des Termins der Preisaufgabe bis 1851: „Restituer d'après les monuments, l'histoire des monarchies fondées par les Grecs à l'orient de la Perse, à la suite de l'expédition d'Alexandre et du démembrement de l'empire de Seleucides.“ — Hierbei werden hervorgehoben: die Entdeckungen der Denkmäler in Assyrien, Vorderasien, besonders Syrien, in Cypern, in Mycenä und in andern Vertiklichkeiten Griechenlands, die in den Sammlungen von Con-

Gottheiten angeknüpft, und wie Naoul-Rochette die Metamorphosen des Hercules, so hat er die des Mithras und der Venus in einer großen Gallerie von Bildertafeln anschaulich gemacht.

- 4) Diese französische Bearbeitung der Symbolik und Mythologie der alten Völker wird so eben, unter Mitwirkung der Herren A. Maurin und E. Vernet, in 10 Bänden, worunter 3 die Kupfertafeln mit nahe an 1000 Abbildungen enthalten, abgeschlossen.
- 5) Inhaltsangaben der Briefe aus dem britischen Museum von Dr. Chr. Walz, Professor in Tübingen, in den Beilagen zu den Octoberheften der allgemeinen Allg. Zeitung habe ich nicht mit aufgenommen, weil der gelehrte Verf. dieser archäologischen Sendschreiben sie vermehrt und verbessert als eine besondere Schrift herausgeben wird.

don, Paris, Turin, Leyden, Berlin [und München ⁶⁾] vorliegenden Monumente der griechischen oder zweysprachlichen (numi bilingues) Münzen aus Indien und Baktriana ⁷⁾, der Entdeckungen und Forschungen von Prinsep, Lassen u. A. — Es werden darauf mit Lob erwähnt die Numismata biblica ⁸⁾ ed. Cavedoni, wie auch dessen Ausgabe

6) Die eingeklammerten Worte habe ich hinzugefügt, um darauf aufmerksam zu machen, daß Naoul-Rochette in seinem oben besprochenen *Mémoire d'Archéologie comparée* der Münchener Pinakothek mehrmals gedenkt, und was leicht übersehen werden könnte, in den *Additions* p. 403 ein auf des Herakles Apothekose bezügliches Vasenbild dieser Sammlung epikritisch erläutert hat.

7) lieber diese indisch-baktrisch-griechischen Münzen hat derselbe Gelehrte gehaltreiche *Notices* mit *Suppléments* geliefert. Aus Nr. II. derselben habe ich im ersten Band der *Symbolik und Mythologie* eine Silbermünze des griechisch-baktrischen Königs Agathokles, welche die Vermischung persisch-griechischer Kalligriphen bezeugt, (S. I. S. 348 mit Taf. V. Nr. 15 drit. Ausg.) gegeben. — Da hier von Münzen der Nachfolger Alexanders d. Gr. die Rede ist, so trage ich zu meiner Recension von Arneht's *Monumenten des k. k. Antiken-Cabinettes* (in dieser *Bel. Anzeig.* 1851 Nr. 55. S. 146) über die in Siebenbürgen gefundenen goldenen *Insimacheer* zuerst aus v. Steinbüchel *Ubrist der Alterthumskunde* S. 117 Not. 4 nach: — „sie haben ein Aussehen, als wenn sie bloß gegossen wären; doch gibt es Stücke dieser Art, die von erster Schönheit, nur sehr selten sind.“ Sodann bemerke ich: Hieraus erklärt sich die Behauptung des Prof. Veiters von Götze (*Werke* B. XXXI. S. 225), „sie seien alle falsch.“ Nämlich der Siebenbürger Fund war damals noch nicht geschehen. Jetzt würde er von jenen *Insimacheern* sagen: „sie gehören zur *plagia barbarorum*,“ d. h. sie gehören den von rohen Donau-Völkern nachgeprägten an, wie man von ganz gleichen Philippceen sagt. Von henderlen Goldmünzen liegen 3 Stücke vor mir. — Diese Bemerkungen mögen zugleich als Nachtrag zu dem schönen Artikel *Lysimachus* (*Real-Encyclop.* IV. S. 1311) dienen.

8) Vergl. J. Cullimore, on the Jewish Shekel in *Akerman's Numismatic Journal* 1836. II. p. 53 — 68.

von Francisci Carellii numorum veteris Italiae. — Zuletzt p. 393 wird einer neuen auf Kosten der französischen Regierung an den Tigris auszuführenden archäologischen Gesellschaft gedacht mit der die Eifersucht auf England verrathenden Schlußbemerkung: „Elle (nämlich cette expédition) doit faire suite aux découvertes et à la brillante exploration de M. Botta, dont nos voisins d'au delà de la Manche on profité à leur tour, et obtenu un succès plus materiel que scientifique.“

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts etc.

(Schluß.)

Minder glücklich ist der Verf. in seiner Zusammenstellung Göthe'scher Selbstbekenntnisse über sein Verhältniß zum Christenthum. Das Christenthum war dem Dichter ein besonderer Versuch, das ewige Problem der Religion zu lösen, nicht die letzte, nicht die allumfassende Entscheidung; so erklärt er sich einfach die scheinbar widersprechenden Aeußerungen Göthe's über die christliche Religion. Ebenso ist es mit der Geschichte seiner Zeit; es ist ein fruchtloses Bemühen, diese zerstreuten Bemerkungen in ein bedeutendes Urtheil zusammenzufassen. Die Richtung nach der innern Selbstansbildung war in jener Periode der Weimar'schen Kunstpoche bis zur Ueberschätzung der formellen Geistescultur entwickelt; der Begriff von der Bedeutsamkeit sittlicher Gemeinschaften schien jener Zeit verloren gegangen zu seyn. Daß ein Jeder nur als Glied einer Staats- und Kirchengemeinschaft wahre Selbstständigkeit gewinnen könne, hatten die Vertreter jener Epoche der Litteratur völlig vergessen; die auffallendsten Zeugnisse dieser sich auf sich selbst beschränkenden Bildung sind der Briefwechsel Göthe's mit Reinhard und Wilhelm v. Humboldt's Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates.

Der Mensch ist aber nicht nur berufen, Wahrheit zu erkennen, sondern auch die Wahrheit zu thun; wir bedürfen nicht nur der Erkenntniß der Natur, sondern wir sind auch zur Theilnahme an der Geschichte verpflichtet. Die Natur, sagt Göthe, mannichfaltig ins Unendliche, ist schön und häßlich, gut und böß, alles mit gleichem Recht; wenn er dann aber behauptet, das Widerspiel in der Natur sey in dieser Beziehung die Kunst, so müssen wir vielmehr sagen: die Geschichte ist dieses Widerspiel der Natur.

Innigeres Mitgefühl mit den geschichtlichen Entwicklungen der Menschheit sehen wir in Schiller. Auch er will den unbeschränkten Genuß seines Herzens, und hält die Ausbildung des Einzelnen für den höchsten Lebenszweck, aber er zeigt zugleich ein tiefes Gefühl für die Menschheit als Gattung; für das sittliche Ideal, für die heroische und geschichtliche Jugend.

Auch der Verf. erkennt, daß auf dieser Idealität der Gesinnung Schillers ganzes Wesen ruht, daß der sittliche Sinn der Kern seiner Persönlichkeit, der Inhalt seiner Poesie ist. „Es ist ihm Ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen Traum der Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frey zu machen.“

Endlich enthält dieser zweite Band die Darstellung der mit Göthe und Schiller gleichzeitigen schöngeistigen Litteratur. Indem der Raum dieser Blätter nicht gestattet, auf dieselbe näher einzugehen, heben wir schließlich hervor, daß es der Verf. nicht unterließ, in diesem Abschnitt auch Georg Forster und dem Grafen Schlaberndorf ein Denkmal der Liebe zu setzen.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. März.

Nro. 36.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

1. Revue archéologique.
2. The Museum of the Classical Antiquities.
3. Zehntes Programm zum Berliner Winckelmannsfest.
4. Ueber das Metroon zu Athen.
5. Denkmäler und Forschungen.
6. Archäologischer Anzeiger.

(Fortsetzung).

2. The Museum etc. Aus Nr. I. hebe ich aus: eine Abhandlung des Professors Schönborn in Posen über ein in Lycien von ihm entdecktes Denkmal; aus Nr. II. — von B. Gibson — über das von Fellows entdeckte jonische Monument zu Xanthos und von Ed. Falkener über das Mausoleum oder Grabmal des Mausolus in Halikarnassus. Nr. III. Bemerkungen über die Sammlungen antiker Denkmäler in den Museen Italiens, in der Glyptothek zu München und im brittischen Museum von Charles Newton; endlich aus derselben Nr. über das jonische Heroum zu Xanthos ⁹⁾, jetzt im brittischen Museum, von Ed. Falkener.

9) Xanthos, die größte Stadt in Lycien, wurde zweimal zerstört; das erstmal durch die Perser unter Harpagos (Herodot. I. 176 vergl. W. W. Lloyd Xanthian Marbles; Harpagus the Mede, London 1845 p. 95 sqq.); das zweytemal durch die Römer unter Brutus (Dio Cass. XLVII. 34. Appian. B. C. IV. 77). Unter den Tempeln werden ebendasselbst (IV. 78) genannt τὸ Σαρπεδόνειον; wie denn auch eben dort ein Sarpedonischer Apollo verehrt wurde, ingleichen, in einem uralten Tem-

Fassen wir nun diese neuesten und nächst vorhergehenden Entdeckungen und Aufklärungen von Denkmälern in den vorderasiatischen Ländern, in Phönicien und Griechenland zusammen, und vergleichen damit, was seit dem älteren Niebuhr in Mittelasien, am Tigris und Drontes, in Medien

pel ein Lykischer, daneben Latona im Ἀριόων, mit Eustusfagen, denen von Delos ähnlich (K. O. Müller, Dorier I. S. 216 ff.). Die merkwürdigsten und großartigsten Ruinen dieser Stadt liegen beim heutigen Koonik (s. Forbiger in Pauly Real-Encycl. VI. S. 2776 mit den Anmerk.); vergleiche Loyd Xanthian Marbles; the Harpy Monument. Lond. 1844; the Nereid Monument. Lond. 1845. Die dort abgebildeten vogelartigen und in ihren Klauen Kinder tragenden Frauen war man anfangs geneigt, aus der heiligen Denithologie der Perser als Schutzgenien des Lebens zu erklären, jetzt vergleicht man sie mit den homerischen Ἀρπυγίαι (Odys. á. 241, é. 76. vgl. Commentatt. Herodott. p. 346 sqq.) und sucht ihnen eine funeräre Bedeutung beizulegen (vergl. Raoul-Rochette Mémoires d'Archéol. comp. I. p. 77). — Ueber das Mausoleum in Halikarnass, dem heutigen Budrun, das zur Zeit Gregors von Nazianz noch bestand, hatte ich schon zu dessen Erklärer Nonnus viele Zeugnisse der Alten zusammengestellt (s. meine Meletemata I. p. 95 sqq.), und jetzt hat Chr. Walz in seiner und Pauly's Real-Encyclop. (IV. S. 1670 f.), was von den neuern Archäologen und Künstlern darüber geforscht und praktisch versucht worden ist, nachgetragen. — Näheres werden wir wohl demnächst in seiner Schrift über das brittische Museum zu erwarten haben, nachdem er die Sculptur-Fragmente selbst hat betrachten können, die von diesem Denkmal daselbst aufbewahrt werden.

und Persien bis nach Baktriana und Nordindien hin entdeckt worden ist, so müssen wir zwar Eugène Bournouf's Entdeckung des Verständnisses der Zend-Sprache als die Basis aller Fortschritte, welche die Studien der Keilschriften in den letzten Jahren gemacht haben, so wie die großen Leistungen Lassen's auf diesem und nahe liegenden Feldern bewundern, wir müssen die damit zusammenhängenden Entzifferungen der assyrischen, medischen und persischen Monumente durch Rawlinson und das daraus gewonnene Licht für profane und heilige Geschichte, so wie für die religiösen Vorstellungen der Assyrer sowohl als die biblischen in den Propheten und in der Apokalypse, wie sie Etienne Quatremère u. A. nachgewiesen haben, dankbar anerkennen; aber so lange noch hunderte von Inschriften aus Niniveh¹⁰⁾ u. a. D. unenträthsel in den europäischen Sammlungen ruhen, müssen wir auch bekennen, daß das, was wir gewonnen, größtentheils noch verschlossene Schätze sind. Indem ich diesen Ausspruch eines großen Orientalisten mir aneigne, erlaube ich mir die Schlußbemerkung, daß wir Archäologen noch vorerst durch philologische Anwendung der griechischen Schriftsteller aus den vorderasiatischen und hellenischen Bau- und Sculpturwerken für Kunst und Wissenschaft einen erfreulichen Gewinn zu ziehen haben.

Nr. 3. Diese Schrift hat zum Haupttitel: Mykenische Alterthümer mit dem Zusatz: Io die Mondknh und das Löwenthor zu Mykenae. — Ueber die erste Gruppe auf der beigefügten Kupfertafel sagt der Verfasser (S. 3 f.): „Es ist die Rede von einer ansehnlichen, aus den sicilischen Gräbern von Centorbi herrührenden und mit der Sammlung des Baron Pisani zu Palermo durch Herrn Maler's Eifer in die Antikensammlung zu Karlsruhe verkehrten Thonfigur, in deren wunderbarer halbthierischer Bildung die hauptsächlich aus Aeschylus allbekannte Jungfrau Io uns unverkennbar entgegentritt.“¹¹⁾ — Ueber die zweyte

Abbildung spricht sich derselbe weiterhin und namentlich in zwey Anmerkungen (Nr. 40 und 53) aus, wovon ich die zweyte hierher setzen muß: „Die Bildwerke des Löwenthores wurden von Gell, Hirt und Kreuzer Symb. I. 267 ff. (vergl. die Abbildung nach Gell daselbst Taf. III. Nr. 10) aus persischem Feuertempel gedeutet, dagegen Götting (N. Rhein. Museum I. 161 ff. Arch. Museum zu Jena Nr. 31) zugleich mit Berichtigung der Zeichnung vielmehr Löwen als Symbole irdischen Schutzes und eine Säule als Symbol des göttlich schützenden Thiergottes Hermes darin sieht.“¹²⁾

Da der hier vorgezeichnete Raum uns verbietet, den ganzen Gang solcher Untersuchungen zu verfolgen, so bietet sich uns der Schluß der vorliegenden sehr willkommen dar, wo der Verfasser selbst die Ergebnisse in folgenden Sätzen mittheilt: „1. Das Dunkel vorgehichtlicher Zeiträume zu lichten, geben die Symbole alten Götterwesens, in Sagen

Thongefäß nach einem Kupferstich von Tischbein: Gehörnte Io oder Kora, woben E. Gerhard auf diese seine Abhandlung über die Karlsruheer Thonfigur zurückweist.

- 12) Was Götting's Berichtigung der Zeichnung betrifft, so lasse ich sie auf sich beruhen, eben so wie den Werth seiner Deutung, die aber durch eine uralte äginetische Vasenmalerey Forinthischer Fabrik im Museum Blacas nicht begünstigt wird. Da ich mich wundern muß, daß der sonst so umsichtige Hr. E. Gerhard dieses Bildes nicht gedenkt, so muß ich wenigstens die Hauptworte Raoul-Rochette's, der es in seinem Mémoire sur l'Heroule Assyrien, pl. VIII. auf einer colorierten Tafel geliefert hat, hierhersetzen. Nachdem er den Styl des Vasenbildes als assyro-phöniciß bezeichnet hat, fügt er bey (p. 76 sq.): Le sujet de la peinture offre, de chaque côté d'un objet qui à la forme générale d'une colonne, avec des divisions et details qui peuvent tenir à une intention mystique, deux Lions, opposés l'un à l'autre, comme ils le sont sur la porte de Mycènes“ (vergl. denselben im Journal des Savants 1841 p. 361). — Uebrigens hatte ich, außer Gell's Kupfertafel, durch gütige Mittheilung des Herrn Oberbau-Directors Hübsch noch eine größere Zeichnung von Hrn. Jewell zur Einsicht, und jetzt liegt der Siegel-Abdruck eines Gemmenbildes desselben Löwenthores vor mir, in dessen Vertiefung das Wort *KΥΚΛΟΠΩΝ* eingegraben ist.

10) Vergl. jetzt: Ninive und sein Gebiet, mit Rücksicht auf die neuesten Ausgrabungen im Tigrissthale von H. J. C. Weissenborn. Erfurt 1851.

11) Hiermit muß man jetzt verbinden den Aufsatz in der archäologischen Zeitung Jahrgang IX. Nr. 32 S. 370 mit Taf. XXXII. Das unteritalische

und Denkmälern überliefert, uns einen Anhalt. Dieser Satz bewährt sich in Argos durch die Symbole von Rind, Wolf und Löwe. 2. In der pelasgischen Urzeit von Argos wird eine Mondgöttin verehrt, deren Symbol die Kuh ist; ihr Name verliert sich im spätern Namen der Hera, und ist in dem ihrer angeblichen Priesterin Io vielleicht erhalten. Ein ihr beygesetzter Dienst des männlich gedachten Feuers ist in Argos dem Sternenhimmel, im Feuerbringer Phoroneus, Io's Bruder, vielleicht auch im Dienst des Apollo Aegyptus zu finden. 3. In eben jener Urzeit — einer Zeit, die den Pelasgerkönig des Landes Gelanor einem Stier, den Ansiedler Danaos einem Wolf verglich, — gründete Danaos neben dem Dienste der Mondgöttin die Verehrung des lykischen Licht- und Wolfsgottes, ¹³⁾ Apollo Lykeios, in dessen Heiligthum der Feuertempel des Phoroneus erhalten blieb. 4. Mit Pelops dem Tantaliden wandert in Argos der Dienst der lykischen Göttermutter ein und gründet, dem frühern Dienst der Mondgöttin vermischt, den spätern Hera-Dienst. Symbol dieser Göttin ist der Löwe; des Löwen Sieg über die Rinderheerden spricht Unterwerfung des ältern Dienstes der Mondkuh unter die Löwendienere aus. 5. Diesem großen Ereignis griechischer Religionsgeschichte hat die Sage von Io's Verstoßung, die bildende Kunst im Löwenthor von Mykenä ein Denkmal errichtet. 6. Die pelasgischen Sagen von Io der Mondkuh erinnern an die phöniciſche Astarte sowohl als an ägyptische Gottheiten Ioh und Isis; im Apollo des Danaos und im Heradienſte der Tantaliden ist lykischer, lydischer, oberasiatischer Einfluß unverkennbar; erst mit der so begonnenen Heroenzeit tritt der dardanische Zeus und die heilige Götterehe achäischer Sage ein.“

Nr. 4. Ueber das Metroon zu Athen u. s. w. — Auch aus dieser Abhandlung desselben Archäologen kann ich hier nur Weniges hervorheben. —

13) Hier hätte unter den Denkmälern argivischer Thiersymbolik doch auch der Silberdenare gedacht werden sollen, die auf der Vorderseite das Vordertheil eines Wolfs, auf der Rehrseite den Buchstaben A mit der Mondschichel zeigen (Eckhel D. N. V. II. p. 286 sqq. Mionnet II. pl. 46. nr. 4).

Im Eingang (S. 3) sagt Hr. E. Gerhard: „Als Tempel der phrygischen Göttin wird das Metroon ausdrücklich bezeugt, und je befremdender dieses Zeugniß für ein Gebäude uns ist, welches in Mitten des athenischen Marktes ¹⁴⁾, dem Buleuterion eng verbunden die Staatsurkunden Athens an seinen Wänden enthielt, neben Tholos sowohl als Apollo-Patroos-Tempel den Heiligthümern des Staates angehörte, und ein gefeyertes Götterbild von Phidias, dem größten Bildner Athens, gefertigt erhielt, so sind die spätern Aussagen doch unverwerflich, nach denen ein phrygischer Priester, von den Athenern verunglimpft und getödtet, von seiner Göttin aber gerächt, einen ihrem Dienst günstigen delphischen Orakelspruch und demnach die Gründung jenes athenischen Metroons veranlaßte. Hierauf bezieht sich in seiner Lobrede der Göttermutter Julian, hierauf die im Einzelnen mehr oder weniger glaubhafte Erzählung der Pericographen.“

Weiterhin (S. 5) stellt sich der Verfasser seine Aufgabe so: „Ueber die Einwanderung des phrygischen Götterdienstes nach Athen und zwar im blühendsten Zeitpunkt seiner Geschichte, im Zeitalter des Perikles kann nach diesem Allen kein Zweifel seyn (wobey auch im Verfolg an die Verpflanzung der phrygischen Göttin nach Rom erinnert wird). Allerdings aber bleibt bey dem engen Zusammenhang des Metroon mit den angesehensten Staatsgebäuden und Heiligthümern, mit Buleuterion, Tholos und Apollo-Patroos-Tempel, eine solche Einsetzung der phrygischen Göttin zur vornehmsten Göttin des athenischen Staatslebens ohne erklä-

14) Diese und weiter folgende Stellen über die Vertheilungen des athenischen Metroon haben seitdem eine Epikrise hervorgerufen, nämlich Raoul-Nochette's im Journal des Savants 1851 pag. 555, deren Einleitungsworte ich hier beifüge: — par Suidas; et dès lors nous connaissons avec toute certitude l'emplacement du Metroon, puisqu'il se trouvait ainsi voisin de l'extrémité orientale d'Aréopage etc. — Ueber das Μητροον als Staatsarchiv beruft sich Gerhard auf die Stellen der Alten, und bringt die Erörterungen zweier Neuern in Erinnerung, nämlich Leake's Topograph. S. 96 und Böckh's Staatsbauabhandlung I. 435. (Man vergleiche jetzt die zweite Ausgabe dieses Werkes S. 532.)

rende Eigenthümlichkeiten ihres Wesens und Dienstes nichts desto weniger uns unbegreiflich, dergestalt daß — die Aufgabe uns obliegt; jenes vielleicht nur scheinbare Phänomen hellenisirten Barbarenthums, nachdem es als Thatsache außer Zweifel steht, nach Möglichkeit zu erklären.“ — Endlich das Ergebnis der ganzen Untersuchung lautet in den Schlußworten so (S. 19): „Das heilige Feuer fand nun auch in Mitten des Marktes einen neuen erweiterten Staatsheerd, der schlangengestaltete Burghüter und der ihm entsprechende Poseidon Erechtheus¹⁵⁾ fanden ihr Gegenbild im Zeus Bulaios und im *Αἰώνων ἀγαθός* des Agathe = Tyche = Tempels, die phallische Kraft des Hephästos und Hermes, ihre entsprechende Darstellung theils im Hephästostempel, theils in dem des Apollo Patroos: zu genügendem Beweis, daß die Muttergöttin, die neben diesem lehtern ihr staatliches Heiligthum hatte, daß die im Metroon verehrte und von uns hiemit gedeutete Göttin keine phrygische Göttermutter, sondern wiederum, aber als Mutter gedacht, nur die athenische Stamm-Mutter und Burggöttin war.“

Endlich berühre ich noch den Schluß dieser Abhandlung über das Metroon in Athen. S. 34 heißt es: „Tafel IV. Göttermutter als Grabesgöttin. Das Relief von gebrannter Erde Nr. 1. — rührt aus Gnatia (Fasano) her, und ward von Hrn. Panofka im Jahr 1847 zu Neapel für das Berliner k. Museum erworben. Den Untersuchungen über die Göttermutter wird es als ein, den Gräberidolen der Athene Polias (Ann. 46.) vergleichbares, augenfälliges Zeugniß hier angereicht, wie ein als Demeter oder als sonstige chthonische Göttin gemeintes Sitzbild in Gestalt und Verehrung der ihr ursprünglich gleichnamigen und gleichgel-

tenden (Ann. 26.) Göttermutter entspricht.“ — Hierbey erinnere ich an ein anderes Thonrelief aus Locri in dem Museo regio zu Neapel, und ergänze damit meine Bemerkungen über von Arnetts Beschreibung eines goldenen Todtenkranzes in der Sammlung des Königs von Bayern in München.¹⁶⁾

(Fortsetzung folgt.)

- 16) Münchener gel. Anzeigen 1851 Nr. 56 S. 454, wo ich über den Namen des Donatar's dieses Kranzes: *Κρηθώνιος* bemerkte: „Bey der nachlässigen Schreibart dieser Inschrift wird man wohl *Κρηθώνιος* schreiben und lesen dürfen. Wie nun, wenn es ein bloß für den Ceres-Dienst angenommener Cultusname wäre, analog gebildet mit *Τρογώνιος* (*Τρεγώνιος*), der ernährende Gott des Ackerbaues, der geliebte Säugling der Demeter, d. i. der Göttin, welche den Athenern und andern Hellen die Frucht der Gerste aus dem Schooße der Erde hervorgebracht, worin sie die Todten (*Ἀμύρτοι*) zu ihrer Tochter Kora = Proserpina auch wieder aufnahm.“ — Zuletzt erinnerte ich an den analogen römischen Namen Hordeonius. — Jetzt theilt in der Originalgröße mit und erläutert obiges Thonrelief aus Locri ein italienischer Archäolog, in einem Briefe betitelt: *Sopra un antico basso rilievi di argilla, Lettera indiritta al Ch. Sig. Duca di Serradifalco da Filippo Gargallo-Grimaldi*. Dieses Basrelief zeigt neben Hades auf einem Throne sitzend die verschleperete Persephone in der rechten Hand einen Hahn, in der linken einen großen Büschel von Gerstenaehren haltend; daneben Mohn, Blumen, Gans und andere Attribute der unterweltlichen Gottheiten, wobey der Herausgeber an Trophonios u. s. w. nach dem Zeugnisse der Alten erinnert. — Wie hier der italische Archäolog dieses schöne griechische Basrelief erläutert hat, so gibt jetzt der deutsche in der so eben erschienenen Schrift: *Atalante und Atlas*. Antikenkranz zum ersten Berliner Bünckelmannsfest geweiht von Theodor Panofka. Nebst bildlichen Darstellungen, Berlin 1851. Nr. 6 S. 14 ff. unter dem Titel: *Hades und Herephassa, grüner Jaspis in eiserner Ringfassung, treffliche Aufschlüsse über ein Bildwerk aus demselben Cult- und Mythenkreis*.

15) Manche dieser Beziehungen sind jetzt weiter entwickelt in der späteren Schrift desselben Verfassers: *Ueber Ursprung, Wesen und Geltung des Poseidon*. Berlin 1851 vgl. besonders S. 179 und S. 198 mit den Anmerk. 123 — 128; wie hinwieder bildliche Darstellungen vorliegender Abhandlung und ihre Deutungen mit der vorhergehenden über Mykenische Alterthümer eigenartig zusammengestellt werden, z. B. Tafel I. Nr. 16 das Löwenthor; vgl. S. 31 Nr. 16 daselbst.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. März.

Nro. 37.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Schluß.)

Essai historique sur la Collégiale de S. Pierre à Lille.
Lille 1850.

Il duomo ossia cenni storici e descrittivi della cattedrale di Modena. Modena 1845.

Dr. M. W. Heffter, Die Geschichte des Klosters Lehnin. Nach meist unbekanntem urkundlichen Quellen zusammengestellt. Brandeb. 1851.

X. Jahne, Das fürstliche Stift Elten. Köln 1851.

Tracts illustrating the history, doctrine and discipline of the society of friends. Lond. 1848.

Will. Sewell, The history of the rise, increase and progress of the christian people called Quakers. 6. ed. Vol. 1. 2. Lond. 1834.

Rules of discipline of the religious society of friends with advices. Lond. 1834.

W. Penn, A brief account of the rise and progress of the people called Quakers. Manchester 1834.

Dr. K. Güßlaff, Bericht seiner Reise von China nach England. Cassel 1851.

G. de Felice, Histoire des protestants de France, depuis l'origine de la réformation jusqu'au temps présent. Par. 1850.

J. Bryce, Ten years of the church of Scotland 1833 to 1843. Vol. 1. 2. Edinb. 1850.

R. Wallace, Antitrinitarian Biography. Vol. 1—3. Lond. 1850.

K. Hof- u. Staats-Bibl. I.

G. Schweder, Die Bedeutung der evangelischen Kirchenfrage in Preußen. Berlin 1850.

Dr. Ch. G. Neudecker, Die handschriftliche Geschichte Rugeberger's über Luther und seine Zeit. Jena 1850.

Denkschrift über die Lage der Katholiken in den Niederlanden seit ihrer Emancipation im J. 1798. Köln 1850.

A. Crottet, Correspondance française de Calvin avec Louis du Tillet, sur les questions de l'église et du ministère évangélique 1537 — 1538. Genève 1850.

J. Beecham, An essay on the constitution of Wesleyan Methodism. Lond. 1850.

Bucheux Santez Nonn ou vie de Sainte Nonne et de son fils Saint Devy (David), publié par l'abbé Siounet. Par. 1837.

F. C. Husenbeth, Emblems of Saints. Lond. 1850.

Dr. H. Rückert, Das Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen in Thüringen, Gemahls der heiligen Elisabeth. Nach der letzten Urschrift übersetzt von Fr. Ködiz von Salsfeld. Leipzig 1851.

Dr. G. F. G. Holz, Clemens von Rom. Berlin 1850.

A. Destrombes, Histoire de S. Amand et du christianisme chez les Francs du Nord au 7. siècle. Par. 1850.

A. D. Bouix, Du concile Provincial. Par. 1850.

Coleccion de los Concordatos y demas convenios celebrados despues del Concilio Tridentino entre los reyes de España y la Santa Sede, ilustrada con notas y observaciones. Madrid 1848.

I. Davis, A digest of legislative enactments relating to the society of friends commonly called Quakers in England. Lond. 1849.

Urkundenstücke aus der Verwaltung des evangelischen Kirchenrathes. Heft 1. Berlin 1851.

XXXIV. 37

- C. E. Tauberth, Die Abschaffung der Stolgebühren im Königreich Sachsen. Grimma 1851.
- W. E. Gladstone, Remarks on the royal Supremacy. Lond. 1850.
- J. Gaupp, Ueber das Verhältniß der protestantischen Kirche zum Staate. Slogau 1820.
- R. P. Fr. Magin-Ferrer, Compendio de la historia del derecho de la iglesia en España en orden a su libertad e independencia del poder temporal. Barcelona 1849.
- Die evangelischen Domkapitel in der Provinz Sachsen. Halle 1850.
- E. Buschbeck und G. Steinacker, Verfassungsentwurf für die evangelische Kirche Oesterreichs. Triest 1850.
- W. J. E. Bennett, The church, the crown and the state: their junction or their separation. London 1850.
- Aktenstücke aus der Verwaltung der Abtheilung des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten für die innern evangelischen Kirchensachen vom 2. Januar 1849 — 11. Juli 1850. Berlin 1850.

Viertes Quartal. October — December 1851.

Manuscripte.

Augsburger Rechtbuch, zusammengetragen von Heinrich Herwartt. fol. Cod. chartae.

Druckwerke.

- A. Cappi, Biblioteca Classense illustrata ne' principali suoi Codici e nelle più pregevoli sue edizioni del secolo XV. Rimini 1847.
- R. W. Krüger, Ueber Magiate; eine Deuterologie. Berlin 1851.
- L. J. Grotto. Della Università di Padova. Padova 1841.
- Ph. Charles, Etudes sur la littérature et les moeurs des Anglo-Américains au XIX. siècle. Par. 1851.
- Ch. Durot, De l'organisation de l'enseignement dans l'université de Paris au moyen-âge. Par. 1850.
- H. G. Moke, Histoire de la littérature française. T. 1 — 4. Bruxelles 1849.
- J. Schnell und E. F. Schönbain, Die Universität von Basel. Basel 1851.
- Die Universität Göttingen. Leipzig 1812.

- Dreux-Duradier, Bibliothèque historique et critique du Poitou. Histoire littéraire du Poitou. T. I — III. Niort 1842 — 49.
- Memorie della reale accademia delle scienze di Torino. Serie seconda. T. IX. X. Torino 1849.
- Précis analytique des travaux de l'académie des sciences, belles lettres et arts de Rouen pendant l'année 1849. Rouen 1849.
- Denkschriften der k. k. Akademie der Wissenschaften. Philosoph. historische Classe. Bd. 1. II. 1. Wien 1850 — 51. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Bd. 1. mit Atlas in Fol. Wien 1850.
- Arsberättelse om framstegen i Kemi under år 1848 afgifven till Kongl. Vetenskaps-Akademien af L. F. Svanberg. Stockholm 1850.
- Annales de la société Linnéenne de Lyon. Années 1847 — 1849. Lyon 1850.
- Report of the 20. meeting of the British Association for the advancement of science, held at Edinburgh in July and August 1850. Lond. 1851.
- Ch. Bartholmess, Histoire philosophique de l'académie de Prusse depuis Leibnitz jusqu'à Schelling, particulièrement sous Frédéric - le Grand. Paris 1850.
- G. Filangieri, Oeuvres, traduites de l'Italien. Nouvelle édition . . . par M. B. Constant. T. I. II. Par. 1822.
- Franz v. Baader, Sämmtliche Werke. Bd. 1. oder 1. Hauptabtheilung. Bd. 1. Gesammelte Schriften zur philosophischen Erkenntnißwissenschaft aus speculativer Logik. Herausgegeben von Dr. Fr. Hoffmann. Leipzig 1851.
- Fr. Eist, Gesammelte Schriften, herausg. von Prof. E. Häuffer. Th. 3. Stuttg. 1851.
- Delle prose e poesie liriche di Dante Allighieri, prima edizione per cura del Dottore Aless. Torri. Vol. 4. Della lingua volgare. Livorno 1850.
- Dr. J. L. Krapf, Vocabulary of six east-African languages. (Kisúahelli, Kikika, Kikamba, Kipokomo, Kibirian, Kigalla). Tübing. 1850.
- J. H. Dessauer, Leschon-Rabhanan oder aramäisch-chaldäisch-rabbinisch-deutsches Wörterbuch. Erlangen 1849.
- Dr. Fr. G. Otto, Grammatici incerti de generibus nominum sive de dubio genere opusculum. Gissae 1850.
- Fr. E. Stamm, Vorschule zum Ulfila oder Grammatik der gothischen Sprache. Paderborn 1851.
- Dictionary of the Amharic language. By Ch. W. Isenberg. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

G. Seulesakul, Abesedarju Romjancsky. Jassy 1833.
Grammatica Romjanéske. Vol. 1. 2. Jassy 1833.

H. N. Riis, Kånbuma ni mmofra de sua kån. Basel 1850.

J. Chappé, Histoire de la télégraphie. Par. 1824.

Brachet, Dictionnaire chiffré. Par. 1851.

J. F. Lobeck, Quaestionum Jonicarum liber, quo novam Hippocratis editionem indicit auctor. Fasc. 1. Königsberg 1851.

Dom. Scina, Storia letteraria di Sicilia ne' tempi greci. Napoli 1840.

Dr. Fr. Lütker, Die Sophokleische Theologie und Ethik. 1. Hälfte. Kiel 1850.

Rig-Véda ou livre des hymnes, traduit du Sanscrit par M. Langlois, T. II. III. Par. 1850.

Publications of the Hakluyt Society.

Rich. Hawkins, The observations in his voyage into the South Sea in the year 1593. London 1847.

Christ. Columbus, Select letters, relating to his four voyages to the New World. Transl. and ed. by R. H. Major. Lond. 1847.

W. Raleigh, The discovery of the large, rich and beautiful empire of Guiana: Ed. by Rob. Schomburgk. Lond. 1848.

Th. Meynarde, Sir Francis Drake his voyage by Cooley. Lond. 1849.

Th. Rundall, Narratives of voyages towards the North-West . . . in search of a passage to Cathay and India 1496 to 1631. Lond. 1849.

W. Strachey, The histoire of travaile into Virginia Britannia: Ed. by Major. Lond. 1849.

Th. Rundall, Memorials of the empire of Japan in the 16 and 17 centuries. Lond. 1850.

R. Hakluyt, Divers voyages touching the discovery of America and the Islands adjacent. Ed. by John Winter. Lond. 1850.

Ferd. de Soto, The discovery and conquest of Terra Florida, transl. out of Portuguese by Rich. Hakluyt. Lond. 1851.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima à Perou: exécutée par Fr. de Castelnau. Histoire du voyage. T. 2 — 4. Par. 1851.

Brosset, Rapports sur un voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Arménie, exécuté en 1847 — 1848. Livr. 3 et dernière, avec Atlas. Pétersb. 1851.

A. Schülke, Veneſtes über Auswanderung und von Ausgewanderten für das Jahr 1851. Leipzig 1851.

O. Hübner, Statistische Tafel aller Länder der Erde. Leipzig 1851.

Od. Bræonnier, La geographia applicata alla storia . . . ed. Lazari. Vol. I. fasc. 1. Venezia 1851.

A. Guvot, Grundzüge der vergleichenden physikal. Erdkunde in ihrer Beziehung zur Geschichte des Menschen. Leipzig 1851.

J. Hölzabfel, Der deutsche Ritterorden in seinem Wirken für Kirche und Reich. Wien 1850.

Fr. v. Kämmer, Antiquarische Briefe von A. Böckh u. s. w. Leipzig 1851.

Annali dell' istituto di corrispondenza archeologica. Vol. 21. Roma 1850.

Bulletino dell' istituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1850. Roma 1850.

Monumenti inediti pubblicati dall' istituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1850. Fasc. 1. 2. Roma 1850.

Dr. H. Brugsch, Sammlung demotisch-griechischer Eigennamen ägyptischer Privatleute aus Inschriften und Papyrusrollen zusammengestellt. Berlin 1851.

Dr. H. Brugsch, Inscriptio Rosettana hieroglyphica etc. Berl. 1851.

Dr. H. W. Schulz, Die Amazonen-Basis von Ruvo erklärt u. s. w. Leipzig 1851.

Dr. J. L. Saalschütz, Zur Kritik Manetho's u. s. w. Königsberg 1851.

A. J. Layard, Inscriptions in the cuneiform character from Assyrian monuments. Lond. 1851.

Rich. Lawrence, Elgin marbles from the Parthenon at Athens. Lond. 1818.

F. Getty, Notices of Chinese Seals found in Ireland. Dublin 1850.

V. Langlois, Essai sur les monnaies des rois arméniens de la dynastie de Roupène. Par. 1850.

Alex. Moreau de Jonnés, Statistique des peuples de l'antiquité. T. 1. 2. Par. 1851.

A. Flegler, Das Königreich der Longobarden in Italien. Leipzig 1851.

F. Gauttier d'Arc, Histoires des conquêtes des Normands en Italie, en Sicile et en Grèce. Première époque 1016 — 1085. Avec Atlas. Paris 1830.

Dr. J. Zehr, Geschichte der europäischen Revolutionen seit der Reformation. Bd. 2. Tübingen 1851.

M. Sempéré, Considerations sur les causes de la grandeur et de la décadence de la monarchie Espagnole. T. 1. 2. Par. 1826.

- Ferd. Ranalli, Storia degli avvenimenti d'Italia. Fasc. 20 — 27. ed ultimo. Firenze 1851.
- A. Frizzi, Memorie per la storia di Ferrara. 2. ediz. Fasc. 7 — 14. Ferrara 1849.
- Vinc. Lazari, Scrittura di Jacopo Sansovino etc. Venezia 1850.
- Salvat. de Renzi, Topografia e statistica medica della città di Napoli. 4. ediz. Napoli 1845.
- G. La Masa, Documenti della rivoluzione Siciliana del 1847 — 1849 in rapporto all' Italia. Torino 1850.
- Alph. Balleydier, Histoire de la révolution de Rome. Vol. 1. 2. Par. 1851.
- L. G. J. de Brequigny, Table chronologique de diplomes . . . concernant de l'histoire de France. T. VI. Par. 1851.
- Diplomes et chartes de l'époque mérovingienne . . . par M. Létronne. Livr. 5. Par. 1851.
- Les Mérovingiens et les Carlovingiens et la France sous ces deux dynasties. T. I — III. Par. 1816.
- M. Thiers, Histoire du Consulat et de l'empire. Vol. 9. 10. Par. 1851.
- Almanach national; annuaire de la république française pour 1851. Par. 1851.
- E. Besse, Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. I. Abtheilung. Preußen Th. 1. 2. Hamburg 1851.
- Dr. Steiner, Codex inscriptionum romanarum Danubii et Rheni. Inscriptiones Germaniae primae et Germaniae secundae. Th. 1. Seligenstadt 1851.
- J. W. Appell, Kurbessen in einer geographisch-statistisch-historischen Uebersicht. Darmstadt 1851.
- G. A. Ackermann, Systemat. Zusammenstellung der im Königreiche Sachsen bestehenden frommen und milden Stiftungen. Leipzig 1851.
- Fontes rerum Austriacarum. II. Abtheilung. Diplomataria et acta. Bd. 3. Das Stiftungen: Buch des Cistercienser-Klosters Zweßl. Herausg. von J. von Fraß. Wien 1851.
- Uebersichts-Tafeln zur Statistik der österr. Monarchie, zusammengestellt von der k. k. Direction der administrativen Statistik. Wien 1850.
- F. Palaeky, Dějiny národu českého. Dílu III. Částka 1 od roku 1403 Do 1424. W Praze 1850.
- Archiv des ungarischen Ministeriums und Landes-Vertheidigungs-Ausschusses. Redig. von J. Janotkyh v. Adlerstein. Bd. 1. Altenb. 1851.
- J. v. Pillersdorf, Die österr. Finanzen beleuchtet. 2. Aufl. Wien 1851.

- U. Feunés, Ungarn im Vormärz. Nach Grundkräften, Verfassung, Verwaltung und Kultur dargestellt. U. d. Ungar. Leipzig 1851.
- W. Hahn, Friedrich der Erste König von Preußen. Im Jahre 1851 dem 150jährigen Königreich. Berlin 1851.
- U. v. Wibleben, Aus alten Parolebüchern der Berliner Garnison zur Zeit Friedrichs des Großen. Berlin 1851.
- A. Trendelenburg, Zum Gedächtniß Friedrichs des Großen. Berlin 1851.
- U. J. Kiedel, Zehn Jahre aus der Geschichte der Auherrn des preuß. Königshauses. Berlin 1851.
- Jr. K. Mühlbauer, Das Militär: Medizinal: Wesen Bayerns. Erlangen 1849.
- Ed. Devrient, Das Passionspiel im Dorfe Ober-Ammergau in Oberbayern und seine Bedeutung für die neue Zeit. Leipzig 1850.
- G. M. L. Pillot, Histoire du parlement de Flandres. Vol. 1. 2. Douai 1849 — 50.
- Edw. Jones, Index to records, called the originalia and memoranda on the Lord treasurer's Remembrancer's Side of the Exchequer. Vol. 1. 2. London 1793 — 1795.
- W. Johnston, England as it is, political, social and industrial in the Middle of the nineteenth century. Vol. 1. 2. Lond. 1851.
- M. Villemain, Histoire de Cromwell. Brux. 1851.
- Bibliotheca Gloucestrensis: a collection of scarce and curious tracts relating to the county and city of Gloucester. Part I — III. Gloucester 1823 — 1825.
- M. Guizot, Monk. Chûte de la république et rétablissement de la Monarchie en Angleterre en 1660. Etude historique. Brussel 1850.
- Grafton's chronicle or history of England. From the year 1189 to 1558. Vol. I. II. Lond. 1809.
- E. J. Wegener, Aftenmäßige Beyträge zur Geschichte Dänemarks im 19. Jahrhundert. Th. I. Lief. 1. 2. Copenhagen 1851.
- U. Erismann, Armee und Militärsanitätswesen der Herzogth. Schleswig-Holstein. Bern 1851.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. März.

Nro. 38.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

1. Revue Archéologique.
2. The Museum of the Classical Antiquities.
3. Zehntes Programm zum Berliner Winkelmannsfest.
4. Ueber das Metroon zu Athen.
5. Denkmäler und Forschungen.
6. Archäologischer Anzeiger.

(Fortsetzung.)

Nr. 5. Denkmäler und Forschungen. Ich hebe aus Nr. 26 und 27 des Jahrgangs 1851 der archäologischen Zeitung aus: a. „Herakles und die Winter-Hora; Fragmente eines Zuges zur Peleushochzeit. Hierzu die Abbildung Tafel XXVI. von C. B. Stark. — b. Kyzikos und Herakles. Hierzu die Abbildung Taf. XXVII. von Theodor Panofka.“

Ehe ich von diesen neuesten Abhandlungen über Herakles spreche, erinnere ich, daß von alten und neuern Schriftstellern kein Gott oder Heros mehr und vielseitiger behandelt worden ist, als eben dieser ¹⁷⁾, in artistischer Hinsicht, besonders seit dem

17) Eine Uebersicht gibt K. O. Müller im Handbuch der Archäologie der K. S. 110. 1 — 9. u. 411. 1 — 6, wozu noch einige neuere vor den obigen kommen, wie z. B. Hercule tuant l'Hydre de Lerne par M. Roulez; Étude du Mythe Géryon par J. de Witte à Paris 1841. Conjectures archéologiques sur le torse de Belvédère à Paris 1842; Minervini über Hercules und Iola, und meine

großen Zuwachs an Vasenbildern und seit der Entdeckung der Sculpturen von Olympia. — Jetzt begrüßen wir in dem Verfasser der ersten Abhandlung (a) einen jungen Archäologen, der nach gründlichen philologischen Studien in Deutschland die Früchte seiner italienischen Reise schon in einer Anzahl kleiner Schriften ¹⁸⁾ niedergelegt hat, in welchen sich ein reger Forschungsgeist, lebendiger Sinn für alte und neue Kunst mit einer schönen Darstellungsgabe vereinigen. Diese guten Eigenschaften bekrunden sich auch durch obige Abhandlung, woraus ich mehrere Hauptsätze hier aushebe (S. 290 ff.). „Ein im Katalog von Götting [Ausgabe II. unter Nr. 135 ¹⁹⁾] beschriebenes Relief im Gypsabguß zeigt uns augenscheinlich das Stück eines größeren Frie-

eigene Abhandlung: De vasculo Hereuleum Buzygen Minoemque exhibente (in den Annali dell' Instituto archeologico di Roma Tom. VII. (vgl. Symbolik I. S. 98 und IV. S. 417 dritte Ausgabe.)

18) De Tellure Dea deque eius imagine a Manuele Phile descripta Commentatio. Scripsit Carolus Bernhardus Stark. Jenae 1848 mit einem Kupferstich, eine Florentiner Gemme darstellend. Quaestiones Anaereonticae; Kunst und Schule; Rom und Köln; endlich: Albrecht Dürer und seine Zeit.

19) Nämlich des archäologischen Museums zu Jena, wohin dieser Gypsabguß nebst mehreren andern durch Mittheilung des Cavaliere Campana gekommen. S. hierzu den Kupferstich auf Taf. XXVI. 1 und 2 mit der Unterschrift: „Herakles und die winterliche Hore. Thonreliefs vom Götterzuge zur Hochzeit des Peleus.“

ses, den ein Egerstab bekront. — Wir erblicken auf ihnen zwey Gestalten nach der rechten Seite für den Beschauer vorwärts schreitend. Voran tritt eine jugentliche, männliche, nackte Gestalt, die einen auf den Rücken geworfenen Stier auf der linken Schulter trägt. — Die gewaltige, die Last aufwiegende Kraft erfüllt den ganzen Körperbau, und besonders äußert sie sich in dem starken, stierähnlichen Nacken und dem kurzen Haupthaar. Das Gesicht ist bartlos, und stimmt ganz mit dem überhaupt sich aussprechenden Ephebenalter überein. Ein Löwenfell fällt von der linken, nicht sichtbaren Schulter herab. — Es folgt eine jugendliche weibliche mädchenhafte Gestalt in derselben Richtung ruhig mit dem linken Fuße vorangehend. Sie ist reich bekleidet in starkwolligem, die Jagdstiefel an den Füßen zeigenden Chiton, der zu einem κόλπος aufgeschürzt ist; eine über beyde Schultern gelegte, besonders faltig über den rechten Arm aufbausende ἀμπεχόνη fällt auf den Rücken länger herab. Sie trägt über der linken Schulter einen Knotenstock, an dem ein paar todtte Wasserhühner und ein Hase als Jagdgewinn hängen, während die Rechte eine todtte Sau²⁰⁾ an den Hinterfüßen nachschleift. Wir sehen, beyde Gestalten eilen Gaben bringend als zu einem Opfer oder Schmause nach derselben Seite. Der Styl ist ein ächt griechischer von einem wunderbaren Schwung der Linien, und erinnert sehr an die Auffassung jener tanzenden Chariten, wie sie auf dem Relieffstück im Museo Chiamonti erscheinen.“ — Nachdem darauf der Verfasser einige andere Deutungen beseitigt und die dargestellte Handlung näher besprochen hat, fährt er fort: „Die weibliche Gestalt, welche Gegenstände der Jagd trägt, ist offenbar die Hora des Winters, wie sie ganz in der nämlichen Auffassung auf zwey Basreliefs erscheint; —

20) Ich erinnere hierbei an einen von Raoul-Rochette (Mémoires d'Archéolog. comp. p. 363. mit pl. V. nr. 7.) beschriebenen etruskischen Scarabäus, worauf der phöniciſche Hercules mit einem Löwen auf der Schulter und mit einem Wildschwein, das er kopfunterwärts am Schweife hält, mit der Bemerkung: „Le sanglier, symbole de la saison froide de l'année, par opposition au lion, symbole des chaleurs-dévorantes de l'été.“

daß die Horen vor Allem bey dem hochzeitlichen Zuge und der darauf folgenden εὐωχία der Götter einen Platz haben, liegt in der tieferen Beziehung des nach dem Wechsel der Zeiten geregelten schaffenden ehelichen wie tellurischen Lebens; sie bereiten ja (nach Moseh. Idyll. II, 166 ed. Herm.) Zeus und Europa das eheliche Lager. Zugleich sind sie recht eigentlich die Geberinnen der nothwendigsten Gaben des Lebens. Also erscheinen sie bey den zwey Hauptdarstellungen von feyerlichen γάμοι der Götter, dem des Peleus und der Thetis (Apoll. III. 13). — Nun fragt sich aber dreyerley: in welcher Beziehung steht Herakles zu den Horen, daß er als ihr ἀεχμηός gleichsam erscheint? wie kommt er dazu, Stierträger zu seyn? haben wir sonst Spuren von seinem Erscheinen bey jenem Hochzeitszuge?

In dem Mythos des Herakles geht neben der rein ethischen hellenischen Grundidee immer die physische, in der syrisch-phöniciſchen Auffassung wurzelnde durch. Dort ist er das durch die 12 Zeichen sich durchkämpfende Sonnenjahr, dort der Chronos, der die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten erhält²¹⁾. — Die Beantwortung der zweenen Frage wird so eröffnet: „Aber er trägt einen Stier und einen getödteten auf der Schulter. Gehört der Stier zu jedem Opferschmaus, also besonders zum hochzeitlichen, wird der Götterschmaus auch als ein irdischer dargestellt, so kann Niemand ihn dazu als Gabe bringen, als eben Herakles. Er ist ja der τειρογόρος (Theocr. Id. 17, 20), der βοργάρος, βοῦλιμος, βοῦδίτης²²⁾.“ — „Es fragt sich endlich,

21) Mit Recht führt der Verfasser hierbei Movers Phönice. I. S. 445 an. Er hätte auch die Symbolik, besonders in der dritten Ausgabe, anführen können, wo in einer ganzen Reihe von Erörterungen die Ideen von Herakles als dem die zwölf Zeichen des Thierkreises durchkämpfenden Jahresgott, als Wanderer, als Natur- und Ehegott (namentlich II. S. 604 — 659) durchgeführt sind.

22) Auch hier enthalte ich mich weiterer Auszüge, weil Jedermann das Weitere bey mir nachlesen kann; sowohl in der oben angeführten lateinischen Abhandlung über ein Erbachisches Vasenbildchen, worauf Herakles als Ochsenpanner (βοῦδίτης) erscheint,

erscheint Herakles sonst bey jenem Hochzeitszuge? Unter den von Ptolemäus (Hephäst. VI. p. 196 ed. Western.) als Geschenke bringend angeführten Göttern ist er allerdings nicht aufgeführt, aber auch nicht die Horen. Auf dem Relief von Zoega (Bassirilievi di R. tab. 52) ist überhaupt kein größerer Zug dargestellt. Dagegen auf der François = Vase können wir in dem fünften, leider fast ganz zerstörten Biergespann ziemlich mit Bestimmtheit Athena und Herakles voraussetzen. — Also werden wir auf unserm Relief kein Hinderniß finden, den Herakles mit Horen als zum γάμος des Peleus und der Thetis schreitend zu erkennen“²³⁾.

Die zweyte Abhandlung (b), die ich aus demselben Hefte aushebe (Nr. 27), überschrieben Kyzikos und Herakles, eröffnet der geniale Th. Panofka mit folgendem Vorwort. „Die bildende Kunst hat uns zumal auf Vasen mit Thaten des Herakles, nicht bloß mit der bekannten Zwölfszahl, sondern auch den Kämpfen mit Antäos, Alkyoneus,

und wo ich die Zeugnisse der Griechen und Latiner über die thessalischen und rhodischen Sagen, worin Herkules auch als Ochsenhauer (Βουβοκόρας) erscheint, zusammengestellt habe. (S. Istituto archeologico di Roma, Annali VII. pag. 108 sqq.) — Jetzt kann man das Wesentliche in der dritten Ausgabe der Symbolik I. S. 98 und IV. S. 417 finden.

- 23) Zur Unterstützung dieser Deutung verweist E. Gerhard auf Tafel XXIII. XXIV. ebendasselbst, wofellst die François = Vase abgebildet ist, und bringt auf Tafel XXVI. Nr. 2 aus Campana's Opere diplastica tav. 61. die hierher gehörigen Tonplatten mit den Figuren der übrigen Horen und mit Peleus und Thetis bey. — Hiermit, füge ich hinzu, reihen sich also diese Thonreliefs den zahlreichen andern hochzeitlichen Darstellungen an, die wir auf antiken Denkmälern antreffen, und wovon R. D. Müller im Hdb. d. Arch. d. R. S. 99. und besonders S. 429. eine Uebersicht liefert, wozu ich jetzt noch beifüge: De Witte, Cabinet Durand p. 217 — 224 und Roulez, Notice sur deux peintures de Vases à Sujets Nuptiaux (im Bulletin de L'Acad. de Bruxelles, Tom. VIII. nr. 6.)

Eryx, Geryones, Kynnos²⁴⁾ u. a. so reichlich gesegnet, ohne daß für die Religionsforschung oder Symbolik erheblicher Gewinn daraus erwuchs, daß man fürwahr keinem den Fortschritt seiner Wissenschaft wahrhaft liebenden Archäologen verdenken kann, wenn er sich offenherzig der Herakleen müde bekennt, und die Kunde einer in einem Grabe von Chiusi neu entdeckten gelbfigurigen Amphora, auf welcher wiederum ein Zweykampf des Herakles zum Vorschein kömmt, ohne besondern Enthusiasmus, ja selbst ohne gespannte Neugierde empfängt. Die vorliegende Vase aber, deren Kenntniß wir dem Herausgeber dieser Zeitschrift (E. Gerhard) verdanken, verdient auf keine Weise eine so kalte und gleichgültige Aufnahme, da sie nicht nur unter den sämmtlichen auf Herakles bezüglichen Bildwerken eine der ersten Stellen beansprucht, sondern auch in der Gattung der Vasen überhaupt als eine der lehrreichsten zu gründlicher Prüfung auffordert²⁵⁾. —“

Die auf der Hauptseite gemalte Scene macht uns zum erstenmal mit einem Mythos bekannt, der bisher übersehen fast zu den „verlegenen“ (worüber Panofka eine gelehrte von mir anderwärts besprochene Schrift bekannt gemacht hat) sich zählen darf. Er bildet einen der wichtigern Momente des Argonautenzuges, an dessen Spitze die Traditionen einerseits den Herakles, andererseits den Jason sehen, und lautet also:

„Kyzikos, König der Dolionen zu Kyzikos an der Propontis, hatte einem Orakel gemäß die bey ihm landenden Argonauten freundlich aufgenom-

24) Dieser, bemerke ich hierzu, schon am Amokläischen Thron (Pausan. III. 18. 7) und vielleicht auch am Theseion zu Athen dargestellt; vergl. D. Müller's Handb. S. 99. 6. S. 410. 4. auf etruskischen Gemmen S. 175. No. 2. — Ueber Geryones habe ich de Witte's Mémoire schon oben angeführt, wo auch andere herakleische Kämpfe genannt sind.

25) Der Verfasser gibt darauf eine kritische Recension dieses Mythos, wozu ich noch Hyginus fab. XVI. hinzufüge und bemerke, daß schon Muncker und Staberden p. 60 die Variationen in dieser Sage nachgewiesen.

men. Doch als dieselben nach ihrer Abfahrt vom Sturm zurückgetrieben in der Nacht abermals landeten, wurden sie von den Dolionen für die feindlichen Makrier angesehen und bekämpft, wobey Kyzikos durch Jason oder Herakles ums Leben kam. Am Morgen erkannte man den Irrthum, weshalb die Argonauten drey Tage mit den Dolionen um Kyzikos trauerten und ihm zu Ehren Leichenspiele einsetzten.“ (Darauf sucht der Verfasser durch kritische Prüfung der Zeugnisse und der einzelnen Züge der Malerey in Gestalten, Waffen und Attributen die Entscheidung zu begründen, daß in diesem Vasenbilde nicht Jason, sondern Herakles vorgestellt sey, und fährt dann fort:) „Durch Löwenfell und scythischen Bogen in der Linken hat der Maler den unbärtigen Herakles hinreichend charakterisirt, zugleich aber durch die Beinshienen, die er ihm beylegt, den Krieger und Anführer bey der Argonautenexpedition, so wie durch den erhobenen Anker, dessen sich seine Rechte gleich einer Streitart zur Gegenwehr bedient, den sich die Landung erstreitenden Heros sinnreich und klar bezeichnet.

In dem Krieger, der in vollständiger Rüstung mit seiner Lanze herbeyellt, um den Herakles anzugreifen, läßt sich Kyzikos um so weniger erkennen, als seine Kopfbedeckung den Sohn des Aeneas und der Aeneas 26), den Dolionen verräth, wie wir sie auf Münzen von Ainos 27) auf dem

26) Obschon Aeneas in der Note wiederholt wird, muß es doch Aeneas heißen (*Αἰνέας* — *Αἰνήτη*); s. Apollon. Rhod. I. 950. Orph. Argon. vs. 605 sq., vergl. Muncker ad Hygin. fab. 16 pag. 59 und Parthen. Narratt. amatorr. 28. p. 177 mit Westermann.

27) Der Verf. verweist auf Mionnet Pl. XL. 3. u. U. Das Lob, das Heinr. Meyer Gesch. der Kunst II. S. 247 diesen Großsilbermünzen ertheilt, finde ich durch ein vor mir liegendes Exemplar bestätigt. Die im Verfolg angeführte Kyzikener Goldmünze erinnert mich an einen ebenfalls vor mir liegenden Gold:Stater (*Κυζικηνὸς στατήρ*, abge-

Haupt des Hermes Dolios finden. Nicht minder stimmt sein jugendliches Gesicht wie seine Gestalt mit des Apollonius (Arg. I. 962. o. Schol.) Schilderung des noch flaumbärtigen und kinderlosen Fürsten wohl überein. Es wird sodann die herbeyellende und ihre Rechte auf die Schulter des bedroheten Herakles legende besügelte Athene hier als Athene Jasonia, Athene die Helferin bezeichnet, und zuletzt mit der Bemerkung geschlossen: „Die Aehnlichkeit, welche Kyzikos auf unserer Vase in seiner Stellung mit dem behelmteten Krieger in raschem Lauf, einen Thunfisch hinter sich, auf einer Goldmünze von Kyzikos (Mionnet Deser. II. 527. 77.) verräth, berechtigt wohl, diesem Krieger den Namen Kyzikos beyzulegen.“

(Schluß folgt.)

bildet bey Sestini degli Stateri antichi p. 49 tav. IV. mit dem Löwenkopf), gehörig zu den gangbarsten Goldmünzen in den Handelsplätzen der ältesten Welt, ohne daß man den venetianischen Zeechino von solchen Cyzioenis herleiten darf, wie noch in der Real-Encycl. von Paultz II. S. 835 wiederholt wird (s. meine deutsch. Schriften zur Archäol. I. S. 335). — Wenn Niebuhr in den Vorträgen über alte Geschichte I. S. 103 Recht hätte, daß es lydische Münzen seyen, so dürfte man vielleicht an Herakles, als Sonnengott und Schußherrn ihrer Hauptstadt Sardes im Zeichen des Löwen (Symbolik II. S. 632 f. dritte Ausg.) denken.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. März.

Nro. 39.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung).

- Al. v. Reuß, Versuch über die geschichtliche Ausbildung
der russ. Staats- und Reichs-Verfassung. Mitau
1829.
- Dr. G. Weil, Geschichte der Chalifen. Bd. 3. Mann-
heim 1851.
- Ch. Texier, Description de l'Arménie, la Perse et
la Mésopotamie. Livr. 19 — 29. Paris 1850.
- L. Stöckler, Venezuela und die deutsche Auswanderung
dorthin. Hamburg 1851.
- Memoirs of a life chiefly passed in Pennsylvania with
in the last sixty years. Edinb. 1822.
- J. Bigelow, Jamaica in 1850. New York 1851.
- L. G. Vischer, Chronologische Tafel voor de Ge-
schiedenis der Israeliten in Nederland. Utrecht
1850.
- Dr. G. Brecher, Das Transcendentale, Magie und ma-
gische Heilarten im Talmud. Wien 1850.
- A. Dehlsenschläger, Meine Lebenserinnerungen. Ein Nach-
laß. Bd. 2 — 4. Leipzig 1851.
- H. Ch. Heimbürger, Urbanus Rhegius. Nach ge-
druckten und ungedruckten Quellen dargestellt. Go-
tha 1851.
- Dr. A. M. Schulze, Christian Ferdinand Schulze nach
seinem Leben und Wirken. Gotha 1851.
- Ch. Lenormant, M. de Chateaubriand et les mé-
moires d'outre-tombe. Par. 1850.
- J. Döllinger, Luther, eine Skizze. Freib. 1851.
- M. A. Charma, Lanfranc, notice biographique, litté-
raire et philosophique. Par. 1849.
- Abbé C. Carton, Biographie de M. Pierre Simons,
évêque d'Ypres. Bruges 1844.
- Biographie des hommes remarquables des Basses-Alpes.
Digne 1850.
- H. J. Blinterim, Hermann II. Erzbischof von Köln
aus authentischen Urkunden dargestellt. Düsseldorf
1851.
- M. Bermann, Oesterreichisches biographisches Lexikon.
Heft 1. Wien 1851.
- J. Woolman, A journal of the life, gospel labours
and christian experiences of that faithful minister
of Jesus Christ. Lond. 1847.
- Ed. Texier, Histoire des journaux. Biographie des
journalistes. Par. 1851.
- S. Tuke, Memoirs of the life of Stephen Crisp. York
1824.
- E. Fr. v. Schrautenbach, Der Graf von Zinzendorf
und die Brüdergemeinde seiner Zeit. Gnadau 1851.
- A memoir of the life, travels and gospel labours of
George Fox. Lond. 1850.
- Dr. E. J. Diest-Lorgion, Balthasar Bekker in Am-
sterdam. Een portret uit de zeventiende eeuw.
Deel I. Groning. 1851.
- Th. Chalkley, A journal of the life, travels and
christian experiences. Lond. 1850.
- Lord Holland, Foreign Reminiscences. Ed. by his
son H. Edw. Lord Holland. Lond. 1850.
- L. Baur, Urkundenbuch des Klosters Arnburg in der
Wetterau. Heft 2. Die ungedruckten Urkunden vom
Jahre 1300 — 1355. Darmstadt 1850.
- Dr. Ad. Peters, Die symmetrischen Gleichungen mit
2 Unbekannten. Dresden 1851.
- Dr. Jos. Salomon, Die Regelschnitts-Linien oder die

- Elemente der analytischen Geometrie in der Ebene. Wien 1851.
- B. Tortolini, *Sopra alcune superficie curve derivate da una data superficie*. Roma 1847.
- A. A. Cournot, *Elementarbuch der Theorie der Functionen, oder der Infinitesimalanalyse*. Deutsch von Dr. C. H. Schnuse. Darmstadt 1845.
- L. A. Sohnke, *Analytische Vorlesungen*. Bd. 1. Abth. 1. *Analytische Geometrie*. Halle 1851.
- J. Weissbach, *Versuche über die Leistungen eines einfachen Reactionsrades*. Freiberg 1851.
- Fr. Boshforth, *Praktische Anweisung zu der Construction schiefer Brücken mit Spiral- und mit abgewogenen Schichten*. Weimar 1851.
- J. B. Eypenauer, *Ueber den Wandelstern Saturn, den Ringträger und seine Monde*. Bamberg 1851.
- Dr. C. H. Schulz-Schulkenstein, *Der organisirende Geist der Schöpfung als Vorbild organischer Naturstudien*. Berlin 1851.
- N. Dellingshausen, *Versuch einer speculativen Physik*. Leipzig 1851.
- D. L. Erdmann, *Lehrbuch der Chemie*. 4. vollst. umgearb. Aufl. Lief. 2 und letzte. Leipzig 1851.
- C. W. G. Kastner, *Chemie zur Erläuterung der Experimentalphysik*. Erlangen 1850.
- Dr. F. C. Schueldee, *Grundzüge der allg. Chemie mit bes. Rücksicht auf die Bedürfnisse des ärztlichen Studiums*. Wien 1851.
- C. Vogt, *Zoologische Vorträge*. Bd. 1. Lief. 3 — 6. Frankfurt 1851.
- C. Du Bois-Reymond, *Ueber thierische Bewegung*. Berlin 1851.
- J. P. C. Stetsu, *Die lebenden Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins*. Berlin 1850.
- El. Fries, *Summa vegetabilium Scandinaviae. Sectio posterior*. Holmiae 1850.
- J. G. Agardh, *Species, genera et ordines ulgarum*. Vol. II. 1. *Algae floridum complectens*. Lundae 1851.
- Dr. H. Hoffmann, *Untersuchungen über den Pflanzenschlaf*. Gießen 1851.
- Dr. A. Braun, *Betrachtungen über die Erscheinung der Verjüngung in der Natur, insbesondere in der Lebens- und Bildungsgeschichte der Pflanze*. Leipzig 1851.
- L. E. Schaerer, *Enumeratio critica Lichenum europaeorum quae ex nova methodo digerit*. Bernae 1851.
- L. Pilla, *Trattato di Geologia*. Vol. II. Pisa 1851.
- Dr. F. A. Walchner, *Handbuch der Geognosie*. 2. Aufl. Lief. 5 — 7. Karlsruhe 1851.
- Herm. und Ad. Schlagintweit, *Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen*. Leipzig 1850.
- A. Rivière, *Notice relative à certains gîtes métallifères de la partie des Alpes etc.* Par. 1850.
- Dr. C. E. v. Leonhard, *Mineralogie und Geognosie*. 3. verb. Aufl. Stuttgart 1851.
- M. H. Landrin, *De l'or, de son état dans la nature etc.* Par. 1851.
- Dr. J. G. Kurr, *Grundzüge der ökonomisch-technischen Mineralogie*. 3. verm. Aufl. Leipzig 1851.
- A. Catullo, *Osservazioni sopra i terreni Postdiluviani nelle provincie Austro-Venete*. Padova 1834.
- Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur im J. 1849. Breslau 1850.
- C. Chr. Fr. Göbel, *Agriculturchemie*. Erlangen 1850.
- C. Stumpf, *Waldbau*. Aschaffenburg 1849.
- R. S. Burn, *Praktisches Handbuch der Ventilation oder Lüftung von Gebäuden*. U. d. Engl. bearb. von Dr. C. Hartmann. Leipzig 1851.
- L. v. Babo, *Die Erzeugung und Behandlung des Traubenweines*. Frankfurt 1851.
- H. W. v. Pabst, *Anleitung zur Rindviehzucht*. Stuttgart 1851.
- C. Fr. Eschke, *Ueber Messung und Cubirung der runden Nughölzer*. Chemnitz 1851.
- Dr. C. Herzberg, *Vollst. Handbuch der chemischen Fabrikkunde*. Weimar 1851.
- M. Vogelgesang, *Lehrbuch der Eisen-Emaillekunst*. Braunschweig 1851.
- A. Grünner, *Die Augustin'sche Silberextraction in ihrer Anwendung auf Hüttenprodukte und Erze*. Braunschweig 1851.
- Dr. C. Zerrnauer, *Anleitung zum Gold-, Platin- u. Diamanten-Waschen aus Seifengebirge, Ufer- und Flussbett-Sand*. Leipzig 1851.
- A. Burat, *Angewandte Geognosie*. Berlin 1844.
- Dr. C. v. Kalkenborn, *Grundsätze des prakt. europäischen Seerechts*. Bd. 1. Berlin 1850.
- Dr. F. H. Ungewitter, *Geschichte des Handels, der Industrie und Schifffahrt*. 2. verm. Aufl. Leipzig 1851.
- Rechtliche Entscheidungen und Gutachten der württembergischen Handelschiedsgerichte und Privathandelskammern. Lief. 1. 1843 — 1850. Stuttgart 1851.
- Fr. Bohn, *Handlungswissenschaft*. 5. Aufl. Leipzig 1851.
- W. Venetke, *System des See-Assekuranz- und Bod-*

- merci-Befens. Umgeord. von S. Kette. Bd. 1. Hamburg 1851.
- Auswahl handelsgerichtlicher Streitfälle verhandelt vor dem bremischen Handelsgericht. Heft 1. Bremen 1851.
- B.** Volk, Des Menschen Wesen in seinen westlichen Zügen und Zeichen. Bd. 2. Erlangen 1850.
- Dr. J. E. Föbisch, Entwicklungsgeichte der Seele des Kindes. Wien 1851.
- A. Heintel, Ein Wort über den Stand der Volksschulen in Oesterreich. Steyr 1850.
- L. Kellner, Die Pädagogik der Volksschule in Aphorismen. 2. verm. Aufl. Effen 1851.
- E. E. Hager, Die neueste Aufgabe der Volksschule. Eine Preisschrift. Leipzig 1851.
- Dr. Fr. Zeller, Pestalozzi und Rousseau. Frankf. 1851.
- Mic. Nicolas, Introduction à l'étude de l'histoire de la philosophie. Vol. 1. 2. Par. 1849—50.
- G. W. Schulz, Theorie der Gegenätze oder Entwurf des Normalprinzips. Königsb. 1851.
- Vinc. Gioberti, Del bello. Capolago 1840.
- —, Del buono. Capolago 1851.
- —, Lettre sur les doctrines philosophiques et politiques de M. de Lamennais. Capolago 1850.
- Dr. G. Widenmann, Gedanken über die Unsterblichkeit als Wiederholung des Erdenlebens. Bekrönte Preisschrift. Wien 1851.
- Dr. E. Bauer, Symbolik des Kosmos. Weimar 1851.
- Publications of the Percy Society.**
- Fr. W. Fairholt, Poems and songs relating to George Villiers, Duke of Buckingham. London 1850.
- C. Hardwick, An anglo - saxon passion of St. George. Lond. 1850.
- J. O. Halliwell, The loyal Garland: a collection of songs of the seventeenth century. Lond. 1850.
- J. Payne Collier, Old ballads. Lond. 1840.
- Ch. Mackay, A collection of songs and ballads relative to the London prentices and trades. London 1841.
- C. T. Croker, The historical songs of Ireland. Lond. 1841.
- The pain and sorrow of Evil marriage. Lond. 1840.
- J. O. Halliwell, The early naval ballads of England. Lond. 1841.
- W. Rowley, A search for money. Lond. 1840.
- J. Payne Collier, The mad pranks and merry jests of Robin Goodfellow. Lond. 1841.
- Th. Wright, Political Ballads published in England during the commonwealth. Lond. 1841.
- Th. Deloney, Strange histories. Lond. 1841.
- Th. Wright, Specimens of lyric poetry. London 1842.
- Specimens of old Christmas Carols. Lond. 1841.
- J. Orch. Halliwell, The Nursery rhymes of England. Lond. 1842.
- C. Troya, Del veltro allegorico di Dante. Firenze 1826.
- J. Volk, Ueber eine Sammlung spanischer Romane in fliegenden Blättern auf der Universitäts-Bibliothek zu Prag. Wien 1850.
- Collecion de obras poeticas Españolas. La publica Don Miguel Del Riego. P. I. Londres 1843.
- E. Talbot, Essai sur la légende d'Alexandre-le Grand dans les romans français du XII siècle. Par. 1850.
- M. de Seravalle, Charles d'Autriche. Brux. 1848.
- Jules de Saint-Genois, Le chateau de Wildenberg (1604). Vol. 1. 2. Bruxelles 1846.
- M. Holland und A. Keller, Lieder Heinrichs Grafen von Wirttemberg. Tübingen 1849.
- Germania. Jahrbuch deutscher Belletristik. Jahrg. 1851. Bremen 1850.
- G. Scherer, Deutsche Volkslieder. Leipzig 1851.
- J. A. Fischer, Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt. Bd. 6. Abth. 2., welche die Prosaiker vom Jahre 1750 bis jetzt umfaßt. Berlin 1851.
- H. von Plösz, Ueber den Sängerkrieg auf Wartburg nebst einem Vortrage zur Literatur des Nächstfeld. Weimar 1851.
- Russisches Leben und Dichten. Leipzig 1851.
- Franz Dingelstedt, Nacht und Morgen. Stuttgart 1851.
- Ed. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampfe. Bd. 1. 2. Stuttg. 1851.
- Dr. D. L. B. Wolff, Die deutschen Dichter von Gottsched bis zu Goethes Tode. Weimar 1849.
- J. J. Nyssen, Examen critique et littéraire de la Tunisie de Jean-Ladislav Pyrker. St. Trond 1844.
- Milutinowitsch, Volkslieder der Montenegriner und Herzogenthums Serben. Kaschan 1837.
- Van Heembyse. Anna, historisch tafereel uit de Vlaemsche geschiedenis, tydens Maria van Bourgonje (1477). Deel 1. 2. Gent 1844.

- E. Tegnér, Neuere Schriften. U. d. Schwed. übertragen von B. U. Alten. Heft 1. Leipzig 1851.
- Die Edda, die ältere und jüngere, von R. Simrock. Stuttgart. 1851.
- Lettere varie inedite di Veronesi. Pisa 1850.
- F. Z. Collombet, Lettres inédites de Leibniz à l'Abbé Nicaise (1693 — 1699) et de Galileo Galilei au P. Clavius et à Cassiano dal Pozzo. Lyon 1850.
- Sam. Tuke, Selections from the epistles of George Fox. Lond. 1848.
- Galleria dell' J. e Reale Accademia delle belle arti di Firenze. Fasc. 15 et ultimo. Firenze 1851.
- Toiles peintes et tapisseries de la ville de Reims . . . par L. Paris. T. 1. 2. avec planches. Par. 1843.
- V. Dorst, Grabdenkmäler. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des Mittelalters. Bd. 2. Görlitz 1849.
- Dr. J. Piper, Ueber die Gründung der christl. archäologischen Kunstsammlung bey der Universität zu Berlin. Berlin 1851.
- Febus, System der Tonlehre. Wien 1850.
- J. Pharaon et Th. Dulau, Etudes sur les législations anciens et modernes. Classe I. Legislations orientales. I. partie. Droit Musulman. Livr. 1—5. Par. 1839.
- Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. 4. verm. Aufl. Stuttg. 1851.
- Annuaire de l'économie politique et de la statistique. 2 — 8. Année. Paris 1844 — 1851.
- M. E. J. von Thielau, Gemeinschaftliche Produktionssteuer von Salz und Rübenzucker in Deutschland. Braunschweig 1851.
- Em. de Brouwer, Des richesses créées par l'industrie et les arts. Bruges 1850.
- K. Appert, Die Gefängnisse, Spitäler, Schulen, Civil- und Militär-Anstalten in Oesterreich, Bayern, Preussen, Sachsen, Belgien. Bd. 1. Wien 1850.
- C. Maconochie, Verbrechen und Strafe. Das Markfen-System. U. d. Engl. von H. Wulsten. Frankfurt 1851.
- E. v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Th. 2. Der Feldzug von 1807. Bd. 3. Berlin 1851.
- v. Hofmann, Zur Geschichte des Feldzugs von 1815 bis nach der Schlacht von Belle-Alliance. 2. verm. Aufl. Berlin 1851.
- Grundzüge einer Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte. Stuttg. 1851.
- Der Feldzug in Ungarn und Siebenbürgen im Sommer des Jahres 1849. Herausg. vom k. k. Generalstabe des 3. Armeecommandos. Pesth 1850.
- Le Vasseur, Commentaires de Napoléon, suivie d'un résumé des principes de stratégie du prince Charles. P. I. Par. 1851.
- Bava, Relazione delle operazioni militari in Lombardia nel 1848. Torino 1848.
- Streffleur, Die Dienstesvorschriften sämmtlicher Waffengattungen und Branchen der k. k. österreichischen Armee. Abth. 10. Die Armee im Felde. Wien 1851.
- N. Pirogoff, Anatomie pathologique du choléra morbus. Avec Atlas. Pétersb. 1849.
- Dr. Fr. Arnold, Handbuch der Anatomie des Menschen mit bes. Rücksicht auf Physiologie. Bd. 2. Abth. 4. Freib. 1851.
- Dr. J. Engel, Untersuchungen über Schädelformen. Prag 1851.
- M. A. Höfle, Chemie und Mikroskop am Krankenbette. Erlangen 1850.
- C. Fr. Heusinger, Die Miltzkrankheiten der Thiere und der Menschen. Erlangen 1850.
- A. A. Frari, Sulle presenti questioni risguardanti il contagio. Venezia 1847.
- W. Reichel, Ueber das Wesen der Sicht. Erlangen 1850.
- M. Wittich, Die acute Pneumonie und ihre sichere Heilung. Erlangen 1850.
- Dr. A. Pauli, Unfehlbare Heilung der nervösen, rheumatischen und gichtischen Nabel durch Magneto-Electricität. Berlin 1850.
- R. Melzer, Studien über die asiatische Brechruhr. Erlangen 1850.
- J. Moleschott, Lehre der Nahrungsmittel. Erlangen 1850.
- Dr. W. Arnold, Das rationell-spezifische oder idiopathische Heilverfahren. Heidelberg 1851.
- Dr. Stanelli, Was ist der Chloroformtod oder wie ist er zu verhüten? Berlin 1850.
- Dr. C. H. Pfaff, Die asiatische Choleraepidemie im Herzogthum Holstein in dem Jahre 1850. Kiel 1851.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. März.

Nro. 40.

der k. bayr. Akademie der Wissenschaften

1852.

**Annals of India for the year 1848. By
George Buist. Bombay 1849.**

liest man das Vorwort des Hrn. Buist zu seinen Jahrbüchern der indischen Geschichte, so könnte man glauben, die häufig ausgesprochene Behauptung, die Weltgeschichte sey bloß ein für wahr gehaltenes Märchen, wäre in der That vollkommen begründet. Meine Quellen, sagt der Verfasser, sind die Journale und Berichte der Augenzeugen; ich wollte die Begebenheiten erzählen zur Zeit, wo sie noch frisch und anziehend sind; ich konnte nicht warten, bis die amtlichen Denkschriften in den sogenannten blauen Büchern erscheinen. Die Geschichte wird aber hiebey nicht viel verlieren. Man weiß ja, in welchem Grade die dem Druck übergebenen Papiere, welche sich auf die öffentlichen Angelegenheiten Indiens beziehen, verkürzt, verändert und verfälscht werden. Und wie schlecht werden sie überdieß nach ihrer Bekanntmachung benützt! Ein großer Theil desjenigen, was man in Europa für die Historie der drey auf einander folgenden letzten Oberstatthalterschaften im angloindischen Reiche ausgibt, der Regierung des Lord Auckland, des Lord Ellenborough und Hardinge wird von den Beteiligten in ihren amtlichen Schreiben und Erklärungen geradezu geläugnet. Was hörte man nicht Alles über die geheimen Gründe des Heereszuges gegen Afghanistan und wer ihn veranlaßt habe! Nun erklärt Sir Henry Houbhouse im Parlamente, er selbst als Vorsitzender in der indischen Oberaufsichtsbehörde (mit andern Worten als Minister für die

indischen Angelegenheiten) habe den Krieg gegen Afghanistan anbefohlen. Keine Spur findet sich hievon in den zahlreichen, den beyden Häusern vorgelegten Depeschen über diesen unglücklichen Feldzug, der mehr als 15,000 Menschen das Leben kostete und die indischen Finanzen auf lange Zeit zerrüttete. Lord Ellenborough wird gerühmt wegen des Rachezuges gegen Kabul. Nun steht aber in dem blauen Buche zu lesen, daß Lord Auckland ihn bereits anbefohlen und Ellenborough im Gegentheile die Heeresfahrt aufgeben und die Gefangenen in den Händen der Afghanen lassen wollte. Sindh, welches uns jährlich an eine halbe Million Pfund Sterling kostet, wurde gegen die ausdrücklichen Befehle des Oberstatthalters von Sir Charles Napier genommen, und doch schreibt man immer noch, Ellenborough habe die Eroberung Jung-Aegyptens, — so wird Sindh gemeinhin genannt, und Karradschi Jung-Alexandria —, veranlaßt und es wäre dieß eine sehr einträgliche Besitzung. Um diesen Entstellungen, um dieser Unkenntniß entgegen zu treten, wurden die indischen Annalen unternommen. Der Gedanke ist vortrefflich. Der Mangel solcher ostwestlicher oder westöstlicher Jahrbücher wurde schon längst von Allen gefühlt, welche diesem wichtigen Gebiete der neuern Geschichte ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Die orientalischen Zeitungen sind zu umfangreich, schwer zu erhalten und bald nach allen Winden zerstreut, und in die Zeitschriften der gelehrten asiatischen Gesellschaften verirrt sich nur selten eine auf das wirkliche Leben, auf den Orient der Gegenwart bezügliche Nachricht. Der erste vorliegende Band der Annalen ist aber hinter seiner Aufgabe und seinem

Versprechen auf dem Titel, nach welchem er „einen Ueberblick der vorzüglichsten Begebenheiten der britischen Besitzungen in Indien vom 1. Januar 1848 bis zum Ende des zweyten Krieges gegen die Sikh, März 1849,“ geben sollte, weit, sehr weit zurückgeblieben; er enthält keineswegs, was der Titel verspricht, ein Zeitbuch des angloindischen Reiches für das Jahr 1848, sondern eine ausführliche Geschichte dieses zweyten Krieges gegen die Sikh, eine Anzahl Nekrologe und Aufsätze, die sich beynah ausschließlich auf die Regentenschaft Bombay beziehen. „Die lange Dauer des Feldzuges im Pendschab,“ sagt das Vorwort, „habe den Verfasser verhindert, die andern Begebenheiten und die zahlreichen Reformen im angloindischen Reiche zu berichten.“ Aber gerade ein Bericht über die Maßnahmen im Innern des angloindischen Reiches wäre bey weitem das Anziehendste gewesen; über die Kriege gegen die Sikh haben wir Werke und Denkschriften genug, wovon einige auch bereits in den gel. Anzeigen besprochen wurden. Deshalb übergehen wir diese ganze erste Abtheilung des Werkes und heben aus der zweyten der indischen Annalen einen Aufsatz hervor, welcher ein wenig bekanntes Volk betrifft und einen Mann, dessen Namen bey uns vielleicht noch niemals ausgesprochen wurde, der aber nichts desto weniger einzig dasteht in der ganzen neuern Geschichte. Wir meinen das Volk der Parsen und den ersten angloindischen Baronet, Dschamsedschi Dschidschibhoy.

Ein kleiner Theil der Anbeter des Ormuß verläßt im Beginne des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, um den endlosen Bedrängnissen und der Sklaverey der grausamen Muselman zu entgehen, die angestammte Heimath, erscheint an den Küsten Gudscherats und erstreckt sich einer günstigen Aufnahme bey dem einsichtsvollen, menschlich gesinnten Radschah von Sanjan. Dürfen wir den Bericht über diese denkwürdige Begebenheit in einem persischen Werke für eine Probe der Jahrbücher der Meder und Perser halten, — die spätern muselmanischen Dichter und Annalisten geben bloß eine wirre Masse halbmythischer Nachrichten, — so ist ihr Untergang ein großer Verlust. „D machet uns kund,“ so läßt der persische Geistliche Nosari den Radschah

von Sanjan sprechen, „wessen Glaubens ihr seyd*), dann soll euch ein Platz eingeräumt werden. Ihr müßt ferner, wollt ihr euch hier ansiedeln, eure Muttersprache aufgeben und die Sprache der Hind erlernen. Eine andere Bedingniß ist die weibliche Tracht; sie soll sich nicht von der unserer Frauen unterscheiden; ihr müßt eure Rüstungen und Schwerter ablegen und dürft sie nimmermehr tragen; wird eine Heirath geschlossen, so muß der Hochzeitszug des Nachts statt finden. Fügt ihr euch diesem Allen, so soll meine Stadt zu eurer Aufnahme geöffnet seyn.“

(Schluß folgt.)



1. Revue archéologique.
2. The Museum of the Classical Antiquities.
3. Zehntes Programm zum Berliner Winkelmannsfest.
4. Ueber das Metroon zu Athen.
5. Denkmäler und Forschungen.
6. Archäologischer Anzeiger.

(Schluß.)

Die nicht weniger interessanten Erörterungen über die Rückseite dieser Vase muß ich theils der Kürze wegen, theils weil in meinem Exemplar die Tafel XXVII. mit der Abbildung dieser Vasenbilder fehlt, hier übergehen. — Jedoch kann ich mir nicht versagen, eine Stelle daraus anzuführen.

S. 310 f. lesen wir: „Betrachten wir die Kopfbedeckung der drey Götter, so weist sie auf die Anakes hin, die in der ältesten Zeit nicht im Dualismus, sondern in einer Trias, als Tritopatreus, Euholeus, Dionysos angerufen wurden“ u. s. w. — Dazu die Anmerkung: „Trotz

*) Die Quelle ist das Zeitbuch von Sanjan, von einem Dastur Nosari gegen das Jahr 1590 u. Z. verfaßt. Der persische Text befindet sich in dem unten angeführten Werke Wilsons S. 211.

des Beyfalls, dessen sich in der Stelle des Cicero de Nat. Deor. III. 21. die Emendationen Tritopatores für Tritopatreus, Eubuleus für Euboleus und die Einschreibung von Zagreus (siehe Kreuzers Commentar zu d. St.) erfreuen, ziehe ich es vor, die Lesart der Handschriften beizubehalten, Tritopatreus wie Triton auf Poseidon zu beziehen, Euboleus den Gutwerfer von dem Blitzeschleuderer Zeus-Helios zu verstehen, während der dritte Dionysos den Unterweltgott bezeichnet. Dieß hindert mich nicht zu erkennen, daß mit diesen Anakes die Tritopatores der Athener — vielleicht auch in ihrer äußeren Gestalt übereinstimmen.“ — Von Anderm abgesehen, muß ich doch bemerken, daß die Lesart der Handschriften in der attischen Genealogie bey Pausanias I. 14. 2. p. 66. ed. Schub. et Walz wiederholt *Εἰβουλεύς*, nicht einmal *Εἰβόλεύς* geben. — Uebrigens hat von jener Stelle Inghirani (Monumenti Etruschi p. 664) zur Erläuterung eines etruskischen Spiegelbildes (tav. 77) Gebrauch gemacht; und endlich erinnere ich jetzt noch an eine der folgenden Nummern der archäol. Zeitung 1851 (S. 377 — 380), nämlich an die Abhandlung des Herrn v. Paucker: „über den lykisch-kyprischen Termeros und den griechischen dreitheiligen Zeus (*Ζεὺς Τριμερής*).“

Endlich komme ich zum Schluß dieses archäologischen Berichts mit No. 6. „Archäologischer Anzeiger,“ wobey ich mich sehr kurz fassen und nur den ersten Aufsatz, überschrieben Museum zu Karlsruhe berühren werde. Aus dieser Sammlung hatte Hr. Ed. Gerhard schon im vorigen Jahre eine sehr interessante Thonfigur der So in einem gehaltvollen Programm, betitelt „Mykenische Alterthümer,“ beschrieben und ausgedeutet; — welches ich oben unter Nr. 3. nach Gebühr bereits gewürdigt habe. Da er aber im Eingang zu diesem Programm Anmerk. 5. sagt: „Nachdem die Vasen dieser schönen Sammlung durch Kreuzer's Schrift: „Zur Gallerie alter Dramatiker. Auswahl unedirter griechischer Thongefäße“ Heidelberg-1839 [er nennt nicht die zweyte vielfach verbesserte Ausgabe dieser Schrift in meinen: „Deutschen Schriften zur Archäologie“ Darmst. und Leipz. III. S. 69 — 223. (1847)] längst in die Litteratur eingeführt sind, wird für die nicht minder ausgezeichneten son-

stigen Terracotten derselben Sammlung selbst die ungefähre Notiz vermißt, die ein vorläufiges Verzeichniß leicht geben könnte.“ Hier hätte ich doch erwarten dürfen, daß der Verfasser, der im Besitz meiner sämtlichen Deutschen Schriften ist, nachgelesen hätte, was Abth. V. 1. S. 176 f. (vom Jahre 1848) zu lesen steht. Nachdem ich nämlich dort die Entstehungsgeschichte dieser Karlsruher Sammlung erzählt habe, fahre ich fort: — „Ich erhielt vom Großherzog, der mich selbst nach Karlsruhe eingeladen (und füge ich jetzt hinzu: nicht lange darauf fürstlich belohnt hat) den Auftrag, einstmals eine Auswahl der Vasen zu beschreiben und zu erklären. Seitdem ist diese Sammlung eine Zierde der herrlichen, von meinem Freunde dem Oberbaudirector Hübsch in Karlsruhe erbauten Kunsthalle; und da sie dort in ihrer jetzigen Aufstellung von den Archäologen mit aller Bequemlichkeit betrachtet werden, so ist zu hoffen, daß nicht nur die Erklärung der übrigen Vasenbilder, sondern auch der vielen zum Theil höchst zierlichen Terracotten an die Reihe kommen werde; für welche letztere Panofka's schönes Werk: „Die Terracotten des Berliner Museums“ als Muster vorliegt.“

Diese Ausführungen überheben mich der Mühe, nun auch auszuführen, was der Verfasser über die Entstehung dieser Sammlung ebenfalls berichtet. Doch da er des nun auch dort befindlichen „merkwürdigen Mithrasrelief“ gedenkt, so bemerke ich zur Erläuterung, daß ich, nachdem es mir gelungen, dieses Denkmal am 23. April und die folgenden Tage 1833 an's Licht zu ziehen, dasselbe zuerst in den Heidelberger Jahrbüchern von demselben Jahre und dann später 1846 beschrieben und erläutert habe ²⁸⁾. Indem ich mich auf einen flüchtigen

28) In den „Deutschen Schriften zur Archäologie“ II. S. 277 — 377 unter dem Titel „Ueber das Mithreum von Neuenheim bey Heidelberg“ mit Abbildungen und mit Beschreibung anderer Anticaglien, die sich in dieser aedícula vorgefunden, z. B. einer ara Herculis. — Jetzt hat Hr. Felix Lajard in seinem Werke „Recherches sur Mithra“ zwey Abbildungen unsers Mithreum gegeben, nämlich Pl. 92 das Vasrelief und Pl. 107 den Plan und das Profil der Fundamente des Tempelchens.

Ueberblick des Verzeichnisses selbst beschränken muß, bezeuge ich dem Hrn. Ed. Gerhard zuvörderst meine aufrichtige Freude, daß er in Betreff der Terracotten wenigstens vorbereitend nachholen konnte, was mir selbst zu thun theils durch den Drang anderer Arbeiten, theils durch Ungunst der Zeitverhältnisse versagt war, und fordere ihn auf, daß es ihm gefallen möge, diese schöne Sammlung durch Monographien, wie die oben von mir unter Nr. 3. angezeigte, nach ihrem ganzen Werthe bekannter zu machen.

Die Betrachtung dieser Classe von Anticaglien beginnt S. 26 mit der Rubrik I. Statuarische Thonfiguren und wird eröffnet mit den Göttergestalten, die von der Göttermutter an bis zu den Meergottheiten in ihren verschiedenen Kreisen überschaut werden; wobey auch die Gruppierungen nicht unbeachtet bleiben. Es folgen die heroischen Darstellungen; die Terracotten individuellen Bezugs, theatralische, musikalische, gymnastische, erotische, aus dem Kreise des gemeinen Lebens, Sclavengestalten, Thiere, Geräthe, ungefirniste Thongefäße, Stirnziegel, Masken. Den Beschluß macht die Abtheilung Lampen mit Reliefs und endlich anatomische Präparate; letztere aus römischen Funden.

II. Bemalte Thongefäße.

Hierbey muß ich mich auf einige Berichtigungen beschränken, die auch hier durch des Verfassers Nichtbeachtung meiner „Deutschen Schriften zur Archäologie“ nöthig geworden. Ich übergehe daher die übrigen Numern und sogleich die erste.

„2. Amphora. 2 $\frac{1}{2}$ P. Dionysos und Ariadne zwischen Silenen. Rückseite. Thronender Zeus, von Kreuzer in der „Gallerie alter Dramatiker“ S. 49 ff. für Dionysos gehalten, vermuthlich aber auf Athenens Geburt zu deuten.“ — So von mir selbst schon 1840 umgedeutet in den Heidelb. Jahrb. Nr. 6. S. 93 f. S. jetzt „Zur Archäologie III. S. 151 f. und über diese ganze Classe von Bildern Symbolik III. S. 523 ff. dr. Ausg.“)

8. „Ekythos. 1 P. Ismene am Brunnen; nach der gangbarsten Erklärung dieser auch sonst bekannten Scene, die Kreuzer a. a. D. S. 76 ff.

vielmehr auf Menelaos und Andromache zu deuten geneigt war.“ — und noch geneigt ist. S. zur Archäologie III. S. 193 — 211. Eine dritte Ausdeutung dieses Vasenbildes in der Casler Zeitschrift für Alterthw. 1850 S. 25 ff. übergehe ich, aus Achtung gegen einen sonst tüchtigen Archäologen, mit Stillschweigen.)

12. „Krater, 2 $\frac{1}{4}$ P. mit bacchischem Personal, welches durch die Inschriften *Μαργας, Ποσειδων, Μαντας, Σοτελες* (nicht *Σοτερας*) näher bezeichnet, und darnach von Kreuzer u. A. (vergl. Jahn Vasenbilder S. 24) erläutert worden ist.“ (S. zur Archäologie III. S. 147, wo aber die Schwierigkeit, die der Name *Σοτελης*, einer solchen Person gegeben, haben möchte, erwogen wird.)

19. 20. Hier verweist der Verf. auf meine ausführlichen Erörterungen über große Vasenbilder mit dem Urtheil des Paris und mit Orpheus in der Unterwelt, kennt aber nur meine Schrift „Zur Gallerie der alten Dramatiker.“ (Jetzt vgl. man „Zur Archäologie III. S. 72 ff., und besonders Nachträge I.“ wo auch die Vase von Canosa, jetzt eine Hauptzierde der Münchner Pinakothek, besprochen wird, und II. S. 212 — 221.)

34. „Aryballos, von Kreuzer (Gal. a. Dram. S. 66 ff.) auf Aphrodite und die Adonisgärten gedeutet, und durch manchen seitdem erfolgten Widerspruch (Jahn Ann. d. Inst. XVII, 383 sqq. Raoul-Rochette Revue arch. VIII. pag. 119) näher beleuchtet.“ (Aber s. dagegen jetzt: „Zur Archäologie“ III. S. 188 ff. mit den Anmerkungen.)

Und hiermit beschließe ich diesen Beytrag zur Bezeichnung des jetzigen Standpunktes der Archäologie.

Fr. Kreuzer.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. März.

Nro. 41.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Viertel Quartal. October — December.

(Schluß.)

- M. Frank, Systematisches Lehrbuch der gesammten Chirurgie. Bd. 1. Erlangen 1849.
- J. B. Bousquet, Nouveau traité de la vaccine et des éruptions variolenses. Ouvrage couronné. Paris 1848.
- Dr. A. Schmitt, Die Krankheiten des Mundes und der Zähne, ihre Behandlung und Heilung. Wien 1850.
- M. Briot, Histoire de l'état et des progrès de la chirurgie militaire en France pendant les guerres de la révolution. Ouvrage couronné. Besancon 1827.
- Ullersperger, Die Anwendung der verschiedenen natürlichen Salzquellen bey den Salinen in Rißlingen zu Heilzwecken. Erlangen 1849.
- J. H. Schürmayer, Theoretisch praktisches Lehrbuch der gerichtlichen Medizin. Erlangen 1850.
- Dr. J. L. Casper, Gerichtliche Leichenöffnungen. Erstes Hundert. Berlin 1850.
- J. F. E. Dietrichs, Handbuch der Veterinär-Medicin. 2. verb. Aufl. Berlin 1851.
- J. Hornung, Idées sur l'évolution juridique des nations chrétiennes et en particulier sur celle du peuple française. Genève 1850.
- Dr. G. Höfken, Ueber das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Oesterreich. Wien 1851.

K. Hof- u. Staats-Bibl. III.

- Dr. H. G. E. Heumann, Handlexikon zum Corpus juris civilis. 2. verb. Aufl. 2. Hälfte. Schluß. Jena 1851.
- Ch. G. Ad. v. Scheurl, Lehrbuch der Institutionen. Erlangen 1850.
- E. Fein, Das Recht der Codicille. Abth. 1. Erlangen 1851.
- Dr. E. Mehn, Historische Beleuchtung der römischen Rechtsgrundsätze in Bezug auf die Veräußerlichkeit und Theilbarkeit des Grundeigenthums. Bonn 1850.
- Sammlung der Verordnungen der freyen Hanse-Stadt Hamburg seit 1184. Bd. 21. Verordnungen vom Jahre 1819 und 1850. Hamburg 1851.
- Dr. C. F. Curtius, Handbuch des im Königreich Sachsen geltenden Civilrechts. 4. verin. Ausg. von Ph. Hänsel. Th. 3. Leipzig 1851.
- A. Ph. v. Segeffer, Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Luzern. Bd. 1. Buch 3. Luzern 1851.
- Lex Anglorum et Werinorum hoc est Thuringorum, herausg. von J. Merkel. Berlin 1851.
- Dr. W. Seelig, Die Ablösung der Weiderechtigkeiten auf fremden Grundstücken. Göttingen 1851.
- Dr. K. Sternberg, Des deutschen Volkes Staats- und Rechtsgeschichte. Ruffel 1851.
- A. de Massé, Le parfait notaire ou la science des notaires. Vol. 1 — 3. 6. édition. Par. 1813.
- Ed. Taillandier, Essai sur les causes indivisibles etc. T. I. Droit romain. Livr. I. Par. 1850.
- Dictionnaire du Notariat. 3. édition. T. I — VI. Supplément 1. 2. Par. 1832.
- A. F. Couturier, Etudes sur la législation civile et criminelle en France. Par. 1813.
- Fil. Bettini, Giurisprudenza degli stati Sardi. Vol. I. H. Torino 1850.
- T. Austey, Guide to the history of the laws and constitutions of England. Lond. 1845.

XXXIV. 41

- T. Anstey, A guide to the laws of England affecting roman Catholics. Lond. 1842.
- Anquetil Duperron, Législation orientale. Amsterd. 1778.
- Dr. A. v. Daniels, Die Civilstandsgesetzgebung für England und Wales. Berlin 1851.
- M. Gaillard, Devoirs des présidents de cour d'assises, des jurés, des témoins et des experts. 2. édition. Par. 1844.
- Dr. J. v. Würth, Die österreichische Strafprozessordnung vom 17. Januar 1850. Bf. 3—8. Schluß. Wien 1850.
- Aehille - François Le Sellyer, Traité du droit criminel appliqué aux actions publique et privée qui naissent des contraventions, des délits et des crimes. Vol. I—VI. Par. 1814.
- A. Rodière, Elements de procédure criminelle. Par. 1850.
- Entwürfe des Strafgesetzbuches für die preussischen Staaten und des Gesetzes über die Einführung desselben. Berlin 1851.
- M. Carnot, De l'instruction criminelle. 2. édition. Vol. 1—4. Par. 1836.
- J. W. Albani, Ueber den militärischen Verrath. Dresden 1851.
- Dr. A. Leonhardt, Die Justizgesetzgebung des Königreichs Hannover. Bd. 1. 2. Hannover 1851.
- Dr. G. Henrici, Ueber die Unzulänglichkeit eines einfachen Strafrechts-Princips. 4. verm. Aufl. Braunschweig 1851.
- C. de Garden, Histoire générale des traités de paix et autres transactions principales entre toutes les puissances de l'Europe depuis la paix de Westphale. T. 10. Par. 1851.
- W. v. Hedenberg, Bescheidene Gedanken in Anlaß der hannoverschen Organisationspläne. Lüneburg 1850.
- J. Herz, Die Postreform im deutsch-österreich. Post-Vereine. Wien 1851.
- Dr. E. Herrmann, Ueber den verfassungsmäßigen Weg bei Einführung von Veränderungen in den Conföderal-Einrichtungen. Göttingen 1851.
- Dr. A. S. Springer, Oesterreich, Preußen und Deutschland. Prag 1851.
- Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit. 2. Aufl. Berlin 1851.
- J. J. A. Worsaae, Protest eines Jütländers gegen Jakob Grimm's neues deutsches „Volkrecht.“ Kopenhagen 1850.
- Deutschlands Zukunft und die Stellung des deutschen Adels zu derselben. Frankf. 1851.
- C. Erfurt, Die badische Revolution von 1849 und das Verhalten nach derselben. Karlsruhe 1850.
- —, Frankfurt und Erfurt, oder Lehren der Vergangenheit für Deutschlands Zukunft. Karlsruhe 1850.
- Von der Person des Königs in der repräsentativen Monarchie Preußens. Berlin 1851.
- Jr. Bülow, Der Eintritt Gesamt-Oesterreichs in den deutschen Bund. Leipzig 1851.
- A. H. v. Arnim, Zur Politik der Contre-Revolution in Preußen. Berlin 1851.
- L. Verus, Zweck und Mittel. Vier Betrachtungen über die Reform der Ständeversammlungen in kleineren Staaten. Leipzig 1851.
- W. Rüfow, Der deutsche Militärstaat vor und während der Revolution. 2. verm. Aufl. Zürich 1851.
- Dr. P. A. Pfizer, Deutschlands Ansichten im Jahre 1851.
- W. v. Merkel, Die Furcht vor den Dresdener Conferenzen. Berlin 1851.
- D. Franklin, Die deutsche Politik Friedrichs I., Kurfürsten von Brandenburg. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1851.
- Bülow-Cuneroow, Die Reform der Verfassung aus dem conservativen Gesichtspunkte. Berlin 1851.
- Ev. Bavoux, Du communisme en Allemagne et du radicalisme en Suisse. Par. 1851.
- Gesetz die Einrichtung von Anwaltskammern betreffend vom 8. November 1850. Hannover 1851.
- Dr. H. Osterloh, Der ordentliche bürgerliche Prozeß nach k. sächsischem Rechte systematisch dargestellt. 3. verm. Aufl. Bd. 1. Leipzig 1851.
- Schering, Zusammenstellung der bestehenden Vorschriften über die Prüfung, Ernennung und Beschäftigung der Auscultatoren, Referendarien . . . in der Rheinprovinz. Berlin 1850.
- E. Fr. Veliz, Vollständ. Handbuch für Notarien. Paderborn 1833.
- P**ublications of the Parker Society.
- W. A. Fulke, A defence of the sincere and true translations of the holy scriptures. Ed. by Ch. Hartshorne. Cambridge 1843.
- Ketley, The two liturgies A. D. 1549 and A. D. 1552 with other documents. Cambridge 1844.
- E. D. Rendell, The Antediluvian history and narrative of the Flood. Lond. 1851.

Synopsis evangelica. Ex quatuor evangelii ordine chronologico concinnavit etc. C. Tischendorf. Lips. 1851.

H. Ewald, *Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Bd. 1. Göttingen 1851.*

Rog. Bacon, *Opus majus. Ex codice Dublinensi. . . ed. Jebb. Lond. 1733.*

Dr. Giles, *Hebrew Records: an historical enquiry concerning old testament. Lond. 1851.*

C. W. E. Nägelbach, *Der Prophet Jeremias in Babylon. Erlangen 1850.*

J. E. F. Sander, *Commentar zu den Briefen Johannis. Elberfeld 1851.*

J. Cahen, *Esquisse sur la philosophie du poëme de Job. Par. 1851.*

Dr. Fr. Chr. Baur, *Das Markusevangelium nach seinem Ursprung und Charakter. Tübingen 1851.*

C. Stern, *Commentar über die Offenbarung des Apostels Johannes. Abth. 1. Breslau 1851.*

P. J. Schneider, *Biblisch geschichtliche Darstellung der hebräischen Musik, deren Ursprung. Bonn 1834.*

Dr. J. H. A. Ehrard, *Christliche Dogmatik. Bd. 1. Königsberg 1851.*

H. Tuke, *The principles of religion as professed by the society of Christians, usually called Quakers. York 1842.*

J. H. A. Ehrard, *Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. 2. umgearbeitete Aufl. Erlangen 1850.*

Dr. G. Wolterstorff, *Die Selbstständigkeit der Kirche. Stendal 1851.*

M. Aschenbrenner, *Ueber die Nothwendigkeit einer Reform des geistlichen Kirchenwesens. Leipz. 1851.*

Rob. Barclaius, *Theologia verae christianae apologia. Ed. 2. Lond. 1729.*

Rob. Barclay, *An apology for the true christian divinity. Lond. 1849.*

W. Penn, *No cross, no crown: a discourse, shewing the nature and discipline of the holy cross of Christ. P. 1. 2. Lond. 1849.*

G. Ch. H. Stip, *Synnologische Reisebriefe an einen Freund des protestantischen Kirchenliedes. Heft. 1. Berlin 1851.*

Th. Lienhart, *De antiquis liturgiis et de disciplina Aescani. Argentorati 1829.*

Decreta authentica congregationis sacrorum rituum cura et studio Al. Gardellini. Editio altera emendatio. T. I — VII. Romae 1824 — 26.

Capefigue, *Les quatre premiers siècles de l'église chrétienne. T. 2 — 4. Par. 1851.*

Dr. J. J. Ritter, *Handbuch der Kirchengeschichte. 4. verb. und verm. Aufl. Bd. 1. 2. Bonn 1851.*

G. Zinkhauser, *Beschreibung der Diöcese Brixen. Bd. 1. Heft 1. Brixen 1851.*

J. E. Tennent, *Christianity in Ceylon. London 1850.*

J. G. Canneel, *Histoire du diocèse de Bruges. Livr. 1 — 13. Bruges 1850.*

Ch. J. Revillout, *De l'Arianisme des peuples germaniques. Par. 1850.*

A. C. Carton, *Essai sur l'histoire de S. Sang depuis les premiers siècles du Christianisme. Bruges 1850.*

Was sind die sogenannten Irvingianer für Leute? Berl. 1851.

de Crevain, *Histoire ecclésiastique de Bretagne depuis la réformation jusqu'à l'édit de Nantes, publié par B. Vaurigaud. Par. 1851.*

G. Wyatt, *Lachrymae ecclesiae. The anglican reformed church and her clergy in the days of their destitution and suffering during the great rebellion in the 17. century. Lond. 1844.*

Jos. J. Gurney, *Observations on the distinguishing views and practices of the society of friends. Norwich 1842.*

Dr. C. E. Greiling, *Die gegenwärtige Hoffnungslosigkeit der Zukunft der Hannoverschen Landeskirche. Celle 1850.*

L. J. Grotto dell' Ero, *Ricerche ed osservazioni storico-crit. diplom. intorno a San Bellino. Padova 1843.*

R. P. Dom Pitra, *Etudes sur la collection des actes des Saints, par les R. B. P. jésuites hollandistes. Par. 1850.*

Fel. Bogaerts, *Iconographie chrétienne de Belgique. Anvers 1850.*

H. B. Möller, *Die westphälische Provinzial-Synode seit Einführung der Kirchenordnung vom J. 1835. Bielefeld 1851.*

Der Josephinismus und die kaiserl. Verordnungen vom 18. April 1850 in Bezug auf die Kirche. Wien 1851.

Il Pontificato. Lugano 1851.

C. H. E. Oven, *Die Presbyterial- und Synodal-Verfassung in Berg, Jülich, Cleve und Mark. Essen 1829.*

B. G. Bayerle, Ueber die Inquisition im Allgemeinen und die spanische Inquisition insbesondere. Düsseldorf 1851.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1852.

Erstes Quartal. Januar — März.

H. Madden, On the origin of Universities and academical degrees. Lond. 1835.

U. Kirchhoff, Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. Bd. 1. Notizen über einige Buchhändler des 15. und 16. Jahrhunderts. Leipzig 1851.

F. J. Fromann, Die neuesten Versuche zur Preßgesetzgebung. Jena 1851.

J. Milton's Areopagitica. N. d. Engl. übers. von Dr. N. Röpeft.

Ch. Pieters, Annales de l'imprimerie Elsevirienne. Gand 1851.

De Broederhand. Tijdschrift voor Neder-en hoogduitse letterkunde . . . opgesteld Dr. W. Wolf. Aflevering 1 — 10. Bruxelles 1845.

G. Dyer, The privileges of the university of Cambridge. Vol. 1. 2. Lond. 1824.

C. M. Riccio, Memorie storiche degli scrittori nati nel regno di Napoli. Napoli 1844.

M. Chr. G. Lorenz, Bericht über die Gründung und Eröffnung der Landeschule zu Grimma im J. 1550. Heft 1. 2. Grimma 1850.

Congrès scientifiques de France. 17. Session, tenue à Nancy, en Septemb. 1850. T. 1. 2. Par. 1851.

C. A. Sainte-Beuve, Causeries de Lundi. T. I. Par. 1851.

Dr. A. Bolz, Ueber russische Literatur. Berlin 1851.

Frz. J. v. Bianco, Die ehemalige Universität und die Gymnasien zu Eöln. Th. 2. Eöln 1850.

Transactions of the society for the encouragement of arts, manufactures . . . and commerce. Vol. 1 — 55. Lond. 1805 — 1845.

Transactions of the horticultural society of London. Vol. 1 — 9. Lond. 1812 — 1842.

Nye Sammling af del k. Danske Videnskabers Selskabs Skrifter. Deel I — V. Kiöbenh. 1781 — 1799.

Sapiski. Gelehrte Denkschriften, herausg. von der kais.

Universität zu Kasan. Jahrg. 1835 — 1845. Kasan 1835 — 1845.

Th. Hobbes, The english works. Collected and edited by Sir William Molesworth. Vol. I — XI. Lond. 1839.

Jos. Castaldius, Opuscula. Neapoli 1839.

H. Coleridge, Essays and marginalia. Ed. by his brother. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Dr. K. P. Schulze, Wissenschaftliche Unterhaltungen. I. Radeberg 1851.

P. A. Paravia, Discorsi accademici ed altre opere. Turin 1843.

R. W. Emerson, Representative men, seven lectures. Lond. 1850.

L. Cibrario, Opuscoli. Torino 1841.

C. Forster, The one primeval language traced experimentally through ancient inscriptions. Lond. 1851.

P. Boetticher, Arica. Halae 1851.

Dr. G. B. Bolza, Vocabolario genetico-etimologico della lingua italiana. Dispensa 1. Wien 1851.

Fr. Cherubini, Vocabolario milanese-italiano. Vol. 1 — 4. Milano 1839 — 1843.

P. Ackermann, Traité de l'accent appliqué à la théorie de versification. Par. 1843.

U. Janezic, Wörterbuch der sloven. und deutschen Sprache. Leipzig 1851.

Dr. M. A. Ulemann, De veterum Aegyptiorum lingua et litteris. Leips. 1851.

Demosthenes ex rec. G. Dindorfii. Vol. I — VII. Oxon. -1846 — 49.

D. Junii Juvenalis Saturarum libri V, ex rec. et cum comment. O. Jahnii. Vol. I. Berol. 1851.

S. Aurel. Victor de viris illustribus urbis Romae. Mit Commentar und Wörterbuch von E. Reil. Breslau 1850.

Fortia d'Urban, Recueil des itinéraires anciens, comprenant l'itinéraire d'Antonin, la table de Peutinger . . . Par. 1845.

C. Plinii Secundi naturalis historiae libri XXXVII, rec. et comment. crit. indicibusque instruit J. Sillig. Vol. I. Hamb. 1851.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. März.

Nro. 42.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.



Annals of India for the year 1848.

(Schluß.)

Die Parsen ließen sich die Vorschläge gefallen. Der Vorstand aller Magier nahm das Wort und sprach in folgender Weise: „Horch, o weiser Fürst, auf das, was ich dir von unserm Glauben berichte. Fürchte nichts von uns; wir werden Niemanden ein Leid zufügen und in allen Hindu unsere Freunde sehen, deine Feinde hingegen nach allen Winden zerstreuen. Wir sind, des seyd versichert, Anbeter des großen Gottes. Der Religion wegen sind wir vor den Ungläubigen entflohen; alle Besitztümer haben wir aufgegeben, haben mancherley Beschwerden unterwegs erduldet, Haus und Hof, Hab und Gut, Alles haben wir im Stiche gelassen. O glückseliger Fürst, wir sind die armen Sprößlinge des Dschemschid. Wir verehren Mond und Sonne; überdieß stehen bey uns drey andere Dinge in hoher Achtung: die Kuh, das Wasser und das Feuer. Alles, was Gott in der Welt erschaffen hat, genießt unsere Verehrung. Diesen Gürtel aus zwey und siebenzig Drähten binden wir um, fröhlichen Herzens. Während ihrer periodischen Reinigung blicken die Frauen nicht zur Sonne, nicht zum Himmel, nicht zum Mond empor, auch dürfen sie dem Wasser und Feuer nicht nahe kommen, den Symbolen der Reinheit. So lange die Periode dauert, müssen sie sich aller dieser Dinge enthalten, sowohl beym Licht des Tages, wie in der Finsterniß der Nacht; erst wenn sie sich gereinigt haben, dürfen sie den Blick wieder zum Feuer und zur Sonne emporrichten.“

Drey Jahrhunderte lang, heißt es weiter in den Jahrbüchern, blieb die Menge der Ausgewanderten zu Sanjan vereinigt. Jetzt zogen Einige weiter gen Norden und ließen sich in Bombay, Barock und an einigen andern Orten nieder. Sie trieben, worauf die Fremdlinge immer angewiesen sind, Handelsgeschäfte und andere freye Gewerbe. Bald sammelten sie große Reichthümer und gelangten dadurch, wie immer geschieht, zu Ansehen und Einfluß in der neuen Heimath. Sie waren zu allen Zeiten den duldsamen, menschlich gesinnten indischen Fürsten treue Unterthanen, und kämpften an ihrer Seite gegen die bludürstigen, glaubenstollen Muselman. So namentlich bey dem Einfall des Mahmud Schah von Gudscherat (1507), Begarra *) oder die zwey Bergschlöffer zubenannt. Es hatte nämlich der Schah zwey Bergschlöffer gebrochen, wovon man glaubte, sie würden sich gegen alle kriegerischen Anstrengungen behaupten können. Das heilige Feuer, welches die

*) Begada bey Wilson: The Parsi Religion as contained in the Zand - Avasta, and propounded and defended by the Zoroastrians of India and Persia, unfolded, refuted and contrasted with Christianity. By John Wilson, Bombay 1843. S. 589 ist wohl ein Druckfehler, deren mehrere im Werke sich finden, weil der Verfasser nicht in Indien war, als sein Werk durch die Presse ging. Die Bedeutung des Beinamen Begarra gibt Dschemaleddin Husain, angeführt von Jerischtah, History of India, translated by Briggs, IV, 51, 78. Die Europäer erzählten allerley Abenteuerlichkeiten von diesem Fürsten Gudscherats; er ernähre sich vom Gift, sein Athem sey d.ßhalb tödtlich u. s. w. Ramusio I. 157. 296.

Auswanderer von Persien mitgebracht und bis jetzt erhalten hatten, ist bey dieser Gelegenheit in das Moorgebüsch von Wasanda geflüchtet, und als die Gefahr vorüber war, nach Rosari zurückgebracht worden.

Die Parsen Hindostans unterhielten immer innige Verbindung mit ihren in der Heimath zurückgebliebenen Glaubensgenossen, die sich in Kerman und Jessd in ziemlicher Anzahl finden. Die Reichern der parsischen Gemeinde zu Surat schickten nicht selten Sendboten nach Persien, um die auf Religion und Geschichte ihres Volkes sich beziehenden Werke aufzukaufen; sie ließen die angesehensten Geistlichen aller drey Classen, die Hirbed, Mobed und Desturs einladen und erkreuten sich ihres vertraulichen Umgangs. Lange Zeit blieben alle Anbeter des Ormusd in Persien wie in Indien ein Herz und eine Seele; aber auch unter ihnen hat vor ungefähr einem Jahrhundert, wie dieß nicht selten geschieht, über einen geringfügigen Gegenstand eine Spaltung stattgefunden, die bereits auf ihre ganze Stellung nachtheilig rückwirkt und in Zukunft noch größere Folgen haben kann. Das gewöhnliche Jahr der Parsen besteht nämlich seit den ältesten Zeiten aus 365 Tagen mit einem Schalttage im vierten, woran die in der Heimath Zurückgebliebenen festhielten und festhalten. Die Parsen Hindostans haben diesen Schalttag übersehen und behaupteten später, das Kirchenjahr dürfe niemals einen Tag hinzufügen. Nun ging ein parsischer Armbandmacher nach Kerman, lernte dort die richtige Zeitrechnung kennen und wußte nach seiner Rückkehr einen kleinen Theil der indischen Landsleute zu bereben, sich ihr zu fügen. Diese wurden nun spöttlich die Armbänder oder auch die Früheren genannt, weil sie alle Festtage 30 Tage früher feyern, während die Andern sich den Ehrentitel Kasami, d. h. die Allgemeinen beylegte, wofür wohl auch Schehersai *)

gebraucht wird, ein Name, der ungefähr dasselbe bedeutet. Dieser chronologische Streit hat bereits in andern Dingen Zwiespalt erzeugt: die beyden Parteyen befolgen verschiedene Grundsätze bey den religiösen Ceremonien, im Rechte und den geselligen Pflichten, sowohl der einzelnen Genossen wie der ganzen Gemeinde.

Man hat in frühern Zeiten die Anzahl der Parsen viel zu hoch angenommen. Noch im J. 1818 hat Hr. Pope, Uebersetzer der sogenannten Offenbarungen des Ardai Viraf, ein Mann, der lange mit dem Volke lebte und sich seines Vertrauens in hohem Grade erfreute, berichtet, das ursprünglich kleine Häuflein der Auswanderer hätte sich auf 150,000 Familien vermehrt *). Dieß ist, wie jetzt die amtlichen Zählungen lehren, sehr übertrieben. Die Gläubigen des Ormusd im westlichen Indien, zu Bombay, Baroch, Surat und an einigen andern Orten belaufen sich kaum auf 50,000 Seelen; überdieß sollen in der persischen Provinz Kerman und zu Jessd an 20,000 leben, so daß die Parsen höchstens 70 — 80,000 Männer und Weiber, Kinder und Greise zählen mögen. Ihr Einfluß, den sie sich durch sittliches Betragen und vernünftiges Verhalten, durch Reichthum und Wohlthätigkeit, durch ihre, man möchte sagen, europäische Betriebsamkeit und, weil die Religion weniger ins bürgerliche Leben übergreift, wie die der Hindu und Muselman, durch ihre Annäherung zu den westlichen Künsten und Wissenschaften erworben haben, ist aber, wie das Leben und Wirken des Schamsedschi Dschidschibon zeigt, bey weitem bedeutender, als man ihrer geringen Zahl nach schließen könnte. Dieser denkwürdige Mann, der Sohn eines armen mit alten Flaschen handelnden Parsen zu Bombay, hat durch Thätigkeit, Einsicht und biederes Benehmen einen unermesslichen Reichthum erworben, und hiervon einen Gebrauch gemacht, der vielleicht einzig

*) Schehersai heißt wörtlich Stadtsitte. Dieser Name ward vor wenigen Jahren von Einigen ohne allen Grund in Schahinschahi, fürstliche Zeitrechnung verwandelt, worüber ein neuer Zwist entstand, weil ein Theil der Kasami dieser Neuerung widersprach.

*) The Ardai Viraf Nameh, with notes and illustrations by J. A. Pope. London 1818. pag. 118. Ardai war nach Jirdusi ein Zeitgenosse des Gründers der Sassanidendynastie und blühte von 200 — 240 u. Z.

dasteht in der ganzen Weltgeschichte. Der Besten hat wenigstens in den letzten Zeiten, obgleich einzelne Banquiers durch Vermögen und Einfluß sich selbst zu einer politischen Macht empor schlangen, auch nicht im Entferntesten etwas Aehnliches aufzuweisen.

Nach dem englischen Gesetze kann der Gläubiger, auch geringer Forderungen wegen, einen Schuldner einsperren lassen, was in den heißen Klimaten Indiens eine sehr harte Strafe ist. Nun werden seit 1822 jährlich bedeutende Summen zum Verkauf der kleinen Schuldner verwendet; andere sind zur Unterhaltung der Hospitäler für alte kranke Menschen und Thiere in Bombay und andern Orten angewiesen. Zur Ausgleichung der Streithändel vermittelst der Schiedsgerichte, der Panchayat, liegen Gelder bereit; an vielen Plätzen längs der Westküste der indischen Halbinsel wurden Brunnen gegraben und Wasserbehälter angelegt und medicinische Anstalten geschaffen; alle öffentliche und Religionsanstalten, Arme, Blinde und Nothleidende jeder Art bekommen reichliche Unterstützungen; über die Furth von Bombay nach Salfette wird eine herrliche Brücke errichtet; für arme Reisende stehen seit einiger Zeit Häuser bereit, wo sie unentgeltlich Nachtlager und Speise erhalten; die meisten höhern und niedern Bildungsanstalten der verschiedenen Religionen und Völker zu Calcutta wie in ganz Indien, genießen reichliche Zuschüsse; einzelne Theile der heiligen Schriften der Parsen werden dem Drucke übergeben und Journale und Bücher zur Bildung des Volkes in Masse verbreitet. Dieß Alles und vieles Andere, was der Welt nicht bekannt ist, dieß Alles geschah und geschieht auf Unkosten dieses Parsen. Dschamsedschi Dschidschibhoy, — der 1783 geboren, jetzt noch (1851) in frischen Jahren zu Bombay lebt, hat eine Viertel Million Pfund Sterling für die Bildung der indischen Völkerschaften, zur Abhilfe der Leiden der Menschen und Thiere ausgegeben. Die Regierung wollte diesen außerordentlichen Mann auch in außerordentlicher Weise auszeichnen; sie hat ihn 1842 (die erste englische Standeserhöhung in Indien) zum Baronet erhoben. Man sagt jetzt Sir und Lady Dschamsedschi. Die Art und Weise, wie die Parsen dieses Ereigniß zu verewigen, wie sie

dem ersten und einzigen Baronet ihre Dankbarkeit darzulegen suchten, ist für die Zoroastergläubigen bezeichnend und höchst ehrenvoll. Sie haben ihm keine Feste gegeben; sie haben keine nutzlosen Denkmäler errichtet. Beyträge sammelten sie zu einem, nach dem gefeyerten Wohlthäter benannten Kapital, um gute Bücher aus europäischen und andern Sprachen zu übersetzen und unentgeltlich unter den Parsen zu verbreiten. „Wir wollen in Ihrem Sinne wirken,“ so sprachen die Genossen, welche ihm die Urkunde der Stiftung überbrachten, „und konnten demnach nichts anders thun, als auf die Erziehung und Erhebung unsers Volkes hinzuwirken.“ „Diese That,“ erwiderte der Baronet, „ist mir auch mehr werth, als all die weltlichen Ehren; sie wird in der Todesstunde meine liebste Erinnerung seyn. Die Standeserhöhung hat für mich nur vom volksthümlichen Standpunkte einen Werth, es ist eine Ehre für Indien; vielleicht wird dadurch die Aufmerksamkeit Ihrer Majestät in etwas höherem Grade nach unserm Lande gewendet. Uebrigens werde ich selbst dem Uebersetzungsfond drey Tath Rupien, — dreyßigtausend Pfund Sterling —, zulegen.“ Die Inschrift auf seinem Hospitale zu Bombay zeichnet am besten den Charakter des Mannes und den reinen Glauben der aufgeklärten Parsen. Sie besteht ihrem Wesen nach in folgenden Worten: „Dieses Gebäude ist errichtet auf Kosten des Ritters Sir Dschamsedschi Dschidschibhoy, des ersten Eingebornen Indiens, welcher zum britischen Baronet erhoben wurde. Hiezu hofft er eine angenehme Pflicht gegen die Regierung, gegen sein Land und Volk zu erfüllen. Zugleich diene es als Opfer zur feyerlichen Erinnerung aller der Segnungen, der religiösen Dankbarkeit dem allmächtigen Gott, dem Vater im Himmel, dem Vater der Christen, der Hindu, der Muselman und Parsen, dargebracht mit demüthigem inbrünstigen Gebete für einen dauernden Schutz und Segen über seine Kinder und Familie, über sein Volk und Vaterland.“

Neumann.

Journal für die Physik und Chemie des
Auslandes in vollständigen Uebersetzungen
herausgegeben von Dr. A. Krönig. Berlin
1851.

I.

Unter diesem Titel erscheint seit dem Januar 1851 eine von Hrn. Krönig bearbeitete Zeitschrift, welche den Zweck hat, von allen werthvollen Arbeiten aus dem Gebiete der Physik und physikalischen Chemie, die in nichtdeutschen Zeitschriften veröffentlicht werden, in kürzester Frist nach ihrem Erscheinen vollständige Uebersetzungen zu liefern.

Die bis jetzt bekannt gewordenen acht Hefte — Januar- bis August-Heft — zeigen zur Genüge, daß diese Aufgabe, welche Hr. Krönig unternahm, in jeder Beziehung gelöst wurde. Die sämmtlichen, in jenen Heften enthaltenen Abhandlungen, unter welchen Faraday's Experimental-Untersuchungen über Elektrizität — 24. bis 27. Reihe —, die jüngsten Arbeiten aus dem Gebiete der Akustik von Wertheim, die neuesten Untersuchungen über strahlende Wärme von Provostaye und Desains, die Arbeiten über Pendelschwingungen von Foucault, Bravais, Cor, (den Mitgliedern der Academia del Cimento*), Wheatstone, Franchot, Bunt, zc. zc. sich befinden, sind nicht etwa in Auszügen, sondern in vollständigen deutschen Uebersetzungen so wiedergegeben, daß sie in Beziehung auf Ausdrucksweise und Klarheit des Vortrages keinen Wunsch übrig lassen. Ebenso genügt diese Zeitschrift auch allen Anforderungen in Beziehung auf Vollständigkeit, wenigstens in den bis jetzt erschienenen Heften, indem von den sämmtlichen, in auswärtigen, uns bekannten, Zeitschriften bis zum Monate August veröffentlichten Original-Abhandlungen keine wichtige Arbeit in jenem Journale unberücksichtigt blieb. Neben diesen schönen Eigenschaften, welche Krönig's Journal an sich trägt, zeichnet sich dasselbe auch noch dadurch aus, daß es die vollständige Literatur der Physik und Chemie liefert, die am Ende eines

jeden Jahres durch ein eigenes Register brauchbar gemacht wird. Eine solche umfassende Aufgabe kann durch keine unserer so ausgezeichneten deutschen Zeitschriften für Physik und Chemie gelöst werden, wenn in diesen die deutschen Original-Arbeiten die gehörige Rücksicht finden sollen. Es enthalten wohl die deutschen physikalischen Zeitschriften mehr oder minder vollständige Auszüge der ausgewähltesten, in nichtdeutscher Sprache veröffentlichten Arbeiten, allein viele Arbeiten müssen wohl dabei unberücksichtigt bleiben, die für Jeden, der den Fortschritten der Physik gehörig folgen will, von derselben Wichtigkeit seyn müssen, als die in deutschen Journalen enthaltenen physikalischen Abhandlungen des Auslandes.

Welche Vortheile daher das oben erwähnte Journal dem deutschen Leser gewährt, bedarf hier keiner weiteren Auseinandersetzung. Es wird dasselbe wohl aber auch allgemeineres Interesse finden, indem unter den bestehenden Zeitschriften uns keine bekannt ist, welche die in Frankreich, England, Belgien, Italien, Rußland zc. publicirten physikalischen Arbeiten in einer solchen Vollständigkeit zusammengestellt enthält, wie Krönig's Journal.

Dieses Journal besteht also, wie wir sehen, einzig in seiner Art, und es wird daher Niemand, der mit den Fortschritten der Physik stets bekannt bleiben will, dem Unternehmen des Hrn. Krönig die Anerkennung versagen. Möge nun dieses schöne Unternehmen in der Folge durch keinerlei Hinderniß gestört werden und stets die gehörige Unterstützung finden, damit diese Zeitschrift auch durch lange Zeit sich erhalten und allmählig einen höheren Grad von Vollkommenheit erreichen kann. Gewiß würde letzteres der Fall seyn, wenn außer den physikalischen Arbeiten auch den Leistungen aus der angewandten Mathematik, welche durch nichtdeutsche Zeitschriften veröffentlicht werden, die gehörige Rücksicht geschenkt werden könnte.

* Von Antivori mitgetheilt.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. April.

Nro. 43.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Januar 1852 hielt der Hr. Classensekretär folgenden Vortrag:

Anerbieten von Abschriften wichtiger Documente für die bayerische Geschichte, die im k. schwedischen Archive zu Stockholm aufbewahrt sind.

Im abgelaufenen Jahre 1851 wurde der gelehrte Professor Dr. B. Dubik aus der Benedictiner-Abtey Raggern bey Brünn in Mähren, derselbe, welcher das Jahr vorher den ersten Band von Mährens Geschichtsquellen, Brünn, 1850 gr. 8., herausgegeben, von der k. k. österreichischen Staatsregierung nach Schweden geschickt, um Urkunden und Archivalien überhaupt, welche im 30jährigen Kriege aus Oesterreich, Böhmen u. s. w. nach Schweden gebracht worden waren, aufzusuchen. Seine Rückkehr, angeblich mit erheblicher Ausbeute, haben uns die Zeitungen verkündet, und mit Erwartung sieht das gelehrte Publikum der Veröffentlichung dieser Ausbeute entgegen.

Daß auch bayerischer Seits Schritte gemacht wurden, um die aus den fränkischen Bisthümern, insbesondere aus Würzburg durch die Schweden entführten literarischen Schätze wieder zu gewinnen, oder doch diplomatisch genaue Abschriften derselben zu er-

halten, ist bekannt; aber auch, daß diese Bemühungen nach dieser Richtung hin bis jetzt von keinem günstigen Erfolge gewesen sind.

Der Herr Oberbibliothekar und Landtagsabgeordnete Dr. Anton Kuland hatte die Güte, mir am 13. October 1851 einen Brief des apostolischen Vicars, J. E. Studach, an den Custos der k. Universitätsbibliothek in Würzburg, Hr. Muus d. d. Haga bey Stockholm, den 28. August 1851, mitzutheilen, und ich stehe nach der vom Hr. Oberbibliothekar Dr. Kuland erhaltenen Erlaubniß nicht an, diejenigen Stellen aus ihm hier vorzutragen, welche auf unsere Angelegenheit Bezug haben.

— — — „Es ist erwiesene Thatsache, daß zwey Schiffe mit Kriegsbeute, literären Schätzen, im 30jährigen Kriege auf der Ostsee zu Grunde gegangen, woher sowohl Professor Dubik, als ich es erklären, warum gar keine fränkischen handschriftlichen Urkunden hier vorkommen. Dagegen findet sich Vieles, das die bayerische Geschichte des 30jährigen Krieges angeht. Ich bringe darüber Folgendes hie- mit zu Ihrer Kenntniß, mit dem Ersuchen, in München gehörigen Ortes nachfragen zu lassen, ob Bayern Abschriften des Ganzen, oder eines Theiles und in diesem Falle was des Besonderen wünsche? Ich bin bereit, die Sache zu besorgen, wenn es als vom Interesse erachtet werden sollte.“

„Unter dem Titel: „Herzog Bernhards F. G. und J. E. des Herrn Reichskanzlers (Drenskierna) an einander abgelaßene Handschreiben dat. 1632 — 1635“ finden sich im Stockholmer Archiv die vollständigen Belege jenes Feldzugs, den Bernhard
XXXIV. 43

von Weimar in Bayern geführt. Besonders complet sind die Berichte des Jahres 1633. Die Truppen-Dislocationen, kleineren Gefechte, Regensburger Belagerung und Decupirung u. s. w. Die Briefe beginnen mit dem 11. October 1632 und enden mit dem 12. Jänner 1636. Doch von diesem letzteren Jahr ist nur Ein Brief vorhanden. Der letzte vom J. 1635 trägt das Datum: 27. October 1635. Die Datirung geschieht durchgängig nach dem Julianischen Kalender. Nach der Schlacht bey Nordlingen (6. September 1634) ist die Correspondenz spärlicher, am häufigsten 1633 und die ersten Monate von 1634. Viele Briefe sind ganz von Bernhards Hand, die andern von ihm signirt. Drenstjerna's Antworten sind spärlich. Nebst diesem Fascikel finden sich auch in Drenstjerna'scher Sammlung viele Original-Briefe des Bernhard von Weimar vor, worunter jener datirt Donaunwürth, 9. September 1633, die verschiedenen Bedenken über Wallensteins (Waldsteins) Antrag enthaltend, welche den Drenstjerna bewogen hatten, das ganze Geschäft fallen zu lassen. Die weiteren interessanten Belege zum bayerischen Kriege vom Jahre 1635 findet man in Drenstjerna's Kanzley vom Jahre 1633 — 1634 (Schwedisches Reichsarchiv).“

„Zusolge eines Antiquitäten-Inventars der Königin Christina vom Jahre 1652 hat Gustav Adolph eine Medaillen-Sammlung aus der Rentkammer (etwa Kunstammer?) in München wegbringen lassen. An in München entwendeten Gemälden gibt dasselbe Inventar nur 12 Stücke an, während es ein ganzes Museum von Prag aufzählt“ zc. — —

So weit Studach's Brief. Ein solches auf so überraschende Weise uns gemachtes Anerbieten wurde unverweilt durch eigenen Bericht des Reichsarchives vom 13. October v. J. zur Kenntniß des k. Staatsministerium des Innern gebracht, und dasselbe auf die Bedeutung des hier gebotenen literarischen Schazes geziemend aufmerksam gemacht, da, im Falle der Realisirung des Anerbietens, hierdurch unser eigenes sehr reiches Materiale aus dieser Epoche vorirefflich ergänzt werde. Der Vorschlag, des k. Reichsarchivs, Studach möchte ein Verzeichniß jener auf Bayern bezüglichen Archivalien

zugleich mit dem Kostenanschlag der zu copirenden Documente an uns gelangen lassen; die Mittel ferner, diese Kosten zu decken, und diese an Studach gestellten Anträge demselben zukommen zu lassen, entweder durch Hrn. zc. Kuland selbst, oder durch Custos Muus, wurde durch allerhöchstes Rescript vom 19., präsentirt 20. October vorigen Jahres, genehmigt.

Hierauf ersuchte das k. allg. Reichsarchiv Hrn. zc. Dr. Kuland: Er möge im Interesse der historischen Wissenschaft und insbesondere der vaterländischen Geschichte die Veranstaltung treffen, dem Vikar Studach durch Custos Muus in Würzburg die Fragen wegen der Zahl der zu copirenden Archivalien und wegen des Kostenpunktes vorzulegen. Am Besten erscheine es, wenn Hr. zc. Dr. Kuland diese Angelegenheit selbst vor die Hand nehmen wolle. Daß Studach die Kenntnisse, welche zur Fertigung von diplomatisch genauen Abschriften fraglicher Archivstücke unbedingt nöthig seyen, besitze, werde beyden Herren, Hrn. Dr. Kuland und Custos Muus, wohl bekannt seyn. Zugleich ließ das Reichsarchiv für den Fall des Eingehens auf diese Angelegenheit Seitens des Vikars Studach demselben bemerken, daß ihm mindestens der erste Band von Bernhard Röse's Biographie: „Herzog Bernhard von Weimar“ zur Einsicht, besonders aber die dort mitgetheilten Briefe aus den Jahren 1633 und Anfangs 1634, zu empfehlen seyn dürften.

Hr. Oberbibliothekar Dr. Kuland erklärte durch Zuschrift vom 22/23. October v. J., „daß er mit Vergnügen dem jenseitigen Wunsch unter Einhaltung der gegebenen Directive entsprechen, und seiner Zeit das Resultat mittheilen werde.“

Wenn auch bis jetzt noch keine Antwort vom Vikar Studach eingetroffen ist, so ist es doch außer Zweifel, daß derselbe auf die ihm gemachten Vorschläge eingehen und dieß wichtige Geschäft selbst übernehmen werde. Der weitere Verlauf in dieser Angelegenheit wird von uns sofort zur Kenntniß der Classe gebracht werden.

Sigung der mathematisch = physikalischen Classe
am 14. Februar 1852.

Hr. Akademiker Dr. Wagner las vor den
Bericht des Hrn. Prof. Harleß über die im
Wintersemester 1851/52 in dem physiologi-
schen Kabinet der Universität München an-
gestellten Untersuchungen.

Der Beruf an einer dergleichen Anstalt, wie
sie mit dem Etatsjahr 1851/52 an hiesiger Uni-
versität ins Leben getreten ist, und welcher jetzt
nichts mehr als ein geeigneteres Lokale zu wünschen
wäre, ist ein doppelter. Die Mittel sollen zu Lehr-
zwecken, so wie zur Lösung wissenschaftlicher Auf-
gaben benützt werden, und nur dadurch unterscheidet
sich in letzterer Beziehung die Thätigkeit hier von
einer rein akademischen, daß auch dabey die wissen-
schaftliche Bildung und Beschäftigung Studirender
Zweck bleibt. — Um die Mittel unseres Kabinetts
möglichst gut zu verwenden, wurde mit der An-
schaffung genauer Meßapparate begonnen; denn je
weiter die Physiologie auf ihrem Gebiet vorwärts
zu bringen strebt, um so mehr muß sie die ap-
proximative Schätzung verlassen, und den wahren
Zahlenwerthen der Größen, welche sie erforscht, sich
zu nähern suchen, um so mehr bedarf sie auch zu-
verlässiger Instrumente, in welchen wenigstens selbst
nicht neue Fehlerquellen verborgen sind, zumal in
den complicirten und wandelbaren Naturobjekten,
deren Zahl sehr groß und oft nicht zu eliminiren
ist.

An den Arbeiten in diesem Semester haben sich
besonders betheiliget: Hr. Ehrl, cand. med., Hr.
Pauli, cand. pharmac., und Hr. Kirchner, cand.
philosoph. Es war meine Sorge, Jedem eine der-
artige Beschäftigung anzuweisen, welche einerseits die
Untersuchung im Ganzen am sichersten fördern, und
das für einen bestimmten Gang der Forschung ohne-
hin schon rege Interesse steigern konnte. So waren
es die anatomischen und mechanischen Arbeiten, für
welche sich die Dexterität meines Assistenten Ehrl
am besten eignete, die chemischen Untersuchungen,

welche Hr. Pauli mit gewohnter Gewissenhaftigkeit
ausführte, die mathematischen Berechnungen und Re-
visionen, mit welchen ich das Talent Kirchners be-
schäftigen konnte.

Die bisherigen Untersuchungen haben sich vor
Allem auf die Erforschung des menschlichen Stimm-
organes bezogen, und werden demnächst in extenso
in R. Wagner's physiologischem Handwörterbuch mit-
getheilt erscheinen. Ich hatte mir die Aufgabe ge-
stellt, dieses Organ so zu studiren, als sollte ich
nach seinem Modell ein künstliches Instrument mit
denselben akustischen Leistungen herstellen; und wie
bey der Construction eines Instrumentes von be-
stimmtem Klangwerth zunächst Alles auf die Wahl und
Kenntniß des Materials ankommt, so war auch mein
Bemühen, zuerst das Material des natürlichen Kehlkopfes
gründlich kennen zu lernen; dann zu sehen,
wie es verarbeitet ist, d. h. wie die Kehlkopftheile
construirt und mechanisch mit einander verbunden
sind, um endlich eine möglichst vollständige Einsicht
in die Handhabung zu gewinnen, welche nothwen-
dig ist, das damit zu leisten, was geleistet werden
kann.

Es mögen über 50 menschliche Kehlköpfe ge-
wesen seyn, welche untersucht und mit einander in
den verschiedensten Beziehungen verglichen wurden.

Wie allbekannt, variiren die Kehlkopfknorpel sehr
bedeutend in ihrer Textur und auch in Beziehung
auf die sie constituirenden Stoffe. Da nun chemi-
sche Differenzen von Veränderungen der physikali-
schen Eigenschaften in vielen Fällen untrennbar sind,
so lag uns daran, jene zuerst kennen zu lernen.
Es wurden Präparate von Leichen des verschieden-
sten Alters zur Analyse verwendet, und wegen der
mikroskopischen Verschiedenheit zwischen Ring- und
Schildknorpel jeder dieser beyden stets besonders un-
tersucht.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat December 1851, dann im Monat Januar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Jahrg. 1851. VI. Bd. 1 — 4. Heft. Nr. 1 — 4. Wien 1851. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Jahrg. 1850. 2. Bd. III. u. IV. Heft. Jahrg. 1851. 1. Bd. I — IV. Heft. Wien 1851. 8.

Notizblatt. Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. No. 2 — 18. Wien 1851. 8.

Fontes rerum Austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. II. Abth. Diplomataria et acta. IV. Bd. Wien 1851. 8.

Archäologische Analecten von Joseph Arneth. Tafeln zu den Sitzungsberichten der philos. hist. Classe. Bd. VI. Heft 1. 2. Wien 1851. Fol.

Die Alterthümer vom Hallstätter Salzberg und dessen Umgebung. Von Fried. Simon. Beilage zu den Sitzungsberichten der philos. hist. Classe. Bd. IV. 1850. Wien 1851. Fol.

Von Hrn. Prof. Sillig in Dresden:

Plinii Secundi naturalis historiae libri XXXVII. Vol. V. Hamb. u. Gotha 1851. 8.

Von der Academia real de ciencias de Madrid:

Memorias. T. I. p. 1. Madrid 1850. 8.

Resumen de las actas de la academia. Madr. 1850. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXIII. No. 13 — 18. Sept. — Nov. 1851. Par. 1851. 4.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Regesten der bis jetzt gedruckten Urkunden zur Landes- und Ortsgeschichte des Großherzogthums Hessen. III. Abth. Darmstadt 1851. 4.

Periodische Blätter. No. 23. Oct. 1851. Darmst. 8.

Von der kais. Leopold. Akademie der Naturforscher in Breslau:

Verhandlungen. 15. Bd. I. Abth. Breslau und Berlin 1851. 4.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich:

Mittheilungen. Heft III — V. No. 27 — 65. 1849 — 51. Zürich. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris: Bulletin. No. 9. Par. 8.

Von Hrn. Dr. Kościakiewicz in Paris:

Compte-rendu du service medico-chirurgical fait a l'hôpital de Rive-de Gêr pendant le deuxième trimestre de 1851. Par. 1851. 8.

Von dem hennebergischen alterthumsforschenden Verein in Meiningen:

Landeskunde des Herzogthums Meiningen von Professor Brückner. I. Th. Meiningen 1851. 8.

Von der Chemical Society of London:

Quarterly Journal. No. XIV. XV. Vol. IV. 2. 3. Juli. Oct. 1851. London 1851. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VII. Novbr. 1. 1851. No. 28. London 1851. 8.

Von Hrn. v. Hammer-Purgstall in Wien:

Literaturgeschichte der Araber. Von ihrem Beginne bis zu Ende des 12. Jahrhunderts der Hidschrec. I. II. Bd. Wien 1850. 51. 8.

Von dem historischen Verein für Oberpfalz und Regensburg in Regensburg:

Verhandlungen. 14. Bd. Regensburg 1851. 8.

Die Grabstätte des Pfalzgrafen bey Rhein und Herzogs in Bayern Johann, in Neunburg vor dem Walde. Regensburg. 8.

Von der Royal medical and chirurgical Society of London:

Medico-chirurgical transactions. Vol. XXXIV. London 1851. 8.

Von dem Verein für Alterthumsfreunde im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher. XVII. 9. Jahrg. Bonn 1851. 8.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. April.

Nro. 44.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Hrn. Prof. Harleß über die im Wintersemester 1851/52 in dem physiologischen Cabinet der Universität München angestellten Untersuchungen.

(Fortsetzung.)

Dabey zeigte sich, daß beym Schildknorpel Zunahme von Aschenbestandtheilen und Abnahme des Wassers entsprechend dem zunehmenden Alter genau Hand in Hand geht. Die Wirkung des zunehmenden Alters macht sich besonders im höheren Alter durch sehr rasche Progressionen jener Veränderungen bemerkbar. Der Wassergehalt nimmt beym Ringknorpel wohl auch entsprechend dem höheren Alter ab, dagegen zeigt der Aschengehalt viel weniger festen Normen sich fügende Schwankungen. Noch in anderer Beziehung weichen beyde von einander ab. Bey dem Ringknorpel findet man noch bis zum 27. Lebensjahre hin in der Asche mehr lösliche als unlösliche Salze, dagegen beym Ringknorpel nicht bis zum 19.

Was die speciellere vergleichende Aschenanalyse ergab, war, daß der verknöcherte Schildknorpel benähe das Dreyfache des phosphorsauren, und das Fünffache des kohlensauren Kalkes, welchen der unverknöcherte Schildknorpel zeigt, führen kann, so wie das völlige Verschwinden des schwefelsauren Kalkes bey der Verknöcherung, während die phosphorsaure Magnesia hiebey nur sehr wenig zunimmt.

Wie die Verknöcherung des Ringknorpels überhaupt nicht so sehr um sich greift als die des Schildknorpels, so nimmt auch das spezifische Gewicht des ersteren nicht in dem Maaß zu, wie das des letzteren, welches aber unter gleichen Umständen stets höher angetroffen wurde als das des Ringknorpels.

Der Festigkeitsmodus beyder Knorpel ist sehr hoch, und bey Gelegenheit der Ermittlung dieses wurden auch die relativen Elasticitäts-Verschiedenheiten beyder aus den durch die Belastung herbegeführten Graden der Biegung und bleibenden Krümmung näher bestimmt. Dabey zeigte sich an den unverknöcherten Theilen ein Verhältniß des Festigkeitsmodulus für den Schildknorpel im Vergleich mit dem Ringknorpel nahe den Zahlen 3 : 2. Die cart. thyreoidea besitzt außerdem eine viel geringere Biegsamkeit und viel vollkommnere Elasticität als die ericoidea.

Es lag nahe, mit der Betrachtung dieser Eigenschaften den Glauben an eine sehr große Resonanzfähigkeit jener Theile zu verbinden, wie er auch sehr häufig, freylich ohne bestimmtere Begriffe von der Resonanz, überhaupt gehegt wird. Wir waren sehr überrascht, gerade das Gegentheil unserer Voraussetzung zu finden. Es wurde nach dem Princip photometrischer Bestimmungen verfahren, und die Intensitäten je zweyer an sich constanter Schallquellen mit Wechsel der Unterlage unter solche tönende Körper verglichen; dabey zeigte sich, daß der verknöcherte oder unverknöcherte Kehlkopfknorpel den Ton 1,22 mal schwächten und zwar immer um so mehr, mit je mehr Punkten sie den tönenden Körper berührten. So mußte also die unlängbare

Verstärkung der Stimmbandtöne innerhalb des Kehlkopfes gegenüber ihren schwächeren Tönen außerhalb dieser Umgebung auf Rechnung der durch die Configuration des Organes bedingten Reflexion der den Stimmbandschwingungen folgenden Luftschwellen gebracht werden.

Ohne daß vorläufig über die chemische Natur des elastischen Gewebes mehr als das bereits Bekannte bestätigt werden konnte, wurden die physikalischen Eigenschaften desselben mittelst sehr feiner und sicherer, besonders zu diesem Zweck construirter Meßapparate genauer studirt. Was Weber für die Muskelfsubstanz gefunden hatte, machte sich auch bey diesem Gewebe geltend, indem es nämlich anfänglich dem spannenden Zug einen sehr geringen Widerstand entgegensetzt, welcher in dem Maaß wächst, als die Größe dieses spannenden Zuges zunimmt.

Dadurch wird der Elasticitätsmodulus für die einzelnen Grade der Dehnung sehr verschieden; denn sein Werth wächst mit der Dehnung, jedoch bey den verschiedenen Kehlkopfbändern nicht in derselben Progression. Seine extremen Werthe liegen nämlich bey dem Stimmband sehr viel weiter auseinander als bey dem diesem Widerpart haltenden Ligamentum cricothyreoideum. Der Nutzen jener Verhältnisse für die Stimmbandschwingungen leuchtet von selbst ein. Die für tiefe Töne nöthige Langsamkeit der Excursion wird durch keinen hohen Elasticitätsmodulus bey solchen geringen Graden der Dehnung übertreibt, und die für hohe Töne geforderte Geschwindigkeit der Schwingung durch keine bey den großen Graden der Dehnung stattfindende Nachgiebigkeit gegenüber dem Schwingung erregenden Luftstrom vermindert.

Wir wurden hiebey gelegentlich auf die Beobachtung von Sprüngen der Ausdehnung geführt, welche besonders die organischen elastischen Gewebe, wohl aber auch z. B. Kautschuck-Streifen, nur in geringerem Grad, zeigen, wenn man plötzlich von einer geringeren zu einer viel größeren Belastung übergeht, und wobey der unverhältnißmäßigen Ausdehnung oft längere Zeit vollkommene Unausdehnbarkeit bey dem Auflegen neuer Lasten folgt. Diese Sprünge haben wir dadurch beseitigen können, daß wir durch gewisse Vorrichtungen die elastischen Gewebe stetig und langsam dehnten, die Belastung an

ihnen aufhingen und dieselbe erst dann zur Wirksamkeit kommen ließen, wenn die erstere Zugkraft ganz allmählig außer Spiel gesetzt worden war.

Für die Lufröhre im Ganzen hat sich ebenfalls ein den höheren Graden der Dehnung entsprechendes Wachsen des Elasticitätsmodulus geltend gemacht, wodurch die den hohen und tiefen Tönen sich accomodirende Resonanzfähigkeit des Rohres, welches jenen entsprechend gedehnt und erschlaft wird, eine Erklärung findet.

Nachdem durch diese und manche andere Versuchsreihen die Natur des Materiales, so weit es nöthig schien und die Zeit erlaubte, ermittelt war, begannen wir mit der Untersuchung des eigentlichen Mechanismus der Stimmwerkzeuge, an welchen Windlade, Windrohr, Stimmkasten und Ansaßrohr unserer Orgelwerke durch entsprechende Theile vertreten ist.

Da es weniger darauf ankam, den statischen Druck, unter welchem die gesammte Luft bey der Expiration steht, zu untersuchen, zumal derselbe schon sehr vielfach geprüft worden ist, sondern den Druck, welcher aus der Stimmrißenöffnung in einer gegebenen Zeit eine gewisse Menge Luft treibt, so mußte eine Methode ausfindig gemacht werden, bey welcher die Messung der Luftvolumina möglichst leicht und sicher, und die kleiner Druckwerthe noch mit großer Schärfe geschehen konnte und durch welche wenigstens ohne größeren Irrthum die natürliche Stimmrißenöffnung zu ermitteln war. Die Instrumente, deren ich mich hiezu bediente, waren ein Compteur, welcher noch mit großer Genauigkeit $\frac{1}{1000}$ Gasvolumen anzeigt, und ein Wollaston'scher Differentialanemometer, bey welchem noch ein absoluter Druck von 0,05 abgelesen werden kann. Der Compteur eignet sich zu dergleichen Respiationsversuchen deswegen sehr gut, weil das Gas so gut wie unter gar keinem Druck durch den Apparat geht, eine Absorption desselben nicht statt findet, und also nur die Temperaturdifferenz der Ausathmungsluft vor und hinter dem Apparat und der Barometerstand zu berücksichtigen ist. Als muthmaßlicher Flächenraum der Stimmriße bey dem ruhigsten Ausathmen hat sich die Zahl c. 25 □ Mill. ergeben, indem nämlich gerade bey einer so großen Ausströmungsöffnung am Comp-

teur noch in derselben Zeit dieselbe Luftquantität und ohne irgend spürbar stärkere Expirationsbewegung durch den Apparat ging, als bey jeder größeren Oeffnung an ihm. Die Berechnung des Druckes aus dieser Oeffnung, im Vergleich mit der pro Sekunde gelieferten Luftmenge, hat einen fast verschwindend kleinen Werth ergeben.

Die weiteren Versuche bewiesen, daß diese Pression niemals ausreicht, einen Ton auch nur pianissimo anzustimmen, ferner daß zum Hervorrufen eines leisen Tones stets ein größerer Druck gehört als zu seinem Aushalten, wenn er einmal angestimmt ist.

Die Respirationsbewegungen verändern die Lage des Kehlkopfes. Er steigt und sinkt. Die Ursachen dieser Ortsveränderungen wurden durch Versuche an Leichen, durch Vivisectionen am Kaninchen, Pferd und Schaf zu ermitteln versucht, wobey sich fand, daß die wesentlichen Ursachen in Contractionen der Kehlkopfmuskeln, die geringere Ausschläge gebenden dagegen in den Bewegungen des Zwerchfelles gelegen sind.

Da die Luftröhre hiebey ihre Dimensionen und Spannungsgrade ändert, was sehr häufig in direkte oder indirekte Beziehung zu der Production der Töne gesetzt worden ist, so mußte ermittelt werden, wie eine Luftröhre als Labialpfeife sich verhalten würde. Die Ergebnisse waren, daß die Töne einer gespannten oder erschlafften Luftröhre immer etwas tiefer liegen, als die Töne gleich langer Holzröhren; die relativen Tonunterschiede mehr oder weniger gespannter Röhrenstücke fielen jedoch nur unbeträchtlich anders aus als die relativen Differenzen entsprechend langer oder kurzer Holzröhren; ebenso hat Dehnung oder Erschlaffung der Luftröhre keinen so wesentlich modificirenden Einfluß auf die Töne von Metallzungen, daß man etwa die Bildung der ganzen Tonreihe unsres Stimmorganes davon ableiten könnte, eine Ansicht, welche überhaupt jetzt nicht mehr herrscht, noch auch einen so großen, daß man von den wechselnden Luftsäulenlängen an sich einen großen Vortheil zu erwarten hätte, vielmehr scheint die Größe der Luftröhrenspannung oder Abspannung, entsprechend den gleichnamigen Zuständen der Stimmbänder, für jeden Fall die Summe der schwingenden

festen Theile zu vermehren, und dadurch die Intensität und weniger den Werth des Stimmbandtones zu modificiren.

Bey der nach den oben erwähnten Resultaten vorauszusetzenden Wichtigkeit der Kehlkopfform kam es darauf an, von ihr und von dem Rauminhalt des Organes sich eine vergleichende Uebersicht zu schaffen. Als Schema der Kehlkopfform muß nach den in verschiedenen Höhen gemessenen Querdurchschnitten ein seitlich etwas zusammengedrückter, unterhalb der Stimmbänder, und zwar diesen ziemlich nahe, verengter Schallbecher angesehen werden; und da die Messungen nicht den Grad der Feinheit haben konnten, welcher erforderlich gewesen wäre, sie zur Grundlage mathematischer Berechnungen zu machen, noch auch die Strömungen der elastischen Flüssigkeiten selbst bey einfacheren Formen bisher dem Calcul vollkommen zugänglich gemacht werden konnten, blieb nichts übrig, als sich im Allgemeinen einen Begriff von dem durch die Kehlkopfform bedingten Nutzen für die Stimmbandschwingung zu machen, wobey die Luftströmungen an einem dem Kehlkopf möglichst ähnlich geformten Glasgefäß aus den Bewegungen des Rauches ermittelt wurden, welcher unter gleichmäßigem Druck den Apparat passirte. Hiebey sieht man, daß die dichteste Rauchsäule bey ihrem Emporsteigen die Mitte des Stimmbandrandes trifft.

Die an menschlichen Leichen vorgenommenen Messungen und Wägungen der den Kehlkopf im Ganzen hebenden und senkenden Muskeln haben nach Abzug der den antagonistischen Muskeln zukommenden Kraft, ferner des Gewichtes der Schilddrüse und des Kehlkopfes, endlich der zur Dehnung der Luftröhre nöthigen Kraft immer noch einen Ueberschuß an absoluter Muskelkraft für die Heber dieses Organes erkennen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. April.

Nro. 45.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Hrn. Prof. Harleß über die im Wintersemester 1851/52 in dem physiologischen Cabinet der Universität München angestellten Untersuchungen.

(Fortsetzung.)

Genau mit dem Fernrohr und Fadenkreuz angelegte Messungen des Bewegungsumfanges, welcher dem Kehlkopf des Lebenden beim Singen und Athmen zukommt, wiesen nach, daß der oberste Punkt der Luftröhre nicht allein für sich auf- und niedergeht, sondern daß bey den höheren Graden des Steigens unseres Kehlkopfes auch das untere Ende der Luftröhre mit in die Höhe geht; denn es müßten im entgegengesetzten Fall Dehnungen der Luftröhre beim Lebenden vorausgesetzt werden, welche durch stärksten Zug an der einer Leiche sich nicht herbeiführen lassen.

Von der Untersuchung der Kehlkopfbewegung im Ganzen wurde zu den Bewegungen der einzelnen Kehlkopftheile gegeneinander fortgeschritten. Da hiebey fast überall sehr flache und sehr stark gekrümmte Gelenkflächen sich berühren, so war der im Leben vorkommende Bewegungsumfang allein von der Natur der die Gelenkflächen umschließenden Weichtheile abhängig befunden, während die Arretirung hier nicht, wie bey vielen anderen Gelenken, durch die Natur der festen Theile und deren Form bewerk-

stelligt werden kann. Um die letztere jedoch besonders an dem Gießkannen-Ringknorpelgelenk genauer kennen zu lernen, wurden von ein und demselben Gelenk sehr viele genaue Abdrücke gemacht, welche den Vortheil darbieten, daß sie bald nach dieser, bald nach jener Seite hin durchschnitten zu Abdrücken benützt werden konnten, welche Bilder der verschiedensten Durchschnittsflächen für ein und dasselbe Gelenk lieferten.

An der Kapsel dieses Gelenkes fiel vor Allem die Differenz der Festigkeit zwischen ihrer hinteren und vorderen Portion auf, welche letztere besonders reich an elastischen Fasern gefunden wurde; man ermittelte die Reihenfolge, in welcher bey den verschiedenen Bewegungen der Knorpel die einzelnen Bündel hinter einander durch ihre zunehmende Spannung je mehr und mehr ihren arretirenden Einfluß ausübten, und den Nutzen der an diesem ganzen Gelenk wahrgenommenen Labilität für die Stimmbandschwingungen, ohne daß wir hier der ausführlicheren Mittheilung an anderem Ort weiter vorgreifen können.

Im weiteren Verfolg wurden wir auf die verschiedenen Formen der Stimmriße geführt, wobei es uns wahrscheinlich wurde, daß die sogenannte Athmungsriße den Zweck eines Ventils zur Unterstützung „der Oekonomie des Athems“ habe.

Oberflächliche vergleichende Betrachtungen der Neigung, welche die Stimmbänder gegen den Horizont und gegen einander bey den verschiedenen Leichen haben, ließen vermuthen, daß hiedurch ge-

wisse physikalische Erfolge bedingt seyen, weshalb es wünschenswerth wurde, am Kehlkopf diese Neigung mit sichereren Methoden zu messen, und durch Experimente ihren Einfluß festzustellen.

Das erste wurde dadurch erreicht, daß man an dem senkrecht aufgehängten Präparat Anfangs- und Endpunkt der in Beziehung auf ihre Neigung zu untersuchenden Linie durch Wisznadeln markirte, und mittelst senkrecht auf einer horizontal eingestellten Ebene stehender Maßstäbe die Abstände jener Punkte in senkrechter und horizontaler Linie bestimmte, woraus sich alsdann ein Dreieck mit drey bekannten Stücken construiren, und der fragliche Winkel berechnen ließ.

Das zweyte wurde mittelst eines Gebläses und elastischer membranöser Zungen von gleicher Spannung untersucht, wobey sich fand, daß die stärkere Neigung der letzteren gegen den Horizont, noch mehr ihre stärkere Neigung gegen einander die Leichtigkeit der Ansprache erhöht. Vergleich man nun die Stimmbandlängen mit den Neigungsunterschieden, welcher sie bey den verschiedenen Stellungen der Kehlkopfteile fähig waren, so zeigte sich wenigstens für die Reihe der in dieser Beziehung bis jetzt untersuchten Kehlköpfe, daß die Möglichkeit der Vergrößerung der Stimmbandneigung im umgekehrten Verhältniß zu der mittleren Stimmbandlänge desselben Individuums steht. Weitere gesetzliche Verhältnisse haben sich bis jetzt noch nicht ermitteln lassen, weil die Neigung der Stimmbandebene nur eine der auf die Leichtigkeit des Ansprechens influirenden Bedingungen ist, von denen manche sich nach dem Tod gar nicht mehr ermitteln lassen.

Die an Individuen des verschiedensten Alters angestellten Stimmbandmessungen ergaben als extreme Länge und Kürze für Erwachsene die Zahlen 10 und 20, wobey die individuellen Stimmbandverlängerungen zwischen 18 und 40% schwankten.

Unsere größte Aufmerksamkeit zog unter den Kehlkopfmuskeln der Stimbandmuskel (thyreoarytaenoidens) auf sich, welcher sich zu dem Stimmband wie ein Muskel zu seiner, hier nur mehr als anderwärts, elastische Fasern führenden Scheide ver-

hält, und durch welchen eine gegenseitige Näherung der Stimmbandenden herbeigeführt werden kann. Geschieht dieses, so kann dadurch allein noch nicht das ganze Stimmband als erschlafft betrachtet werden; denn immer kommt es weiter auf den an beyden Enden wirkenden Zug an. Dieser wird für sich schon eine bestimmte Entfernung dieser Enden von einander festhalten, während der Stimbandmuskel in die verschiedensten Grade von Contraction gerathen kann. Nach dem, was Weber über die Veränderung des Elasticitätsmodulus der Muskelsubstanz bey ihrer Contraction gelehrt hatte, nämlich dieß, daß er geringer wird, wurde an noch reizbaren Muskeln eben geschlachteter Thiere geprüft, wie die Löwe, welche sich ihnen entlocken lassen, wenn sie als membranöse Zungen über ein Windrohr gespannt werden, verändern, sobald ein galvanischer Strom Contraction in ihnen hervorruft. In Uebereinstimmung mit dem, was Weber gefunden hatte, zeigte sich eine Vertiefung des Tones in dem Augenblick, in welchem sich der Muskel zusammenzieht, allein nur so lange, als der ganze Muskel noch reizbar ist, also auch noch der freye Rand des als Zunge wirkenden Muskels, wovon das Gelingen des Experimentes wesentlich abhängt.

Vielfache Untersuchungen über die Function der einzelnen Kehlkopfmuskeln, durch welche das Bekannte theils nur bestätigt, theils in manchen Beziehungen modificirt worden ist, können, zu sehr ins Detail führend, hier nicht weiter mitgetheilt werden, nur sey erwähnt, daß eine unverhältnißmäßig oft wiederkehrende Verlängerung des erschlaften Stimmbandes um 4—5 Mill. von einem, wie es scheint vorwaltend streng eingehaltenen Verhältniß der Rückzur Aufwärtsbewegung des Vocalfortsatzes an der cartilago arytaenoidea herrührt, ferner daß eine Contraction des musculus cricothyreoideus, weil sich alle Hebe- und Senkmuskeln, also alle Fixatoren des Kehlkopfes an der cartilago thyreoidea ansetzen, nicht diese herabziehen kann, sondern die cartilago cricoidea vor dem kleinen Horn aufwärts, hinter ihm abwärts bewegen wird, bey welcher Betrachtungsweise jedoch im Wesentlichen nicht die Wirkung des Muskels, sondern nur der terminus

ad quem anders ausfällt, als man gewöhnlich angegeben findet.

So viel über diesen Gegenstand der bisherigen Untersuchungen, wobey ich mich darauf beschränken mußte, mehr den Gang derselben und einzelne Resultate anzudeuten, als die Methoden und die speziellen Befunde und Ergebnisse von einer sehr beträchtlichen Menge Beobachtungsreihen mitzutheilen.

Zum Behuf der Lehrzwecke wurde von unserem trefflichen Mechaniker Stollenreuther ein Kehltopf von Metall mit allen an dem natürlichen Object vorkommenden Bewegungen, durch Schrauben einstellbar, angefertigt, dessen Beschreibung, ohne Beygabe einer Abbildung, nicht leicht ausführbar, hier unterbleiben muß.

Die verhältnißmäßig seltenen hellen Tage dieses Winters benützte ich dazu, von meinem Assistenten, Hrn. Ehl, untersuchen zu lassen, wie weit die Anwendung des Sonnenmikroskopes für demonstrative Vorträge und Herstellung photographischer Abbildungen mikroskopischer Objecte erspriesslich seyn dürfte. Wer sich mit mikroskopischen Demonstrationen beschäftigt hat, weiß, welche Hindernisse besonders Anfängern gegenüber darin liegen, daß man erstens das Object und dessen einzelne Theile vorher beschreiben muß, und nie die Garantie hat, daß der Beschauende wirklich dahin seine Aufmerksamkeit richtet, wo das Wesentliche sich befindet; zweytens daß bey der Unmöglichkeit, das Object von Mehreren gleichzeitig beobachten zu lassen, nicht allein unverhältnißmäßig viel Zeit, sondern auch die Concentration der Aufmerksamkeit verloren geht.

In wie weit dem durch die Benützung eines Sonnen- oder Gasmikroskopes vorgebeugt werden könne, braucht keiner weiteren Erwähnung. Die praktische Frage war vielmehr die, innerhalb welcher Grenzen die anderweitigen Uebelstände des Sonnenmikroskopes zu fürchten oder zu beseitigen wären. Ein Vorwurf, welcher diesem Instrument gemacht wird, ist der, daß bey seiner Anwendung die Ob-

jecte durch die Wärme der Sonnenstrahlen zu rasch verändert oder gar zerstört werden. Dieses hat man im Winter durchaus nicht zu fürchten. Es wurden über eine Stunde feuchte Objecte vor der Mikroskop-Linse gelassen, ohne daß das Wasser zwischen Object- und Deckglas in störendem Grade verdampft gewesen wäre, auch wurde während dieser ganzen Zeit das Bild des Objectes nicht im Geringsten verändert gefunden. Es konnte ein frischer Blutstropfen noch mit hinlänglicher Muße beobachtet und die ganze Reihe der Veränderungen wahrgenommen werden, welche sich sonst an den Blutkörperchen geltend machen, wenn das Blut ohne Zusatz von Agentien seinen weiteren Veränderungen überlassen bleibt. Bringt man das Object vollends nicht in den Focus der Sammellinse, was auch durchaus nicht bey den zu Demonstrationen noch sehr geeigneten Bild-Größen nöthig ist, so hat man im Winter von den störenden Einflüssen der Wärmestrahlen nicht das Geringste zu fürchten. Wie weit man durch gewisse Mittel im Sommer derartige Nachtheile verhüten könne, müssen spätere Versuche lehren; außerdem aber ließe sich dann wenigstens bey Anwendung der mittelstarken Vergrößerungen, wie versucht wurde, das Licht einer gut brennenden Lampe (wahrscheinlich noch ökonomischer bey uns der Holzgasflamme) für eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Demonstrationen ausreichend benützen.

Besonders geeignet ist die Anwendung dieses Instrumentes, wenn es darauf ankommt, rasch vorübergehende Phänomene, wie die Zuckung galvanisirter Muskelbündel, Formveränderungen in Folge chemischer Agentien zc. zu zeigen, und wenn auch wohl nie für alle und die feinsten Gegenstände, noch etwa zur eigentlichen Forschung das Instrument sich eignet, weil durch das Korn der auffangenden Fläche stets das reine optische Bild des gewöhnlichen Mikroskopes getrübt wird, so dient jenes Bild wenigstens bey Demonstrationen dazu, dieses verständlicher zu machen und der Auffassung im Einzelnen näher zu bringen.

Was Ehl's Versuche, Photographien mikroskopischer Objecte zu fertigen anbetrifft, so haben dieselben im Verhältniß zu der nicht sehr großen

Versuchsreihe bis jetzt schon ganz befriedigende Resultate geliefert. Die bey der Anwendung des Sonnenlichtes häufig störenden Farbensäume konnten dadurch ganz eliminirt werden, daß man die Strahlen durch einfarbige Gläser gehen ließ, also mit homogenem Licht operirte.

Endlich wurden noch scharfe Bilder erhalten, wenn man statt des Sonnenlichtes nur das sonnenhelle Tageslicht benützte. Schlägt man den Nutzen der Photographien auch gar nicht hoch an, so hat man ihn doch wenigstens dem der Camera lucida gleich zu setzen, neben dem Vortheil großer Zeitersparniß.

(Schluß folgt.)

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Februar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

- Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in Berlin:
Verhandlungen. XX. Bd. 2. Heft. Berlin 1851. 4.
- Von Hr. Prof. Brunert in Greifswald:
Archiv für Mathematik und Physik. 17. Th. 2 — 4. Heft. 18. Th. 1. Heft. Greifswald 1851. 8.
- Von der Geological Society in London:
Quarterly Journal. Vol. VII. No. 28. Novbr. 1. 1851. London 1851. 8.
- Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:
Jahrbuch. 1851. II. Jahrg. No. 2. 3. April — Sept. Wien 1851. 8.
- Von der Société de Phistoire de France in Paris:
Bulletin. No. 10. Nov. 1851. Par. 1851. 8.
- Von Hrn. Prof. Dr. Hermann in Göttingen:
Perseus und Andromeda. Eine Marmorgruppe in der k. Sammlung im Georgengarten zu Hannover; als Programm des archäol. numism. Instituts in Göttingen. Göt. 1851. 4.

- Von dem württembergischen Verein für Vaterlandskunde in Stuttgart:
Württembergische Jahrbücher. Jahrg. 1850. 1. und 2. Heft. Stuttg. 1851. 8.
- Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern dahier:
Centralblatt. Jan. und Febr. 1852. München 1852. 8.
- Von Hrn. Prof. Treviranus in Bonn:
De compositione fructus in Cactearum atque Cucurbitacearum ordinibus. Bonnae 1851. 4.
- Von der Royal asiatic society in London:
Journal. Vol. XIII. Part I. Vol. XIV. Part I. London 1851. 8.
- Von der Académie des sciences in Paris:
Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXIII. No. 19 — 26. Novbr. Decbr. 1851. T. XXXIV. Janv. 1852. Par. 4.
- Von Hrn. Alex. Auvert in Moskau:
Selecta praxis medico-chirurgicae quam Mosquae exercet etc. Livrais. 19 — 24. Mosc. und Par. 1851. gr. fol.
- Von Hrn. G. Fischer v. Waldheim in Moskau:
Entomographie de la Russie. T. V. (Lepidoptères de la Russie. I. Nymphalides.) Mosc. 1851. 4.
- Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:
Sitzungsberichte. Philos. histor. Classe. Jahrg. 1851. VII. Bd. 1. u. 2. Heft. Wien 1851. 8.
- Sitzungsberichte. Mathem. naturw. Classe. Jahrg. 1851. VI. Bd. 5. Heft. VII. Bd. 1. u. 2. Heft. Wien 1851. 8.
- Von dem zoologisch mineralogischen Verein in Regensburg:
Correspondenzblatt. V. Jahrg. 1851. Regensb. 1851. 8.
- Von der k. preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:
Monatsbericht. Decbr. 1851. Berlin 1851. 8.
- Von dem Verein für hamburgische Geschichte in Hamburg:
Zeitschrift. 3. Bd. 3. u. 4. Heft. Hamb. 1851. 8.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. April.

Nro. 46.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Hrn. Prof. Harless über die im Wintersemester 1851/52 in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen.

(Schluß.)

Die Unglücksfälle im hiesigen Bahnhof, welche man zum Nachtheil der Pettenkofer'schen Erfindung von manchen Seiten her auszubeuten versuchte, veranlaßte Dr. Martin und mich, die „deletäre“ Eigenschaft des Holzgases einer näheren Prüfung zu unterwerfen; demgemäß wurden verschiedene Thiere, bis jetzt Kaninchen und Tauben, in einen hermetisch schließenden, mit Glasfenstern versehenen Kasten gebracht, durch welchen das in verschiedenen Verhältnissen mit atmosphärischer Luft gemischte Gas continuirlich strömte. Kaninchen, welche 10 Minuten lang eine mit 50% Gas geschwängerte Luft geathmet hatten, kamen nach Anwendung einer kalten Begießung in kurzer Zeit wieder zu vollem Bewußtseyn, und genasen von der Narkose vollkommen. Andere Kaninchen, welche man in der Gas Mischung sterben ließ, zeigten nur ganz kurz vor dem Tod einige Zuckungen, Tauben dagegen sehr heftige klonische Krämpfe; aber selbst nach dem Eintritt dieser konnte eine Taube wieder ohne Anwendung irgend welcher Mittel vollständig hergestellt werden, so daß aus diesen vorläufigen Resultaten schon ersichtlich

ist, es rufe die Einathmung des Holzgases selbst in solchen Quantitäten, in welchen es gewiß nicht durch bloße Unvorsichtigkeit der Athmung der Menschen geboten werden wird, niemals solche, rasch das Leben aufhebende, Veränderungen am Organismus heroor, daß man das Gas zu den spezifisch giftigen Stoffen rechnen dürfte; denn sonst wäre der Aetherdampf ebenfalls in die Kategorie der Gifte zu setzen, weil hie und da ein Mensch oder ein Thier daran zu Grunde gegangen ist. Das Wort Gift muß nach dem, was man unter diesem Begriff bisher wenigstens subsumirt hat, dahin gedeutet werden, daß es einen Stoff bezeichnet, welcher schon in verhältnißmäßig sehr kleinen Mengen das Leben unwiederbringlich aufhebt. Finden wir nun, daß ein Stoff, welcher 50% eines zum Leben absolut nothwendigen zweyten verdrängt und an dessen Stelle in den Organismus eingeführt wird, eine so lange Zeit z. B. eingeathmet werden kann, innerhalb welcher das Leben erlöschen müßte, wenn gar keine Luft der Athmung geboten würde, so wird man durch die beobachtete schnelle Ausgleichung der dadurch herbegeführten Störungen von dem Gedanken an eine unvermeidlich zerstörende, giftige Wirkung abgebracht.

Die Störungen, welche durch die Einathmung des Holzgases hervorgerufen werden, scheinen sich hauptsächlich auf Ernährungsveränderungen der Nervensubstanz zu beschränken, wenigstens konnten bisher keine sogenannten pathologischen Producte, selbst auch nicht Blutextravasate oder Blutüberfüllungen in dem Grade nachgewiesen werden, daß man in

ihnen als mechanischen Ursachen die Quelle der Empfindungs- und Bewegungslosigkeit oder der zuletzt aufstretenden Krämpfe vermuthen durfte. Charakteristisch ist die bey diesen Thieren wie bey jenen Verzungenlücken gesunde hellrothe und dünnflüssige Beschaffenheit des Blutes in allen Organen.

Ueber die Resultate, welche Hrn. Rothmunds Versuche über den Einfluß des Umens kalter, vollkommen trockner Luft auf die Respirationsorgane versprechen, werde ich mir erlauben, in meinem nächsten Bericht das Wichtigste mitzutheilen.

Hr. Prof. Dr. Vogel jun.:

Versuche über das Austrocknen der Gase, gemeinschaftlich mit Hrn. Dr. Wittwer ausgeführt.

Unter die Arbeiten, die sich dem Chemiker vom Fache beständig entgegenstellen, läßt sich wohl mit allem Rechte auch die Aufgabe setzen, eine bestimmte Luftart vollkommen auszutrocknen, sey es, um nach Entfernung des Wasserdampfes dieselbe auf ihre andern Bestandtheile quantitativ zu untersuchen, oder auch um den Gehalt an Wasser selbst mit vollkommener Genauigkeit feststellen zu können, und in jeder dieser beyden Rücksichten verdient sie wohl ohne Zweifel ihre volle Berücksichtigung. Je mehr aber das Interesse hervortritt, welches diese Aufgabe auf sich zieht, um so mehr muß auffallen, daß derselben bisher durchaus noch nicht die gehörige Würdigung zu Theil geworden ist. Es sind zwar über diesen Gegenstand einige Arbeiten da, wie die von Vogel jun. *) und Webe **), welche zeigen, daß die concentrirte Schwefelsäure, die als Trocknungsmittel einen vorzüglichen Rang behauptet, eine wenn auch geringe Tension hat, indem sich, wenn man dieselbe

*) Journal für prakt. Chemie XXVII. 368.

**) Berzelius Jahresbericht Bd. 28. S. 36. 1842.

im luftverdünnten Raum in die Nähe von Baryt- lösung bringt, in dieser etwas Schwerspath absetzt. Ist hier auch ausgemacht, daß die Schwefelsäure als absolutes Trocknungsmittel nicht betrachtet werden darf, so entsteht andererseits doch die Frage: „Ist dieser Fehler auch auf eine genaue Wage von Einfluß?“ Es verdient diese Frage ihre Berücksichtigung um so mehr, als am Ende doch immer die Wage es ist, auf welche bey quantitativen Bestimmungen alles ankommt. Berzelius hat zwar in seinem Jahresberichte den Schluß daraus gezogen, daß Schwefelsäure bey sehr genauen Untersuchungen als Trocknungsmittel nicht anzuwenden sey; doch hat im Widerspruche mit ihm Favre *) dadurch, daß er eine Luft zuerst durch Schwefelsäure und dann über trockne Phosphorsäure leitete und dabey keine Gewichtszunahme der letzteren wahrnehmen konnte, gezeigt, daß die Tension der Schwefelsäure zu gering sey, um für die Wage von irgend einem Einflusse zu seyn.

Die Eigenschaften der beyden andern vorzugsweise angewandten Trocknungsmittel rücksichtlich der mehr oder minder vollkommenen Erfüllung dieses Zweckes wurden bisher unseres Wissens ununtersucht gelassen, und beyde gelten daher als vollkommene Trocknungsmittel.

Bey unseren Untersuchungen über die Respiration der Pflanzen, welche wir im vorigen Jahre der k. Akademie vorzulegen die Ehre hatten, bot sich uns die angeregte Aufgabe in ihrer vollen Bedeutung dar, doch begnügten wir uns zur Zeit damit, nur die Schwefelsäure zu untersuchen, und als wir gefunden hatten, daß uns diese für unsre Zwecke genüge, verschoben wir die weitere Untersuchung dieses Gegenstandes bis zur Beendigung unserer damaligen Arbeit.

Die Resultate, die wir seitdem gewonnen, wollen wir nun in Folgendem darstellen.

Als Ausgangspunkt unserer Arbeit diente folgende bereits in der vorerwähnten Abhandlung angedeutete Schlußfolge.

*) Ann. de Chim. et de Phys. XII. 223.

Es wird von einem Trocknungsmittel verlangt, daß es eine durchströmende Luftart ihres ganzen Wassergehaltes beraube, ohne selbst etwas in einer mit der Wage erkennbaren Quantität daran abzugeben. Strömt feuchte Luft der Reihe nach über verschiedene Trocknungsmittel, so wird sie, wenn sie im ersten nicht alles Wasser verloren hat, dieses im zweyten fahren lassen, vorausgesetzt, daß dieses besser trocknet, als das erste. Das zweyte Mittel wird in Folge dessen an Gewicht zunehmen, wenn es zugleich nicht selbst etwas von seiner eigenen Substanz an die Luft abgibt. Kommt dagegen das besser trocknende Mittel voran, so wird das zweyte in keinem Falle zunehmen, es wird aber abnehmen, wenn es selbst an trockene Luft etwas abgibt.

Ist das erste Mittel nicht vollkommen trocknend, so kann die Luft noch einen Theil ihres ihr gebliebenen Wassers verlieren, wenn man sie über eine neue Portion desselben Mittels streichen läßt. Es beruht auf diesem Satze das Verfahren, eine zu trocknende Luftart durch mehrere Röhren, die ein Trocknungsmittel enthalten, zu leiten.

Die Art, in welcher wir die Trocknungsmittel anwandten, war folgende.

Als erstes Glied nahmen wir in 2 Versuchreihen Glasröhren, die 27'' lang mit in Schwefelsäure getauchtem Asbest gefüllt waren; in den übrigen benutzten wir Liebig'sche Kugelapparate, die diese Säure enthielten. Es geschah dieses deswegen, weil die Röhren, obwohl weniger bequem als die Kugelapparate, doch bisweilen genommen werden, wenn man ein öfteres Wechseln zu vermeiden wünscht. Das geschmolzene sowohl als das getrocknete Chlorcalcium kamen in 27'' lange Röhren, und zwar ersteres frisch geschmolzen, letzteres scharf getrocknet, beyde in kleinen Stücken.

Als zweyte Glieder wurden die Schwefelsäure in einem Kugelapparate, das Chlorcalcium in einer kleinen Trocknungsröhre angewendet. Von jeder Combination der 3 Mittel wurden je 2 Reihen zu 6 Versuchen gemacht, und deren Resultate mögen hier folgen.

Zunahme des zweyten Gliedes.			
Schwefelsäureasbest dann Kugelapp.		2 Kugelapparate.	
a.	b.	a.	b.
1 + 0,30 gr.	+ 0,15 gr.	+ 0,03	+ 0,00
2 + 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00
3 + 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00
4 + 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00
5 + 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00
6 + 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00

Rugelapp. dann geschm. Chlorcalc.				Rugelapp. dann getr. Chlorcalc.			
a.		b.		a.		b.	
1 — 0,03	— 0,02	1 — 0,04	— 0,10	1 — 0,04	— 0,10	1 — 0,04	— 0,10
2 — 0,02	— 0,02	2 — 0,03	— 0,03	2 — 0,03	— 0,03	2 — 0,03	— 0,03
3 — 0,00	— 0,00	3 — 0,03	— 0,02	3 — 0,03	— 0,02	3 — 0,03	— 0,02
4 — 0,00	— 0,00	4 — 0,01	— 0,03	4 — 0,01	— 0,03	4 — 0,01	— 0,03
5 — 0,00	— 0,00	5 — 0,00	— 0,02	5 — 0,00	— 0,02	5 — 0,00	— 0,02
6 — 0,00	— 0,00	6 — 0,02	— 0,00	6 — 0,02	— 0,00	6 — 0,02	— 0,00

Geschm. Chlorcalc. dann Kugelapp.

	a.	b.
1	+ 0,20	+ 0,12
2	+ 0,04	+ 0,07
3	+ 0,02	+ 0,05
4	+ 0,03	+ 0,03
5	+ 0,03	+ 0,03
6	+ 0,04	+ 0,02

2mal getr. Chlorcalc.

	a.	b.
1	+ 0,06	+ 0,08
2	+ 0,03	+ 0,03
3	+ 0,01	+ 0,02
4	+ 0,01	+ 0,01
5	+ 0,01	+ 0,02
6	+ 0,02	+ 0,01

Geschm. Chlorcalc. dann getr.

	a.	b.
1	— 0,04	— 0,03
2	— 0,02	— 0,02
3	— 0,00	— 0,02
4	— 0,02	— 0,00
5	— 0,02	— 0,01
6	— 0,00	— 0,00

Getr. Chlorcalc. dann Kugelapp.

	a.	b.
1	+ 0,06	+ 0,06
2	+ 0,08	+ 0,07
3	+ 0,04	+ 0,04
4	+ 0,04	+ 0,03
5	+ 0,03	+ 0,03
6	+ 0,04	+ 0,04

2mal geschm. Chlorcalc.

	a.	b.
1	+ 0,02	+ 0,02
2	+ 0,01	+ 0,00
3	+ 0,03	+ 0,03
4	+ 0,02	+ 0,03
5	+ 0,02	+ 0,01
6	+ 0,03	+ 0,01

Getr. Chlorcalc. dann geschm.

	a.	b.
1	+ 0,08	+ 0,03
2	+ 0,04	+ 0,00
3	+ 0,02	+ 0,04
4	+ 0,01	+ 0,02
5	+ 0,04	+ 0,01
6	+ 0,01	+ 0,02

Es ergeben sich nun aus diesen Reihen nachstehende Folgerungen.

Der Umstand, daß die Schwefelsäure hinter geschmolzenem sowohl als hinter getrocknetem Chlorcalcium eine Gewichtszunahme erfährt, berechtigt zu dem Ausspruche, daß die beyden letztgenannten Substanzen eine Lustart vollkommen zu trocknen nicht im Stande sind.

Geschmolzenes Chlorcalcium nimmt hinter getrocknetem noch zu; es trocknet also besser als dieses.

Bringt man Chlorcalcium, getrocknetes sowohl als geschmolzenes, hinter Schwefelsäure, so nehmen sie an Gewicht ab. Da wir vermittlest ziemlich großer Stöpsel von Baumwolle vermieden hatten, daß der Luftstrom etwas von dem Salze mechanisch mitreißen konnte, so kann das, was fortgegangen ist, nur Wasserdunst gewesen seyn. Weil nun beyde Salze bey dem Einbringen in die Röhre möglichst

trocken genommen wurden, so kann eine Erklärung des Umstandes nur darin gefunden werden, daß während des Füllens der Röhre etwas Wasserdunst aufgenommen, derselbe folglich mit gewogen wurde, dann aber bey dem Durchströmen einer sehr trockenen Luft wieder entwich. Man könnte hier fast zu der Annahme verleitet werden, daß die vollkommen trockene Luft mit solcher Begierde Wasser anzieht, daß sie dasselbe selbst dem Chlorcalcium zu entziehen im Stande ist, wonach sich die trockene Luft in der Eigenschaft als Trocknungsmittel unmittelbar hinter die Schwefelsäure stellen würde. Jedenfalls ist gewiß, daß Chlorcalcium bey genauen Untersuchungen nicht angewendet werden soll, wenn es anders nicht durch die chemische Zusammensetzung des durchzuleitenden Gases geboten wird. In allen andern Fällen ist Schwefelsäure zu nehmen.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. April.

Nro. 47.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Versuche über das Austrocknen der Gase.

(Schluß.)

Doch noch ein anderer Umstand ist es, den wir bey dem Trocknen zu berücksichtigen haben. Wir können bey der Betrachtung obiger Reihen fast durchgehends sehen, daß der erste Versuch sich von den nachfolgenden bedeutend unterscheidet, es ist entweder die Zunahme oder die Abnahme bedeutender als in den übrigen der Reihe. Die Schwefelsäure kann sogar hinter anderer Schwefelsäure zunehmen.

Es kann dieses nur von der Feuchtigkeit herkommen, die sich an die Wände der Gefäße, wo sie von der trocknenden Substanz nicht mehr berührt werden, oder der Verbindungsrohren anhängt, und es ergibt sich daraus für die Praxis die Regel, daß man, wenn man seiner Resultate sicher seyn will, sich nie frisch gefüllter Gefäße bedienen darf, sondern daß durch diese nach dem Füllen immer einige tausend Cub. Cent. Luft durchgeleitet werden müssen. Erst wenn diese einmal durchgegangen sind, kann man ein constantes Resultat erwarten.

Ist Luft durch einen mit conc. Schwefelsäure gefüllten Kugelapparat gegangen, so gibt sie kein Wasser mehr ab, wenn sie auf's Neue durch Schwefelsäure geleitet wird. Es ergibt sich hieraus, daß es gar nicht nöthwendig ist, mehr als ein Schwefelsäuregefäß, sey es nun eine etwas lange Röhre

oder ein Kugelapparat, zum Trocknen anzuwenden, denn was das erste nicht aufgenommen hat, wird auch von den nachfolgenden nicht mehr absorbiert. Halten wir außerdem dieses Resultat mit dem oben erwähnten von Favre zusammen, daß nämlich auch wasserfreye Phosphorsäure hinter Schwefelsäure nicht mehr zunimmt, so sind wir zu dem Ausspruche berechtigt, daß ein mit conc. Schwefelsäure gefüllter Kugelapparat hinreichend sey, um mehr als 100,000 CC. atmosphärischer Luft so vollkommen zu trocknen, daß die Wage von dem nicht absorbierten Wasser noch nicht afficirt wird. Nicht ganz ist dieses bey dem geschmolzenen Chlorcalcium der Fall, noch weniger bey dem getrockneten.

Es dürfte nicht überflüssig seyn, hier noch einen Umstand zu erwähnen, der bey der erwähnten Methode zu trocknen nicht außer Auge gelassen werden darf.

Muß Luft durch einen mit Schwefelsäure gefüllten Kugelapparat bringen, so hat sie einen nicht unbeträchtlichen Widerstand zu überwinden, der bey der Bestimmung der Quantität der durchgeströmten Luft nicht außer Auge gelassen werden darf. Es ist nämlich in Folge dieses Widerstandes bey Anwendung eines Gasometers die Luft im Innern desselben dichter, bey Anwendung eines Aspirators dünner als die äußere.

Um dieses zu bestimmen, braucht man nur mit dem fraglichen Gefäße ein Luft enthaltendes calibrirtes Glasrohr, dessen bekannter Inhalt durch einen Tropfen Flüssigkeit abgesperrt ist, communi-

ciren zu lassen. Ist die in der Röhre enthaltene Luft auf den Normalbarometerstand und die Temperatur 0 reducirt, so kann man augenblicklich die Dichtigkeit der eingeschlossenen Luft ablesen, und ist dabey aller Reductionen nicht nur rüchichtlich des Barometerstandes, sondern auch der Temperatur überhoben. Aufgabe ist nur, daß die letztere in beyden Gefäßen gleich sey, was sich leicht bewerkstelligen läßt.

Zum Schluß möge es noch erlaubt seyn, einer Methode, die Kohlensäure der Atmosphäre zu bestimmen, zu erwähnen, welche neuerlich von Mène*) vorgeschlagen, und die auf dem Principe der alkalimetrischen Probe beruht. Die Resultate, die er erlangt, sind die, daß die Luft kaum den dritten Theil der Kohlensäure wirklich besitzt, den man nach den bisherigen Untersuchungen ihr zuzuschreiben gewohnt ist, nämlich 3 — 5 Zehntausendtheile. Er macht gestützt hierauf den bisherigen Untersuchungen den Vorwurf, daß sie alle mit feuchter Luft angestellt seyen, und daß man bey dieser Gelegenheit das Wasser mit Kohlensäure verwechselt habe. Abgesehen davon, daß, wenn dieses wirklich der Fall wäre, der Fehler schwerlich so constant ausgefallen wäre, und man immer nahezu dasselbe Resultat erhalten hätte, können wir gestützt auf unsere Untersuchungen behaupten, daß die Schwefelsäure die Luft vollkommen trockne, und deswegen eine solche grobe Verwechselung nicht zu befürchten stehe.

Uebrigens läßt sich der Irrthum von Mène auch durch folgende Betrachtung nachweisen. Wir haben bisher vorzüglich 2 Methoden, die Kohlensäure der Luft zu bestimmen, nämlich die Brunnersche, die Luft zuerst durch Schwefelsäure, dann über Kalkhydrat und eine zweyte Schwefelsäure zu leiten.

Hier könnte allerdings die erste Schwefelsäure nicht vollkommen trocknen und das durchgegangene Wasser sich in der zweyten fangen. Der erwähnte Vorwurf wäre also gegründet. Aber wir haben noch eine zweyte Methode, die Kohlensäure der Luft zu bestimmen, nämlich die von Saussure. Dieser trock-

net die Luft nicht zuerst, sondern leitet sie in Barytwasser und wiegt dann den erhaltenen kohlen-sauren Baryt. Hier kann von keinem Verwechseln der Kohlensäure mit Wasser mehr die Rede seyn, und der Mène'sche Vorwurf findet daher keine Anwendung.

Vergleichen wir aber die Resultate beyder Methoden, so sind sie bekanntlich gleich, und wir müssen daher die Resultate der Mène'schen Methode als unbegründet betrachten.

Philosophisch = philologische Classe.

In den monatlichen Sitzungen dieser Classe sind während des Wintersemesters 1851/52 folgende Gegenstände allgemeinem wissenschaftlichen Interesse zur Sprache gekommen.

November (15.) 1851. Bibliothekar Schmelzer erstattete einen (nach dem in den Denkschriften der Classe vom J. 1838 S. 553 — 708 niedergelegten) zweyten Bericht über seine und Anderer Arbeiten betreffend die alterthümliche deutsche Mundart der sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Alpen von Vicenza und Verona, indem er zugleich das Manuscript seines Versuches eines Wörterbuches dieser Mundart vorlegte. Der Bericht ist abgedruckt im Bulletin No. 4 (Gelehrte Anzeigen No. 4) von 1852.

December (13.) a. Hr. Professor M. J. Müller besprach mehrere noch ungenügend beschriebene orientalische Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek, insonderheit ein im J. 1530 in stattlichster Form ausgefertigtes Schreiben des Großveziers Ibrahim Pascha an König Ferdinand. (Cim. 76).

b. Hr. Rector Palm wies aus einer Handschrift der k. Bibliothek zu Bamberg eine Reihe wichtiger und noch nicht berücksichtigter Verbesserun-

*) Compt. rend. T. XXXIII. No. 8. 1851.

gen und Ergänzungen des Textes von des L. A. Florus Epitome nach.

Januar (10.) 1852. Hr. Prof. Dr. Haneberg hielt Vortrag über das Leben und Wirken des Scheich Ali Abul Hasan Schadeli, als Beitrag zur Geschichte der Fatimiden und Sufi's Nordafrika's im XIII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Februar (14.). a. Vorgelegt und besprochen wurde ein von Hrn. Oberbaurath Friedrich Panzer (Verfasser der „Beiträge zur deutschen Mythologie“ München 1848) mitgetheilte Aufsatz „Ueber einige mythische Gebräuche und Sagen.“

b. Hr. Prof. Dr. Prantl hielt Vortrag „Ueber einige Reste des Thier-epos, die sich bey spätern griechischen Autoren finden.“

März (13.). a. Vorgelegt wurden zwey, zur Feyer des 11. als vierzigsten Jahrestages des in München bestehenden philologischen Seminars, erschiene Druckchriften, die eine von Hrn. Prof. Dr. Spengel, enthaltend „specimen emendationum in Cornelium Tacitum,“ die andere von Hrn. Prof. Dr. Prantl „Ueber die dianoetischen Tugenden in der nikomachischen Ethik des Aristoteles.“

b. Aus einem größern von Hrn. Prof. Müller unternommenen Werke wurden von demselben mitgetheilt „Betrachtungen über das arabische Schutzrecht.“

c. Hr. Generalvicar Dr. Windischmann hielt Vortrag „Ueber die Ursachen der arischen Völker.“

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Februar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckchriften.

(Schluß.)

- Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:
Zeitschrift. 6. Bd. 1. Heft. Leipzig 1852. 8.
- Von der naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg:
Abhandlungen. 1. Heft. Nürnberg 1852. 8.
- Von der Institution of Civil Engineers in London:
Minutes of Proceedings Session of 1837—1850. London. 8.
Transactions. Vol. I. II. III. Lond. 8.
List of members 1850. Lond. 8.
- Von der physikalisch medicinischen Gesellschaft in Würzburg:
Verhandlungen. II. Bd. No. 11—22. Erlang. 1852. 8.
- Von der Philosophical Society of Cambridge:
Vol. IX. Part II. Vol. I. 1. 2. Vol. III. 1—3. Vol. IV. 1—3. V. 1—3. VI. 1—3. VII. 1. Cambridge. 4.
- Von der Entomological Society in London:
Transactions. (New series.) Vol. I. Lond. 1851. 8.
- Von Hrn. Dr. Wilhelm Herberger zu Dürkheim:
Die jod- und bromhaltigen Salzquellen. Neustadt a. d. S. 1852. 8.
- Von der Société Vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:
Bulletin. No. 23. T. III. Année 1851. Laus. 8.
- Von Hrn. Prof. Parlatore in Florenz:
Giornale botanico italiano. Anno II. Fascicolo 9. Firenze 1851. 8.
- Von der Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen in Haarlem:
Natuurkundige Verhandelingen. 7. Deel. Leiden 1851. 4.
- Von Hrn. F. G. G. Miquel in Amsterdam:
Cycadeae quaedam americanæ partium novæ. Amsterd. 1851. 4.

De quibusdam plantis fossilibus. Amst. 1851.
 Over de rangschikking der fossiele Cycadeae. Amst.
 1851. 8.

Von Hrn. C. Montagne in Amsterdam:
 Fungorum species novae Surinamenses. Amst. 8.

Von Hrn. Dr. Guyon in Algier:
 Exposé des travaux et publications. Alger 1852. 8.

Von Hrn. Domppropst Dr. v. Deutinger hier:
 Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des
 Erzbisthums München und Freising. 3. Bd. Mün-
 chen 1851. 8.

Schematismus der Geistlichkeit des Erzbisthums Mün-
 chen und Freising für das Jahr 1852. München
 1852. 8.

B e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Aka-
 demie der Wissenschaften im Monat März 1852
 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Zoological Society in London:
 Transactions. Vol. IV. Part I. London 1850. 4.
 Proceedings. No. 206 — 213. Lond. 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France à
 Paris:
 Bulletin. No. 11. 12. Decbr. 1851. Jan. 1852. Par. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und
 Technik in Landau:
 Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXIII. Heft
 VI. Decbr. 1851. Bd. XXIV. Heft I. Jan. 1852.
 Landau. 8.

Von dem entomologischen Verein zu Stettin:
 Entomologische Zeitung. 12. Jahrg. Stettin 1851. 8.

Von Hrn. Prof. Hausmann, Sekretär der k.
 Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:
 Erste Gänularsfeyer der k. Gesellschaft der Wissenschaften
 zu Göttingen am 29. Nov. 1851. Göt. 1852. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:
 Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXIV.
 No. 2. 3. 4. Janv. 1852. Par. 1852. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in
 Berlin:

Monatsbericht. Januar 1852. Berlin 1852. 8.

Von der Imprimerie nationale in Paris:

Journal des Savants. Janvier — Decbr. 1851. Par. 4.

Von Hrn. Karl Kreil, Direktor der Sternwarte
 zu Prag:

Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im
 österreichischen Kaiserstaate. 4. Jahrg. 1850. Prag
 1851. 4.

Von dem zoologisch mineralogischen Verein in
 Regensburg:

Abhandlungen. 2. Heft. Regensb. 1852. 8.

Von dem Verein für mecklenburgische Geschichte und
 Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht. 16. Jahrgang. Schwerin
 1851. 8.

Quartalbericht. XVI. 2. 3. XVII. 1. 2. Schwerin
 1851. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Spengel hier:

Viro clarissimo Friderico Thierschio octo lustra in di-
 rigendo seminario philologico Monacensi A. D. V.
 Id. Mart. anni MDCCCXII condito feliciter per-
 acta gratulatur. Mon. 1852. 4.

Von Hrn. Prof. Dr. Prantl dahier:

Ueber die dianoetischen Tugenden in der Nikomachischen
 Ethik des Aristoteles. — Fried. v. Thiersch, dem
 Gründer des philologischen Seminars in München
 zum 40jährigen Bestand dieser Anstalt. München
 1852. 4.

Von Hrn. Prof. Zantedeschi in Padua:

Ricerche fisico-matematiche sulla deviazione del pen-
 dolo dalla sua trajetoria. Padova 1852. 8.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. April.

Nro. 48.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

A Glance at the Interior of China obtained during a Journey through the Silk and Green tea Countries. By W. H. Medhurst. London 1850.

Die Reise des bekannten Sinologen, Herrn Medhurst, ist in mannigfacher Beziehung ein lehrreiches Werk. Wir sehen hieraus, wie die Engländer von den fünf Häfen aus, wo ihnen vermöge des Vertrags von Nanjing der Zutritt gestattet ist, nach dem inneren Lande Verbindungen unterhalten, so daß sie in fernen Gegenden Freunde finden, die sie verbergen und ihren Zwecken jeden Vorschub leisten. Dann erhalten wir in den Mittheilungen des Herrn Medhurst, welcher als Chinese reiste, und von keinem der scharfen Beobachter und Spione des Himmelssohnes als ein Kneitse oder Teufelssohn, — eine gewöhnliche Benennung der Fremden —, erkannt wurde, eine Darlegung der Zustände des chinesischen Volkes, wie sie wirklich sind, im Vergleiche zu den amtlich erlogenen Angaben, namentlich in statistischer Beziehung. Der Reisende war zu dieser schwierigen aber wichtigen Aufgabe ganz geeignet. M. ist der Sprache und Sitten des Mittelreiches vollkommen kundig; er kennt alle officiellen Berichte und Staatshandbücher des großen Reiches. Weßhalb aber eigentlich die Länder, wo die vorzüglichste Seide, der beste grüne Thee gewonnen und das trefflichste Porzellan gefertigt wird, besucht wurden, das erfahren wir nirgendwo; im Verlaufe des Tagebuches ist bloß im Allgemeinen von Geschäften die Rede. Wahrschein-

lich hatte der Ausflug von Schanghai nach dem Innern Handels- und gewerbliche Zwecke; der Reisende erkundigte sich genau über alle die zahlreichen Vorkehrungen zur Gewinnung der Seide, von der Pflanzung des Maulbeerbaumes und seinen verschiedenen Gattungen bis zur Zusammensetzung des Webestuhles, worauf die Seidenfäden zu Stoffen verarbeitet werden; weniger ausführlich wird von der Zubereitung des Thees und der Fabricirung des Porzellans gesprochen.

Das Buch beginnt mit einer Aufzählung der Anzüge, welche einem Europäer nothwendig sind, der als verkleideter Chinese von Bildung, als ein wohlhabender Kaufmann, Gelehrter oder Arzt reisen will. Für den Sinologen haben diese und andere Darstellungen solcher Art noch einen besondern Werth durch die Mittheilung der chinesischen Charakter, mit welchen die besprochenen Gegenstände bezeichnet werden. Die Reise ist nämlich, obgleich London auf dem Titel steht, sicherlich in Schanghai gedruckt worden, und bildet bloß eine Abtheilung der Zeitschrift, welche Medhurst in dieser großen Hafenstadt des östlichen China's unter der Aufschrift: „Chinesische Miscellen“ erscheinen läßt. Auch der Körper muß zu solch einer Reise eigens zugerichtet werden; der Kopf wird ringsum bis auf den Scheitel geschoren, wo der künstliche Zopf befestigt wird; bei manchen Personen sind auch farbige Brillen nothwendig, wenn sie nämlich besonders helle Augen haben, woran der Chinese den Fremden alsbald erkennt. Nun werden die Speisen der Chinesen, ihre Wirthshäuser und Theestuben beschrieben, wie man ißt und trinkt, damit der verkleidete Eu-

ropäer sich hienach genau richten möge. Die Darstellung der Sitten in den Wirthshäusern, dann welche Leute hier gewöhnlich gefunden werden ist äußerst anziehend und könnte recht gut zum Stoffe einer chinesischen Novelle dienen. Die Abschnitte über die Art und Weise zu reisen, über die Boote und Straßen, „welche besser sind, als ein Fremder erwartet,“ über die Kenntniß der Sprache und der verschiedenen Mundarten enthalten ebenfalls sehr viel Lehrreiches. Aus allen Einrichtungen tritt uns das Bild eines sehr alten civilisirten Volkes entgegen. Man findet hier, gleichwie in Indien, Stifungen und wohlthätige Vereine, wodurch für arme Reisende gesorgt wird; sie werden unentgeltlich über Flüsse und Seen gefahren und erhalten in gewissen längs der Straßen errichteten Häusern, ohne irgend eine Bezahlung, Nachtlager und nothdürftige Speisung. Medhurst selbst wurde manchmal, wenn er schwach und müde einherging, von unbekanntem Wohlthätern eine Tasse Thee zur Erfrischung dargereicht.

Die äußere Geschichte, die todtten Thatsachen einer jeden Stadt, sogar eines jeden Dorfes des Mittelreiches sind allgemein bekannt. Man findet in den Kreis- und Kantonsbeschreibungen, wann ein Ort erbaut und wie er unter den verschiedenen Herrscherhäusern genannt wurde. Von dem innern Leben der Länder und Städte, von ihren besondern Einrichtungen und Sitten, von den eigenthümlichen Landeserzeugnissen, von den Gewerben und der Aus- und Einfuhr ist in diesen Werken wenig zu lesen. Der Sinologe gibt nach diesen chinesischen Quellen die Geschichte der Orte, durch welche er kommt und Bruchstücke einiger Abhandlungen, die sich auf die Gewerbe beziehen, welche in diesen Städten vorzüglich betrieben werden. Bei der Beschreibung von Hutschéu (30° 52' 48" n. Br. und 3° 27' 54" östl. L. von Peking), einer Kreishauptstadt in der Provinz Tschekiang, wird das vor Kurzem erschienene Werk eines höhern Beamten über den Seidenbau im vollständigen Auszuge mitgetheilt. Es beginnt mit der Beschreibung der zwei verschiedenen Gattungen Maulbeerbäume, geht dann alle Proceffe der Behandlung der Raupen durch, sowie der andern Vorkehrungen zur Gewinnung von Seiden-

waren. Die Werkzeuge sind in Abbildungen beigegeben.

Herr M. glaubt, die Bevölkerung des Mittelreiches, welche nach amtlichen Angaben sich jetzt über vierhundert Millionen belaufen mag, müsse in Wirklichkeit noch zahlreicher seyn. Auf den sogenannten Menpao oder Thortafeln, welche nach einem alten schon bey Marco Polo erwähnten Brauche die Anzahl, das Geschlecht, das Alter und eine Menge anderer statistischer Einzelheiten der Hausgenossen enthalten sollten, fand der Reisende bloß den Vor- und Zunamen, manchmal auch das Gewerbe des Familienvaters angegeben. „Wenn ich jährlich nur 48 Kanderin, ungefähr sechs Kreuzer, dem Boten bezahle,“ sagte ein Hausbesitzer, „so ist alles recht; Niemand fragt weiter nach dem Gesetze, und ich erspare eine schöne Summe an der Kopfsteuer.“ Die Boten betrügen im Kleinen und die Beamten im Großen. Die Abgaben sind aber, nach den amtlichen Angaben, sehr mäßig, und glaubt man den officiellen Schriften, so ist Alles vortrefflich geordnet und bestellt.

Die Landsteuer richtet sich, so lauten ihre Worte, nach der relativen Güte des Grundes und Bodens und ist daher verschieden in den verschiedenen Kreisen und Bezirken, in den verschiedenen Marken und Gauen des Reiches. Wie die meisten andern religiösen und bürgerlichen Einrichtungen Chinas, so ward auch das Steuersystem des Mittelreiches von den Mongolen angenommen; wir finden es bis in das Einzelste dargestellt in den Sagen des Timur. Es wird bald ein Viertel, Sechstel oder Zehntel des rohen Ertrags als Abgabe gefordert.

Wenn Jemand sein Land nicht in das Kataster eintragen läßt, um dadurch der Steuer zu entgehen, so fällt dieses nicht verzeichnete Land dem Staate anheim und der ehemalige Eigenthümer muß nichts desto weniger die restirende Landsteuer nachzahlen. Wer sein Besitztum fälschlich in das Kataster eintragen läßt oder zum Scheine es einem Andern abtritt, damit er selbst von den persönlichen Frohdiensten befreit bleibe, soll nach dem Befund der Umstände bestraft werden. Wenn irgend ein Landstrich von einem besondern Unglücksfalle heim-

gesucht wird, von Ueberschwemmung oder Dürre, von einem Wolkenbruche oder von Ungeziefer, so soll im Verhältniß zum Schaden ein Steuernachlaß stattfinden. Jede in Betreff solcher Naturereignisse an die Steuereinnehmer gesandte Bittschrift muß angenommen und mit Zuziehung des Gemeindebevollmächtigten von dem Steuerbeamten persönlich genau untersucht werden. Der Beamte soll sich nicht, wie ausdrücklich anempfohlen wird, auf den Bericht der Gemeindebevollmächtigten allein und auf die Kontrolle seines Schreiberpersonals verlassen. Die Besitzungen des Staates und der Staatsbeamten sind nicht minder, gleichwie die der Privatpersonen, den Steuern und Frohnden unterworfen. Die Beamten können ihr Land natürlich nicht selbst anbauen; sie überlassen es deshalb gewöhnlich an Pächter, welche dann die Leistungen, mit welchen dieser Grundbesitz beschwert ist, zu entrichten haben. Die Pächter sind dafür ebenso verantwortlich, als wenn sie die wirklichen Besitzer des Landgutes wären. Die Grundeigentümer selbst, die Gemeindebevollmächtigten und die Beamten sind übrigens sämmtlich angewiesen, darüber zu wachen, daß alles Land kultivirt und daß soviel als möglich die Erträgnisse derselben vermehrt werden. Wenn in irgend einem Distrikte des Reiches der mit Landsteuer und persönlichen Diensten belegte Grund und Boden ohne äußere Veranlassung brach liegen bleibt, wenn die Maulbeer-, Baumwoll-, Hanf- und Lein-Pflanzungen vernachlässigt werden und die Regierung hiedurch in ihrem Einkommen gefährdet wird, so sollen die Besitzer, die Gemeindebevollmächtigten und die Beamten zur Rechenenschaft gezogen und nach dem Befund der Umstände bestraft werden.

Niemals glaubte man in China, daß der Himmelssohn der alleinige Eigenthümer alles Landes sey und daß er hievon dem Einzelnen bloß nach Nothdurft und Gutdünken das Seinige austheile oder überlasse. Der geringste Tagelöhner ist ebenso echter Eigenthümer seines Gütleins, wie der Kaiser Herr ist seiner Domänen. Er kann das Land nach Belieben verkaufen, verpfänden, vererben, verspielen und verschenken, ohne daß Jemand, wenn nicht sonstige gesetzliche Bestimmungen ihn daran verhin-

dern, ein Recht hätte, Einsprache zu thun. Man trug seit den ältesten Zeiten der Monarchie Sorge dafür, daß Jedem das Seine ward und blieb, daß die Gemarken nicht verrückt wurden. Im Verhältnisse zu seinem Besizthume muß man zu den Bedürfnissen des Staates beysteuern, damit die einsichtsvollen Männer leben können, welche sich der Mühen und Sorgen der Staatsverwaltung unterziehen. Auch in dem kleinsten Lande, sagt Meng tse, muß es Weise und Landleute geben. Ohne Weise ermangeln die Landleute der Regierung und ohne Landleute ermangeln die Weisen der Nahrung. Die älteste Dynastie des Reiches, die Hia, erhielt von allen Erträgnissen einen Zehnten; die Dynastie Schang oder In verlangte den neunten Theil in der Art, daß alle Gemarkungen in neun gleiche Theile getheilt und die Erträgnisse des Neuntels, welches die Besitzer der übrigen acht Theile bestellen mußten, für die Staatsbedürfnisse in Anspruch genommen wurden. Die dritte Dynastie, die Tschou, verband die eine Erhebungsweise mit der andern. Von indirekten Abgaben, von Zöllen oder einer Kopfsteuer war in diesen frühern Zeiten des chinesischen Staates noch keine Rede. Schin nong, sagen die chinesischen Schriftsteller, ordnete ehemals öffentliche Märkte an, damit die Menschen das, was sie im Ueberflusse besitzen, für das, was sie brauchen, eintauschen könnten; es wurden Marktvorsteher ernannt, um darüber zu wachen, daß Niemand hintergangen werde und um die etwa sich erhebenden Streitigkeiten zu schlichten. Diese Beamten erhielten von den Kaufleuten für ihre Mühewaltung nicht die geringste Entschädigung; sie waren vom Staate besoldet. Da fiel es, so wird berichtet, einem Manne gemeiner Gesinnung ein, sich einen erhabenen Sitz aufbauen zu lassen und scharfen Blickes ringsumher zu schauen, damit er erfahre, welche Gewinnste jeder mache und er seinen Antheil daran erhalte. Man verachtete ihn zwar, aber die Sitte war nun einmal aufgenommen, und bald wurden Zölle und andere indirekte Abgaben allgemeine Sitte im Lande der Blume der Mitte. In der Folge gab es noch gar viele Veränderungen; es ist aber Alles genau verzeichnet; Jeder weiß, was er zu thun und zu lassen hat; Niemand kann hintergangen werden, — so

sprechen die amtlichen Verordnungen und Staats-
handbücher.

Dieß Alles verhält sich aber in Wahrheit ganz anders. Die Beamten, welche sehr geringe Besoldungen haben, — drey bis vierhundert Gulden un-
fers Geldes, — gebrauchen allerley Mittel, um sich ein größeres Einkommen zu verschaffen. Sie ziehen bey Gerichtshändeln an Sporteln und Bestechungen große Summen; sie setzen Gehalte auf für Gehilfen, für Schreiber und Boten, die sie nicht haben oder nicht bezahlen, sie geben den Umfang des steuerbaren Landes geringer an oder verlangen eine höhere als die gesetzliche Grundsteuer. Es werden Zölle von Gegenständen erhoben, die gar nicht im Tarife verzeichnet sind und steuerpflichtige Erzeugnisse ganz verschwiegen. Herr M. führt (S. 160) mehrere Fälle dieser Art an. Im Weich-
bilde Wujuen der Provinz Tschekiang wächst vor-
trefflicher grüner Thee, der in großer Menge aus-
geführt wird.

(Schluß folgt.)

Abbildungen der Fische, welche in den
Flüssen und Seen von Bayern vorkommen,
von J. C. Weber. Zur Fauna von Bayern.
München 1851. 46 S. und 58 col. Tafeln
in Duodez.

Der Verfasser dieses Werkchens, rühmlichst be-
kannt durch die vielen zoologischen Abbildungen,
welche er für Agassiz und die hiesige Akademie der
Wissenschaften fertigte, sowie durch seine bayerische
und Alpen-Flora, hat so eben im eignen Verlag
und in Commission der Cotta'schen Buchhandlung
eine Darstellung der in den bayerischen Gewässern
lebenden Fische in colorirten Abbildungen, begleitet
von einer kurzen Beschreibung derselben, herausge-
geben. Wie bey seinen eben genannten botanischen
Arbeiten hat der Verfasser auch für diese das Duo-
dez-Format gewählt; der Ladenpreis für ein mit

elegantem Einbände nach englischer Art versehenes
Exemplar ist zu 5 fl. 20 kr. festgesetzt.

Es sind diese Abbildungen die ersten, welche
von bayerischen Fischen erschienen sind und schon
dieses Umstandes wegen werden sie in Bayern und
dem übrigen Deutschland eine willkommene Auf-
nahme finden, zumal da die Donau und die mit
ihr in Verbindung stehenden Alpenseen mehrere Ar-
ten, zum Theil der köstlichsten Fische ernähren, welche
schon in Franken nicht mehr vorkommen und zu
deren genauer Kenntniß man deshalb im größten
Theile von Deutschland nicht durch Autopsie, son-
dern nur durch gute Abbildungen gelangen kann.
Als solche darf man aber fast durchgängig die in
diesem Werkchen vorgelegten bezeichnen, die allen
billigen Anforderungen vollständig entsprechen und
weit mehr gewähren, als der Käufer nach dem
höchst billig gestellten Preise zu erwarten berechtigt
wäre. Mit den bekannten Bloch'schen Abbildungen
der deutschen Fische verglichen, wird man sich bald
überzeugen, daß sie diesen an Richtigkeit der Zeich-
nung wie des Colorits voranstehen. Der kurze Text,
welcher ebenfalls vom Verfasser herrührt, ist nicht
für den eigentlichen Systematiker berechnet, sondern
will nur in populärer Form die Fische nach ihrer
äußern Beschaffenheit, Lebensweise, Laichzeit und
Nutzen schildern. Das nette Büchlein mit seiner
eleganten Ausstattung wird daher noch insbesondere
den vielen Freunden des Fischfangs, deren Zahl
auch bey uns immer mehr anwächst, eine erfreuliche
Erscheinung seyn, und die wohl gelungenen Abbil-
dungen werden auch bey dem wissenschaftlichen Ich-
thyologen die wohlverdiente Anerkennung finden.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. April.

Nro. 49.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

I. List (Catalogue) of the specimens of Mammalia, Birds etc. in the Collection of the British Museum. Printed by order of the Trustees. London seit 1843. Bis jetzt 38 Abtheilungen in fl. 8.

II. Muséum d'histoire naturelle de Paris. Catalogue méthodique de la collection des Mammifères, de la collection des oiseaux et des collections annexes, par le Professeur-Administrateur: M. J. Geoffroy Saint-Hilaire et les Aides-Naturalistes: MM. Fl. Prévost et Pucheran. 1. partie. Mammifères. Introduction et catalogue des Primates, par M. J. Geoffroy Saint-Hilaire. Paris 1851. 96 S. gr. 8.

Catalogue méthodique de la collection des Reptiles. 1. et 2. livraison. Professeur-Administrateur: M. C. Duméril, Aide-Naturaliste: M. Aug. Duméril. Paris 1851. 224 S.

Catalogue de la collection entomologique. Classe des Insectes. Ordre des Coléoptères. 1. et 2. livraison. Professeur-Administrateur: M. Milne-Edwards; Aide-Naturaliste: M. Emile Blanchard; Sous-Aide: M. H. Lucas. Paris 1850. 240 S.

Schätze zur allgemeinen Kunde zu bringen, theils in einfachen Verzeichnissen der Gegenstände, theils mit Befügung von erläuternden Bemerkungen und selbst mit Charakteristik der noch nicht beschriebenen Arten. Alle Zoologen werden diese Unternehmungen mit Freude begrüßen, indem sie durch dieselben nicht bloß eine klare Einsicht in den Stand dieser großen Sammlungen erlangen, was an und für sich schon für sie von höchstem Interesse ist, sondern weil diese Kataloge ihnen auch eine vielfache Belehrung gewähren theils wegen der Beschreibung einer Menge neuer Arten, theils wegen der mannigfachen Aufschlüsse, die sie über schon früher aufgestellte, aber nicht vollständig gekannte, oder zweifelhafte Arten gewähren. Selbst die einfachen Verzeichnisse, die sich auf bloße Aufzählung der Species, ohne weitere Zugabe von Erläuterungen, beschränken, gewähren doch in so fern eine Belehrung, als aus ihnen wenigstens ersichtlich wird, welche Stellung viele von den Verfassern dieser Kataloge früher publicirte, wegen Unzulänglichkeit der Beschreibungen aber zweifelhaft gebliebene Arten und Gattungen in dem Fachwerke der Systematik einzunehmen haben.

I. Wir beginnen unser Referat mit den Katalogen des brittischen Museums als denjenigen, die zuerst begonnen haben und dormalen am weitesten vorgeschritten sind, beschränken uns aber, um nicht zu weitläufig zu werden, auf eine kurze Angabe ihres Inhaltes und der Methode, nach welcher die einzelnen Verzeichnisse ausgearbeitet sind.

1. List of the osteological specimens. Lond. 1847. 147 S. — Bey Durchsicht dieses Verzeichnisses wird man erstaunen über die geringe Anzahl
XXXIV. 49

Zwey der größten zoologischen Sammlungen haben den Anfang gemacht, den Reichthum ihrer

von Skeleten, welche im brittischen Museum dormalen vorhanden sind. Es werden allerdings an osteologischen Präparaten von den Säugthieren 1766, von den Vögeln 961, von Reptilien 309 und von Fischen 59 Exemplare aufgeführt, aber bey den Säugthieren besteht weitaus die Mehrzahl bloß in Schädeln und bey den Vögeln in Brustbeinen, bey den Reptilien machen die Hauptsache die Panzer der Schildkröten und bey den Fischen die Zähne aus. Jede der beyden Klassen der kaltblütigen Wirbelthiere hat nicht mehr als 10 Skelete aufzuweisen. Diese große Armuth des brittischen Museums an Skeleten rührt theils davon her, daß die in ihm früher vorhandenen osteologischen Präparate nach Ankauf des Hunter'schen Museums von Seite der Regierung dem College of Surgeons zugewiesen wurden, theils und hauptsächlich davon, daß unter der früheren Administration die Sammlungen des brittischen Museums mehr als ein Raritäten- und Curiositäten-Cabinet, denn als eine wissenschaftliche Anstalt behandelt wurden. Der dormaligen Verwaltung unter der rühmlichen Leitung von John Edward Gray ist demnach bezüglich der Vermehrung der Skelete noch eine große und schwierige Aufgabe vorbehalten.

2. List of the specimens of Mammalia. 1843. 216 S. — Von J. E. Gray verfaßt. Aufzählung aller im brittischen Museum aufgestellten Säugthiere in 1031 Arten und 3062 Exemplaren. Wenn wir gleich der Meinung sind, daß die Anzahl der hier genannten Arten bey strengerer Prüfung eine nicht unerhebliche Reduction erfahren dürfte, so ist doch immerhin der Reichthum an ausgestopften Säugthieren schon im Jahre 1843 ein höchst bedeutender gewesen, und dieser hat sich seitdem dergleichen vermehrt, daß dieses Verzeichniß jetzt weit hinter dem dormaligen Stande zurück ist. Es beschränkt sich auf eine einfache Aufzählung der im Museum enthaltenen Arten mit Beyfügung der hauptsächlichsten Synonyme und, was sehr wichtig, mit Angabe der Fundörter der einzelnen Exemplare.

3. Catalogue of the specimens of Mammalia. Part 1. Cetacea. 1850. 153 S.; Part 2. Seals. 1850. 48 S. — Um eine Uebersicht von dem jetzigen Stande der Säugthier-Sammlung und der osteologischen Präparate des brittischen Museums

zu liefern, hat sich Gray an die Bearbeitung dieses Katalogs gemacht; er ist also gewissermaßen eine zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage des vorhin angeführten. Er ist aber noch mehr, denn dieser Katalog soll auch diejenigen Arten, die noch nicht im brittischen Museum vorhanden sind, aufnehmen, um dadurch Reisende, Sammler und Andere in den Stand zu setzen, zur Ausfüllung der Lücken in der National-Sammlung beizutragen; zu diesem Behufe ist eine Beschreibung aller Gattungen und Arten, die dormalen in den verschiedenen öffentlichen und Privatsammlungen existiren, beygegeben. Den Anfang hat der Verf. mit den Wällen (Cetacea) gemacht, und von allen bekannten Arten sehr ausführliche Beschreibungen mit Berücksichtigung der zahlreichen Synonymik geliefert und 8 Tafeln mit Abbildungen beygefügt, von denen die erste je ein Thier aus seinen 4 Familien der Walle, und die 7 andern die Schädel und hinter ihnen auf schwarzem Grunde die Umrisse der Köpfe von den Gattungen darstellen. Diese Abtheilung ist höchst wichtig für den Systematiker und zugleich ein sehr bequemes Hülfsbuch für den Seefahrer, der sich daraus sehr leicht über die ihm vorkommenden Meerresungeheuer aus der Ordnung der Walle unterrichten kann. — In derselben Weise ist die Ordnung der Rudersfüßer (Pinnipedia) bearbeitet und von jeder der 14 Gattungen der Schädel abgebildet. So hat sich also das einfache Verzeichniß der im brittischen Museum aufgestellten Säugthiere jetzt zu einer ausführlichen Charakteristik aller Säugthier-Arten ausgedehnt, und die Therologen werden dafür dem Verf. großen Dank wissen.

4. List of the specimens of Birds. Second edition. Part 1. Accipitres. 1848. 120 S.; Part 2. Section 1. Fissirostres. 1848. 80 S.; Part 3. Gallinae, Grallae and Anseres. 1844. — Der Verfasser ist der Bruder des vorigen, Georg Robert Gray, ältester Assistent in der zoologischen Abtheilung und als ausgezeichnete Ornitholog bekannt durch seine berühmten Genera of Birds mit den prachtvollen Abbildungen. Die erste Abtheilung dieses Katalogs hat schon eine zweyte Auflage erlebt. Er ist nach dem Muster von No. 2 eingerichtet und beschränkt sich also auf Aufzähl-

lung der im Museum aufgestellten Arten mit Beyfügung der Synonymik und der Heimath der einzelnen Exemplare. An Raubvögeln hat die Sammlung 282 Arten aufzuweisen, nämlich 198 Arten Tag- und 84 Arten Nachtraubvögel. Die dritte Abtheilung ist uns nicht zugekommen, wahrscheinlich weil sie bereits vergriffen seyn wird.

5. Catalogue of the specimens and drawings of Mammalia and Birds of Nepal and Thibet, presented by B. H. Hodgson, Esq. to the British Museum. 1846. 156 S. — Die naturhistorischen Sammlungen des brittischen Museums verdanken ihr schnelles Anwachsen zum großen Theil den Geschenken, welche ihnen von patriotischen Landesleuten aus allen Welttheilen und allen Meeren zufließen. Unter diesen freygebigen Contribuenten hat sich, wie das vorliegende Verzeichniß ausweist, besonders hervorgethan Hodgson, vieljähriger englischer Resident in Nepal, und durch zahlreiche zoologische Arbeiten den Zoologen wohl bekannt.

6. List of the specimens of British animals in the collection of the British Museum. Part 3. Birds. 1850. 275 S. — Giebt ein Verzeichniß aller in Großbritannien aufgefundenen Arten von Vögeln, und ist von G. R. Gray mit großer Sorgfalt in Ausführung und Sichtung der Synonymik und genauer Bezeichnung der Fundstätten bearbeitet. Er zählt darin auf:

indigenous species	114
seasonal visitors (Summer or Winter)	83
occasional visitors	104
accidental visitors	48
eingeführte Arten	11
zweifelhafte Arten	7

Also im Ganzen 367 Arten.

7. Catalogue of the specimens of Lizards. 1845. 289 S. — Catalogue of the specimens of Snakes. 1849. 125 S. — Catalogue of the specimens of Amphibia. Part 2. Batrachia gradientia etc. 1850. 72 S. — Von J. E. Gray verfertigt und zählt nicht bloß die im brittischen Museum aufbewahrten Arten auf, sondern auch die sonst bekannten. Sämmtliche Gattungen und Arten sind durch kurze Beschreibungen charakterisirt; bey

der letztgenannten Abtheilung sind auch 2 Tafeln mit Abbildungen des Schädels von der Gaumensfläche beygegeben. Von den 612 Arten von Eidechsen, die im Jahre 1845 bekannt waren, besaß das brittische Museum 429.

8. List of the specimens of Fish. Part 1. Chondropterygii. 1851. 160 S. — Dieses Verzeichniß hat J. E. Gray mit Beyhülfe von Edward Gerrard verfaßt und es dehnt sich gleich dem vorigen auf alle Arten der Knorpelfische aus. Die Arten sind nicht charakterisirt, wohl aber die Gattungen und Unterabtheilungen. Auf einer Tafel ist das Gebiß von verschiedenen Thieren aus der Familie der Neunaugen, und auf einer zweyten Tafel eine neue Gattung derselben, *Geotria australis*, abgebildet. Im Ganzen sind hier 303 Arten Knorpelfische aufgezählt.

9. Catalogue of the Mollusca. Part 1. Cephalopoda antepedia. 1849. 164 S. Part 2. Pteropoda. 1850. 45 S. — Catalogue of the Bivalve Mollusca. Part 1. Placentadae and Anomiadae. 1850. 22 S. — Nomenclature of Molluscos animals and shells. Part 1. Cyclophoridae. 1850. 68 S. — In diesen und den folgenden Katalogen suchen die Verf. eine möglichst vollständige Liste der zur Zeit der Zusammenstellung sicher bekannten Arten zu liefern, wenn dieselben auch nicht in den Sammlungen des brittischen Museums sich befinden. Die Hefstchen scheinen einen guten Verkauf zu finden, oder ist anderweitig dafür gesorgt, daß nach etlichen Jahren neue vermehrte Auflagen erscheinen können; jedenfalls ist der Plan und die Anlage dieser synoptischen Kataloge sehr dankenswerth. Daß hier bey den Mollusken, zunächst den Cephalopoden, auch die fossilen Gattungen und Arten aufgeführt werden, könnte auffallend erscheinen, da doch wohl ein eigener Katalog der paläontologischen Abtheilung des brittischen Museums geliefert werden wird; denn die fünf als in der Sammlung befindlich angeführten und noch dazu gemeinsten Arten von *Belemnites* können doch nicht die Gesammtsumme der in dieser großartigen Anstalt aufbewahrten *Belemnophoren* darstellen sollen. Ferner ist nicht recht erklärlich, warum der Titel Catalogue of the Mollusca der beyden ersten Hefstchen

in den folgenden so wesentlich geändert worden ist, obgleich sie von demselben Verf., J. E. Gray, sind.

(Schluß folgt.)

A Glance at the Interior of China etc.

(Schluß.)

In der amtlichen Ortsbeschreibung ist aber hievon nichts zu lesen. Die Kaufleute, welche diesen Thee nach Schanghai bringen, sollen hievon an ihre Mandarine jährlich wenigstens 20,000 Tael, über 80,000 fl. bezahlen müssen. Solche Beamten spotten natürlich der obersten Regierung zu Peking, welche glaubt, über ihre nachlässigen Diener eine harte Strafe zu verhängen, wenn sie sie um die Hälfte oder auch die ganze jährliche Besoldung straft, während diese manchmal kaum den tausendsten Theil des Einkommens beträgt. Unterschleife und Bedrückungen der Art berühren mittelbar die britische Regierung und ihr Verhältniß zum Mittelreiche; sie haben ein politisches Interesse. Nach dem zur Ergänzung des Friedens von Nanjing abgeschlossenen Zollvertrage (8. Okt. 1843) sollten die Binnenzölle mäßig seyn und später genau bestimmt werden (Neumann, Geschichte des englisch-chinesischen Krieges 334). Wie wäre es nun unter solchen Verhältnissen möglich, eine feste Norm aufzustellen, und würde die chinesische Regierung bey vorkommenden Beschwerden nicht mit gutem Grunde erwidern können: Die Barbaren sind schlecht unterrichtet, da und dort würden gar keine Zölle erhoben; es sey dieß auch ganz unmöglich, indem nach amtlichen Aufnahmen in den angeführten Marken solche Erzeugnisse gar nicht vorkommen.

Herr M. berichtet unter Anderm von einer großen Reformbewegung, die er allenthalben im Mittelreiche vorfand, wo er Gelegenheit hatte, sich mit denkenden Männern zu unterhalten. Es ist dieß eine übereinstimmende Erfahrung aller einsichtsvollen Reisenden und Sendboten der verschiedenen christlichen Bekenntnisse im Morgenlande. Die Muselman suchen die späteren Sagen abzuschütteln, wollen zur reinen Lehre des Korans zurückkehren

und diese bloß in ihrer moralischen Grundlage auffassen. Gleiche Wege gehen Brahmanen und Buddhisten, wie selbst aus einer Anzahl Zeitschriften und Flugblätter dieser Religionsgenossen hervorleuchtet. Beyde suchen ihren Glauben und Aberglauben in der Einheit Gottes und in einem moralischen werththätigen Leben aufzulösen. So auch die Anhänger des Kongtse und Laotse. „Mein Hauswirth,“ lesen wir in dieser Beziehung in dem vorliegenden Reisebericht (168), „war sehr erfreut, als er erfuhr, wer ich sey. Der Fragen war nun kein Ende. Wie weit ist euer Land vom Mittelreiche? Wie groß ist es und wie stark ist die Bevölkerung? Was habt ihr für eine Religion, für eine Staatsverfassung? Wie ist eure Literatur, wie sind eure Sitten und Gebräuche beschaffen? Ueber religiöse Gegenstände hatte ich mit dem Manne und den andern Leuten des Fortschritts, deren viele sind in diesen Gegenden, häufige und lange andauernde Unterredungen. Ihre Geistesrichtung scheint mir dahin zu zielen, daß sie die Lehren des Kongtse in ihrem wahren Geiste auffassen und ausführen wollen, frey von den atheistischen Deutungen, mit welchen die Scholastiker der Songdynastie sie umkleideten und verunstalteten. Die Vorschriften der Menschlichkeit, des Wohlwollens und der Gerechtigkeit, verzeichnet in den Schriften des Weisen und seiner Jünger, sollen zur Wahrheit erhoben und das ganze Leben darnach eingerichtet werden. Ihre Bemerkungen und Ansichten über Selbstprüfung und Selbsterkenntniß, wie der Mensch durch sittliche Kraftanstrengung seine Leidenschaften, seine geistigen und gemüthlichen Irthümer besiegen, und auf dem Wege der Tugend und Standhaftigkeit beharren könne, würden auch einem christlichen Moralisten zur Ehre gereichen.“ Die Mangelhaftigkeit der in Holz geschnittenen geographischen Charten und Umrisse, — sie sind chinesischen Originalen entnommen, — wird mit dem Umstande entschuldigt, daß es in Schanghai unmöglich gewesen ist, bessere anfertigen zu lassen. Eine vollständige, an den Reisebericht sich enganschließende Charte war bereits ausgearbeitet; sie konnte aber, weil es an kundigen Arbeitern zu ihrer Ausführung fehlte, dem Werke nicht beygegeben werden.

Neumann.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. April.

Nro. 50.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

I. The Geological Observer. By Sir Henry T. de la Beche. London 1851. 846 S. 8.

II. Gaea excursoria Germanica. Deutschlands Geologie, Geognosie und Paläontologie. Ein unentbehrlicher Leitfaden auf Excursionen und beim Selbstunterricht von C. G. Wiebel. Mit 24 lithographirten Tafeln. Leipzig 1851. 510 S. 8.

Gleichzeitig sind in England und Deutschland zwey Werke erschienen, die dazu bestimmt sind, dem angehenden Geognosten die nöthige Anweisung zur Anstellung eigener geognostischer Beobachtungen zu geben. Beyde. behandeln jedoch ihren Gegenstand in verschiedener Weise.

I. Der Verfasser des erstgenannten Werkes hat schon früher ein kleines Schriftchen herausgegeben unter dem Titel: How to observe in Geology, von dem im Jahre 1836 auch eine deutsche Uebersetzung erschien. Jetzt hat er uns eine ausführliche Arbeit vorgelegt, die hauptsächlich dazu bestimmt ist, die Gesichtspunkte zu erläutern, von welchen der Geognost bey seinen Untersuchungen sich leiten lassen soll. Diese Gesichtspunkte entnimmt der Verf. aber vornehmlich aus der Betrachtung der Veränderungen, welche seit Abschluß der Erdbildung die Oberfläche unsers Planeten im Laufe der Zeiten erlitten hat, damit aus ihrer genauen Erforschung der angehende Geolog sichere Schlüsse auf die Urbildung

der Erde abzuleiten vermöge. Der Verf. erörtert daher im ausführlichen Vortrage alle die ursächlichen Verhältnisse, von welchen Veränderungen im Bestande der Erdoberfläche ausgehen und stellt zusammen, was hierüber die Beobachtungen ergeben haben. Er betrachtet die Zerfegung der Gebirgsarten durch Einwirkung der Atmosphäre und des Wassers, die Ablagerungen der Flüsse und des Meeres, die Gletscher und erratiche Blöcke, die Anhäufungen urweltlicher Thiere im angeschwemmten Lande und in den Knochenhöhlen, die Vulkane und ihre Produkte, die Erdbeben, die Niveauveränderungen des Landes und Meeres, die Feuerprodukte von älterem Datum als die der modernen Vulkane, die Gebirgsverwerfungen und Spaltungen, die Ausfüllung der Gänge mit Mineralsubstanzen u. s. w. Alles in sehr ausführlichem klaren Vortrage, der durch eine Menge eingedruckter Holzschnitte anschaulicher gemacht wird. Sein geologisches Glaubensbekenntniß ist das vulkanistische, an dem er mit um so größerer Sicherheit festhalten kann, da es ihm noch gänzlich unbekannt ist, wie sehr dasselbe in neueren Zeiten in Deutschland erschüttert worden ist.

II. Das Werk von de la Beche wird bey uns keine weite Verbreitung finden, einmal seines ziemlich hohen Preises und dann auch des Umstandes wegen, daß es, so weit als thunlich, seine Beyspiele aus den geognostischen Verhältnissen Englands entlehnt. Anders ist es mit Wiebel's Gaea excursoria Germanica, die bey geringerer Ausdehnung auch einen mäßigeren Preis setzen konnte und, als für Deutschland bestimmt, im Speciellen sich ganz auf

die geognostischen Verhältnisse unseres Vaterlandes beschränkt. Bey geringerem äußeren Umfang als der Geological Observer hat diese Gaea gleichwohl eine größere Mannigfaltigkeit des Inhaltes, denn sie will dem angehenden Geognosten nicht bloß die Gesichtspunkte bezeichnen, von denen aus er seine Untersuchungen vorzunehmen hat, sondern sie will ihn auch mit der Geognosie selbst und ihrer unentbehrlichen Hülfswissenschaft, der Paläontologie, bekannt machen. Der Verf. der Gaea theilt seine Arbeit in 2 Theile, in die Geognosie Deutschlands und in die Geologie Deutschlands; jene soll die bezüglichen Thatsachen im Zusammenhange enthalten, wie dieselben aus directen Beobachtungen resultiren, diese soll aus solchen Thatsachen die Entwicklungsgeschichte herleiten.

Die Einleitung giebt bereits eine Uebersicht der Bildungsgeschichte der Erde im Allgemeinen und beginnt mit folgenden Worten:

„Den unbefchränkten Raum, welchen das Weltall mit den zahllosen Himmelskörpern erfüllt, durchdrang einst die Materie im chaotischen Zustande. Die Atome lagern ungebunden besammeln und kein anderes Gesetz, als den Raum allseitig zu erfüllen, beherrscht sie. Das ist der Anfang alles Seyns.“

Anderß weiß eine uralte, aber deshalb keineswegs antiquirte Kosmogonie über den Anfang der Welt zu berichten, wenn sie sagt:

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“
(Fortsetzung folgt.)

I. List (Catalogue) of the specimens of Mammalia, Birds etc.

II. Muséum d'histoire naturelle de Paris.

Catalogue méthodique de la collection des Reptiles.

Catalogue de la collection entomologique.

(Schluß.)

10. Nomenclature of Coleopterous Insects. Part 1. Cetoniadae. 1847. 56 S. —

Part 2. Hydrocanthari. 1847. 59 S. — Part 3. Buprestidae. 1848. 52 S. — Part 4. Cleridae. 1849. 68 S. — List of the specimens of Lepidopterous Insects in the Br. Mus. Part 1. 1844. 150 S. — Part 2. 1847. 57 S. — Appendix 1848. 37 S. — List of the specimens of British animals. Part V. Lepidoptera. 1. 1850. 352 S. — List of the specimens of Hemipterous Insects. Part 1. 1851. 368 Seiten. — List of Homopterous Insects. Part 1. 1850. 260 S. — Part 2. 1851. 376 S. — List of Hymenopterous Insects. Part 1. Chalcidites. 1846. 100 S. Part 2. 1848. 237 S. — List of Dipterous Insects. Part 1. 1848. 229 S. Part 2. 1849. 255 S. Part 3. 1849. 202 S. Part 4. 1849. 483 S. — List of Myriopoda. 1844. 15 S. — List of Crustacea. 1847. 143 S. — List of the specimens of British animals. Part IV. Crustacea. 1850. 141 S.

Es sind hier dreierley Kataloge begonnen, nämlich ein allgemeiner synoptischer, mit Citaten und Aufstellung neuer Arten; ferner ein ausschließlich brittische Species behandelnder, und endlich ein vorläufig nur die im britt. Museum vorhandenen Arten umfassender. Diese letztere Abtheilung soll künftig cassirt werden, wenn die synoptische hergestellt ist. Die vorliegenden Hefchen haben verschiedene Bearbeiter. Vier Familien der Coleoptera sind von A. White, und zwar die Cetoniadae nach Burmeister, die Hydrocanthari nach Aubé, die Buprestidae nach Delaporte, und die Cleridae nach Spinola geordnet. Nur die letztere Familie wird mit Beschreibung neuer Arten, 55, bereichert; die Novitäten des britt. Museums aus den vorhergehenden Familien sind schon früher von White in verschiedenen Zeitschriften gegeben worden. Die Lepidoptera, zusammengestellt von dem leider so früh verstorbenen E. Doubleday, begreifen bis jetzt nur die Tagfalterlinge; diese Sammlung ist so groß, daß sie wahrscheinlich von keiner anderen auch nur annähernd erreicht wird; sie wächst auch noch immer so bedeutend, daß während des Druckes schon hunderte von Arten in einem Anhange nachgetragen werden mußten. Der Katalog der britt. Schmetterlinge,

verfaßt von J. F. Stephens, erreicht die Microlepidoptera, und weist einen großen Reichthum an Arten nach, wovon wohl manche erst durch den Handel nach Großbritannien verpflanzt worden sind. Sehr ausführlich verspricht die Bearbeitung der Hemiptera von W. S. Dallas zu werden, wovon etwa ein Drittheil mit einer großen Menge neuer Gattungen und Arten erschienen ist. Auf eils lithographirten Tafeln sind die wichtigeren der neuen Gattungen dargestellt. Eine nicht geringere Bereicherung hat die Familie der Homoptera durch F. Walker erfahren, deren erste Hälfte vorliegt; von dem durch viele neue Gattungen abgegränzten Genus Cicada z. B. zählt er nicht weniger als 224 Arten auf, während Burmeister (1835) von der noch ungetheilten Gattung nur gegen 150 Species in der Berliner Sammlung gesehen hat. Die Hymenoptera und Diptera, gleichfalls von F. Walker bearbeitet, sind wegen der Menge neuer Arten jedem Entomologen, der sich mit diesen Gruppen beschäftigt, unentbehrliche Hülfsbücher. Von den ersten ist nur die Familie der Chalcidites, schon früher von Walker monographisch bearbeitet, zu Ende gebracht; die Diptera hingegen sind vollendet. Wir hätten nur der Merkwürdigkeit wegen am Schluß eine Zusammenzählung der Arten und Exemplare gewünscht; bey einmaligem Uebersählen sind 3819 Arten von uns gefunden worden. Meigen schätzte ja schon im Jahre 1838 die europäischen Diptera auf 4500; die damals bekannten erotischen betragen nur 2300, im Ganzen also 6800 Arten. In Betracht, daß ein ganzes Viertel der im britt. Museum vorhandenen Arten bisher noch unbekannte erotische sind, ergiebt sich das unerwartete Resultat, daß das großartige Institut noch nicht einmal die Hälfte der schon vor Jahren beschriebenen und bekannten europäischen Zweyflügler besitzt. Die Myriapoda sind nach Newport's System geordnet; angeführt werden 169 Arten, nämlich 94 der Familie Chilopoda, und 75 Chilognatha. Die meisten sind die Originaleremplare zu Newport's, Leach's, Say's und Gray's Arbeiten über diese Gruppe. Die beyden Kataloge der Crustacea sind von A. White nach Milne-Edwards System, und beurkunden einen großen Reichthum.

11. List of British animals. Part I. Centroniae or radiated animals. 1848. 173 S. — List of British Sponges. 1848. 24 S. — Auch dieser Theil der National-Sammlung besteht fast ganz aus Geschenken der um die Bearbeitung der niedersten Thierklassen hoch verdienten Forscher Montague, Leach, Forbes, Johnston, Andrew. Der erste Kat. weist 406, der zweyte 57 Arten nach.

II. Wir gehen nun über zur Anzeige der Kataloge, welche seit Kurzem von den zoologischen Sammlungen des Muséum d'histoire naturelle in Paris zu erscheinen begonnen haben; Sammlungen, an die sich das höchste Interesse der Zoologen knüpft, da von denselben die Grundlage der neueren Zoologie ausgegangen und ein großer Theil der Thierarten aus allen Klassen auf die dort aufgestellten Individuen begründet ist.

I. Introduction et catalogue des Primates, par M. Isidore Geoffroy Saint-Hilaire. — Mit der ersten, von ihm selbst bearbeiteten Ordnung der Säugethiere hat St. Geoffroy den Anfang zur Herausgabe eines umfassenden Katalogs der Säugethiere gemacht. In einer kurzen Einleitung spricht er zuerst von der Gründung und der ihr nachfolgenden raschen Vermehrung der seiner Aufsicht unterstellten Sammlungen, die wie der ganze Pflanzengarten selbst aus sehr geringen Anfängen erwachsen und zwar zu einer Zeit noch, wo die andern Sammlungen bereits bedeutend waren, in einem sehr dürftigen Zustande sich befanden. Es war im Jahre 1626, wo unter Ludwig XIII. der Jardin royal des plantes médicinales errichtet und der Direction des königlichen Leibarztes übergeben wurde; er war eine rein praktische Anstalt, welche die Zöglinge mit den Arzneygewächsen und der Zubereitung der Medicamente bekannt machen sollte. Aus den engen Grenzen, welche um dieses Institut gezogen waren, wurde es durch vorragende Männer, die an ihm theilhaftig waren, allmählig befreit und immer mehr wissenschaftliche Elemente ihm beygemischt, bis in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Jardin royal des plantes, wie man ihn nunmehr nannte, die große Schule wurde, wo berühmte Lehrer vor Zuhörern aus allen Ländern Europas Vor-

lesungen über Botanik, Pflanzen-Physiologie, menschliche Anatomie und Chemie hielten. Aber erst von der Reorganisation, die im Jahre 1793 mit dem Jardin des plantes, der von nun an den Namen Muséum d'histoire naturelle erhielt, vorgenommen wurde, datiren sich die zoologischen und zootomischen Sammlungen, die dormalen zu einem so ungeheuren Umfange herangewachsen sind.

Man hätte allerdings erwarten sollen, daß Buffon, der berühmte Verfasser der Naturgeschichte der Säugthiere und Vögel, eine reiche Sammlung an Thieren aus diesen beyden Klassen zurückgelassen haben würde. Dieß war jedoch keineswegs der Fall. Als Geoffroy, der Vater, im Jahre 1793 diese Sammlungen übernahm, fand er nicht mehr als 78 ausgestopfte Säugthiere und 463 Vögel vor; davon konnten aber nicht mehr als 18 Säugthiere und 102 Vögel behalten werden. Die Sammlung von ausgestopften Säugthieren und Vögeln war demnach fast ganz neu anzulegen; der Verf. giebt eine kleine Tabelle von dem Stande, den die Zahl der ausgestopften Vierhänder zu 5 verschiedenen Zeiten von 1793 an bis 1851 betrug, woraus wir nur hervorheben wollen, daß im erstgenannten Jahre 7 eigentliche Affen und 5 Halbaffen vorhanden waren, während zu Anfang des Jahres 1851 die Zahl der ersteren 560 und die der letztern 91 betrug.

Der von Geoffroy, dem Sohne, herausgegebene Katalog der Primaten beschränkt sich ebenfalls, wie bey den meisten englischen Verzeichnissen, nicht auf eine einfache Aufzählung der im Museum aufgestellten Arten, sondern fügt denselben wichtige kritische Bemerkungen und sonstige Erläuterungen bey, und charakterisirt auch mehrere neue Species, so daß er dadurch einen großen wissenschaftlichen Werth erlangt. Nach den Bestimmungen des Verf. sind in der Pariser Sammlung 183 Arten Vierhänder vorhanden, nämlich 74 altweltliche, 77 amerikanische Affen und 31 Halbaffen (mit Einschluß des Chiromys).

2. Catalogue méthodique de la collection des Reptiles. — Bis jetzt 2 Lieferungen, bearbeitet von den beyden Dumeril, Vater und Sohn. Dieser Katalog kann zugleich als das Complement

zu Dumeril und Bibron's Erpétologie angesehen werden, indem er alle dort noch nicht aufgenommene Arten beschreibt und fehlerhafte Angaben berichtigt. In diesen beyden Hefen sind bereits die Schildkröten und Saurier ganz behandelt, und mit den Schlangen ist der Anfang gemacht worden. Von den Schildkröten wird die Zahl der im Ganzen bekannten Arten auf 137, von den Sauriern auf 518 angegeben.

3. Catalogue de la collection entomologique. In der von Milne-Edwards unterzeichneten Einleitung ist eine Geschichte dieser Sammlung gegeben; Lamarck, Latreille, Audouin waren nach einander ihre Vorstände. Ihr großer Reichthum rührt aber doch erst aus neuerer Zeit her, von den Reisen der Herren A. Saint-Hilaire, Orbigny, Castelnau, Gay, Durville, Gaudichaud, Dillon, Desjardins, Lucas und J. Verreaux.

Verf. des hier vorliegenden Anfanges des Coleopteren = Kataloges ist C. Blanchard; die Lepidoptera, Diptera und Arachnida soll M. Lucas bearbeiten; Crustacea, Myriapoda und einige andere Insekten = Gruppen hat sich der Vorstand, Milne-Edwards, vorbehalten. Blanchard ist mit der deutschen entomologischen Literatur genau bekannt; dieß geht aus jeder Seite dieses Kataloges hervor, und ist um so anerkennungswerther, als sonst seine Landsleute gerne unsere Leistungen ignoriren. Auch hat er sich von der Eitelkeit frey gemacht, für jede Gattung und Art einen französischen Namen zu bilden. Alle neuen Species werden kurz und bündig, und zwar in lateinischer Sprache diagnostieirt. Die vorliegenden beyden Hefte beginnen die Familie der Scarabaeidae; die Unter-Familien Cetoniinae, Glaphyrinae und Melolonthinae sind beendigt; von ersterer werden 446, von der zweyten 66, von der dritten 769 Arten angeführt; endlich ist noch die Unter-Familie der Rutelinae angefangen und bereits 487 Species verzeichnet. Wir wünschen diesem verdienstlichen Unternehmen einen raschen gedeihlichen Fortgang.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. April.

Nro. 51.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

I. The Geological Observer.

II. Gaea excursoria Germanica.

(Fortsetzung.)

Die alte Kosmogonie leitet also den Anfang der Materie von einem Schöpfungsakte Gottes ab und führt uns deshalb eine Schöpfungsgeschichte vor, die nach göttlichem Plane einen geregelten Verlauf hat; sie schneidet damit zugleich alle weiteren Fragen über den Ursprung der Welt kurz ab. Anders die moderne Kosmogonie der Gaea; diese weist auf keinen Schöpfer des Weltalls hin und hat demnach für die Frage nach dem Urheber der Materie keine Antwort.

Der Verf. berichtet uns dann weiter, daß das Gesetz, welches die Atome beherrschte, den Raum allseitig zu erfüllen, doch später durch das der Materie inwohnende Streben, sich zu formiren, beschränkt wurde, und daß sich demgemäß Unterschiede im Weltenraume erzeugten. Schwerkraft und Anziehung hätten die chaotische Urmasse in Kugeln gesondert, die selbstständig um ihre Achse und zum Theil wieder um andere Kugeln rotirten. Alles dies habe sich, wie uns erzählt wird, von selber gemacht, als nothwendiges Ergebnis der der Materie inwohnenden physikalischen Naturgesetze. Die Erde war ein feuriger Gasball, aus dem durch Abkühlung fester Niederschläge sich bildeten, die theilweise durch unterirdische Ausbrüche der Feuergewalten zerstört und anderwärts wieder abgesetzt wurden, um so allmählig die Gebirge zu bilden.

„Unter diesem fortwährenden Kampfe der Elemente traten im Uroceane und auf dem denselben inselartig durchbrechenden festlande Bedingungen ein, welche organische Wesen in's Leben riefen und deren Gedeihen beförderten.“

Der Verf. hat die Bedingungen, welche organische Wesen in's Leben gerufen haben sollen, nicht angegeben; ohne alle Vermittelung fallen sie wie ein Deus ex machina in seine Demonstration der Erdbildungsgeschichte hinein. Und es kann auch nicht anders kommen, wenn man von einem Schöpfer nichts wissen will, wenn sich Alles von selbst machen soll. Es steht nun einmal in den Naturwissenschaften unumstößlich der Erfahrungssatz fest, daß das Unorganische kein organisches Wesen erzeugen kann; aus der feurigen Erdkugel konnte demnach die organische Welt schlechterdings nicht hervorgehen. Da war Oken mit seinem Urschleime doch noch besser daran; denn da er den Ursprung der Erde aus Wasser ableitete, so blieb in demselben sein Urschleim unverfehrt und er konnte ihn unter günstigen Bedingungen zu Pflanzen, Thieren, Menschen — wenn sonst nichts Dem entgegengestanden wäre — sich entwickeln lassen. Diesen Vortheil verliert aber der Vulkanist ganz, denn die brennende Erdkugel hätte diesen Urschleim zerstören und ihn in seine Elemente zerlegen müssen, aus welchen, allen unsern Erfahrungen gemäß, eine neue organische Bildung nur unter Voraussetzung eines schon bestehenden andern organischen Wesens sich hätte hervor bilden können. Eine solche Petitio principii werden sich aber die Logiker nicht gefallen lassen, und so wüßten wir nicht, wie man sich die Bedingungen, welche orga-

wacken-, Steinkohlen- und Kupferschiefergebirge), sekundäres, tertiäres Gebirge und gegenwärtige Bildungen.

(Schluß folgt.)

Anatomische Untersuchungen über die Edentaten. Von Wilhelm von Kapp. Mit 10 Steindrucktafeln. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Tübingen 1852. 108 S. 4.

Im Jahre 1843 erschien die erste Auflage dieser werthvollen Monographie, die eine solche Anerkennung fand, daß der Verf. dadurch in den Stand gesetzt wurde, ihr eine zweyte nachfolgen zu lassen. Diese hat schon an äußerem Umfange im Vergleich zur ersten bedeutend gewonnen, denn während diese nur 79 Seiten Text zählte, hat die zweyte Ausgabe 108 Seiten in Anspruch genommen. Von den früheren 9 Tafeln ist die letzte über die Schlagadern von *Stenops* weggelassen, da, wie der Verf. bemerkt, ihre Ausführung Einiges zu wünschen übrig ließ und ohnedieß zur Anatomie der Edentaten nicht gehörte. An ihre Stelle sind 2 andere Tafeln getreten, indem nämlich Tab. II., auf welcher in der ersten Auflage die Abbildungen von *Myrmecophaga tamandua* und *Manis javanica* zusammen gegeben waren, fassirt und jede der beyden Arten auf einer besondern Tafel dargestellt wurde, wobey zur Abbildung der *Manis javanica* noch die von *Manis tridentata* hinzukam. Ganz neu eingefügt wurde die Doppeltafel IV^b, auf welcher die Skelete von *Myrmecophaga jubata* und *Dasyus (Priodontes) gigas* in herrlichen Abbildungen zur Anschauung gebracht sind.

Die ansehnliche Vermehrung des Textes ist Folge der neuen Untersuchungen, die theils der Verf. selbst durch reichhaltigen Zuwachs an Material anstellen konnte, theils aus der Benützung der Literatur vom Jahre 1843 an sich ihm ergaben. So ist denn in dieser neuen Auflage abermals dem jetzigen Stand-

punkte gemäß Alles zusammengestellt, was man vermögen über den Bau der Edentaten kennt, und diese Zusammenstellung ist um so werthvoller, da der Verf. zum großen Theil durch eigene Untersuchungen sich des thatsächlichen Verhaltens versichert hat.

Die Anordnung des Textes ist wie in der ersten Ausgabe geblieben und begreift folgende Abschnitte.

Zoologisches.

Pflanzenfressende Edentaten.
Insektenfressende Edentaten.

Anatomisches.

Knochensystem.
Muskeln.
Gehirn.
Sinnwerkzeuge.
Allgemeine Bedeckungen. Krallen.
Kehlkopf.
Verdauungs-Werkzeuge.
Organe des Kreislaufs.
Athmungswerkzeuge.
Harnwerkzeuge.
Fortpflanzungs-Werkzeuge.

Dem innern Gehalte dieser meisterhaften Arbeit über die Edentaten entspricht die schöne Ausstattung des Textes und der Tafeln.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. April.

Nro. 52.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

Legis Rubriae pars superstes. Ad fidem Aedis
Parmensis exemplo lithographo exprimentam
curavit Frid. Ritsehelius. 1850

Erster Artikel.

Die Beurtheilung juristischer Arbeiten liegt zwar nicht im Plane dieser gelehrten Anzeigen; indeß haben diejenigen, welche das römische Recht behandeln, eine philologische Seite. Sie sind ebenso juristische Philologie, wie Niebuhr seine römische Geschichte „historische Philologie“ genannt hat. Bey der vorliegenden Schrift kommt noch hinzu, daß Hr. Prof. Ritschl, welchen die Akademie im Jahre 1850 als einen unserer verdienstesten Philologen zu ihrem auswärtigen Mitgliede wählte, sie zur Bezeugung seines Dankes dafür der Akademie gewidmet und dadurch nähere Veranlassung gegeben hat, sie in diesen Blättern zu besprechen.

Folgendes ist der geschichtliche Hergang des auf die sogenannte lex Rubria Bezüglichen, deren kritische und auf ein Facsimile der Erztafel gegründete Ausgabe hier vorliegt. Am 24. August des Jahres 1760 wurde zu Messinasso im Gebiet von Piacenza unter den Ruinen der alten Stadt Belleja eine bronzene Tafel, welche jetzt im Museum von Parma aufbewahrt wird, wenig Schritte von dem Orte gefunden, wo man 13 Jahre früher die sogenannte Tabula alimentaria des Trajanus, eigentlich eine obligatio praediorum, ausgegraben hatte. Auch die neu gefundene Tafel enthält gesetzliche Bestimmungen über das in Gallia eisalpina gelten sollende Recht; sie wurde darum eine Zeit lang ungehöriger Weise das Digestum

Vellejate, dann auch lex Galliae eisalpinae genannt, und es hat sich über sie die Meinung befestiget, der auch der neueste Herausgeber folgt, nach ihrem Inhalte gehöre sie der Zeit, wo jenes Land aus dem Zustande der Provinzialverfassung in das Jus Italicum und die Selbstverwaltung der italienischen Landschaften überging. Ihre Bestimmung, wie Puchta in einer später zu nennenden Schrift zu beweisen sucht, sey gewesen, die mit jenem Uebergange verbundene Aenderung der Rechtsverhältnisse und der Gerichtspflege zu ordnen. Wir werden im Verlaufe dieser Anzeige darlegen, in wiefern diese doppelte Hypothese haltbar sey, oder nicht.

Die Tafel wiegt 40 Pund und ist in zwey Reihen geschrieben. Ihr gingen drey andere vorher, offenbar von gleicher Beschaffenheit, da die übriggebliebene in der Mitte des oberen Randes zwischen den Columnen die Zahl IV. trägt. Auf den drey vorhergehenden waren neunzehn Capitel des Gesetzes eingegraben, von denen der Schluß des letzten sich erhalten hat. Dann folgt das zur Seite mit Nr. XX. bezeichnete auf der ersten Columnne, hierauf XXI. und XXII. und der Anfang von XXIII. auf der andern. Wie viele Tafeln nach der vierten noch vorhanden waren, läßt sich natürlich nicht bestimmen. Das XIX. Capitel handelte, wie der Schluß zeigt, von der operis novi nuntiatio, und es wird verordnet, daß der duumvir, quatuorvir praefectusve ejus municipii bey ihr die remissio nicht zulassen solle; das XX. Capitel vom damnum infectum, daß, auch wenn auf Klagestellung damni infecti satis datum non erit, im Falle

der Schaden wirklich eingetreten sey, die Verurtheilung in den Schadenersatz gleichwohl stattfinden solle. Das XXI. Capitel betrifft Schuldforderungen, welche bis zum Betrage von 15,000 Sesterzen der Erkenntniß der Municipalbehörden überwiesen werden. Daran reihen sich im XXII. Capitel Gegenstände, die außer der pecunia certa credita Stoff zu dinglichen und persönlichen Klagen geben konnten und jenen Betrag von 15,000 Sesterzen nicht übersteigen. Der Anfang des XXIII. Capitels endlich zeigt, daß den Municipalbehörden das familiae ereiscendae iudicium und, wie Puchta glaubt, ohne Beschränkung auf eine gewisse Größe der Erbschaft übertragen war.

Dieses Fragment eines umfassenden Gesetzes hat wegen der Wichtigkeit seines Inhaltes und der Schwierigkeit einzelner Bestimmungen die Thätigkeit italienischer und vorzüglich deutscher Romanisten in Anspruch genommen. Nachdem es im Jahre 1788 zuerst durch den Grafen Giovanni Rinaldo Carli, im Jahre 1790 vom Advokaten Joseph Poggi, dann 1795 nach genauer Abschrift von Marini in seinem vortrefflichen Werke *Gli Atti e monumenti de' Fratelli Arvali* tom. I, p. 108 sqq. war herausgegeben worden, ging es in die deutschen Drucke und Bearbeitungen über, und veranlaßte die ausgezeichnetsten Romanisten unserer Tage, wie Hugo, Savigny, Puchta, Ph. C. Huschke, E. A. D. Klenze sich um Kritik und Erläuterung desselben Verdienste zu erwerben. Gelegenheit dazu gab die Beschaffenheit des Textes, der in nicht wenig Stellen ungenau ist und in andern von den Herausgebern verschieden überliefert war. Auch Wortverbindung und Inhalt boten mannigfaltige Schwierigkeiten. Dazu kamen Hypothesen, die von bedeutenden Männern aufgestellt und von andern nicht weniger bedeutenden bestritten wurden, besonders die von Puchta, daß die bisher als *lex Galliae cisalpinæ* oder *lex de Gallia cisalpina* benannte Urkunde mit dem Namen der *lex Rubria* zu belegen sey, unter welchem sie jetzt nicht nur von Romanisten, sondern auch von Philologen wie von Lachmann in seinem Commentar zum *Luccretius* angeführt und von Hrn. Ritschl herausgegeben ward — mit welchem Rechte werden wir später ebenfalls nachzuweisen haben.

Was aber Hrn. Professor Ritschl bewogen hat, diese neue kritische Ausgabe der schon so oft gedruckten Urkunde zu liefern, ist eben die Unsicherheit der früheren Lesart und die Gelegenheit, welche sich ihm bot, ihr auf einmal ein Ende zu machen. Zwar hatte ein früherer Vorsteher des Museums von Parma, Pietro de Lama, im Jahre 1820 eine möglichst genaue neue Copie besorgt und herausgegeben, indeß erregte Verdacht, daß der Text bey Marini, dessen Genauigkeit bekannt ist, in mehreren Punkten von dem seinigen abweicht. Dazu sind die Schriftzeichen der Erztafeln so schwankend und die Züge nicht selten so verstümmelt und verwischt, daß mit keinem gewöhnlichen Drucke, sondern nur mit einem Facsimile zu helfen war, und was bey genauerer Durchsichtung des einzelnen noch zu gewinnen war, hatte G. F. Heimbach gezeigt, der 1834 zu Leipzig in seine *Observationes juris Romani* das XXI. Cap. der *Tabula* genau so, wie es vorliegt, aufgenommen hat. Ein solches Facsimile aber der ganzen Tafel fand Hr. Prof. Ritschl unter dem reichen literarischen Vorrath seines Freundes Welker, unseres auswärtigen Mitgliedes. Es war vom Hrn. Michael Lopez, dem gegenwärtigen Vorsteher des Museums von Parma, mit äußerster Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt und dem Gelehrten von Bonn im Jahre 1841 (gedruckt steht anno 1481) zum Geschenke mit der Ermächtigung überlassen worden, es, wenn sich Gelegenheit dazu fände, in Deutschland zu veröffentlichen. Diese bot eben Hr. Prof. Ritschl und empfing von seinem Freunde das Geschenk des gelehrten und edelmüthigen Italieners zu jenem Zwecke, das er nun in einer treuen Lithographie uns vorlegt.

• Er gibt dem Lithographen das Zeugniß, daß er nichts zu wünschen übrig gelassen habe, und die Tafel selbst in der Größe des Originals erregt durch die Genauigkeit, mit der jeder Riß und jede Abschattung und Verwischung angebracht ist, sowie durch die Natur der Schriftzüge ganz den Eindruck eines treuen Gegenbildes des Originals. Der Herausgeber läßt hinter der Einleitung den Text der Urkunde in gewöhnlicher Schrift, darunter die *lectio emendata* folgen, und fügt dann in einer *adnotatio* eine genaue Zusammenstellung alles dessen bey, was

die früheren Bearbeiter, besonders Hugo, Dirksen, Hufschke, Savigny, Puchta zur Verbesserung des Textes beygetragen haben, mit Einlegung seiner eigenen Vorschläge und Herstellungen. Auch die interpunctionum discrepantia bey den verschiedenen Herausgebern hat er nicht übergangen, und sie unter der Adnotatio mit großer Genauigkeit zusammengestellt. Man weiß, wie oft durch sie der Sinn gestört und durch ihre Berichtigung erläutert wird.

Es war von einem so ausgezeichneten und scharfsinnigen Kritiker, als welcher Hr. Prof. Ritschl berühmt ist, zu erwarten, daß er, wo seine Vorgänger das Richtige gefunden, dieses anerkennen und, wo nicht, auf eigene Hand die Herstellung mit Glück versuchen würde, und nur hie und da sind, wiewohl nur untergeordnete Punkte geblieben, bey denen das Verfahren der Kritiker zweifelhaft bleibt.

Statt uns in das Einzelne zu zerstreuen, wollen wir uns über einige Capitalpunkte der hier gepflogenen Untersuchungen etwas weiter verbreiten und zunächst erwägen, mit welchem Rechte man das Gesetz *Lex Rubria* genannt hat.

Da der Anfang des Gesetzes fehlt, in welchem, wie solches gewöhnlich geschieht, der Name des Tribuns oder des Magistrates enthalten war, von dem die *rogatio* ausging, und auch sonst keine Spur auf eine solche *lex de Gallia cisalpina* hinweist, so war die *lex* als eine namenlose zu betrachten. Nun kommt aber im XX. Capitel, *de danno infecto*, an drey verschiedenen Stellen und jedesmal mit denselben Worten eine *lex Rubria* vor, nach welcher sich die Beurtheilung und Entscheidung des Rechtsfalles richten soll, und da diese Nennung in der Formel enthalten ist, welche dem Richter für die *condemnatio* vorgeschrieben wird, so gründete Puchta eben darauf die Behauptung, daß die vorliegende *lex* selbst gemeint und genannt sey.

(Fortsetzung folgt.)

I. The Geological Observer.

II. Gaea excursoria Germanica.

(Schluß.)

Der Verf. hält sich bey dieser Eintheilung wie im Vorhergehenden nur an die vulkanistische Doctrin, wie sie sich in den letzten Decennien bis zur Ueberschwenglichkeit ausgebildet hat. Er ignorirt hiebey alle die Einreden, welche vom neptunischen Standpunkte aus fortwährend erhoben worden sind, und zwar nicht bloß gegen die Theorie, sondern gegen die Richtigkeit der Thatsachen. Er lebt in so unbedingtem Glauben an die Autorität der Stimmführer, daß er nicht einmal die Widersprüche beachtet hat, welche selbst vom plutonistischen Heerlager aus gegen die allgemeine Gültigkeit der Doctrin erhoben worden sind. So z. B. hätte er aus Naumann's Lehrbuch der Geognosie ersehen können, daß Glimmerschiefer und Gneiß, denen die Doctrin bloß massige Absonderung zugestehet, in der Natur regelmäßig geschichtete Gesteine sind, indem der erstere „immer eine sehr ausgezeichnete Schichtung“ hat, und der Gneiß „auch in den meisten Fällen ein deutlich geschichtetes Gestein ist.“ Durch Berücksichtigung dieser Thatsache hätte der Verf. doch an der Richtigkeit des Eintheilungsprincipes der Gebirgsarten: in massige und geschichtete, irre werden können. Noch mehr möchte aber das Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von Bischof, das er selbst als „sehr empfehlenswerth“ bezeichnet, bey einem sorgfältigen Studium geeignet seyn, seinen Autoritätsglauben gewaltig zu erschüttern und für seine Darstellung der Geognosie Deutschlands nach einer sicherern Basis, als die ihm die Schuldoctrin gewährte, sich umzusehen. Freylich könnte es ihm dann auch etwa gar wie Bischof ergehen, der anfänglich auf die Autorität der Stimmführer hin ein unbedingter Plutonist war, durch eigene Beobachtungen aber immer mehr zu der Ueberzeugung gelangte, „daß plutonischen und plutonisch-metamorphischen Processen ein Feld von unhaltbarer

Ausdehnung eingeräumt worden war,“ und daß die Vorstellungen von letzteren bey neueren Geologen „bis ins Lächerliche ausgeartet“ seyen*). Jedemfalls kann von dem Verfasser eines Lehrbuches, wie es diese Gaea ist, mit Recht verlangt werden, daß er dem Anfänger nichts Ungewisses, Unrichtiges oder nur Halbwahres als Bewährtes und Ausgemachtes zur Vorlage bringe, und daß er deshalb die von ihm gar nicht beachteten Einreden gegen die dominirenden geologischen Ansichten zuvor einer strengen Prüfung zu unterwerfen habe, anstatt den Aussprüchen der Stimmführer mit unbedingtem Autoritätsglauben sich hinzugeben. Man ereifert sich in neuerer Zeit so gewaltig für Emancipation von den geschichtlich begründeten Autoritäten, und in der modernen Geologie herrscht ein so unumschränkter, blinder Köhlerglaube, daß nicht einmal der schreiendste Widerspruch der Thatsachen Gehör findet.

Der Verf. hat sich eines großen Vortheils begeben, der ihm aus seiner Scheidung der Geognosie von der Geologie zu Statten hätte kommen können. In jener hätte er bloß die aus sichern Beobachtungen resultirenden Thatsachen beachten, dieser den ganzen hypothetischen Theil, die Entwicklungsgeschichte der Erde, überlassen sollen. Die Geognosie kann für sich, ohne Zuziehung der Geologie, exact behandelt werden, indem die Lagerungsverhältnisse, die petrographischen, oryktognostischen und chemischen Merkmale, so wie die Versteinerungen eine sichere Grundlage zur Charakteristik der Gebirgsarten darbieten. So wäre dann der geognostische Abschnitt, der doch die Hauptsache ausmacht, zu jedem theoretischen Standpunkte passend, und der geologische Abschnitt nur ein Anhang gewesen, den der neptunistische Geolog ganz unbeachtet hätte liegen lassen können und der in seiner Absonderung auch für den gemäßigten Plutonisten, der in wesentlichen Stücken mit den darin ausgesprochenen Hypothesen nicht einverstanden seyn wird, minder anstößig gewesen wäre. Indem der Verf.

aber in dem geognostischen Abschnitte gleich die geologischen Doctrinen zu Grunde legte, hat er sich um den großen Vortheil einer rein objectiven Darstellung der Thatsachen gebracht.

Wir haben bisher fast nur mißbilligende Bemerkungen über die Gaea excursoria ausgesprochen; aber wir wollten absichtlich zuerst die Auswüchse und Uebelstände an ihr rügen, damit diese bei einer zweyten Auflage beseitigt werden möchten. So wenig wir uns gescheut haben, das uns Mißfällige zu tadeln, so bereitwillig sind wir andererseits, auch das Lobenswerthe, was sich in reichem Maaße in diesem Buche findet, anzuerkennen. Die Schilderung der Gebirgsarten ist klar abgefaßt, ihre Verbreitung in Deutschland so ausführlich als es in einem solchen Buche möglich ist, angegeben und die wichtigsten Versteinerungen sind nicht bloß kurz charakterisirt, sondern auch in sehr gelungenen Abbildungen auf 20 Tafeln dargestellt, so daß der Anfänger einen sehr willkommenen und brauchbaren Leitfaden an der Gaea excursoria finden wird. In einem Anhang werden noch besondere Kapitel zweckmäßig erörtert: 1) wie beobachtet man? 2) Uebersicht der geognostischen Formationen mit Bezeichnung der jeder Versteinerungsführenden zuständigen charakteristischen Petrefakten, 3) Literatur, Benennung der Werke, die dem Anfänger zu weiteren Studien zu empfehlen sind, 4) Excursionen nach dem Harz, Thüringerwald, den sächsischen Gebirgen, Teplitz und Bilin, dem schlesischen Gebirge und der schwäbischen Alp. Ein ausführliches geographisches Register und ein anderes über die Versteinerungen, so wie eine Erklärung der 24 Tafeln machen den Beschluß dieses Buches, zu dessen Gunsten noch angeführt werden kann, daß es von der preussischen Regierung ihren einschlägigen Anstalten zur Einführung anempfohlen worden ist.

*) Vgl. auch die Rezension von Naumann's und Bischof's Lehrbüchern in den Gel. Anzeig. XXX. (1850) S. 849.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. April.

Nro. 53.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

Legis Rubriae pars superstes.

(Fortsetzung.)

Es würden hiernach dem Richter gleichsam die Worte in den Mund gelegt: ego te ex lege Rubria condemno u. s. w. Begreiflich war, daß man von mehreren Seiten sich gegen die Hypothese sträubte, selbst Männer wie Savigny und Klenze waren ihr abgeneigt, doch hat man ihr am Ende sich gefügt, obwohl Puchta weitere Gründe für seine Behauptung später nicht beigebracht hat. Die dreifache Stelle, soweit sie hieher gehört, lautet: F. E. S. (i. e. iudex esto. Si, oder iudicium esto. Si) Q. Licinius damni infectei L. Seio repromississet, tum quicquid L. Sei D. F. (d. i. dare facere) oporteret Q. Licinium L. Seio, sei ex decreto Ivir IIIvir praefec. ve Mutinensis, quod ejus Ivir IIIvir praefec. ve ex lege Rubria, seive id plebeive s. e. (d. i. scitum est) decreverit condemnato, und so in den beyden andern Stellen. Man sieht, der Text hat viele Nachlässigkeiten, wie ex decreto Ivir IIIvir statt ex decreto Ivir IIIvirive, ferner ex lege Rubria seive id plebeive scitum est, wo ve überflüssig ist. Dazu kommt noch die dieser Stelle allein eigene Phrasologie ex lege Rubria seive id plebeive scitum est. Der durchgehende und in den zahlreichen aus alten Gesetzen übrig gebliebenen Bruchstücken ohne irgend eine Ausnahme wiederkehrende Gebrauch begehrt, daß ex lege plebeive scito gesagt werde. Auch mit Benennung des rogator kommt die Phrasis vor. Lex

Spuria cap. I. EX L. (wohl E. H. L.) ex hac lege plebeive scito, quod C. Sempronius H. F. tribunus plebis. Ebenso mit anderen Anweisungen ex hac lege plebeive scito senatusve consulto, daselbst, und (ex lege) plebeive scito exve foedere licuit. Lex Thoria (bey Haubold p. 20, L. 20). Desgleichen vocatio rei militaris legibus plebeive sc. ex. ve foedere. Tab. Heracl. §. 103, p. 121. Ed. Haubold.

Man würde durch diese Nacheinanderstellung verschiedenartiger Rechtsquellen berechtigt seyn, lex und plebeiscitum ebenso für verschieden zu halten, wie von beyden senatusconsultum und foedus verschieden sind, welche den vorhergehenden in gleicher Weise verknüpft werden.

Doch in der lex Spuria steht beydes offenbar mit Bezug auf eine und dieselbe lex Sempronia und gleichbedeutend. Wie bekannt, hörte der Unterschied von lex, d. i. populei scitum oder des curiatim oder centuriatim gefaßten Beschlusses des populus und von plebei scitum, d. i. dem tributum gefaßten Beschlusse der plebes auf, und das plebeiscitum wurde gleich jenem als lex bezeichnet, nachdem das Princip der lex Horatia: quod plebes scivisset populum teneret, sich allgemeine Geltung verschafft und man zuletzt die suffragia der Tullianischen Verfassung in die comitia tributa übertragen hatte.

Die Annahme unserer Romanisten, z. B. Puchta's im Cursus der Institutionen B. I, S. 230 besteht darum in vollem Rechte: die Doppelbenennung XXXIV. 53

nung *ex lege plebeive scito* sey nur eine Folge der genauen, man kann sagen scrupulösen Ausdrucksweise der gerichtlichen Sprache, und es solle durch sie angezeigt werden, daß die unter der allgemeinen Benennung angeführte *lex* eigentlich ein *plebeiscitum* sey.

Ist aber dieses der Fall, so lag, eben weil auch die Erwähnung der Senatsbeschlüsse und Bündnisse in gleicher Weise angereicht wurde, ganz nahe, jene Gleichstellung noch prägnanter *seive id plebeive scitum est* zu bezeichnen, wie es hier geschehen ist. Ritschl tilgt das *ve* als überflüssig und als einen Fehler des Copisten; aber *plebeive* kehrt dreymal wieder, und die Voraussetzung einer Ungenauigkeit ist wohl eben deshalb ganz unzulässig; vielmehr wird, da im Grunde die ganze Formel ein juristischer Pleonasmus ist, dieser wohl auch auf die *particula solemnis* in *plebeive scitum* auszudehnen seyn, was auch die Grammatik dagegen sagen mag. Eine ähnliche, so zu sagen offizielle, Ungenauigkeit des Ausdruckes scheint der viel angefochtenen Stelle des Suetonius *Vita Caesaris*, cap. 29 zu Grunde zu liegen: *ne absentis ratio comitiis haberetur quando nee plebiscito Pompejus postea abrogasset.*

Was aber die Hypothese von Puchta selbst anbelangt, so ist die Diction auf keinen Fall so beschaffen, daß sie die *ipsa iudicis verba* vorschriebe, etwa in der Formel: *ego iudex datus Q. Licinium quod L. Seio damnei infectei repromittere voluit ex lege Rubria condemno*, wo allein die bestimmte Nennung der *lex Rubria* begründet wäre; sondern es wird nur in der Aufstellung irgend zweyer willkürlicher Namen dem Richter die Anleitung zum Spruche gegeben, diese aber auf indirecte Weise durch die dritte Person *condemnato* ausgedrückt.

Dazu kommt, daß der Richter an die Entscheidung eines concreten Rechtsfalles gewiesen ist, und so sehr auch in der pünktlichen Genauigkeit des Juristen das *ex lege Rubria seive id plebeive scitum est* begründet wäre, so ungeschickt wäre es im Munde des Richters, dem einfach zusteht, *ex hac lege* mit Benennung desselben zu entschei-

den, nicht aber in seine Entscheidung das Bedenken aufzunehmen, daß diese *lex* doch eigentlich keine *lex*, sondern nach altem Gebrauche ein *plebeiscitum* sey.

Wie bekannt, gab es eine *lex Rubria* unter den Ackergesetzen, die zur Zeit des C. Gracchus den römischen Staat erschütterten. Es war das Gesetz, welches N. Rubrius Varro als Collega des C. Gracchus A. U. 632 über eine Colonie einbrachte, welche nach Carthago geführt und auf Grund und Boden der alten Stadt angesiedelt werden sollte. Zwar wurde, nachdem die Vermessungen an Ort und Stelle zum Behufe der Ackervertheilung an die Colonisten schon vollzogen waren, die Sache vom Senat noch hintertrieben; indeß 15 Jahre nachher, A. U. 647, durch die *lex Thoria* wieder aufgenommen, und in dieser, welche sich zum Theil erhalten hat, wird (Cap. 28, bey Rudorff in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft B. X, p. 174) dem *Duumvir* *quei* (*ex hac lege factus creatusve erit*) bezüglich der Ansprüche und Rechte der ursprünglichen Colonisten aufgetragen, die Entscheidung *ex lege Rubria* zu geben: *Ilvir quei . . . eis agreis ita rationem initio (l. inito) itaque . . . et neve unius hominis nomine quoi ex lege Rubria quae fuit colono eive quei*, was nach mehreren Lücken und Bruchstücken in den Worten *agrum*, *quei in Africa est*, dare oportebit licuitve *amplius jug. CC* seine Fortsetzung und Ergänzung findet; und noch in der *lex Servilia*, deren Bruchstücke Cl. Aug. K. Klenze mit eben so viel Scharfsinn als Sachkunde geordnet hat, wird Cap. XXI, S. 39 bey Hanbold, die Ausschließung bestimmter Personen von dem Gerichte . . . *L. RVBR. d. i. ex lege Rubria* verfügt. Das Gesetz wird also in zwey späteren in zweyen seiner Hauptbestimmungen über Anweisung von Ländereyen an die Colonisten und über Anordnung der Colonialgerichte auch später noch als geltend erklärt.

Waren aber die Bestimmungen dieses Gesetzes über diese Verhältnisse so zweckmäßig, daß sie sogar von den Gegnern der Gracchischen Partey in der *lex Thoria* angerufen werden, so stünde wohl nicht so sehr viel der Annahme entgegen, daß jenes

ältere Gesetz in seinen Vorkerkungen über den Wechsel des Grundbesitzes und die dabey der Natur der Sache nach sich häufenden Fälle des *damnum insectum*, seiner *nuntiatio*, *repromissio*, *satisdatio* auch auf die *Gallia cisalpina* ausgedehnt werden konnte. Man bekommt auf diese Weise einen Anhaltspunkt und einen historischen Zusammenhang für die wie hier so in der *lex Thoria* und *Servilia* erwähnte *lex Rubria*, und verliert vollends allen Grund, neben der alten und vollkommen gesicherten *lex Rubria* noch eine andere dieses Namens für die cisalpinischen Colonialverhältnisse anzunehmen, wenn gleich von ihr, wie Puchta selbst zugiebt, und ihrem Urheber eine Spur nicht gefunden wird. Die *Gens Rubria* selbst, so selten sie erwähnt wird, erstreckt ihre Glieder und ein gewisses Ansehen zwar bis in die Zeiten der Kaiser herab, und es kommt bey Tacitus Hist. II., 51 und 99 ein *Rubrius Gallus* noch unter Nero vor, den dieser nebst Rufus gegen den Vindex schickte. Vgl. über ihn des Reimarus Note zu Dio Cass. LXIII. p. 726 d., wo auch ein anderer, vielleicht sein Sohn, erwähnt wird. Die Familie stand also noch unter den Kaisern in Ansehen und Ehren, und so wäre erklärlich, wie eines ihrer Glieder seinen Namen auch an ein anderes Colonialgesetz, als an die *lex de colonia Carthaginem deducenda* knüpfen konnte.

Wir werden dadurch auf die Periode geführt, der das Gesetz de *Gallia cisalpina* beyzuliegen ist. Man hat sich, ohne Widerspruch zu finden, bestimmt gefunden, diese *lex* in die Zeit herabzubringen, in welcher *Gallia cisalpina* aufhörte, Provinz zu seyn, und in das italische Municipalrecht aufgenommen wurde a. u. 711 durch Julius Cäsar oder a. u. 713, wo die Verhältnisse des Landes durch die Triumviri nach Cäsars Tode definitiv geordnet wurden. Das wäre nun zwar 60 oder 63 Jahre nach der alten *lex Rubria*, aber doch immer noch nicht ein Zeitraum, der die Erinnerung an ihre Feststellungen nothwendig ausschließt.

Dazu ist die Annahme selbst, von der es sich hier handelt, mehrfachen Bedenken ausgesetzt. Der Inhalt des Gesetzes, so weit er vorliegt, zeigt, ei-

nen Punkt ausgenommen, von dem nachher zu handeln ist, nichts, was der alten Provinzialverfassung entgegen oder ihr nicht gemäß wäre. Er betrifft nicht die ganze Bevölkerung, sondern nur die zahlreichen und mächtigen Niederlassungen der Römer unter ihnen. Diese werden wie in anderen Provinzial- und Colonial-Gesetzen als *municipia*, *coloniae* und *loci* unterschieden, letztere auch genauer als *praefecturae*, dann *fora* und *conciliabula* (Gerichts- und Marktsflecken) bezeichnet und durch V. C. (d. i. *Vici et Castella*) vermehrt. Wenn daneben *oppida* genannt werden, so wären das ebenfalls bevorzugte Ortschaften, nämlich *oppida foederata* oder *foedere juncta*, welche mit den übrigen in mehrfacher Rechtsverbindung standen und bey gemischten Fällen, wie es scheint, an den Municipalgerichten participirten. Ebenso sind die obrigkeitlichen Personen und Würden keine ändern, als welche in den übrigen Provinzen den Städten mit vollem oder beschränktem Bürgerrechte zukommen. Genannt werden *duumviri* und *quatuorviri*, dazu *praefectus Mutinensis*, ebenso XIX. L. 6 *IIvir* oder *IIIvir praefectusve ejus municipii*, XX. l. 17, 29, 41, *IIvir IIIvir l. D.* (d. i. *iuri dicendo*) *praefectusve de ea re jus ita deicat u. s. w.* Erschiene der *praefectus* allein, so wäre eben an die *praefecturae Galliarum* zu denken, d. i. an die Landschaften, welche ihren Vorstand als *praefectus juri dicundo* aus Rom erhielten und von geringerem Rechte als die Colonien waren; da aber neben der einfachen Nennung XX. L. 24, L. 38 *praefecture Mutinensis* auftritt und *Mutina* nicht *praefectura* sondern gleich bey seiner Gründung *Colonia* war, so liegt hier allerdings eine sächliche Schwierigkeit vor. Puchta hat in der Abhandlung „über den Inhalt der „*lex Rubria*“ (Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft B. X. Hft. II. S. 219) sie dadurch zu lösen gesucht, daß er annimmt, es seyen auch nach den Colonien *praefecti* in dem Falle von Rom geschickt worden, wo die Wahl der Municipalbehörden nicht vollzogen oder von den Gewählten abgelehnt wurde, und beruft sich auf eine Inschrift aus *Aquileja* Nr. 4041 bey Drelli, in welcher zwey *Magistratus* L. *Nonius* und D. *Besonius* P. J. D. (*praefecti juri dicundo*) an der

Spitze eines S. C. (senatus consultum) erscheinen, welches dem C. Alb. Pollio IIIvir J. D. die Ehre einer statua equestris zuerkennt, weil er freiwillig für das nächste Jahr sich zur Uebernahme dieses Amtes gemeldet und dadurch der öffentlichen Bedenklichkeit (haesitationi publicae) ein Ende gemacht habe; aber weit entfernt, daß der praefectus als eine exceptionelle und zeitweilige Person in jener Colonie bezeichnet würde, erscheinen vielmehr zwey praefecti als die höchst Berechtigten an der Spitze der Gemeinde, weil die Wahl des quatuorvir nicht zu Stande gekommen war; und nach der Stellung, die in unserem Gesetze der praefectus hinter dem duumvir und quatuorvir einnimmt, ist zu ersehen, daß in Mutina daselbe Verhältniß bestand. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß überhaupt in den Colonien und Municipien, dem obersten Magistrat zunächst, ein praefectus bestand, der an der Rechtspflege theilhaftig war. Wie bekannt, werden die obrigkeitlichen Personen der Municipia auch consules und praetores genannt. Wie die consules eine Ehrenbenennung für die duumviri und quatuorviri sind, so wird der „Prätor“ der Colonie wohl ebenfalls nur die Ehrenbenennung ihres praefectus seyn. Die Aediles und Senatores sind als ähnliche Ehrenbenennung, wenigstens die letztern für decuriones zu fassen.

Eben so entsprechend den Verhältnissen der Provinz oder vielmehr den Municipal- und Colonialverhältnissen in der Provinz sind die gerichtlichen und prozessualen Vorkehrungen, deren Gegenstand der erhaltene Theil des Gesetzes ist. Wie bekannt, haben die Colonial- und Municipalbehörden nur in polizeylichen und bürgerlichen Dingen die Gerichtsbarkeit, und auch letztere nicht ohne Beschränkung. Die wichtigeren und in bedeutenderen Fällen die Vollzugsmaßregeln, wie die missio in bona, gieng an die obersten Magistrate der Provinz, an die ma-

gistratus majores cum imperio. Diese sind deutlich genug bezeichnet c. XX., L. 16 tum magistratus prove magistratu, denen die municipales IIIvir praefectusve, als die minores sich anschließen, und noch vollständiger XX., l. 51 neve quis magistratus prove magistratu neve quis pro quo imperio potestateve erit interdicito. In ähnlicher Weise bezeichnet die lex Thoria die in der Proconsularprovinz Afrika richtenden und entscheidenden Behörden (R. 34 S. 179 bey Rudorff) neve quis magistratus neve pro magistratu facito neve quis senator decernito bey Gelegenheiten der Leistungen, die vom öffentlichen Eigenthum durch die Muznießer an der neuen Colonie bey Karthago zu bezahlen waren. Mit Bezug auf Gallia eisalpina wurde sofort der magistratus, der Consul oder Proconsul und der in prove magistratu bezeichnete sein Legat sey, der in seinem Namen und Auftrage verwaltet. So hatte Julius Cäsar, dessen Provinz außer dem gallischen Lande zu beyden Seiten der Alpen nach Ligurien, die Länder der Veneti, Carni und Illyrii begriff, nach des Hirtius Meldung dem Labienus die Galla eisalpina zur Verwaltung und Rechtspflege angewiesen, damit er Gelegenheit fände, sich zum Behufe seiner bevorstehenden Bewerbung um das Consulat die Neigung und die Stimmen der wichtigen Municipien und Colonien jener Lande zu erwerben. D. B. Gall. VIII. c. 52 T. Labienum Galliae Togatae praefecit, quo majore commendatione conciliaretur ad consulatus petitionem.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. April.

Nro. 54.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Aristotelis Ethica Eudemia. Edidit Adolphus Theodorus Hermannus Fritzscheus Ioannis Dorothei F. Ratisbonae sumptus fecit G. I. Manz. MDCCCLI. XLVII. 368.

Hiermit erhalten wir zum erstenmal eine Bearbeitung der Eudemischen Ethik des Aristoteles, die wenig beachtet wurde, da die Nikomachische allen Forderungen zu genügen schien. Noch eine dritte Ethik, die sogenannte Große, ist uns unter den Schriften des Aristoteles erhalten, und da diese in allen Punkten sich streng an die Eudemische anschließt und nur als eine kürzere Bearbeitung dieser erscheint, so wäre es wünschenswerth gewesen, wenn der Herausgeber dieses nicht sehr umfangreiche Büchlein beygefügt hätte. Von einer Bearbeitung der Eudemischen Ethik schreckte wohl zumest der verdorbene Zustand des Textes ab; in ihr ist auch noch ein anderes wichtiges Problem; die Bücher IV. V. VI sind identisch mit den Nikomachien V. VI. VII, und es entsteht die Frage, welchem der beyden Werke diese zufallen. Diese erst in neuerer Zeit durch Schleiermacher angeregte Untersuchung hat Referent in seiner Abhandlung (Denkschriften der b. Akademie der Wissenschaften I. Cl. III, Abtheilung II.) nicht sicher zu entscheiden gewagt, sondern mehr die Gründe dafür und entgegen zusammengestellt. Daß im VII. Buche der Nikomachien von der *ἡδονῇ* gesprochen ist, welche erst im X. Buche ausführlich und zwar ohne von jener etwas zu wissen, behandelt wird, scheint dieses Buch den Eudemien zuzuweisen, während man das V. Buch mehr jenen zuignen möchte. Die sichere Entscheidung macht

nämlich der Zustand der Aristotelischen Schriften schwierig; wir haben mehrere Werke nicht aus seiner Hand, sondern mannigfach umgearbeitet. Hätten wir nur die Eudemien oder dessen Auszug unter dem Namen unsers Philosophen, Niemand würde es wagen zu zweifeln, daß dieses das ächte Werk wäre. Noch mehr: wir besitzen eine Paraphrase der Nikomachien, welche manches weiter und ausführlicher gibt und nicht ohne Verstand gemacht ist, aus so unbekannter Zeit, daß einige den alten Peripatetiker Andronikus Rhodius für deren Verfasser erklärten, andere aber den Erklärer Kantakuzenos (XIV. Jahrh.), weil mehrere Exemplare, auch das in der Münchener Bibliothek erhaltene, dessen Namen als Unterschrift tragen. Nach einer Pariser Handschrift bey Sainte-Croix ist der Verfasser: *Μηρόδοτος ὁ Ἰπποναεῖς*. Hätten wir nun nichts als diese Paraphrase, die schwerlich älter als die Zeit des Themistius ist, sie würde allgemein als das ächte Werk des Aristoteles gepriesen werden, und kaum der eine oder andere Leser würde durch die Form veranlaßt werden, sein Bedenken an der Aechtheit zu äußern. Auch das eifrigste Studium ist nicht im Stande, eine Verschiedenheit der Form, wie sie uns von dem VII. Buche der Physik überliefert ist, und dergleichen wohl noch manche in den Gesammtwerken verborgen seyn mögen, von selbst nachzuweisen. Ist aber die *Ἠθικὰ Εὐδημεία* die Aristotelische Ethik, welche sein Schüler der Rhodier Eudemus umgearbeitet hatte, wer steht dafür, daß die *Ἠθικὰ Νικομάχεια* nicht eben so gut die von einem Nikomachus umgearbeitete Form sey, zwar näher stehend dem ursprünglichen Werke als jenes, aber doch nicht dieses selbst? Dazu die Strabonisch-Plu-

tarchische Erzählung von der Bibliothek des Aristoteles, wie auch wir das bald zu viel bald zu wenig in diesen Schriften nachzuweisen vermögen, und man wird gestehen müssen, daß Vorsicht, wenn anderswo, auch hier zu empfehlen sey. Selbst die doppelte Behandlung der *ἡδονῆ* mit ihrem etwas abweichenden Resultate müßte nicht geradezu einem andern Verfasser zugeschrieben werden. Aristoteles konnte zu verschiedenen Zeiten beyde ausgearbeitet haben; auch das zweyte Capitel des siebenten Buches der Politik behandelt eine Aporie, welche das erste Capitel so eben gelöst hatte. Solche verschiedene Lösungen und Erklärungen konnten von den ersten Herausgebern der Aristot. Bücher absichtlich erhalten und beygegeben werden, um zu zeigen, wie der Meister dieselbe Sache verschieden ausgeführt habe und nichts von dem, was sich von ihm erhalten hatte, zu vertilgen. Diese und ähnliche Betrachtungen waren es, welche Referenten vor zehn Jahren abhielten, mit aller Entschiedenheit die streitigen drey Bücher dem einen oder andern Werke zuzuweisen, er hat andere aufgefordert, diese eigene Erscheinung gleichfalls zu prüfen.

Die Mahnung war nicht vergebens. Zwar H. Bonig hat in seiner Schrift: *Observationes criticae in Aristotelis quae feruntur Magna Moralia et Ethica Eudemia*, Berolini 1844 diese Frage der drey Bücher nicht berührt und sich mit dem Resultate des Referenten begnügt; dagegen hat ein Zuhörer Brandis' diesen Gegenstand zur besondern Aufgabe gewählt, und mit entschiedenem Talente und mit Kenntniß, auch wenn man dem Ergebnis nicht überall sollte beystimmen können, behandelt: *de Ethicis Nicomacheis et Eudemiis quae Aristotelis nomine tradita sunt*; scripsit Alb. Max. Fischer. Bonnae, 1847. Es wäre nicht nothwendig, daß sämtliche drey Bücher dem einen oder andern Werke zuzuweisen seyen; mit dem VII. falle auch das VI. den Eudemiis zu; die intellectuellen Tugenden seyen nicht genügend und wie es der Plan der Nikomachien erwarten lasse, durchgeführt; man finde nur Definitionen, während man eine Darstellung suche, eben so lichtvoll und lebendig als die der ethischen Tugenden; das V. Buch aber gehöre mit Ausnahme des letzten Capitels, welches

an sich sophistisch sey und die Ordnung des Ganzen störe, den Nikomachien. Eudem. I, 8 heißt es, im Verlaufe werde nachgewiesen werden, wie sich *πολιτικῆ*, *οἰκονομικῆ* und *ἡθικῆ* unterscheiden, dieses sey (wie gegen den Ref. richtig gezeigt ist,) VI, 8, so daß hier ein directes Zeugniß für die Eudemiis vorhanden sey; aber auch sonst im Ausdrucke finde eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Sprache der Eudemiis und dem VI. und VII. Buche der Nikomachien statt, so daß durch diese Annahme alle etwa vorkommenden Schwierigkeiten beseitigt werden.

Dieses Resultat Fischers hat der Herausgeber vollgültig anerkannt, und in den Anmerkungen so wie in der Einleitung noch weiter zu begründen gesucht; letztere, die über die Eudemiis überhaupt spricht, faßt in Fragen und Antworten, einer Form, die dem Aristoteles wenigstens nicht entlehnt ist, das Einzelne zusammen, um dasselbe Ergebnis für jeden überzeugend darzulegen, und man muß ihm das Zeugniß geben, daß er jenen Satz zu behaupten sich alle Mühe gegeben habe.

Stellt man die Frage, warum das letzte Capitel des V. Buches den Eudemiis zufallen solle, so liegt der eigentliche Grund davon nicht in dem Inhalte dieser selbst, sondern weil das Buch, wie H. Fischer und Frißsche meinen, nur dadurch seinen vollen Abschluß erreicht, daß dieses wegfällt. Die gegen den Inhalt vorgebrachten Erinnerungen sind durchaus subjectiv; fingirt man einmal einen Gegensatz von Aristoteles und Eudemus, so hält es nicht schwer, das, was man jenem abspricht, als kleinlich und unbedeutend darzustellen; ein abschreckendes Beyspiel der Art hat Ritter in seiner Ausgabe der Poetik geliefert. Es ist aber in jenem Capitel nichts, was der Sache nach des Aristoteles unwürdig wäre; dazu kommt, daß auch so nicht die erforderliche Einheit des Buches hergestellt wird, wovon Einiges unten bemerkt werden wird. Gerade diese schwache Beweisführung, wonach das letzte Capitel des fünften Buches den Nikomachien abgesprochen werden soll, kann darthun, wie leicht man sich verrechnet und welche Vorsicht in diesen Dingen nöthig ist.

Dagegen hat die Annahme, die letzten zwey Bücher VI und VII gehören dem Eudemus, in der

That viel Einladendes; beyde hängen innig zusammen, das letztere cap. 11. beruft sich auf die *πρῶτοι λόγοι*, das heißt das vorhergehende Buch; sie scheinen auch in der Form sich zu gleichen, und mit-
 sammen zu stehen und zu fallen. Wir verlieren die doppelte Behandlung der *ἡδονῆ* und es ist sprachlich mancher Anklang an die übrigen Bücher der Eudemischen Ethik; so ist eine schöne Bemerkung Fischers, daß die Formel *ἀληθὲς μὲν, οὐ σαφὲς δὲ* VI, 1 sich Eudem. I, 6 und 7. II, 2 findet und diesem Verfasser geläufig erscheint; H. Fr. hat sich verleiten lassen, überall gleiche Sprache zu sehen, dadurch aber seiner Sache oft mehr geschadet als genützt.

Die beyden letzten Bücher haben in der That Mehreres, was einem etwas aufmerksamen Leser des Aristoteles auffallen kann, und Einiges soll hier hervorgehoben werden, weil es nicht beachtet worden ist. Zur tugendhaften Handlung wird Uebereinstimmung des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens gefordert; ersteres muß *λόγος ἀληθείας*, letzteres *ὄρεξις ὀρθῆ* seyn, darum ist ihm die Kunst *τέχνη*, VI, 4. *ἕξις τις μετὰ λόγον ποιητική*, wie er im Allgemeinen sagt, oder genauer wie er zweymal dort sagt *ἕξις τις μετὰ λόγον ἀληθοῦς ποιητική*, wie ihm *ἀτεχνία* ist *μετὰ λόγου ψευδοῦς ποιητική ἕξις*. Dagegen sagt er von der *φρόνησις* VI, 5 *λείπεται ἄρα αὐτὴν εἶναι ἕξιν ἀληθείᾳ μετὰ λόγου πρακτικῆν περὶ τὰ ἀνθρώπων ἀγαθὰ καὶ κακά*. und bald nachher *ἀνάγκη τὴν φρόνησιν ἕξιν εἶναι μετὰ λόγου ἀληθείᾳ περὶ τὰ ἀνθρώπων ἀγαθὰ πρακτικῆν*. Hier haben auch Handschriften und Eustratius *ἀληθοῦς* und dieses billigte Lambinus — die Neuern übergehen es stillschweigend —, aber dann steht doch *ἕξιν ἀληθείᾳ* fest, und auch am Ende des 10. Cap. heißt es *οὐ ἢ φρόνησις ἀληθείας ὑπόληψις ἐστίν*. Warum hat nun die praktische Klugheit den besondern Zusatz *ἕξις ἀληθείας*? Das würde Niemand errathen, wenn nicht der Verfasser selbst am Ende des 5. Capitels die Erläuterung gegeben hätte, die man aber auch nicht verstanden hat; er bemerkt, es genüge nicht zu sagen, die *φρόνησις* sey nur eine *ἕξις μετὰ λόγου*, eine solche könnte auch vergessen werden; die praktische Klugheit vergesse man im Alter nicht, wie anderes Erlerntes: *ἀλλὰ μὴν οὐδ' ἕξις*

μετὰ λόγου μόνον. σημείον δ' ὅτι *λήθη* τῆς μὲν τοιαύτης ἕξεως ἐστίν, *φρόνησεως* δ' οὐκ ἐστίν. Also *ἕξις ἀληθείας* ist nach der Worterklärung von der Privation von *λήθη*, eine nie in Vergessenheit gerathende *ἕξις*, woraus von selbst folgt, was dort das Richtige ist. Aber wurde das Wort *ἀληθὲς* in Aristoteles Zeit in dieser Bedeutung gebraucht? Bey ihm wird man eine ähnliche Stelle wohl vergebens suchen, wozu noch kommt, daß nach der obigen Erklärung zu *μετὰ λόγου*, doch *ἀληθοῦς* in dem gewöhnlichen Sinne von wahr gedacht werden muß. Die Sache ist gleich auffallend, man mag Aristoteles oder Eudemos als Verfasser anerkennen. — VI, 2 *λέγωμεν οὕτως* ist so wenig in der Sprechweise des Arist. als VII, 3 *καὶ δέον ζητεῖν* dieses Participium statt des Finitum zu gebrauchen. — Eine Nachahmung von Platons Menon, wie VII, 1 kann auffallen, auch die ausführliche Citation VII, 3 *οἷον ὁ Σοφοκλέους Νεοπίτολεμος ἐν τῷ Φιλοκότητῃ*, eben so cap. 10 ist ungewöhnlich, denn die Poetik kann nicht hieher gerechnet werden, dagegen pflegt Aristoteles sich gerne seines Freundes Theodectes, VII, 8, zu erinnern. Daß VII, 1. die *ἀρετὴ* und *ἐγκράτεια* und ihre Gegensätze *κακία* und *ἀκρασία* zwar nicht als identisch, aber auch nicht *ὡς ἕτερον γένος* betrachtet werden, dagegen VII, 9 gesagt ist *καὶ ὅλως δ' ἕτερον τὸ γένος ἀκρασίας καὶ κακίας*, ist zwar zu bemerken, aber eher dem Aristoteles zuzuschreiben, als einem Umarbeiter seiner Werke.

Aber diese und andere ähnliche, theils wirkliche, theils scheinbare Eigenheiten und Abweichungen geben noch immer kein sicheres Zeugniß, und man muß stets eingedenk seyn, was *δόξα* und *ἐπιστήμη* ist. Mehr Beweiskraft hat die Berufung Eud. I, 8, daß der Unterschied von *πολιτικῇ οἰκονομικῇ* und *φρόνησις* unten nachgewiesen werden soll, was wirklich VI, 8 geschieht. Aber selbst diese ist nicht bindend; denn gerade das ist ein Punkt, welchen Aristoteles, der in seiner Ethik so gerne die Politik berührt, gewiß nicht umgangen hat; es hindert also nichts, das Vorhandene als von der Hand des Aristoteles und das Original dessen anzuerkennen, was Eudemos benutz hat, uns aber nicht erhalten ist. Schleiermacher hat die Bemerkung gemacht, daß die

Eudemische Ethik ohne alle Beziehung auf die Politik wäre, während die Nikomachische nur als eine Böttläuferin dieser sich kund gebe; und H. Fr. ist ganz damit einverstanden pag. 262. Schon obige Stelle spricht wenig dafür, aber wäre dem wirklich so, dann würden selbst die ersten Worte der Abhandlung über die Lust den entscheidenden Beweis liefern, daß Eudemus nicht der Verfasser seyn könnte. Während die Nikomachien X, 1 dazu auf folgende Art einleiten: jetzt geziemt es sich wohl, über die *ἡδονή* zu sprechen, denn sie scheint mit dem menschlichen Geschlechte besonders verschwistert zu seyn, und um tugendhaft seyn zu können ist es nothwendig, richtige Einsicht über Lust zu besitzen; beginnt die Abhandlung im VII. Buche: darüber müssen wir reden, weil es Aufgabe des Philosophen ist, der mit Politik sich beschäftigt (des wahren Staatsmannes), denn er bestimmt das *ἀγαθόν* und *κακόν*. Ferner haben wir die *ἀρετή* und *κακία* ihrem Wesen nach in die *ἡδοναί* und *λύπαι* gesetzt; endlich glauben die meisten, die *εὐδαιμονία* sey mit der *ἡδονή* verbunden. So kann nur sprechen, wer wie Aristoteles, auch die Politik in sein Gebiet zieht, nicht wer nur die Ethik allein behandelt. Indessen wollen wir keine Folgerung gegen Eudemus darum geltend machen; die alten Philosophen haben, wie sie die Politik ohne deren feste Basis, der Ethik, für unmöglich hielten, so auch die Ethik nicht für sich allein, sondern in Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft, d. h. dem Staate betrachtet, und wie sollte Eudemus hierin von Aristoteles abgewichen seyn? Wir haben das Ende der Eudemien nicht, und sind keineswegs berechtigt, einen solchen Schluß zu wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Legis Rubriae pars superstes.

(Schluß.)

Dagegen könnte gegen die Annahme, daß Gesetz gehöre der Zeit an, in welcher die Gallia cisalpina noch Provinz war, der Umstand angeführt

werden, daß K. XX. l. 25 beim Gericht über *damnum infectum* und die *repromissio* auf die *formula stipulationis* verwiesen wird: *quam is qui Romae inter peregrinos jus deicet in albo propositam habet*, im Falle man aus einer solchen Hinweisung auf die Gerichtsbarkeit des Praetor peregrinus zu Rom schließen könnte, daß sie nur stattfinden könne, wo das Land aufgehört hatte, Provinz zu seyn und in das *jus italicum* aufgenommen war; wird indeß, wie hier geschieht, der Municipalrichter nur zu der in Rom. geltigen Regel verpflichtet, so konnte die Bestimmung als eine solche betrachtet werden, die man nur getroffen, um zwischen den verschiedenen Jurisdictionen in Rom und in den Municipien und Provinzen eines mit dem übrigen Italien so eng verbundenen Landes die nöthige Uebereinstimmung, und für die letztern eine Gewährschaft mehr zu gewinnen.

Erheblicher allerdings für die Meinung, daß zur Zeit dieses Gesetzes die Aufnahme von Gallia cisalpina in das *jus Italicum* vollzogen und in Folge davon die Provinzialverfassung aufgehoben war, muß Kap. XXI. L. 21 die Bestimmung geachtet werden, daß der die Zahlung einer größern Schuldforderung auf den Spruch des Municipalrichters Verweigernde mit dem *vadimonium* nach Rom belegt, also an den Prätor dahin verwiesen wird.

Wir werden dadurch zur Erwägung der politischen Verhältnisse jener wichtigen Länder geführt und werden in einem zweiten Artikel diesen Weg in der Absicht betreten, durch Darlegung der allmählichen Befestigung der Gallia cisalpina und der aus ihr folgenden Rechtsverhältnisse der dahin gesendeten Colonien die Punkte zu finden, an welche man die Ermittlung der Zeit und der Bestimmung dieses Gesetzes anknüpfen kann.

F. Thiersch.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. April.

Nro. 55.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

Aristotelis Ethica Eudemia.

(Fortsetzung.)

Einiges beruht auf unsicherer Deutung. Wenn der Verfasser am Ende des sechsten Buches sagt: jetzt ist man bereits dahin gekommen, die Tugend als eine *ἐξίς κατὰ τὸν ὁρθὸν λόγον* zu setzen, Erkenntniß und Einsicht als wesentliche Bestimmungen derselben gelten zu lassen, Sokrates hat die *ἀρεταὶ* geradezu als *λόγοι* erklärt, wir aber sagen, sie seyen *μετὰ λόγον*, so sieht jeder, daß der Gegensatz Sokrates und Aristoteles ist, nicht aber Sokrates und *οἱ ἀριστοτελεῖστές*. Man kann daher diese Stelle nicht als einen Beweis gegen Aristoteles anführen, daß nur Eudemos so habe schreiben können. Eben so wenig wird man der Beweisführung aus den *ἐξωτερικοὶ λόγοι* beistimmen p. XXXIX, am ungereimtesten aber erscheint die Behauptung, daß die Nikomachien ohne den Inhalt der Bücher VI und VII ein vollständiges Ganzes ausmachen, ja diese selbst dem Plane entgegen seyen. Möglich, daß diese beyden Bücher dem Eudemos, oder wer sonst der Verfasser der Eudemischen Ethik ist, zufallen, aber dieser hat ihren Inhalt nur aus Aristoteles schöpfen können; eine solche Untersuchung wie hier über die intellectuellen Tugenden hat kein Schüler aus sich, und kennt Hr. Fr die Berufung des Aristoteles in der Metaphysik auf das VI. Buch der Nikomachien gar nicht? Fischers Ausstellungen sind ganz einseitig und ungegründet, er wünscht weitläufigere Ausführung wie die der ethischen Tugenden und findet hier nur Begriffsbestimmungen.

Letzteres ist wahr, aber es sind auch solche, welche alles klar machen, und dem Zwecke vollkommen genügen. Diese Auscheidung der geistigen Tugenden ist einzig in ihrer Art, und näher betrachtet sogar bewundernswürdig, aus den verschiedenen Gegenständen, welche Objecte der menschlichen Thätigkeit sind, die Verschiedenheit der geistigen Kräfte im Menschen selbst, deren Werth und Verhältniß zu einander zu bestimmen. Wenn je etwas Aristotelischen Scharfsinn beurkundet, so muß man ihn hier erkennen; auch da geht er von unten aus, steigt aufwärts, trennt und sondert nach seiner Weise. Wir werden daher nicht leicht dazu gebracht werden können, zu glauben, daß Wesen und Inhalt der beyden Bücher — denn dasselbe gilt von der Behandlung der *ἐνχάρεια* und *ἀρχαία* — von Jemand andern als von Aristoteles herrühre; dagegen verkennen wir keineswegs die Schwierigkeiten rücksichtlich der Form, nur können wir die gegebene Lösung keineswegs als unbezweifelt annehmen, das *ἔνδοξον*, nicht das *ἀληθές* wollen wir zugestehen. Weitere Untersuchung und tieferes Eindringen in die Schriften des Aristoteles wird sicher noch manche unerwartete Aufschlüsse gewähren. Die Vergleichung der beyden Abhandlungen über die *ἡδονή* lehrt uns, daß erstere nicht von Aristoteles, sondern von einem spätern sey; es ist bedeutend, daß jener nichts davon sagt, was der Verfasser im VII. Buche behauptet, daß eine *ἡδονή* selbst *τὸ ἀριστόν* seyn könne — (das ist die Sprache dieses Autors, Aristoteles hat immer *τάχαδὸν* *) — aber es ist nichts als eine Folge-

*) Dieses wie anderes sprachlich Abweichende ist zu XXXIV. 55

zung der Aristotelischen Darstellung X, 3 — 5; ist die *ἡδονή* die stäte Begleiterin der *ἐνέργεια*, die *εὐδαιμονία* aber diese in höchster Potenz, so ergibt sich von selbst, daß die *ἡδονή*, welche die *εὐδαιμονία* begleitet, das höchste ist und in so fern das *ἀγαθόν* seyn kann. Aristoteles hat das zwar nicht gewollt, wie das Ende des zweyten Capitels lehrt, ob schon er Eudorus Beweise keineswegs — einen abgerechnet — widerlegt hat, aber Jeder kann es aus seiner Lehre schließen, und darum halten wir es für angemessen, daß ein anderer, der die Nikomachien vor Augen hatte, und zugleich Neues geben wollte (wie VII, 15), was der Philosoph nicht hatte, Verfasser dieser Abhandlung im VII. Buche sey. So unläugbar nun diese Untersuchung bey aller Verschiedenheit in ihrem Wesen aus jener des Aristoteles hergeleitet ist, eben so gewiß muß das Uebrige des VI. und VII. Buches, wenn es nicht von diesem unmittelbar ausgeht, als eine Um- und Nacharbeitung dessen betrachtet werden, was Aristoteles gegeben hatte, was uns aber nicht mehr erhalten ist. Daß aber die Uebersetzung der Aristot. Schriften keineswegs eine sichere war, sieht man aus diesen und vielen andern Beyspielen.

H. Frischke hat in den Anmerkungen auf ähnliche Gedanken des Aristoteles hingewiesen, auch den jedesmaligen Inhalt eines Abschnittes in einem besonderen Argumentum kurz zusammengefaßt, was geeignet ist und gerne gelesen wird, da der Ausdruck ganz rein ist; überhaupt zeigt er sich der lateinischen Sprache ganz mächtig, und so wird auch die beygefügte lateinische Uebersetzung (mit Ausnahme der drey Bücher der Nikomachien, da er nicht mit Lambinus und Muretus wetteifern wollte), nicht unwillkommen seyn. Daß er pag. 118 Michaelets Distinction, die gegen allen Sprachgebrauch dieser Autoren, wie Aristoteles und Eudemus, ist, aufnimmt, wundert uns sehr; eben so wenig kann p. 162 nach *ἐπεὶ δὲ* der Nachsatz mit *δὲ* folgen. Der Druckfehler in der großen Ausgabe Bekkers p.

133 mußte um so mehr stillschweigend umgangen werden, als der kleine Separatabdruck das Richtige gibt; dagegen ist ein anderes Druckversehen p. 177 (VII, 11) unberührt geblieben *ἕτερον ὄντες* statt *ἕτεροι*. Desters ist Bekanntes erwähnt, was süglich umgangen werden konnte. P. 193 *ἀεὶ γὰρ ποιεῖ τὸ ζῶον, ὡς περὶ καὶ οἱ φυσικοὶ λόγοι μακτυροῦσι, τὸ ὄραν καὶ τὸ ἀκούειν φάσκοντες εἶναι λυπηρόν, ἀλλ' ἤδη συνήθειαι ἐσμὲν ὡς φασίν*. Hier ist die Bemerkung ungenügend: daß andere Philosophen verstanden werden, lehren die Worte selbst; daß aber dieses Anaxagoras' Lehre war, erfahren wir aus Theophrastus Abhandlung *περὶ αἰσθήσεως*. P. 176 *τοιοῦτος οἶος . . χαιρών*, hier sollte eine Bemerkung nicht fehlen, denn das Participium statt des Infinitivus wird nicht mit sichern Beyspielen belegt werden können; Mor. mag. 2, 9 reicht nicht aus, da sonst überall der Infinitivus steht. In der Nachweisung der individuellen Schreibart bleibt überhaupt noch am meisten zu leisten übrig, und wir hoffen, H. Fr. werde diesem Gegenstande, wenn er die große Ethik bearbeitet, größere Aufmerksamkeit widmen. Es sind wenige, welche dem Aristoteles mit Ernste sich zuwenden, noch geringer aber ist die Zahl derer, die, wenn sie sich ihm zugewendet haben, auch ausharren; zu diesen letzteren glauben wir Hrn. Fr. zählen zu dürfen. Schon die Bearbeitung dieser Ethik muß ihm gezeigt haben, wie unsicher der Text ist. Ein eifriges Studium der Bücher, welche uns am reinsten überliefert sind, wie die naturhistorischen und physischen Schriften, jedoch mit steter Benützung der Bekkerschen Varianten, lehrt, wie schon frühe geändert worden ist, und wie Ethik und Politik, ob schon leserlich und verständlich, doch nicht gleichen Anspruch wie jene machen dürfen. Ref. hatte bereits vor dem Erscheinen der *Observationes criticae* des Bonig mit Vergleichung der *Editio princeps* diese Eudemische Ethik ausgearbeitet, und er könnte daher einen reichlichen Beytrag liefern; es sollen jedoch hier nur aus den drey Büchern, welche den Nikomachischen gemeinsam sind, einem so vielfach behandelten Werke, früher durch Muretus, Lambinus, Victorius, in unsern Tagen durch Bekker, Zell, Cardwell, Michalet, daß man fast an einen gänzlichen Abschluß

bemerkten; der Verfasser der großen Ethik geht noch weiter und sagt *τὸ ἀριστόν ἀγαθόν*, was die Römer in *summum bonum* übertragen haben.

denken sollte, mehrere Stellen ausgehoben werden, um zu zeigen, wie viel auch hier noch zu leisten übrig ist. Wir wünschen durch diese Bemerkungen namentlich Hrn. Fr. zu einem sorgfältigen Studium des Aristoteles zu leiten; sie sind übrigens bereits vor fünfzehn Jahren niedergeschrieben worden, eine wiederholte Durchsicht und was während der Zeit darüber geschrieben worden ist, gab keine Veranlassung zu einer Abänderung.

IV, (Nic. V) 5 p. 92 διώρισται δὴ τὸ ἄδικον τὸ τε παράνομον καὶ τὸ ἄνισον, τὸ δὲ δίκαιον τὸ τε νόμιμον καὶ τὸ ἴσον. κατὰ μὲν οὖν τὸ παράνομον ἢ πρότερον εἰρημέτη ἀδικία ἐστίν. ἐπεὶ δὲ τὸ ἄνισον καὶ τὸ πλεόν οὐ ταῦτόν ἀλλ' ἕτερον ὡς μέρος πρὸς ὅλον (τὸ μὲν γὰρ πλεόν ἅπαν ἄνισον, τὸ δὲ ἄνισον οὐ πᾶν πλεόν), καὶ τὸ ἄδικον καὶ ἢ ἀδικία οὐ ταῦτά ἀλλ' ἕτερα ἐκείνων, τὰ μὲν ὡς μέρη τὰ δὲ ὡς ὅλα· μέρος γὰρ αὐτῆ ἢ ἀδικία τῆς ὅλης ἀδικίας, ὁμοίως δὲ καὶ ἢ δικαιοσύνη τῆς δικαιοσύνης. H. Fr. macht keine Bemerkung über diese Stelle, und doch ist, was Aristoteles hier sagt, gegen seine Ansicht und man kann durch keine Erklärung helfen. Nach ihm ist das παράνομον der Inbegriff der ὅλη ἀδικία, und das νόμιμον die ὅλη δικαιοσύνη; darum das zweite, das ἄνισον und ἴσον die particulare ἀδικία und δικαιοσύνη. Der hier gegebenen Erklärung gemäß aber würde von der particularen ἀδικία wieder ein Unterschied gemacht, und zwar das ἄνισον das genus, das πλεόν die species bezeichnen, was ganz gegen den Zusammenhang und den Gedankengang des Verfassers ist. Man streiche den Erklärungssatz τὸ μὲν γὰρ πλεόν ἅπαν ἄνισον, τὸ δὲ ἄνισον οὐ πᾶν πλεόν und alles ist richtig, schon im Alterthum wurde der Gedanke falsch aufgefaßt, vergl. scholia fol. 62, 6. Nicht den Unterschied von ἄνισον und πλεόν will Ar. geben, sondern den von παράνομον und ἄνισον; er sagt, dieses ἄνισον oder πλεόν (dieses hebt er hervor, weil die Ungerechtigkeit zumeist in der πλεονεξία besteht) ist nur ein Theil von dem παράνομον, folglich das Fehlen in diesem nur ὡς μέρος von dem gesammten παράνομον, d. h. die specielle ἀδικία von der gesammten ἀδικία. Daß hat Jemand nicht verstanden und indem er glaubte, Ar. spreche vom Unterschiede des ἄνισον und πλεόν, durch unzeitige und ungeschickte Erklärung dieser

Wörter, die zwar an sich richtig ist, die ganze Stelle unverständlich gemacht. Das Verkehrte muß schon frühe bemerkt werden seyn — Muretus ist nicht der erste, der das p. 383 R. eingesehen hat — und so findet sich in andern Handschriften (MO bey Bekker) folgende abweichende Form ἐπεὶ δὲ τὸ ἄνισον καὶ τὸ παράνομον οὐ ταῦτόν τὸ μὲν γὰρ ἄνισον ἅπαν παράνομον, τὸ δὲ παράνομον οὐχ ἅπαν ἄνισον καὶ τὸ πλεόν. Das ist nur die Verbesserung einer schon vorhandenen Interpolation, um einigermaßen Zusammenhang hervorzubringen, die aber selbst den Gedanken des Aristoteles schlecht trifft. Dieses ist zugleich eine von den vielen Stellen, wie die Sätze des Stagiriten überarbeitet worden sind, und wie die Kritik vorsichtig zu verfahren hat, um Aechtes und Unächt's abzufondern. Hier geben die Handschriften selbst ganz Verschiedenes, die gehörige Untersuchung aber lehrt, daß weder das eine noch das andere von Aristoteles herrühren kann, und ein unverständiger Zusatz eine dem Gedanken scheinbar mehr entsprechende Verbesserung herbeigeführt hat. — In demselben Capitel: οὐ γὰρ ἴσως ταῦτόν ἀνδρὶ τ' ἀγαθῷ εἶναι καὶ πολίτῃ παντί. hat das letzte Wort παντί keine Bedeutung und ist falsch; Muretus Aenderung πάντῃ ist zwar sehr leicht, hilft aber der Sache nicht ab; wir brauchen gar nichts, und dann ist ἀγαθῷ zu verstehen, nämlich ein rechtschaffener Mann und ein rechtschaffener Bürger sind vielleicht nicht identisch, oder es wird ein Wort gefordert, welches den Begriff tugendhaft enthält, wie er Pol. 3, 4 von derselben Sache sagt ἀνδρὸς ἀγαθοῦ καὶ πολίτου σπονδαίου.

IV. 6 p. 94 ἐπεὶ δὲ τὸ ἴσον μέσον, τὸ δίκαιον μέσον τι ἂν εἴη. Aus dem Vorausgehenden kann dieses wohl verstanden werden, die eigentliche Folge aber fordert den Zusatz der Mittelglieder, τὸ δὲ δίκαιον ἴσον, was durch Gleichklang leicht ausfallen konnte; dagegen ist in den nachfolgenden Worten offenbar ein Fehler: ἀνάγκη τοίνυν τὸ δίκαιον μέσον τι καὶ ἴσον εἶναι [καὶ πρὸς τι] καὶ τισίν καὶ ἢ μὲν μέσον, τινῶν (ταῦτα δὲ ἐστὶ πλεόν καὶ ἔλαττον) ἢ δὲ ἴσον ἐστὶ, δυσίν, ἢ δὲ δίκαιον, τισίν. Die eingeklammerten Worte hat Bekker eingeschlossen, weil sie in seiner Handschrift K fehlen, in einer andern fehlt καὶ τισίν, eine dritte hat die Umstellung καὶ τισὶ καὶ πρὸς τι. Ob immer πρὸς

τι zur Bezeichnung der Sachen der richtige Ausdruck sey, kann bezweifelt werden, jedenfalls müssen die Dinge im Gegensatz der Person hervorgehoben werden. Möglich, daß jenes nur eine unrichtige Ergänzung des offenbar fehlenden ist; Aristoteles bleibt sich im Ausdrucke gleich, und *καὶ τῶν*, was sofort folgt, erwartet man auch hier; der Gedanke ist, daß *δίκαιον* als *μέσον* und *ἴσον* ist *τιῶν καὶ τισίν*, also wahrscheinlich *ἴσον ὄν*. Im nächsten sind die Worte *ἢ δὲ δίκαιον* offenbar falscher Zusatz, der die ganze Beweisführung stört; denn das *δίκαιον* soll erklärt werden, welches *μέσον* und *ἴσον* ist, dadurch wird Alles einleuchtend und strenge logisch zusammenhängend. Doch scheint der Fehler alt; denn der Verfasser der großen Ethik, I. 34, kannte vielleicht schon diesen Zusatz, er gibt überhaupt manches willkürlich gestaltet; hier entscheidet die innere Nothwendigkeit des Zusammenhangs.

In demselben Kapitel *τέτταρα ἔσται τὰ ἀνάλογα* muß es heißen *τὰ ἀνάλογον*, das Wort ist indeclinabel, die Dinge, die *ἀνὰ λόγον* sind, gleich *τὰ καθόλου*, wie p. 1206, 19 *ἐν δὲ τῷ ἀνὰ μέσον*, Rhetor. 3, 7 *τοῖς ἀνάλογον* 3, 2 *ἐκ τοῦ ἀνάλογον*. Magn. Mor. 1194, 18 *τῷ ἀνάλογον*, wo *K ἀναλόγη* hat. Vergl. Bekker zu 273. b. 3. 487, 5. Man darf daher keinen Anstand nehmen, diese Stelle und eine andere im Plato nach der gewöhnlichen Form herzustellen, noch Varro spricht nicht anders; die spätern dagegen decliniren unbedenklich. Frischke selbst hat weiter unten p. 163 einige Beispiele gesammelt, warum hat er hier die Anwendung davon zu machen versäumt?

IV, 7 p. 38 sind die Worte *τοῦ μέσον ἄρα ἐνὶ, καὶ τὸ μέσον ἀφ' οὗ ἀγγράθη ἐνὶ* nicht klar, ja *τοῦ μέσον* ist gerade zu unerklärlich; verstanden wird nemlich die Linie *B B* von der unten folgenden mathematischen Figur; das kann aber Niemand wissen, der nicht die Figur kennt; daraus folgt, daß die drey Zeilen, das Beyspiel, enthalten in den Worten p. 99 *ἴσαι αἱ ἐφ' ὧν . . . τῷ Γ Α* hieher vor dem oben angegebenen Satze zu stellen sind, wodurch alles übereinstimmend wird.

IV, 10 in diesem Kapitel sind mehrere Fehler, worauf schon die Abweichung der Handschriften hinweist; denn sie ist aus dem Bedürfnisse entstanden,

eine Gleichheit herzustellen; das XV. und XVI. Jahrhundert war zu sehr damit beschäftigt, den Inhalt der gesammten Aristotelischen Lehre sich anzueignen, und diese im Großen zu bewundern, als daß sie alle Unebenheiten im Kleinen zu beachten sich die Zeit genommen hätten; heut zu Tage sind die Leser dieser Schriften wenige, die gewöhnlich selbst die Absicht haben, sie herauszugeben, und so darf man von ihnen fordern, daß sie die Sätze des Aristoteles mit der erforderlichen logischen Genauigkeit prüfen und die Verschiedenheit der Handschriften nicht übersehen; durch sorgfältige Beachtung dieser wird man zwar manches finden, was einem sonst entgehen würde, aber gar vieles ist, wo diese nicht ausreichen und man auf eigene Gefahr sich versuchen muß, z. B. Aristoteles kann nicht sagen, wo er beschreibt, was unfreywillig der Mensch thut, p. 1194, 32. *τὸ δὴ ἀγροοῦμενον ἢ μὴ ἀγροοῦμενον μὲν μὴ ἐπ' αὐτῷ δ' ὄν, ἢ βία, ἀκούσιον, πολλά γὰρ καὶ τῶν φύσει ὑπαρχόντων εἰδότες καὶ πράττομεν καὶ πάσχομεν, ὄν οὐδ' ἐν οὐδ' ἐκούσιον οὐτ' ἀκούσιόν ἐστιν, οἷον τὸ γηρᾶν ἢ ἀποθνήσκειν*, er spricht nur von dem unfreywilligen; altern und sterben tritt allerdings ein, wir mögen wollen oder nicht, aber geschieht nicht mit unserm freyen Willen, also nur *ὄν οὐδ' ἐν ἐκούσιόν ἐστιν*. Am Schluß des Kapitels 1136, 1 *ἂν δ' ἐκ προαιρέσεως βλάβη ἀδικεῖ καὶ κατὰ ταῦτ' ἤδη τὰ ἀδικήματα ὁ ἀδικῶν ἀδικος, ὅταν παρὰ τὸ ἀνάλογον ἢ ἢ παρὰ τὸ ἴσον . . . δικαιοπραγεῖ δὲ ἂν μόνον ἐκὼν πράττη* wird die am Anfange aufgeworfene Frage gelöst *ὁ ποῖα ἀδικήματα ἀδικῶν ἤδη ἀδικός ἐστιν ἐκάστην ἀδικίαν* und die Beziehung des Wortes ist durch Wiederholung des Wortes *ἤδη* deutlich ausgesprochen, so daß es auch hier wird heißen müssen wie oben *καὶ ὁ ταῦτ' ἤδη τὰ ἀδικήματα ἀδικῶν ἀδικος*, nachher aber *δικαιοπραγεῖ δὲ μόνον ἂν ἐκὼν πράττη*, denn das ist im vorhergehenden 1135, 15—20 behauptet worden, nur dann wird der Ausdruck *δικαιοπραγεῖν* gebraucht, wenn dieses Handeln ein nicht zufälliges, sondern absichtliches ist.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. Mai.

Nro. 56.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

Beiträge zur Kritik des Thukydides von Franz Wolfgang Ulrich. Erste Abtheilung. Hamburg 1850. Gedruckt bey Johann August Meißner. Zweyte Abtheilung. Mit einem Anhang: Ueber die Oligarchie zu Athen im Jahre 411. Hamburg 1851. Gedruckt bey Johann August Meißner.

Den Verfasser dieser Beiträge zur Kritik des Thukydides haben wir zu seiner Zeit bereits als einen ebenso kundigen wie vorsichtigen Forscher unseres Geschichtschreibers kennen gelernt, als wir seine Beiträge zur Erklärung des Thukydides in diesen Blättern des Näheren besprachen: vergl. Gel. Anz. 1847. No. 165 — 168.

Auch in diesen Schriften tritt uns genaue Prüfung, wohl abwägendes Urtheil, sichere Kenntniß des Sprachschakes und stätes Festhalten am Gedanken in erfreulicher Weise entgegen. Daher kommt es denn auch, daß der Erfolg dieser kritischen Untersuchungen entweder die Ueberzeugung seiner Richtigkeit bewirkt, oder, was dem Werthe nach das Gleiche ist, zum Erfassen des Rechten oder Wahrscheinlichen, wenn auch auf anderem Wege, hinleitet.

Indem wir nun die wichtigsten Ergebnisse dieser neuen Studien des Verfassers in gebotener Kürze hierorts darlegen, gestatten wir uns nur einzelne Bemerkungen, welche wenigstens zum Beweise dienen mögen, wie gerne wir derartigen philologischen

Arbeiten, dem Geschmack der Zeit zum Troß, zu folgen pflegen.

I, 38 verändert Hr. U. *ἐπιστρατεύομεν* in *ἐπεστρατεύομεν*, was sich allerdings durch den Zusammenhang der Stelle, wie durch den Scholiasten empfiehlt. Wenn aber Thukydides so geschrieben hat, so glauben wir allerdings, er habe dieß mit Absicht, und im Bewußtseyn der Wirkung gethan, welche aus dieser Weise des Ausdrucks sich ergibt. Das Rhetorische und Berechnete scheint uns gerade eine Eigenthümlichkeit der Thukydideischen Sprache, in einzelnen Worten so gut wie in den Gliederungen des Satzbaues. Daß zu *ἐπεστρατεύομεν* aus dem vorhergehenden: *τοῖσδ' ἄν* zu ergänzen ist, hat nichts gegen sich; aber ebendeshwegen hätte *καλὸν ἦν* (cap. 38, 3) oder *ἔζην* (cap. 37, 3) als etwas Analoges nicht angezogen werden sollen. Denn in diesen Fällen ist *ἄν* absichtlich weggelassen oder vielmehr nicht gesetzt, da es dem Ausdruck eine ganz andere Färbung würde gegeben haben.

I, 50 und 54 vertheidigt Hr. U. *ἀντιπέπλεον* gegen *ἀνίπλεον*. Solche mit zwey Präpositionen zusammengesetzte Verba will derselbe noch an andern Stellen zurückrufen: I, 70, *ἐπεξέρχονται* und *ἐπεξέλθωσιν*; III, 108, *ἐπεξήλθον*; III, 111, *ξυνέξελθόντες*; V, 7, *ξυνέξελθον*. I, 70 wird statt *ἐπελθεῖν* des Gegensatzes wegen *ἔξελεθεῖν* vorgeschlagen. Sollte nicht auch hier *ἐπεξέλεθεῖν* vorzuziehen seyn?

(Schluß folgt.)

Aristotelis Ethica Eudemia.

(Schluß.)

Auch das nächste Cap. ist nicht ohne manche Gebrechen; ich will hier eine Wiederholung austreichen, die man nicht bemerkt hat: *πότερον γὰρ ὡς ἀληθῶς ἔστιν ἐκόντα ἀδικεῖσθαι, ἢ οὐκ ἀλλ' ἀκούσιον ἅπαν, ὥσπερ καὶ τὸ ἀδικεῖν πᾶν ἐκούσιον, καὶ ἄρα πᾶν οὕτως ἢ ἐκείνως, [ὥσπερ καὶ τὸ ἀδικεῖν πᾶν ἐκούσιον ἢ] τὸ μὲν ἐκούσιον τὸ δ' ἀκούσιον*, es ist eine Folge, daher nicht *ἄρα*, wie geschrieben wird. Offenbar falsch ist das folgende, die Anwendung auf das *δικαιοῦσθαι*, denn es ergibt sich von selbst, da es mit dem *ἀδικεῖσθαι* parallel steht, daß es ganz und gar unfreywillig ist, und doch heißt es: *ὁμοίως δὲ καὶ ἐπὶ τοῦ δικαιοῦσθαι, τὸ γὰρ δικαιοπραγεῖν πᾶν ἐκούσιον, ὡστ' εὐλογον ἀντικεῖσθαι ὁμοίως καθ' ἑκάτερον τὸ τ' ἀδικεῖσθαι καὶ τὸ δικαιοῦσθαι ἢ ἐκούσιον ἢ ἀκούσιον εἶναι*. Aristoteles hat geschrieben *δικαιοῦσθαι πᾶν ἀκούσιον εἶναι*, und hieher gehört wahrscheinlich, was sieben Zeilen weiter unten steht, und dort gar keinen Zusammenhang hat, mit Wiederholung der ersten Worte: *ὁμοίως δὲ καὶ ἐπὶ τοῦ δικαιοπραγεῖν καὶ δικαιοῦσθαι ἀδύνατον γὰρ ἀδικεῖσθαι μὴ ἀδικούντος ἢ δικαιοῦσθαι μὴ δικαιοπραγούντος*. Ob an obiges *πᾶν ἀκούσιον εἶναι* sich die Worte *ἀδύνατον γὰρ . . . δικαιοπραγούντος* als Erklärung von *ἀντικεῖσθαι* anschließen, oder ob das Ganze nur eine Variante von 1136, 18 — 21 seyn soll, will ich nicht entscheiden; die anderwärts nachgewiesenen Beispiele solcher Gleichheit in den Schriften des Aristoteles lassen sich mehren, wenn man einmal anfängt, diese Werke mit gesundem Sinne zu prüfen; die Nikom. Ethik hat III, 8 einen deutlichen Beweis; die sechs Zeilen daselbst *οὐχ ὁμοίως . . . ἐκούσιοι*, die eine schöne Bemerkung enthalten, gehören gar nicht dorthin und konnten von Aristoteles weder dort noch kurz voraus geschrieben worden seyn. Anknüpfen könnte man sie an III, 7. 1114, 21 mit *οὐχ ὁμοίως γὰρ* statt *δὲ*. Sind sie vielleicht eine Randbemerkung, oder kommen sie wirk-

lich von Aristoteles? In solchen Dingen ist es nothwendig, überall zuerst das Factische nachzuweisen, daß nämlich die überlieferte Ordnung unmöglich die ursprüngliche vom Verfasser ausgehende seyn könne; einer weitem Forschung mag es vielleicht gegönnt seyn, auch das Entstehen solcher Abweichungen mit Sicherheit zu begründen.

Von Capitel 14, in welchem über *ἐπιείκεια*, Billigkeit, *aequum et bonum*, meisterhaft klar und sicher gesprochen wird, hatte Ref. behauptet, daß die jetzige Stellung nicht die richtige seyn könne, wo es, eine wesentliche Bestimmung des Rechtes, mitten in die Aporien hineingeschoben sey. H. Fr. erkennt dieses an, will aber dadurch abhelfen, daß er mit Fischer die letzte Aporie des Buches, cap. 15, dem Aristoteles abspricht und dem Eudemus, den nächsten zwey Büchern zuweist, und somit glaubt, auch der Ausdruck sey mehr diesem als jenem eigen. Von letzterem findet sich kein Beweis, und der Inhalt und die Durchführung dieser Aporie ist diesem Buche nicht abzusprechen, da sie oben cap. 11 schon angedeutet, cap. 12 aber förmlich angekündigt worden ist *). Diese Lösung wird man daher nicht annehmen können; auch ist es nicht das 14. Capitel allein, sondern eben so das vorausgehende 13.; denn jetzt ist kein Uebergang und keine Verbindung der zweyten Aporie mit dem Inhalte des 13. Capitels; hier wird noch vom Rechte im Allgemeinen gesprochen, dieses lehrt namentlich der Schluß. Wenn die beyden Capitel 13 und 14 nach Cap. 10 gesetzt werden, dann ist die Verbindung hergestellt, und die Aporien, die einige mögliche Schwierigkeiten aus dem Wege räumen sollten, sind sämtlich ans Ende gesetzt; das war von jeher unsere Ueberzeugung, die wir Hn. Fr. um so mehr zur sorgfältigen Prüfung empfehlen, da weder er noch Fischer unsere Andeutung richtig aufgefaßt hatte; es sollte jeder, wenn er die Gewißheit hatte, daß die bisherige Ordnung unmöglich sey, durch unsere Angabe dahin geführt werden, das Richtige selbst zu

*) Wie kann Aristoteles *ὄν προσιλόμεθα* sagen, da er nirgends im Vorausgehenden davon etwas bemerkt hatte?

finden. Die von Fischer versuchte Lösung ist, so sehr sie dem ersten Anscheine nach blenden mag, sicher zurückzuweisen.

V, 1. (Nicom. VI, 1) *τοῦτο διέλωμεν*, nicht trennen, sondern auseinandersehen, durchgehen, also *διέλθωμεν*. cap. 2. *πρότερον μὲν οὖν ἐλέχθη δὴ εἶναι μέρη τῆς ψυχῆς, τὸ τε λόγον ἔχον καὶ τὸ ἄλογον· νῦν δὲ περὶ τοῦ λόγον ἔχοντος τὸν αὐτὸν τρόπον διαιρητέον*, auf welche Art trennen? wie nämlich das *ἄλογον* in das *θρηπτικόν* und *ἡθικόν*. Das sieht aber nicht da, mußte jedoch bezeichnet werden; Muretus hat richtig p. 414 das Fehlen einiger Worte bemerkt, man hat aber seine Bemerkung nicht beachtet, wie auch Lambinus gar manches gibt, was jetzt noch recht wohl zu brauchen ist; hier ist das Ausfallen wahrscheinlich durch den Gleichklang von *ἄλογον* herbeigeführt worden.

Cap. 8. *τῆς δὲ περὶ πόλιν ἢ μὲν ὡς ἀρχιτεκτονική γρόνησις νομοθετική, ἢ δὲ . . . πολιτική· αὕτη δὲ πρακτική καὶ βουλευτική*. Scaliger streicht richtig *γρόνησις*, eben so das letzte Wort *βουλευτική*, wo mehrere Handschriften *καὶ* auslassen; es stimmt nicht mit dem Folgenden, wo noch ein anderes Element hinzukommt *ἢ δὲ δικαστική*. Hier bedarf es nur der Angabe, daß die Politik auf das Praktische geht; das Wort ist ungeschickt von unten hinaufgesetzt worden, wie man schon daraus erkennen kann, daß die Verbindungspartikel in vielen Codices fehlt.

Cap. 9. *εἶδος μὲν οὖν τι ἂν εἴη γνώσεως τῷ αὐτῷ εἶδέναι*. Andere *τὸ τὰ αὐτῷ*, was Fr. aufgenommen hat; auch das ist nicht richtig, noch weniger darin aber der Styl des Eudemus zu erkennen; man müßte *ἀγαθὰ* ergänzen, was sonst gesetzt wird, oder *αὐτοῦ* schreiben. Aber was soll *γνώσεως*? Der Gedanke ist, man könnte die *γρόνησις* dessen, welcher nur auf sich Rücksicht nimmt, in Gegensatz von dem, der, wie der Staatsmann, das Gesamtwohl seiner Bürger im Auge hat, für eine Species, *εἶδος* halten. Also gar nichts oder *γρόνησεως*.

Cap. 10. *ἐπεὶ δ' ἢ ὑρθότης πλοναχῶς, δηλον ὅτι οὐ πᾶσα· ὁ γὰρ ἀκρατὴς καὶ ὁ φαῦλος ὀ*

προτίθεται ἰδεῖν ἐκ τοῦ λογισμοῦ τεύξεται, ὥστε ὀρθῶς ἔσται βεβουλευμένος, κακὸν δὲ μέγα εἰληγῶς. δοκεῖ δὲ ἀγαθόν τι εἶναι τὸ εὑ βεβουλευσθαι· ἢ γὰρ τοιαύτη ὀρθότης βουλῆς εὐβουλία ἢ ἀγαθοῦ τευκτική. Was hier *ἰδεῖν* soll, ist nicht einleuchtend, man muß aus dem Verbum *τευχεῖν* ergänzen; dieses selbst an jener Stelle zu setzen, ist der Structur wegen, wenn man nicht *οὐ* schreiben will, unzulässig. Uebrigens untersucht hier der Autor, worin und wovon die *εὐβουλία* eine *ὀρθότης* ist, und wir haben einen Schluß; daher kann nicht *γὰρ* stehen, es muß *ἄρα* heißen.

Cap. 11. *ἔστι δὲ καὶ σύνεσις καὶ ἢ ἀσυνεσία, καθ' ἃς λέγομεν συνετοὺς καὶ ἀσυνέτους, οὐθ' ὅλως τὸ αὐτὸ ἐπιστήμη ἢ δόξη*. Auffallend ist, daß noch Niemand bemerkt hat, daß hier von dem Negativen gar nicht gesprochen werden könne, und der ganze Artikel darauf hinweist, daß es *εὐσυνεσία* und *εὐσυνέτους* heißen müsse; wird doch später selbst gesagt: *ταῦτ' οὖν γὰρ σύνεσις καὶ εὐσυνεσία καὶ συνετοὶ καὶ εὐσύνετοι*, aber gerade diese Erklärung kann dort, wo sie steht (wenigstens nicht ohne Aenderung von *γὰρ* in *δὲ*), nicht gehalten werden; dagegen hat sie hier ihren geeigneten Platz, oder einige Zeilen später bey den Worten: *καὶ ἐντεῦθεν ἐλλήλυθε τοῦτομα ἢ σύνεσις, καθ' ἣν εὐσύνετοι*.

Cap. 13. *αὕτη δ' ἔστι τοιαύτης ὥστε τὰ πρὸς τὸν ὑποτιθέντα σκοπὸν συντείνοντα δύνασθαι ταῦτα πράττειν καὶ τυγχάνειν αὐτῶν*. Hier kann grammatisch *ταῦτα* nicht stehen, auch *πάντα*, das oft damit verwechselt wird, ist nicht sehr wahrscheinlich. Ebendasselbst *δηλον δὲ . . . ὅτι ἔδει ἂν αὐτῆς διὰ τὸ τοῦ μορίου ἀρετῆ εἶναι*. Wessen *μορίου*? Dieses muß ausgedrückt werden, entweder *τοῦ βελτίονος μορίου*, wie gleich folgt, oder mit dem Zusatz *τοῦ ἐτέρου*, wie M. Mor. p. 1197 b. 6.

VI (Nic. VII.) 5. *διαφέρει δὲ καὶ τὸ καθόλου· τὸ μὲν γὰρ ἐφ' ἑαυτοῦ τὸ δ' ἐπὶ τοῦ πράγματός ἐστιν, οἷον ὅτι παντὶ ἀνθρώπῳ συμφέρει τὰ ξηρά, καὶ ὅτι οὗτος ἀνθρώπος ἢ ὅτι ξηρὸν τὸ τοιόνδε*. Niemand hat hier den Fehler bemerkt, so

auffallend er auch ist. Aristoteles spricht von dem Obersatz, der allgemein ist, entweder auf Personen oder auf Sachen bezüglich, und gibt Beispiele von beyden; aber die Worte *καὶ ὅτι οὗτος ἄνθρωπος* sind ja individuell und bezeichnen nicht den Ober-, sondern Untersatz; hier kann nicht beydes, sondern nur ersteres bezeichnet werden; daher scheinen sie ein falscher Zusatz, es wäre jedoch leicht, nur durch Wiederholung desselben Wortes die Allgemeinheit hinzubringen, nämlich *καὶ ὅτι ὁ τοιοῦτος ἄνθρωπος*, nur sieht man nicht, wozu dieses erforderlich seyn soll und warum von der Person zwey Beispiele, von der Sache nur eines. — Ebendasselbst am Schluß *περὶ μὲν οὖν τοῦ εἰδῶτα καὶ μὴ, καὶ πῶς εἰδῶτα ἐνδέχεται ἀκρατεύεσθαι, τοσαῦτα εἰρήσθω.* Hier kann man der Aenderung *οὖν τοῦ πότερον εἰδῶτα ἢ μὴ*, nicht entgehen; es ist Beziehung auf den Anfang *cap. 4. πρῶτον μὲν οὖν σκεπτὸν πότερον εἰδότες ἢ οὐ, καὶ πῶς εἰδότες*, wofelbst wiederum das Verbum *ἀκρατεύονται* nicht fehlen kann. Uebrigens ist der Inhalt dieser zwey Capitel, die Lösung der aufgeworfenen Frage, ächt Aristotelisch, und nicht daran zu denken, daß Eudemus aus sich eine solche Erklärung geben konnte, aber auch ein Beispiel, wie der Widerspruch des Aristoteles gegen Plato weit mehr im Worte als in der Sache gelegen ist.

Cap. p. 1148. b, 27 *αἱ δὲ νοσηματώδεις ἢ ἐξ ἔθους*, nicht verschiedene Arten will Aristoteles andeuten, sondern die krankhafte in Folge schlechter Angewöhnung, wie gleich nachher *ὡσαύτως δὲ καὶ τοῖς νοσηματώδως ἔχουσι δι' ἔθος.*

Cap. 7. *ὁ μὲν γὰρ τοῦ θυμοῦ ἀκρατὴς τοῦ λόγου πῶς ἤνταται, ὁ δὲ τῆς ἐπιθυμίας καὶ οὐ τοῦ λόγου.* Am besten ist es hier, *τῆς ἐπιθυμίας* zu wiederholen. Bald nachher *ὁ δὲ θυμὸς φροκώτερον καὶ ἢ χαλεπότερον τῶν ἐπιθυμιῶν τῆς ὑπερβολῆς καὶ τῶν μὴ ἀναγκαίων.* Der Gedanke ist offenbar: Zorn und Heftigkeit ist mehr der Natur gemäß als unmäßige und entbehrliche Lüste, aber was sollen *αἱ ἐπιθυμίαι, αἱ τῆς ὑπερβολῆς?* Offenbar ist *ἐπιθυμιῶν* von *ὑπερβολῆς* abhängig, nicht dieses von jenem, also einfach: *τῶν ἐπιθυμιῶν τῆς*

ὑπερβολῆς τῶν μὴ ἀναγκαίων. Ebendasselbst *ἐπὶ ἀδικιώτεροι οἱ ἐπιβουλότεροι*, doch wohl *ἐπιβουλοί.* Solche kleinere Versehen sind häufig und einmal beachtet leicht zu entfernen, z. B. 188, 7 *ἄριστον τ' οὐθὲν*, mit diesen Worten wird der Uebergang von dem Beweise, daß die *ἡδονή* ein *ἀγαθόν* sey, zu dem weiteren gemacht, daß sie auch das *summum bonum* seyn könne; die Abtheilung des Capiteis ist falsch; denn die Worte, womit dieses beginnt, *ἀλλὰ μὴν ὅτι*, gehören noch zum vorhergehenden, und enthalten den siebenten und letzten Beweis, daß die *ἡδονή* ein *ἀγαθόν* sey. Der Uebergang kann aber hier nicht passend als Anknüpfung und Anreihung durch *τι* gegeben werden, eben so wenig sagt der Verfasser *ἄριστον* ohne Artikel, und er wird daher *τῷ ἄριστον δ' οὐθὲν* geschrieben haben. P. 195, 30 *ὥσπερ γὰρ ἄνθρωπος εἰρημιάβολος ὁ πονηρὸς, καὶ ἢ γένεσις ἢ δεομένη μεταβολῆς.* Hier ist *πονηρὸς* Prädikat, darum kann der Artikel *ὁ* nicht stehen. P. 192, 10 *ἀλλ' οὐχ αἱ σωματικαὶ καὶ περὶ αὐτῶν ἀκόλαστος*, hier ist *καὶ* zu tilgen und nur die Wiederholung der Endsybte des vorausgehenden Wortes; allerdings gibt es außer den Lüssen, welche der *ἀκόλαστος* hat, noch andere persönliche Vergnügungen, aber jene sollen hervorgehoben werden, vgl. p. 188, 33.

Die Verlagshandlung hat den Druck trefflich ausgestattet, und es ist zu wünschen, daß sie die nöthige Aufmunterung finde, um auch diesem Gebiete der Litteratur ihre Thätigkeit ferner zuzuwenden.

E. Spengel.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. Mai.

Nro. 57.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Conjectaneorum Byzantinorum libri duo. Scripsit F. G. A. Mullachius. Berolini in libraria Ferd. Geelhaar (antea Enslin). MDCCCLII.

Hr. Mullach ist uns aus früheren Arbeiten zur mittel- und neugriechischen Grammatik und Lexicologie vortheilhaft bekannt. Daß derselbe jetzt besonders an Beiträgen zu einer immer dringender werdenden neuen Ausgabe des griechischen Glossars von Ducange arbeitet, ist aus vorliegendem neuen opusculum zu ersehen, und wir möchten diesen wichtigen Untersuchungen, welche freylich an der Hauptquelle, wo auch Ducange arbeitete, d. h. in Paris, am besten gedeihen würden, jede mögliche Förderung wünschen.

Hrn. Mullachs kritisches Schriftchen beschäftigt sich zuerst mit Ducas, sodann mit dem Chronicon breve hinter der Geschichte des Ducas, hierauf mit verschiedenen neugriechischen Gedichten u. s. w.

Der Emendation des Geschichtschreibers Ducas ist nur eine Seite, der Chronik acht gewidmet. Wir müssen aber sowohl über diesen sehr lesenswerthen Autor, als über seine Fachgenossen Georgius Phranza und Laonicus Chalcocondylas (alle drey schrieben in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts), einiges Allgemeine vorausschicken, um wenigstens einen Einblick in diesen Theil der unter Auctorität der k. preussischen Akademie der Wissenschaften erscheinenden Bonner Sammlung der Byzantinischen Historiker anzubahnen, da ein näheres Eingehen in die Art, wie die einzelnen Autoren behandelt sind, zu weit führen würde, und besser andern Anlässen,

die sich uns vermuthlich darbieten werden, vorbehalten bleiben mag.

Ueber die Corruptheit der Sprache, deren sich die drey bedienen, herrscht nur eine Stimme; ob aber nicht schon in dieser Beziehung ein innerer Unterschied, z. B. eine Gradation, unter ihnen stattfand, und was die besondern Gründe jenes Uebelstandes, abgesehen vom Jahrhundert, seyn möchten, hierüber konnte man am ehesten von Hrn. Immanuel Bekker einer näheren Erörterung entgegensehen, da derselbe die ganze Trias als Kritiker in die Hand nahm, was ihm die geeigneten Anhaltspunkte zur Begründung eines Gesammturtheils, welches er am besten fällen konnte, darbieten mußte. Allein der berühmte Hellenist, so bedünkt uns, ist in literis Byzantinis Atomistiker: Seite für Seite, Satz für Satz eines Autors, nicht rückwärts, nicht vorwärts blickend, emendirt er, am liebsten bloß conjecturierend, meist auf altgriechischem Standpunkt, was einer Berichtigung dringend und selbstverständlich bedarf; auf das Innere, zumal die Sachen, einzugehen, widerstrebt seinem Sinn, wohl auch seinen Studien, da er in der langen Zeit, welche seit dem Beginn der Unternehmung verflossen ist — diese verdankt aber seinem Fleiße von sechsvierzig Bänden die Hälfte — nichts veröffentlicht hat, was auf eigentlich Byzantinische Studien der alten Schule irgend einen erheblichen Anspruch machen dürfte.

Zwischen dem kaiserlichen Geschichtschreiber Johannes Cantacuzenus und unsern drey Autoren liegt ein ganzes Jahrhundert in der Mitte, das traurigste des traurigen mittelgriechischen Lebens, und ein fortgehendes Sinken auch der Sprache wird Jeder na-

turgemäß finden, und ist auch längst anerkannt. Aber dieses Sinken kann kein allgemeines gewesen seyn, wenn man die viel reinere Gracität eines Cananus, Chrysoloras, Plethon, Mazaris, Docianus, Demetrius Chalcocondylas — um die zahlreichen gutgeschriebenen Theologumena der gleichzeitigen Kirche nicht einmal in Anschlag zu bringen — mit der abstoßenden Form vergleicht, in welcher wir den Text der genannten drey Historiker überkommen haben. Wo nun liegt die Schuld? Und kann dieselbe ganz nur auf ihnen ruhen? Wir können das nicht wohl glauben, und wollen deshalb, nur beyspielsweise, an Nachsehendes erinnern, was jedenfalls zur Vorsicht im Urtheile über diese Theile der mittlern Literatur mahnen soll.

Der Byzantinische Historiker Nicetas Acominatus (so, nicht N. Choniates, muß er genannt werden zum Unterschied von seinem erzbischöflichen Bruder Michael Acominatus, gleichfalls Schriftsteller; beyde waren aus Chonae in Kleinasien) ist in doppelter Form, die wahrscheinlich von ihm selbst herrührt, auf uns gekommen, in einer so zu sagen für das höhere Publikum bestimmten Recension, und in einer andern, welche für die niedrigere Classe bestimmt scheint und von dem codex Augustanus aufbewahrt wird; hier vielfach vulgär griechisch, dort im Ganzen altgriechisch. Sehen wir nun den Fall, nur die Vulgärrecension hätte sich erhalten, was würde die moderne Kritik sagen? Nichts als dieses: so ist im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert auch von den höher gebildeten, schriftstellenden Ständen in Byzanz gesprochen und geschrieben worden. Ein zweyter Fall, aus dem achten und neunten Jahrhundert, welcher den Chronographen Theophanes angeht. Handschriften seines Werkes sind mehrere von verschiedenem Werth erhalten, alle aus ziemlich junger Zeit, unter ihnen eine Münchner des vierzehnten oder wohl eher des fünfzehnten Jahrhunderts. Diese enthält nun zwar einen guten Theil der alten und ursprünglichen Lesart; zugleich aber herrscht in ihr der Stacismus und dergleichen in wohl beyspielloser Größe vor. Nun, dieser Augusta-Monacensis, wäre er unicus, würde ihn nicht die deutsche, d. h. deutsch-byzantinische Kritik als Ausdruck der Sprech- und Schreibweise des achten

und neunten Jahrhunderts auch in den höhern, z. B. clericalen Classen ansehen? Ohne allen Zweifel.

Ähnliche Erscheinungen gibt es in der bisher gedruckten Byzantinischen Literatur — und das allerwenigste ist gedruckt — noch andere, welche jedoch mehr den Umfang der betreffenden Schriften, als ihren Stil berühren. So ist das Memoirenwerk der erlauchten Anna Comnena, so die Geschichte des Nicänischen Staatskanzlers Georgius Acropolita, so das Buch des Phranka in doppelter Ausgabe, einer umständlichern und einer kürzern, auf uns gekommen, eine Verschiedenheit, welche wir auch hier auf Willen und Veranstaltung der ursprünglichen Verfasser selbst zurückzuführen keinen Anstand nehmen.

Was wir mit Voranstehendem sagen wollen, wird unsern Lesern fast schon klar seyn. Von hochgestellten Männern (weltlichen oder geistlichen Standes), einem Ducas, einem Phranka, einem Chalcocondylas, können wir kaum annehmen, daß gerade sie von einem weit schlechtern Geschmack sich leiten ließen, als derjenige war, welcher uns in ihren nicht weniger gebildeten Schrift- und Zeitgenossen wohlthuend entgegentritt. Habent sua fata libelli. Dieß gilt am meisten von den letzten Zeiten vor Erfindung der Typographie, wo das Volk der Abschreiber eine wichtigere Rolle als unsere Sezer spielten. Dieß auf unsern Fall angewandt können und müssen wir zwar einräumen, daß, so lange für diese Schriftwerke keine bessern Handschriften gefunden sind, es auch bey ihrem Texte im Ganzen bey dem Alten zu verbleiben hat; aber ausdrücklich wollen wir uns gleich hier gegen die mögliche Annahme verwahren, daß wir die Gestalt, in welcher sie vor unser Auge getreten sind, für die ursprüngliche hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Kritik des Thukydides.

(Schluß.)

IV, 72 zeigt Hr. U. ganz treffend das Ungereimte der gewöhnlichen Lesart *προσελάσαντες* und nimmt *προσελάσαντα* aus einer Münchner Handschrift auf. Am Ende des nämlichen Cap. nimmt Hr. U. gerechten Anstoß, wenn es heißt: *οὐ μέντοι ἐν γε τῷ παντὶ ἔργῳ βεβαίως οὐδέτεροι τελευτήσαντες ἀπεκρίθησαν*. Er gibt die ganze Geschichte dieses Zeitwortes bey Thukydides und daraus erhellt, daß es hier weder der Zeitform nach, was auch Krüger bemerkt, noch in seiner Bedeutung statthaft ist. Je einfacher die Sache ist, um so schwieriger ist häufig die rechte Hilfe. Hr. U. macht, namentlich gestützt auf die Uebersetzung des Laur. Valla: „verum in omni pugna cum neutri acriter usque adeo instarent dirempti sunt,“ mehrere Vorschläge; der Aehnlichkeit nach verdiente: *οὐ μέντοι ἐν γε τῷ παντὶ ἔργῳ βεβαίως οὐδέτεροι ἐπιτελέσαντες ἀπεκρίθησαν* die meiste Rücksicht. Ich muß gestehen, so vorsichtig bey Thukydides Glossen anzunehmen sind, so möchte doch *τελευτήσαντες* nichts anderes seyn als ein derartiger Eindringling. Oder erscheint nicht *βεβαίως ἀπεκρίθησαν* als ein ganz bezeichnender Ausdruck für den sichern unzweifelhaften Ausgang eines Treffens? Ist es nicht sehr bündig gesagt: Die Athener hatten zwar . . . ein Siegeszeichen errichtet; indessen, im Ganzen genommen (wenigstens in der Hauptsache), schied keiner von beyden mit sicherem Erfolg (mit ausgemachtem Vortheil oder Verlust), sondern jeder zu den Seinen, vom Kampfsplatze? Diesem *βεβαίως ἀποκρίνεσθαι* käme am nächsten, was VI, 36, 3 steht: *τὸν ἐκεῖ πόλεμον μήπω βεβαίως καταλελυμένους*.

IV, 59 schreibt der Verfasser *εὐ βουλόμενοι δὴ θέσθαι*, wie einige Pariser Handschriften bieten. Es verdient dieß eher Billigung, als *θέσθαι* mit Krüger auszuweisen.

Gar nicht übel ist der Gedanke, IV, 13 τὸ . . . *τείχος ὕψον μὲν ἔχον, ἀποβάσεως δὲ μάλιστα οὐσης ἔλεῖν μηχαναῖς* — zu schreiben, und so die Härte der Schreibweise in schöne Gegensätze aufzulösen.

I, 67 gibt Hr. U. Anlaß zu einer eben so ausführlichen als anziehenden Erörterung. Was dabey über die politische Stellung Sparta's, schon vor Ausbruch des Peloponnesischen Krieges, und über die letzte Absicht vorgebracht wird, welche jenen Staat vermochte, aus seiner angestammten Bedächtigkeit, aus seinem Grundsatz der Nichteinmischung heraus zu treten — dagegen wird sich unsres Bedünkens nichts von Belang einwenden lassen.

Mit sicherem Gefühl des erkannten Zusammenhanges bewahrt Hr. U. I, 66 *αἰτίαι μὲν αὐταὶ προσγεγένητο*, was Bekker hergestellt hatte. Eben jene Rücksicht bestimmt ihn, I, 67: *προσπαρακαλέσαντες τῶν συμμάχων τε καὶ εἴ τις τι ἄλλος ἔφη ἠδικησθαι ὑπὸ Ἀθηναίων* — zu schreiben; die Ueberlieferung ist *ἄλλο*. Von der Nothwendigkeit dieser Aenderung bin ich bey aller Sorgfalt der vorliegenden Untersuchung doch nicht überzeugt. Ist nicht *τῶν συμμάχων τε καὶ εἴ τις τι* — *τις* fast eben, was *τις ἄλλος*? So wenig aber diese erweiterte Redeweise nothwendig ist, so gut kann andererseits *τι ἄλλο* gesagt werden, ohne daß man *ἄλλο* besonders hervorheben will. An unserer Stelle erscheint *ἄλλο* als ein natürlicher Zusatz, wie auch der Lateiner sagen würde: *advocatis sociis et si quis quid aliud haberet quod diceret*. Dazu kommt noch, daß ja die Megarer wirklich andere Klagegründe vorbringen, andere Beleidigungen der Athener aufzählen.

Die zweyte Abtheilung seiner kritischen Beiträge eröffnet der Verfasser mit einer sehr lehrreichen Erklärung von VIII, 94, 3: *οἱ δ' αὖ Ἀθηναῖοι . . . εὐθὺς δρόμῳ ἐς τὸν Πειραιᾶ πανδημειῖ ἐχώρον ὡς τοῦ ἰδίου πολέμου μείζονος ἢ ἀπὸ τῶν πολεμίων οὐχ ἐκὰς ἀλλὰ πρὸς τῷ λιμένι ὄντος*. Ich stimme vollkommen überein, daß mit *ὁ ἀπὸ τῶν πολεμίων πόλεμος* der von den Feinden in De-

Telea Athen bedrohende Krieg gemeint sey, *ὁ ἴδιος πόλεμος* aber den drohenden Kampf der Vierhundert im Bunde mit dem nahe auf der Lauer liegenden Agesandridas bedeute. Die Beweisführung des Verfassers läßt nichts zu wünschen übrig. Auch die Vertheidigung des Ausdruckes *μειζονος ἢ ἀπὸ τῶν πολεμίων* etc. und die beygefügte grammatische Erörterung scheinen mir ausreichend genug. Das Irthümliche des Gregor. Cor. 38: *τὸ ἢ παρέλκει πολλάκις παρὰ Ἀτικῶς; ὡς ἐν τῇ ὁγδόῃ Θουκυδίδου εὐρίσκειται* — wird ganz klar erwiesen; ebenso das Unnöthige nach *ἀπὸ* den Artikel *τοῦ* einzuschalten. Man braucht nicht einmal eine unbestimmt vorschwebende Ellipse anzunehmen: denn der (bestimmte), zunächst befürchtete Kampf im Angesicht der Stadt wird in seiner größeren Bedeutung eben nur einem von den Feinden aus Dekelea herkommenden entgegengehalten. Eben so wenig bedarf es vor *οὐχ* eines *καί*: Thukydides faßt gerne zwey Gedanken formell zusammen. Der Hauptgedanke scheint mir: *ὡς τοῦ ἰδίου πολέμου* — *οὐχ* *ἐκὰς ἀλλὰ πρὸς τῷ λιμένι ὄντος*, diesem wird der nächstliegende, durch *οὐχ* *ἐκὰς* hervorgerufene Gedanke *μειζονος ἢ ἀπὸ τῶν πολεμίων* eingeschaltet und zwar aus innerem Grunde gerade an dieser Stelle.

Mit Recht bewahrt der Verf. *δ' αὖ* gegen Bekkers *δ' οὖν*. Es liegt darin, wie er sagt, unser „dagegen.“ Noch bezeichnender, meine ich, ist das jetzt seltener „hinwieder.“

Unter andern bespricht Hr. U. noch I, 92 am Ende: *οἱ τε πρέσβεις ἐκατέρων ἀπῆλθον ἐπ' οἶκον ἀνεπικλήτως*. Es bezieht sich dieß auf die bekannte Gesandtschaftsgeschichte bey der Befestigung Athens durch Themistokles. Obige Worte hätten nun den Sinn: „Und die Gesandten beyder (Staaten) gingen ungetadelt (ohne Vorwurf) nach Hause ab.“ Statt des „ungetadelt“ erwartet Hr. U. namentlich in Rücksicht der Lacedämonischen Gesandten in Athen ein „unangefochten (unangetastet, unbelästigt)“ und verändert daher *ἀνεπικλήτως* in *ἀνεπιλήπτως*. Die Verwechslung läge allerdings nahe; allein ich zweifle an dem Rechte zu solcher Aenderung. Die Athener

hatten hier gewiß nicht das entfernteste Recht, den Gesandten von Sparta irgend etwas in den Weg zu legen oder vorzuwerfen — wohl aber umgekehrt die Spartaner den Athenern. Auch fühlten erstere schon das Verlegende in dem Benehmen der letzteren; allein sie unterdrückten ihren Aerger: *οργὴν μὲν φανερὰν οὐκ ἐποιούντο τοῖς Ἀθηναίοις* — *τῆς μέντοι βουλήσεως ἀμαρτάνοντες ἀδήλως ἤχηθοντο* heißt es ja in eben unserem Capitel. So wird denn *ἀνεπικλήτως* vorwaltend auf die Spartaner gehen; diese halten in der ganzen Sache mit ihrer Absicht hinter dem Berge — *τὸ μὲν βουλόμενον καὶ ὑποπιον τῆς γνώμης οὐ δηλοῦντες ἐς τοὺς Ἀθηναίους* (c. 90); während alle andern über die Athener laute Klage führen — *τῶν δὲ ἄλλων ἀγικωνόμενων καὶ σαφῶς κατηγορούντων οὐ τέχιζται* (cap. 91) — verhalten sie bis zuletzt ihren Groll, und als beyde Gesandtschaften heimkehren, fällt kein Wort des Vorwurfs. So, meine ich, sey der Ausdruck *ἀνεπικλήτως* gesichert. Uebrigens ist über das Wort zu vergleichen Bachmann. Anecd. Graec. I, p. 94.

Die am Schluß gegebene Darstellung „über die oligarchischen Versuche der Vierhundert zu Athen im Jahre 411“ — nach Thukyd. VIII, 45 — 98 — weist vorzüglich auf den leider schon frühzeitigen Einfluß hin, welchen Persien auf die inneren Verhältnisse Griechenlands und seiner zwey um die Hegemonie eifernden Hauptmächte geübt hat — ein mahnendes Vorspiel für die so ähnliche Lage unseres Vaterlandes! — und hebt die Person des Alkibiades als die Angel hervor, um die sich gleichsam gezwungen die ganze politische Entwicklung drehte, ohne daß es den Handelnden selbst immer bewußt war.

G. M. Thomas.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern

7. Mai.

Nro. 58. der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.



Conjectaneorum Byzantinorum libri duo.

(Fortsetzung.)

Wie Hr. Mullach sich freymüthig über die Byzantinische Gelehrsamkeit des Bonner Kritikers ausläßt, so wollen auch wir von unserem Rechte weiteren Gebrauch machen, und fahren in unsern Bemerkungen über die von uns sogenannte Trias fort.

Hr. J. Bekker hat im Jahre 1834 den Ducas, im Jahre 1838 den Phranga nebst dem Cananus und Joh. Anagnosta, im Jahre 1843 den Laonicus Chalcocondylas herausgegeben. Reden wir zuerst über den zweyten, Phranga und seine Begleiter.

Den Kennern der byzantinischen Geschichte wird die Notiz erfreulich gewesen seyn, daß der Herausgeber die zum Theil ganz unvollständige, oft auch unrichtige Uebersetzung von Jacobus Pontanus (1604) verfallen, und eine neue, wohlgelungene durch einen achtbaren Gelehrten, Hrn. Brockhoff, anfertigen ließ, dem wir auch anderes Werthvolle in der Bonner Sammlung verdanken. Dieß halten wir für das Hauptverdienst der Ausgabe. Die Kritik des Textes, welchen erst im Jahre 1796 der Wiener Gelehrte, Alter, bekannt machte, hat aus einem Parisiensis verschiedentlich gewonnen, während eine wiederholte Collation des Monacensis, aus welchem Pontanus und Alter schöpften, ganz am Orte gewesen wäre; denn die *deveqai qvovides* in Benutzung der Handschriften, gerade der Monacenses, sind bekanntlich auch bey diesem großen Unterneh-

men nicht ganz ohne Nutzen geblieben. Zudem soll Alter flüchtig verfahren seyn. Daß in der Vaticana ein kürzerer Phranga, seitdem von A. Mai, edirt, vorhanden sey, konnte der neue Herausgeber wissen; aus dieser Recension mochte für Phranga, wie aus der Epitome des Augustanus für Anna Comnena, vermuthlich Manches gewonnen werden. Unterlassen ist auch der Gebrauch eines Parmensis, gerade wie für Nicetas Acominatus der hochwichtige Vindobonensis unbenutzt blieb. Was die angehängten kleinern Schriftsteller betrifft, so vermißt man, wie auch sonst zuweilen in diesen Ausgaben, die Vorreden u. der Originaleditionen; von den bezüglichen Handschriften keine Erwähnung. Auch Alters Vorrede ist nicht wiedergegeben. Am meisten war zu wünschen, daß die Handschrift des Johann Anagnosta noch einmal eingesehen worden wäre, da der allbekannte Herausgeber der Symmieta u. s. w., Leo Allatius, mit dem Lesen der Urkunden in verschiedenen Beziehungen es nicht immer gewissenhaft genommen haben soll. Doch hat der Herausgeber nicht erman gelt, diesen vernachlässigten kleinen Schriften (des Cananus und den zwey des Anagnosta) mit einigen Conjecturen nachzuhelfen. Der index der Alter'schen Ausgabe ist wiederholt, und für Phranga und Cananus, nicht aber für Joh. Anagnosta, sind indiculi Graecitatis, die unsern Dank verdienen, beygefügt. Daß Phranga wie Chalcocondylas auch in dieser Ausgabe ohne historischen Commentar gelassen wurde, müssen wir im Interesse der Wissenschaft bedauern.

Der Text des Laonicus Chalcocondylas ist, entweder durch eigene Schuld des Verfassers, was nicht glaub-
XXXIV. 58

lich, oder was wahrscheinlich, durch starke Mitschuld der Abschreiber, der verdorbenste unter den Texten der Drey; und doch steht der Inhalt des Werkes in ethnographischer und historischer Beziehung auch deshalb an Werth über der Schrift des Phranka, zum Theil auch des gebildeteren Ducas, da der Standpunkt des Griechen Laonicus Chalcocondylas der türkische, der Standpunkt der beyden Andern der byzantinische gewesen ist, abgesehen davon, daß sein Blick freyer von Persönlichkeiten blieb, welche bey Phranka überall vorherrschen. — Wenn wir auf das Einzelne eingehen, so dünkt uns unbillig, daß der Herausgeber in der Vorrede seinem Autor die Nachahmung des Herodotus vorwirft, gerade als wollten wir einem Arrian oder Agathias ihre Xenophontische Nachahmung, gar einem Demosthenes seine Thuchydideischen Studien übel auslegen. Des Trostes und der Bildung aus besserer Vorzeit bedürfen gesunkene Jahrhunderte am meisten. Lasset uns daher solche, wenn auch schwache Strebungen, nicht einfach bekriteln, vielmehr dessen, was auch wir seyn sollten, stets eingedenk bleiben! — Die Herausgabe des Chalcocondylas war von Niebuhr dem berühmten Holländer Hamaker übertragen worden — die beste Wahl, wenn vom orientalischen Gesichtspunkt die Rede ist. Ob jedoch der Berufene, was Neigung und Studien anlangt, zugleich Byzantolog war, ist uns aus den siebenundneunzig meist treffenden Verbesserungen — sie reichen bis in das vierte Buch — nicht deutlich geworden. Hamaker starb über der Vorbereitung zur wirklichen Herausgabe, die ihm kaum je zugesagt haben muß, da der Bonner Herausgeber in der kurzen Vorrede offenherzig sagt: „mox propius cognitum simulque desperatum de manibus deposuit neque attigit amplius, donec fastidio suo immortuus hereditatis molestiam mihi transmisit.“ In welchem Grade nun die molestia hereditatis auf der Seele des Vollenders der Hamaker'schen Arbeit gelasset, ist uns unbekannt. Genug, für Chalcocondylas hat der Nachfolger dem Umfange nach noch weniger gethan, als was er für Phranka leistete. Zwar ist von kritischen Hülfsmitteln ein neues beygebracht, ein Apographum Crusianum aus einem von Herrn Bekker nicht bezeichneten Coder, vielleicht einem Augustanus. War es aber ein solcher, warum wurde nicht an die wahrscheinliche Quelle,

München, gegangen, wo die meisten Augustani aufbewahrt sind? So konnte eine Collation des Originals (Crusius hat seine Abschrift nicht selbst besorgt) Besseres bieten, als das Apographum; denn das Wenige aus diesem Mitgetheilte ist fast für nichts zu achten. Der übrige kritische Vorrath ist aus der Pariser Ausgabe des Fabrotus genommen.

Daß nun die von Diesem und den frühern Gelehrten gelesenen Codices von Neuem an Ort und Stelle durchgegangen worden, ist wieder nicht gesagt; wir glauben also, daß auch Das nicht geschah. Ferner hören wir nichts davon, daß anderwärts nach kritischer Hülfe gesucht wurde. Von den Vorreden der Vorgänger ist nur die Fabrotische wiederholt, mit der Note des Herausgebers: „Glossarii Fabrotiani pars major aut Ducam aut Chronicon Ducae subjunctum illustrat; quae nunc cum Laonico edi non potuit. Laonici glossae in indice historico reperientur.“ Im lateinischen index historicus zum Chalcocondylas finden sich diese „glossae“ wenigstens nicht typographisch bezeichnet, eben so wenig die zum Ducas gehörigen hinter Diesem; und doch wurde ein anderes Fabrotisches Glossar, das zum Nicetas Acminatus, zum Dank der Leser wiederholt. Ein index Graecitatis ist bey diesem Autor ganz unterblieben, wohl aber der index historicus der Parisina unverändert, wie es scheint, wiederholt. Was die lateinische, unverändert gelassene Uebersetzung betrifft, so sollte man glauben, es rühre nur Liber I. von dem alten Züricher Clauserus her, da man gedruckt liest: „Laonici Chalcocondylae . . . historiarum . . . liber primus, Conrad Clausero Tigurino interprete.“ Allein die ganze Uebersetzung ist von diesem verfaßt, nicht bloß die von Liber I., und enthält neben vielem Versehen manche nicht verwerfliche Lesart, von der in der neuen Ausgabe kein Gebrauch gemacht worden ist. Noch müssen wir einer Stelle der Vorrede Erwähnung thun, welche nebst Anderem für das Verfahren des Herausgebers in solchen Fällen bezeichnend ist, wo die alten Ausgaben, namentlich die Pariser, Beylagen lieferten, welche streng genommen allerdings nicht zur Sache gehören, aber für gelehrtere Leser von ziemlichem Werthe gewesen sind. Man lese Praef. pag. VI: „Subjungit editio Pa-

risiensis. Annales Sultanorum Othmanidarum a Leunclauio Latine versos, et ejusdem Pandecta historiae Turcicae; quibus facile careas post Hammerianam imperii Osmanici historiam.“ Die nicht sehr umfangreiche Leunclau'sche Zugabe der Parisina und der Veneta wird mancher Leser der Bonnensis, welchem weder gedachte zwey Sammlungen, noch das theure Hammersche Werk zugänglich sind, nebst anderem, was in andern Bänden stillschweigend, oder nicht stillschweigend weggelassen wurde, ungern vermissen, und Andern dagegen geben, was in der neuen Sammlung per superabundantiam quandam Zutritt behalten oder erst erhalten hat. Wir wollen jedoch mit der bekannten Brachylogie des berühmten Hellenisten nicht rechten, und geben gerne zu, daß ein großes Privatunternehmen, welches, wie dieses, bereits im ersten Decennium seines Bestandes, wie bekannt, den größern Theil seiner vertragsmäßigen Käufer verloren hat, kurz vor dem Schluß und zu guter Letzt alles und jedes über Bord werfen muß, was nicht wirklich als ein ganz unentbehrliches Glied des ursprünglich projectirten Corpus angesehen werden kann.

Die Ausgabe des Ducas (die früheste unter den dreyen) können wir kürzer berühren, da auch der gelehrte Besorger derselben auf dieselbe nach der eigenen Versicherung (Praef. p. V) nicht viel mehr als die Mühe einer Druckcorrectur verwendet hat: „Barbarum perditorum temporum testem sordibus suis relinqnebam, neque ultra orthographiam aut interpunctionem emendabam.“ Er hatte nämlich gehört, daß außer dem Parisinus, aus welchem Ismael Bullialds Ausgabe floß, schwerlich „ein anderer sich vorfinden dürfte“ (codices praeter Parisiensem vix ullos superesse compereram). Wir bedauern, daß ein solcher Meister athenischer Kritik gerade bey diesem Gegenstand sich die Arbeit so leicht machen mochte. Denn wenn der Parisinus wirklich unicus ist, warum ist derselbe nach Bulliald's jedenfalls oberflächlicher Arbeit nicht von Neuem verglichen worden? So werden uns auf einem Druckraum von 346 Seiten im Ganzen etwa sechsundneunzig notulae curtissimae geboten, wozu freylich die Corrigenda einigen Zuschuß liefern. Was aber das von uns Vermisste dennoch aufwiegt, ist die Beygabe

der bis dahin ungedruckten, von Hrn. Ranke dem Herausgeber überlassenen ungedruckten italienischen Uebersetzung des Originals durch einen gleichzeitigen venetianischen Geistlichen, über welche der Herausgeber, dem dieselbe ohne Zweifel erst nach dem Druck des Originals bekannt oder zugänglich wurde, in der Vorrede mehreres Lehrreiche mittheilt. Diese Uebersetzung setzt einen viel vollständigern griechischen Text voraus, als der des codex Parisinus (man vergleiche z. B. nur das letzte griechische Capitel mit dem letzten der venetianischen Arbeit), und wird einen künftigen Herausgeber, welcher hoffentlich die beyden andern Autoren mitbearbeiten, und die von Hammer-Purgstall zuerst gebrauchten türkischen Originalschriftsteller dieser Periode für Kritik und Erläuterung benutzen sollte, veranlassen, alles auch bey diesem Autor Versäumte oder Unterlassene nachzuholen, um den griechischen drey Hauptschriftstellern dieses Abschnittes einen nach Form und Inhalt viel bessern und vollständigern Text zu geben. Der ziemlich geringfügige Commentar des Bullialdus zum Ducas und zum Chronicon breve ist, wie der index historicus, unverbessert wiederholt, dagegen ein index Graecitatis zum Ducas, kein besonderer aber zum Chronicon angehängt worden. Daß dieses Schriftchen demselben Bande beygegeben sey, hat der Haupttitel der neuen Ausgabe zu bemerken unterlassen.

Wir kommen nun zur Beurtheilung der Mullach'schen kleinen Schrift.

Zur Verbesserung des Ducas hat der Hr. Verfasser drey Stellen herausgehoben.

Cap. VII. p. 28 sq. ed. Bonn. Ursprünglicher Text: ἐν πάσαις ταῖς κατὰ δύσιν μέρεσιν (in omnibus terris occidentalibus). Der Bonner Herausgeber liest wohl mit Recht: ἐν πᾶσι τοῖς κατὰ δύσιν μέρεσιν, da Ducas unseres näheren Wissens nirgends bey πᾶς in diesen soloecismus ultimae infimaeque Graecitatis verfällt. Die von Hrn. M. für die alte Lesart angeführten Beispiele (πᾶσα εἰς u. s. w.) sind sämmtlich spätpoetische, und können hier nicht viel beweisen. Für μέρεσιν zu lesen μερῶν, ist nicht rathsam, da für terra, regio diese Autoren μέρος, nie μερίς brauchen.

Cap. VIII. p. 32. Hier lautet der alte Text: Ὅσοι μὲν τῶν Τούρκων ἠνδραποδίζοντο, μαχαίρας αὐτοῖς παραλάωμα ἐπεποίη (Christiani). Ismael Bullialdus schlägt ἐποίησαν, Hr. M. ἐποιοῦν, Hr. B. in den Corrigendis, was Hrn. M. entgangen ist, ἐπεποίητο vor, womit wir gerne übereinstimmen. Daß eben dort ἀφελόντες statt ἀφελούντες zu lesen sey, hat Hr. M., der also doch Conjecturen zuläßt, richtig eingesehen.

Cap. XXXVIII. p. 273: ὁ δὲ σογιστὴς τῆς κακίας ἐκείνης τι μέθοδον ἐπίστατο τοῦ μὴ διαφραγῆναι τὴν χονεῖαν (die Rede ist von der Vervielfältigung einer ungeheuern Kanone für die Türken). Hr. Bekker schlägt τίνα μέθοδον, Hr. M. τί μέθοδον vor, da letzteres interrogativum wie das indefinitum καὶ omnis generis et numeri sey, und führt sowohl hier, als p. 33 wieder poetische Beyspiele an. Daß aber hier eine Frage zulässig sey, können wir kaum einräumen, da erst weiter unten, ganz am rechten Orte, wirklich die Frage folgt: οὗτος δὲ τί ἐποίει; Wir glauben, daß der Librarian des Ducas in der That das indefinitum τι, wie gedruckt ist, statt τινὰ las; möchten aber, da ein zweytes Beyspiel dieser Form aus dem Autor selbst nicht beyzubringen ist, entweder τίνα μέθοδον oder τι μέθοδον vorschlagen.

Wir hätten wünschen mögen, noch weitere zweifelhafte Stellen nicht bloß aus Ducas, sondern auch aus den beyden andern oben berührten Autoren mit unserem gelehrten Verfasser besprechen zu können; gehen aber zum zweyten Theil seiner Conjectanea Byzantina, welche das Chronicon breve betreffen, über.

Ismael Bullialdus hat auch diese nicht ganz unwichtige Schrift zuerst aus einem Pariser codex herausgegeben, den er nicht näher bezeichnet. Hr. Bekker hat denselben so wenig, als den des Ducas von Neuem verglichen, auch sich aller Anmerkungen enthalten, gleichwohl stillschweigend einige Verbesserungen anzubringen versucht. Daß der große Ducange auch diese Urkunde wohl kannte, zeigt sein griechisches Glossar, aus welchem Hr. Mullach einige hieher gehörige Stellen angeführt hat, die von Bulliald's Lesarten etwas abweichen. Wir sind dem Verfasser des Schriftchens zu besonderem Dank ver-

pflichtet, daß er sich diesen fast verschollenen Anonymus, für welchen Bulliald's Commentar meist Unerbliches gewährt, zum Gegenstand einer besondern Diatribe gewählt, welcher so manche andere der byzantinischen Detailgeschichte angehörige Werkchen gleich geringen Umfangs noch immer entgegensehen.

Das kleine Chronicon, das man fast auch Turco-Graecum nennen könnte, umfaßt die Jahre Christi 1089 — 1522, und ist von einem Griechen verfaßt, der unter venetianischer Oberherrlichkeit, die er als die seinige mehrmal anführt, wie Bullialdus meint, in Morea, oder auf einer der benachbarten westlichen Inseln gelebt haben muß.

Ueber den griechischen Text (Bonner Ausgabe p. 512 sqq.) und den entsprechenden Abschnitt der Mullach'schen Schrift S. 5 ff. erlauben wir uns Nachstehendes zu bemerken.

P. 516, 1. Τῷ 1380 ἐγένονεν κύριον πάσχα, ἀπέθανεν καὶ ὁ δεσπότης ὁ Καντακουζηνός. Man distingue: . . . πάσχα. Ἀπέθανεν καὶ τ. λ. Die Auslassung der Verbindungsartikel δὲ ist bey diesen Griechen an der Tagesordnung.

P. 516, 7. Τῷ 1389 ἐπαρέλαβεν ἡ ἔκκλησις προτάτη ἡμῶν (Venetorum) ἀγεντία τὸ Ἀνάπλι. Die Form Ἀνάπλι für Ναύπλιον kommt p. 517, 2. 19. 521, 17. wiederholt vor. Ob dieselbe, wie Hr. Mullach meint, nur in diesem Autor sich finde, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, bemerken aber, daß Ἀνάπλι in dem Fragment einer der unstrigen sehr ähnlichen spätern griechischen Chronik, (Historia politica et patriarchica. Epirotica. Bonnae 1849) zu lesen ist, wo es p. 251, 1. heißt: Ἐπήσαν (ceperunt Veneti) εἰς τὴν Μεθώνην καὶ τὸ Ἀνάπλι ἐπὶ ἔτους 1636. Ueber die Vorsylbe α bey diesem und andern Worten ist Hr. M. p. 6 zu vergleichen. Man sehe auch unsere Chronik p. 517, 16.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. Mai.

Nro. 59.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Recognovit Reinholdus Klotz. Partis I. Vol. I. continens libros IV. ad C. Herennium et libros II. de inventione. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCLI. XXXVIII und 207. 8.

Die handschriftliche Verbreitung der Werke Cicero's, welche in neuerer Zeit am meisten gelesen werden, wie de oratore, Brutus und Orator, steht in auffallendem Gegensatz mit der der übrigen, welche jetzt gewöhnlich eine unverdiente Zurücksetzung erfahren, wir meinen de inventione und die kleinen Schriften Partitiones oratoriae und Topica, zu denen sich noch die Rhetorica ad Herennium gesellen; jene sind nämlich nur in einem und dem andern ältern codex erhalten, und die übrigen bloße Copien aus dem spätern Mittelalter, während die andere Partie in unzähligen Handschriften, worunter viele von beträchtlichem Alter, vorliegen. Wußte man in der Zeit, als sie so stark verbreitet wurden, mehr den Stoff und die schulgerechte Methode dieser Lehrbücher zu schätzen, und fehlte der Sinn für die anmuthige Einkleidung, welche jene auszeichnet, so erkennt man heut zu Tage insgemein zu wenig die Vorzüge der angeblich „trocknen gerippartigen“ Rhetoriken und verliert dadurch gerade den Maassstab, um die geistreiche Behandlung des Stoffes in den eleganter geschriebenen Abhandlungen würdigen zu können.

Wie gering die Aufmerksamkeit vieler Philo-

gen auf die für richtiges Verständniß rhetorischer Technik und der darauf sich gründenden Reden Cicero's unentbehrlichen Schriften bisher war, zeigen die über das Verhältniß der Bücher de inventione zu den Rhetorica ad Herennium abgegebenen Urtheile und die sonderbaren Meinungen, welche über den Verfasser des letztern Lehrbuchs laut geworden sind. Die große Schwierigkeit, den Auctor ad Her. ausfindig zu machen, hat manche Gelehrte bestimmt, die Sache ganz auf sich beruhen zu lassen; andern der Herausgeber vorliegender Sammlung der Ciceronischen Werke, welcher wieder zu der ältesten handschriftlichen Tradition zurückkehrt; er hat nicht nur die Aufschrift M. Tullii Ciceronis Rhetoricorum ad C. Herennium libri quattuor an die Stelle der Drellischen Incerti scriptoris Rhetoricorum etc. gesetzt, sondern auch in seiner Vorrede mehrmalen sich zu der Uebersetzung bekannt, daß dieß Werk von Cicero herrühre *); z. B. in dem Prooemium p. VI (wo zu II. §. 16. bemerkt ist non nego mihi Ciceronem interiore scripsisse videri), VII (zu II, §. 34. in versibus Ennii, quos laudavit de eius Medea Cicero), XI (nec aliter ipse Cicero infra IV, §. 61.) und sonst noch öfter.

Lassen wir diese Autorschaft gelten, so entsteht

*) In diesem Betracht steht Klotz weit ab von Bernhard, welcher in seiner lat. Literaturgeschichte p. 57 selbst den uns nur aus Sueton's vita bekannten Gniphio für zu gut hielt, um ein solches Machwerk zu produciren, indem er erklärt: „man erweist dem Gniphio wenig Ehre, wenn man hierin seinen Geist erkennen will.“

die schon von Burmann aufgeworfene Frage, welches von beyden Werken zuerst geschrieben wurde? Die Rhetorica ad Her. können nicht wohl auf die Bücher de inventione gefolgt seyn, indem es schwer zu begreifen wäre, wie Cicero die in letztern angewandte philosophische Behandlung der confirmatio und reprehensio ganz und gar aufzugeben im Stande war; also die inventio eher auf das opus Herennianum. Dann erhebt sich aber ein neues Bedenken, wie er, der noch als sehr junger Mann die Inventio verfaßte, so schnell zu einer wesentlich verschiedenen Theorie übergehen konnte, und wie es kam, daß er schon frühe die richtigste Ansicht über gewisse Punkte gefaßt hatte, um sie gegen offenbar irrige hernach zu vertauschen. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß die status oder constitutiones, d. h. die Bestimmung der Controverse, ohne welche eine gründliche Durchführung des Für und Wider nicht möglich schien, in dem ältern Lehrbuch weit richtiger gefaßt, eingetheilt und dargestellt sind als im jüngern; bey genauerer Betrachtung ergeben sich hierin sehr beträchtliche Unterschiede.

In der allgemeinen Classification stimmt nur die constitutio coniecturalis, was kaum anders möglich war, überein; was aber in der Herennianischen Rhetorik als iuridicialis bezeichnet ist, und als dritte constitutio erscheint, zerfällt in der Inventio in negotialis und iuridicialis, also ist hier iuridicialis, statt genus zu seyn, zur species geworden; Cicero hat diese Gattung der const. generalis untergeordnet. Dieß ist nach dem Vorgang des Hermagoras geschehen, der die ποιότης in das πραγματικὸν δικαιολογικὸν und, was Cicero ausführlich widerlegt, noch in επιδεικτικὸν und συμβουλευτικὸν theilte. Eigenthümlich ist der Inventio auch der Anhang de praemio et poena. Diese ist im Grund von der in jeder constitutio möglichen Verurtheilung unzertrennlich, jenes ergänzt nur scheinbar die const. iuridicialis, für welche der Beweis, daß eine That mit Recht geschehen sey, genügt; daselbe würde darum eher im genus demonstrativum eine passende Stelle finden; darauf nahm Hermagoras wahrscheinlich Rücksicht.

Eine constitutio translativa weist der Auctor ad Her. mit vollem Recht nach dem Vorgang sei-

nes Lehrers *) zurück; Cicero selbst ist später von der Ansicht des Hermagoras abgekommen, für welche er sich jetzt noch in sehr entschiedener Weise ausspricht de Inv. I, §. 16.: huius constitutionis Hermagoras inventor esse existimatur, non quod non usi sint ea veteres oratores saepe multi, sed quia non animadverterint artis scriptores eam superiores, nec retulerint in numerum constitutionum; post autem ab hoc inventam multi reprehenderunt, quos non tam imprudentia falli putamus (res enim perspicua est), quam invidia atque obtreccatione quadam impediri. Das ist schwerlich geschrieben ohne Rückblick auf die Worte des Auctor ad Her. I, 18: causarum constitutiones alii quattuor fecerunt: noster doctor tres putavit esse, non ut de illorum quidquam detraheret inventionem, sed ut ostenderet, id quos oportuisset simpliciter ac singulari modo docere, illos distribuissse dupliciter et hipertito. Wäre nun Cicero der Verfasser beyder Schriften, so hätte er zuerst die richtige Ansicht seines Lehrers gebilligt, dann und zwar bald darauf denselben, weil er nicht die offenbar irrige Theorie des Hermagoras angenommen hatte, des Neides und der Verkleinerungssucht gezeiht. Quintilian, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß in dem ältern Lehrbuch bereits das Richtige angegeben war, bekämpfte ausführlich diese Meinung des griechischen Rhetors, welche er selbst anfänglich gut geheißen hatte (III, 6, 63 sqq.). Daraus darf man jedoch nicht schließen, Quintilian habe die Rhet. ad Her. nicht gekannt; er ignorirt das Werk vielmehr absichtlich bey jeder Gelegenheit, wo er etwas Günstiges darüber sagen könnte und hebt nur die Schattenseiten heraus.

Da die constitutio translativa in der Inventio I, §. 16, II §. 57 sq. als solche aufgenommen

*) In den Handschriften ersten und zweyten Ranges wenigstens fehlt der Name, welcher erst in den geringern theils als hermetes, theils als hermes vorkömmt. Nun wird zwar ein Lucius Hermes allerdings von Suetonius de illustr. gramm. c. 10 als Lehrer des Atteius Philologus, den auch Gnipho unterrichtet habe, angeführt, aber der auctor war sicherlich nicht ein Zeitgenosse des Atteius, welcher mit Callust und Asinius Pollio verkehrte.

ist, durfte auch das genus assumptivum der iudicialis nicht, wie in den Rhet. ad Her. eingetheilt werden, in concessio, remotio criminis, translatio criminis, comparatio, sondern an die Stelle der dritten species müßte daselbst die relatio criminis treten, um nicht denselben Namen dem genus und der pars constitutionis zu geben. Ein weiterer Unterschied ist nun der, daß die translatio im ältern Werk theils, wie wir eben gesehen haben, als Gattung der iudicialis, theils als Gattung der constitutio legitima erscheint. Diese (die const. leg.) ist in der Inventio nicht zu entdecken, weil Cicero außer den genannten constitutiones nur noch die definitiva kennt, welche vom auctor Herennianus als vierter Theil unter den sechs der constitutio legitima aufgeführt wird, vgl. I, 19: legitima est constitutio, cum e scripto aliquid controversiae nascitur. ea dividitur in partes sex: scriptum et sententiam, contrarias leges, ambiguum, definitionem, translationem, ratiocinationem. Offenbar ist hiemit eine praktische Uebersicht aufgestellt, während im andern Werk die fünf übrigen Theile außer der translatio gar nicht als zu einer constitutio gehörig, sondern nur als controversiae quae in scripto versantur (vgl. Inv. II, 115) betrachtet werden. Auf diese Weise ergibt sich ein neuer Mißstand: neben die constitutio definitiva (II, 52) pflanzt sich eine controversia ex definitione (II, 153) hin, wo dann der einzige Unterschied in der äußern Form des zu definirenden Objectes zu bestehen scheint, zufolge der eigenen Erklärung, denn dort liest man: cum est nominis controversia, quia vis vocabuli definienda verbis est, constitutio definitive dicitur; hier aber: definitio est, cum in scripto verbum aliquod est positum, cuius de vi quaeritur. Jener Vorstellung übrigens von controversiae ex scripto, die außer den constitutiones liegen sollen, ist Cicero selbst noch in seinem Werke de oratore II, §. 110, 112 treu geblieben, so wie in den viel später herausgegebenen Partitiones oratoriae, erst in den Topica räumt er gewissermaßen ein, daß jene controversiae Bestandtheile der constitutio legitima sind, wenn er in einer Stelle, die wir, sowohl weil sie sehr wichtig, als weil sie theilweise noch in den neuesten Ausgaben

fehlerhaft geschrieben und interpungirt ist, ganz hersehen, §. 95, sagt: quoniam lege firmitus in controversiis disceptandis esse nil debet, danda est opera, ut legem adiutricem et testem adhibeamus, in qua re alii quasi status existunt novi, qui appellantur legitimae disceptationes: tum enim defenditur non id legem dicere, quod adversarias velit, sed aliud: id autem contingit cum scriptum ambiguum est, ut duae differentes sententiae accipi possint; cum opponitur scripto voluntas scriptoris, ut quaeratur, verbane plus an sententia valere debeat; cum legi lex contraria affertur: ita sunt tria genera, quae controversiam in omni scripto facere possunt: ambiguum, discrepantia scripti et voluntatis et scripta contraria.

(Fortsetzung folgt.)

Conjectaneorum Byzantinorum libri duo.

(Schluß.)

P. 516, 18. *Καὶ ἡ ἀγεντία μας* (noster Venetorum ducatus) *ἔδωκε τοῦ δεσπότητος τὰ Μέγαρα καὶ τὸν πύργον τοῦ Μυλοποτάμου.* Hier ist ohne Zweifel *Μέγαρα* zu lesen.

P. 516, 23. muß statt *ἀπειραν* gelesen werden *ἐπήραν*, eine allen Byzantinern, so auch diesem Chronisten geläufige Form.

P. 517, 2. *Λοῦκας ὁ Ἐπικερνός.* Warum nicht *ὁ ἐπικέρνις*?

P. 517, 15. *Τῷ αὐτῷ ἔτει (1418) ἦλθεν καὶ οἱ Ἀναβιρεζοὶ εἰς τὴν Ταβλίαν.* Daß war ein Corps navarresischer Soldtruppen. Man sehe oben zu p. 516, 7. Bullialbus denkt sonderbar an Bewohner von Navarin (eigentlich Avarin, von den Avaren so genannt).

P. 517, 23. *Τῷ 1421 ἔτει . . Σιγουντοράνης ἐπίσκοπος Λατίνων μετεκόμισε τὰ λείψανα τοῦ ὁσιωτάτου Πέτρου ἐπισκόπου Ναυπλίου καὶ Ἄργους . . εἰς τὴν ἐπισκοπὴν Ναυπλίου.* Sonst lesen wir bey diesem Chronisten das vulgäre *Ἀνάπλι*, hier das reine *Ναύπλιον*. Natürlich. Dort ist von secularibus, hier von spiritualibus die Rede. Die-

sen Unterschied hätte wohl kein Laie gemacht. Wir glauben, das Büchlein ist von einem Kleriker griechischer Kirche geschrieben, was auch aus dem geflissentlich gewählten *Λατίων* hervorgeht.

P. 519, 8. *Καὶ ἐκούρευσε μέχρι Λιβαδείας καὶ Ζητρονίου καὶ τοῦ τόπου τῶν Ἀγράφων*. Daß für ἐκούρευσε (totondit) ἐκούρυσεν zu lesen ist, hat Hr. M. richtig bemerkt. Bey Ἀγράφα denkt Bullialbus an Ἀγράθως (Athos). Aber Ἀγράφα war und ist ein Ort in Thessalien.

P. 519, 22. *Καὶ ἐπῆραν ἅπειρα πλήθη καὶ ἄρματα καὶ ζῶα καὶ χρήματα*. Man lese ἄρματα (arma) für ἄρματα (carrus). Die Rede ist von Menschen und ihren Waffen, Thieren und sonstiger Habe.

P. 520, 20. will Hr. M. ἦσθιεν ὁ λαὸς gelesen haben. Doch kann ἦσθιον stehen bleiben.

P. 521, 4. ist für ἐπαράλαβε wie p. 522, 5. 7. u. f. w. ἐπαρέλαβε zu lesen. Derselbe Fehler ist p. 524, 8. zu verbessern. Daß gleich nachher für ἐπεῖρεν zu lesen ist ἐπῆρεν, hat Hr. M. bemerkt.

P. 521, 24. lese man νεμήσεως anstatt νεμήσεος.

P. 522, 15. ist με τὸν Τοῦρκον anstatt μετὸν T. mit dem Verfasser zu lesen.

P. 522, 14 ist *Μοδοκορόνην* gedruckt. Sollte wohl *Μωδοκορόνην* heißen. Gemeint sind die mo-reotischen Nachbarstädte *Μεθώνη* (*Μοθώνη*) und *Κορόνη* (*Modon* und *Koron*), welche, wie auch sonst geschieht, wegen ihrer Nachbarschaft in ein Wort zusammengezogen sind. Außer vielem andern vgl. man *γυναικόπαιδα* (Weiber und Kinder), *Πυλοπύδια* (*Phylae* und *Pythia* in Bithynien), *Πονδηράκλεια* = *Heraclea Ponti* u. f. w.

P. 524, 10. lese man mit Hr. M. *Σουλαϊμάνης* statt. *Σαλαϊμάνης*.

P. 525, 5. scheint *πλειστόν* nach dem vorangehenden *πλειστόν* bloß eine fehlerhafte Wiederholung des Copisten zu seyn.

P. 525, 11. mag τὸ *Ταμπρίζον* (*Sabris* in Persien) καὶ τὸ *σκαμνὶν αὐτῶν* (für *Σκαμνὶν αὐτῶν*) . . ὅσον του (für ὅσον τοῦ) den Vorzug verdienen.

P. 525, 15 — 19. Mitten in dieser auffallend rein stylisirten Stelle fällt doch das barbarische ἐ-

αντηθῆναι auf. Warum nicht *ἐναντιωθῆναι* oder *ἐναντίαςθῆναι*?

P. 526, 16. hat man mit Hr. M. für das sinnlose *ἀνποστάσει* zu lesen *ἀνποταχτεῖ* (*refractor*), und *ἐγινεν* für *ἐγίνεν*.

P. 527, 1.: *καὶ ἐκοψέν τους καὶ τὸν βίον αὐτῶν ἐδῆμενσεν, ὃς ἐσύναξεν ἐξ αὐτῶν βίον πληθός ἄπειρον*. Hier will Hr. Mullach ἐξ αὐτῶν βίον, oder ἐξ αὐτῶν τοῦ βίου lesen. Wir billigen keines von beyden. Die Textesworte *πληθός ἄπειρον* sind Apposition des vorangehenden βίου: *facultates, et quidem vim earum immensam*. Eine häufig altgriechische und byzantinische Form.

P. 527, 10.: . . *ἐγένετο λοιμικὴ νόσος εἰς τὴν Ῥόδον . . εἰς τὴν Ἄρταν, εἰς τὰ Ἰωάννικα ἐγένετο Περσίαν, καὶ εἰς τὸν Μωραίαν σποράδην κ. τ. λ.* Die offenbar verorbene Stelle liest Hr. M. so: . . *ἐγένετο καὶ εἰς τὴν Περσίαν*. Die Ausfüllung müssen wir gut heißen. Aber *Περσίαν*, was sich sonst nicht zu finden scheint, bleibt unverständlich. Wir meinen *Περαίαν* (*oram nobis oppositam*), und erlauben uns anzunehmen, daß unser Kleriker auf einer der venetianischen Inseln, etwa Zante, lebte, und dort das Alles niederschrieb. In Zante aber konnte man die ganz nahe gegenüberliegende Küste Morea's so gut *Περαία* nennen, wie in Byzanz die gegenüberliegende Küste des goldenen Horns *Πέρα* (auch *Περαία*), die gegenüberliegende Bithynische Küste, ja überhaupt Kleinasien τὰ *Περατικά* hieß; die Krim den Bewohnern der pontischen Städte Sinope, Trapezunt u. f. w. gleichfalls τὰ *Περατικά*. So wäre der Sinn der Stelle: die Pest überfiel . . Arta, Joannina, die Peraea, das übrige Morea sporadisch u. f. w. Will man diese Conjectur nicht billigen (etwa wegen des epirrotischen Tannina), so wähle man die vulgäre Form *Ἠπειρίαν* (*Ἠπειρον*), für welche wenigstens das gentilitium gefunden ist. Man sehe Phranza I, 8 (pag. 38 ed. Bonn.): *Ἀκαρινῶν καὶ Αἰτωλῶν καὶ Ἠπειρίων*, d. h. *Ἠπειρωτῶν*.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. Mai.

Nro. 60.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt
omnia.

(Fortsetzung.)

So viele Differenzen stellen sich schon bey der Eintheilung der constitutiones heraus, indem der Auctor ad Her. bloß die drey: coniecturalis, legitima, iudicialis anerkennt, die Inventio aber vier: coniecturalis, definitiva, generalis, translativa. Andere Unterschiede allgemeiner Art sind die, daß hier quaestio heißt, was aus der constitutio selbst zunächst als Problem der Untersuchung hervorgeht, dort aber mit der iudicatio, d. h. der aus ratio und firmamentum sich entwickelnden Schlussfrage identisch ist. Das firmamentum gibt Inventio I, 18 dem Vertheidiger, nicht, wie das andere Lehrbuch, dem Ankläger, und die daselbst nur dem Vertheidiger zugewiesene ratio definirt die Inventio allgemein als quae continet causam.

Um nun die specielle Behandlung der constitutiones zu betrachten; so stellen sich selbst in der coniecturalis viele starke Differenzen heraus. Der Auctor ad Her. hat nicht an eine Aenderung derselben auf Gegenwart und Zukunft gedacht, wie Inv. I, 11, sie ist auch in der That müßig und unpraktisch, insofern der Zweck der constitutio bloß auf Entdeckung des Verbrechers ausgeht. Dieß hat selbst Victorinus (32, 20 ed. Orell.) eingesehen. Gegen eine solche Ausdehnung streitet auch die allgemeine Definition, welche die Inventio von der constitutio gibt, als intentionis depulsio, von

welcher sogleich (I, 12) gegen Hermagoras Gebrauch gemacht wird, weil dieser die deliberatio und demonstratio der constitutio generalis unterordnen wollte; denn die intentionis depulsio muß namentlich bey der auf die Zukunft gerichteten deliberatio wegfallen. Ferner kennt die Inventio nicht die Eintheilung in probabile, collatio, signum, argumentum, consecutio und approbatio; letztere nennt sie nicht einmal und führt auch das argumentum nicht besonders auf. Sie unterscheidet dagegen die Weise ex causa, ex persona und ex ipso facto. Die causa zerfällt in ratiocinatio und impulsio, die persona wird nach allen Attributen zergliedert, das factum oder negotium aus dem Zusammenreffen der Umstände und der persönlichen Qualitäten erörtert. Die dem Auctor ad Her. fast ganz unbekanntem Theile des factum ipsum sind continentia cum ipso negotio, gestio negotii, adiuncta negotio und consecutio. Was bey jenem signum ist und die Kategorien locus, tempus, spatium, occasio, spes perficiendi, spes celandi unter sich hat, wird in der Inventio der gestio negotii zugeheilt, die collatio aber, ohne diese Beziehung selbst anzuwenden, der ratiocinatio (II, §. 24) untergeordnet; was dort unter argumentum aufgeführt ist, wird hier in dem Abschnitt über die continentia cum ipso negotio angebracht; was unter consecutio dort vorkömmt, erscheint hier theils wieder unter dem continentia cum ipso negotio, theils unter demselben Titel hier, aber mit Beziehung von Vielem, was der Auct. ad Her. nicht erwähnt. Die loci communes als wesentlicher Bestandtheil der approbatio werden anders im ältern, anders im

jüngern Lehrbuch aufgefaßt, nämlich in jenem erklärt *quia alia in causa ab reo, alia ab accusatore tractantur*, in dieser als *pars argumentorum* aut *in omnes eiuſdem generis* aut *in plerasque causas accommodata*. Ihrer wird bey jeder constitutio und deren Gattungen noch besonders in beyden Büchern gedacht, aber in Bezug auf die constitutio coniecturalis erörtert das ältere Werk Vieles, was im jüngern nicht vorkömmt; wie über die Behandlung der *testes, quaestiones* und *rumores*. Demnach entdeckt man bey der Vergleichung dieser Lehre in beyden Schriften mehr Abweichendes als Uebereinstimmendes.

Daselbe gilt von der *constitutio iudicialis*. Außer dem bereits oben Angeführten ist besonders die Differenz zu beachten, welche in der Bestimmung des der *absoluta* zu Grund liegenden *ius* sich zeigt. Die Eintheilung des ältern Lehrbuchs ist die in *natura, lex, consuetudo, iudicatum, aequum et bonum, pactum*. In der *Inventio* (II, 65) wird das *aequum et bonum* durch *par* ersetzt und der *consuetudo* nebst *pactum* und *iudicatum* subsumirt. Das *Naturrecht* theilt die *Inventio* ein in *religio, pietas, gratia, vindicatio, observantia, veritas*, welche Zerfällung bey dem *Auctor ad Her.* nicht vorkömmt. In der *assumptiva* ist hier wie dort die *purgatio* eine Gattung der *concessio*, bey deren Anwendung man sich mit *necessitudo, fortuna, imprudentia* entschuldigt, die *Inventio* läßt II, 94 an die Stelle der *fortuna* den *casus* treten. Bey der *comparatio* hebt dieselbe die Zweckmäßigkeit hervor, daß *genus deliberativum* anzuwenden, wie sie überhaupt viel mehr darauf gerichtet ist, das Zusammen treffen verschiedener constitutiones in derselben *causa* nachzuweisen, als dieß im andern Werk geschieht. Auch ist Cicero sowohl hier als bey den *controversiae ex scripto*, die mit den Theilen der *constitutio legitima* des *Auctor*, ausgenommen die *translatio* und *ratiocinatio* *), zusammenfallen, viel aus-

*) Die *ratiocinatio* ist eben so leicht mit der *negotialis* (Inv. II, 62) zu vertauschen, wie die nicht einmal nominell geschiedene *definitio* mit der de-

führlicher, z. B. der Artikel *pro scripto* und *contra scriptum* umfaßt dort nur zwey §§., die aber alles Wesentliche enthalten; die *Inventio* widmet demselben Gegenstand nicht weniger als achtzehn Paragraphen und zieht dabey Vieles zu, was im ältern Werk kaum angedeutet oder ganz übergangen ist, vergl. §§. 130, 132 — 134.

Auf die *constitutiones* folgt bey dem *Auctor ad Her.* (II, 2, 27) die Lehre von der *Argumentation*, welche er rein im rhetorischen Sinn abhandelt; er macht hier die Eintheilung, daß dem aufgestellten Satz (*expositio* oder *propositio*) die *ratio*, dem die Begründung dieser (*rationis confirmatio*) folge, die so gewonnene Ueberzeugung noch durch Ausschmückung (*exornatio*) des erwiesenen Satzes gehoben und zuletzt alles kurz recapitulirt werde (*complexio*). Die *Inventio* verfährt dagegen ganz logisch, wenn sie angibt, die *argumentatio* bestehe aus *propositio, approbatio propositionis, assumptio, approbatio assumptionis, complexio*, vgl. Inv. II, 67. Dabey wird die Controverse erwähnt, ob die *argumentatio* als *tripertita* oder *quinquepertita* zu betrachten sey, und für letzteres entschieden, da bald die *propositio*, bald die *assumptio* der *approbatio* entbehren könne, letztere mithin nicht nothwendig der *propositio* und *assumptio* sich anschließe. An diesen Abschnitt knüpft sich in beyden Büchern die Lehre von der *vitiosa argumentatio*, welche in dem ältern unter den genannten Rubriken der *propositio, ratio, rationis confirmatio, complexio* ohne weitere Unterabtheilung beschrieben und durch Beispiele erläutert wird. Auch hier ist die Anordnung in der *Inventio* eine ganz andere, und beruht mehr auf logischer Auffassung, nämlich: 1. Fehlerhaftigkeit der Prämissen. 2. Fehlerhaftigkeit des Schlußes. 3. Fehlerhaftigkeit des *genus argumentationis*. 4. Die Möglichkeit der an sich haltbaren Argumentation eine andere gleich starke oder noch stärkere entgegenzusetzen. Die drey ersten Kategorien zerfallen wieder in viele Unterarten, welche nur zum Theil mit dem im äl-

ternen *Inventio* übereinstimmen. Jenes besonders nach den von *Victorius* 146, 25; 147, 25 gegebenen Erklärungen.

tern Werk Angeführten stimmen; Anderes fehlt dort, wie das *pro credibili sumtum*, was entweder *perspicue falsum* oder wovon auch das Gegentheil *credibile* ist, dann das *omnino credibile*, die Einrede gegen die *enumeratio*, indem ein verneinter Fall als wirklich vorhanden oder ein für turpe erklärter als ehrbar sich herausstellt; ferner das *ambiguum* in der *complexio*, das turpe *genus argumentationis*, welches persönliche Unschicklichkeiten enthält, das *offensum* in dem speciellen Sinn, daß es die Zuhörer beleidigt, das *contrarium* in der Bedeutung, daß es auf einen Theil der Zuhörer Anwendung erleidet, endlich die Behandlung des Allgemeinen, wo von dem Einzelnen und Besondern die Rede seyn sollte. Schüz meint freylich in seinen Prolegomenis zu diesen Büchern p. XIII: *magna similitudo intercedit inter ea, quae Cicero de vitiis argumentationum eorumque reprehensione disserit* (I, 42), *et locum auctoris ad Herennium* (II, 20) *de vitiosis argumentationibus*, er hätte aber noch eher von einer magna *dissimilitudo* sprechen dürfen; hier, wie überall, hat er mit Andern mehr auf die Ähnlichkeit im Kleinen, als die Verschiedenheit im Großen geachtet. Zehn loci der *amplificatio* (*adaugendi criminis causa*) zählt der Auct. ad Her. auf. Die *Inventio* faßt fünfzehn unter abweichenden Namen (*indignatio*) zusammen; von der *commiseratio* gibt der Auct. ohne zu zählen, die häufigsten Formen an, die *Inventio* kennt sechszehn loci der *conquestio*.

Auch über das *deliberativum genus* gehen die Bestimmungen beyder Bücher weit aus einander. Im frühern zerfällt es in *pars tuta et honesta*, die *pars tuta* wieder in *vis* und *dolus*, die *pars honesta* in *rectum* und *laudabile*, d. h. das Gute an und für sich, und das als solches anerkannte. Hierzu kommt die Bemerkung: *hoc* (das *laudabile*) *non eo separavimus, quod partes, quae subiciuntur sub vocabulum recti hanc honestam commemorationem non dare soleant, sed quod, quom ex recto laudabile nascatur, tamen in dicendo seorsum tractandum est hoc nb illo* *). Das

rectum enthält die vier *virtutes*: *prudentia*, *iustitia*, *fortitudo*, *modestia*, das *laudabile* hat keine eigenen *species*. In der *Inventio* werden die *res expetendae* unterschieden, je nachdem sie um ihrer selbst willen zu suchen sind, wie *virtus*, oder zu etwas Edlerem dienlich sind, wie *pecunia*, oder aus beyden Beweggründen gesucht werden können, wie *amicitia* und *gloria*. Die *virtus* ist eingetheilt in *prudentia*, *iustitia*, *fortitudo*, *temperantia*. Nicht nur das Gegentheil dieser Tugenden findet hier eine Berücksichtigung, sondern auch ihre Ausartung in verwandte Fehler; letztere hat der Auctor ad Her. übergangen, denn III, §. 6 ist nicht zu vergleichen mit dem Inv. II, 165 Gesagten. Die *utilitas* betrifft das *corpus* oder *res extraneae* und theilt sie in *incolumitas* und *potentia*. Bey der Berathung wird eine *necessitas cum adiunctione* angenommen, d. h. mit einer Bedingung, unter welcher die Nothwendigkeit wegfällt, z. B. *neesse est Cassilineses se dedere Hannibali, nisi malint fame perire*; den Ausschlag geben die *honestas*, *incolumitas*, *commoditas*, je nach der größeren Bedeutung, welche ihnen eingeräumt wird. Zugleich kommt hier die *affectio*, d. h. eine relative Beschaffenheit der Umstände und Gesinnung in Betracht, die das allgemeine Gesetz für den besondern Fall aufhebt. Von dem Allen enthält das ältere Lehrbuch nichts. Ueber das *demonstrativum* endlich spricht die *Inventio* nur in wenigen Zeilen, über das *deliberativum* aber ist die Darstellung viel ausführlicher *) als bey dem Auct. ad Her.

Das also, was für die *Inventio* und mehr als die zwey ersten Bücher der *Rhetorica ad Herennium* η *τρόπος τοῦ πράγματος* ist, erhält in beyden Werken eine durchgehends verschiedene Behandlung, und es stimmt weder der Inhalt im Allge-

theils nach den Lesarten der besten Handschriften, theils nach Conjectur geschrieben werden zu müssen.

*) Sehr flüchtig ist also die Angabe von Schüz l. c. „in genere *deliberativo* ac *demonstrativo* Cicero de Inv. II, c. 51 — 59 fere brevior est Herenniano III, c. 2 — 9.“

*) So scheint diese noch bey Kloss schadhafte Stelle

meinen, noch die Fassung im Einzelnen überein. Nur wenige Punkte der reprehensio vitiosae argumentationis und der amplificatio durch loci communes, so wie einige Beispiele zu den constitutiones verrathen ein Uebertragen aus dem einen ins andere. Desto auffallender ist die oft buchstäbliche, durch lange Sätze fortgeführte Einstimmigkeit in den ersten Abschnitten, welche die allgemeinsten Definitionen, dann die Lehre vom Eingang und von der Erzählung betreffen. Hier vergleiche man Her. I, §. 2 mit Inv. I, §. 7; Her. I, 3 mit Inv. I, 9; Her. I, 8 mit Inv. I, 22; Her. I, 9 mit Inv. I, 23; Her. I, 10 mit Inv. I, 25; Her. I, 11 mit Inv. I, 26; Her. I, 12 mit Inv. I, 27; Her. I, 13 mit Inv. I, 27; Her. I, 14 mit Inv. I, 28; Her. I, 15 mit Inv. I, 29; Her. I, 17 mit Inv. I, 31, um eine Concordanz zu entdecken, welche wenigstens durch die Annahme eines gemeinsamen griechischen Vorbildes nicht erklärt werden kann *). Nicht zu verkennen ist ferner die Beziehung auf das ältere Werk in Inv. I, 10, 20, 21, 23, 24, 28, 29 = Her. I, 18, 15, 6, 7, 23, 24, 15, 15. Wer mit diesen Proben auszureichen wählte, konnte sich leicht der Vorstellung hingeben, daß, um Burmanns Ausspruch anzuwenden, welcher die Inventio für das früher geschriebene Werk hielt **), „infinita in his loca sunt, quae iisdem fere verbis auctor est

imitatus vel descripsit ex libris de Inventione“ (Pr. XXIII) oder mit van Heusde (Disquis. de Ael. Stilone p. 98) ausrufen: „pudeat affirmare praecepta sua Ciceronem adeo servilem in modum ex alienis fontibus desumsisse. Fast möchte man zu der Annahme sich gedrängt glauben, der junge Cicero habe selbst ein früheres Werk stellersweise copirt, um ihn nicht zum Plagiator zu machen, wenn nicht die totale Differenz des Hauptsächlichsten in beyden Lehrbüchern, verbunden mit der in den ersten Worten des Auctor ad Her. erhaltenen Andeutung reifern Alters nöthigte, die Identität des Verfassers ganz fallen zu lassen, um so mehr, als es unbegreiflich wäre, wie Cicero von einem solchen Jugendwerk da ganz schweigen konnte, wo er doch der Inventio *) als eines Versuches früherer Jahre gedenkt. Auch Quintilian mußte eine solche Schrift Cicero's kennen, wenn sie zu seiner Zeit schon den großen Namen an der Stirn führte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Doch übergeht der Auctor ad Her. die Unterscheidungen von materia, quaestio etc. In Bezug auf die genera causae hat er noch keine Fünftheilung, welche von Cicero und Quintilian angenommen, aber gewiß nicht so richtig ist als die in honestum, turpe, dubium, humile; das hinzugefügte obscurum bildet ja keine ethische, sondern nur technische Differenz, vielmehr ist, indem alle übrigen Gattungen es zulassen, seine Aufzählung sogar ein logischer Fehler gegen die partitio.

**) Burmann erklärt sich hieraus zugleich das Schweigen des Auctor über Cicero, Praef. XXXV, wo er unter manchem Andern, was seine Gedankenlosigkeit und Unkenntniß der von ihm edirten Rhetorica hinreichend beweist, auch die Bemerkung

macht: „nisi dicamus, Ciceronis mentionem dissimulasse hunc scriptorem, quia illius de inventione libros passim descripsit.“

*) Was Cicero selbst darüber urtheilt: quae pueris aut adolescentulis nobis ex commentariolis nostris inchoata ac rudia exciderunt (de Or. I, §. 5) schließt das zu Ende gebrachte opus Herennianum aus; das Prädikat rudia mag Wiederholungen betreffen, wie Inv. II, 65 sqq. = II, 160 sqq.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. Mai.

Nro. 61.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt
omnia.

(Fortsetzung.)

Ist also Cicero nicht der auctor ad Herennium, wer mag es denn sonst seyn?

Hierüber ist eine Menge von Vermuthungen, die zum Theil alles Gehalt des ermangelt, vorgebracht worden. Die abenteuerlichste machte den Timolaus, einen Zeitgenossen der Zenobia, zum Verfasser dieser Rhetorik; man dachte ferner an den Verginius Rufus, wohl der drey status wegen, die Quintilian (III, 6, 44) in seinem Lehrbuch fand; an L. Cornificius, welcher den Brutus als Mörder Caesars verflachte; an die beyden Freygelassenen Cicero's Laurea und Tiro, bloß weil beyde auch für rhetores galten, ohne daran zu stoßen, daß sie ihres Patrons mit keiner Sylbe erwähnen, oder gar an den jüngern Cicero selbst; dann wieder an M. Gallio, weil eine alte Handschrift des Werkes in der Palatina den Titel führte: M. Gallionis Rhet. ad C. Herennium liber primus. Da aber Gallio ausgestrichen und Cicero an die Stelle gebracht ist, kann man, abgesehen von der innern Unwahrscheinlichkeit — denn der Auctor in seiner großen Einfachheit stimmt schlecht zu den tinnitus Gallionis bey Tacit. de claris oratoribus, c. 26 — darin nur einen Schreibfehler erkennen. Es war am leichtesten, auf Cornificius, an welchen mehrere Briefe Cicero's gerichtet sind, zu verfallen (ad Fam. XII, 17 — 30), dessen Lehrbuch, namentlich der Theil über die Figuren von Quintilian, öfter citirt wird;

in jenen Briefen tritt nämlich eine offenbare Berücksichtigung seiner rhetorischen Studien hervor. Aber soll man glauben, daß Cicero die Schrift eines Coetanen und Kameraden plünderte? Diese Schwierigkeit hob Schüz hervor, der sich deshalb um einen andern Verfasser umthat; er meinte, in dem schon oben erwähnten Gniphos den rechten Mann gefunden zu haben; was er indeß anführt, um seiner Hypothese Geltung zu verschaffen, kann von jedem bedeutenden Lehrer der Eloquenz mit gleichem Recht behauptet werden: wir meinen die von Sueton dem Gniphos ertheilten Prädikate ingenii magni, memoriae singularis, non minus Graee quam Latine doctus, comi facilique natura u. dgl., so daß man nicht wohl von einer geistreichen Durchführung dieser Hypothese, welche neben allen übrigen immer einen sehr ehrenvollen Platz behaupten werde, mit Westermann sprechen darf, um so weniger, als dieser (Geschichte der Beredsamkeit in Griechenland und Rom II, p. 188) selbst zugibt, daß jene Bezeichnungen nicht speciell genug seyen. Es schwebte aber Schüz die Idee vor, der Auctor müsse Cicero's Lehrer gewesen seyn, und das eigentliche Motiv zu seiner Vermuthung gaben gewiß die Worte Sueton's: scholam eius claros quoque viros frequentasse aiunt, in his M. Ciceronem, etiam quum praetura fungeretur. Dieselbe Voraussetzung liegt der Conjectur van Heusde's zu Grunde, welcher in seiner Monographie: Disquisitio de L. Aelio Stilone Ciceronis in rhetoricis magistro, Rhetoricorum ad Herennium, ut videtur, auctore, dem genannten Rhetor und Grammatiker die Schrift vindicirt. Beyde Annahmen werden schon durch den

Vorwurf der Impietät gegen einen Lehrer, die für Cicero daraus hervorginge, zu Fall gebracht; wir erinnern an die schon oben ausgeschriebene Stelle Inv. I, 16, wo denjenigen, welche den Hermagoras wegen der Einführung des vierten status (der *translatio*) tadelten, *invidia* und *obrectatio* beygelegt wird. Das trifft aber den Auctor ad Her. I, 18. Eine so grobe Unschicklichkeit wird man dem Cicero nicht zutrauen: mithin ist der Auctor nicht auch sein Lehrer gewesen.

Daß aber das *opus Herennianum* dem Cicero vollendet vorlag, ist nicht, wie Bernhardt lat. Literaturgesch. 622 urtheilt, „eine von Westermann übel begründete Darstellung,“ vielmehr kann gar nichts anderes möglich seyn, da nur so die oben berührte buchstäbliche Uebereinstimmung an den vielen Stellen erklärlich ist. Auf die von dem Auctor eingeführte von Cicero ohne Nennung des Vorgängers benutzte Methode der *insinuatio* haben schon Andere aufmerksam gemacht. Es entsteht daraus für Burmann und die, welche etwa noch ihm beypflichten, das Dilemma, den Verfasser des ältern Buches für einen lügenhaften Prahler zu erklären, oder die Priorität anzuerkennen. Van Heusde hilft sich mit der Unterstellung, Cicero habe die *Dictate* seines Lehrers ohne dessen Vorwissen und früher als dieser selbst herauszugeben angefangen, dann jedoch sey er durch das Erscheinen der *Stilonischen Rhetorik* bestimmt worden, sein Unternehmen aufzugeben — *recusasse quominus pertexeret atque absolveret rhetorica sua, quarum edita pars tam manifesta Aelianae disciplinae vestigia tantamque cum Aelianis recens editis similitudinem proderet.* Hier ist also der wesentliche oben dargelegte Unterschied beyder Schriften übersehen, indem die Meinung obwaltet, die Differenz sey hauptsächlich eine formelle*).

*) Tum in librorum forma ac ratione, tum praecipue in praeceptorum atque argumentorum expositione magnum inter utrumque auctorem discrimen animadvertitur; quoad enim artis angustiae patiuntur, in Cicerone magna rerum varietas, compta et copiosa oratio, in Herenniano vero

Die hier fingirte Entstehungsweise kann eben darum die vorhin erwähnte Schwierigkeit, welche Cicero's Stillschweigen über die von ihm angewandte Form der *insinuatio* verursacht, nicht beseitigen, weil er das *opus Herennianum* nicht vor dessen Herausgabe kannte.

Noch ist zu erwähnen, daß Hand (in seinem Artikel „Cicero“ in Ersch und Grubers Encyclopädie) aus einer ältern lateinischen Quelle beyde Bücher ableiten wollte. Dagegen sträubt sich aber die ausdrückliche Erklärung des Auctor in IV, 10, welche ungeachtet Hands Widerspruch jeden Vorgang eines Lateiners aufhebt, er kennt hier, wie I, 1, nur griechische Vorgänger. Wir brauchen nicht zu bemerken, daß hier abermals derselbe Mißgriff begangen ist, indem für wesentlich divergirende Schriften eine gemeinsame Grundlage gar nicht existiren kann. So wenig als dieß angeht, darf mit Bernhardt Hermagoras als der bezeichnet werden, dessen Rhetorik vom Auctor ad Her. und von Cicero nur mit ungleicher Gewandtheit des Ausdrucks ins Lateinische übertragen worden sey. Nur bey Cicero ist eine starke Benutzung des griechischen Theoretikers nachzuweisen, besonders da er an einigen Stellen die Abweichung von Hermagoras ausführlich zu rechtfertigen sich bemüht, was er, im Fall sein System selbstständig wäre, nicht nöthig gehabt hätte. Der Auctor aber könnte eher in seinem gegen die Griechen I, 1 ausgesprochenen Tadel „*illi ne parum multa scisse viderentur, ea conquisierunt, quae nihil attinebant, ut ars difficilior cognitu putaretur*“ gerade jenen im Sinn gehabt haben.

Den schon angeführten Namen der angeblichen Verfasser fügen wir keinen neuen hinzu, wohl aber eine neue Person. Es kömmt nämlich hier Alles darauf an, daß von Quintilian's Citationen der rechte Gebrauch gemacht werde. Quintilian hat unter dem Namen des Cornificius mehrere Stellen, die in der Herennianischen Rhetorik vorkommen, ci-

doctore inornata et subinde languida dictio, diversorum (?) fontium penuria, scholastica rerum pertractatio. Van Heusde l. c. 101. —

sirt. Darunter ist die wichtigste V, 10, 2 besprochen, welche man mit der Angabe des Auctor, daß er den Figuren zuerst lateinische Namen gegeben, zusammenhalten muß. Nun sagt Quintilian, indem er von der Form der Beweisführung handelt: plures — inuenies in ea opinione, ut id demum, quod pugna constat, enthymema accipi velint, et ideo illud Cornificius contrarium appellat. Das ist ganz richtig auf IV, 25 bezogen worden: contrarium est, quod ex rebus diversis (hier = contrariis) duabus alteram breuiter et facile confirmat, hoc pacto: nam qui suis rationibus inimicus fuerit semper, eum quomodo alienis rebus amicum fore speres? Hat also der Auctor zuerst die ἐναντιότης (d. h. die sumpta ex aduerso probatio) mit contrarium übersetzt und führt ihn Quintilian deshalb an, und dieß unter dem Namen Cornificius, so ist es gewiß eine natürliche Folgerung, daß dieser und der Auctor eine und dieselbe Person sind. Merkwürdig ist ferner die Uebereinstimmung in dem Besspiel der gradatio, IV, 34, welches Quintilian (IX, 3, 54) mit den Worten wiederholt: sint tamen et Latina (vorher geht nämlich eine Uebersetzung von Demosthenes pro Corona 288 ed. R.) Africano virtutem industria, virtus gloriam, gloria aemulos comparavit. Wäre dieß Besspiel nicht bloß von Quintilian benützt worden, sondern auch sonst überliefert gewesen, hätte sich schwerlich die unregelmäßige Wortstellung virtutem industria, virtus gloriam statt industria virtutem, virtus gloriam erhalten, die in den bessern Handschriften des Auctor ebenfalls zu finden ist. Ebenso harmonirt Quint. IX, 3, 31 mit IV, 20 in der Auslassung des unnützen und störenden Zusatzes in Italia, welches nur geringere codd. beybehalten *). Im Quint. IX, 3, 98 werden auf einmal zehn Abschnitte des Lehrbuchs bezeichnet, wo er bemerkt: adiicit his Caecilius περίφραση, de qua dixi, Cornificius interrogationem, ratiocinationem, subiectionem, transitionem, occultationem, praeterea sententiam, membrum, articulum, interpretationem, conclusionem,

*) In beyden Stellen hat Klotz der minder urkundlichen Vulgata den Vorzug gegeben.

quorum priora alterius sunt schemata, sequentia schemata omnino non sunt. Mit Benutzung dieser Stelle hat Spalding l. c. richtig im Auctor. ad Her. IV, 37 occultatio für occupatio zu schreiben vorgeschlagen; die ganze Beschreibung der Figur paßt dort nur auf die occultatio und occupatio ist unverständlich; demungeachtet stützt sich darauf Marius Mattius (Opinionum lib. III, p. 182) in seiner bornirten Kritik von Riccobonus Ansicht, der sich für Cornificius erklärt hatte. Mit größerem Schein berief sich Mattius auf Quint. IX, 3, 69 sqq. aliter quoque voces aut eadem diversa in significatione ponuntur aut productione tantum vel correptione mutatae, quod etiam in iocis frigidum equidem tradi inter praecepta miror; eorumque exempla vitandi potius quam imitandi gratia pono: 'amari incundum est, si curetur, ne quid insit amari' 'avium dulcedo ad advium ducit', et apud Ovidium ludentem 'enr ego non dicam, Furia, te furiam?' Cornificius hanc traductionem vocat videlicet alterius intellectus ad alterum. Hier ist bey Quintilian ein kleines Versehen untergelaufen: das Besspiel avium dulcedo etc. steht nicht bey der traductio (§. 20), sondern bey der adnominatio (§. 29), der Auctor hat daher auch nicht, wie Quintilian zu glauben scheint, die Eigenthümlichkeit der adnominatio auch der traductio beygelegt; aber es kam ihm für seinen Zweck auch nicht auf genaue Terminologie an, er wollte nur gegen den Gebrauch solcher Spielereyen sprechen *). Endlich kommt noch Qu. IX, 2, 27 in Betracht: quod idem dictum sit de oratione libera, quam Cornificius licentiam vocat, Graeci παράφραση, welche Stelle Jul. Rufinianus p. 36 ed. Capperon. wiederholt; was darüber M. Mattius vorbringt, verdient gar keine Widerlegung.

Wie wäre es möglich, daß Quintilian statt alle diese Besspiele und Terminologien aus der ur-

*) Quintilian bedachte bey seinem Tadel nicht, daß der Auctor selbst IV, 10 einen großen Unterschied zwischen Schulübungen und wirklicher Staats- oder Privatrede statuirte, auch nicht, daß Cicero häufig Wortspiele anbringt.

sprünglichen heute noch vorhandenen Quelle zu schöpfen; einer Quelle, welche, wie sie im Mittelalter in einer Menge von Handschriften verbreitet war, auch zu seiner Zeit nicht verborgen seyn konnte; immer nur aus einer abgeleiteten zog, nämlich aus dem Cornificius, der Schükens Gnipho ausschrieb, um dann spurlos zu verschwinden? Würde irgend etwas von Quintilian oder sonst einem Schriftsteller aus Cornificius citirt, was im Auctor. ad Her. nachzuweisen nicht möglich wäre, so hätten wir Grund genug, Bedenken zu fassen; aber was M. Mattius für abweichend erklärte und Burmann als solches vorzeitig annahm, hat sich bey näherer Betrachtung als irrelevant herausgestellt. Ist es aber undenkbar, daß Quintilian nach dem Plagiator griff, während ihm das Original offen stand, so wird man auch diese fingirte Vermittlung aufgeben müssen und nicht länger zweifeln dürfen, daß eben Cornificius der Verfasser dieser Rhetorik ist.

Aber dieser war ja Cicero's Jugendfreund, und sein Werk sollte von jenem compilirt worden seyn? Allerdings eine unübersteigliche Schwierigkeit; so scheint es wenigstens, da Niemanden eingefallen ist, daß jener Freund einen Vater haben mußte, welchem mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit die Abfassung des Werkes zugeschrieben wird, als seinem Sohn oder Enkel. Dieser Vater kann mit dem D. Cornificius identisch seyn, welchen Cicero als Richter im Prozeß des Verres erwähnt, Verr. Act. I, 30.

Gewiß ist der Einwand nicht von besonderem Gewicht, daß aus der Wiederholung der Beispiele kein Schluß auf Quintilian's Kenntniß des Buches selbst zu ziehen gestattet sey, weil dergleichen aus einer Rhetorik in die andere übertragen zu werden pflegten. Die Bemerkung ist an sich richtig, leidet aber auf die vorliegende Frage keine Anwendung; man hat den eigenthümlichen Umstand übersehen, daß der Auctor seine Beispiele selbst machte, nicht anderswoher entlehnte *); übrigens gibt hier mehr

die Uebereinstimmung der citirten Kunstausdrücke als der Exempel den Ausschlag. Bezweifelt vollends ist die Ausflucht von Schük (Prol. XLI), Quintilian könne sich in der Person des Verfassers geirrt und so gut Priscian (im 6. Jahrhundert!) in der Meinung stand, das Werk gehöre dem Cicero, im Cornificius demselben einen pseudonymen Autor gegeben haben. Wie viel natürlicher darf man annehmen, daß zu Quintilians Zeit, d. h. nicht viel über ein Säculum nach der Abfassung des Buches über den wahren Ursprung gar keinen Zweifel obwaltete?

(Schluß folgt.)

für wenige apophthegmata gelten, und wo Cornificius selbst durch eine einleitende Phrase (at si quis dicat, vgl. IV, §. 43) die Entlehnung andeutet. Sonst ist das über IV, §. 49, 65 Gesagte irrig, die Citate aus Curio und Crassus aber beweisen nichts. Uebrigens besreyt dieß Verfahren eigene Beispiele zu geben den Cornificius von dem Vorwurf, ein unpraktisches Lehrbuch geschrieben zu haben, welcher ihm noch neuerdings gemacht worden ist. Gerade durch die Rücksicht auf das Praktische zeichnet er sich vor allen Rhetoren aus. Eher nimmt die Inventio, namentlich im ersten Buch, den Standpunkt einer „dürren Topik“ ein. Eben so ungegründet ist der Tadel, daß seine Literaturkenntniß dürftig sey; wie will man das daraus schließen, daß er einige ältere Schriftsteller nur darum citirt, um das als Fehlerhaft Bezeichnete mit Beispielen zu belegen? Noch weniger kann seine Kenntniß der griechischen Literatur ermessen werden, da er alles nicht unmittelbar zur Sache Gehörige streng ausschied. Dieß gegen Bernhardt's lat. Literaturgesch. p. 57, 622.

*) Ellendt's Behauptung (Brev. eloquentiae Romanae ante Caesarem historia. p. 41), es sey hier Eigenes mit Fremdem gemischt, kann höchstens

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. Mai.

Nro. 62.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.



1. Ausgewählte Reden des Demosthenes zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Albert Doberenz, Professor am herzogl. Gymnasium zu Hildburghausen. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. kl. 8. Zweytes Heft: Die erste und zweyte Philippische Rede, 1849, VIII u. 72. S. Drittes Heft: Die Rede über die Angelegenheiten im Chersones und die dritte Philippische Rede, 1851, X u. 86 S.
2. Demosthenes' Werke. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, kl. 8. Zweyter Theil: Erste Rede gegen Philippus, Rede über den Frieden, zweyte Rede gegen Philippus, 1851. 108 S.
3. Demosthenis orationes Philippicae novem. In usum scholarum denuo edidit Fridericus Franke. Lipsiae sumptibus Fr. Brandstetteri. 1850. VIII u. 295 S. 8.
4. Ausgewählte Reden des Demosthenes. Erklärt von Anton Westermann. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 8. Erstes Bändchen: (I—III.) Olynthische Reden. (IV.) Erste Rede gegen Philippus. (V.) Rede vom Frieden. (VI.) Zweyte Rede gegen Philippus. (VIII.) Rede über die Angelegenheiten im Chersonesos. (IX.) Dritte Rede gegen Philippus.

1851. XXX u. 169 S. Zweytes Bändchen: (XVIII.) Rede vom Kranze. (XX.) Rede gegen Leptines. 1850. 218 S.

Erster Artikel.

Die hier zusammengestellten Bearbeitungen Demosthenischer Reden sind mit Ausnahme der unter Nummer 2. aufgeführten Uebersetzung zum Schulgebrauche bestimmt. Wenn in dieser Beziehung überhaupt in den letzten Jahren viel geschehen ist, so ist es ganz besonders bey Demosthenes der Fall. Franke brach mit der ersten Auflage seiner Bearbeitung der Philippischen Reden die Bahn; er führte die Erklärung auf das geeignete Maß zurück, und beseitigte manchen eingewurzelten Irrthum, wobey ihm der Umstand zu Statten kam, daß inzwischen die Zürcher Herausgeber den Text strenger nach der besten Pariser Handschrift (Z) verbessert hatten. Er behielt noch die in den früheren Ausgaben durchaus gebrauchte lateinische Sprache in den Noten bey, während Doberenz zuerst die deutsche Sprache einführte, für welche sich, was Schulausgaben betrifft, die neuere Zeit überhaupt entschieden hat. Er beschränkte die Anmerkungen noch mehr, und gab ihnen die specielle Bestimmung, die Schüler zu einer fleißigen Vorbereitung anzuleiten und anzuhalten; Westermann gab dagegen seinen Erläuterungen besonders in sachlicher Beziehung eine größere Ausdehnung, wie es der Plan der Sammlung, welchem seine Ausgabe angehört, erforderte. In der Worterklärung treffen, wie wir sehen werden, diese Bearbeitungen größtentheils überein, wenn schon in die-

XXXIV. 62

fer Hinsicht nicht durchaus das Richtige getroffen zu seyn scheint.

1. Das erste Heft der Doberenz'schen Ausgabe, welches die drey olynthischen Reden enthält, hat Ref. schon früher (s. Gel. Anzeigen 1849 Nr. 49 f.) besprochen, so daß die Einrichtung derselben im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden darf. Die Ausstellungen, welche dort in Betreff einer oft ungeeigneten Anwendung der Frage gemacht worden sind, gelten eben so für das zweyte Heft, welches dem Hrn. Rector Wunder in Grimma gewidmet ist, da bey diesem, nach der Vorrede, die von dem Ref. und Anderen gemachten Bemerkungen nicht mehr benutzt werden konnten. Bey dem dritten Bändchen, welches Hrn. Professor Westermann gewidmet ist, ist das Bestreben sichtbar, den eben erwähnten Uebelstand zu beseitigen, was auch größtentheils, doch nicht ganz und gar, gelungen ist. So findet sich noch S. 13. „*αἰ* ist entgegengesetzt?“ S. 26. „Laurium lag?“ wo eben so gut geschrieben werden konnte: „Wo lag Laurium?“ und S. 27. „Es ist?“ Diese in's Undeutsche verfallende Kürze ist um so auffällender, da sonst der Raum nicht besonders gespart, und namentlich mit jeder Bemerkung eine neue Zeile angefangen ist, was in dem ersten Hefte nicht der Fall ist. Eine andere Ausstellung, die Ref. bey der Besprechung des ersten Heftes zu machen hatte, muß hier um so mehr wiederholt werden, als die Sache durch Weglassung eines Zusatzes, welcher auf das Richtige hinführte, noch verschlimmert erscheint. Man liest nämlich im ersten Hefte S. 17: „*εἴ*“ also, d. h. wenn sich dieß so verhält. Wie hier, steht *εἴ* häufig an der Spitze von Gedanken, die Unwillen enthalten*.“ Hier paßt der Zusatz offenbar nicht zu der angegebenen Bedeutung des Wortes *εἴ*. Wenn aber Heft III, S. 21 der Widerspruch gelöst ist, daß es bloß heißt: „*εἴ*“ also, d. i. wenn sich dieß so verhält,“ und S. 38 (zu §. 68 der Rede de Chers.): „*εἴ*: weil sie keine Ruhe halten können,“ so ist offenbar gerade das Falsche stehen geblie-

ben, da in solchen Stellen *εἴ* offenbar unserm „und da“ oder „trotz dem“ entspricht, eine Bedeutung, die Hr. Doberenz mit Unrecht auf die Frage zu beschränken scheint, was freylich auch von Franke zu Olynth. I. §. 24 geschehen ist, der auch zu der letzteren Stelle nur Folgendes bemerkt hat: „*εἴ*, tum; rebus sic se habentibus (quod quiescere nequeant), V. ad 1, 24.“ Westermann hat zu dieser Stelle gar nichts bemerkt; Jacobs übersetzt: „Ganz auf verschiedene Weise sehe ich einige Eurer Redner in Rücksicht auf Euch und sich selbst urtheilen; Euch fordern sie auf Ruhe zu halten, auch wenn man Euch Unrecht thut; sie selbst aber können bey Euch keine Ruhe halten, auch wenn Niemand sie kränkt. Dann tritt wohl einer auf und sagt: „Du willst ja keinen Vorschlag thun und Dich keiner Gefahr bloß stellen. Du bist feig und schlaff.“ Gegen das dem Griechischen ganz entsprechende „dann“ ist nichts einzuwenden; es fragt sich aber nur, in welchem Verhältnisse die Sätze zu einander stehen. Mir scheint Demosthenes nicht eine Folge von dem unruhigen Wesen jener Redner angeben zu wollen, sondern vielmehr einen Widerspruch damit, daß sie die Athener immer auffordern, Ruhe zu halten. Ich würde daher etwa so übersetzen: „Da tritt wohl gar einer auf“ u. s. w.

Da Ref. schon früher (s. oben) dem Zwecke dieser Ausgaben Demosthenischer Reden und der Art und Weise, wie derselbe angestrebt und in der Hauptsache erreicht worden ist, die verdiente Anerkennung gezollt hat, erlaubt er sich hier nur das anzureihen, was er sonst in der Erklärung oder in der Form der Noten anders wünschte, indem er auch die übrigen Bearbeitungen, so weit es geeignet scheint, mit in das Auge faßt, wobey sich zeigen wird, daß in mehreren Punkten seine Ansicht von der hier allgemein vertretenen abweicht, so daß er sich genöthigt sieht, sich etwas ausführlicher darüber auszusprechen.

Zu der ersten Rede gegen Philippus §. 13 ist zuerst die Construction des mit *ὡς μὲν οὐδέ* beginnenden Satzes angegeben, und dann zu *ὡς ἐγνωκότων καὶ πεπεισμένων* bemerkt: „*ὡς* mit dem Particip ist eine sehr häufig vorkommende und be-

*) Eine etwas eigene Ausdrucksweise, die sich auch in den spätern Heften wiederholt.

kannte Verbindung, so wie auch das Verhältniß zwischen *ἔγνων*. und *πεπεισµ.* klar ist.“ Dergleichen Bemerkungen, wie sie auch sonst vorkommen, z. B. S. 23. „Die Bedeutung des Imperf. in Absichtssätzen ist einem Primaner bekannt,“ sind offenbar überflüssig. Zweckmäßiger wäre es gewesen, auf die Subjectivität der beyden Constructionen mit *ὡς* im Gegensatz zu denen mit *ὅτι* und *ἄτε* aufmerksam zu machen; im Uebrigen wären in solchen Fällen Fragen oder Verweisungen auf eine Grammatik geeigneter. Sonst sind mitunter Stellen aus Krüger's Grammatik angeführt; doch nicht immer so, daß sie den vorliegenden Fall dem Schüler gehörig deutlich machen. So heißt es zu §. 14, wo der Unterschied der Imperative *ἔπινατε* und *προλαύβατε* erklärt werden soll, der Imperativ des Präsens drücke ein „Zuständliches“ aus. Deutlicher haben Franke und Westermann bemerkt, daß das Präsens den dauernden Einfluß der vorgefaßten Meinung auf das Anhören der ganzen Rede bezeichne.

(Schluß folgt.)

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia.

(Schluß.)

Die Aufschrift, die dem Cicero das Werk beylegte, verdankt ihren Ursprung wahrscheinlich der Speculation eines Buchhändlers*), der dadurch den Abatz zu vergrößern suchte: neben der unvollendet gebliebenen Inventio konnte es dann als authentisches Supplement betrachtet werden; besonders das vierte Buch über die elocutio, welches schon vor Priscian in drey Theile geschieden wurde, daher denn auch die besten Handschriften trotz der ausdrücklichen Angabe des Verfassers sechs Bücher zählen. Vielleicht rührt aus der Kaiserzeit die Inter-

polation in I, §. 24 her: ergo in iudicium non venit (die deprecatio), at in senatum ad imperatorem (andere eodd. haben aut senatum imperatorem) et in consilium talis causa potest venire. Der imperator figurirt weder in II, 26 haec causa iudicialis fieri non potest, ut in libro primo ostendimus, sed quod potest vel ad senatum vel ad consilium venire, non visa est supersedenda, noch bey Cicero Inv. II, 105, wo diese Gattung der assumptiva charakterisirt wird als in senatu aut in consilio saepe tractanda, wohl aber bey Quintilian VII, 4, 18 in senatu vero et apud populum et apud principem — habet locum deprecatio, vgl. auch VII, 2, 20. Der Zusatz ad imperatorem oder, was wohl Solocicismus ist, ante imperatorem scheint daher aus dem Versuch entstanden zu seyn, die Theorie mit später eingetretenen Verhältnissen in Einklang zu bringen.

Ist einmal die von Manchen bezweifelte Bekanntschaft des Quintilian mit Cornificius erwiesen, wird man auch mehrere indirekte Beziehungen auf den Vorgänger eher als solche gelten lassen. Gelingenes anzuerkennen vermochte er nicht über sich zu gewinnen, z. B. das Verdienst der richtigern Zählung der status, absichtlich nannte er in solchen Fällen einen Autor nicht, welcher seinem Lehrbuch noch immer Eintrag thun konnte; mit der Inventio, als einem nicht vollendeten Werke, gegen das er überdies Cicero's eigenes Urtheil anzuführen im Stande war, hatte er leichteres Spiel. Nur in sehr oberflächlicher Weise gedenkt er der ersten Bücher des Cornificius, III, 1, 20 sqq., wo er nämlich über Cicero bemerkt hat, in seinem spätern rhetorischen Werke sey das Technische nicht genug berücksichtigt; um fernere Bearbeitung desselben unnöthig zu machen, fährt er mit den Worten fort: scripsit de eadem materia non pauca Cornificius. Auch betreffen alle direkten Anführungen nur das vierte Buch, indirekt aber wird, wie zum Theil schon andere vermuthet haben, noch Einiges tadelnd berührt. Dazu gehört die allerdings etwas mechanische Vorschrift, daß die enumeratio nicht über drey Theile hinausgehen dürfe (I, 17), Quintilian erinnert dagegen (IV, 5, 3): recta partitio se-

*) Eine frühe, aber sehr grobe, Interpolation I, 20 Tullius — Terentiae ist wohl aus dieser Absicht hervorgegangen.

quitur naturam ducem, adeo ut memoriae id maximum sit auxilium via dicendi non decedere; quapropter ne illos quidem probaverim, qui ventant ultra tres propositiones extendere, quae sine dubio si nimium sit multiplex, fugiet memoriam iudicis et turbabit intentionem; hoc tamen numero velut lege non est alliganda, cum possit causa plures desiderare. Wenn Cornificius die Deutlichkeit in der Erzählung unter andern dadurch erreicht glaubt, si ut quidque primum gestum erit, ita primum exponemus (I, 15), so wendet Quintilian (IV, 2, 83) ein: ne iis quidem accedo, qui semper eo putant ordine, quo quid actum sit, esse narrandum, sed eo malo narrare, quo expedit. In demselben Paragraph ließt man bey jenem: quo brevior, eo dilucidior et cognitu faciliior oratio erit; Quintilian scheint diese Behauptung im Auge zu haben IV, 2, 44, wo er vor der obscuritas, quae nimium corripientes omnia sequitur, warnt. In Betracht solcher Belege werden wir auch Qu. III, 6, 13 alii statum crediderunt primam eius, cum quo ageretur, deprecationem nicht aus Cic. de Inv. I, 13 sive constitutionem primam causae accusatoris confirmationem dixerit, sive defensoris primam deprecationem ableiten, sondern unmittelbar aus Cornificius I, 18.

Selbst Cicero deutet, wenn wir nicht sehr irren, mehreremale in den Büchern de Oratore auf diesen Vorgänger hin, allerdings nicht eben freundlich, siehe II, §. 10 nec vero te, carissime frater — rhetoricis nunc quibusdam libris, quos tu agrestes putas, insequor ut erudiam, ferner II, 117, 130, 201. III, 70, 75, 188, 209. Hier kann eine ähnliche Absicht, wie bey Quintilian bestanden haben, ein brauchbares Lehrbuch nicht nur durch tiefergehende und gefälligere Darstellung, sondern auch durch deutlich zur Schau getragene Geiringschätzung außer Credit zu setzen; daß es sich demungeachtet erhalten und wenn auch nicht unter dem wahren Namen des Verfassers auf unsere Zeit gekommen ist, spricht am besten für seine Tüchtigkeit.

Die Bestimmung der Chronologie ist von Schüz und Andern genügend dahin getroffen, daß, da

das jüngste in dem Werk berührte Ereigniß, der Tod des Sulpicius (IV, 31), in das Jahr 665 falle, man annehmen dürfe, es sey 666 erschienen. Eine Stelle kann indeß diese Feststellung zweifelhaft machen, IV, 68, wo offenbar Sulla gemeint ist in den Worten proficiscitur in Asiam deinde exul et hostis est dictus, post imperator, postremo est factus consul. So, wie Schüz es thut (XXII), sich über die dadurch entstehende Schwierigkeit hinauszusehen, wäre eben so leichtsinnig als unnütz; gründlicher geht van Heusde zu Werk, der (l. c. 108) darauf aufmerksam macht, es sey nicht bekannt, daß Sulla von den Marianern für exul erklärt wurde. Aber et exul fehlt auch gerade in den vorzüglichsten Handschriften. Es bleibt nichts übrig, als die Voraussetzung, eine zweyte Auflage oder wenigstens Nachlieferung von Exemplaren sey einige Zeit nach dem Erscheinen des Buches nöthig geworden, in welchem alsdann später Vorgefallenes zu einem Bepspiel verwandt werden konnte.

Das Verdienst der Texteskritik, welches Herr Professor Klotz bey dieser Recognition sich erworben hat, besteht vorzüglich in strengem Festhalten der überlieferten Lesarten vergleiche Anct. ad Her. I, §. 8, 11, 16, 18, 21, II, §. 5, 8, 16, 27, 34, 42, 46, III, §. 3, 4, 9, 11, 24, 27, 35, IV, §. 3, 7, 21, 26, 28, 37, 39, 42, 49; Inv. I, §. 2, 4, 30, 32, 39, 47, 62, 81, 101, II, §. 24, 68, 77, 92, 104, 115, 147, es fehlt aber auch nicht an entsprechenden Emendationen, wie Cornif. IV, 57 re enim vili carissimam et parva maximam. Näheres Eingehen auf die Fälle, über welche Ref. dem Hrn. Herausgeber nicht beypflichten kann, behält er sich für eine andere Gelegenheit vor.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. Mai.

Nro. 63.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

1. Ausgewählte Reden des Demosthenes.
2. Demosthenes Werke.
3. Demosthenis orationes Philippicae novem.
4. Ausgewählte Reden des Demosthenes.

(Schluß.)

Zu der dritten Rede gegen Philipp §. 9 sind zur Erklärung der Worte: *εἰ δὲ τις ταύτην εἰρήνην ὑπολαμβάνει* die Worte Krüger's angeführt: „Ohne Artikel erscheinen bey *οὗτος* nicht bloß Eigennamen, wenn auf gegenwärtige Personen oder Sachen hingewiesen wird. Hier ist der Nom. eig. Prädicat.“ Schon die Beyspiele bey Krüger §. 50 U. 22 konnten zeigen, daß diese Regel hierher nicht paßt, wo ja entschieden *εἰρήνην* prädicativ zu fassen ist. Hierher gehört vielmehr die Regel §. 51, 7, daß *οὗτος* eine gegebene Vorstellung eines Begriffs wiederholt, mit dem Beyspiele: *Τόρθε τὸν ἄνδρα, εἰ δὲ καὶ οὗτος ἀνὴρ, στεγασὸς ὁ δῆμος*. Jacobs hat die Stelle übersetzt: „Will aber einer das für Frieden halten,“ was zeigt, daß auf die strengere Congruenz des Geschlechts des Pronomens mit dem Prädicats-Substantiv, worauf es sich bezieht, im Griechischen hingewiesen werden konnte. — Ein schlimmes Versehen findet sich bey Anführung der Regel über den Fall, wo die Verba, die ausdrücken, daß etwas geschehen mußte oder erlaubt wäre, kein *ἄν* bey dem historischen Tempus haben, aus Buttman's Grammatik §. 139 U. 3, indem in den Worten: „der Grund ist, daß man dabey nicht

im Sinne hat *οὐ καὶ*“ das „nicht“ ausgelassen ist.

Auch in die Erklärung der *ἀντιδοσις* (zu Phil. I, §. 36) hat sich eine Unrichtigkeit eingeschlichen, indem es von dem Gesetze des Solon heißt: nach welchem der zu der Leistung ernannte einem andern, welchen er übergangen glaubte, ungeachtet derselbe eher als er die Leistung übernehmen konnte, die Liturgie zuschieben, oder, wenn dieser sie nicht annehmen wollte, einen Vermögenstausch zumuthen konnte, so daß nach geschעהner Umtauschung der Anbietende aus dem eingetauschten Vermögen die Liturgie leistete, oder der, welchem der Tausch angeboten worden war, nicht weiter zur Liturgie verpflichtet war.“ Sollen die letzten Worte sich auch auf den Fall der geschעהnen Umtauschung beziehen, so mußte es heißen: „aber oder und der,“ wie sich bey Böckh, Staatshaushalt der Athener Th. II, S. 123 der ersten Ausgabe wirklich findet; soll aber der Fall der Nichtannahme gemeint seyn, so mußte es heißen: „oder der, welcher den Tausch angeboten hatte,“ was freylich mit dem vorausgegangenen Zuschieben der Liturgie zusammen fallen würde.

Allzugroßes Streben nach Kürze hat in der Note: „*πάλιν*: erg. *ἐμβαίνειν*“ zu den Worten (§. 36 f.): *καὶ μετὰ ταῦτα ἐμβαίνειν τοὺς μετοίκους ἔδοξε . . εἴτ' αὐτοὺς πάλιν* irre geführt. Das Richtige findet sich bey Franke: „*εἴτ' αὐτοὺς πάλιν*] sc. *ἐμβαίνειν*. *Πάλιν* ad *ἔδοξε* sive ad *mutatam consilii rationem spectat*.“ Es sollte also heißen: „erg. *ἔδοξε ἐμβαίνειν*.“

aber gewiß, wenn ihr Flug sey, daß ihr nie sehen müßt, daß er euch hintergangen hat. Es gibt nun (um dieses zu vermeiden) verschiedene Schutzmittel, eines aber ist das beste, das Mißtrauen; dieses bewahret.“

In der Rede über die Angelegenheiten im Chersones §. 4 wird *ὡς ἄρα* erklärt: „daß ja,“ Franke bemerkt: „daß nämlich, daß ja, frequens in referendis aliorum sententiis.“ Damit ist aber die Bedeutung dieser Partikeln nicht klar gemacht. Die Ansicht Anderer an sich gibt *ὡς* an; steht aber noch *ἄρα* dabey, so wird dadurch angedeutet, daß der Sprechende nicht gleicher Meinung ist; es entspricht also unserm „daß am Ende gar,“ was sich so erklären läßt: „daß also, wenn man seiner Ansicht Glauben schenken soll.“ Die Bedeutung „ja“ hat *ἄρα* bey *εἰ*, denn „wenn ja“ ist so viel als: „wenn also das eintreten sollte, was ich nicht vermuthete.“ In ähnlicher Weise findet sich *ὡς ἄρα* unten §§. 57 und 73, und de cor. §§. 22 und 54. Ist aber diese Erklärung von *ὡς ἄρα* richtig, so ergibt sich daraus auch die Bedeutung des Folgenden *ἔστι δὲ*, wozu man gewöhnlich *εἰρήνην ἄγειν* ergänzt; es bedeutet dieß nämlich dann nichts anders als: „der wahre Sachverhalt ist aber“ u. s. w.

Zu *οἱ καθήμεροι* (§. 30) ist nicht mit Recht bemerkt: „καθῆσθαι, unthätig dastehen;“ denn wenn gleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß dieses Verbum bey Demosthenes öfters so gebraucht wird, wie unser „die Hände in den Schooß legen,“ so ist doch auch anzuerkennen, daß *οἱ καθήμεροι* öfters ohne den Nebenbegriff der Unthätigkeit die Zuhörenden im Gegensatz zu dem als Redner Auftretenden bezeichnet; und dieß ist hier der Fall, wie schon der Artikel andeutet. Vergl. dagegen Phil. I, 9.

Zum Schluß kann ich nicht umhin, die Schreibweise Mazedonien und Thrazien zu rügen, während Heft 3 S. IX, noch dazu neben Thrazien, sich Chalcidice findet. Dergleichen ist Schülern gegenüber nicht so leicht zu nehmen; es ist aber gewiß nicht zu billigen, wenn durch Vermittlung des lateinischen *c* für das griechische *χ* eingesetzt wird, daß ja ein ganz anderer Buchstabe ist, so daß man bey Mazedonien immer an *μάγα* denken muß. Will man die für das Lateinische jetzt übliche Aussprache auf das Deutsche übertragen, so behalte man das lateinische *c* bey; sonst steht es uns ja auch frey, das griechische *χ* beizubehalten, wie es in Nr. 4, und auch in Nr. 2 geschehen ist, wo freylich alle Namen in ihrer griechischen Gestalt erscheinen, was für uns in Athenä und Athenäer allerdings etwas auffallend ist.

Wenn ich bisher nur dasjenige angeführt habe, worin ich Hrn. Dobrenz nicht beypflichten kann, so fühle ich mich gedrungen, ehe ich weiter gehe, noch meine Anerkennung des auch in diesen beyden Heften Geleisteten auszusprechen. Sie sind nämlich mit gleichem Fleiße und gleicher Einsicht in die Bedürfnisse der Schüler als das erste Heft bearbeitet, und ich zweifle daher nicht, daß, wo sie gebraucht werden, die Einwirkung auf Gründlichkeit und Sicherheit der Vorbereitung sich bald kund geben wird.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. Mai.

Nro. 64.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede über die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit, gehalten in der allgemeinen Sitzung am 27. März 1852 zur Vorfeier des dreihundneunzigsten Stiftungstages der k. b. Akademie der Wissenschaften, von Friedrich Thiersch.

Die Feier des Stiftungstages unserer Akademie ruft auch diesmal die Erinnerung an den Zweck ihres Daseyns und an die Förderungen und Hemmnisse zurück, durch welche der Weg nach dem ihr vorgesteckten Ziele, das *Remum cognoscere causas*, ihr erleichtert oder erschwert wurde, zumal trotz allem Wechsel der äußeren Lage, das Innere der Dinge auch hier sich gleich geblieben ist.

Hervorgerufen wurde die Stiftung durch den Entschluß des besten und gesundesten Theiles des bayerischen Volkes, das Vaterland auf dem Wege der Wissenschaft und Bildung nicht länger hinter andern deutschen Stämmen zurückbleiben zu lassen, denen es bis in das sechzehnte Jahrhundert ebenbürtig gewesen oder vorangegangen war. Darum sehen wir die Hierden der Geistlichkeit und des Adels, die Kenedy, Braun, die Kreittmayr, Heimhausen mit den hervorragenden Männern der mittleren Stände, mit Lory und seinen Freunden zur Förderung des von diesem unternommenen Werkes treu und fest verbunden. In ihrem brieflichen Verkehr

von jenen Jahren, den das akademische Archiv als ein theueres Vermächtniß ihrer Gesinnung und Thätigkeit bewahrt, fühlt man den freudigen Enthusiasmus wehen, der ihre Herzen wie ein Frühlingshauch den Blüthensprossenden Hain durchathmet. Dagegen traten der Schöpfung der beginnenden Zeit die Vertheidiger der zu Grabe gehenden feindlich in den Weg, von denen auf dem Gebiete der Intelligenz, der Wissenschaft und des Unterrichts feste Bevormundung für heilsam, und die Emancipation von ihr für eine Gefährdung des Alten und des durch langen Besitz lieb gewordenen betrachtet wurde. So stark war ihr Einfluß selbst auf den einsichtsvollen und wohlwollenden Stifter der Akademie, den Churfürsten Maximilian Joseph, gesegneten Andenkens, daß, als er schon die Feder hielt, um die Stiftungsurkunde zu unterzeichnen, er sich noch gegen den Kanzler von Kreittmayr, der ihm das Document vorgelegt hatte, mit der Frage wendete, ob es nicht doch besser wäre, die Schriften der Akademiker zur Censur nicht, wie beantragt war, der Akademie selbst, sondern den frommen und gelehrten Vätern der Gesellschaft Jesu vorzulegen? Die Antwort des Kanzlers ist bekannt und bezeichnet den Mann: „Sollte das geschehen, so thäte churfürstliche Durchlaucht besser, von der Gründung einer Akademie der Wissenschaften ganz abzusehen,“ worauf der Churfürst unterschrieb.

Aber auch außer der Sphäre dieses principiellen Gegensatzes war die Meinung weit verbreitet, daß man neben jenem gelehrten und mächtigen Orden und den von ihm geleiteten Anstalten, den Gymna-

sien, Lyceen und der Landes-Universität, einer Akademie der Wissenschaften nicht bedürfe, daß in jenen Schulen für Wissenschaft und Unterricht schon längst auf das Zweckmäßigste gesorgt sey, daß die neue Anstalt nur als ein Luxus, ja als ein gefährlicher zu betrachten komme. Glaube und Charakter des Volkes würden mit den Ansichten erschüttert, unter deren Einfluß sie sich entwickelt und erhalten hätten.

Zwar die Furcht vor Bedrohung der Kirchlichkeit und Nationalität durch die Akademie hat sich längst zerstreut, und jede auch kirchliche Richtung ist in unserer Corporation zur Pflege der uns allen gemeinsamen Interessen höherer und gesunder wissenschaftlicher Forschung und Bildung vertreten; aber die Behauptung, welche jener Ansicht als ihr Wesen zu Grunde liegt, haben wir noch in der letzten Zeit gehört: daß man neben den Schulen und Universitäten die Akademie so wenig brauche, als neben den wissenschaftlichen Hülfsmitteln von diesen die mit der Akademie eng verbundenen wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, ja daß bey dem akademischen Hindrängen der Forschung auf das Abgezogene und Abgelegene der Dinge die praktische Richtung der Zeit, damit aber das von ihr bedingte öffentliche Wohl versäumt oder gefährdet werde. Im Grunde stehen wir hier der Weisheit gegenüber, welche die Alten eine *ἄμωσος σογία* nannten, weil sie die Wirkung ohne die Ursache für möglich hält und nach der Frucht begierig ist, ohne den Baum zu pflanzen, der sie trägt.

Schon auf dem Gebiet der äußeren Erscheinung genügt es nicht, das unmittelbar Greifbare und das der schlichten Wahrnehmung Zugängliche zu kennen, und kein vernünftiger Mensch tabelt das Teleskop oder das Mikroskop, jenes, weil es die dem unbewaffneten Auge unerreichbaren Welten und das Gesetz des Ganzen erschlossen hat, dieses, weil es die Natur des Organismus und seines Werdens, dadurch aber das Gesetz des Einzelnen zu erkennen anleitet.

Der menschliche Geist, welcher nach dem Dichter unter vielem Gewaltigen das Gewaltigste ist, äußert und offenbart gerade in jener das Innere der Dinge durchdringenden und dadurch das Äußere

sich unterwerfenden Thätigkeit seine Gewalt. — Die Wissenschaft ist seine Offenbarung und der aus ihr strömende Nutzen sein Triumph, jede Anstalt aber, die jene pflegt und diesen vermittelt, trägt eben darum ihre Berechtigung in sich selbst. Sie ist ein Glied in dem großen geistigen Organismus, der alle Völker und Länder, und zuletzt auch alle materiellen Interessen begreift und in Bewegung setzt:

„Mens agit mollem!“

Daran ist gegenüber der gemeinen Ansicht und ihrer usurpirten Gewalt überall, und zumal bey Veranlassungen, wie die gegenwärtige, zu erinnern, daß auf dem Gebiete des idealen Schaffens Forschung und Anwendung, Theorie und Praxis, als die nach Innen und nach Außen gerichteten Thätigkeiten eben so eng verbunden und so wenig ohne Tod lösbar sind, wie Geist und Körper. Es mag aber als ein günstiger Umstand betrachtet werden, wenn eine Anstalt, die jenen innern Nerus der Forschung und der Anwendung durch ihre Thätigkeit zu bewähren und zu vertreten hat, durch Beyspiele aus ihrer eigenen Mitte und durch die Thätigkeit der hervorragendsten ihrer Mitglieder Sinn und Belang des oben erwähnten Ausspruches auch denen vor die Augen stellen kann, welche dem concreten Fall zugänglicher sind, als der, wenn auch noch so sichern abstracten Behauptung.

Haben wir demnach bey unserer letzten Stiftungsfeyer mit Hinweisung auf die Arbeiten von Schimmering und Joseph von Baader von der praktischen Seite rein wissenschaftlicher Thätigkeit gesprochen, so kann es als eine Ergänzung jenes Vortrages betrachtet werden, wenn wir heute die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit in Erwägung ziehen und zu diesem Zwecke die Erinnerung an zwey unserer glorreichsten Mitglieder, Reichenbach und Fraunhofer feyern, die in fast gleicher Weise von der praktischen Seite zur wissenschaftlichen durchgedrungen und durch Vereinigung von beyden zu großen Resultaten und dauerndem Ruhme gelangt sind. Wir erfüllen dabey zugleich, wenn auch verspätet, die Pflicht dankbarer Ehrung ihres Verdienstes an dieser Stelle, und leiten auf das Zweckmäßigste die Verkündigung einer wissen-

schaftlich-technischen Anstalt ein, welche die Sorge unseres Monarchen und Beschützers für das öffentliche Wohl in diesen Tagen gegründet und mit der Akademie verbunden hat.

Georg v. Reichenbach wurde am 24. August 1772 zu Durlach geboren. Er war der Sohn eines Technikers, der wegen ungewöhnlicher Fähigkeit zum Oberstuckbohrmeister nach Mannheim berufen wurde und als Oberlieutenant bey der Artillerie in München gestorben ist. Dieser hat seinen Sohn in den frühesten Jahren in praktischer Thätigkeit geübt und dadurch jenen festen Grund zu seiner Bildung für Artillerie- und Geniewesen und zu jener Sicherheit gelegt, welche später ihm mit der Idee neuer Erfindungen zugleich Art und Mittel ihrer Ausführung in die Hand gab.

Als Knabe von 14 Jahren ward er in die Militärschule zu Mannheim aufgenommen, erwachte hier zu reger Thätigkeit, sah aber bald, daß zur Lösung höherer Aufgaben seines künftigen Berufes tiefere Studien der reinen Mathematik und Mechanik nöthig seyen, als die auf vier Jahre berechnete Anstalt gewähren konnte. Doch bot sich ihm Gelegenheit, bey der Gewandtheit seines Geistes und der frühreifen technischen Fertigkeit einige mechanische Arbeiten glücklich auszuführen und dadurch die Aufmerksamkeit des Grafen v. Rumford zu erregen, auf dessen Empfehlung der Churfürst Karl Theodor den achtzehnjährigen Jüngling nach Vollendung des Curses jener Studien zum Lieutenant bey der Artillerie erhob und in den Stand setzte, durch einen längern Aufenthalt in England sich für sein Fach des Weitern auszubilden ¹⁾.

1) Die Notizen über Reichenbachs Leben sind größten Theils aus einem Aufsatze über ihn gezogen, welcher sich im Regierungsblatte für das Königreich Bayern Jahrgang 1829 Nr. 5 S. 58 ff. aufgenommen findet. Der Verfasser ist nicht bekannt, aber ist auf jeden Fall ein mit den Sachen und Verhältnissen vollkommen vertrauter Mann. Das aus jener Schrift Genommene wurde aus andern Quellen, zum Theil aus mündlichen Mittheilungen seiner noch lebenden Angehörigen und Freunde und aus eigenen Erfahrungen ergänzt. — Die Er-

Dort war Reichenbach mitten unter den Wundern einer kolossalen Technik und Industrie, welche durch weise Benützung mächtiger Naturkräfte und sinnreiche mechanische Rüstzeuge in rascher Umschwung gesetzt ward, und fast jeden Tag auf dem Gebiete der Fabrication, des Maschinenbaues und der Schifffahrt mit neuen Erfindungen bezeichnete; aber auch die Instrumente und Arbeiten der Sternwarten, die Wissenschaft und Methode ihrer Vorsteher waren der Gegenstand seiner ernstesten Studien, und er kehrte nach drey Jahren mit dem Gefühl zurück, daß er Vieles gelernt und beobachtet, und daß, was er der Verbesserung und Ergänzung fähig oder bedürftig gefunden habe, nur durch Verbindung rein praktischer Versuche und rein wissenschaftlicher Forschung zu erzielen sey. Er wendete sich darum mit noch größerer Beharrlichkeit zu theoretischen Studien der Fächer seiner Neigung, der Mechanik und Astronomie, so weit es seine amtlichen Arbeiten und die

laubbis und Unterstützung zur Reise nach England erhielt Reichenbach vom Churfürsten Karl Theodor zunächst durch Vermittlung des Hofastronomen zu Mannheim, Abbé Barry, welcher den Grafen v. Rumford auf die Kenntnisse und Leistungen des Jünglings aufmerksam machte. Sie begann 1791 in seinem 19. Jahre, und endete 1793. Der Umstand, daß er schon damals die Hoffnungen und aufmunternde Theilnahme zweyer so bedeutender Männer, wie Rumford und Barry erregt hatte, zeigt, wie in früher Jugend seine hervorragende Begabung wahrgenommen und gewürdigt wurde. Es war nicht nur eine Reise zu seiner Belehrung, sondern in gewisser Hinsicht eine wissenschaftliche Entdeckungsreise nach England, da der schon damals begonnene unermessliche Fortschritt der Engländer in den Künsten der Eisenfabrication und des Maschinenbaues wie der Construction der Dampfmaschinen in Deutschland noch wenig bekannt war. Diesen lezten fand er Gelegenheit bey Watt gründlich kennen zu lernen, die Structure der astronomischen Maschinen besonders in Greenwich und Edinburgh. Sein reger und reich begabter Geist aber fand neben den Vorzügen des Neuentdeckenen, was er sah, überall auch dessen Unvollkommenheiten und die Möglichkeit, das Fehlende zu ergänzen oder das Mangelhafte zu verbessern.

Stürme des Krieges, in die er seit seiner Rückkehr nach der Heimath gezogen wurde, nur immer gestatteten.

Schon im Jahre 1796 ward er als Hauptmann bey der Artillerie durch seinen Beruf nach München geführt, und erwog die Gründung eines mechanischen Instituts, für dessen Bethätigung die Bedürfnisse jener Zeit und der Mangel an Mechanikern ein reiche Gelegenheit zu bieten schien²⁾.

(Fortsetzung folgt.)

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat May 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Geological Society in London:
Quarterly Journal. Vol. VIII. No. 29. Febr. I. 1852.
London 1852. 8.

Von der Royal Asiatic Society in London:
Journal. Vol. XIII. Part I. Vol. XIV. Part I. London
1851. 8.

Von der Institution of Civil Engineers in London:
Minutes of Proceedings. Session 1849/50, 50/51. Vol.
IX. X. Lond. 1850. 52. 8.

List of members of the Institution of civil engineers
1851. Lond. 1851. 8.

- 2) Anfangs hielt seine amtliche Pflicht ihn meist im Zeughause beschäftigt, aber außer dieser Sphäre trieb ihn die Entwicklung und Realisirung der großen Ideen, die er mitten unter seinen Studien und Beobachtungen in England gefaßt hatte. München hatte damals nicht eine einzige Anstalt zur Verrfertigung mathematischer Instrumente. Weder für die Forstkammer und andere technische Staatsanstalten, noch für die topographische Vermessung des Landes wurden in Bayern die Werkzeuge und Maschinen gefunden. Reichenbach begann damit, einige Winkel-Instrumente und Spiegel-Septanten für die Forstkammer mit Hilfe einer von ihm nach der überlieferten Methode gemachten Theilmaschine zu verfertigen.

Von dem Instituto historico e geographico Brasileiro
in Rio de Janeiro:

Revista trimensal de historia e geographia. Tom. 3.
No. 10. 11. 12. T. 4. No. 1. T. 5. No. 13 —
16. T. 6. No. 17 — 20. T. 14. No. 1 — 4. Rio
de Janeiro 1848 — 51. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in
Berlin:

Monatsberichte. Februar, März 1852: Berlin 1852. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXIV.
No. 5 — 13. Février, Mars 1852. Par. 1852. 4.

Von der Société de l'histoire de France in
Paris:

Bulletin. No. 2. 3. Febr. Mars 1852. Paris 1852. 8.

Von der Royal astronomical Society in London:

Memoires. Vol. XX. London 1851. 4.
Astronomical Society notices. Vol. XI. 1850. 1851.
London. 8.

Von Hrn. Maxime de Choiseul-Daillecourt
in Paris:

Parallèle historique de revolution d'Angleterre et de
France sous Jacques II. et Charles X. Paris
1851. 8.

Von Hrn. Jakob Geel, Direktor der Bibliothek
in Leiden:

Catalogus librorum manuscriptorum qui inde ab anno
1741 bibliothecae Lugduno Batavae accesserunt.
Lugd. Bat. 1852. 4.

Von der Geschichts- und Alterthumsforschenden Ge-
sellschaft des Osterlandes in Altenburg:

Mittheilungen. 3. Bd. III. Heft. Altenb. 1851. 8.

Von dem naturforschenden Verein in Bamberg:

Ueber das Wirken und Bestehen des Vereins. I. Be-
richt. Bamberg 1852. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und
Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fä-
cher. Bd. XXIV. Heft II. III. Februar, März.
Landau 1852. 8.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. Mai.

Nro. 65.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Die Herstellung besserer, an Umfang kleinerer, aber an Genauigkeit vorzüglicherer mecha-

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit ic.

(Fortsetzung.)

Sein reger und durch große Erfahrungen gereifter Geist war voll von Ideen neuer Erfindungen und Verbesserungen auf diesem Gebiet, und sein theoretisches Studium fand reiche Förderung durch den Rath und die Hülfe von Ulrich Schiegg, Mitglied unserer Akademie, einem genialen und gründlich gebildeten Mathematiker und Astronomen, dem bis zu seinem Tode Reichenbach dafür mit der größten Dankbarkeit zugethan geblieben ist³⁾.

3) Vergl. über ihn den Jahresbericht der k. Akademie der Wissenschaften vom 12. October 1810; bayr. Nationalzeitung 1810 S. 431 ff., und den ausführlichen Bericht im Kalender für katholische Christen, zehnter Jahrgang, 1850 S. 71 — 74, mit seinem Bildnisse. Dasselbe ist auch im Besitz des historischen Vereins von Oberbayern nach dessen IX. Jahresbericht S. 73.

Er war geboren am 3. May 1752 zu Gosbach an der Filz bei Wiesensteig in der 1806 an Württemberg abgetretenen ehemals bayerischen Reichsherrschaft gleichen Namens, und starb am 4. May 1810. Den Todesstag bestätiget auch die Unterschrift unter seinem Bildnisse im historischen Verein und daraus berichtigt sich die Angabe in Kaisers Bucherlexicon S. 78, welches seinen Tod auf den

13. September 1808 setzt. (Mittheilung des Akademikers Hrn. Dr. Föhringer.)

Von den Angehörigen für den geistlichen Stand bestimmt, trat er den 29. September 1771 in den Benediktinerorden. Mit größtem Eifer verfolgte er seine Studien, besonders auf dem Gebiete der Mathematik, Physik und Astronomie und so, daß er mit der Theorie die praktische Anwendung naturwissenschaftlicher Untersuchungen zu verbinden bemüht war. So geschah es, daß er, im Lehramt betheiliget, zuerst in seinem Kloster Ottobrunn, und seit 1791 an der Universität zu Salzburg mit den Vorzügen eines guten Lehrers eine ungewöhnliche Geschicklichkeit für landwirthschaftliche, mechanische und physikalische Arbeiten und Verbesserungen verband; während 10 Jahren wurde er in seinem Kloster mit der Oekonomieverwaltung betraut, in Salzburg brachte er für die Saline zu Hallein zweckmäßige Vorkehrungen und Instrumente zur Ausführung, und war bei der Verfertigung der ihm nöthigen mechanischen und astronomischen Instrumente selbst thätig.

Nach Aufhebung seines Klosters empfing er im Jahre 1803 einen Ruf als Astronom nach München. Da eine besondere Sternwarte damals noch nicht gebaut war, ward ihm der astronomische Thurm an der nordöstlichen Seite des Wilhelmischen Gebäudes zur Verfügung gestellt. Seit 1807 nahm er vorwiegenden Antheil an den Vermessungen der bayerischen Provinzen in Franken.

In jenen Jahren knüpfte sich das nahe Verhältnis mit Ußschneider und Reichenbach, in deren mechanischem Institut er fast täglich gegenwärtig war und den Unternehmern mit Lehre,

nischer Instrumente war wesentlich von der Erfindung und Ausführung einer nicht durch Versuche, sondern nach mathematischer Methode zu bewirkenden vollkommen gleichmäßigen Theilung des Kreisbogens bis in das feinste, nur durch das Mikroskop noch zu unterscheidende convergirende Linien abhängig, durch welche die Sicherheit der Messung und Berechnung bedingt und der Ersatz des Massenhaften und Schweren durch das Feine und Leichte,

Rath und thätiger Hülfe bestand. Die Berufung eines andern Astronomen, des Hrn. v. Seyfert, gab Veranlassung, daß ihm die astronomischen Geschäfte mit dem Gebrauche des Thurmes, den er mit Vorliebe eingerichtet und verwaltet hatte, zu seinem großen Kummer entzogen wurde. An dem Tage, wo ihn diese unerwartete Begegnung getroffen hatte, saß er stumm und in sich versunken lange Zeit im mechanischen Institut und brach endlich in die Worte aus: „das hätte ich nicht geglaubt, daß mir auch dieses noch begegnen sollte!“ (Mittheilung des Hrn. Dr. p. Ertel.)

Ihm blieben noch die Geschäfte der Landesvermessung und seine Betheiligung an der Gründung des Steuerkatasters, für dessen Zwecke sie vollzogen wurde. Uebrigens hat er seine Ausweisung aus dem astronomischen Thurm nicht lange überlebt. Auf einer Geschäftsreise in Franken wurden die Pferde seines Wagens scheu, dieser schlug um, und Schlegg, der im Innern auf eine Kiste mit Meßinstrumenten zu seiner Seite geworfen wurde, erlitt eine Verletzung in den Rippen, die seinem Leben bald ein Ende machte.

Er wurde nicht nur als ein ausgezeichnete Mathematiker und Astronom, sondern auch wegen der lauterer Güte seines Herzens und der Sanftheit und Milde seines edlen in sich beruhigten Wesens allgemein geachtet und geliebt.

Wie die meisten Gelehrten seines Ordens hat er wenig geschrieben. Nur eine Nachricht „über einen aerostatischen Versuch,“ Ottobauern 1784, (er hatte damals einen großen Luftballon, den ersten in Schwaben, steigen lassen) und eine sehr gründliche Schrift aus dem Gebiete der Mechanik „Ueber die Reibung und Steifigkeit der Seide“ Salzburg 1798, sind zu meiner Kenntniß gekommen. Letztere Schrift wird zuweilen fälschlich dem Benediktiner Edmund Hochreiner beigelegt, der sie nach altafademischen Gebrauch unter Vorwitz des Verfassers, seines Lehrers, vertheidiget hat.

des Verwickeltesten durch das Einfache möglich gemacht wurde.

Das Suchen und Ringen nach dem Principe dieser Theilung, verbunden mit zahllosen Entwürfen und Berechnungen, hatten seinen nie ruhenden Geist ohne Unterlaß bewegt, auch als 1800 der neubegonnene Krieg ihn wieder in das Feld rief. Noch in den späteren Jahren seines Lebens pflegte er mit erhöhtem Gefühle den Freunden zu erzählen, wie 1801 am 10. Juli, da er als Artillerie-Hauptmann zu Cham im Quartier lag, das Princip der Theilmaschine ihm auf einmal klar vor den Geist trat. Gleich nach der Rückkehr aus dem Felde ging er daran, sie auszuführen. Es gelang ihm durch zwey Akhaden, die um eine kegelförmige stählerne Achse unmittelbar übereinander liegen und durch Hebel und Gegengewicht äquilibriren, auf eine bewunderungswürdige Weise. Die Maschine ist noch jetzt in dem an Hrn. Traugott Ertel übergegangenen Institut, fünfzig Jahre nach ihrer Herstellung, in ungeschwächter Thätigkeit 4).

Bis dahin hatte Reichenbach gemeinschaftlich mit einem geschickten Mechaniker, Liebherr, in einer beschränkten Werkstatte gearbeitet. Jetzt stand der Eröffnung eines größern Instituts nichts mehr entgegen. Uhschneider, von Reichenbach zum Beytritt eingeladen, erkannte die Wichtigkeit des Unternehmens, und lieferte die zur ersten Einrichtung und Betreibung nöthigen sehr bedeutenden Mittel. Am 20. August 1804 wurde der Gesellschaftsvertrag zwischen diesen Dreyen geschlossen, und das mathematisch-mechanische Institut Uhschneider, Reichenbach und Liebherr unmittelbar darauf eröffnet. Die Schönheit und Solidität der aus ihm hervorgehenden mathematischen, mechanischen und

4) Die einzelnen Verbesserungen mit ihren unzähligen Versuchen bis zur Herstellung der neuen Theilmaschine füllen die Jahre 1796 — 1801 und gingen der Errichtung des mechanischen Instituts voran. Ein Multiplicationskreis von 16 Zollen und ein multiplicirender Azimutalkreis von 16 Zollen waren die ersten Instrumente, welche Reichenbach zu seiner großen Zufriedenheit mit der neuen Maschine vollkommen sicher theilen konnte.

astronomischen Instrumente, die Einfachheit ihrer Construction und die Sicherheit ihres Gebrauches erregte bald die Bewunderung von Europa, dessen berühmteste Sternwarten in kurzem Zeitraume nach einander mit ihnen geschmückt wurden ⁵⁾.

5) Der Bericht über sein Leben im Regierungsblatt a. a. O. S. 58 sagt darüber: „Jetzt hatte Reichenbach ein würdiges Feld des Wirkens erlangt; für alle zu der Astronomie und angewandten Mathematik gehörigen Werkzeuge entstanden neue zweckmäßigere und vollkommenerere Formen, und was man bisher kaum mit den größten auf das mühsamste zusammengesetzten Werkzeugen mit Verlässigkeit hatte leisten können, das ward jetzt mit Sicherheit und größerer Genauigkeit durch weit einfachere kleinere bewirkt.“ Ueber seine Leistungen im Allgemeinen äußert sich ebenderselbe wie folgt: „Es würde hier zu weit führen, alle die einzelnen Erfindungen und Verbesserungen in der Construction mathematischer und astronomischer Instrumente anzuführen, welche man ihm verdankt; die praktische Astronomie erhielt durch sie die Vortheile größerer Einfachheit, Leichtigkeit, Sicherheit und Genauigkeit der Beobachtungen, und der ganze Apparat einer vollständigen Sternwarte wurde auf einige wenige Instrumente reducirt. Es genüge, hier die vorzüglichsten der von ihm verbesserten oder neu erfundenen Instrumente anzuführen: die Meridiankreise und Passagen-Instrumente von 1¹/₂ bis 3 Fuß Durchmesser, die Aequatorial-Instrumente, die repetirenden Multiplicationskreise und die astronomischen Theodoliten.“

„Der Ruf von Reichenbach's wichtigen Erfindungen und ausgezeichneten Leistungen verbreitete sich bald über ganz Europa; die vorzüglichsten Sternwarten wetteiferten, Instrumente aus seinem Institute zu erhalten, und so haben nach und nach die Observatorien zu Prag, Warschau, Pesth, Ofen, Wien, Paris, Upsala, Dorpat, Kopenhagen, Mailand, Neapel, Bremen, Königsberg, Mannheim und München solche Instrumente erhalten, die jetzt ihre größte Zierde sind und alle andern an Wirkung übertreffen. Reichenbach reiste nach mehreren dieser Orte, um die Aufstellung und Einrichtung der Instrumente selbst zu besorgen; an einigen wurden sogar neue Observatorien ganz nach seinen Angaben und Plänen erbaut, und überall wurde ihm jene Anerkennung zu Theil, die das ausgezeichnete Genie, wenn es mit Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit verbunden ist, erwirbt.“

Die geniale Thätigkeit Reichenbach's und der hohe Werth seiner Leistungen war Ursache, daß er im Jahre 1807 zur Salinen-Verwaltung gezogen wurde, da man daran ging, ihren Betrieb zu verbessern und besonders durch Ausführung eines Systems von großen Druck- und Hebmäschinen, geschwängerte Soole über Berg und Thal zunächst von Reichenhall nach Rosenheim zum Sud zu leiten.

Auch hier war es ein neues, auf rein wissenschaftlichem Wege gefundenes Princip, nach dem er die zum Werk nöthigen Maschinen mit doppelten Wassersäulen eben so genial als einfach herstellte ⁶⁾.

Damit steht in Verbindung sein Verdienst um die Eisenproduction. „Zu den vielen und großen Werken, welche Reichenbach in seinem thätigen Leben auszuführen hatte und deren hier nur die vorzüglichsten genannt sind, war es vor Allem nöthig, sich ein gutes, wo möglich inländisches Material zu verschaffen, und das Zubereiten und Gießen desselben zu vervollkommen. Auch in dieser Beziehung hat sich Reichenbach große Verdienste um die inländische Industrie erworben, indem er seine bey den großen Eisenwerken in England gemachten Erfahrungen zweckmäßig auf die inländischen Hochofen anwendete, auch das weit vollkommenerere Verfahren der Engländer beym Gießen des Eisens, so wie mehrere erfolgreiche Verbesserungen in der Construction der Ofen einführte und die Herstellung des vortrefflichen Gebläses am Hochofen zu Bergen etc. leitete. Seinen Winken und Anordnungen ist daher der gegenwärtige vortreffliche Zustand der bayerischen Hochofen und Eisen-gießereien, deren Producte an Reinheit und Güte sich jetzt vortheilhaft auszeichnen, zum großen Theile mit zu verdanken. Ueberdies sind auch in seinen Werkstätten viele ausgezeichnete Arbeiter gebildet worden, die sich später in verschiedenen Gegenden ansiedelten, und das, was sie unter seiner Leitung gelernt hatten, mit größtem Nutzen zur Verbesserung ihrer Gewerbe anwenden konnten.“

6) Die großen Salinen von Bayern, eine Hauptquelle seiner Dominicaleinnahmen, waren in Bezug auf Betrieb und Maschinenwesen in veralteter Form zurückgeblieben, als sie unter die Leitung U h s ch n e i d e r s kamen, welchem, als dem General-Administrator geh. Rath v. Furl, ebenfalls Mitglied unserer Akademie, in Führung des Geschäftes thätig bey

Dadurch hatte er das Vertrauen gewonnen, es werde ihm auch das Größte und Schwierigste ge-

Seite stand. Wie natürlich wurde von Lischneider Reichenbach zu Rath gezogen, als es sich von Verbesserungen der Maschinen, der Hoch- und Druckwerke, besonders aber von der Herstellung eben jener Soolenleitung handelte, welche die Salinen Traunstein und Reichenhall mit einander verbinden sollte. Sofort ward ihm neben seinem militärischen Beruf die Ausführung der großen zu diesem Zweck bestimmten Maschinenbauten übertragen und er am 25. November 1808 zum Salinenrath ernannt. Im Jahre 1811 nahm er seine Entlassung aus dem Militärverbände als Hauptmann der Artillerie, um ganz seinem neuen Beruf zu leben.

Der Bericht über ihn sagt a. a. O. S. 64: „Die Herstellung der für diese Soolenleitung nöthigen Soolenhebmaschinen war eine besonders schwierige Aufgabe, weil fast überall nur ein sehr sparsames Aufschlagwasser, wenn gleich mit großem Gefälle verbunden, zu Gebote stand. Reichenbach bestimmte sich daher für die Anwendung der Wasserfäulen-Maschine; allein er mußte eine in allen Theilen ganz neue Construction derselben erfinden, um sie dem vorliegenden Zwecke anpassend zu machen, und konnte dabey fast nichts, als das Princip, durch eine Pumpe die andere zu treiben, benützen. So entstanden seine einfachen und doppelt wirkenden Wasserfäulenmaschinen, deren er sieben auf der neuen Soolenleitung zu Kesselgraben, Weisbach, Nagling, Siegsdorf, Klanshänsel, Bergheim und Mühlthal, zur größten Zufriedenheit in eigener Entreprise ausführte, und wobey er (wie es im Allerhöchsten Rescript vom 3. May 1811 heißt), einen neuen rühmlichen Beweis seines großen Talentes und der Oekonomie, womit er seine Anlagen auszuführen pflegte, lieferte. Am 19. Juli 1810 kam die erste Sud-Soole auf der neuen Leitung in Rosenheim an. — Auch zu Reichenhall erbaute er im Jahre 1808 die große Soolenhe-

lingen, als es galt, im Jahre 1817 den reichen Salzbergbau von Berchtesgaden mit den innern Landesalinen in unmittelbare Verbindung zu bringen, und die Soole von dort über ein hohes und steiles Gebirg nach Reichenhall herabzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

bungsmaschine für die sämtlichen Gräberhäuser, welche 250 Köhler Soole auf die senkrechte Höhe von 100 Fuß hebt. Sämtliche Maschinen entsprachen den Erwartungen, die man davon gehegt hatte, auf das vollkommenste!“

In diese Periode fällt die Errichtung seines eben so einfachen als soliden Wasserwerkes, durch welches der botanische Garten und das allgemeine Krankenhaus mit Wasser versorgt wurden; die Einladung, welche er von dem großen Laplace, damals Kanzler des Senats, nach Paris erhielt, wo er die in seinem Institut verfertigten und allgemein bewunderten Instrumente selbst aufstellte, und eine ähnliche zu gleichem Zwecke nach Neapel, von wo er im Jahre 1815 glücklich zurückkehrte. Daran schlossen sich wichtige Verbesserungen der Maschinen in den Salinen, die Herstellung einer mit Recht bewunderten neuen Loch- und Schneidmaschine für eiserne Pfannenbleche, die Arbeiten für die Entsumpfung des Pinsgau, deren vielversprechenden Erfolg die Abtretung des schönen Thals an Oesterreich unterbrach; die Verbesserungen der Gewehrfabrik zu Amberg, die er mit neuen und sehr zweckmäßig eingerichteten Maschinen ausstattete und zu einer großen Blüthe erhob.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. Mai.

Nro. 66.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer
Thätigkeit etc.

(Fortsetzung.)

Reichenbach übernahm und vollzog auch diesen Auftrag, und baute nebst andern Werken zu diesem Behuf die große Wasserfäulenmaschine zu Illfang, welche mit Hülfe von spärlichem Aufwasser die gefättigte Soole im Gewicht von beynähe 600 Centnern durch Einen Druck auf eine senkrechte Höhe von 1218 Fuß hebt ^{6*)}).

6*) Die Maschine wurde in einem Zeitraum von 20 Monaten von Reichenbach durch die Civilbeamten ausgeführt, und wurde besonders von Hrn. Friedrich von Schenk, damals Salinen-Oberinspector, jetzt Vorstand der General-Bergwerks- und Salinenadministration, bey dieser schwierigen Aufgabe auf das rühmlichste unterstützt. Der Bericht über Reichenbach äußert sich darüber noch des Weiteren: „Die Freude über das Gelingen und die unglücklich schnelle Vollendung dieses großen Nationalwerkes war allgemein. Durch dasselbe Werk ist die Saline Berchtesgaden und mit ihr der Umfang des ehemaligen Reichsstiftes mit den altbayerischen Salinen und Gebietsheilen verbunden; die Anlagen der k. Salinen bilden jetzt von Berchtesgaden bis Rosenheim eine ununterbrochene Kette mechanischer, höchst vortheilhafter und regelmäßig wirkender Kunstwerke, welche fast alle durch Reichenbach's

Seit mehr als dreysig Jahren ist das Werk in Thätigkeit, ohne irgend eine bedeutende Reparatur bedurft zu haben, nachdem vor seinem Bau und während desselben ein des Meisters gar nicht

Scharfsinn entstanden sind; die Oekonomie an den Salinen ist durch die Zuleitung der gefättigten Soole aus dem Salzbergbau zu Berchtesgaden wesentlich gefördert worden, indem sie Ersparung an Transport und Brennmaterial gewährt, die Subkosten des Salzes vermindert, und endlich die bayerischen Salinen überhaupt von allem fremden Einflusse unabhängig gemacht hat.“

„Am 21. September 1817 wurde die neue Soolenleitung nebst ihren Maschinen in Gegenwart Sr. Majestät des höchstseligen Königs und mehrerer hohen Herrschaften feyerlich in Gang gesetzt, und Sr. Majestät bezeugten dabey auf das huldvolle dem ausführenden Künstler die höchste Zufriedenheit, und belohnten sein Verdienst auf eine wahrhaft königliche Weise, indem Allerhöchst Sie selbst ihm an Ort und Stelle ein Decret überreichten, wodurch ihm eine Leibrente von 1200 fl. verliehen wurde; dem nur der außerordentlichsten Anstrengung Reichenbach's und dem dadurch angefeuerten Eifer der Localbeamten war es zuzuschreiben, daß dieses Riesenwerk, trotz der strengsten Winterkälte und der damit verbundenen Schwierigkeiten in so kurzer Zeit — was damals von hoher Wichtigkeit war — vollendet wurde. Eine höchst wohl gelungene Medaille, welche auf Befehl Sr. Majestät durch den verdienstvollen Münzdirector von Leprieur, Reichenbach's langjähriger Freund, zur Feyer dieses Tages geprägt wurde, wird die Erinnerung dieser wichtigen Nationalunternehmung auch bey der Nachwelt erhalten.“

unwürdiger Nebenbuhler es für unmöglich, und nachdem es vollendet war, für unhaltbar erklärt hatte.

Sehr wahr sagt von ihm der Verfasser des Reichenbachs Andenken gewidmeten Aufsatzes im Regierungsblatt a. a. D. S. 69: „Diese Maschine verdient mit Recht Reichenbachs Meisterwerk in der höhern Mechanik und ein Triumph der Kunst unsers Zeitalters genannt zu werden. Die Solidität aller Theile desselben bey einer gefälligen Form des Ganzen, die gefahrlose Structur bey einer ungeheuern Kraft und das sanfte kampflose Spiel bey dem riesenhaften Effecte erregen bey ihrem Anblick die höchste Bewunderung. Sie ist das treue Bild des bescheidenen deutschen Mannes, der Großes geräuschlos vollbringt.“

Es liegt außer unserer Absicht, im Einzelnen nachzuweisen, daß in gleichem Geiste die übrigen wissenschaftlich technischen Erfindungen und Verbesserungen geschahen, welche außer den genannten die Schmelzung und Veredelung des Eisens, die Stückbohrkunst, das Brunnenhaus in Augsburg und das Steuerkataster ihm verdankt. Das Dargelegte reicht für unsern Zweck hin und zeigt, daß die rein praktische Thätigkeit, je reger und genialer der Geist ist, der sie übt, desto entschiedener zur Wissenschaft und zur theoretischen Erforschung und Darlegung der Gesetze führt, unter denen sie steht und nach denen sie allein sich entfalten kann.

Reichenbach hat bey seiner Richtung nur wenig über das geschrieben, was er theoretisch erforscht hatte; doch zeigt auch die einzige Schrift, die von ihm zur Deffentlichkeit gelangte: „Theorie der Brückenbogen und Vorschläge zu eisernen Brücken in jeder beliebigen Größe,“ München 1811 in 4. mit Kupfern, daß er in demselben Geiste schrieb, in dem er gehandelt hat.

Noch stand er in ungeschwächtem Mannesalter, den Geist voll von Plänen zu neuen Erfindungen auf dem großen Gebiete der bewegenden Kräfte, das gerade damals durch reichere Entfaltung des Baues der Eisenbahnen und der Dampfmaschinen einem Manne, wie Er, die größten Probleme zur Lösung darbot, als ein unglücklicher Fall bey Un-

tersuchung des Brunnenwerkes in Augsburg der Grund eines zweyjährigen Siechthums wurde, dem er nach vielem Leiden am 21. Juni 1826 im 54. Jahre seines Lebens erlegen ist. Zum Schluß dieser seinem Verdienste gewidmeten Erinnerung sey noch die Erwähnung gestattet, daß auch Charakter und Gesinnung des Mannes das Gepräge hoher Trefflichkeit trug und auch an ihm sich der alte Satz bewährte, daß die höchste Genialität mit der größten Herzensgüte und mit der durchdringendsten Kraft des Denkens die Aufrichtigkeit und Verlässlichkeit des Handelns in natürlicher Weise verbunden ist. Treffen wir auf Abweichungen, so sind es eben Entartungen des Gepräges, das die Natur edlen Geistern aufdrückt⁷⁾.

- 7) Ueber den Gang des von Reichenbach, Liebherr und Ußsneider gegründeten mathematisch-mechanischen Instituts ist zum Schluß noch Folgendes zu bemerken. Die Dauer des Gesellschaftsvertrages endete mit dem Jahre 1814, wo Reichenbach, dessen Streben nach Unabhängigkeit in seinen Bewegungen und Plänen sich mit der Größe seiner Leistungen und den auf sie gegründeten Erfolgen immer stärker entfaltete, sich bestimmt fühlte, das mathematisch-mechanische Institut zu München allein zu übernehmen und ihm Hrn. Traugott Ertel als Werkführer vorzusetzen; doch consolidirte sich das Geschäft erst, nachdem dieser durch einen Gesellschaftsvertrag in dasselbe aufgenommen wurde. Fraunhofer übernahm, alle optischen Gläser von jeder Größe und Beschaffenheit, die man begehren würde und er erreichen könnte, für dasselbe zu liefern.

Traugott Lebrecht Ertel, an welchen es nach Reichenbachs Tode allein überging, ist am 29. September 1778 zu Forchheim bey Feenbeeg geboren. Er blieb nach dem Austritt aus der Schule in dem Geschäfte des Vaters auf dem Lande, und kam erst im 17. Lebensjahre 1795 zu einem Zeugschmied (Wüchsenmacher) in Freiberg, in dessen Lehre er fünf Jahre, bis 1800 blieb. Hierauf führte ihn seine Wanderung nach Ungarn, wo er in Pesth sich 5½ Jahre lang aufhielt, und nach Wien, wo er bey seiner Vorliebe für feinere Metall-Arbeiten in einer Werkstätte für chirurgische Instrumente thätig war. Im folgenden Jahre zog er nach Schweinfurt und Würzburg, und fand auch in Würzburg

Dem Namen und dem Verdienste von Reichenbachs stehen jene des ihm durch Hoheit des Ka-

Gelegenheit zur Verfertigung feinerer mechanischer Instrumente. Sie wurden für einen Uhrmacher gearbeitet, und waren von so großer Vortrefflichkeit, daß er von diesem, der in München wohlbekannt, die Aufforderung erhielt, dahin zu gehen, und im mathematisch-mechanischen Institut von Reichenbach Aufnahme zu suchen. Das sey der einzige Ort, wo er seine Geschicklichkeit geltend machen und das ihm gebührende Feld finden könnte. Reichenbach nahm ihn nach kurzer Prüfung bereitwillig als Arbeiter an.

Auch Ertel ist durch die Praxis zur Wissenschaft und Theorie gelangt, und während den ersten Jahren seines Aufenthaltes im Institute nahm er Theil an dem Unterricht in der Mathematik wie im Zeichnen, der dort gegeben wurde, und erkannte sich ebenfalls der thätigen und fördernden Theilnahme von Ulrich Schiegg.

Nach wenigen Jahren zeigten sich die von ihm ausgeführten Arbeiten an Genauigkeit und Feinheit den besten der Anstalt gleich oder überlegen. Die meisten für die polytechnische Schule in Wien ausgeführten sind von seiner Hand, daher ward ihm die Aufstellung derselben in der polytechnischen Schule mit den zu ihrem Gebrauche nöthigen Vorkehrungen anvertraut. Auch dort fand er schnelle Anerkennung seiner Leistungen, und der Director Prechtel vermittelte, daß ihm die Stelle eines Werkmeisters bey der polytechnischen Schule daselbst mit 2000 fl. Gehalt übertragen wurde. Das Patent darüber ist vom Jahre 1819. Indeß blieb die Anstellung ohne Folgen, sie wurde vielmehr zum letzten Grunde, der, als er zur Ordnung seiner Geschäfte in Urlaub zurückkam, Herrn von Reichenbach, der seiner Hülfe jezt weniger als je entbehren konnte, bestimmte, ihn durch einen Gesellschaftsvertrag als Theilhaber in das Institut aufzunehmen, das nach seinem Tode von ihm gegen Herauszahlung von 30,000 fl. allein übernommen wurde, und jezt unter der Firma Reichenbach und Ertel von ihm und seinen beyden Söhnen, Georg, geboren am 29. November 1813, und Gustav, geboren am 13. September 1829, im Geiste des ersten Gründers und mit demselben Erfolge fortgeführt wird. Bey der Londoner Industrie-Ausstellung erhielt er, ungeachtet einer großen Concurrenz ver-

lentes und Natur der Leistungen eng verbundenen jungen Genossen Joseph von Fraunhofer, zur Seite, der in gleicher Weise die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit enthüllt, und durch Vereinigung von beyden zu den bedeutendsten Erfolgen gelangt ist, die Wissenschaft erweitert und sich selbst mit unvergänglichem Ruhm geschmückt hat.

Fraunhofer, der Sohn eines Glasermeisters zu Straubing, wurde dort am 6. May 1787, fünfzehn Jahre nach Reichenbach geboren. Er verlor im eilften Jahre seinen Vater durch den Tod, und ward von den Vormündern drey Jahre später zu einem Spiegelmacher und Gläserschleifer nach München in die Lehre gebracht. Die Armuth der Familie war Ursache, daß seine frühe Bildung versäumt blieb. Der vierzehnjährige Knabe war bey seiner Ankunft in München kaum des Lesens und Schreibens kundig ⁸⁾, doch gab im nächsten Jahre eine Kata-

schiedener Nationen, den Preis für ein astronomisches Universalinstrument.

- 8) Ueber ihn ist vorzüglich zu vergleichen: „Kurzer Umriss der Lebensgeschichte des Hrn. Dr. Joseph v. Fraunhofer, k. b. Professors und Akademikers, Ritter des k. b. Civil-Verdienst- und des dänischen Dannebroggs-Ordens, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften u. s. w.“ in dem Kunst- u. Gewerbeblatt für Bayern v. J. 1826. — Die Schrift ist von dem geheimen Rath Joseph v. Ulfshneider, der ihm auch das Denkmal unter den Arkaden des ältern Gottesackers neben dem von Reichenbach gewidmet hat. Die übrigen Notizen sind aus Mittheilungen seiner Freunde und aus dem Umgange mit ihm geschöpft.

Der Vater von Fraunhofer hielt seinen Sohn schon früh zu seinem Geschäft an, worüber der Schulbesuch versäumt wurde. Nach des Vaters Tode brachten die Vormünder ihn zu einem Dreher in die Lehre, und erst als sich zeigte, daß der zart gebante Knabe der schweren Arbeit dieses Handwerkes nicht gewachsen war, kam er im August 1799 nach München als Lehrling zu dem Hoffspiegelmacher und Gläserschleifer Philipp Weichselberg. Lehrgeld konnte nicht bezahlt werden und man ging die Vergleichen ein, daß er sechs Jahre lang ohne Lohn zu arbeiten habe. Der

strophe, die ihn mit schrecklichem Tode bedrohte, seinem Schicksal eine bessere Wendung und öffnete der genialen Kraft, die in dem armen und versäumten Knaben verborgen lag, Mittel und Gelegenheit sich zu zeigen. Er ward am 21. Juni 1801 durch den Einsturz seines Wohnhauses verschüttet, und erst nach mehreren Stunden angestrengter Arbeit der Hülfebringenden aus den Trümmern hervorgezogen. Dieser Unfall und seine fast wunderbare Rettung empfahl ihn der öffentlichen Theilnahme, und von König Maximilian Joseph, der bey jenem Unfall in gewohnter Güte und Menschenfreundlichkeit gegenwärtig gewesen war, und die Arbeiter ermuntert hatte, ward er mit 18 Dukaten beschenkt. Aus dieser für ihn großen Summe erwarb er sich vor Allen eine Glasschneidmaschine, später eine andere zum Glasschleifen und fing an, sich in freyen Stunden mit dieser Kunst selbstthätig zu beschäftigen 9).

Lehrmeister hielt ihn ab, die Feiertagschule ordentlich zu besuchen, und so blieb er des Schreibens und Rechnens beynahe ganz unkundig, bis er Gelegenheit fand, für seine Bildung selber zu sorgen.

gefallene Frau seines Lehrmeisters wurde erst nach mehreren Tagen todt gefunden. Maximilian Joseph, damals Churfürst, kam wiederholt zu der Oeffnung, an welcher man nach dem Knaben grub, ermutigte durch Zuruf sowohl den

- 9) Hßschneider sagt über jenen Unfall S. 413: „Im zweenen Jahre seiner Lehrzeit, den 21. Juli 1801, stürzten in München im Thiereckgäßchen zwey Häuser plöblich zusammen, in deren einem der Lehrling Fraunhofer wohnte und in dem Schutt begraben wurde. Im Innern des aufrecht gebliebenen Theils der Mauern konnte man von unten durch eine Thüre eine Art Schacht aufschließen und mit Lochsägen durch die eingestürzten Balken und Bretter eine Oeffnung machen, durch welche man nach vierstündiger Arbeit zu dem Knaben drang und ihn an das Tageslicht zog. Er hatte mehrere Verletzungen und Quetschungen, aber keine gefährliche erhalten. Sein Kopf war unter dem Schutte durch Ritzen, welche sich über ihn stürzten, so weit frey geblieben, daß er rufen konnte, und sein Ruf bezeichnete den Arbeitern die Richtung, in der sie vordringen mußten. Die im Moment des Einsturzes um 5 Schuh tiefer von ihm

Aber auch er fühlte, daß sein Geschäft auf Kenntnissen beruhte, die ihm bis dahin versagt waren. Er ahnete den Inhalt der optischen Wissenschaften, deren Namen er kaum gehört hatte, und war entschlossen, sich derselben, es koste, was es wolle, zu bemächtigen. Unter den Männern, welche sein Unglück zu ihm geführt hatte, war Hßschneider, der zu andern großen Verdiensten um sein Vaterland sich auch dieses erwarb, die zerstreuten Kräfte und Bestrebungen auf dem Gebiete der Mechanik und Optik zu vereinigen und nach einem Ziele zu führen. Er hatte den Knaben zum erstenmal gesehen, als er aus den Trümmern des Hauses hervorgezogen wurde, ihn dann einigemal besucht und dabey die Gelegenheit gehabt, die Regsamkeit seines Geistes, die naive Feinheit seiner Bemerkungen und seine große Lernbegierde kennen zu lernen. In Folge davon gab er ihm die seiner Befähigung kaum noch zugänglichen Lehrbücher über Optik von Kästner, Priestley u. a. zum Gebrauch.

(Fortsetzung folgt.)

Verschütteten, als die Arbeiter, welche sich selbst der Gefahr aussetzten verschüttet zu werden, und befahl dann für seine Heilung möglichst Sorge zu tragen. Nach seiner Genesung beschied er ihn zu sich, freug ihn nach seinen Gedanken und Empfindungen während der Verschüttung und über seine Verhältnisse. Er entließ den verwaisten Knaben mit dem erwähnten Geschenke und dem Versprechen, ihm Vater zu seyn; im Falle ihm etwas mangle.“

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. Mai.

Nro. 67.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer
Thätigkeit.

(Fortsetzung.)

Ein Geist aber, wie der feinige, bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Er erkannte bald, daß die Lehren der Optik auf denen der reinen Mathematik beruhen und verwendete die Reste seines kleinen Capitals, einige Zeit lang einen Privatlehrer in derselben zu bezahlen, nachdem das Studium der optischen Werke ihn, wie die Gelegenheit sich bot, mit einer beträchtlichen Zahl ihrer Lehrsätze im Allgemeinen bekannt gemacht hatte. Es war vergeblich, daß sein Lehrherr, einer von jenen, denen es unerträglich ist, daß der Lehrling mehr wissen soll, als der Meister, ihm den Gebrauch der Lehrbücher verbot und ihm selbst den Besuch der Feyertagsschule verklümmerte. Fraunhofer mußte seinen Eifer und seine Arbeiten in den freyen Stunden ihm zu verbergen, und ward endlich durch die Lösung der Verhältnisse eines Lehrlings seinen Studien, aber auch den Bedrängnissen seiner Armuth wiedergegeben, da ihn Schüchternheit und Bescheidenheit hinderten, Hülfe da anzusprechen, wo er sie wohl gefunden hätte ¹⁰⁾. Erst nach längerer Zeit

gedachte Ußschneider seines Schüglings wieder, und gab seinem Freunde Schiegg den Auftrag, sich über die Fortschritte desselben näher zu unterrichten. Der

Lehrmeister, welcher bey ihm die Bücher gewahrt wurde, untersagte ihm das Studium derselben; andere Personen, die er während der Zeit, als ich ihn wegen meines Aufenthaltes auf dem Lande nicht mehr sah, über diesen Gegenstand befragte, gaben ihm keine Hoffnung, diese Wissenschaft ohne mündlichen Unterricht, und fast ohne des Schreibens kundig zu seyn, studiren zu können. Um so größer wurde aber Fraunhofers Anstrengung, dem gewünschten Ziele sich zu nähern. Ungeachtet er in seinem Schlafzimmer, welches ohne Fenster war, des Nachts kein Licht brennen durfte, und er nur an Feyertagen außer dem Hause einige Stunden studiren konnte, so war er dennoch bald mit der mathematischen Optik bekannt, und suchte von ihr Gebrauch zu machen. Damit er die Feyeritage ganz frey für sich erhielt, und um nicht mehr gehindert zu werden, in der Feyertagsschule schreiben zu leeren, verwendete er den Rest seines Geldes eines Theils dazu, um seinem Lehrmeister das letzte halbe Jahr der Lehrzeit abzukaufen, andern Theils, um aus der Verlassenschaft des Hrn. Generals Grafen v. Salern eine optische Schleifmaschine sich eigen zu machen. Ohne jemals graviren gesehen zu haben, sieng er an in freyen Stunden in Metall zu graviren, um Model zum Pressen erhabener Visitenkarten zu verfertigen, in der Absicht, sich dadurch nebenher etwas Geld zu seinen Versuchen verdienen zu können."

10) Ußschneider berichtet in seinem Umriss S. 414 darüber Folgendes: „Neben diesen Hindernissen hatte er auch noch mit andern zu kämpfen; der

Die Beeinträchtigungen des neu ausgebrochenen Krieges hinderten den Absatz der Visitenkarten, vermehrten die Widerwärtigkeiten des hilflosen achtzehnjährigen Jünglings, und zwangen ihn vor der

edle Mann beschäftigte sich mehrere Tage mit dem jungen Optiker, erkannte seinen Werth und brachte ihn zu Uhschneider zurück ¹¹⁾. Von beyden wurde er in das mechanische Institut zu Reichenbach geführt.

Mit der Raschheit und Sicherheit des Urtheils, welche diesen genialen Meister auszeichneten, nahm er nach kurzem und eingehenden Gespräche wahr, wen er in der dürftigen Erscheinung des schüchternen Jünglings vor sich habe. „Das ist der Mann,“ rief er in Gegenwart von Uhschneider, Schiegg, Liebherr und Ertel aus, „den wir suchen, der wird uns leisten, was uns noch gefehlt hat“ ¹²⁾.“ Es waren dieses Flint- und Crowngläser, besonders die aus ihnen herzustellenden Objective, welche durch größern Umfang, durch Gleichmäßigkeit der Schmelzung, durch Vollkommenheit des Schliffes und der Polirung und durch farblose oder achromatische Reinheit des Lichtes der Vortrefflichkeit des mechanischen Theils der aus dem Institut hervorgehenden In-

Hand, zu den Geschäften seines Handwerkes zurückzuführen.

Das Uhschneider, der die Hülfe eines tüchtigen Optikers für das mathematische Institut als höchst dringend empfand und die Anfänge von Fraunhofer so aufmunternd gepflegt hatte, ihn mehrere Jahre lang so gut wie aus den Augen ließ, hat etwas Auffallendes und wird durch die Unruhe des Krieges, die er als Ursache anführt, und seine längere Abwesenheit von München nur zum Theil, mehr noch durch die Unruhe seiner so viele Zweige zu gleicher Zeit umfassenden und oft zerstreuten Thätigkeit erklärt. Uebrigens war auch Schiegg an Ort und Stelle, welcher auf einfache Weisung von Uhschneider die Aufsicht und Leitung des jungen Mannes gerne übernommen hätte, und sie auch sogleich übernahm, als Uhschneider sich seines Schütlings endlich erinnerte, und von jenem ein Urtheil über seine Fortschritte begehrte.

11) Uhschneider S. 416: „Fraunhofer kam mit einiger Schüchternheit zu mir, weil er glaubte, ich wäre mit ihm unzufrieden, indem ich ihn so lange nicht mehr sah, und weil er hörte, daß ich dem Optiker, Hrn. Niggel, welcher in unserm Institut arbeitete, in einem hohen Grade zugethan war.“

12) Nach mündlichen Mittheilungen von Ertel.

strumente mehr entsprachen, als die Producte, welche bis dahin in Benedictbeuern für diesen Zweck von Guinand geschmolzen und von Niggel im Institut waren geschliffen und polirt worden. Die Aufgabe war groß und schwierig, wie je eine der genialen Forschung und höhern Technik gestellt wurde; sie war von der Lösung einer langen Reihe von Problemen, technischer und mathematischer, abhängig, und Fraunhofer hat die Prophetie erfüllt, mit welcher er auf der Schwelle des mechanischen Instituts von jenem großen Mann begrüßt wurde ¹³⁾.

13) Im Institute waren, wie Uhschneider meldet, nach seiner Gründung 1804 mehrere große Instrumente bestellt, auf der neuen Theilungsmaschine getheilt und bis auf die Gläser vollendet. Ein großer Vorrath an fertigen Instrumenten sammelte sich, die aber nicht verkäuflich waren, eben weil es an brauchbarem Flint- und Crownglas und überdies an einem fähigen Optiker fehlte.

Eine zur Beseitigung dieses Mangels von Uhschneider unternommene Reise zu den verschiedenen Glasschmelzen und arbeitenden Optikern führte zu der Ueberzeugung, daß das neu errichtete Institut in Bezug auf die Optik keinen andern Ausweg habe, als das Crown- und Flintglas sich selbst zu erzeugen und den Optiker sich selbst zu bilden. Auf dieser Reise lernte Uhschneider in der Grafschaft Neuchâtel den Optiker Guinand kennen, welcher früher sich mit Verfertigung von Flintglas beschäftigte, aber weil andere Arbeiten ihn besser nährten, das Geschäft aufgegeben hatte. Uebrigens hatte er bey seiner Beweglichkeit dem ernstesten Manne nicht viel Vertrauen eingestößt, und war darum auch von ihm für die Glasschmelzung nicht geworben worden; doch brach er unmittelbar darauf ohne weitere Berufung nach Benedictbeuern auf, wo Uhschneider die Fabrik optischer Gläser zu errichten gemeint war. Sein Eifer gefiel diesem, der Bau des Flintglasschmelzofens wurde nach seinen Angaben sogleich angefangen, bald auch eine für Crownglas. Die Arbeiten und Versuche gingen 1806 und 1807 ununterbrochen fort, und lieferten zur Ausrüstung der bereits getheilten, aber blinden Instrumente in München mehrere brauchbare Stücke Flint- und Crownglas, welche in dem Institute von Niggel und Fraunhofer, später von diesem allein geschliffen wurden.

Joseph Niggel, zu Vogtareut ohnweit Wasferburg am Inn geboren, hatte sich im Kloster

Unter die technische Leitung von Niggel und die wissenschaftliche Pflege von Schiegg gestellt, gewann er schnell das Vertrauen seiner neuen Freunde. Darum, als Uhschneider daran ging, die Vorkehrungen für Glasschmelzen in Benediktbeuern zu einem vollständigen optischen Institute zu erweitern, ward er nebst Reichenbach in den Gesellschaftsvertrag aufgenommen, und dieser am 9. Februar 1809 abgeschlossen. Für den mechanischen Theil der optischen Arbeiten ward Hr. Sigismund Rudolph Plochmann aufgenommen. Die optischen Leistungen dieses neuen Institutes Uhschneider, Reichenbach, Fraunhofer wetteiferten bald mit dem mechanischen des Institutes Uhschneider, Reichenbach, Liebherr zu München, besonders seitdem Fraunhofer im J. 1811 auch die Glasschmelzung unter seine Leitung genommen und dadurch den Austritt von Guinand veranlaßt hatte. Hier wurden die Schmelzungen von Flint- und Crownnglas gleichmäßiger und reiner als je vollzogen, die Objective von farbloser Durchsichtigkeit zuletzt von 9 Zoll Durchmesser und vortrefflicher Schleifung und Polirung gewonnen, und dadurch optischer Seite die Vollenbung jener großen Refractoren möglich gemacht, welche der Astronomie neue Welten aufgeschlossen haben ¹⁴⁾.

Rott auf der sogenannten Sternwarte daselbst mit den Anfangsgründen der Optik bekannt gemacht, und wurde gleich nach der Gründung des mathematisch-mechanischen Institutes von Schiegg an Uhschneider als ein geschickter Optiker empfohlen. Doch verließ er bald nach dem Eintritt Fraunhofers, mit seiner Stellung nicht zufrieden, am Ende des Jahres 1807 freiwillig das Institut, und hat sich später in München ansäßig gemacht. Die bald entschiedene Ueberlegenheit von Fraunhofer scheint der Hauptgrund dieses Entschlusses gewesen zu seyn. Eben so hatten die Erfolge von Ertel beygetragen, den Mechaniker Liebherr zum Austritte zu bestimmen, der in gleicher Weise ein eigenes Geschäft gründen wollte, später jedoch in das optische Institut, als dieses nach Benediktbeuern übersiedelt war und Plochmann es verlassen hatte, zurückkehrte. Von Herstellung des mechanischen Theiles von dem großen für Dorpat von Fraunhofer übernommenen Refractor hat er bedeutende Dienste geleistet.

14) Fraunhofers theoretische Studien erstreckten sich

Die Krone der hier zusammentreffenden Erfindungen war die Lösung des Problems, achromatische Verbindungen von Flint- und Crownnglas, welche Dollond und Euler begonnen hatten, die aber nur Versuche und nur bis auf einen gewissen Grad ausführbar gewesen waren, auf mathematisch-optischem Wege vollständig und nach sicherer Berechnung herzustellen. Fraunhofer fand das Gesetz dafür, nachdem er die dunkeln Linien in dem Farbenspectrum entdeckt und wahrgenommen hatte, daß sie für die Beachtung der Winkel, unter denen die Zerstreuung der Farben in zwey zu einander gebrachten Flächen von Flint- und Crownnglas sich aufheben, die Grundlage und die Formel enthielten.

auch auf die Katoptrik, und Uhschneider führt S. 417 aus seinen Papieren von 1807 eine noch nicht gedruckte Abhandlung über Lehren jener Wissenschaft an, in welcher er zeigt, daß die hyperbolischen Spiegel den parabolischen vorzuziehen seyen, und die Erfindung einer Maschine mittheilt, durch welche die flachen hyperbolischen Segmente können geschliffen werden. Indes gebot das steigende Bedürfnis des Instituts in München an optischen Gläsern für die vielen Instrumente, seine Thätigkeit auf die Optik zu beschränken. Der Gesellschaftsvertrag erhielt darum die Clausel, daß von dem neu gegründeten optischen Institut die Katoptrik vor der Hand ausgeschlossen werden müsse. Er übernahm nun die Erfindung und Herstellung von Schleif- und Polirmaschinen, von denen jene die sphärischen Flächen rein zu Stande brachten, und diese die dadurch gewonnenen vollkommenen Flächen beim Poliren nicht nur nicht alterirten, sondern sie auch noch von den beim Schleifen unvermeidlichen kleinen Unebenheiten befreiten. Dann folgte die Erzielung voller Gleichmäßigkeit der Glasmasse beim Schmelzen, wodurch die Gläser von den Wellen und Strichen und der dadurch bedingten Brechung und Zerstreuung des Lichtes befreit wurden, obwohl erst nach vielen und mühsam, manchmal ganz vergeblichen, oft nur zum Theil gelungenen Versuchen. Erst nach dem Laufe mehrerer Jahre kam er mit der Sache zum Ziele, Anfangs beim Flintglas, dann beim Crownnglas. Die Unkosten aller, Jahre lang fortgesetzten Versuche sollen sich auf 80,000 fl. belaufen haben, welche von Uhschneider aus dem Ertrage seiner damals in schwunghaftem Betriebe stehenden Zuch- und Lederfabriken geschöpft wurden.

Diese epochenmachende Entdeckung ward 1817 in den Denkschriften der Akademie niedergelegt. Sie gab der Optik ein neues Princip, hob die von Göthe versuchte Theorie der Farben auf, und hat durch Herstellung farbloser Reinheit achromatischer Objective dem Teleskope und eben so durch gleich beschaffene achromatische Linsen dem Mikroskope sich heilsam erwiesen, dadurch aber die Beobachtungen mit diesem letzten Instrumente bis in die dünnsten Fasern und feinsten Röhren der vegetabilischen und animalischen Organismen ermöglicht, und die innere Beschaffenheit des organischen Werdens klarer und heller zu Tage gebracht ¹⁵⁾.

- 15) Die Theorie achromatischer Gläser war allerdings vorhanden, aber auch die genaueste Anwendung der für sie aufgestellten Formeln führte nicht zu vollkommener Aufhebung der Licht- und Farbenzerstreuung im Innern der Masse. Es war also im Principe selbst ein Fehler anzunehmen. Fraunhofer fand die Ursache in einer approximativ bestimmten Formel für Objective, bey denen man die Dicke der Gläser, die höhere Potenz der Oeffnung u. a. vernachlässigen mußte, um brauchbare achromatische Ausdrücke zu erhalten, und darin, daß die bey Berechnung achromatischer Objective als die Exponenten der Brechungs- und Farbenzerstreuungsverhältnisse der zum Gebrauche genommenen Glasarten durch die für diese angewendeten Mittel nicht mit hinreichender Genauigkeit konnten bestimmt werden. Er schlug bey jener Berechnung einen Weg ein, auf welchem keine Größe außer dem Kalkül blieb, und zog zur Hebung der Farbenzerstreuung achromatischer Objective nicht nur, wie er bisher gethan, die Strahlen, welche von einem in der Achse der Gläser liegenden Punkte kommen, sondern auch diejenigen in Berechnung, welche von außerhalb der Achse gelegenen Punkten ausgehen. Noch blieb aber die genaue Bestimmung des Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögens der Masse selbst näher zu bestimmen. Dieses ward möglich, als seine Versuche mit Hilfe von Lampe und Prisma vermittelst eines neu erfundenen Apparates ein ganz homogenes Licht zu erlangen, ihn zur Entdeckung der hellen Linie im Orange des Farbenspectrums geführt hatte. Bis dahin verschwammen die Farben ineinander und die Winkel der Brechung konnten nur auf 10 oder 15 Minuten genau gemessen werden. Jetzt war in

Im Jahre 1814, nachdem Reichenbach aus dem Gesellschaftsvertrag getreten war und das mathematisch-mechanische Institut anfangs allein übernommen hatte, ward zwischen Utschneider und Fraunhofer ein neuer Vertrag über gemeinsame Fortsetzung des optischen Institutes geschlossen und dasselbe so eingerichtet, daß es auch die größten astronomischen Instrumente ganz aus seinen Mitteln zu liefern im Stande war. Noch kurz vor seinem Tode hatte Fraunhofer die Freude, eines der größten und berühmtesten Werke desselben, den für Dorpat bestimmten Refractor, der öffentlichen Bewunderung auszustellen, dessen künstlichen Mechanismus, nach welchem er der scheinbaren Bewegung der Sterne in übereinstimmender Drehung folgt, er selbst im Reichenbach'schen Geiste erfunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

der scharfen Scheidungslinie ein Mittel gegeben, das absolute Brechungsvermögen der Materie zu bestimmen. Wie aber? Sollte das Sonnenlicht nicht dieselben hellen Linien im Orange des Spectrums haben, wie das Licht des Feuers? Die Versuche darüber führten zur Entdeckung der unzähligen fixen dunkeln Linien in dem aus vollkommen homogenen Farben bestehenden Spectrum des Sonnenlichtes. Durch diese wichtige Entdeckung allein ward es möglich, den Weg des Lichtes für alle Farbennuancen mit Winkelinstrumenten völlig genau und direct zu verfolgen. Sie sicherte ihm einen ehrenvollen Rang in der Geschichte der Lehre vom Licht. Er ward, nachdem er sie in einer Abhandlung der Akademie der Wissenschaften vorgelegt hatte, von dieser 1817 in seinem dreißigsten Jahre zum Mitgliede gewählt, vierzehn Jahre, nachdem er als armer veräußerter und hilfloser Glaserlehrling aus dem Schutte des Hauseinsturzes war hervorgezogen worden.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. Mai.

Nro. 68.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Er erlag am 7. Juni 1824 im 37. Lebensjahre einer Brustkrankheit, deren ersten Keim schon

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit etc.

(Fortsetzung.)

Wie Reichenbach ward auch er in der Blüthe seiner geistigen Kraft und seiner ruhmreichen Thätigkeit der Ausführung noch größerer und kunstreicherer Werke, deren Möglichkeit und Princip er im Geiste trug, durch vorzeitigen Tod entrisßen, das optische Institut aber wurde durch Merz, den er für dasselbe herangebildet und als Erbe seiner Erfindungen und Aufzeichnungen zurückgelassen hatte, in einer des Stifter's würdigen Weise fortgeführt¹⁶⁾.

- 16) Georg Merz, geboren am 26. Januar 1793 im Dorfe Bichl bei Benediktbeuern, ist der Sohn eines Webers und Mesners. Benu ersten Schulunterricht zeigte er besondere Geschicklichkeit für das Rechnen. Aus der Schule getreten half er seinem Vater in der Feldarbeit bis zu seinem fünfzehnten Jahre 1808, wo Ufhschneider für die Glasarbeiten in Benediktbeuern aus der Umgegend eine größere Anzahl Knaben als Lehrlinge zusammenbrachte. Merz stellte sich freiwillig, um in dieser Lehre Gelegenheit zu finden, seiner Neigung für das Rechnen zu genügen. Ein gelehrter Ordensgeistlicher, der in dem aufgelösten Stifte zurückgelassen war, Am and Rauch, gab der etwas widerspenstigen jungen Schaar Unterricht in den Elementen der Mathematik, aber während die

übrigen conscribirten Glieder der glasbereitenden Cohorte sich verliehen, blieb Merz bey dem Unterrichte und dem Geschäfte mit so viel Beharrlichkeit und Erfolg, daß nach drei Jahren, also in seinem 18. Jahre, Fraunhofer ihn zum Werkführer erhob, als welcher er unter andern die Duploberechnungen zu machen hatte, und in alle Geheimnisse des Glasschleifens eindrang. Das Glasschmelzen trieb Fraunhofer für sich allein und als sein Geheimniß. Im Jahre 1819, als alle Theile des optischen Institutes, die Schmelzöfen ausgenommen, nach München zurück verlegt wurden, zog auch Merz mit dem übrigen Personal desselben in unsre Stadt und führte die Geschäfte mit gewohnter Genauigkeit und Auszeichnung. Darum übertrug Ufhschneider nach Fraunhofers Tod ihm 1826 die Oberleitung des optischen Theiles, und da er später sich überzeugte, daß die großen und weitläufigen Unternehmungen des Institutes eine neue Verbindung erfahrener Techniker nöthig machte, nahm er außer Merz für den optischen, noch den Mechaniker Joseph Mahler für den mechanischen Theil in den Gesellschaftsvertrag auf, der 1830 geschlossen wurde. Nach dem Ableben Ufhschneiders und Mahlers hat Merz gegen Herauszahlung von 30,000 fl. das Institut allein übernommen und führt es mit seinen beyden Söhnen, Hrn. Dr. Ludwig Merz, geboren 1817, und Sigmund, geboren 1824, unter der Firma Merz, Ufhschneider und Fraunhofer.

Die größte Schwierigkeit nach Fraunhofers Tode war, die neue Methode der Glasschmelzung, welche mit ihm begraben schien, wieder zu finden. Ufhschneider und Merz arbeiteten daran bald ge-

der Einsturz des Hauses in seinen zarten Organismus gepflanzt, dann Gluth und Dämpfe des Schmelzofens und eine nie rastende geistige und physische Anstrengung zu verderblicher Entwicklung gebracht hatten, tief beklagt nicht nur als eine Pflanze höherer Technik und Wissenschaft, sondern auch wegen seines edlen Charakters und sanften Wesens, durch welche geschah, daß ein jeder, der ihm nahe kam, in ihm das Bild der mildesten Güte und der reinsten Sittlichkeit erblickte.

Auch er hat wenig geschrieben. Die Bestimmung der Brechung und Farbenzerstreuung in Bezug auf die Vervollkommnung achromatischer Instrumente ist in der oben erwähnten akademischen Abhandlung schlicht und einfach, wie er war, dargestellt.

Eine zweyte vom Jahre 1821 behandelt in gleichem Geiste „eine Modification des Lichts durch gegenseitige Einwirkung und Beugung der Strahlen und Geseze derselben.“ Als sie nach dem Gebrauch der Akademie der Wissenschaften der Classe zur Abstimmung über ihre Aufnahme in die Denkschriften

trennt, bald gemeinsam, bis die Versuche an Merz allein überlassen wurden, der nach einem Jahre, unterstützt von dem, was er während der Thätigkeit von Fraunhofer gelegentlich gesehen hatte, auch von einzelnen Aufzeichnungen in dessen Papieren, aber, wie das natürlich war, zumeist durch eigene Beobachtung und Entdeckung geleitet, die verloren geglaubte Kunst nicht nur wieder gefunden, sondern auch im Sinne des ihr zu früh entrisenen großen Meisters weitergeführt hat. Die achromatische Trefflichkeit der Fraunhofer'schen Gläser ist zwar nicht übertroffen, aber die kristallinische Helligkeit der Glasmasse und die Größe der Objective. Das letzte von Fraunhofer angeführte, für den Refractor von Dorpat, hatte 9 Zoll Oeffnung. Das von Merz für die Münchener Sternwarte hergestellte hat $10\frac{1}{2}$ Zoll, das für die Sternwarte von Pulkowa bey Petersburg 14 Zoll. — Eines von gleicher Größe ist in der Anstalt vorerählig im Werthe von 20,000 fl. Bey der Londoner Ausstellung erhielt das Institut den ersten astronomischen Preis für ein Fernrohr mit einem Objective von 4 Zoll Oeffnung, obwohl viele und größere Instrumente, auch englische, zur Anstellung und Concurrenz gekommen waren.

vorgelegt wurde, schrieb der treffliche Astronom Soldner über sie zum Circular folgendes Urtheil nieder, dem sämmtliche Mitglieder, Reichenbach zuerst, unbedingt beystimmten. „Ebenso, wie früher in dem durch ein Prisma zerstreuten, zeigt uns hier Hr. Fraunhofer in dem gebeugten Lichte Erscheinungen, welche vorher nicht gerechnet worden sind. Er wendet die Fernrohre, die hier eigentlich als Mikroskope wirken, zur Betrachtung dieser Erscheinungen an, und dadurch wird ihm nicht nur möglich, weit mehr als alle seine Vorgänger darin zu sehen, sondern auch genau zu messen, wodurch allein die Geseze der Erscheinungen aufgefunden werden können und erst für uns Werth erhalten. Mit eben so viel Fleiß und Gründlichkeit als Scharfsinn hat uns diesmal Fraunhofer die Geseze der Beugung des Lichtes dargelegt, von denen man bisher eigentlich gar nichts wußte. Von ihr hat man bis jetzt nur die Erscheinungen in einigen speciellen Fällen gekannt“¹⁷⁾.

17) Ulschneider sagt darüber: „Die genannten Resultate gaben Hrn. Fraunhofer die Veranlassung, außer der Refraction und Reflexion auch noch über andere Geseze des Lichtes eine Reihe von Versuchen anzustellen, was durch die vorhergegangenen Entdeckungen und die Hülfsmittel, welche ihm zu Gebote standen, möglich wurde. Das, was ihm am wichtigsten zu seyn schien, war die Beugung des Lichtes, deren Geseze man bis dahin aus den Versuchen nicht mit Sicherheit ableiten konnte. Die Resultate seiner von einem glücklichen Erfolge begleiteten Versuche über die Geseze der Beugung des Lichtes führten ihn auf die Entdeckung der so außerordentlich mannigfaltigen Phänomene, welche durch gegenseitige Einwirkung gebeugter Strahlen entstehen, und durch welche er z. B. vollkommen homogene Farben-Spectra ganz ohne Prismen hervorbringen im Stande war. Da diese Spectra, welche bloß durch Gitter aus sehr feinen völlig gleichen parallelen Fäden hervorgebracht werden, die dunkeln fixen Linien enthalten, welche er früher in dem durch ein Prisma entstandenen Spectrum entdeckt hatte, und demnach bey Verfolgung des Weges des Lichtes die Winkel mit außerordentlicher Präcision zu bestimmen waren, so konnten die eigenen Geseze dieser Modification des Lichtes mit ungewöhnlicher Genauigkeit aus den Versuchen abgeleitet werden.“

So viel schien nöthig zur nähern Bezeichnung der wissenschaftlichen Seite rein praktischer Thätigkeit aus dem Entwicklungsgang und den Leistungen zweier

unserer größten Amtsgenossen hier darzulegen, zugleich fanden wir Gelegenheit, mit der Feyer dieses edlen Paares die Erinnerung an die Verdienste zweier andrer Ehrenmänner aus unserer Mitte, Uhschneiders und Schiegg's, um das gemeinsame Werk zu verbinden. Schiegg hat der Akademie seit

In Bezug auf die Begründung der Theorie des Lichtes äußert sich ebenderselbe: „Die früher bekannten Geseze des Lichtes sind von der Art, daß man ihnen viele Hypothesen über die Natur des Lichtes anpassen kann. Hr. Fraunhofer suchte nun die Theorie, welche die neuen, scheinbar sehr complicirten Geseze darstellt, und fand, daß sie nur aus den von Dr. Th. Young früher aufgestellten Principien der Interferenz, d. i. nach der Hypothese der Modulation, mit gewissen Modificationen völlig genügend erklärt werden können. Er entwickelte alsdann für die neuen Geseze des Lichtes, nach den genannten Principien, einen allgemeinen analytischen Ausdruck, aus welchem hervorging, daß, wenn er im Stande wäre, völlig vollkommene aus parallelen Linien bestehende Gitter zu machen, die so fein wären, daß ohngefähr 8000 Linien auf einen Pariser Zoll gingen, alsdann die durch sie hervorgebrachten Phänomene auf eine sonderbare und scheinbar außerordentlich complicirte Art modificirt würden. Er fing deswegen eine neue Art von Versuchen an, und erfand eine Theilmaschine, durch welche er die genannten Gitter mit der von der Theorie vorgeschriebenen Genauigkeit verfertigen konnte. Durch diese Versuche wurde die Theorie im höchsten Grade bestätigt.“

„Einen kurzen Bericht über die Resultate dieser Forschungen hat Fraunhofer in einer Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften vorgelesen, welcher im 74. Bande von Gilberts Annalen der Physik abgedruckt ist.

Durch die früher bekannten Geseze des Lichtes konnten mehrere atmosphärische Lichtphänomene, z. B. die Entfärbung der Höfe und Nebensonnen u. s. w. entweder gar nicht, oder nicht genügend erklärt werden. Fraunhofer ist es gelungen, die so sehr mannigfaltigen Phänomene auf die bekannten Geseze des Lichtes zurückzuführen. Er hat über diesen Gegenstand eine Abhandlung geschrieben, welche im dritten Hest von Schumachers astronomischen Abhandlungen gedruckt ist.

Die zu sämmtlichen physisch-optischen Versuchen von Hrn. Fraunhofer erfundenen Instrumente und Maschinen, so wie die wichtigeren Kupferplatten zu seinen Abhandlungen hat er selbst ausgeführt.

Was Hr. Fraunhofer durch die von ihm und

unter seiner Direction verfertigten optischen Instrumente geleistet hat, kann darans wahrgenommen werden, daß die Instrumente aus dem optischen Institute von Uhschneider und Fraunhofer gegenwärtig in ganz Europa verbreitet sind.

Einige der wichtigsten durch ihn erfundenen oder verbesserten optischen Instrumente sind: das Heliumeter, — das repetirende Lampenflarmikroskop, — das zum Messen im absoluten Maasse bestimmte achromatische Mikroskop, — das Ringmikrometer, — das Lampenkreis- und Nequimeter, der große für die Dorpater Sternwarte verfertigte paralaktische Refractor, von welchem Hr. J. G. W. Struve, Director der russisch-kaiserlichen Sternwarte zu Dorpat, uns bereits eine detaillirte Beschreibung in einer schönen Ausgabe mitgetheilt hat.“

Uebrigens wurde Fraunhofer 1823 zum Conservator des physikalischen Cabinet's der Akademie mit 800 fl. Gehalt, und nach Aufstellung des für Dorpat bestimmten Refractors zum Ritter des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone ernannt. Einige Tage vor seinem Ende erhielt er das Diplom als Ritter des k. dänischen Danebrog's-Ordens. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß durch eine Verordnung des Ministeriums Thürling, welches gemeint war, die Akademie auf seine Weise nutzbar und populär zu machen, die Akademiker verpflichtet wurden, über ihre Fächer Vorlesungen zu halten. Fraunhofer, obwohl zusammenhängender Vorträge ungewohnt, dazu schwach, ja schon leidend auf der Brust, und von mehr Arbeiten, als ihm zuträglich war, in Anspruch genommen, konnte sich der unwillkommenen Pflicht doch nicht füglich entziehen. Er begann einen Erlus von Vorträgen. Sein Uebel entwickelte sich schneller und brachte ihn früher auf das Krankenlager, wo ihn der Tod erwartete, als es voraussichtlich ohne jenes rücksichtslose Eingreifen der Administration in Dinge und Verhältnisse, welche sie nur aus zufälligen Mittheilungen kennt und nach wenig begründeten Ansichten zu ordnen meint, geschehen seyn würde.

1803, Ueßchneider seit 1818, Fraunhofer seit 1821 angehört.

Gehen wir von den Beyspielen, die Reichenbach und Fraunhofer von der Verbindung praktischer und wissenschaftlicher Thätigkeit gegeben haben, auf die Sache selbst ein, so ist offenbar, daß wir vor einem großen Ganzen stehen, von welchem die Thätigkeit jener Männer nur einen Theil und eine Seite zeigt. Wie alle mechanischen und hydrodynamischen Vorrichtungen und Werkzeuge auf den Wissenschaften beruhen, welche das Geseß der Schwere und die durch dasselbe bedingten Geseße der Bewegung und des Gleichgewichts zum Gegenstand haben, und nur da mit voller Sicherheit und ganzem Erfolg geschehen und ausgeführt werden, wo jene Geseße wissenschaftlich gefunden und vollständig enthüllt sind; wie dasselbe bey dem Proceße des Glasmelzens und der Lichterscheinungen am Glase bezüglich der Geseße der Chemie und Optik der Fall ist, und die Erfahrungen von Reichenbach und Fraunhofer durch genaue Kunde und die tiefere Ergründung jener Wissenschaften bedingt waren, so läßt sich dasselbe von allen großen Zweigen und Processen der Technik, der Industrie und des Ackerbaues sagen. Wer auf diesem Gebiete in irgend einer Weise bethätigt ist, tritt gleichsam mit seinen Fragen vor die Natur, und sucht die Antwort in der Beobachtung und Deutung ihrer Erscheinungen, oder er folgt dem Gebrauch, der sich auf frühere Erfahrungen und Beobachtungen der Art gründet und als eine Tradition in den Werkstätten fortgepflanzt hat. Wenn es nun auf den meisten Punkten jenes Gebietes ohngeachtet aller in Bewegung gesetzten Kräfte, noch nicht über den alten Gebrauch hinaus und zu einem reichen Gedeihen gekommen ist, so liegt eben der Grund darin, daß für jene in den Gewerben vorliegenden Vorrichtungen und Proceße noch nicht, wie für die mechanischen und optischen, der rechte Mann erschienen und die wissenschaftliche Seite praktischer oder technischer Thätigkeit bis dahin unentdeckt, oder weniger beachtet geblieben ist. Wenn irgendwo, so liegt hier besonders auf chemischem Gebiet die Möglichkeit eines großen und die Wissenschaft ebenso, wie die Technik begreifenden Fortschrittes, bey welchem Seitens der Akademie diejenige Classe, welcher die Pflege der Naturwissenschaften obliegt, in so ferne bethei-

ligt ist, als sie ihr Princip, *Rerum cognoscere causas*, in diesem Punkt zu bethätigen Anlaß und Beruf hat.

Diese Erwägung war es, welche unsern erhabenen Monarchen und Beschützer bewogen hat, nach vorangegangenem Beyrath der Akademie, durch Allerhöchste Entschliesung unterm 15. d. M. eine naturwissenschaftlich = technische Commission bey der Akademie einzusetzen, und zum Behuf ihrer Arbeiten und Untersuchungen aus der k. Kabinetsskassa reichlich auszustatten.

Es erscheint als ein glückliches Ereigniß, daß uns Gelegenheit gegeben ist, diese k. Stiftung bey der Feyer unseres Stiftungstages zu verkündigen.

Der Eingang des Allerhöchsten Rescriptes lautet: „In Erwägung 1) daß der größte Theil der gewerblichen und landwirthschaftlichen Unternehmungen auf physikalischen und chemischen Verhältnissen beruht, welche zwar als Thatsachen traditionell bekannt, aber ihrer innern Beschaffenheit und ihrem ursächlichen Zusammenhang nach oft nur unvollständig erforscht sind; in Erwägung ferner, 2) daß es für das Gedeihen jener Zweige der industriellen und landwirthschaftlichen Thätigkeit förderlich seyn wird, die Gründe des Gelingens der verschiedenen technischen Operationen noch näher zu erforschen und wissenschaftlich festzustellen, sowie Entdeckungen auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Thätigkeit, welche für Industrie und Ackerbau Gewinn versprechen, in dieser Richtung weiter zu verfolgen, haben *Se. K. Majestät* allergnädigst geruht, für den hiedurch angedenteten Zweck eine naturwissenschaftlich = technische Commission bey der k. Akademie der Wissenschaften einzusetzen und ihr aus Allerhöchstdero Kabinetsskassa 5000 fl. zum Vollzuge ihrer Arbeiten und Versuche anzuweisen;“ worauf dann über die Zusammensezung der Commission, den Gang ihrer Sitzungen und Arbeiten, die Wahl ihrer Mitglieder, die Beziehung wissenschaftlich gebildeter Techniker, endlich über Regie- und Veröffentlichung ihrer Arbeiten Allerhöchste Verfügung getroffen wird.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. Juni.

Nro. 69.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer
Thätigkeit etc.

(Schluß.)

Als Commissionsmitglieder sind ernannt die ordentlichen Mitglieder der zweyten Classe der Akademie: v. Fuchs, Lamont, v. Hermann, v. Kobell, Schafhäütl, Ohm; die außerordentlichen: Buchner jun., Pettenkofer und Seidel. Die Vorstandschaft ist Hrn. Ministerialrath v. Hermann übertragen.

Der Vorstand der Akademie hat im Allerhöchsten Auftrage am 20. März die Commission eingesetzt, worauf sie Hrn. Dr. Pettenkofer einstimmig zu ihrem Secretär, und Hrn. Dr. Schafhäütl bey Abwesenheit des Hrn. v. Hermann zum stellvertretenden Vorstand gewählt hat.

Möge der Commission und ihrem auf wissenschaftlichem und technischen Gebiete gleich bewanderten Vorstande gelingen, dem königlichen Vertrauen in vollem Maße zu entsprechen, und auch ihrer Seits beizutragen, in der wissenschaftlichen Seite rein praktischer Thätigkeit die Bedingungen und Gründe des Gedeihens derselben zu enthüllen!

Die Akademie der Wissenschaften hat auch in dem zweyundneunzigsten Jahre ihres Bestandes gesucht, unter dem Schirm ihres königlichen Beschützers

und der wohlwollenden Theilnahme der Männer seines Vertrauens ihren Beruf zu erfüllen, und die ihr obliegenden Arbeiten und Untersuchungen nach Maßgabe der ihr zur Verfügung gestellten Mittel zu führen. Die Resultate derselben sind in der Fortsetzung der akademischen Denkschriften, der gelehrten Anzeigen, der von der Sternwarte ausgehenden Bekanntmachungen und der Monumenta boica, daneben in besonderen Abhandlungen und in besonderen größeren Werken einzelner ihrer Mitglieder niedergelegt.

Ihre Verbindung mit den Akademien, wissenschaftlichen Societäten und Instituten aller wissenschaftlichen Länder von Europa, Amerika und Indien, und der damit verbundene Tausch ihrer Druckschriften hat sich ebenso, wie die Zusendung der Werke der mit uns verbundenen vermehrt; die königliche Akademie der Wissenschaften zu Madrid, das kaiserliche Institut zu Brasilien sind in den Kreis dieser Verbindung neu eingetreten.

Die dritte oder historische Classe hat zu Anfang dieses Jahres eines ihrer berühmtesten Mitglieder in dem k. Staatsrath Fr. v. Roth verloren, welcher der Akademie nicht nur durch Betheiligung an ihren wissenschaftlichen Erörterungen, und durch eine Reihe vorzüglicher Abhandlungen, sondern auch durch die Einsicht und Besonnenheit, mit denen er die Redaction der gelehrten Anzeigen seit ihrer Gründung führte, sich förderlich erwiesen hat.

Indem wir eine umfassende Darstellung seiner Leistungen einer andern Gelegenheit vorbehalten, erinnern wir vorläufig nur an das Hauptfächliche im

Gänge seines Lebens, seiner öffentlichen Wirksamkeit und seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Carl Johann Friedrich v. Roth ist am 20. Januar 1780 in Württemberg zu Baihingen an der Enz geboren, wo sein Vater Präceptor an der lateinischen Schule war. Von diesem, einem der gründlichsten und berühmtesten Schulmänner seiner Zeit, ward er mit äußerster Sorgfalt in den alten Sprachen unterrichtet, und gewann schon damals die Bestimmtheit des Denkens und die Genauigkeit des Ausdrucks, die Allem, was er sprach und schrieb, ein eigenthümliches Gepräge des Bedeutsamen und Kernhaften aufdrückte. In Stuttgart, wohin sein Vater an das Gymnasium berufen wurde, gewann er erweiterte Sprachkunde, vorzüglich durch den Professor Drück, den er 1807 durch eine treffliche Laudatio geehrt hat, und für die klassische Literatur eine Liebe, die unter allen Wechselln des Lebens gleich frisch und stark geblieben ist. Mit gleicher Sorgfalt war er in der französischen Sprache und Literatur unterrichtet worden.

Mit 17 Jahren bezog er die Universität Tübingen, wo er von 1797 bis 1800 hauptsächlich unter dem vortrefflichen Malblanc dem Studium des Rechts mit Beharrlichkeit oblag, ohne deshalb von den klassischen Studien nachzulassen; vorzüglich beachtete, sich möglichst vollständige Kunde der socialen und rechtlichen Zustände im römischen Reiche zu erwerben. Eine Frucht derselben war die Schrift: „de re municipali Romanorum,“ in zwey Büchern, die er 1800 in seinem zwanzigsten Jahre zur Erlangung der Doctorwürde unter Malblanc vertheidiget und herausgegeben hat. Dieses Werk, das erste von Bedeutung, welches nach Sigonius de jure Italiae über diesen Gegenstand erschienen ist, aus den Quellen geschöpft, enthält nicht wenig neue Ansichten und genauere Darstellung der frühern, und liegt den spätern Arbeiten von Guizot und Savigny über das römische Municipalwesen zu Grunde. Zugleich entfaltet es eine des Alterthums würdige Reinheit der Latinität im Vortrage. Es bleibt zu beklagen, daß der Verfasser nicht später auf den Stoff zurückgekommen ist und ihn nach den Erweiterungen und Bereicherungen der gegenwärtigen Wis-

senschaft des römischen Rechts- und Staatswesens umgearbeitet und ergänzt hat. — Zwey Jahre darauf ward er auf Malblanc's Empfehlung als Consulent des Collegiums der Gemeinen des größern Rathes nach Nürnberg berufen, und besorgte bald in diplomatischen Sendungen nach Paris, Berlin und Wien, bald in Verwaltung der Finanzen mit Gewandtheit die Geschäfte der Reichsstadt bis zu ihrem Uebergang an Bayern im Jahre 1806. Bey diesem Ereigniß trat er in den Staatsdienst des Königreichs über, und nachdem er während vier Jahren sich durch Verwaltung von Stellen im Finanzfache Vertrauen erworben hatte, ward er durch den geheimen Rath v. Schenk, einen der besten Männer jener Zeit, der wie kein anderer die Würdigsten zu erkennen wußte, im Jahre 1810 als Oberfinanzrath nach München berufen.

In die letzten Jahre seines Aufenthaltes in Franken fallen die Commentarii de bello borussico, Stuttgart 1808, in welchen die Geschichte des traurigen durch die Katastrophe bey Jena entschiedenen Krieges ebenso, wie die Ursachen des innern Verfalls und der momentanen Auflösung der Monarchie des großen Friedrichs in einer dem Geiste und selbst der Latinität des Julius Cäsar würdigen Weise kurz und eindringlich geschildert werden.

Unter uns fand er besonders in dem Hause des Präsidenten Fr. v. Jacobi, der ihn bald wie einen Sohn lieb gewann, die seinem Geiste und der Richtung seiner Studien entsprechende Genossenschaft bedeutender Männer, und blieb in Neigung und literarischen Arbeiten sich auch dann gleich, als er am 14. März 1828 zum Präsidenten des protestantischen Oberconsistorium ernannt und als solcher in die Kammer der Reichsräthe eingeführt wurde. In die Akademie der Wissenschaften ward er schon ein Jahr nach seiner Uebersiedelung unter uns aufgenommen, und bezeichnete seinen Eintritt 1811 durch die vortreffliche Lobsschrift auf Johann von Müller. Die Bewegung des Jahres 1848 endete seine kirchlich administrative und seine politische Thätigkeit, nicht aber seine literarische. Er lebte seitdem in der Zurückgezogenheit eines Weisen und eines Staatsmannes bald in München, bald auf

seinem Landsitz bey Fürth, treu der Liebe zu den klassischen Werken der griechischen und lateinischen Literatur, die sein ganzes Denken und Handeln durchdrungen hatte, und von ihm bis in seine letzten Tage als das sicherste, ja als das einzige Heilmittel contra ingruentem ingeniorum barbariem betrachtet und gepriesen wurde.

Seine schriftstellerische Thätigkeit zeigte sich seit seinem Eintritt in die Akademie zumeist in Vorträgen, die er in öffentlichen Sitzungen gehalten und ein Jahr vor seinem Tode gesammelt hat, und in mehreren Lobschriften auf Verstorbene; dazu kam die Besorgung der drey letzten Bände der Ausgabe von Jacobi's Werken und dessen auserlesenen Briefwechsels in zwey Bänden; im Jahre 1816 unter dem Titel: Die Weisheit Dr. M. Luthers, ein Auszug aus den Schriften des Reformators, und seit 1821 die äußerst verdienstliche Sammlung, Erläuterung und Ausgabe der Schriften Hamanns in sieben Bänden. Auf seine historischen Studien ist er theils in den Abhandlungen über die Schriften des M. Cornelius Fronto und über das Zeitalter der Antonine, theils in dem Fragment einer deutschen Geschichte: „Hermann und Marbod“ Stuttgart 1817, und in den Arbeiten über den bürgerlichen Zustand Galliens um die Zeit der fränkischen Eroberung, und über den Einfluß der Geistlichkeit unter den Merovingern zurückgekommen. Ein umfassendes Werk über die Geschichte der Hohenstaufen ist in der Anlage vorhanden, aber durch die Erscheinung anderer Werke über den Gegenstand unterblieben, nur einige Parthien sind ausgearbeitet unter seinen Papieren gefunden worden. Ebenso beklagen wir, daß eine von ihm entworfene Geschichte der Deutschen nicht zur Ausführung gekommen ist. Unmittelbar vor seinem Tode erschien noch eine Auswahl seiner mündlichen und schriftlichen Aeußerungen in der ersten Kammer der bayerischen Ständeversammlungen 1828 bis 1842 als eine politische Rechtfertigung. Er starb nach kurzem und leichtem Krankenlager am 21. Januar, zwey Tage vor seinem 72. Geburtstage an plötzlich eingetretenem Nachlaß der Kräfte und Schwäche des Alters.

Roth ist Allen, die mit ihm in amtlichen oder geselligen Verkehr kamen, als ein Mann von schar-

fem und durchdringendem Verstande, solider Bildung und fester Gesinnung bekannt, der dem Schätze des Großen und Edeln, welchen die Geschichte und die Werke unsterblicher Männer aller Zeiten enthalten, damit aber dem durch innere Gesundheit Festen und Achtbaren im Staate, im Leben und in der Bildung mit aufrichtiger Zuneigung anhing, dagegen alles Unklare, Kraftlose oder Verworrene und zumal das „Unfähige,“ unter welchem Gewande es sich auch verhüllen mochte, mit entschiedener Verachtung zu belegen und mit unbedingter Schärfe von sich fern zu halten bedacht war.

Seine Schriften tragen sämmtlich und bis in das Einzelste dasselbe Gepräge. Sie sind klar, männlich, zum Theil neu in der Auffassung und bündig, kurz, geistvoll in der Darstellung. Die deutsche Literatur hat Weniges, was sich an Gesundheit und Geist des Urtheils und an formeller Abrundung und Vollendung des Styles mit ihm messen könnte. Ebenso sind sie ein treuer Spiegel seiner Grundsätze und Handlungsweise, auf dem Gebiete der Literatur, der Kirche und der Politik. Welch' eine Verklärung der Heroen menschlicher Thatkraft und Bildung in seinen Schilderungen des Thucydides, des Tacitus, des Arminius, welcher strafende Unwille über die leere Eitelkeit, die formlose Nichtigkeit und nutzlose Geschäftmacherey der römisch-imperialistischen Verwaltungsform in der Schrift über Fronto!

Dem entspricht die Einsicht und Beharrlichkeit, mit der er die ihm vertrauten Interessen der protestantischen Kirche in Bayern gepflegt hat, seine Ehrfurcht vor dem concreten Inhalt des Christenthums, sein Bestreben, ihn gegen die Verflachung moderner Anschauungsweise zu wahren, und seine Fürsorge für Bildung von Lehrern und Predigern, die ihn zu bethätigen und zu schirmen im Stande wären. Am meisten Anfechtung erfuhr er in aufgeregten Zeiten wegen seiner politischen Grundsätze; indeß ein Pflegling der alten Weisen, Staatsmänner und Geschichtskundiger, konnte er nicht ein Anhänger oder Vertheidiger des Gefeglosen oder des Absolutismus seyn, den ein ihm an conservativer Gesinnung gleich stehender Mann auf öffentlicher Rednerbühne noch neulich nicht das Ziel, sondern den Banquerott

des Staats und der Gesellschaft genannt hat. — Die eben erwähnte Sammlung seiner Meinungsäußerungen im Reichsrath zeigt, daß er jeder Willkühr und Ueberschreitung des Gesetzes entgegen trat, sie mochte sich in der höhern Sphäre der Verwaltung, oder im Tumult der Straßen zeigen, und öffentliche Wohlfahrt allein dadurch gewahrt achtete, daß jeder nur thue, wozu er befugt und berechtigt sey, das Gesetz aber über alle Partheyen hinausgestellt und von Hohen und Niedern heilig geachtet werde.

Am deutlichsten spricht sich diese seine Gesinnung in einer Stelle am Ende seiner Meinungsäußerungen S. 76 aus, mit der wir darum diese der Ehre seines Andenkens gewidmete Meldung abschließen:

„Zu keiner Zeit ist der unschätzbare Werth eines Positiven so wie jetzt in's Licht getreten; eines unversehrten, unbestrittenen, ungeschwächten Positiven, das allein Achtung gebietet, weil es sich durch sein Daseyn selbst rechtfertigt, nicht erst den oft mißlichen Beweis seiner Zweckmäßigkeit und Berechtigung zu führen hat. Ein Positives dieser Art ist unsere Verfassung, die noch keinen Stoß, keine Antastung und keine Gewalt durch erzwungene Auslegung erlitten hat, ob sie gleich durch die große Zahl ihrer tief in's Einzelne gehenden Bestimmungen dieser Gefahr mehr als andere bloßgestellt schien. Jetzt ist sie eine Macht, unter deren Schutz Rechte und Verhältnisse in Sicherheit bestehen, die sonst gegen die reißende Gier der Neuerung von oben wie von unten kein Besiß, kein Andenken, kein Titel schützen würde. Diese bewahrende Kraft bleibt ihr, so lange sie sich selbst bewahrt; sie entgeht ihr, so bald sie auch nur den kleinsten Eingriff duldet. Nicht als zöge nothwendig ein solcher Eingriff andere, noch größere, nach sich; den Glauben stört,

ja zerstört er, den Glauben an die Unantastbarkeit der Verfassung, in welchem allein ihre Stärke beruht. Es ist ein tödtender Geist, nicht ein lebendig machender, der ein Gebot der Verfassung ihrem Buchstaben zuwider deutet; denn über den Buchstaben sind nothwendig alle einig, über den Geist kann eine Zwietracht entstehen, die nicht zu stillen ist. Wird einer solchen Deutung einmal Statt gegeben, so wird dadurch eine Lust und eine Hoffnung geweckt, die zuvor nicht aufkommen konnte; die Lust und die Hoffnung, auf dem Wege der Auslegung nach dem Geiste Neuerungen zu erzielen, die auf dem festen Boden des Buchstabens nicht zu erlangen wären. Die Zeiten wechseln und die Menschen; ganz das Gegentheil des jetzt Beliebten kann in Kurzem die Oberhand gewinnen; vergeblich wird dann eine Festigkeit, die man verschertzt hat, angerufen und zurückgewünscht.“

Nachdem der Inhalt dieses Vortrages uns zu Erwägungen von Bestrebungen geführt hat, welche der Sphäre der zweyten und dritten Classe gehören, bitte ich die hochverehrliche Versammlung, geneigtes Gehör dem Redner zu schenken, der einen dem Gebiete der ersten Classe entnommenen Gegenstand zum Vortrag bringt, und lade Hrn. Professor Prantl ein, seine Rede „über die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie“ zu halten.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. Juni.

Nro. 70.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sigung der philosophisch-philologischen Classe am
14. Februar 1852.

Hr. Oberbaurath Fr. Panzer (Verfasser der „Beiträge zur deutschen Mythologie“ München 1848) hat der Classe das Manuscript eines Aufsatzes „über mythische Gebräuche und Sagen“ bezüglich weiterer Verwendung zur Verfügung gestellt.

Es werden darin hauptsächlich zwey vom Volk einiger Gegenden Bayerns mit Kirchlichem in Verbindung gebrachte Gebräuche und die dabey verwendeten Gegenstände besprochen.

- 1) Die eisernen mehr oder minder schweren sogenannten Lienharde (Statuen oder vielmehr Klöße), welche aufzuheben oder zu tragen und zu werfen bey gewissen dem heil. Leonhard (als Patron der Hammerleute) geweihten Kirchen oder Kapellen, besonders im Roththal eine Aufgabe der Wallfahrter war und zum Theil noch ist;
- 2) die gewöhnlich zum Dank für Genesung von Hysterie, wohl auch von Kolik, unter der Benennung Barmutter *ex voto* in Kirchen niedergelegten, einer Kröte ähnlichen Figuren aus Wachs.

Es werden diese und andere Gebräuche vom Verfasser als Reste früherer mythischer, sowohl germanischer, als auch griechisch-römischer Vorstellungen nachgewiesen.

Hierauf wurden nachstehende Bemerkungen des auswärtigen correspondirenden Mitgliedes der Classe, Hrn. Prof. E. v. Jan, vorgelegt.

Zur Kritik des zweyten Buches der *Naturalis Historia* des Plinius.

Die Kritik der *Naturalis Historia* des Plinius unterliegt so ganz besonderen Schwierigkeiten, daß es, wenn irgend wo, hier geradezu unmöglich ist, daß ein Mann Alles leiste, so daß das von ihm Gegebene durchaus ohne Widerrede als richtig angenommen werden dürfte. Denn, abgesehen davon, daß von unzähligen Stellen das, was wir bey diesem Schriftsteller lesen, eben nur aus seinem Bericht bekannt ist, ist sein Ausdruck bald, wo er Auszüge gibt, so aphoristisch, bald, wo er seinem eigenen Herzen Lust macht, so gesucht, daß, wer überall dasjenige herstellen wollte, was die streng logische Verbindung der Gedanken erfordert, weit von dem, was er geschrieben hat, abkommen würde. Die natürliche Folge davon war frühe vielseitige Verderbniß des Textes, welcher der uns zu Gebote stehende kritische Apparat nur theilweise steuern kann. Vielfach läßt er verschiedene Wege offen; in allen den Büchern, auf welche sich die treffliche Bamberger Handschrift nicht erstreckt, entbehrt man eines sichern Leitsternes, und das Licht, welches diese über die letzten Bücher verbreitet hat, läßt die über den andern schwebende Finsterniß nur um so schwärzer erscheinen. Deshalb kann die Mittheilung abweichender Ansichten das Verdienst dessen nicht schmälern.

lern, der das schwere Werk unternommen hat, den Forschungen auf diesem Felde eine sichere Grundlage zu verschaffen, und sie wird nicht für unbedeutend gelten, so fern sie durch Eröffnung neuer Gesichtspunkte der Wahrheit näher führt. Diese Erwägung hat mir den Muth verliehen, im Folgenden einige Stellen des zweyten Buches der *Naturalis Historia* zu besprechen, bey welchen ich mit dem von meinem verehrten Freunde Sillig eingeschlagenen Wege nicht einverstanden bin.

Bekanntlich hat sich Plinius in diesem Buche, das gewissermaßen ein Ganzes für sich ausmacht, die Aufgabe gestellt, das Weltall, namentlich die Gestirne, und die Elemente, die atmosphärischen Erscheinungen, die Größe der bewohnbaren Erde und alle die wunderbaren Wirkungen der Erdbeben, des Feuers und des Wassers zu besprechen. Die eigenthümliche Anschauungsweise der Alten bereitet hier natürlich manche Schwierigkeit, und macht, wie sie früher die Ursache war, daß das von den Abschreibern nicht Verstandene unrichtig abgeschrieben wurde, in nicht wenigen Fällen die Erkenntniß des Wahren und Richtigen fast unmöglich.

Wir begegnen zuerst einer Stelle, bey welcher es auf die Frage ankommt, was Plinius unter *cardo mundi* oder *caeli* verstand. Von der Stellung der Erde in der Mitte der Welt liest man nämlich (s. 4 §. 11)*): *Sie pari in diversa nisi in suo quaeque consistere, inquieto mundi ipsius constricta eirent, quo semper in se currente imam atque mediam in toto terram eandemque universo cardine stare pendentem, librantem per quae pendeat, ita solam immobilem circa eam volubili universitate, eandemque ex omnibus neti eidemque omnia niti.*

Der Infinitiv *esse*, der in den frühern Ausgaben vor *terram* stand, ist mit Recht weggelassen, so daß die Worte *imam atque mediam in toto stare* zusammen als Gegensatz zu dem Vorhergehenden:

*) Die Stellen des Plinius sind durchaus nach Sillig's neuester Recension angeführt. Damit sie aber doch auch in den früher (seit den Harduinischen) erschienenen Ausgaben aufgefunden werden können, habe ich den Sillig'schen Paragraphenzahlen die Angabe der Harduinischen Sectionen beigegeben.

den: *quo semper in se currente*, erscheinen. Was heißt aber, wenn man, wie Sillig will, zu *universo cardine* aus dem Vorhergehenden in herabzieht, oder dieses aus der Münchner Handschrift wirklich aufnimmt, *stare in universo cardine*, oder überhaupt *universus cardo*? Ich weiß es nicht anzugeben; darum habe ich früher*) die Conjectur des *Sabellicus universi cardine* billigen, und dieses mit *pendentem* verbinden zu müssen geglaubt. Allein auch so ist nicht klar, was unter dem *cardo universi* zu verstehen sey. Man müßte sich etwa eine Linie, wie dieß in der Sprache der Feldmesser der Fall ist (vgl. XVIII, s. 76, §. 326; Varro de re rust. I, 2, 4), darunter denken, als die Achse des Weltalls. Vergleichen wir aber die Stellen: II, s. 64; §. 160. *Namque in illo (caelo) cava in se convexitas vergit et cardini suo, hoc est terrae, undique incumbit*, und s. 6, §. 44. *Proxima ergo (luna) cardini* u. s. w., so ergibt sich, daß Plinius sich unter *cardo caeli* den Angelpunkt oder Mittelpunkt der Welt dachte, und dieser ihm kein anderer war, als die Erde selbst, womit noch die unten zu §. 173 angeführten Stellen zu vergleichen sind. Dem gemäß möchte wohl statt *cardine* der *Accusativ cardinem*, als Apposition oder vielmehr als Prädicat zu *eandem (terram)*, aufzunehmen, *universo* aber nicht als Ablativ, sondern als *dativus commodi*, von *cardinem* abhängig, zu betrachten seyn, so daß die Worte *eandemque universo cardinem* zu übersetzen wären: „die zugleich den Angelpunkt für das Weltall bildete,“ wofür vorzüglich die folgenden Worte: *librantem per quae pendeat* zu sprechen scheinen**).

Von der Größe der Sonne heißt es, nachdem das Verhältniß des Mondes zur Erde vermittelst der Sonnenfinsternisse so bestimmt ist, daß die Erde nicht größer seyn könne als der Mond, — ein Irr-

*) Siehe Zeitschrift für die Alterthums-Wissenschaft 1849. Nr. 58 p. 461.

**) Es scheint, man müsse noch einige Schritte weiter gehen, indem man interpungirt und liest: *cardinem stare, pendentem librantemque per quae pendeat omnia, solum immobilem, mobili circa eam volubilique universitate et.*

thum, der offenbar darin seinen Grund hat, daß Plinius darauf keine Rücksicht nimmt, daß die Verfinsterung der Sonne immer nur auf einem kleinen Theile der Erde sichtbar ist — (s. 8, §. 49): *Tertia ex utroque vastitas solis aperitur, non sit ut necesse amplitudinem eius oculorum argumentis atque coniectura animi scrutari.* Hier bestreuet vor allem die Stellung der Worte *non sit ut*, an welcher Sillig keinen Anstoß nimmt, der dagegen, da sich in den besten Handschriften *vastitas solis oculorum argumentis* aperietur findet, und in einer irrthümlichen Wiederholung der Riccardianischen: *vastitas solis oculorum argumentis aperietur, non sit ut necesse amplitudinem eius argumentis aperietur* (während nachher dieselbe Handschrift wie die übrigen hat: *oculorum argumentis* atque coniectura animi scrutari), annimmt, Plinius habe geschrieben: *vastitas solis oculorum argumentis* aperitur, non sit ut necesse amplitudinem eius *argumentis* atque coniectura animi scrutari, so daß er also zwischen die Worte *vastitas solis aperitur* nach Anleitung der Handschriften *oculorum argumentis* einsetzt, was ohne Zweifel richtig ist, unten aber *oculorum* streicht, wobey ihm bloß jene Wiederholung zur Seite steht, die, nur aus der Unachtsamkeit des Schreibers entstanden, keinen besondern Glauben verdient. Als Grund dafür gibt er an, daß die in dem folgenden Paragraphen angeführten und von Plinius als unnöthig abgewiesenen Beweise nicht von den Augen und dem Geiste zugleich, sondern nur von dem Geiste hergenommen seyen. Hierin kann ich ihm aber nicht beystimmen. Die Beweise sind folgende: „Bey der längsten Baumreihe verändere sich die Richtung der Schatten nicht; zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche stände allen Bewohnern der südlichen Gegenden die Sonne zugleich über dem Scheitel; in der Nähe des Wendekreises fielen der Schatten Mittags nach Norden, Abends nach Westen, und die Sonne sey bey ihrem Aufgange trotz ihrer weiten Entfernung viel breiter als der Rücken des Ida.“ Wer möchte wohl zugeben, daß es sich hierbey bloß um eine Thätigkeit des Geistes handle, und nicht vielmehr der Schluß auf den Wahrnehmungen des Auges beruhe? Hätte also Plinius diese Beweise in einen Gegensatz zu den Wahrnehmungen des Auges brin-

gen wollen, so hätte er sich eine offenbare Blöße gegeben; er mußte sie demnach als solche anführen, bey welchen die Wahrnehmungen des Auges erst durch Vermittlung unsicherer Vermuthungen Beweiskraft erhalten, was in den Worten *oculorum argumentis* atque coniectura animi liegt. Daß er auf das, was man unmittelbar mit den Augen schaut, Alles, auf die Beweise aber, welche nur mittelbar daraus abgeleitet werden, wenig hielt, zeigen u. a. folgende Stellen dieses Buches: §. 1. *Huius (mundi) extera indagare nec interest hominum nec capit humanae coniectura mentis*, und s. 67, §. 168. *Ut tamen coniecturae locum sic quoque non relinquat ingens argumentum paludis Maoticae, neben §. 170. Quae contemplatio apta detegendae mortalium vanitati poscere videtur ut totum hoc, quidquid est, . . . ceu subiectum oculis quantum sit ostendam.* Der Gegensatz ist also an sich in der Ordnung; und es könnte etwa nur an der Form, in welcher er ausgesprochen ist, das ausge-
 setzt werden, daß an der ersten Stelle die Beschränkung auf die Wahrnehmung des Auges nicht angedeutet, und der Ausdruck *oculorum argumentis* unverändert wiederholt wäre. Um den ersten Anstand zu heben, könnte man etwa vorschlagen zu schreiben: *Tertia ex utroque vastitas solis oculorum argumentis* aperietur; doch läßt sich kaum annehmen, daß Plinius so zwey gleichlautende Wörter neben einander gestellt habe; auch erscheint ein solcher Zusatz eben so unnöthig als die Wiederholung der Worte *oculorum argumentis* mit einem geizneten Zusätze an zweyter Stelle nicht zu beanstanden ist, wenn man beachtet, daß der Gegensatz nicht auf diesen Worten allein beruht, sondern auch durch die Wahl der Substantiva *vastitas*, „die unermessliche Größe,“ und *amplitudo*, „die große Ausdehnung,“ und der Verba *aperietur* und *scrutari* angedeutet ist. Das *Futurum* *aperietur*, das durch die Handschriften empfohlen wird, findet seinen Grund in der unten folgenden Beweisführung; der etwas eigene Ausdruck *tertia ex utroque vastitas solis* läßt sich durch folgende Stelle (IX, s. 68, §. 146): *Quae neque animalium neque fructicum sed tertiam quondam ex utroque naturam habeat*, als gut Plinianisch erweisen; es bleibt also nur

noch die eigenthümliche Wortstellung: *non sit ut*, übrig, von der wir ausgegangen sind. Ich glaubte Anfangs, deshalb vorschlagen zu dürfen, *non sit ut sit* zu schreiben; allein, da sich diese Wortstellung, — wenn gleich wegen der eben besprochenen Wiederholung, die freylich, wie schon bemerkt wurde, eben nicht dazu dient, die Glaubwürdigkeit der hier gebotenen Lesarten zu erhöhen, zweymal — nur in der Riccardianischen Handschrift findet, während die zwey Pariser und die Münchner die gewöhnliche Stellung *ut non sit* haben, gebe ich dieser den Vorzug, und schreibe also nach der Mehrzahl der Handschriften die ganze Stelle so: *Tertia ex utroque vastitas solis oculorum argumentis operietur, ut non sit necesse amplitudinem eius oculorum argumentis atque coniectura unimi scrutari* *).

Am Schluß der Besprechung der Größe der Sonne (S. 52) möchte zu interpungiren seyn: *Cur enim partitis vicibus anni brumalis abscedit aut noctium opacitate terras reficit? Exusturus hant dubie et sic quoque exurens quadam in parte; tanta magnitudo est*, so daß die Antwort auf die Frage, warum wohl die Kälte des Winters und die Kühle der Nacht die Einwirkung der Sonne auf die Erde unterbräche, lautet: „Sie würde ja sonst die Erde ganz und gar versengen, wie dieß jetzt schon wegen ihrer Größe bey einem Theile der Erde der Fall ist.“

Sillig hat statt dessen so interpungirt: *Cur enim partitis vicibus anni brumalis abscedit aut noctium opacitate terras reficit, exusturus hant dubie et sic quoque exurens quadam in parte? tanta magnitudo est*, so daß die Größe der Sonne

*) Plinius sagt, daß aus Mond und Erde, *ex utroque*, d. i. aus den Erscheinungen an ihnen *vastitas solis* eröffnet und erschlossen werde, es also dazu besonderer Beweise durch Augen und Vernunftschlüsse nicht bedürfe; „doch fehlten auch diese nicht,“ die er dann nach *immensum* aufzählt. Es ist also wohl zu lesen *aperitur, ut non sit necesse amplitudinem . . . scrutari: immensum tamen esse efficitur et*. — Ut ist durch den Schluß des vorangehenden Wortes abforbirt und dann an falscher Stelle eingeschoben worden.

unmittelbar als Ursache des Wechsels der Jahres- und Tageszeiten erscheint.

Uebrigens ist anzuerkennen, daß er hier mit Hülfe seiner Handschriften eine geradezu sinnstörende Verderbniß beseitigt hat, indem in den bisherigen Ausgaben steht: *Cur enim partitis vicibus anni brumalis abscedit? ut noctium opacitate terras reficiat*, was nur dann einen Sinn haben würde, wenn auch in den Wintertagen die Hitze der Sonne der Erde nachtheilig werden könnte. Wie wichtig namentlich bey Plinius eine genaue Beachtung der Interpunction ist, ergibt sich auch aus dem unten zu §§. 158, 173 f., 207 f., 237 Bemerkten.

Unter den verschiedenartigen Kometen wird einer (s. 22 §. 90) so beschrieben: *Fit et candidus cometes argenteo crine, ita refulgens ut vix contueri liceat, specieque humana dei effigiem in se ostendens*. Die letzten Worte wurden von Pintianus und nach ihm von Kalb für unächt erklärt, weil sie sich nicht mit §. 14. vereinigen lassen, wo Plinius sagt, es gäbe kein Bildniß Gottes, und nur die menschliche Schwäche schaffe sich nach seiner Ansicht ein solches. Dieser Grund ist keineswegs abzuweisen; aber es scheint nicht die Unächtheit des ganzen Zusatzes daraus hervorzugehen, — wie sollte dieser auch in den Tert gekommen seyn? —; vielmehr erscheint dadurch nur das Wort *dei* verdächtig, das leicht von Jemanden hinzugesetzt werden konnte, der, wenn Plinius *humana specie effigiem* geschrieben hatte, einen Zusatz für nöthig hielt, in welchem angegeben wurde, was in menschlicher Gestalt sich darstelle, wozu sicherlich nichts geeigneter war, als eben *dei*. Indessen ist *humana specie effigies*, „ein Bild, das einem Menschen gleich sieht,“ hier wohl deshalb für *humana effigies*, was sich IX, s. 4, §. 9 findet, gesetzt, weil es sich ja nicht um ein wirkliches menschliches Bild handeln kann, sondern nur um eine Erscheinung, die einem menschlichen Bilde nahe kommt. In Betreff der Construction läßt sich vergleichen s. 37, §. 101: *Vidi inhaerere pilis pro vallo fulgorem effigie ea*.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. Juni.

Nro. 71.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Zur Kritik des zweyten Buches der Naturalis
Historia des Plinius.

(Fortsetzung.)

Die letztere Stelle führt uns auf eine andere, wo die in die neueste Ausgabe aufgenommene Lesart als zweifelhaft zu betrachten ist. Man liest nämlich eben daselbst, wo von dem S. Elmsfeuer die Rede ist: Et ob id Polluci et Castori id *nomen* adsignant, eosque in mari deos vocant. Man sucht aber vergebens nach einem Namen, auf welchen sich dieses beziehen könnte. Dagegen findet die Vulgata id *numen* „diese Götterkraft“ eine ganz genügende Erklärung in den unmittelbar vorhergehenden Worten: Geminae autem salutare et prosperi cursus praenuntiae, quarum adventu fugari diram illam ac minacem appellatamque Helenam; auch läßt sich dafür anführen, daß Plinius III, s. 6, §. 39 in ähnlicher Weise von Italien sagt: *numine deum* electa quae caelum ipsum clarius faceret; zur entschiedensten Empfehlung gereicht aber der Umstand, daß Seneca (Natur. Quaest. I, 1, 11) von derselben Lusterscheinung sagt: In magna tempestate apparent quasi stellae velo insidentes. Aduvari se tunc periclitantes existimant *Pollucis et Castoris numine*.

An zwey Stellen, wo von der Entstehung der Winde die Rede ist, schwankt die Lesart zwischen

nives und nubes. Sillig hat sich in beyden Fällen für das letztere entschieden, und zwar in dem erstern nur von der Desfloratio Pliniana des Robertus Canutus Crikeladensis (s. Vorrede S. XLII) unterstützt. Die Worte sind (s. 44, §. 114): Namque et e fluminibus ac *nubibus* et e mari viduus... consurgere. Kurz vorher liest man: posse et (status gigni) aquis aera exspirantibus qui neque in nebulam densetur nec crassescat *in nubibus*. Hier sind die Wolken zwischen den Flüssen und dem Meere, und zwar vermittelt der Partikel ac den erstern wie etwas Gleichartiges beygezählt, gewiß nicht am Plage; eher noch ist ac nivibus zulässig, sofern man dabey an immerwährenden Schnee denkt, der allerdings durch die Abkühlung der Luft in seiner Nähe einen Luftzug erzeugt; weshalb ich mich schon früher (s. Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1849 S. 461) dafür ausgesprochen habe. Indessen bleibt auch hier die Verbindung mit fluminibus mißlich, und man könnte vermuthen, Plinius habe lacubus oder paludibus geschrieben (vgl. s. 68, §. 173); allein beydes liegt den Lesarten der Handschriften zu ferne.

An der andern Stelle (s. 49, §. 131) ist von den Winden die Rede, welche aus den Ausdünstungen der Erde entstehen, und plötzlich aufhören, wenn diesen ein Hinderniß entgegen tritt. Als ein solches wird bezeichnet: interim obducta *nubium* cuti. Hier haben die besten Handschriften von erster Hand *nivium*, die Münchner allein *nivium*. Was die Sache betrifft, so könnte man allerdings frisch gefallenem Schnee das Aufhören eines durch

Ausbüdnung der Erde entstandenen Luftzuges zu schreiben, und der Ausdruck *obducta cuti* scheint besser auf den Schnee als auf die Wolken zu passen; allein §. 135 liest man auch *quoniam hieme densatus aer nubium crassiore corio* spissatur, und die Wörter *cutis* und *corium* sind bey Plinius ziemlich gleichbedeutend; vgl. XX, s. 79, §. 257 in *summa terrae cute*, und XXXI, s. 30, §. 53 *moveri terram callumque summae cutis solvi*; dagegen XXXIV, s. 49, §. 164 *summo terrae corio*; und hier spricht besonders der Ausdruck *deiecti* mehr für die Wolken als für den Schnee. Auch kann für jene hier das geltend gemacht werden, was man s. 48, §. 130 liest: *Exspectantur autem (venti) maxime unde nubes discussae aperuere caelum*.

Unter den Ursachen des Windes oder vielmehr eines Luftzuges, wird (s. 44, §. 115) auch angeführt: *In domibus etiam multa madefacta inclusa opacitate conceptacula auras suas habent; adeo causa non deest, wo Sillig nach der Riccardianischen und der Schiffletianischen Handschrift madefacta geschrieben hat, in jener sich aber die gewöhnliche Lesart manu facta von zweyter Hand beygeschrieben findet. Unter madefacta inclusa opacitate conceptacula müßte man Gewölbe verstehen, welche deshalb feucht wären, weil nie ein Sonnenstrahl hinein fiel. Ob aber eine solche dumpfe Feuchtigkeit mit madefactus bezeichnet werden kann, möchte ich sehr bezweifeln; bey Plinius heißt es wenigstens an allen mir erinnerlichen Stellen besprengt oder angefeuchtet. Dagegen scheint mir manu facta hier ganz an seiner Stelle zu seyn. Plinius hat vorher von den natürlichen Ursachen der Winde gesprochen und darunter namentlich Höhlen, specus, erwähnt; im Gegensatz dazu scheint er nun auch auf solche Entstehungsorte hinzuweisen, welche von Menschenhänden gemacht sind. So findet sich manu factus, in ähnlichen Gegensätzen, V, s. 9, §. 50; VI, s. 31, §. 138; VIII, s. 8, §. 24. Der Ablativ inclusa opacitate muß, wenn man manu factis beybehält, übersetzt werden: „in Folge der eingeschlossenen, d. i. durch Abschließen entstandenen, Finsterniß.“ Für conceptaculum als Entstehungsort*

läßt sich noch die Parallele anführen: (XI, s. 51, §. 138): *Superbia aliubi conceptaculum, hic (in superciliis) sedem habet: in corde nascitur, sed huc subit, hic pendet*.

Von den in gewissen Gegenden beständig herrschenden oder regelmäßig wiederkehrenden Winden liest man s. 45, §. 117: *Viginti amplius auctores Graeci veteres prodidere de his observationes. Quo magis miror orbe discordi et in regna, hoc est in membra, diviso tot viris curae fuisse tam ardua inventu, . . ut hodie quaedam in suo quisque tractu ex eorum commentariis, qui numquam eo accessere, verius noscant quam indigenarum scientia; nunc vero, pace tam festa . . omnino nihil addisci nova inquisitione, immo ne veterum quidem inventa perdisci. Der Pluralis noscant ist statt des in allen bisherigen Ausgaben stehenden Singularis noscat von Sillig aus einer Handschrift Dalechamp's aufgenommen worden, indem er die Worte in suo quisque tractu in Verbindung mit dem Relativsätze qui numquam eo accessere, als das Subject davon betrachtet, und deshalb auf Reiff's lateinische Sprachwissenschaft S. 327 verweist. Daß, wenn diese Verbindung begründet wäre, der Pluralis nicht nur stehen könnte, sondern sogar stehen müßte, bestreite ich nicht, wohl aber daß die Beziehung des Relativsatzes qui numquam eo accessere auf in suo quisque tractu richtig sey. Es kann sich auf nichts anderes als auf in suo tractu beziehen, dadurch entsteht aber ein offener Widerspruch, da jene Leute in ihre eigene Heimath (denn dieß bezeichnet doch wohl in suo tractu) gekommen seyn müßten. Fassen wir die Stellung in das Auge, so schließt sich qui numquam eo accessere am natürlichsten an das unmittelbar Vorhergehende: ex eorum commentariis, an. Es fragt sich nur, wer diese ii seyen? Sillig scheint die vorher genannten alten griechischen Schriftsteller darunter zu verstehen; allein dadurch ergibt sich ein neuer Widerspruch. Daß Plinius solche griechische Schriftsteller im Auge hatte, welche ferne Länder zu ihrer Belehrung bereisten, zeigen namentlich die oben übergangenen Worte: *inter bella praesertim et infida hospitia, piratis etiam omnium morta-**

lium hostibus *transitus* ferme tenentibus; wie konnte er also von diesen sagen, sie hätten über Gegenden geschrieben, in die sie nie gekommen wären? Wen soll man aber sonst darunter verstehen? — Offenbar spätere Schriftsteller, welche aus den Werken der alten Griechen, ohne die Sachen, von denen sie schrieben, selbst gesehen zu haben, Notizenbücher (commentarios) zusammenstoppelten, und welche man zur Zeit des Plinius lieber las, als selbst forschte oder die Werke der alten Griechen studirte, was Plinius in den folgenden Worten ausspricht. Gegen solche Compilatoren zieht er auch in seiner Vorrede (§. 22) mit den Worten zu Felde: Scito enim conferentem auctores me deprehendisse a curatissimis et proximis *reteres transcriptos ad verbum*, neque nominatos. Fast man aber die Stelle so, so erscheint der Pluralis noscant nach in suo quisque tractu, wenn auch als zulässig, doch durchaus nicht als nothwendig, und es ist demnach kein Grund vorhanden, von dem so gut beglaubigten Singular noscat abzugehen. Bey Aufzählung der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Winde kommt (s. 48, §. 129) folgende Stelle vor: Noctu auster, interdum aquilo vehementior. . . Septentriones impari fere desinunt numero, quae observatio in aliis multis rerum naturae partibus valet; mares itaque existimantur *impares numeris*. Die bisherigen Ausgaben haben impari numero. Sillig hat aus fast allen seinen Handschriften *impares*, und aus der einzigen Riccardianischen von zweyter Hand *numeris* aufgenommen. Der Sinn dieser Lesart kann kein anderer seyn, als die Nordwinde gälten, als der Zahl nach ungleich, für männlich. Bekanntlich gelten aber alle Winde für männlich und die unmittelbar vorhergehenden Winde weisen darauf hin, daß hier ein allgemeiner Satz ausgesprochen werden soll; weshalb schon Grose wohl mit Recht übersetzt hat: „Die ungeraden Zahlen hält man für männlich.“ Dazu ist aber nöthig, daß man *impares numeri* schreibt, und dieses findet sich wirklich in drey Handschriften, der Toletaner, der Pariser d und einer Dalechamps, so daß ich keinen Anstand nehme, es für das Richtige zu erklären. Etwas undeutlich ist der vermittelnde Satz: Quae observatio in aliis multis rerum naturae partibus valet; er findet aber seine

Erklärung in dem, was man XXVIII, s. 5, §. 23 liest: Cur impares numeros ad omnia vehementiores credimus? Harduin, der übrigens impari numero beybehalten hat, was sich nicht wohl damit vereinigen läßt, scheint die Stelle auch so verstanden zu haben; wenigstens citirt er aus des Macrobius Commentar zu Cicero's Somnum Scipionis (I, 6, 1) die Worte: *Inpar numerus mas et par femina*, die sich fast ebenso daselbst II, 2, 17 finden.

Die Wasserhosen werden (s. 50, §. 134) mit folgenden Worten besprochen: Vocatus et columna, cum spissatus umor rigensque ipse se sustinet: ex eodem genere et in longum *veluti fistula* nubes aquam trahit. Es werden also zwey Arten angegeben, von denen die erstere sich durch sich selbst aufrecht erhält, die zweyte durch die Anziehungskraft einer Wolke entsteht. Nach der Note zu schließen, wollte aber Sillig mit der Riccardianischen Handschrift *fistulam* schreiben und aus dem Vorhergehenden in ergänzen. Auch stellt er die Vermuthung auf, Plinius könnte geschrieben haben: ex eodem genere et *siphou*, *cum veluti in fistulam* nubes aquam trahit, so daß aus dem Vorhergehenden vocatur zu ergänzen wäre. Beydes beruht auf der Ansicht, daß die Form der Wasserhose selbst mit einer Röhre, fistula, verglichen werde. Bey Plinius bedeutet aber sonst fistula eine Röhre, durch welche in thierischen Körpern die Luft, das Blut oder andere Flüssigkeiten, und außerdem das Wasser geleitet wird (wie s. 106, §. 224 aquae dulces iuxta mare ut fistulis emicantes); er hat also dabey nicht die Form im Auge, sondern nur die Bestimmung, Flüssigkeiten zu leiten, und es scheint dadurch vollkommen gerechtfertigt, wenn man auch hier fistula nicht auf die Form bezieht, sondern ein Werkzeug zum Emporziehen des Wassers, eine Saugröhre, darunter versteht, in welchem Falle der Ablativ nicht zu beanstanden ist. Die Form wird durch die Worte in longum bezeichnet, welche hier nicht sowohl (wie s. 33, §. 196 nube in longum porrecta spatium) auf die räumliche Ausdehnung als auf die Gestalt zu beziehen sind, worin auch der Grund zu suchen ist, warum Plinius nicht in altum schrieb. Das Verbum vocatur aus dem Vorhergehenden herabzu-

nehmen, ist unnöthig, wenn man nicht mit Sillig ein cum hineinbringt; denn es ist nach der Gewohnheit des Plinius (s. unten zu §. 207) oben vocatur et columna zu erklären: „Es gibt auch eine ähnliche Erscheinung, welche man Wassersäule nennt,“ was die Uebersetzer nicht erkannt, und in Folge dessen durch die Uebersetzung: „Sie wird eine Säule genannt,“ einen ganz unstatthaften Anschluß an das Vorhergehende hervorgerufen haben. Die Worte: ex eodem genere et. . . nubes aquam trahit übersehen sie ebenfalls in verschiedener Weise unrichtig. Der Sinn derselben ist aber nach dem Obigen: „Eben dahin gehört auch die Erscheinung, wenn eine Wolke das Wasser in die Höhe zieht.“

Als Beispiel einer merkwürdigen Wirkung des Blüthes wird (s. 52, §. 137) der Fall angeführt: Marcia princeps Romanarum icta gravida, partu exanimato ipsa citra ullum aliud incommodum vixit. Statt Romanarum haben die meisten Handschriften Romanorum. Dieses ist in keiner Weise zu vertheidigen; aber auch der Ausdruck princeps Romanarum, der keineswegs, wie Harduin will, als die Bezeichnung der Frau eines princeps senatus erklärt werden kann, erregt gerechte Bedenken. Sillig vermuthet hier eine Lücke, wie sie die Bamberger Handschrift in den letzten Büchern aufgedeckt hat. Eine solche Annahme scheint aber, da der Zusammenhang im Uebrigen gar nicht gestört ist, kaum gerechtfertigt; ich möchte daher lieber die Verderbnis in dem Worte Romanorum allein suchen, und vermuthen, Plinius habe geschrieben princeps matronarum oder matrona. In ähnlicher Weise sagt er VIII, s. 50, §. 119 princeps femine. Daß er hier den Ausdruck matrona wählte, womit sich bey Plautus vergleichen läßt (Cistell. I, 1, 26): Ubi istas videas summo genere natas Summatis matronas und in einem Fragmente des Ennius bey Cicero (ad fam. VII, 6, 1): Matronae opulentae optimates, scheint darin seinen Grund zu haben, daß es darauf ankam, das Eheverhältniß hervorzuheben, um anzudeuten, daß man nicht an eine absichtliche, durch ein solches Gerücht verhüllte, Tödtung der Leibesucht denken dürfe.

Unter den Betrachtungen über die immer gleiche Geduld und Güte der Erde im Gegensatz zu

den übrigen Elementen findet sich (s. 63, §. 155) folgende: At haec benigna, mitis, indulgens, usibusque mortalium semper ancilla. So Sillig, nach der Riccardianischen Handschrift von der Hand des Correctors, dem er wohl hier etwas zu viel vertraut hat, wie auch unter andern §. 157 bey Aufnahme der Worte *Et ut verum fateamur*, statt des offenbar Kräftigeren: *Verum fateamur!* Von erster Hand hat diese Handschrift wie die beyden Pariser *ususque*, und hiervon abzugeben sehe ich keinen triftigen Grund. Bey ancilla kann sowohl der Genitiv als der Dativ stehen; jener läßt nur das Bedürfnis mehr als personificirt erscheinen, was auch den Singularis nöthig macht, der sich übrigens in ähnlicher Weise auch XXXVII, s. 7, §. 18 in den Worten: *Quae protinus ad hominum usum transiere*, findet.

Ob im Folgenden (§. 157) die Conjectur *Ruhen's*: *In maria iacitur aut ut freta admittamus effoditur* statt *eroditur* mit Recht Aufnahme gefunden hat, scheint mir mindstens zweifelhaft. Man betrachte nur das zunächst Folgende: *omnibus cruciatur horis*, und ut *) tamen quae summa patitur atque extrema a cute, tolerabilia videantur: *penetramus in viscera*. Dieß zeigt offenbar, daß Plinius die Erde als einen belebten Körper hinstellen wollte, dem das Eindringen Schmerzen bereitet.

(Fortsetzung folgt.)

*) So möchte ich nach Sillig's Vermuthung schreiben, es aber nicht mit dem Vorhergehenden, sondern mit dem Folgenden verbinden. Vgl. §. 168.

G e l e h r t e A n z e i g e n.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. Juni.

Nro. 72.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Zur Kritik des zweyten Buches der Naturalis
Historia des Plinius.

(Fortsetzung.)

Dazu paßt aber gewiß besser eroditur als ef-
foditur, und die von Sillig angeführte Stelle
XVII, §. 47: *Ubios gentium solos novimus qui
fertilissimum agrum colentes quacunq[ue] terra in-
fra tres pedes effossa, ut pedali crassitudine in-
iecta laetificent*, verliert bey dieser Betrachtungs-
weise alle Beweisraft. Man könnte gegen diese
Ansicht vielleicht das geltend machen, daß man bey
In maria iacitur doch auch nur an die ausgehobene
Erde, nicht an den Erdkörper, zu denken habe;
allein der Pluralis in maria zeigt, daß auch hier
durch eine Synecdoche die Sache so gefaßt ist, als
handle es sich um die ganze Erde. Eroditur scheint
übrigens auch deshalb hier ganz geeignet zu seyn,
weil es die mühsame nur allmählig fortschreitende
Arbeit bezeichnet; endlich ist das sonst seltene Ver-
bum erodere bey Plinius in ähnlichen Beziehungen
verhältnißmäßig häufig.

Hierher gehören auch (§. 158) die Worte:
*Viscera eius extrahimus; ut digito gestetur gom-
ma, petitur!* So interpungirt Sillig und fügt im
Commentare zu petitur, daß er gewiß richtig statt
quam petimus hergestellt hat, hinzu: sc. terra. Ich
möchte lieber interpungiren: *Viscera eius extrahi-*

mus: ut digito gestetur, gemma petitur! so daß
sich die Erklärung ergäbe: „Wir reißen die Eingeweide
der Erde heraus: (und was ist der Grund
zu diesem Frevel?) man sucht einen Edelstein, um
ihn am Finger zu tragen.“ So schließt sich dann
das Folgende: *Quot manus atteruntur, ut unus
articulus niteat?* ganz gut an. Wäre unter petitur
ein Angriff auf die Erde zu verstehen, so wäre die-
ses nach dem weit stärkeren: *Viscera eius extra-
himus*, doch gar zu matt, während der Gegensatz
des kleinlichen Zweckes den Frevel der That nur
noch größer erscheinen läßt. Beachten wir endlich
den Sprachgebrauch des Plinius, so spricht auch
dieser für die von mir vorgeschlagene Verbindung
der Worte *gemma petitur*, wofür ich nur eine
ganz ähnliche Stelle (XXXIII, s. 21, §. 70) als
Beleg anführen will: *Ut iam minus temerarium
videatur e profundo maris petere margaritas.*

Wo gezeigt werden soll, wie die Erde vom
Oceano umgeben wird, liest man (s. 67, §. 168):
*Maiorem quidem eius partem et orientis victoriae
magni Alexandri lustrare usque in Arabicum
sinum.* Hier möchte Sillig statt *lustrare* lieber
lesen *inlustrare*, da es sich um das Bekanntma-
chen mit jenen Gegenden handle, was jenes Ver-
bum nicht ausdrückt. Allein, betrachtet man die
ganze Stelle, so ist das Bekanntwerden überall nicht
geradezu angegeben, sondern nur die Veranlassung,
welche Römer oder Griechen in bisher unbekannte
Gegenden führte, wodurch diese dann natürlicher
Weise mehr oder weniger bekannt wurden. So steht
unmittelbar vorher: *Pars meridiani sinus ambitu*

daß *trucis* so ganz verlassen dasteht, ohne irgend einen Gegensatz im Folgenden, den doch der Sinn zu verlangen scheint. Darum möchte ich die auf meiner Conjectur des Rhodiginus beruhende Vulgata: *truces vero e caeli rigore has, illas mobilitate hebetes* keineswegs aufgeben. Wenn statt *hebetes* geschrieben war *haebetis*, wie sich an einer Stelle (XXXVII, 69) in der Bamberger wirklich *haebetari* findet, so konnte sehr leicht *haebetis* oder *habentes* daraus werden.

Ergänzt man zu diesem *hebetes* oder *hebetis* den Infinitiv *esse*, so ist auch kein Grund vorhanden, im Folgenden mit der einzigen Riccardianischen Handschrift von zweyter Hand *ipso* statt *ipsoque* zu schreiben; es ist vielmehr, wie es früher geschah, *ipsoque . . . argumento* zum Folgenden zu beziehen, womit sich dem Sinne nach vergleichen läßt, was Macrobius (Saturn. VII, 10, 11) von den Eunuchen sagt: *Hunc (humorem videmus) in eunuchis debilitatem tibiis ingerentem, quarum ossa quasi semper in superfluo humore natantia naturali vigore caruerunt, et ideo facile intorquentur, dum pondus superpositi corporis ferre non possunt.* Endlich steht dem aus der Riccardianischen Handschrift aufgenommenen Genitiv *umoris* der Umstand entgegen, daß dann *deciduo* als ein abstractes Substantiv gefaßt werden muß, welches dem Worte *natura* in dem vorausgehenden: *natura vaporis* entspricht; während, wenn man die von zweyter Handschrift beglaubigte Vulgata *humore deciduo* festhält, diese Worte jenen beyden ganz gut entsprechen.

Die Ursachen, aus welchen sich nach und nach Länder aus dem Meere erhoben haben, werden (s. 87, §. 201) folgendermaßen angegeben: *Nascuntur enim, nec fluminum tantum in vectu, sicut Echinades insulae ab Acheloo amne congestae maiorque pars Aegypti a Nilo, in quam a Pharo insula noctis et diei cursum fuisse Homero credimus, nec recessu maris, sicut idem Circeis, quod accidisse et in Ambraciae portu decem milium passuum intervallo et Atheniensium quinque milium passuum ad Piraeum memoratur, et Ephesi, ubi quondam aedem Dianae adluebat.* Im folgenden Buche (s. 9, §. 57) sagt Plinius: *Circeis*

quondam insula immenso quidem mari circumdata (ut creditur Homero), et nunc planitie. Deshalb glaubte Hermolaus Barbarus, um in den Worten: *sicut idem Circeis* eine Zurückbeziehung auf das Vorhergehende: *in quam . . . noctis et diei cursum fuisse Homero credimus* zu gewinnen, schreiben zu müssen: *sicut eidem de Circeis*; Sillig hält dagegen eine solche Interpolation für unnöthig, und glaubt denselben Sinn in den Worten der Handschrift zu finden, die ihm so viel bedeuten, als *sicut idem dicit Circeis fuisse*. Eine solche Ergänzung scheint mir aber kaum annehmbar zu seyn, da kein *dicit*, sondern *Homero credimus* vorausgeht, und mit den Worten *nec recessu maris* ein neues Eintheilungsglied beginnt; auch halte ich die Beziehung auf Homer, wenn sie gleich durch die angeführte Stelle wahrscheinlich gemacht wird, nicht für durchaus nöthig, und möchte daher lieber, wenn die Worte *sicut idem Circeis* für richtig gelten sollen, annehmen, *idem* sey als Neutrum zu betrachten, und aus dem dazu gehörigen Relativsake *accidisse memoratur* heraufzubeziehen, was seine Erklärung in dem vorausgegangenen *recessu maris* findet, welches hier jedenfalls eher ein *factum esse* oder etwas Aehnliches, als *fuisse* erwarten läßt. Sonst würde ich vorschlagen, aus dem Vorigen geradezu: *fuisse Homero credimus* herab zu nehmen. Daß ich übrigens der von Hermolaus Barbarus vorgenommenen Aenderung das Wort nicht reden will, geht aus dem eben Gesagten hervor; ich möchte vielmehr eher vermuthen, es seyen hier einige Worte wegen Wiederkehr des *idem* ausgefallen, und Plinius habe geschrieben: *sicut idem (Homerus) testis est factum esse idem Circeis, quod accidisse u. s. w.,* oder etwas Aehnliches. Die Unmöglichkeit, hierüber ohne eine der Bamberger ähnliche Handschrift in's Reine zu kommen, macht aber natürlich zur Pflicht, sich bey der annehmbarsten Erklärung des in den verglichenen Handschriften Vorgefundenen zu beruhigen.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. Juni.

Nro. 73.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Zur Kritik des zweyten Buches der Naturalis
Historia des Plinius.

(Schluß.)

Die Beispiele von Höhlen, welche tödtliche Dünste aushauchen, werden (s. 95, §. 207 f.) mit folgenden Worten eingeführt: ut in Sinuessano agro et Puteolano; *spiracula vocant, alii Charonea scrobis mortiferum spiritum exhalantis*, item in Hirpinis Ampsancti ad Mephitis aedem locum, quem qui intravere moriuntur, simili modo Hierapoli in Asia, Matris tantum Magnae sacerdoti innoxium. Mit Recht hat hier Sillig nach dem von mehreren Handschriften unterstützten Vorschlage des Casaubonus *Charonea*, als Eigennamen, statt *Charoneas*, geschrieben. Wenn er aber die Worte *scrobis . . . exhalantis* für so hart und matt hält, daß er glaubt, sie seyen als unächt zu streichen, so kann ich schon deshalb nicht einverstanden seyn, weil ich, wenn diese Worte wegfallen, nicht weiß, worauf die *Accusative locum* und *innoxium* im Folgenden bezogen werden sollen. Diese können nämlich nur von dem *Verbum vocant* abhängen. Ich finde aber überhaupt in jenen Worten nichts Anstößiges, wenn man nur interpungirt: ut in Sinuessano agro et Puteolano *spiracula vocant, alii Charonea, scrobis mortiferum spiritum exhalantis*, so daß dieß nach der bey den lateinischen Schriftstellern und na-

mentlich auch bey Plinius öfters vorkommenden Constructionswaise (s. oben zu §. 34) so viel ist als: ut in Sinuessano agro et Puteolano *scrobes sunt, quas spiracula vocant, alii Charonea*. Daran reiht sich dann auch das Folgende ganz gut an, so daß die Bezeichnung *spiracula* auch auf die beyden nachher genannten Orte bezogen wird, wofür Virgil spricht, wenn er (Aen. VII, 568 f.) von der Höhle zu Ampsanctus sagt:

Hic specus horrendum et sacri spiracula Ditis.

Daß im Folgenden (s. 96, §. 209): *Quaedam insulae semper fluitant, sicut in agro Caecubo et eodem Reatino, Mutinensi, Statoniensi*, das Wort *eodem* nicht richtig seyn soll, weil es sich weder auf *agro* noch auf *Caecubo* beziehen lasse, und weil mehr noch ein Name von einer Landschaft Italiens statt *et eodem* von Plinius genannt gewesen seyn soll, damit kann ich mich deshalb nicht einverstanden erklären, weil ja die Beziehung auf die unmittelbar vorhergehenden Worte: *similiter in Reatino* nahe liegt.

Die Erwähnung der Quelle auf der Insel Andros, von der man sagte, es ströme alljährlich zu bestimmten Tagen Wein aus derselben (s. 106, §. 231), gibt in doppelter Hinsicht Anstoß. Die Worte sind: *Andro in insula, templo Liberi patris, fontem nonis Januariis semper vini saporem fluere Mucianus ter consul credit: Αἰὸς Θεοδόσια* vocatur. Sillig bemerkt mit Recht, in dem Namen, der hier der Quelle beygelegt wäre, sey die Erwähnung des Gottes in *Θεοδόσια* neben *Αἰὸς* nicht wohl zulässig. Wenn er aber deshalb sich zu der

aus einer Handschrift Dalechamp's und mehreren des Hermolaus Barbarus angeführten Lesart Dios Tecosia, woraus jener Dios Tecnosia gemacht hat, hingezogen fühlt, indem er glaubt, die Zeugungskraft sey hier an der Stelle, so möchte er damit der Wahrheit wohl nicht näher gekommen seyn. Die Angabe des Ortes, templo Liberi patris, so wie der Wein an sich, führt vielmehr auf *Διόνυσος*, und dafür spricht auch, was Plinius an einem andern Orte (XXXI, s. 13, §. 16) über dieselbe Quelle berichtet: Mucianus Andri e fonte Liberi patris statis diebus septenis eius dei vinum *) fluere, und Pausanias VI, 26, 1: *Λέγονσι δὲ καὶ Ἄνδροιοι παρὰ ἑτος σγίσω ἐς τοῦ Διονύσου τῆν ἑορτῆν εἶναι οἶνον ἀνθρώπων ἐκ τοῦ ἕροῦ*. Man könnte also vermuthen, Plinius habe geschrieben *Διονυσσοδοσία*. Die Verwandlung dieses Namens in das, was in den Handschriften steht, liegt nicht ferne, wenn man mit Uncialen, wie sie sich bey griechischen Wörtern in den meisten lateinischen Handschriften finden, schreibt:

ΔΙΟΝΥΣΟΔΟΣΙΑ

ΔΙΟΣΤΕΟΔΟΣΙΑ

ΔΙΟΣΘΕΟΔΟΣΙΑ.

Außerdem ist mir der doppelte Accusativ in den Worten *fontem . . vini saporem* fluere höchst verdächtig, und ich glaube nicht, daß er sich irgendwie durch den Sprachgebrauch des Plinius rechtfertigen läßt, der, wenn er nicht, wie in der oben angeführten Stelle *e fonte* schreiben wollte, gewiß nicht *saporem*, sondern *sapore* schrieb, was in der trefflichen Leidener Handschrift A steht, welcher Eilling (praef. p. V) die erste Stelle nach der Bamberger einräumt, und sehr leicht in *saporē*, d. i. *saporem*, übergehen konnte.

Unter den wunderbaren Erscheinungen in Betreff des Wassers wird (s. 106, §. 234) auch angeführt: *Cum omnis aqua deorsum feratur, exsiliare fontis atque etiam in Aetnae radicibus flagrantis in tantum ut quinquagena centena milia passum harenas flammaram globus eructet*. Hierbei

*) Vergl. s. 111 §. 240. Exit in Mutinensi agro (flamma) statis Volcano diebus.

muß es auf den ersten Blick auffallen, daß als Beweis für das heftige Brennen des Berges der Umstand angeführt wird, daß seine Feuersäule Sand auswirft. An einer andern Stelle (III, s. 14, §. 88) liest man: *Favilla Tauromenium et Catinam usque pervenit fervens*. Daß hier statt dessen Sand genannt ist, findet wohl darin seinen Grund, daß angegeben werden soll, wie der Brand das Innere des Berges zerstört, an dessen Außenseite dennoch Quellen entspringen. Daß aber die Feuersäule den Sand auswerfen soll, dieß paßt zu dieser Vorstellung nicht recht, bey der man vielmehr eine Andeutung dessen erwartet, daß der Sand aus dem Kern des Berges kommt; auch sollte man bey dem Verbum *eructat* weit eher eine Beziehung auf den Berg selbst als auf die Feuersäule erwarten. Ziehen wir die Handschriften zu Rathe, so zeigt sich, daß *globus* nur auf der Autorität des Robertus Crikeladensis beruht, aber drey Handschriften (die Riccardianische, die in diesen Büchern anerkannter Maßen aus derselben Quelle geflossene Pariser a, und eine Dalechamp's) *globos*, und einer (die treffliche Leidener A, die Chiffletianische, die Voletaner und die Pariser d) *globo* haben, was mir das Richtige zu seyn scheint, in dem Sinne: „Der Berg wirft in oder mit seiner Feuersäule Sand, d. i. verkohlte Erde, aus.“

Sehr schwierig ist die Stelle, wo von dem Brennen des Bodens an verschiedenen Orten die Rede ist (s. 110, §. 237): *Campus Babyloniae flagrat quadam veluti piscina iugeri magnitudine; Aethiopum iuxta Hesperium montem stellarum modo campi noctu; similiter in Megalopolitano agro, tametsi internus sit ille, iucundus frondemque densi supra se nenioris non adurens. Et iuxta gelidum fontem semper ardens Nymphaei crater dira Apolloniatis suis portendit, at Theopompus tradidit*. Was sollen hier die Worte *tametsi internus sit ille* bedeuten? In den mir zu Gebote stehenden Uebersetzungen (von Grose und von Friisch) werden sie nach Harduin's Vorgang auf einen in einem Walde verborgenen Platz bezogen; allein wie kann dieß in diesen Worten liegen, und was soll dabei die Partikel *tametsi*? — Man

erwartet eine Beziehung auf das Feuer. Was liegt also näher als *sit ille in scintillae* oder *scintillet* zu verwandeln und entweder (nach XXXVII, s. 17, §. 65. *Tunc enim tellure despecta internitent* *) *smaragdi*) zu lesen: *tametsi internitent scintillae*, oder, was besser in die Construction paßt (nach II, s. 111, §. 240 *virens aeterno . . fraxinus*): *tametsi aeterno scintillet*? Doch ich führe diese meine frühere Ansicht nur an, um zu zeigen, wie leicht bey Plinius das Conjecturiren von der Wahrheit abführt — die Handschriften zeigen einen ganz andern Weg. Die Leidener Handschrift A hat nämlich *intermisit*, und mit ihr stimmt die Pariser d überein. Bey Robertus Crikeladensis findet sich in *terminis sit*, in der Pariser Handschrift a von erster Hand *internum sit*, und nur in dieser von zweyter Hand *internus sit*. Liest man demgemäß: *tametsi intermisit ille*, so ist der Sinn: „doch hat jener zu brennen aufgehört.“ Uebrigens ist noch zu bemerken, daß *tametsi* sich auch nur in der Pariser Handschrift a von zweyter Hand findet, alle andern aber *nam si* haben, was vorzüglich deshalb nicht hieher passen will, weil die Nominative *incundus* und *adurens* nach in *Megalopolitanorum agro* eine Partikel erfordern, welche *intermisit* zu einem selbstständigen Verbum macht. Gerade diese ungeeigneten Nominative geben aber einen Wink zur weiteren Verbesserung der Stelle. Beachtet man nämlich, daß nach *adurens* ein neuer Satz ganz gegen die Gewohnheit des Plinius mit *Et* beginnt, und in diesem sich ein ähnliches Participium *ardens* findet, so muß man auf den Gedanken kommen, den Punkt vor *et* zu streichen und so diese Participien zusammen auf das folgende zu beziehen, in welchem Falle

*) Wo Sillig gegen die Autorität der Vamberger Handschrift, vielleicht nur durch ein Versehen, nient hat.

nam si statt *tametsi* ganz passend erscheint, da ja *nam* bey Plinius wie bey andern Schriftstellern (vgl. Händ Tursellin. IV, S. 15) bey dem Uebergang zu solchen Gedanken gebraucht wird, welche, dem Vorhergehenden ähnlich, doch in gewisser Weise davon abweichen. Versolgen wir die Geschichte des Plinianischen Textes, so ergibt sich, daß alle Ausgaben *tametsi*, und alle vor Harduin den Punkt nicht nach *adurens*, sondern nach *ardens* haben. Dieser zog die Worte *Et iuxta gelidum fontem semper ardens* mit Recht zum Folgenden, indem er einsah, daß die unmittelbar nach dem oben angeführten Worte *egeritque bitumen temperandum fonte illo ingustabili* sich auf dieselben beziehen. Schon Pintianus hatte nach *adurens* zu interpungiren vorgeschlagen, er hatte aber, weil er, und zwar mit Recht, daran Anstoß nahm, daß in der Vulgata die Angabe dessen fehlte, wodurch das immer brennende Feuer die bösen Vorbedeutungen gäbe, irthümlicher Weise die Worte so ordnen wollen: *Et iuxta gelidum fontem Nymphaei crater. Dira semper Apolloniatis suis portendit ardens*, woraus sich der Sinn ergäbe, daß der Krater bey Nymphäum für gewöhnlich nicht brannte, und, wenn dieß der Fall wäre, Böses verkündete. Hätte Harduin das Bedenken des Pintianus nach Gebühr beachtet, und seinen Regius II (die Handschrift d) an dieser Stelle zu befragen sich die Mühe genommen, so wäre er ohne Zweifel dem Wahren auf die Spur gekommen, da er in seinen Notizen ganz richtig bemerkt hat: „*Cum dies noctesque ardere perseveret, intermisisse semel fama est apud Apolloniatas, inquit Aelianus lib. XIII. Var. histor. cap. 16, quo tempore cum Illyriis bellum gesserunt. Ita desinendo magis quam ardendo Apolloniatis dira portendit;*“ denn es ist dem gemäß kein Zweifel, daß so zu schreiben ist: *Similiter in Megalopolitanorum agro. Nam si intermisit ille*

iucundus frondemque densi supra se nemoris non adurens et iuxta gelidum fontem semper ardens Nymphaei crater, dira Apolloniatis suis portendit. Daß aber die hierdurch auf jenen Krater bezogenen Worte Nam si . . . adurens wirklich dahin gehören, geht aus der angeführten Stelle des Aelian mit Evidenz hervor, die ich eben deshalb, so weit es nöthig scheint, wörtlich anführen will: Ἀπολλωνιάται πόλῳ οἰκοῦσι γείτονα Ἐπιδάμνου ἐν τῷ Ἰονίῳ κόλπῳ· καὶ ἐν τοῖς πλησίον αὐτῆς χωρίοις ἀσφάλτου ἐστὶν ὀρυκτή . . . Οὐ πόρρω δὲ καὶ τὸ ἀθάνατον δείκνυται πῦρ, ὃ δὲ καιόμενός ἐστι λόφος ὀλέγος, . . . καὶ περὶ αὐτόν ἐστι δένδρα εὐθαλή καὶ πολλὰ χλωρά· καὶ τὸ πῦρ πλησίον ἐνακμάζον οὐδὲν λυπεῖ, οὔτε τὴν τῶν φυτῶν βλάστην οὔτε τὴν τεθνηλυῖαν. Καίεται δὲ τὸ πῦρ καὶ νύκτα καὶ μεθ' ἡμέραν, καὶ διέλιπεν οὐδέποτε, ὡς Ἀπολλωνιάται λέγουσι, πρὶν τοῦ πολέμου τοῦ πρὸς Ἰλλυρίους συμβάντος αὐτοῖς. *)

Diese Stelle, die letzte, welche ich in diesem Buche zu besprechen habe, ist mit einer vielleicht allzugroßen Ausführlichkeit behandelt worden, weil sie mehrfach Gelegenheit gibt, die Wege in das Auge zu fassen, auf welchen im Ganzen wohl die Kritik eines jeden Schriftstellers, insbesondere aber die des Plinius ihrem Ziele am sichersten entgegen-

*) Auch in dieser Stelle sieht das Verderbniß tiefer. Den Spuren der Lesarten nach Möglichkeit folgend und dem Sinne gemäß würde man schreiben: Campus Babyloniae flagrat quadratus veluti piscine iugeri magnitudine et Aethiopum in Megalopolitanorum agro flamma scintillat semper, sicut ille herbis iucundus adurens et iuxta crater qui dira portendit si intermittit, ut Theopompus refert.

geführt wird. Am wenigsten ist der Conjectur zu vertrauen; sie führt hier leichter irre als irgendwo; deshalb verdient gewiß der neueste Herausgeber nur Lob, wenn er die Anwendung derselben auf wenige besondere Fälle beschränkt. Ehe man zu ihr seine Zuflucht nimmt, muß genau erwogen werden, was der, wenn auch mangelhafte, Apparat an die Hand gibt; in den meisten Fällen wird dieser, wenn man ihn mit dem zusammen hält, was der Schriftsteller selbst an andern Stellen über dieselbe Sache berichtet, oder was uns von andern darüber überliefert ist, oder, wo kein Anhaltspunkt der Art gegeben ist, das genau erforscht, was der Zusammenhang und der Sprachgebrauch erfordert, die Lösung des Knotens möglich machen; wo diese Mittel nicht ausreichen, ist eine gewisse Resignation am Orte, mit der man bietet, was man hat, und es Andern nicht mißgönnt, vielmehr im Interesse der Wahrheit und der Wissenschaft sich dessen freut, wenn sie glücklicher sind in der Lösung einzelner Schwierigkeiten. Auch dieses ist von Sillig geschehen, so weit die Aufgabe reicht, die er sich gestellt hat. Daß aber zwey Dinge, die außer seiner Sphäre lagen, wenn nicht von gleicher Wichtigkeit als der handschriftliche Apparat, doch auch von großer Bedeutung für die Weiterförderung der Kritik sind, kann die eben besprochene Stelle ebenfalls zeigen; ich meine die Bemerkungen der früheren Herausgeber, und namentlich die von ihnen schon beygebrachten Berichte anderer Schriftsteller. Diese, von den störenden Schladen gereinigt, und nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft umgestaltet und erweitert, zu einem Ganzen verarbeitet, vor sich zu haben, wäre ein großer Gewinn; doch bleibt dies wohl noch auf lange ein frommer Wunsch.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. Juni.

Nro. 74.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung der Classe am 20. März l. J. hielt Hr. Dr. von Spruner, k. Major im Generalquartiermeister-Stabe, nachstehenden Vortrag.

In der Sitzung vom 17. Januar 1852 wurde mir Seitens der historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften der Auftrag erteilt, über den in der Sitzung vom 20. April 1850 erstatteten Vortrag des k. k. Archivdirectors Hrn v. Chmel zu referiren, und ich entledige mich nun dieses ehrenvollen Auftrages in nachstehender Weise.

Der Herr Archivdirector wünscht nämlich durch ein Zusammenwirken der hiezu vor Allem berufenen wissenschaftlichen Kräfte der Akademien zu München und Wien eine möglichst umfassende, auf urkundlicher Basis feststehende Darstellung der Geographie und Topographie des Mittelalters für die südöstlichen Gegenden Deutschlands, etwa von Regensburg abwärts bis an die Theiß-Ufer, südlich noch Istrien und die deutsch-ungarischen Gränzlande umfassend.

Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß gerade in den Urkunden bayerischer Hochstifter und Klöster von denen ja bekanntlich die Christianisirung und damit Hand in Hand die Colonisirung dieser östlichen Staaten ausgegangen, das reichhaltigste, ja,

was das frühere Mittelalter betrifft, das ausschließliche Material zu einem solchen geographisch-topographischen Baue vorhanden ist.

Dieses Material allein genügt aber noch nicht. Was nützt es, wenn dasselbe auch zur Stelle geschafft worden und nun aufgeschichtet da steht, und es ist kein leitender Gedanke, keine ordnende Hand bereit, das Ganze zum schönen wohlgefügtten Bau zu vereinigen? Viele Urkunden aus den ältesten Zeiten, ja selbst bis zu den Agilolfingern hinaufreichend, nennen uns hunderte von Orten mit der Bezeichnung in marchia oder in plaga orientali, in Osterriehiu, in Avaria, in Hunnia, in marchia superiore oder inferiore (ersterees das Land vom Hausruck bis zur Enns, letzteres das Gebiet unterhalb derselben mit oft wechselnder Stgränze), in comitatu Butine (vom Semmering und Hartberg bis an die ungarische Gränze), oder im Ducatu Karintriche mit seinen beyden Marken, aus welsch' letztern, der oberen ad Rapam und der unteren ad Souwam das heutige Steyermark entstand; endlich im Krain-Gau mit seiner Mark und der Mark von Histrien, welche zusammen das heutige Krain bilden. Auch ihre Lage ist nicht selten durch die Benennung des Gaues oder Comitats bezeichnet, und eine Reihe tüchtiger Forscher haben sich bemüht, dieselbe zu erläutern und zu bestimmen. Die Resultate dieser Forschungen sind zusammengestellt und ansehnlich vermehrt in den beyden Bänden der: „Beyträge zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann,“ welche 1819 zu Wien erschienen sind. Sie kartographisch niederzulegen hat der Referent dieses

versucht auf dem dritten Blatte seines historischen Atlas von Bayern, wo er gerade der in Rede stehenden Gegend ein eigenes Folio-Blatt unter dem Titel: „die südöstlichen Staaten Deutschlands bis zur Gründung der Herzogthümer Oesterreich und Steyermark“ widmete. Auf diesem Blatte sind die Besitzungen der Erzstifte Aquileja und Salzburg, dann der Bisthümer Freysing, Passau, Regensburg, Brixen und Bamberg farblich ausgeschieden und, wo es thunlich — meist nur durch Schlüsse rückwärts zu ermitteln — auch die Gränzen der fraglichen Gebiete angegeben worden.

Es wäre übrigens eine große Anmassung behaupten zu wollen, daß hiemit die gestellte Aufgabe auch nur einigermaßen erschöpft sey. In meiner mangelhaften Arbeit sind die Besitzungen der Klöster nicht berücksichtigt — der verhältnißmäßig kleine Maßstab ließ solches nicht zu — auch die Gränzen der einzelnen Herrschaften sind nur in den wenigsten Fällen angegeben. Die Beseitigung des letztern Uebelstandes wäre jedenfalls sehr wünschenswerth, es ist aber eine große Frage, ob selbe je zu erreichen möglich. Referent dieses verfolgte nicht selten, selbst auf den speciellsten Karten und in einem Lande, dessen Verhältnisse kaum eine politische Veränderung erlitten, z. B. in den geistlichen Gebieten Frankens, die Gränzbeschreibung einzelner Distrikte, mußte aber von seiner Bemühung erfolglos ablassen, da irgend eine Uebereinstimmung mit den heutigen Benennungen ohne erzwungene, freylich manchmal auf lächerliche Weise versuchte, Namensdeutungen nicht zu erreichen gewesen. Und nun erwäge man, wie die Avaren- und dann die Ungarn-Stürme über diese östlichen Marken hingefegt und die Keime aller Cultur bis auf das letzte Saatkorn aus ihrem Boden gerissen. Deshalb bin ich der Ansicht, daß sich das Verzeichniß der Orte jener Gegenden aus den Urkunden der bayerischen Bisthümer und Klöster allerdings noch reichlich vermehren lasse, daß aber hiemit für die mittelalterliche Geographie (vor dem 10. Jahrhunderte) nicht eher etwas Wesentliches gewonnen werde, als bis die Geschichtsforscher jener, für uns Bayern in partibus infidelium liegenden Lande, durch ihre an Ort

und Stelle gemachten Untersuchungen diese Orte gehörig zu fixiren im Stande sind.

Demnach würde die Aufgabe in eine doppelte zerfallen und wohl am besten in nachstehender Weise zu lösen seyn. Mit Umgehung der gedruckten Urkunden, die ja den jenseitigen Gelehrten ebenfalls zu Gebote stehen, und mit deren geographischer Erklärung billiger Anfang gemacht werden könnte, wäre die Bemühung bayerischer Seite vor Allem auf Durchforschung der einschlägigen noch ungedruckten Urkunden, worunter ich natürlich außer den Diplomen auch die Saal- und Lagerbücher, Urbarien u. verstehe, zu richten, und aus ihnen die Namen der Orte oder Gaue so wie andere Daten zur Bestimmung ihrer Lage auszuheben, Ort und Datum der Ausstellung so wie Ortsbenennungen, die durch die Zeugen ans Licht treten, ebenfalls nicht zu vergessen. Aufgabe der jenseitigen Gelehrten bliebe es dann, diese Angaben zu localisiren, wozu sie, an Ort und Stelle wohnend und mit allen Hülfsmitteln versehen, als die vorzugsweise Berufenen erscheinen. Nur wenn in dieser, wie mir scheint allein zweckfördernden Weise verfahren wird, kann eine solche Karte in der möglichst erreichbaren Vollständigkeit hergestellt werden. Jeder andere Weg aber, wenn etwa der einzelne Forscher in Bayern seinen Ansichten folgend, von der Studirstube aus zu localisiren beginnt, führt auf Abwege, und blendende Trugschlüsse verleiten selbst gegen bessere Ueberzeugung, den an Ort und Stelle Bekannten, ihnen zu folgen. — Die Resultate der gemachten Untersuchung müßten dann freundschaftlichst mitgetheilt werden, und diesseits übernehme der Referent mit Vergnügen, sie in die übersandten Blätter einzutragen. Geschieht dieß auch in Wien, so würde dann der Vergleich wohl das Resultat geben, welches überhaupt erreicht werden kann. Daß dasselbe aber nicht so glänzend ausfallen werde, wie Herr von Chmel sich schmeichelt, daß, natürlich für die frühern Jahrhunderte, an ein Ausscheiden der reichsunmittelbaren und landesherrlichen Gebiete, der Vehen, an eine Grenzbestimmung nach politischer und kirchlicher Einteilung kaum zu denken sey, ist wohl nicht zu bestreiten, weil, wie be-

kannt, die alten Schenkungs = Urkunden außer der dürren Angabe von Hufen Landes und Leibeigenen nur ziemlich selten Forst = oder Markungs = Gränzen oder weitere in topographischer Beziehung nützliche Angaben enthalten, noch seltner aber sich über statistische Verhältnisse verbreiten, da jener praktischen Zeit der documentirte Besitz genügte, alles andere aber nicht dem grauen Pergamente angehörte, sondern in frischer Wirklichkeit und ohne vieles Schreibewesen im Geleise althergebrachter Gewohnheit sich fest und sicher fortbewegte.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Classe
am 8. May 1852.

Hr. Prof. Dr. Vogel jun. las:

Ueber den Jodgehalt der bayerischen Steinkohlen.

Nach den neueren Versuchen von E. Marchand, Chatin, Meyrac *) u. a., welche Spuren von Jod nicht nur in fast allen Landpflanzen, sondern sogar in allen süßen Wässern, im Regen = und Schneewasser nachgewiesen haben, gehört das Jod offenbar mit zu den weit verbreitetsten Körpern der Erde. Es lag daher der Gedanke nahe, die Steinkohlen, diese Ueberreste einer vergangenen Vegetation, auf einen Gehalt an Jod zu untersuchen. Buffy **) hat in der That in den flüssigen Destillationsproducten der Steinkohlen, im Ammoniakwasser und im Theer Jod nachgewiesen. Diese Auffindung von Jod in fossilen Pflanzenüberresten ist in geognostischer Beziehung nicht ohne Wichtigkeit. So ist z. B. die Ansicht Forchhammers ***) , daß der Maunschiefer aus der Verwesung von Fucusarten zc. hervorgegangen, vollkommen bewiesen worden durch die

*) Compt. rend. T. 31.

**) Journal de Pharm. d'Anvers Oct. 1850.

***) Liebig's Jahresbericht 1849. S. 822.

Nachweisung von Jod in dem Thonschiefer *) von Latorp in Schweden.

Dies hat mich veranlaßt, mit den hier zur Darstellung des Leuchtgases verwendeten bayerischen Steinkohlen einige Versuche in dieser Richtung anzustellen. In dem Condensationsapparate des Gases setzt sich eine nicht unbedeutende Menge großer durchsichtiger Krystalle ab, die durch Abspülen mit Wasser fast ganz von dem stellenweise anhängenden Theer befreit werden können. Diese Krystalle sind vollkommen ohne Rückstand flüchtig und lösen sich schwer in kaltem Wasser zu einer schwach alkalischen Flüssigkeit von salzigem Geschmack. Bey gelinder Erhöhung der Temperatur entwickelt die Auflösung eine große Menge kohlenfauren Gases, wodurch die Alkalinität zunimmt. Sogar wenn die Krystalle in Wasser von + 50° R. eingetragen werden, entsteht ein lebhaftes Aufbrausen. Die mit kaltem Wasser hergestellte Auflösung des Salzes braust stark mit Säuren auf, und trübt weder die Lösung der schwefelsauren Magnesia noch des Sublimats. Sobald sie aber aufgeköcht wird, entstehen mit diesen Reagentien voluminöse Niederschläge; es ergibt sich hieraus, daß das Salz aus doppelt kohlensaurem Ammoniak bestehe, und zwar vollkommen frey von schwefelsauren Salzen und von Chlorverbindungen.

Das gepulverte Salz mit Stärkekleister und Schwefelsäure haltiger Salpetersäure, oder auch mit Chlornasser versetzt zeigt sogleich eine deutliche blauröthliche Färbung; es enthält demnach Ammoniumjodid in nachweisbarer Menge.

Ein Pfund des Salzes wurde mit kohlensaurem Kali aus dem Weinstein gekocht, abgeraucht und in einem Platintiegel geglüht; die geglühte Masse mit Alkohol ausgekocht hinterläßt nach dem Verdampfen des Alkohols einen weißen Rückstand, der in Wasser gelöst mit salpetersaurem Palladiumoxyd einen Niederschlag von 1,2 Gran Palladiumjodür gibt, welches daher nicht ganz einem Gran Jod für das Pfund des Salzes entspräche.

*) Genteles, Chem. gazette. 1850. S. 46.

Von diesem Salze werden täglich ungefähr einige Pfunde im trocknen Zustande unvermischt mit Theer gewonnen. Wenn man berücksichtigt, daß wohl eine drey- bis vierfache Quantität mit einer größeren Menge Theer verunreinigt, wovon es in des leicht durch Behandeln mit Wasser gereinigt werden könnte, bis jetzt der Bearbeitung entgangen ist, so scheint es allerdings, wie schon Bussy a. a. D. bemerkt hat, nicht im Bereiche der Unmöglichkeit zu liegen, aus diesem Nebenprodukte der Gasbeleuchtungsfabriken Job oder dessen Verbindungen zu gewinnen, um so mehr, da, wie ich gefunden habe, auch in den Coaks sowohl der Miesbacher und Peissenberger, als auch der Kronacher Kohlen noch Jobsalze zurückbleiben, welche in der Asche derselben, wiewohl in geringerer Menge, nachgewiesen werden können.

Die Auflösung dieser Krystalle in Wasser wird endlich noch durch Eisenchlorid roth gefärbt, vermöge einer geringen Menge von Schwefelcyanammonium, welches in diesen Destillationsprodukten der Steinkohlen gewöhnlich vorhanden ist.

V e r z e i c h n i s s

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat May 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem landwirthschaftlichen Verein dahier:
Centralblatt. April, Mai 1852. München. 8.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues
in den k. preussischen Staaten in Berlin:
Verhandlungen. 42. Lief. 1. Abth. Berlin 1852. 4.

Von Hrn. Carl Littrow, Direktor der Sternwarte
in Wien:
Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. 3. Folge. I.
Bd. Wien 1851. 8.

Von der k. Universität in Leiden:
Annales academici. 1840—1849. Lugd. Batav. 1851. 4.

Von Hrn. Professor Wilhelm Haidinger in
Wien:

Naturwissenschaftliche Abhandlungen. IV. Band. Wien
1851. Fol.

Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Na-
turwissenschaften in Wien. VII. Bd. Wien 1851. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein zu Altenburg:
Mittheilungen aus dem Osterlande. 11. Bd. Altenburg
1852. 8.

Von dem historischen Verein von und für Ober-
bayern:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 12.
Bd. 2. u. 3. Heft. München 1852. 8.

Von dem historischen Verein für Niederbayern in
Landshut:

Verhandlungen. II. Bd. 2. Heft. Landshut 1851. 8.

Von der Académie nationale de médecine in
Paris:

Bulletin. Tom. XVI. 1850 — 1851. Paris. 8.

Mémoires. (Tom. seizième.) Paris 1852. 4.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in
Wien:

Denkschriften der mathematisch = naturwissenschaftlichen
Classe. III. Bd. 1. Lief. 1851. Wien 1851. gr. 8.

Sitzungsberichte (mathem. naturwiss. Classe). Jahrgang
1851. VII. Bd. 3 — 5. Heft. Wien 1851. 8.

Sitzungsberichte (philos. hister. Classe). Jahrgang 1851.
VII. Bd. 3—5. Heft. Wien 1851. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Jahrg.
1851. VII. Bd. 1. u. 2. Heft. Wien 1851. 8.

Notizenblatt 1851. No. 19 — 24. 1852. No. 1 u. 2.
(Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Ge-
schichtsquellen.)

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in
Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1 — 3. Bd. für das J.
1851. Göttingen. 8.

Nachrichten von der Georg August Universität und der
k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vom
J. 1851. No. 1 — 19. Göttingen. 8.

Von Hrn. H. G. Plaf, Direktor des Doungym-
nasiums zu Verden:

Die Tyrannis in ihren beyden Perioden bey den alten
Griechen. I. u. II. Th. Bremen 1852. 8.

G e l e h r t e U n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. Juni.

Nro. 75.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

1. Ausgewählte Reden des Demosthenes.
2. Demosthenes Werke.
3. Demosthenis orationes Philippicae novem.
4. Ausgewählte Reden des Demosthenes.

Zweiter Artikel.

2. Die unter Nr. 2 aufgeführte Uebersetzung gehört einer Collectiv-Ausgabe von Uebersetzungen Demosthenischer Reden an, von welcher schon im Jahre 1842 die olynthischen Reden erschienen sind, und noch sechs andere Theile folgen sollten mit den übrigen Staatsreden und der Rede für die Krone. Dem Ref. ist nur dieser eine Theil zugekommen, der übrigens zur Charakterisirung der ganzen Sammlung vollkommen ausreicht. Dieselbe scheint für Nichtphilologen bestimmt zu seyn, welche noch nach der Schulzeit Demosthenische Reden lesen wollen. Sie enthält nämlich auf der linken Seite den griechischen Text, auf der rechten Seite die Uebersetzung. Jenem liegt im Allgemeinen die Bekker'sche Recension zu Grunde, doch ist auch die Züricher Ausgabe von Baiter und Sauppe, die Pariser von Bömel und die neue Teubner'sche von W. Dindorf benützt, deren Abweichungen unter dem Texte angegeben sind. Jeder Rede geht eine kurze Einleitung und die griechische *Υπόθεσις* voraus. In jener wird die Zeit und die Veranlassung der Rede besprochen, in Betreff der ersten Philippischen die Ansicht des Dionysius von Halikarnass, daß in derselben zwey verschiedene Reden verschmolzen seyen,

angeführt und bestritten, und nach den neuesten Untersuchungen als wahrscheinlich angegeben, daß sie nach Dl. 107, 4 und vor Dl. 108, 2 gehalten worden sey, wobey Ref. nur das einzige Bedenken hat, daß der Eingang dieser Rede darauf hinzudeuten scheint, daß der Redner in den politischen Verhandlungen noch ein Neuling war, wobey freylich die Worte *καὶ πρῶτος ἀναστὰς* nicht außer Acht zu lassen sind. Jeder Rede folgen dann noch kurze, selten sprachliche, Anmerkungen. Das Ganze entspricht dem oben angegebenen Zwecke in einer Weise, daß das Unternehmen zu diesem Behufe alle Empfehlung verdient. Die Uebersetzung schließt sich dem griechischen Texte möglichst genau an, und lieft sich gut; nur selten läßt sie in dem Ausdrucke etwas zu wünschen übrig. So heißt es in der ersten Phil. Rede §. 3 für *ἐκ τοῦ προσέχειν τοῖς πράγμασι τὸν νοῦν*: „weil ihr auf die Umstände achtetet,“ was in so fern nicht geeignet ist, als darin bloß der Ausdruck der Klugheit, nicht der der besonnenen, umsichtigen Thätigkeit liegt, den der Redner bezweckt, so daß ich lieber sagen würde: „weil ihr den Gang der Ereignisse stets im Auge hattet.“ — Das. §. 12 enthalten die Worte: „Da ihr mit euern Rüstungen und euern Gedanken nicht zugegen (*ἀνηρημένοι*) seyd,“ gewissermaßen ein Zeugma; wir würden besser sagen: „nicht bey der Hand (oder nach dem etwas eigenen Ausdrucke, der sich einige Male bey Westermann findet, nicht auf dem Damme) seyd.“ — §. 14 steht „greifet nicht vorweg“ statt „vor.“ — §. 15 „bereits“ für *ἤδη* bey dem Futurum statt „sofort.“ — §. 17 „jenem muß der Gedanke vor der Seele stehen,“ wobey der

Αορίστ παραστῆναι unbeachtet geblieben ist; also lieber: „muß der Gedanke eingepägt werden.“ — §. 17. „gegen diese seine plötzlichen Kriegszüge.“ Das Pronomen ταύτας bliebe hier besser unübersetzt, wenn nicht hier der §. 19 gebrauchte Ausdruck „seine beliebten raschen Züge“ angewandt, und dort übersetzt werden soll: „ober auf dem Papier vorhandene Truppen, wie jetzt an der Tagesordnung sind.“ In allen solchen Fällen entspricht οὗτος dem lateinischen iste. — §. 21 „die ganzen Fußtruppen.“ — §. 23 „und uns auf diese Art der Kriegführung einzulassen.“ Dieß würde richtig seyn, wenn es statt χερσῶν hieße χερσασσῶν; das Präsens bedeutet vielmehr: „diese Art einzuhalten.“ — §. 32 „mit zusammengerafften Hülfsvölkern“ würde eher im Griechischen ξείροις als βοηθείαις erwarten lassen. Westermann erklärt es richtiger: „mit schnell zusammengerafften Hülfsheeren;“ in der Uebersetzung genügte: „mit Hülfesendungen.“ — §. 34 „nicht mehr endlich (wird er) bey Marathon landen und das heilige Schiff wegnehmen; ihr aber könnt weder dieses verhindern noch zu der Zeit, die ihr bestimmt, zu Hülf kommen.“ Diese parataktische Construction paßt offenbar in das Deutsche nicht recht, wo es statt „ihr aber könnt“ heißen sollte, „ohne daß ihr . . . könnt.“ — §. 35 „eure Expeditionen (so!) alle die rechte Zeit verpassen,“ statt: „ihr immer mit euren Sendungen den rechten Augenblick versäumt.“ — §. 42 „sich damit zufrieden stellen“ für „damit zufrieden seyn.“ — Die andern Reden in gleicher Weise durchzugehen würde zu weit führen.

3. Franke sagt in der Dedicatio seiner ersten Ausgabe an den Professor der Medicin F. W. Kahler S. VIII: Hoc enim unum in edendis his orationibus spectavi, ut discipuli verba oratoris et emendata haberent et iis annotationibus instructa, quibus qui recte uterentur, ipsi superatis difficultatibus in mentem oratoris penetrarent. Wie gut er diesen Plan ausgeführt hat, ist aus dem Erfolge abzunehmen, daß schon nach acht Jahren eine neue Auflage nöthig wurde, in deren Vorrede er sich so ausdrückt: In adnotationibus conscribendis quod consilium in priore editione secutus

eram multisque viris doctis et intelligentibus probasse videbar, idem etiam nunc tenendum esse putavi, ut adolescentuli, qui primum ad Demosthenis lectionem accederent, satis haberent subsidii, quo recte usi, etiamsi nulla magistri ope adiuventur, intelligere verba oratoris et in mentem eius penetrare, magistri autem quicquid ea re temporis lucrificarent, id omne et in explicanda arte oratoris consumere et ad enarrandam historiam illius aetatis conferre possent. Qua in re si quibus modum excessisse videbor, aequo animo istam largitatis reprehensionem feram, modo ne inutilia esse ea quae adnotavi aut nullam vim in instituendis colendisque ingeniis adolescentium vel in alendo adiuvandoque harum literarum studio habere existimentur. Nam quae nunc quidem admodum placuit in explicandis scriptoribus veteribus parsimonia, dum anxie cavet, ne quidquam adnotetur quod non ab ipsa necessitate quasi expressum extortumque esse videatur, persaepe committit, ut ne necessaria quidem adnotentur, adolescentulosque, quorum studiis consultum velle videtur, dubios saepe consilii inopes esse patitur.

Es könnte scheinen, als seyen die letzten Worte auch gegen die von dem Ref. in seinem Programme vom Jahre 1845 gemachten Aeußerungen gerichtet, doch ist dieß nicht wahrscheinlich, da ja dort (S. 14) die Franke'sche Ausgabe als ausgezeichnet durch gute Auswahl, Präcision und Klarheit der Bemerkungen vor allen Schulausgaben des Demosthenes empfohlen ist, und die dort ausgesprochenen Ansichten auf einen speciellen Zweck gerichtet sind, so daß sie auf eine Ausgabe, wie die Franke'sche, keine Anwendung finden können.

Die Einrichtung der Ausgabe ist folgende. Jeder Rede geht eine griechische Inhaltsangabe (Υπόθεσις) mitunter auch deren zwey, voran; der Ueberschrift der Rede ist die muthmaßliche Zeit beygesetzt, in der sie gehalten worden ist. Unter dem Texte finden sich die Varianten der bedeutendsten Handschriften angegeben (namentlich des Cod. Σ, dessen Vergleichung Bömel's für die zweyte Ausgabe benutzt ist, so daß in dieser auch verschiedene Angaben, nach Bömel (Σ²) und nach Dübner (Σ^d) vorkommen)

und der Bekker'schen Ausgabe vom J. 1824. Unter diesen steht der grammatisch exegetische Commentar, in welchem häufig die Ansichten Anderer, welche der Verf. billigt, mit deren eigenen Worten und mit Angabe des Namens angeführt sind, wie schon bemerkt worden ist, mit Vermeidung aller unnützen Breite, und mit einer Umsicht und einem richtigen Takte, der in den meisten Fällen das Wahre finden und dieses auf eine selbst der Jugend leicht zugängliche Weise hinstellen ließ, so daß bey der neuen Auflage, bey welcher die in der Zwischenzeit kund gegebenen Ansichten Anderer gewissenhaft benützt sind, doch nur vereinzelt Abänderungen vorkommen. Am Schluß findet sich in der zweyten Ausgabe ein Verzeichniß der Eigennamen; dann, gemeinschaftlich mit der ersten Ausgabe, eine recht zweckmäßige Tabula chronologica, die mit dem Geburtsjahre des Demosthenes (Dl. 98, 4) beginnt und bis Dl. 109, 4 fortgehend, die Archonten und die wichtigsten Ereignisse jedes Jahres angibt, und ein Register über die in den Bemerkungen vorkommenden grammatischen und lexikalischen Notizen.

Außer den oben besprochenen Stellen, über welche seine Ansicht von der aller neueren Bearbeiter des Demosthenes abgewichen, hat Ref. nicht Vieles anzuführen. wobey er nicht dem hier Vorgetragenen sich gerne anschließen; doch bleibt ihm hier noch eine Stelle einer Rede, die sich in der Doberenz'schen Ausgabe nicht findet, zu besprechen, in welcher er der allgemein angenommenen Erklärung nicht begetreten kann. Es handelt sich dabey um das Bild, welches den Worten des Demosthenes in der Rede über den Frieden §. 12 zu Grunde liegt, wo er sagt: Προϊκα τὰ πράγματα κρίνω καὶ λογιζομαι, καὶ οὐδὲν λήμι' ἂν οὐδεὶς ἔχοι πρὸς οἷς ἐγὼ πεπολίτευμαι καὶ λέγω δεῖξαι προσρητημένον ὄρθον οὖν, ὃ τι ἂν ποτ' ἀπ' αὐτῶν ὑπάρχη τῶν πραγμάτων, τὸ συμφέρον φαίνεται μοι ὅταν δ' ἐπὶ θάτερα ὡσπερ εἰς τρυτάνην ἀργύριον προσενάγκης, οἴχεται γέρον καὶ καθεῖλκε τὸν λογισμὸν ἔφ' αὐτὸ, καὶ οὐκ ἂν ἔτ' ὄρθῳσ οὐδ' ὑγιῶσ ὁ τοῦτο ποιήσας περὶ οὐδενὸς λογισαυτο. Hierzu bemerkt nämlich Franke: „ἐπὶ θάτερα] in alteram partem, quasi in alteram lancem librae. In altera enim

ὁ λογισμὸσ sive τὸ κρίνειν καὶ λογίζεσθαι τὰ πρᾶγματα positum cogitatur.“ Aehnlich Westermann: „Der Redner denkt sich in die eine Schale das Staatsinteresse (τὸ συμφέρον), in die andere das Urtheil des Staatsmannes (τὸν λογισμὸν) gelegt. So lange beyde im rechten Verhältnisse zu einander stehen, wird der letztere genau erkennen, was das erstere erheischt; besticht man aber sein Urtheil, legt man Geld mit in die andere Schale, so zieht dieses das Urheil mit sich hinab;“ und diese Worte hat der Verfasser der unter No. 2. aufgeführten Uebersetzung mit dem Beyfage: „Richtig bemerkt hierbey derselbe Gelehrte,“ abdrucken lassen. Allein dürfen wir uns wohl wirklich in der einen Wagschale das Staatsinteresse, in der andern das Urtheil des Redners denken? Wer wägt denn dann ab? Ich denke mir vielmehr den Redner, wie Zeus bey Homer Iliad. X, 209 ff., mit dem verglichen, der die Wage in der Hand hält, und es fragt sich, wohin sein Urtheil sich neigen soll; in den beyden Wagschalen liegen die Dinge, zwischen denen er die Wahl hat, in der einen das Staatsinteresse, in der andern dem widersprechende Maßregeln, hier der Wille und das Interesse des Philippus. Werden diese beyden Dinge von dem Redner ohne weitere Zugabe abgewogen, so muß das Staatsinteresse das Uebergewicht erhalten und sich also sein Urtheil dorthin neigen; wird aber in die Wagschale des Philippus Geld gelegt, so gibt dieses den Ausschlag, und zieht das Urtheil des Redners auf seine Seite; wie Demosthenes sagt: καθεῖλκε τὸν λογισμὸν, ἔφ' ἑαυτὸ, nicht σὺν ἑαυτῷ *).

Hiermit ist eine andere Stelle desselben Sinnes zusammenzustellen, de cor. §. 298, wo Westermann nach Sauppe's Conjectur geschrieben hat: οὐδ', ὅσα συμβεβούλευκα πάποτε τουτοισί, ὁμοίως ἔμην ὡσπερ ἂν τρυτάνη ἔρεπον ἐπὶ τὸ λήμι' ἀνβεβούλευκα, während die beste Pariser Handschrift

*) In dasselbe Bild ließe sich leicht einfleiden, was man bey Plutarch Demosth. 18 liest: Τὸ μὲν οὖν συμφέρον οὐ διέφευγε τοὺς τῶν Θεβαίων λογισμοὺς ἀλλ' ἐν ὄμμασιν ἕκαστος εἶχε τὰ τοῦ πολέμου δευά.

(Σ) nebst zwey andern ὡςπερ ἂν τοῦτάῃ hat. Gibt man dem Nominativ den Vorzug, so ist wohl unter τοῦτάῃ eine Wagschale zu verstehen; behält man aber den Dativ der Handschrift bey, die ganze Wage, so daß der Sinn wäre: „ähnlich, wie es bey einer Wage der Fall ist,“ was sich, wie mir scheint, wohl rechtfertigen ließe, mag man nun nach Krüger's Grammatik §. 48 A. 15 unter dem Dativ das verstehen, woran sich eine Thätigkeit oder ein Zustand äußert, oder nach A. 16, einen bloß als mitwirkend der Handlung zukommenden Begriff.

In der Rede über die Angelegenheiten im Chersones §. 45 wundert es mich, daß H. Franke eben so wenig als einer der andern Bearbeiter auf das Anagramm aufmerksam gemacht hat, welches in λυμένων und μελιών liegt, da dieß wohl der Grund ist, warum diese Hülsenfrucht hier angeführt worden ist. Außerdem könnte man auch in ὄλκων einen Anklang zu νεωρίων καὶ τριήρων finden, wie offenbar die Gruben der Thracier zum Aufbewahren der Feldfrüchte einen spöttischen Gegensatz zu den Silbergruben der Athener bilden.

4. Die Westermann'sche Ausgabe ist im Gegensatz zu der eben besprochenen mehr darauf hin gerichtet, den Inhalt der Reden im Ganzen, wie im Einzelnen, klar zu machen, so wie die Verhältnisse, unter welchen sie gehalten worden sind. Die Prolegomena entwerfen von dem Leben des Demosthenes und von seiner Zeit ein treues Bild, welches alles hierher Gehörige in kurzem Umriss, aber klar und lebendig, vor die Seele des Lesers treten läßt, und, was die äußere Darstellung betrifft, dadurch eine besondere Frische erhält, daß die Verhältnisse jener alten Zeit nicht selten mit solchen Worten geschildert werden, welche ganz der neuen Zeit angehören, ohne, daß, wie es bey einem solchen Versuche leicht der Fall ist, wenn nicht ein richtiger Tact und eine gebiegene Kenntniß des Alterthums vor Verirrungen bewahren, irgendwo ein Widerspruch zwischen Inhalt und Form entsteht. Außerdem wird die Bedeutung der besten Pariser Handschrift (Σ) für die Kritik des Demosthenes, und die Art und Weise nachgewiesen, wie der Text aus dem Zustande, in welchem er hier erscheint, in die

Gestaltung übergehen konnte, wie sie in den geringeren Handschriften vorliegt.

Außerdem haben die drey Dlynthischen Reden eine gemeinsame und jede der folgenden eine besondere Einleitung, worin die Sachverhältnisse und Fragen der höhern Kritik besprochen werden; so bey den Dlynthischen Reden die Ordnung derselben, da bekanntlich Dionysius von Halikarnaß ohne weitere Begründung der zweyten die erste, der dritten die zweyte und der ersten die dritte Stelle anweist, wogegen jedoch alle neueren Untersuchungen die Ordnung der Handschriften als die einzig richtige dargestellt haben, womit die Frage zusammenhängt, in welcher Beziehung diese Reden zu den Hülfesendungen der Athener standen. Bey der ersten Rede gegen Philippus wird natürlich die ebenfalls von Dionysius ausgehende Frage, ob sie aus zwey nicht zusammengehörigen Theilen bestehe, besprochen, aber verneint, und ihr die Zeit nach *Ol.* 107, 4 angewiesen.

Die einzige Frage dieser Art, welche bey der Rede vom Kranze sich darbot, über die Richtigkeit oder Unächtheit der eingelegten Urkunden ist gelegentlich *S.* 2 durch die Worte beantwortet: „Die in unserer Rede §. 118 eingelegte Urkunde hat, wie alle übrigen Documente dieser Art, als bloßer Versuch nach den vorhandenen Angaben über den Inhalt des Antrags denselben zu formuliren, keinen Anspruch auf Authenticität.“ Ausführlicher verbreitet sich diese Einleitung natürlich über den Gegenstand der Rede, und über die Art und Weise, wie der Redner durch Aeschines zu einem solchen Auftreten veranlaßt wurde, und wie der Ankläger, indem er das, was von Seiten des formellen Rechts ihm zu Statten gekommen wäre, in ein Gewebe von Lügen verflocht, sich selbst richtete, Demosthenes dagegen den Rechtspunkt so in den Hintergrund stellte, daß seine sittliche Würde ihm den Sieg gewiß machte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. Juni.

Nro. 76.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

-
1. Ausgewählte Reden des Demosthenes.
 2. Demosthenes' Werke.
 3. Demosthenis orationes Philippicae novem.
 4. Ausgewählte Reden des Demosthenes.

(Schluß.)

In pädagogischer Beziehung fragt es sich, ob für die Jugend, welcher man die Rede des Demosthenes vorlegen will, eine solche, an sich allerdings höchst zweckmäßige, Auseinandersetzung ersprießlicher ist, oder die Lesung der Rede des Aeschines selbst? Gegen diese ließen sich etwa die zwey Gründe vorbringen, 1) daß es bedenklich sey, vor der Jugend ein solches Lügengewebe zu enthüllen, und 2) daß die Reden zu umfangreich seyen, um nach einander gelesen werden zu können. Was die erste Frage betrifft, so kann die Sache ja doch dem Schüler nicht vorenthalten werden, wenn man ihn auf den richtigen Standpunkt stellen will, und sehen wir auf den Ausdruck im Einzelnen, der für unser Gefühl allerdings nicht selten widerlich ist, so ist mit Hrn. Westermann (S. 5) anzuerkennen, daß die persönlichen Ausfälle des Demosthenes gegen Aeschines, besonders S. 129 f. und 258 ff., an Gehässigkeit die seines Gegners wo möglich noch überbieten, und nur darin eine gewisse Rechtfertigung finden, daß Aeschines dieselben durch ähnliche Anzüglichkeiten provocirt hatte, so daß also, auch von dieser Seite betrachtet, die Rede des Demosthenes erst durch eine genaue Kenntniß der ihr vorangegangenen Heraus-

forderung in das richtige Licht gesetzt wird, wie denn überhaupt diese die beste Folie für jene abgibt, und die Lüge und Verläumdung des Einen die sittliche Würde des Andern nur in um so schönem Glanze hervortreten läßt. Was aber die zweyte Frage betrifft, so läßt sie sich nur aus der Erfahrung beantworten; denn auf den ersten Blick scheinen 584 Paragraphen — so viel machen die beyden Reden zusammen aus — eine große Zumuthung für ein Studienjahr zu seyn. Allein Ref. glaubt sich zu erinnern, daß früher auch in den Jahresberichten bayerischer Studienanstalten die Lesung beyder Reden vorgekommen ist, in diesem Jahre hat er aber selbst den Versuch gemacht, und er kann wohl sagen, mit dem besten Erfolge, obgleich zur Rede des Aeschines gar keine das Verständniß fördernde Ausgabe vorlag, und für die des Demosthenes nur Einer die Westermann'sche Ausgabe zur Hand hatte, so daß er sich von Anfang genöthigt sah, außer einer kurzen allgemeinen Einleitung, Stunde für Stunde, in der Art, wie es in der Doberenz'schen Ausgabe geschehen ist, auf das aufmerksam zu machen, was bey der Vorbereitung besonders zu berücksichtigen ist, oder einzelne Schwierigkeiten wegzuräumen. Mit dem Vermögen schneller zu lesen wuchs auch die Lust und Freude, und die Demosthenische Rede wurde leichter und besser verstanden, als die beyden Male, wo Ref. sie früher allein gelesen hatte. Daß keine übergroße Anstrengung für die Schüler damit verbunden war, kann Ref. um so zuversichtlicher bezeugen, als sein eigener Sohn dabey war, den er immer zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Wintersemester reichte aber, da bey uns immer nur Ein Schrift-

steller in jeder der beyden alten Sprachen gelesen wird, so gut aus, daß noch Zeit dazu übrig blieb, die Schüler mit theilweiser Repetition des Gelesenen zu beschäftigen, und nebenbey die drey Dlynthischen Reden ganz ohne Vorbereitung zu lesen; eine Uebung, die gewiß insofern zu empfehlen ist, als sie der Jugend Lust und Muth verleiht, auch später ohne Anleitung eines Lehrers einen alten Classiker zu lesen. Gehen wir auf die vorliegende Ausgabe zurück, so liegt der Wunsch nahe, daß es Hr. Westermann oder einem andern gleich befähigten Gelehrten gefallen möge, auch die Rede des Aeschines in ähnlicher Weise zu bearbeiten, theilweise vielleicht mit noch etwas kürzerer Fassung der Bemerkungen, damit diese bey dem schnellen Lesen um so leichter übersehen und gefaßt werden können.

In der Einleitung zu der Rede gegen Leptines sind die Rechtsverhältnisse, der Begriff der *ἀνάστα* und der hier in Betracht kommende Gerichtsgebrauch auf eine sehr zweckmäßige Weise auseinander gesetzt.

Die Anmerkungen enthalten, was außerdem noch im Sachlichen zu erklären schien; mitunter vielleicht etwas zu ausführlich; doch möchte sich nirgends geradezu Ueberflüssiges nachweisen lassen. Im Uebrigen wird in denselben mit einem sehr richtigen Takte theils der Zusammenhang, theils das Verhältniß der Sätze und Satzglieder zu einander erklärt, vorzüglich, wo dabey das rhetorische Moment im Spiele ist. In Betreff der vorkommenden Redefiguren wird öfters auf Aquila Romanus verwiesen, wie denn überhaupt nicht selten die Worte der Scholiasten oder griechischen Lexicographen, so wie Beleg- und Parallelstellen aus griechischen und römischen Schriftstellern in der Ursprache angeführt werden, was Ref. nach den früher ausgesprochenen Grundsätzen nur billigen kann, da es für die Gewöhnung an Sicherheit der Erkenntniß und an Gründlichkeit gewiß gut ist, so viel wie möglich auf die Quellen zurückzugehen und das Alterthum aus sich selbst zu erklären, wo es ohne Schwierigkeit geschehen kann, wenn dabey nur das rechte, dem Bedürfnisse entsprechende Maß eingehalten wird, was hier durchaus geschehen ist. In Betreff der Syntar

ist öfters auf Krüger, einmal auf Matthiä und einmal auf Bernhardt verwiesen. Die letzteren Verweisungen sind wohl nur für den Lehrer bestimmt, da man in den Händen der Schüler nicht wohl mehr als ein grammatisches Lehrbuch vermuthen darf. In dieser Beziehung sind nicht einmal Verweisungen von einem Bändchen auf das andere zu billigen, wie sie mitunter vorkommen; auch möchte die sich freylich der Kürze wegen empfehlende Anführung der Rede des Demosthenes und Aeschines nach den Zahlen der gewöhnlichen Reihenfolge nicht zu billigen seyn, so fern nicht dem Schüler durch ein Verzeichniß derselben klar gemacht wird, welche Reden darunter zu verstehen sind.

Im Einzelnen hat Ref. außer den oben bereits besprochenen Stellen, über welche seine Ansicht von der aller neueren Erklärer abweicht, nur Weniges zu erinnern gefunden.

Zu den Worten der ersten Dlynthischen Rede §. 25. *Τίς αὐτὸν κολύσει δεῦρο παύσει; Οηβαῖοι; μὴ λίαν πικρὸν εἶπειν ἧ, καὶ συνεισβαλοῦσιν ἐτοίμως*, ist bemerkt: „μὴ — ἧ, um mich keines allzu scharfen, starken Ausdrucks zu bedienen.“ Ähnlich Franke: „Ne nimis acerbe loqui videar, nihil aliud dicam quam illos etiam una irrupturos esse,“ der dem Einwurf, „was konnte er denn Aegeres sagen, als daß die Thebaner stätt den Athenern zu helfen, mit Philippus in ihr Land einfallen würden?“ durch den Zusatz begegnet: „Acerbins vero erat dicere, quod res erat, Thebanos Philippo etiam auctores suosoresque impressionis in Atticam faciundae futuros, nihilque quo homini stimulos adicere possent, neglecturos esse.“ Dieß ließe sich wohl hören; allein es fragt sich, können die griechischen Worte das heißen, was diese Erklärung in dieselben legt? Würde dieß nicht vielmehr heißen müssen: *μὴ λίαν πικρὸν εἶπω?* — Ref. ist heute noch derselben Ansicht wie Jahre 1845, da er in seinem Programme auf Buttmann's Grammatik §. 148 U. 5 verwies, wo man liest: „Zuweilen macht *μὴ* im Sinne der Furcht oder Besorgniß auch einen Satz für sich, z. B. *μὴ τοῦτο ἄλλως ἔχη*, dergleichen Sätze man sich meist durch Vor-

ausſchickung eines in Gedanken gehaltenen *γοβοῦμαι* oder *ὄρα* erklären kann.“ Demosthenes fürchtet offenbar, daß, was er wirklich heraus sagt, und der Wahrheit gemäß sagen muß, könnte auf die Zuhörer einen übeln Eindruck machen (vergl. de cor. §. 3 *οὐ βούλομαι δυσχερὲς εἰπεῖν*); deßhalb sagt er, er nehme fast Anstand, es heraus zu sagen. Wollen wir also ein Verbum ergänzen, so ist es *ὀκνῶ*, wie Isokrates, freylich mit einer andern Construction (Panathen. §. 29) sagt: *ἀγρονεστέροισι ὄντας τῶν μαθητῶν ὀκνῶ γὰρ εἰπεῖν τῶν οἰκειῶν*.

Zu §. 28: *τοὺς μὲν εὐπόρους, ἢ ὑπὲρ τῶν πολλῶν ὧν καλῶς ποιοῦντες ἔχουσι μικρὰ ἀναλλασκοντες τὰ λοιπὰ καρπῶνται ἀδεῶς*, ist auf 10, 231 (im folgenden, zuerst erschienenen Bändchen) verwiesen, wo die Redensart im Ganzen richtig erklärt ist. Wenn es aber heißt: sie drückt ein befalliges Urtheil, eine Bezeugung der Theilnahme des Redenden aus, und vertritt fast die Stelle einer Interjection: glücklicher Weise, Gott sey Dank, so ist damit der Zweck der Einschaltung derselben nicht recht klar gemacht. Richtiger würde sie übersetzt: „ich freue mich dessen, ich gönne es ihm,“ oder im schlimmen Sinn (wie bey Aristophanes Plut. v. 863): „es geschieht ihm recht.“ Der Grundgedanke ist in beyden Fällen: „nach Verdienst,“ was im schlimmen Sinne zur Bezeugung der Schadenfreude, im guten Sinne einerseits zur Bezeugung der Freude (in unsrer Umgangssprache: „das ist geschick“), andrerseits aber auch zur Abwehr des Gedankens, als beneide man das Glück des Andern, hinzugefügt wird, so daß es eine ähnliche rhetorische Bedeutung hat, als das Lateinische: *quem honoris causa nomino*.

Zu den Worten der ersten Philippischen Rede §. 2: *Ὁ γὰρ ἔστι χεῖριστον αὐτῶν ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου, τοῦτο πρὸς τὰ μέλλοντα βέλτιστον ὑπάρχει*, ist unter Anführung der ganz ähnlichen Stelle der dritten Philippischen Rede §. 5: *Τὸ χεῖριστον ἐν τοῖς παρεληλυθόσι, τοῦτο πρὸς τὰ μέλλοντα βέλτιστον ὑπάρχει* bemerkt: „Die Präposition *ἐκ* bezeichnet den Eintritt einer Zeit als Anfangspunkt einer ganzen Reihe von Momenten,

also diese mit einbegriffen den ganzen Verlauf derselben = *ἐν*.“ Diese Bemerkung hat ihre Richtigkeit in Bezug auf die beyden ersten dazu angeführten Beispiele: 18, 203: *οὐδ' ἠδυνήθη πάποτε τὴν πόλιν οὐδεὶς ἐκ παντός τοῦ χρόνου περῆσαι*, und 20, 141 *μεγίστας δίδοτε ἐκ παντός τοῦ χρόνου δωρεάς*, wo sich *ἐκ παντός τοῦ χρόνου* vergleichen läßt mit dem Lateinischen *post hominum memoriam*; allein nicht in Bezug auf unsre Stelle; sie könnte noch eher auf das unmittelbar Vorhergehende: *Εἰ γὰρ ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου τὰ δεόντα οὗτοι συνεβούλευσαν, οὐδὲν ἂν ὑμᾶς νῦν ἔδει βουλευέσθαι*, angewandt werden, da dort ein Präteritum dabey steht, während hier das Präsens offenbar auf eine Beziehung auf die Gegenwart hindeutet, in dem Sinne: „von der vergangenen Zeit her.“ Allein auch an jener Stelle gibt die Präposition *ἐκ* dem Gedanken die Wendung: „wenn von der vergangenen Zeit her geeignete Vorschläge vorlägen,“ und ähnlich ist es der Fall mit den beyden andern von Hrn. W. angeführten Beispielen: 24, 90 *περὶ τῶν ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου κριθέντων*, 26, 22 *τοῖς ἐκ τῶν παρελθόντων χρόνων οὖσιν ἐπιεικέσιν*. Wir sehen daraus, daß sich die Bedeutung der Präposition oder vielmehr des ganzen Ausdrucks nach dem mit *χρόνος* verbundenen Attribut richtet, und *ἐκ παντός τοῦ χρόνου* bedeutet „durch alle Zeit hindurch,“ dagegen *ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου* oder *ἐκ τῶν παρελθόντων χρόνων* „von der vergangenen Zeit her,“ oder „in der vergangenen Zeit, so fern wir sie in ihrer Fortwirkung auf die Gegenwart betrachten.“ Wir haben also zeitlich hier dieselbe Erscheinung, welche in örtlicher Beziehung Krüger §. 68, 17 A. 3 mit den Worten dargelegt hat: „Nur scheinbar steht *ἐκ* für *ἐν*, in so fern nämlich eine Richtung auf den Standpunkt eines Andern vorschwebt.“ Doberenz und Franke haben ihre Bemerkung an §. 1 angeschlossen; es ist daher bey ihnen weniger zu beanstanden, wenn jener bemerkt: „Eigentlich?“ „zeitlicher, früher,“ dieser: „inde a superiore tempore, ut §. 2. Potuit orator etiam ἐν τῷ παρεληλυθότῳ χρόνῳ scribere, ut est 9, 3, si nihil aliud nisi tempus, quo ceteri oratores non recte suasissent, indicare voluisset; nunc vero, dum decursum tem-

poris describit, simul illos id quod usque a praeterito tempore fecisse arguit, per illud tempus fecisse ostendit;“ doch vermißt man bey beyden auch die Beziehung auf die Zeit, in welcher der Redner sprach.

Dasselbst §. 10 werden die Worte: *ἔπειδὴν τί γένηται*, übersetzt: „wenn was dann geschehen seyn wird;“ ebenso in Nr. 2, nur mit dem Unterschiede, daß dort: „Wann“ steht. Ref. hat dagegen einzuwenden, daß das Fragepronomen in einem mit „wenn“ oder „wann“ oder überhaupt mit einer Conjunction, die einen Vorderatz einleitet, undeutsch ist, und daß es in allen solchen Fällen darauf ankommt, den Satz so umzugestalten, daß das Fragepronomen beseitigt oder in einen Hauptsatz verlegt wird, da dieses, wie das Relativum, im Deutschen doch immer, wenn es sich nicht an ein Substantivum anschließt, an ein Hauptverbum sich anlehnen muß, und die Erzielung einer gut deutschen Uebersetzung großentheils von der Fertigkeit in der hierzu nöthigen Umgestaltung der Sätze abhängt. Die Concinuität mit dem folgenden Satze: *ἔπειδὴν ἢ Δι' ἀνάγκη ἢ* scheint hier die Partikel zu fordern; allein in diesem sind die Worte, „beym Zeus,“ wenn man übersetzt: „Wann beym Zeus die Nothwendigkeit eintritt,“ neben der Conjunction eben so wenig an der Stelle. Ref. hat daher, so oft er diese Rede mit seinen Schülern gelesen hat, Gelegenheit genommen, auf die Verschiedenheit der Structur unsrer und der alten Sprachen, und die größere Freyheit der letzteren, aufmerksam zu machen, und übersetzen

lassen: „Was muß erst geschehen seyn? Es muß ja doch erst eine Noth eintreten!“ Das Wort „Nothwendigkeit,“ das freylich auch Jacobs gebraucht hat, paßt nicht hierher wegen des folgenden Satzes, der in Nr. 2 lautet: „Ich nämlich glaube, daß für freye Menschen die größte Nothwendigkeit in der Scham über ihre Lage liegt,“ während zu übersetzen ist: „die größte Noth,“ da offenbar das Wort *ἀνάγκη* von dem Begriff der Nöthigung in dem Munde des Redners in den der Noth, des Elendes hinüberspielt. Das behauerte „ja doch“ kann öfters so für *ἢ Δία* eingesetzt werden, namentlich in Einwürfen, während, im Folgenden, *οὐ μὰ Δία* unserm „o nein“ entspricht.“

Im Folgenden (§. 11) ist bey *ἄν τι πάθῃ* auf die Note zu 2, 15 verwiesen, wo sich nach *ἄν τι συμβῆ* findet: „wohl aber in dem verwandten *εἴ τι πάθοι*,“ so daß es scheinen könnte, als käme nur diese Form vor. Schon in Berücksichtigung unsrer Stelle sollte es dort heißen: *ἄν τι πάθῃ* oder *εἴ τι πάθοι*, und hier, wo im Folgenden (§. 12) auch *εἴ τι πάθοι* steht, wäre Gelegenheit gegeben, auf den Unterschied beyder Ausdrucksweisen aufmerksam zu machen.

Im Allgemeinen macht aber diese Ausgabe den höchst angenehmen Eindruck der sichern Leitung an der Hand eines Mannes, der in diesem Zweige der griechischen Literatur vollkommen zu Hause ist.

L. v. Jan.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München. herausgegeben von Mitgliedern

21. Juni.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander v. Humboldt. Dritter Band, zweyte Abtheilung. 1851.

Diese zweyte Abtheilung des dritten Bandes eines Werkes, das seinen ruhmvollen Weg schon jetzt zu allen gebildeten Nationen gefunden hat, schließt sich so unmittelbar an die erste, im Jahrgang 1851 Nr. 10 unsrer Zeitschrift angezeigte Abtheilung an, daß wir den ebendasselbst (auf S. 81, 82) vorangestellten einleitenden Worten für den Gesamttinhalt dieses dritten Bandes des Kosmos nichts beizufügen finden.

Das siebente Capitel umfaßt die Beschreibung der Nebelflecke. In seiner bekannten meisterhaften Weise gibt der Verfasser einen historischen Ueberblick über die Reihenfolge der Forschungen und Entdeckungen in diesem, nur dem Fernblick der Teleskope zugänglichen Gebiet der Sternkunde. Von jenen augenfälligsten Nebelflecken des gestirnten Himmels, welche freylich nur den Bewohnern der südlichen Halbkugel und ihren nördlichen Grenznachbarn sichtbar sind: den beyden Magellanischen Wolken, erwähnt den größeren bereits in der Mitte des 10. Jahrhunderts der berühmte arabische Astronom: Abdurrahman Suli aus Rai, im persischen Irak, unter dem Namen des (weißen) Ochsen (el bakar). Er hatte ihn in der südlichen Tehama, zwischen Mekka und der Spitze von Yemen gesehen. Das was die Alten und was nach Ptolemäus auch die neueren Astronomen vor Anwendung der Fernröhre als Nebelsterne benannten, sind Sternhäusen, deren

Sterne an Lichtglanz größtentheils schon jenseits der äußersten Gränze der Unterscheidbarkeit für das unbewaffnete Auge fallen.

Unter den eifrigen Anhängern der Ansicht, daß ein freyer, leuchtender Nebel im Weltall verbreitet sey, aus welchem, durch Verdichtung, Sterne sich bilden, darf nach Galilei zuerst Kepler genannt werden. Während jedoch auch William Herschel das Daseyn einer nicht unbedeutenden Anzahl unauflöslicher (nicht zu Sternen gestalteten) Lichtnebel annahm, hat die raumdurchdringende Kraft des riesenhaften Reflectors des John Rosse bereits an vielen, auch von diesen, ihre Zusammensetzung aus teleskopischen Sternen deutlich gemacht. Dennoch erinnert der Verfasser des Kosmos in Beziehung auf die W. Herschelsche Ansicht an den dunstartig kreisenden, abgeplatteten Ring des Zodiacalscheines, in welchem noch kein Fernrohr etwas Sternartiges entdeckt hat. Und auch bey jenen kreisrunden, wohlumgrenzten planetarischen Nebelscheiben, welche eine ganz gleichförmige, im Centrum gar nicht verstärkte Helligkeit zeigen, erscheint die Annahme, daß sie von ähnlicher Natur seyen als die gasförmige Photosphäre der Sonne, minder schwierig, als die eines Aggregatzustandes von vielen tausend Sternchen.

In gleicher Weise wie bey der Beschreibung des Fixsternenhimmels läßt der Meister der kosmischen Betrachtungen auch bey der Beschreibung des Planetensystemes den Kreis des sichern Erkennens gleichsam vor unsern Augen entstehen, indem er Schritt vor Schritt der geschichtlichen Entwicklung des jetzigen Standpunktes der Wissenschaft folgt.

Ein Fernblick des Menschengesistes, weit hinaus über den Kreis der sinnlichen Wahrnehmungen, ist es gewesen, welcher schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts dem geistig mächtigen Cardinal Nicolaus von Cusa die Einsicht in die wahre Naturbeschaffenheit der Sonne eröffnete, welche sich im 2. Buche seines Werkes: *de docta ignorantia* in bewundernswürdiger Deutlichkeit ausgesprochen findet. Den Sonnenkörper selber betrachtet er als einen erdhaften Kern, welcher von einem Lichtkreise wie von einer feinen Hülle umgeben sey; in der Mitte (zwischen dem dunklen Kern und der Lichthülle?) befinde sich ein Gemisch von wasserhaltigen Wolken und klarer Luft, gleich unserm Dunstkreise. Das Vermögen ein Licht auszustrahlen, welches die Vegetation auf unsrer Erde belebt, komme (so erklärt sich der geistvolle Cardinal weiter) nicht dem erdigen Kern des Sonnenkörpers, sondern der Lichthülle zu, die mit demselben verbunden sey *).

Erst zwey Jahrhunderte später kam Dominicus Cassini durch die Beobachtung der Sonnenflecken zu einer ähnlichen Ansicht, nach welcher die Sonnenscheibe, welche wir sehen, ein Lichtoccean ist, der den festen und dunklen Kern umgiebt. Gewaltfame Bewegungen, so sagt er, die in der Lichthülle vorgehen, lassen uns zuweilen die Berggipfel des lichtlosen Sonnenkörpers als schwarze Kerne im Centrum der Sonnenflecken wahrnehmen. Die Unterscheidung der mittlern Dunsthülle zwischen dem dunklen Kern und der strahlenden Photosphäre verdankt die Beobachtung dem englischen Astronomen Alexander Wilson.

Auf das Daseyn einer dritten äußersten Dunsthülle des Sonnenkörpers, welche die Lichthülle bedeckt, und die von wolfiger, unvollkommen durchscheinender Beschaffenheit zu seyn scheint, ist man erst in neuerer Zeit, namentlich durch die genaue Beobachtung der großen Sonnenfinsterniß vom 8. Juli 1842, aufmerksam geworden. Sie hat sich bey

*) Auf diese der Wissenschaft seiner Zeit weit voraus eilende Aeußerung des Card. Nic. von Cusa hat Clemens in seinem Werk: „Giordano Bruno und Nicolaus von Cusa“ aufmerksam gemacht.

totalen und ringsförmigen Sonnenfinsternissen (nach Arago seit 1706 an achten derselben) schon früher in der Gestalt von rothfarbigen randartigen Hervorragungen kund gegeben. Bey der letzten, vorhin genannten totalen Finsterniß sah man den Rand der Mondscheibe nicht bloß von einem weißlichen leuchtenden Kranze umringt, sondern man bemerkte zugleich in diesem zwey bis drey Erhöhungen, welche man mit röthlichen, zackigen Bergen, mit gerötheten Eismassen, mit gezahnten, purpurfarbigen Flammen verglich. Diese Erhöhungen wurden an einigen Orten sogar mit bloßen Augen erkannt. Wären dieselben (bey einer scheinbaren Höhe von 1' 45'') Sonnenberge, dann müßte man die wirkliche Höhe von diesen auf 10,000 Meilen schätzen. Aber das Resultat der gesammten Beobachtungen macht es am wahrscheinlichsten, daß jene Erscheinungen Aufwallungen oder Wolkenmassen in einer dritten, äußersten Dunsthülle der Sonne sind, welche von der unter ihr gelegenen Photosphäre Licht und Färbung empfangen. Ein Licht, welches nach oben oder außen strahlend sich hier eben so kraftvoll erweist als da, wo es nach unten oder innen dem dunklen Kern der Flecken (dem festen Sonnenkörper) eine Helligkeit mittheilt, die noch immer 2000mal größer ist als jene des Vollmondslichtes.

Jene plötzlich eintretende Abnahme der Tageshelle, die man zu manchen Zeiten, und zwar in einzelnen Fällen als eine länger andauernde Erscheinung beobachtet hat, kann, wenn sie nicht von einem Nachlaß der Durchsichtigkeit (meteorischer Trübung) unsrer eigenen Atmosphäre herrührt, entweder durch eine größere, dichtere Wolkenbildung in der dritten, äußersten Dunsthülle oder in einer Abnahme der Lichtentbindung in der Photosphäre der Sonne selber ihren Grund haben. Als Beyspiel führt der Verfasser an: 45 vor Chr., wo ein ganzes Jahr lang, zur Zeit vom Tod des Julius Cäsar, das Licht der Sonne bleich und seine Wärme so vermindert erschien, daß die Luft kalt und voller Dünste war und die Früchte nicht gediehen (nach dem Zeugniß des Plutarch, Dio Cassius, vergl. mit Virgil Georg. I. 466). — 358 n. Chr. herrschte eine mehrstündige völlige Dunkelheit vor dem furchtbaren

Erdbeben von Nicomedia und am Pontus; 360 eine Verdunklung der Sonne in allen östlichen Provinzen des Reiches von ihrem Auf- bis zu ihrem Untergang, so total, daß Sterne am Himmel sichtbar wurden (beyde Ereignisse von Ammianus Marcellinus erwähnt). 409 n. Chr., als Alarich vor Rom erschien, war ebenfalls die Sonne verfinstert, Sterne dabey sichtbar. 536 ein Höherauch, der 14 Monate lang anhielt und wie im Jahre 1783 das Licht der Sonne sehr auffallend dämpfte; 567 nach Abul Farag zuerst ein Jahr lang unaufhörlicher Nordchein, dann Finsterniß und fallender Passatstaub; 733 am 19. August war die Sonne einen ganzen Tag lang ihres Lichtes beraubt; 807, 840, 1096 verdunkelnde Sonnenflecken; etwas Aehnliches vielleicht auch 626; 1091 zuerst dreystündige Verdunklung, dann abnorme Färbung der Sonne.

Während im achtzehnten Jahrhundert die Bekanntheit mit den planetarischen Körpern unsers Sonnensystemes nur durch die Herschel'schen Entdeckungen von neun (Uranus mit 6 Monden, dann die 2 innersten Saturnusmonde) vermehrt wurde, kam hierzu schon bis zur Mitte des jetzigen Jahrhunderts noch eine doppelt so große Zahl. Seit Beginn des Jahres 1801 bis Ende März 1807 wurden vier, dann nach 38jährigem Stillstand dieser Erkenntnisse noch dreymal so viele Asteroiden oder kleine Mittelplaneten entdeckt, überdieß im J. 1846 der bis jetzt äußerste der bekannten Planeten: Neptun und später zwey seiner Monde, so wie ein noch unbekannter (der eigentlich siebente) Saturnusmond. Daß aber die Anzahl der zwischen Mars und Jupiter kreisenden kleinen Mittelplaneten noch sehr viel größer seyn möge, als man durch die bisherigen Entdeckungen es weiß, dieß wird unter anderm schon dadurch wahrscheinlich, daß die meisten der bisher durch das Fernrohr aufgefundenen Asteroiden ungleich näher an Mars und mithin an unserer Erde stehen als an Jupiter. Denn Hygiea, der abgelegenste jener kleinen Weltkörper, steht noch immer dreymal so weit von Jupiter ab, als Flora von Mars, und die vier äußersten bilden zugleich durch ihre verhältnißmäßig ansehnlichere Größe eine, wahrscheinlich seltene Ausnahme von der Regel des für die Mehrzahl gültigen Verhältnisses.

Die erhellende Kraft, in welcher das Licht der Sonne auf die Weltkörper unsres Planetensystemes einwirkt, läßt sich, abgesehen von dem Maße der Zurückstrahlung desselben von ihrer Oberfläche, berechnen, nicht aber das Verhältniß der eigenthümlichen Wärme derselben, weil dieses, als ein complicirtes Phänomen von der Beschaffenheit der Planeten-Atmosphären, ihrer Höhe, ja ihrer Existenz oder Nicht-Existenz abhängt. Der Verfasser erinnert hierbey im Vorübergehen an die Vermuthungen von Sir John Herschel über die Temperatur der Mond-Oberfläche, „welche vielleicht den Siedepunkt des Wassers ansehnlich übertreffen könne“ (nach s. Outlines S. 432). Auf der andern Seite aber führt er in Beziehung auf jene Cometen, welche wie die von 1680 und 1843 in so große Nähe der Sonne kamen, daß die strahlende Wärme derselben der Berechnung nach der Focal-Temperatur eines 32zölligen Brennsiegels gleich kommen mußte, Bernhard von Lindenau's Aeußerung an, nach welcher alle Cometen ohne Kerne, wegen ihrer übermäßig geringen Dichtigkeit, keine Sonnenwärme, sondern nur die Temperatur des Weltraumes haben können.

Was die Natur dieser merkwürdigen Weltkörper unsres Sonnengebietes betrifft, so deutet der Verfasser des Kosmos zuerst auf die wesentlichsten Züge des Charakters der Cometen hin, durch welche sich dieselben selbst von den ihnen sonst am nächsten stehenden Asteroiden unterscheiden. Allerdings sind auch die Bahnen der kleinen Mittelplaneten einander nicht parallel, namentlich zeigt die Bahn der Pallas eine übergroße Neigung gegen die mittlere Ebene der andern Bahnen, aber keine von allen diesen durchschneidet cometenartig die Bahn irgend eines der alten, früher entdeckten Planeten. Ueberdieß sind die Asteroiden nicht, wie man früher von einigen derselben annahm, von überwiegend dunstartiger Beschaffenheit ihrer Scheiben, sondern von scharf begränztem Umriss wie die andern Planeten.

Daß, was dem Professor Stephen Alexander in New Jersey vornämlich für die Möglichkeit zu sprechen schien, daß die Cometen gemeinsamen Ursprunges seyen mit den zwischen Jupiter und Mars kreisenden Asteroiden, war die Entdeckung je-

ner inneren Cometen, deren man bereits sechs genauer kennt. Sie bilden eine eigene Gruppe, bey welcher die halbe große Achse der Bahnen und mithin die Umlaufszeit ganz nahe kommt der Umlaufszeit der meisten Mittelplaneten. Bey fast allen von ihnen fällt der Punkt der Sonnenferne nur in die Nähe oder nicht viel über den mittlern Abstand des Jupiter von der Sonne, mithin noch weit innerhalb der Saturnusbahn, ja bey dem Ende'schen nur in die Entfernung der Hygiea. Dagegen erstreckt sich die Bahn der beyden Cometen, deren Umlaufszeit nächst jener der 6 inneren die kürzeste ist (bey dem Olber'schen von 74, dem Halley'schen von 76jähriger Dauer) in ihrer Sonnenferne noch um einige Erdweiten über die Bahn des Neptuns hinaus. Doch wird es schon jetzt aus verschiedenen Thatsachen wahrscheinlich, daß noch mehrere der bisher sichtbar gewordenen Cometen in weiterem oder engerem Sinne zu denen gehören, die selbst in ihrer Sonnenferne nicht über die Bahnen der äußersten bekannten Planeten hinausrücken.

Alle bisher entdeckten innern Cometen halten, wie die Planeten, ihren Umlauf um die Sonne von West nach Ost, und haben eine verhältnißmäßig geringe Neigung ihrer Bahn gegen die Ekliptik. Wie denn überhaupt diese beyden Verhältnisse in naher Beziehung zu einander stehen, indem nach Sir John Herschel's Bemerkung nur selten die Bahnbewegung bey Cometen von geringer Neigung eine rückläufige ist.

Der Stoff, aus welchem der Scheinkörper der Cometen besteht, bleibt noch immer sehr räthselhaft. Allerdings werden selbst durch den Kern derselben, nach verschiedenen alten und neuen Beobachtungen, Sterne gesehen und keine Strahlenbrechung verräth sich bey dieser Gelegenheit an dem über so weite Räume ausgebrehten Medium; dennoch findet sich im Cometenlicht ein Antheil vom polarisirten, mithin vom reflectirten Sonnenlicht, und Arago hält ihre Masse nicht für vollkommen durchsichtig. Außer dem reflectirten scheint aber den Cometen auch ein eigenes Licht zuzukommen, welches nicht bloß bey dem von 1843, sondern auch bey dem ersten vom

Jahre 1847 selbst am Tage, nahe bey der Sonne bemerkbar war.

Der zweyte Comet des Jahres 1819, so wie der von 1823 sind der Berechnung nach in gerader Linie zwischen der Erde und Sonne hindurch gegangen (der erstere am 28. Juni). Wenn die Schweife dieser beyden Cometen von solcher Länge waren wie bey vielen andern, dann müssen dunstartige Theile derselben, wie gewiß öfter geschehen, sich mit unsrer Atmosphäre gemischt haben. Man hat dergleichen Ereignisse mit den wundersamen Nebeln, die zuweilen (wie 1783 und 1831) einen großen Theil unsers Continents bedeckten, in Beziehung zu setzen gesucht. Die ausströmenden verdunstenden Theile der Cometenschweife mögen vielleicht das hemmende Fluidum bilden, welches die Bahn des Ende'schen Cometen allmählig verengt, mögen mit dem alten Weltenstoffe sich mischen, „der sich nicht zu Himmelskörpern geballt oder zu der Bildung des Ringes verdichtet hat, welcher uns als Thierkreislicht leuchtet.“ Wenigstens sehen wir hier vor unsern Augen materielle Theile verschwinden, ohne wahrzunehmen, wo sie von neuem sich sammeln.

Dennoch hat dieses Ansammeln der sich zerstreuen und zertheilenden Cometenmasse zu einem neuen, sichtbaren Körper in einem Falle statt gefunden, der bis jetzt als einzig in seiner Art in der Geschichte der astronomischen Beobachtungen dasteht. Der Fall hat sich vor den Augen vieler Astronomen, die auf amerikanischen und europäischen Sternwarten ihn beobachteten, an dem Bieler'schen Cometen bey seiner letzten Erscheinung im Jahre 1845 zgetragen. Schon am 19. Decbr. hatte Hind in dem noch ungetheilten Cometen eine Art von Protuberanz gegen Norden zu bemerkt.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. Juni.

Nro. 78.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima au Para; exécutée par ordre du Gouvernement français pendant les années 1843 à 1847 sous la direction de Francis de Castelnau. Histoire du voyage. Tom. I — III. Paris 1850 — 1852. 8.

Um die Kenntniß des ungeheuren Ländergebietes von Südamerika haben sich im Laufe dieses Jahrhunderts vor allen andern Nationen deutsche Naturforscher weitaus das größte Verdienst erworben. Durch Alexander v. Humboldt, den Prinzen von Wied, v. Spix und v. Martius, Pohl und Natterer, Kengger, Pöppig, v. Eschudi und Schomburgk ist in dieser Beziehung Außerordentliches geleistet und ein großer Theil des inneren Südamerikas der Naturwissenschaft gewissermaßen erst erobert worden. Erst später haben sich auch Engländer und Franzosen an diesen wissenschaftlichen Unternehmungen betheiligt, und an die von Geoffroy Saint-Hilaire und d'Orbigny unternommenen Forschungsreisen reiht sich als die jüngste die von F. von Castelnau ausgeführte an, über die wir hier einen kurzen Bericht erstatten wollen.

Der Verf. dieser Reisebeschreibung hatte sich frühzeitig dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet und zu diesem Behufe unter den berühmtesten Lehrern Frankreichs, unter Cuvier, Geoffroy Saint-Hilaire, Brongniart, Elie de Beaumont, Jus-

seu, Blainville, Desfontaines, Dumeril und Latreille sich ausgebildet. Seine ersten Reisen waren nach Nordamerika gerichtet, wo er im Laufe von fünf Jahren alle Staaten der Union, Texas und Canada durchwanderte. Als Früchte dieser Reise publicirte er zwey Arbeiten: Vues et souvenirs de l'Amérique du Nord, und Essai sur le système silurien de l'Amérique septentrionale.

Nachdem der Verf. auf diese Weise einen großen Theil Nordamerikas kennen gelernt hatte, entstand in ihm der lebhafteste Wunsch, auch mit den tropischen Regionen dieses großen Continentes aus eigener Anschauung bekannt zu werden. Dazu bot sich ihm eine günstige Gelegenheit dar, indem ihm von mehreren der bedeutendsten Staatsmänner der Union Vorschläge gemacht wurden, im Namen ihrer Regierung die diplomatischen Functionen in Lima zu übernehmen. Bevor jedoch der Verf. eine bestimmte Zusage geben konnte, hielt er es für nöthig, zuerst nach Frankreich zurückzukehren, um von seiner eigenen Regierung die Genehmigung hiezu zu erlangen. Hier fand er einen sehr ehrenvollen Empfang, und anstatt der Entlassung erhielt er von der französischen Regierung den Antrag, auf ihre Kosten eine Reise durch die innern Theile von Südamerika auszuführen. Man kann sich leicht denken, daß der Verf. mit größter Freude auf diesen Vorschlag einging, und es wurden sofort alle Vorbereitungen getroffen, um denselben in Ausführung zu bringen.

Die Aufgabe war, von Rio-Janeiro aus zu Lande den Weg nach Lima einzuschlagen und dabei
XXXIV. 78

so viel als möglich der Wasserscheide zwischen den nordwärts fließenden Zuflüssen des Amazonenstromes und den südwärts gerichteten des la Platastromes zu folgen; alsdann den Rückweg auf dem Amazonenstrom selbst zu nehmen. Zu Reisegefährten wurden ihm beygegeben drey junge talentvolle Männer: d'Sery, Ingenieur bey dem Bergwesen und Enkel des Generals Moreau, Dr. Weddell, ein Verwandter des berühmten Seefahrers gleichen Namens, als Arzt und Botaniker, und E. Deville als Präparator. Von dieser Reisegefährten kehrte d'Sery nicht wieder in die Heimath zurück; er fiel unter den Händen von Meuchelmördern, und ein großer Theil der wissenschaftlichen Resultate der Expedition gieng mit ihm verloren. Auch den Verf. traf das Mißgeschick, daß, als er kaum von seiner großen Reise zurückgekehrt war und von der Regierung das Versprechen zu einer splendiden Veröffentlichung seiner Arbeiten erhalten hatte, die Revolution des Februars 1848 ausbrach und allen wissenschaftlichen Unternehmungen ein Ende machte. Dazu kam noch, daß seine Gesundheit von den Strapazen der Reise so angegriffen war, daß er längere Zeit keine Arbeit vornehmen konnte und fast ein Jahr lang erblindet blieb. Nach seiner Wiederherstellung erhielt der Verf. die Stelle eines französischen Consuls in Bahia, und von hier hat er auch seinen Reisebericht in Ordnung gebracht, der in fünf Theilen erscheinen soll, von denen uns zur Zeit drey vorliegen.

Der Verf. schiffte sich mit seinen Reisegefährten am 30. April 1843 in dem Hafen von Brest ein und stieg nach einer glücklichen Fahrt bereits am 17. Juni bey Rio Janeiro ans Land. Hier verweilten die Reisenden bis zum 12. October, beschäftigt mit den Vorrichtungen, wie sie zur Unternehmung einer großen Landreise nöthig sind, wobey Weddell noch Zeit fand, mehrere größere botanische Excursionen auszuführen und eine reiche Ausbeute heimzubringen. Die Beschreibung der Hauptstadt und ihrer Umgebungen können wir übergehen, da dieselbe nichts Neues enthält; auch im weiteren Verlauf der Reise werden wir nur dann auf die Schilderungen näher eingehen, wenn durch sie neue Beyträge zur Kenntniß der bereisten Gegenden gewonnen wurden.

Das nächste Ziel der Reise war Duro-Preto (Villa ricca), die berühmte Hauptstadt der Provinz Minas Geraes. Die Straße, die von Rio Janeiro aus dahin führt, ist noch so beschwerlich zu passiren wie früherhin. Der Verf. besuchte unterwegs eine verlassene Topasmine, wo sich mit schönen Topasen zugleich Euklas findet. Sehr ausgezeichnete Stücke von diesen beyden Mineralien sah er bey dem Besitzer einer zweyten solchen Mine, die noch ausgebeutet wird. In Barbacena interessirte ihn besonders der Anblick der zahlreichen Rassen-Mischlinge, namentlich von Indianern und Mulattinnen, über deren successive Zurückführung in die Stammrassen er folgende Aufklärungen erhielt.

1. Das Kind eines Weißen und einer Indianerin hat das Aussehen seiner Mutter; die Haare sind straff und die Augen schief.

2. Der Abkömmling eines Indianers und einer Negerin, Cabouret genannt, hat krause Haare, schiefe Augen und eine dunkle Bronzefarbe.

3. Der Mischling von einem Indianer und einer Cabouret hat fast schlichte oder schwarz gekräuselte Haare, schiefe Augen und die Farbe des Indianers.

4. Der Sprößling aus der vorigen Vermischung und des Indianers hat ganz das Ansehen des letztern und kann als von reinem Blut betrachtet werden.

5. Der Mischling von einem Weißen und einem Bastard Nro. 1 hat eine schwach kupferige Farbe, straffe Haare und schiefe Augen.

6. Der Sprößling vom Weißen und der vorhergehenden Nummer ist weiß; die Haare haben das gewöhnliche Ansehen, sind aber immer dunkel schwarz, die Augen bleiben schwach schief.

7. Der Sprößling eines Weißen und der Nummer 6 gehört ganz der weißen Rasse an.

Was die Neger anbelangt, so hat der Verf. durch zahlreiche Nachforschungen bey Pflanzern in Erfahrung gebracht, daß in vier gemischten Generationen die Kinder weiß und in fünf schwarz werden.

In Duro Preto fanden die Reisenden eine sehr

freundliche Aufnahme. Die Stadt ist freylich nicht mehr in der Blüthe, in der sie früher war, denn statt 30,000 Einwohner, die sie ehemals zählte, hat sie dormalen nur noch 11 bis 12,000. Die Provinz, deren Hauptstadt sie ist, hat bekanntlich ihren Namen von den reichen Goldminen erhalten, die im Jahre 1699 entdeckt wurden. Nach des Verf. Berechnung ist der ganze Werth der Goldgewinnung in den brasilianischen Provinzen Minas Geraes, Matto Grosso, Goyaz und Bahia seit ihrer Ausbeutung auf ohngefähr 5,687,500,000 Francs anzuschlagen. Mac Culloch schätzt die dormalige jährliche Goldproduction Brasiliens im Mittel auf 7,950,000 Francs; der Verfasser findet aber diese Schätzung zu gering und taxirt sie auf ohngefähr 11 Millionen.

Die Reisenden machten hier Bekanntschaft mit dem dänischen Naturforscher Claussen und besichtigten auch dessen reiche Sammlungen, unter welchen sich vorzüglich die aus mehr als aus 12,000 Stück bestehende Reihe fossiler, in den Höhlen dieser Provinz aufgefundenen Knochen auszeichnete. In seiner Begleitung unternahmen sie auch einen Ausflug zu den benachbarten Goldminen, welche von einer englischen Gesellschaft ausgebeutet wurden, und setzten dann von da aus ihre Reise weiter fort. Sie passirten den Rio San Francisco und den Paranahyba, und gelangten endlich auf der königlichen Straße, die aber nichts weniger als in einem ihrem Namen entsprechenden Stande war, am 19. März 1844 nach Goyaz, wo sie nicht nur bey dem Präsidenten der Provinz den freundlichsten Empfang fanden, sondern auch in seinem Pallaste einquartirt und auf seine Kosten bewirthet wurden. Nach den vielen Entbehrungen auf der langen Reise that es den Reisenden sehr wohl, einmal wieder die Vortheile einer bequemen Hauseinrichtung zu genießen, indem ihre Zimmer reichlich mit allen nöthigen Hausgeräthen versehen waren. Leider konnten sie sich der Gesellschaft ihres liebenswürdigen Hauswirthes nicht lange erfreuen, indem er in seiner Eigenschaft als Deputirter nach Rio Janeiro gerufen wurde; der Vice-Präsident jedoch behandelte sie mit gleicher Aufmerksamkeit und Gefälligkeit.

(Fortsetzung folgt.)

—————
 R o s m o s.
 —————

(Schluß.)

Eine eigentliche Sonderung des einen in zwey Cometen wurde in Amerika schon am 29. Dec., in Europa, durch trübe Witterung verspätet, erst in der Mitte und am Ende des Januars 1846 deutlich wahrgenommen. Der neu entstandene anfangs kleinere Comet gieng nördlich voran. Der Abstand beyder wuchs am 20. Februar bis zu 6 Minuten an. Die Lichtstärke wechselte, so daß der allmählig zunehmende Nebencomet eine Zeit lang den Hauptcometen an Lichtstärke übertraf. Die Nebelhüllen beyder hatten keine bestimmten Umrisse, doch wurde der Himmelraum zwischen beyden in Pulkawa ganz nebelfrey gesehen. Dagegen bemerkte einige Tage später Maury in Washington einen Nebelstreifen, der vom ältern Cometen nach dem neuen hinstrahlte. Gegen Ende März verschwand zuerst der lichtschwache kleinere, am 20 April auch der größere aus dem Gesichtskreis der teleskopischen Beobachtung. Der ähnlichen Theilung eines Cometen in zwey erwähnt, doch ohne der Beobachtung zu trauen, Seneca (Nat. Quaest. VII, 16).

Die Cometen, bey der kleinsten Masse, füllen dennoch den größten Raum des Sonnengebietes durch ihre wahrscheinlich sehr große Menge und die Ausdehnung ihres dunstartigen Stoffes aus. Schon in der weiten Abweichung der Lage ihrer Bahnen und durch die öftere rückläufige Bewegung zeigen sie sich in größerer Individualität und Unabhängigkeit von dem Centrakörper als die Planeten. Man hat sie deshalb für älter als alle Planeten, „gleichsam für Urformen der sich locker ballenden Materie im Weltraum gehalten.“

Der früheren Annahme entgegen, nach welcher das Zodiacallicht als zur Atmosphäre der Sonne gehörig betrachtet wurde, lehrt die Berechnung, daß die äußerste, fernste Grenze dieser Atmosphäre weiter nicht als bis zu jenem Punkte reichen könne, an welchem die Attraction des Centrakörpers und

seine Schwungkraft mit einander in Gleichgewicht treten. Dieser Punkt fällt in den Abstand von $3\frac{1}{2}$ Millionen Meilen, während die Region, aus welcher das Thierkreislicht hervorstrahlt, zwischen der Venus und Marsbahn ihre Lage hat. Aus diesen und andern Gründen wird es wahrscheinlich, daß der Zodiacalschein von einem dunstartigen, schwach leuchtenden Fluidum herrühre, welches einen frey im Weltraum schwebenden, abgeplatteten Ring bildet. Zwischen den Wendekreisen stellt sich das Zodiacallicht nicht nur als eine ungleich augenfälligere, sondern auch als eine perpetuirlichere Erscheinung dar denn bey uns, obgleich seine Lichtstärke auch dort gewissen Veränderungen und Wechselln unterworfen ist, die nicht aus einem äußern Grunde, z. B. aus den verschiedenen Graden der Durchsichtigkeit unsrer Atmosphäre, sondern nur aus einem innern Grunde seiner eigenen stärkeren oder schwächeren Lichtentwicklung hergeleitet werden können. Houzeaus Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß die große Axe des Zodiacalschein-Ringes nicht mit der Ebene des Sonnenäquators zusammenfällt und daß die Dunstmasse des Ringes, dessen Stoff uns noch ganz unbekannt ist, nicht über die Erdbahn hinaus ergossen sey.

In sinnvoller Weise legt der Verfasser des Kosmos den ehrenvolleren Namen der „Meteor-Asteroiden“ jenen Erscheinungen des uns näher gelegenen Welt-raumes bey, welche gewöhnlich als Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine benannt werden. Der fallende Aerolith bietet uns fast das einzige Schauspiel einer materiellen Berührung von etwas dar, das unserem Planeten fremd ist. Alles das, was neuere Beobachtungen über die Radiation oder die Ausgangspunkte und über die ganz planetarische Geschwindigkeit dieser Meteore des Weltraumes offenbart haben, läßt uns in ihnen leuchtende Körper vermuthen, welche unabhängig von der Rotation der Erde, von außen in die Atmosphäre von dieser gelangen. In beyden Perioden der häufigsten Sternschnuppenfälle, vorzugsweise aber in der des (10.) August, hat sich der Ausgangspunkt der leuchtenden Büge im Perseus, nahe bey Algol als der ergiebigste und bleibendste gezeigt; nächst ihm die Gegend des

Sternbildes des Löwen. Außer der August- und Novemberperiode erscheinen nach neueren Beobachtungen ziemlich reich an Sternschnuppenfällen die ersten Tage des Januar, die Tage vom 18. oder 20. bis 25. April, die zwischen dem 27. und 29. Juli, dann der 19. und 26. October, der 9. bis 12. December. Als Haupttage gehen jedoch der 10. August und der 12. bis 14. November allen andern voraus.

Nur selten scheinen die eigentlichen Sternschnuppen sich der Erde bis zur Höhe ihrer Gebirgsgipfel zu nähern. Dennoch wird nach den Beobachtungen des Admiral Wrangel an den Küsten des Eismeereres ein Zusammenhang zwischen der Erscheinung der Sternschnuppen und der Entwicklung des Polarlichtes wahrscheinlich.

Obwohl mit ihnen verwandt, sind dennoch verschieden von den Sternschnuppen die Feuerkugeln. Diese letzteren zeigen keine Periodicität ihrer Erscheinung. Man kennt mit Sicherheit noch keinen Ausgangspunkt ihrer Bewegungen. Jene große Feuerkugel, die von S. nach W. sich bewegend bald nach Mittag bey heiterem Himmel in Alençon gesehen wurde, ergoß sich bey Nigle im Orne-Departement in einem zerstreuten Gehäuse von Meteorsteinen, und dieser Erscheinung und ihren Folgen glichen so viele andre, daß es zur großen Wahrscheinlichkeit wird, daß der Fall der Meteorsteine mit der Erscheinung der Feuerkugeln in öfterer Beziehung stehe.

An dem Stoff und der Zusammensetzung der Meteorsteine wird nicht selten eine so nahe Verwandtschaft mit den Felsengebilden unsers Planeten aus der Familie der Trapparten, Basalte und Laven wahrgenommen, daß ihre Betrachtung einen Uebergang bilden kann zu der Betrachtung des Urgewitters der Erde, in welche uns der Verfasser des Kosmos in dem nächsten Bande seines Meisterwerkes einzuführen verspricht.

E.

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. Juni.

Nro. 79.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud.

(Fortsetzung.)

Der Verf. schildert Goyaz als eine der angenehmsten Städte Brasiliens, die Häuser sind gewöhnlich einstöckig, ziemlich gut gebaut und sehr weiß; die Straßen sind reinlich und ziemlich gerade, nur das Pflaster ist von der übelsten Beschaffenheit. Auch der Pallast des Präsidenten hat bloß ein Stockwerk, das einen großen Raum einnimmt; sonst sah man daselbst einen schönen Garten mit Bassins, Springbrunnen, grünen Laubgängen und künstlichen Felsen, was nun Alles verschwunden ist. Auf demselben Plage erhebt sich die Cathedrale, deren Inneres schöner als das Aeußere ist, und die elegante Façade der Kirche der Boa-Morte, die sich selbst in einer europäischen Stadt nicht übel ausnehmen würde. Goyaz enthält ohngefähr 500 Häuser und 7 bis 8000 Einwohner, unter denen das weibliche Geschlecht an Zahl überwiegend ist. Die Sittlichkeit der Bewohner wird von dem Verf. nicht gerühmt, und davon leitet er es ab, daß die Männer ihre Frauen eingeschlossen halten, so daß man sie nur in der Kirche und bey den Processionen, die freylich sehr häufig sind, zu sehen bekommt. Die Kleidung der Weiber von Goyaz ist sehr verschieden von der, die er bisher gesehen hatte: sie besteht gewöhnlich aus einem schwarzen Mantel und einem weißen Kopftuch, das unter dem Kinn herumgeht, so daß nur Augen, Nase und Mund sichtbar bleiben.

Der Verf. hatte schon früher den Vorsatz ge-

faßt, den nördlichen Theil der Provinz Goyaz, der den Geographen und Naturforschern noch unbekannt war, zu untersuchen. Dieses Unternehmen hatte nicht bloß ein wissenschaftliches Interesse, sondern es konnte auch durch Wiedereröffnung der seit vielen Jahren ganz ausgegebenen Beschiffung des Araguay zur Wohlthat für die ganze Provinz werden. Zwen Flüsse nämlich, der Tocantin und Araguay, durchströmen Goyaz wie ein Paar große Pulsadern und vereinigen sich an der äußersten Nordgrenze am Fort San-Joao. Der erstere wird für etwas größere Fahrzeuge erst bey Porto-Imperial, d. h. mehr als 200 Stunden von der Hauptstadt entfernt, schiffbar; gleichwohl ist es dieser Fluß, dessen Lauf durch eine Menge gefährlicher Cascaden unterbrochen wird, auf dem der ganze Verkehr mit Para vor sich geht, und obwohl er von Fahrzeugen häufig benützt wird, ist seine Befahrung nichts weniger als gegen jede Gefahr von Seiten der Indianer gesichert. Der zweyte Fluß, nämlich der Araguay, bildet in jeder Beziehung einen besseren Verkehrsweg, denn vermittelt des Rio Vermelho, der durch die Stadt Goyaz fließt, wird er schon vier Stunden unterhalb derselben schiffbar, dabey ist er viel breiter als der Tocantin, und sein Lauf wird durch weit weniger Fälle unterbrochen. Gleichwohl ist seit vielen Jahren die Befahrung dieses Flusses ganz aufgegeben, weil die Indianer öfters seine Ufer verwüsten und Colonisten und Reisende ermordet haben. Wenn übrigens die Verwaltung dieser entfernten Provinzen nur geringen Eifer zur Förderung der Handelswege zeigt, so kann man ihr wenigstens jetzt nicht mehr den Widerwillen vorwerfen, den das frühere portugiesische

Gouvernement gegen Alles hegte, was darnach strebte, zwischen den verschiedenen Provinzen Brasiliens Verbindungen anzuknüpfen. Man weiß, daß als im Jahre 1773 der damalige General-Capitän von Goyaz unter dem Befehle des Capitäns Luiz-Antonio Tavares Lisboa eine Untersuchungs-Expedition nach Para abgeschickt hatte, die Mitglieder derselben alsobald, nachdem sie sich in dieser Stadt ausschiffeten, eingesperrt wurden, und, wie man sagt, dem Tode nur dadurch entgingen, daß sie die Gitter ihres Gefängnisses sprengten. Sie mußten sich nach Maranhao flüchten, wo sie erst nach Verlauf von drey in großer Noth zugebrachten Jahren in ihre Heimath zurückkehren konnten. Es ist auch bekannt, daß die auf Befehl des Königs direct aus Portugal abgeschickten Astronomen die größten Schwierigkeiten in der Ausführung ihrer Arbeiten zu erfahren hatten, und daß in der Provinz Sao-Paulo der General Bernardo-Jose de Lorena in der bestimmtesten Weise dem Doctor Lacerda verbot, sich seiner wissenschaftlichen Instrumente zu bedienen. Endlich bewahrt man noch in der Bibliothek von Rio-Janeiro ein merkwürdiges Document von dem Geiste des Mißtrauens und der Unwissenheit auf, der früher die Regierung dieses Landes befehlte, nämlich den Befehl, den Baron Alexander von Humboldt, wenn er auf das brasilische Gebiet übertreten würde, festzunehmen und ihn als Gefangenen nach Europa zu schicken. Man muß sich erinnern, daß zu derselben Zeit der König von Spanien diesen berühmten Reisenden mit Ehrenbezeugungen überhäufte und mit allen Mitteln ihm sein Unternehmen erleichterte.

Der Verf. erhielt zur Ausführung seines Vorhabens die bereitwilligste Unterstützung der Regierung. Er beschloß als günstigsten Punkt zu seiner Einschiffung auf dem Araguay die kleine Fischerniederlassung Salinas, die ohngefähr 60 Stunden nordwestlich von Goyaz entfernt liegt, zu wählen. Ein Zug Lastthiere sollte ihn bis dahin geleiten, dann aber nach Porto-Imperial am Tocantin geführt werden, um daselbst die Rückkunft der Reisenden abzuwarten. Acht Soldaten von Goyaz und zwey, die von Minas mitgekommen waren, sollten sich miteinschiffen, und bey dem Passiren des Dorfes Carretao

sollten christliche Indianer, außerdem noch die kleine Garnison von Salinas mitgenommen werden. In diesem Dorfe hoffte der Verf. auch die nöthigen Fahrzeuge zur Aufnahme der Expedition zu finden, die hinlänglich stark und mit Waffen gut versehen seyn mußte, um den etwaigen Angriffen feindseliger Indianerstämme Widerstand leisten zu können.

Am 3. Mai konnte die Abreise zur Ausführung kommen und am 14. wurde Salinas erreicht, wo der Commandant der Garnison, ein Sergeant-major, nebst dem Pfarrer die Reisenden feyerlich empfing und bereitwilligst sich der Förderung ihres Planes annahm. Das Dorf besteht aus 25 bis 30 Hütten, die um ein größeres, was zugleich Kaserne und Kirche ist, herumstehen, und zählt ohngefähr eine Bevölkerung von 180 Individuen, die fast alle christliche Chavantes von unvermishtem Blute sind. Es gelang hier vier Fahrzeuge anzukaufen und die nöthige Mannschaft nebst Proviand zusammen zu bringen; ein alter wackerer Neger, Ricardo, der in seiner Jugend einmal die Fahrt auf dem Araguay gemacht hatte und für den besten Fischer galt, wurde ebenfalls in Dienst genommen.

Am 9. Juni schiffte sich der Verf. mit seiner Begleitung auf dem Rio Crixas ein, der nach einem kurzen Laufe in den Araguay mündet. Dieser schöne Fluß hat hier schon eine Breite von wenigstens 500 Metres und theilt sich bald hernach in zwey Arme, welche die lange Insel Bananal, auch Santa-Anna genannt, einschließen. Der Verf. wählte zur Fortsetzung seiner Reise den rechten Arm, weil der linke länger ist und die wilden Carajas eine Fahrt auf demselben nicht gestatten, während der rechte kürzer ist und die Reisenden vor Angriffen der an seinen Ufern wohnenden Chavantes und Cherentes ziemlich sicher stellt, da letztere keine Rähne besitzen und bey der großen Breite des Flusses die in der Mitte desselben Fahrenden außer dem Bereiche der Pfeile sind. Am 26. war das nördliche Ende der gegen 75 Stunden langen Insel Bananal erreicht, wo die beyden Arme des Araguay wieder zusammenströmen und demselben hier eine Breite von 678, und bald nachher von wenigstens 1400 Metres geben. Die Fahrt bisher war sehr interessant gewesen durch die

zahllose Menge neuer Thierformen, die hier die Reisenden auf dem Lande wie im Wasser zu beobachten Gelegenheit hatten; besonders willkommen war ihnen der Fang eines Delphines, dessen Haut sie für das Pariser Museum präparirten. Von Indianern waren zwar öfter Spuren wahrgenommen worden, aber mit ihnen selbst war man in keine Berührung gekommen.

Bisher war man durch offene Gegenden gefahren, nun stellten sich aber auch Bergreihen und damit Stromschnellen ein, welche die Fälle von Santa-Maria bildeten, die glücklich passirt wurden. Unterhalb derselben wurde ein großer Kahn mit Wilden wahrgenommen, die mit Eile längs des Ufers dahin fuhren und sich unter den Bäumen zu verbergen suchten. Es konnte nicht wohl zweifelhaft seyn, daß sie Kundschafter waren, und da dem Vf. daran lag, sie durch Geschenke für sich zu gewinnen, ließ er alsbald auf sie lossteuern. Zwar hielten sie nicht Stich, sondern suchten ihr Heil in der Flucht, indeß dem von Weddell commandirten Fahrzeuge gelang es, ihnen den Paß abzuschneiden, und da sie bald gewahr wurden, daß die Fremdlinge ihnen nichts zu leid thun wollten, im Gegentheile ihnen Geschenke anboten, so zeigten sie sich zutraulich und es entstand ein gegenseitiger Tauschverkehr. Dadurch gelang es den Reisenden, daß sie dann auch drey Dörfer dieser Indianer, welche zum Stamme der Chambioas von der Nation der Carajas gehörten, besuchen konnten. Nach Allem, was er hier erfahren, ist der Verf. der Meinung, daß die Chambioas keineswegs den schlechten Ruf, in welchem sie in Goyaz stehen, verdienen; gleichwohl kann er nicht läugnen, daß diese Indianer sich nicht immer so friedfertig wie dießmal erzeigt hätten, denn die Mordthaten, die sie auf dem Araguay ausgeübt, seyen bekannt. Der alte Ricardo war aber überhaupt anderer Meinung als unser Reisender; er meinte nämlich, daß die Indianer die Expedition für eine Gesellschaft von Kaufleuten angesehen hätten, die in Para Waaren einkaufen wollten und daher nichts als Geld bey sich führten, was für die Wilden gänzlich werthlos ist; sie hätten daher nur das Vertrauen der Fremden zu gewinnen gesucht, um bey

deren Rückkehr sie zu ermorden und ihnen die Waaren abzunehmen. Der Verf. meint zwar nichts in ihrem Benehmen gefunden zu haben, was diesen Verdacht rechtfertigen könnte; indeß der alte Neger mochte, wie uns bedünkt, doch nicht so sehr Unrecht haben, da Habsucht und Treulosigkeit nur allzu gewöhnliche Züge im Charakter der Wilden sind.

Nachdem noch mehrere und zum Theil sehr gefährliche Fälle zu passiren waren, gelangte man endlich am 14. Juli an die Stelle, wo sich der Tocantin mit dem Araguay vereinigt und bald nachher war das Ziel der Expedition, das Fort San-Joao das duas Barras erreicht. Hier fanden die Reisenden bey dem Commandanten, dessen ganze Mannschaft aus nicht mehr als ohngefähr 30 Mann und einem Duzend Weiber und Kinder bestand, eine sehr ungastliche Aufnahme, so daß er sogar ihnen alle Hindernisse in den Weg legte, um den zur Rückreise nöthigen Proviant sich zu verschaffen. Wirklich mußten sie auch diese antreten, ohne gehörig mit Lebensmitteln versehen zu seyn, und wenn ihnen nicht der Capitän eines Fahrzeuges, das von Para nach Porto Imperial zu schiffen bestimmt war, drey Säcke mit Manioc-Mehl unter Bedingung der Rückerstattung in Boa-Vista geliehen hätte, so wären sie in der peinlichsten Lage gewesen. Man erfährt bey dieser Gelegenheit, daß von Para aus ein regelmäßiger Handel bis zum obern Tocantin hinauf betrieben wird. Solche Fahrzeuge brauchen von Para aus bis zum Fort San-Joao nicht weniger als drey Monate, was einen Begriff gibt von den Schwierigkeiten, die sich der Schifffahrt auf dem Tocantin entgegen stellen. Solche Fahrzeuge halten ohngefähr 20 Tonnen und haben eine Besatzung von 20 bis 30 Personen; sie fahren beständig zwischen Para und Porto Imperial. Auf der Rückfahrt sind sie mit Rinderhäuten befrachtet, von denen das Stück in Goyaz ohngefähr $2\frac{1}{2}$ Francs kostet, während in Para dafür 8 Francs bezahlt wird. Diese Fahrt wird in 25 bis 30 Tagen gemacht, während man zu der Fahrt stromaufwärts 4 bis 5 Monate braucht. Die Ladung bey dieser besteht aus Stoffen, Weinen, Liqueurs, Fajence, Hüten, gemalten Calebassen, die allenthalben als Gläser dienen, aus Pfeifenrohren und andern Dingen.

Am 20. Juli verließen die Reisenden das un-
gastliche San-Joao, um auf dem Tocantim den Rück-
weg anzutreten. Die Fahrt war sehr beschwerlich
sowohl der Stromschnellen als auch des bald ein-
tretenden Mangels an Lebensmitteln wegen, bis am
30. Boa-Vista erreicht ward, wo der ganzen Mann-
schaft reichliche Erquickung zu Theil wurde. Dieses
Dorf war erst im Jahre 1841 durch einen italia-
nischen Kapuziner begründet worden, der unter den
Eingebornen bald ein solches Vertrauen sich erwarb,
daß sie nicht nur von den Ufern des Tocantims
herbeyströmten, sondern selbst die Wüsten von Ma-
ranhao durchwandert hatten, um sich unter seine
Leitung zu stellen, so daß die neue Niederlassung
bereits 2 bis 300 Häuser mit einer Bevölkerung
von 1500 Seelen zählte. Der Verf. war sehr er-
freut, mitten in der allgemeinen Corruption des
innern Brasiliens eine Colonie zu finden, in der
Zucht und Ordnung herrschte, und über welche der
wackere Geistliche mit großer Strenge wachte. So
hatte er z. B. wenige Tage vor Ankunft der Rei-
senden eine Frau, die ein unregelmäßiges Leben
führte, aus dem Dorfe gejagt und ihr Haus mit
Feuer vernichtet. Lebensmittel waren hier reichlich
vorhanden, so daß sich auch damit die Expedition
für die Weiterreise, die am 7. August erfolgte, ver-
sehen konnte.

Einen unerfreulichen Gegensatz mit Boa-Vista
fanden die Reisenden an der Niederlassung von Ca-
rolina, die sie am 12. Vormittags erreichten. Ob-
wohl sie ihren Besuch vorher angezeigt und ihre
Landung durch mehrmaliges Abfeuern der Gewehre
kund gegeben hatten, erfolgte doch hierauf keine Er-
wiederung, und eben so wenig ließ sich irgend Jemand
sehen. Ein abgeschickter Bote brachte die
Nachricht zurück, daß er, obwohl es bereits Mittag
war, noch alle Welt in Carolina im Schlafe ge-
troffen hätte. Endlich hörte man eine Erwiederung
der Salven und bald hernach zeigte sich auch der
Commandant, ein junger Officier, der ganz erstaunt
war, so frühzeitig, wie er meinte, aus dem Schlafe
geweckt zu werden. Der Verf. erfuhr nämlich, daß
dieser Officier hier ein ganz sittenloses Leben ein-
geführt hatte, so daß die Nacht zu organisirten Dr-

gien verwendet und der Tag zur Ausruhe und zum
Schlafe bestimmt wurde. Um einen Begriff von
der Moralität des Ortes zu geben, genügt es zu
wissen, daß unter einer Bevölkerung von 800 See-
len bloß zwey Frauen verheirathet waren. Und
während diese Leute in zügelloser Lust dahin lebten,
waren sie von Wilden umgeben, die ohne Aufhören
die Colonie bedrohten und bereits einen großen Theil
der Bewohner getödtet hatten. Die Chavantes wa-
ren schon mehrmal bis auf den Marktplatz einge-
drungen, und die Weiber konnten, um die Wäsche
zu waschen, nicht einmal an den Brunnen gehen,
ohne militärische Bedeckung bey sich zu haben.

Dem Verf. wurde es nicht eher wohl zu Muth,
als bis er am 18. die in tiefster Unsittlichkeit ver-
sunkene Colonie im Rücken hatte; am 31. kam man
in Porto-Imperial an, wo die Schiffahrt beendigt
und von nun an der Rückweg nach Goyaz zu Lande
angetreten werden sollte. Um dazu gehörig gerüstet
zu seyn, hatte der Verf., wie schon berichtet, von
Salinas einen Zug Lastthiere hieher gehen lassen;
allein die Führer hatten in der sichern Erwartung,
daß die Expedition von den Wilden würde ermor-
det werden, das zum Ankauf des Mais bestimmte
Geld vertrunken, so daß ihre Thiere aus Man-
gel an Futter theils umgekommen, theils zu Skele-
ten abgezehrt waren. Nur nothdürftig konnte man
eine neue Caravane herstellen, mit der man die
lange Reise, die vom 11. September bis zum 17.
October währte, unternehmen mußte. Dieser Weg
bot ein trauriges Bild dar von dem Verfall des
früheren Wohlstandes. Immer weiter breiten die
Wilden ihre Herrschaft aus, zerstören einzelne Land-
häuser und ganze Dörfer, so daß man überall
Ruinen begegnet, und ermorden die Bewohner oder
führen sie in harte Sklaverey, wogegen die schwache
brasilische Regierung fast nichts zu thun weiß. Selbst
die Stadt Pilar, die ehemals 5000 freye Einwoh-
ner und 9000 Sklaven zählte, ist so herunter ge-
kommen, daß sie jetzt nur noch höchstens 1500 See-
len enthält.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. Juni.

Nro. 80.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften

1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

D. Conforte, Liber Kore Ha-Dorot. Denuo ed. . .
D. Cassel. Berol. 1846.

Abraham Aben Ezra's, Commentary on the book
of Esther. Ed. by J. Zender. Lond. 1850.

Al-Gazali Tusensi, Compendium doctrinae Ethicae,
de arabico hebraice conversum ab Abraham-bar-
Chasdai . . . ed. J. Goldenthal. Lips. 1839.

P. C. Vandermeersch, Inventaire des cartes et
des plans, conservées aux archives de la Flandre-
Orientale. Bruxelles 1850.

von Düringsfeld, Reiseskizzen. Bd. 1. 2. Bremen
1851.

J. A. Clark, Glimpses of the old world. Vol. 1. 2.
Lond. 1847.

Fred. E. Forbes, Dahomey and the Dahomans. Vol.
1. 2. Lond. 1851.

J. Galt, Letters from the Levant. Lond. 1813.

St. Tyng, Recollections of England. Lond. 1847.

Thetmari iter ad terram sanetam anno 1217. Ex
codice manuscripto ed. T. Tobler. St. Galli
1851.

J. Aug. St. John, Journal of a residence in Normandy.
Edinb. 1831.

C. Quentin, Reiseskizzen und Studien aus dem Nor-
d. Hof- u. Staats-Bibl. IV.

den der vereinigten Staaten von Amerika. Arn-
berg 1851.

W. Parker Snow, Voyage of the Prince Albert,
in search of Sir John Franklin. Par. 1851.

Ch. de Pardieu, Excursion en Orient. Par. 1851.

Whitelocke, A journal of the Swedish Embassy
in the years 1653 and 1654 from the commonwealth
of England etc. Vol. 1. 2. Lond. 1772.

Chesney, The expedition for the survey of the ri-
vers Euphrates and Tigris. Vol. 1. 2. With Maps.
Lond. 1851.

Reg. Stuart Poole, Florae Aegyptiacae. Lond. 1851.
The history of the house of Stanley. Manchester
1821.

J. H. J. Verlicn, Historisch-genealogische Stammfar-
ten des Oldenburgischen Königshauses. Kopenhagen
1849.

J. A. Montagu, A guide of the study of heraldry.
Lond. 1840.

L. Cibrario, Breve storia dell' ordine del Tempio.
Torino 1848.

Aug. Böckh, Die Staatsverwaltung der Athener. 2.
Ausg. Bd. 1. Berlin 1851.

P. O. Brönsted, Den Fieoroniske Cista. Udgivet of
N. V. Dorph. Kiøbenh. 1847.

Ph. Luzzatto, Etudes sur les inscriptions Assyriennes
de Persépolis, Hamadan, Van et Khorsabad. Pa-
doue 1850.

Bened. Vulpes, Illustrazione di tutti gli strumenti
chirurgici scavati in Ercolano e Pompei. Napoli
1847.

L. Panofka, Antikenschau zur Anregung erfolgreichen
Museumbesuches. Berlin 1850.

J. Ferguson, The Palaces of Niniveh and Perse-
polis restored. Lond. 1851.

XXXIV. 80

- Dr. Fr. Rehm, Lehrbuch der historischen Propädeutik. 2. verm. Aufl. von Dr. H. von Sybel. Marburg 1850.
- A. Desroches, Histoire des peuples anciens et de leurs cultes. Caen 1851.
- J. D. Gerlach, Die Zeiten der römischen Könige. Basel 1849.
- C. Winderlich, Histor. politisch-topographische Geographie des Alterthums. Leipzig 1851.
- Dr. J. Ch. Weissenborn, Ninive und sein Gebiet mit Rücksicht auf die neuesten Ausgrabungen im Tigrissthal. Erfurt 1851.
- B. G. Niebuhr, Historische und philologische Vorträge, an der Universität zu Bonn gehalten. III. Abtheilung. Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde von B. G. Niebuhr. Herausg. von Dr. M. Jöcher. Berlin 1851.
- Manners Sutton, The Lexington Papers; or some accounts of the courts of London and Vienna at the conclusion of the 17. century. Lond. 1851.
- W. Irving, A chronicle of the conquest of Granada from the Mss. of Fray Antonio Agapida. Vol. 1. 2. London 1850.
- L. Viardot, Histoire des Arabes et des Mores d'Espagne. Vol. 1. 2. Par. 1851.
- G. E. Di-Blasi, Storia del regno di Sicilia dall'epoca oscura e favolosa sino al 1774. Vol. 1—3. Palermo 1844 — 1847.
- Fr. Capeceatratro, Degli annali della città di Napoli. Parti due (1631 — 1640). Napoli 1849.
- M. Tenore, Essai sur la géographie physique et botanique du royaume de Naples. Naples 1827.
- M. de Talleyrand - Périgord, Souvenirs de la guerre de Lombardie pendant les années 1848 et 1849. Par. 1851.
- G. Massari, I casi di Napoli dal 29 gennajo 1848 in poi lettere politiche. Torino 1849.
- Al. Le Masson, Venise en 1848 et 1849. Par. 1851.
- F. A. Gualterio, Gli ultimi rivolgimenti Italiani. Vol. I. p. 1. 2. Documenti. Vol. I. Firenze 1850.
- Fatti di Roma degli anni 1848 — 1849. Venezia 1850.
- L. C. Farini, Lo stato Romano dall'anno 1815 all'anno 1850. Vol. 1. 2. Turin 1850.
- G. E. Di-Blasi, Storia cronologica dei vicerè luogotenenti e presidenti del regno di Sicilia. Palermo 1842.
- Collezione di opere inedite o rare di storia Napolitana. P. I. Napoli 1839.
- I. Cibrario, Notizie sulla la storia dei Principi di Savoia. Torino 1825.
- G. de la Latour, Lorraine et France. Par. 1851.
- France. Her governmental, administrative and social organisation exposed in its principles. London 1844.
- A. Séve, Souvenirs d'un Aumonier militaire, 1826 — 1850. Par. 1851.
- Fr. Lacombe, Histoire de la bourgeoisie de Paris. T. I. Par. 1851.
- A. de Bacourt, Correspondence entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck, pendant les années 1789 — 1791. T. 1. 2. Par. 1851.
- El. Regnault, Histoire de huit ans 1840 — 1848. T. I. Par. 1850.
- Abdication du roi Louis Philippe, racontée par lui-même et recueillie par M. Ed. Lemoine. Par. 1851.
- Fr. de Groiseilliez, Histoire de la chute de Louis-Philippe. Par. 1851.
- Dr. Römer-Büchner, Die Siegel der deutschen Kaiser, Könige und Gegenkönige. Frankf. 1851.
- J. v. Hauer, Politisch-statistische Uebersicht der Veränderungen in der Verfassung der österreich. Monarchie vom 13. März 1848 bis 13. März 1851. Wien 1851.
- Die politischen Bestrebungen der Südslaven in Oesterreich. Kassel 1850.
- J. v. Willersdorf, Die österreichischen Finanzen. 3. verm. Aufl. Wien 1851.
- J. U. Mosshammer, Die Reichsverfassung für das Kaiserthum Oesterreich vom 4. März 1849. Wien 1850.
- Preußen im Jahre 1850 und seine Stellung zum Auslande. Berlin 1851.
- Dr. J. v. Minutoli, Die Mark Brandenburg, Berlin und Cöln im Jahre 1451. Berlin 1851.
- Fr. Wimmer, Vertraulicher Briefwechsel des Cardinals Otto, Truchseß von Waldburg, Bischofs von Augsburg, mit Albrecht Herzog von Bayern, 1568 — 73. Augsburg 1851.
- Fr. v. Thiersch, Ueber die wissenschaftliche Thätigkeit der k. Akademie der Wissenschaften während der Periode 1848 — 1851. München 1851.
- Th. Wiedemann, Urkunden des städtischen Archives zu Freysing. München 1850.
- Dr. J. R. Roth, Schilderung der Naturverhältnisse in Süd-Abessinien. München 1851.

- C. Fr. Ph. v. Martius, Denkrede auf Heinrich Fried. Eink. München 1851.
- Jr. v. Roth, Sammlung etlicher Vorträge in öffentlichen Sitzungen der k. Akademie der Wissenschaften zu München in den Jahren 1812, 1814, 1817, 1822, 1825, 1827, 1830. Erlangen 1851.
- C. Höfler, Franken, Schwaben und Bayern. Bamberg 1850.
- J. B. Brosi, Die Kelten und Althelvetier. Solothurn 1851.
- Ed. Ducpétiaux, Mémoire sur le paupérisme dans les Flandres. Ouvrage couronné. Brux. 1850.
- D. du Puy de Montbrun, Die Verbesserung der Rheinschiffahrt und die Schiffbarkeit des Rheines. Elberfeld 1851.
- Bulletin de la commission centrale de statistique. T. 1. 2. Bruxelles 1843 — 45.
- Al. Pinehart, De l'inféodation du comté de Namur au comté de Hainaut. Mémoire couronné. Mons 1850.
- H. R. Duthilloeu, Douai et Lille au XIII. siècle. Douai 1850.
- J. Eccleston, An introduction to english antiquities. Lond. 1847.
- G. Ag. Ellis, The Ellis correspondence. Vol. 1. 2. Lond. 1829.
- J. C. Curwen, Observations on the state of Ireland. Vol. 1. 2. Lond. 1818.
- B. Angeloni, Letters on the English nation. Vol. 1. 2. Lond. 1756.
- W. Bentham, The origin and history of the constitution of England and of the early parliaments of Ireland. Dublin 1834.
- The history of the city and county of Norwich from the earliest accounts to the present time. Norwich 1768.
- The spottiswoode Miscellany, a collection of original papers illustrative of the history of Scotland. Vol. 1. 2. Edinb. 1844.
- J. Stow, A survey of the cities of London and Westminster and the borough of Southwark written at first 1698, corrected in the year 1720 by J. Strype. 6. Edition. Vol. 1. 2. London 1754 — 1755.
- The Spalding Club. Instituted anno Domini 1839. The Miscellany of the Spalding Club. Vol. 1 — 4. Aberdeen 1841 — 1849.
- Gilb. Blakhal, A breiffe narration of the services done to three noble Ladyes. 1631 — 1649. Aberdeen 1844.

- Extracts from the Council Register of the Burgh of Aberdeen. Vol. 1. 2. Aberdeen 1844 — 48.
- Rushworth, Historical collections. Vol. 1 — 6. Lond. 1703.
- The British Museum historical and descriptive. Edinb. 1851.
- G. R. Porter, The progress of the nation in its various social and economical relations during the 19. century. 3. ed. Lond. 1851.
- M. Guizot, Etudes biographiques sur la révolution d'Angleterre. Par. 1851.
- J. M. Dargaud, Histoire de Marie Stuart. Vol. 1. 2. Par. 1850.
- Correspondence respecting the affairs of Italy. 1846 — 49. Vol. 1 — 4. Lond. 1846 — 49.
- — relative to the affairs of Hungary. 1847 — 49. Lond. 1850.
- U. Ipsen, Erinnerungen aus dem Schleswig-Holsteinischen Feldzuge von 1850. Kiel 1851.
- G. Waig, Schleswig-Holsteins Geschichte. Bd. 1. Buch 1. Göttingen 1851.
- A. Iscauder, Du développement des idées révolutionnaires en Russie. Par. 1851.
- Russland und die Gegenwart. Bd. 1. 2. Leipzig 1851.
- E. Curtius, Peloponnesos. Eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel. Bd. 1. Götha 1851.
- Betrachtungen über das Fürstenthum Serbien. Wien 1851.
- R. Paton, The principles of Asiatic Monarchies contrasted with those of the monarchies of Europe. Lond. 1801.
- J. Werne, Feldzug von Sennaar nach Taka, Bafa und Benni-Amer. Stuttgart 1851.
- B. Philippi, Nachrichten über die Provinz Valdivia. Cassel 1851.
- G. Catlin, Letters and notes on the manners, customs and condition of the North American Indians. Vol. 1. 2. Lond. 1841.
- J. Disney, Memoirs of the life and writings of Arthur Ashley Sykes. Lond. 1785.
- J. G. Deopfen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Bd. 1. Berlin 1851.
- E. Budgell, Memoires of the lives and characters of the illustrious family of the Boyles. Lond. 1737.
- L. F. Bungener, Voltaire et son temps. T. 1. 2. Par. 1850.
- Will. Jones, Memoirs of the life, studies and writings of G. Horne. Lond. 1799.

- J. Johnstone, *Memoirs of the life and writings of Sam. Parr.* Vol. 1. 2. Lond. 1829.
- J. Turner, *Memoirs of his own life and times — 1632 — 1670.* Edinb. 1829.
- D. Sacchinelli, *Memorie storiche sulla vita del Cardinale Fabrizio Ruffo.* Napoli 1836.
- Th. Reynolds, *The life of Thomas Reynolds.* Vol. 1. 2. Lond. 1839.
- Ragguali sulla vita e sulle opere di Marin Sanuto. P. 1 — 3. Venezia 1837 — 38.
- L. Piequot, *Notice sur la vie et les ouvrages de Luigi Boccherini.* Par. 1851.
- Ch. Wordsworth, *Memoirs of William Wordsworth.* Vol. 1. 2. Lond. 1851.
- Memoiren des Fhrn. Ludwig v. Wolzogen.* Leipz. 1851.
- El. Warburton, *Memoirs of Horace Walpole and his contemporaries.* Vol. 1. 2. Lond. 1851.
- T. Temanza, *Vita di Alessandro Vittoria.* Venezia 1827.
- J. M. Thiele, *Thorwaldsen's Jugend. 1770 — 1804.* Aus dem Dänischen von H. Wachsenhusen. Berlin 1850.
- M. S. Munk, *Notice sur Joseph Ben-Jehouda ou Aboul' Hadjadj Yousof Ben-Ya' Hya.* Par. 1842.
- J. C. J. Fr. v. Müffling, *Aus meinem Leben.* Th. 1. 2. Berlin 1851.
- Lebensabriß von Joh. Caspar Drelli.* Zürich 1851.
- A. v. Krogh, *Meine Erlebnisse vor und während dänischer Gefangenschaft.* Altona 1851.
- G. E. Guhrauer, *Joachim Jungius und sein Zeitalter.* Stuttgart. 1850.
- Pietr. Corelli, *Fra Girolamo Savonarola, storia del secolo XV.* Vol. 1. 2. Torino 1848 — 50.
- L. Cibrario, *La morte del Conte Carmagnola.* Torino 1834.
- G. Cadorin, *Dello amore ai Veneziani di Tiziano Vecellio.* Venezia 1833.
- A. Bazin, *Notes historiques sur la vie de Molière.* 2. édition revuc par l'auteur. Par. 1851.
- Acht und vierzig Jahre. Zeichnungen und Skizzen aus der Mappe eines constitutionellen Offiziers.* Bd. 1. Cassel 1851.
- A. J. Angström, *Mémoire sur la polarisation rectiligne et le double réfraction des cristaux à trois axes obliques.* Upsal 1849.
- C. Spitzer, *Gesetze in den höheren Zahlengleichungen unter einer der mehreren Unbekannten.* Wien 1850.
- Dr. G. Eisenstein, *Tabelle der reducirten positiven ternären quadratischen Formen.* Berlin 1851.
- Jr. Bartholomäi, *Geométrie.* Th. 2. Jena 1851.
- Dr. L. Francke, *Lehrbuch der höheren Mathematik, enthaltend die Differential- und Integral-Rechnung.* Hannover 1851.
- A. Hefß, *Ueber Leuchtthürme.* Berlin 1851.
- J. Krause, *Anleitung zur Kalk- und Sand-Baukunst.* Glogau 1851.
- J. Engel, *Der Kalk- und Sand-Steinbau.* Briezen 1851.
- Th. Inkersley, *An inquiry into the chronological succession of the styles of Romanesque and pointed architecture.* Lond. 1850.
- C. S. Hänßler, *Die Lehre von der Anwendung der selbst erfundenen Holzemente.* Hirschberg 1851.
- J. Parton, *Der Glaspalast für die Industrie-Ausstellung aller Nationen.* Leipz. 1851.
- L. G. Treviranus, *Ueber Reactions-Wasserräder (Schottische Turbinen), deren Theorie und Construction.* Wien 1851.
- J. K. Preßler, *Die Centralisation der Dresdner Bahnhöfe.* Dresden 1850.
- Jr. Harzer, *Die Turbinen oder horizontalen Wasserräder.* Weimar 1851.
- Dr. A. E. Bruckmann, *Der wasserreiche artesische Brunnen im alpinischen Diluvium des oberschwäbischen Hochlandes zu Isen.* Stuttgart 1851.
- J. S. Mädler, *Die totale Sonnenfinsterniß am 16/28 Juli 1851.* Dorpat 1850.
- M. Sommerville, *Physical Geography.* 3. edition. Vol. 1. 2. Lond. 1851.
- Alfr. Smee, *Elements of Electro-Metallurgy.* Third edition (1851). Lond. 1851.
- D. Ule, *Die Natur.* Halle 1851.
- Ch. Lyell, *A manual of elementary geology.* 3. edition. Lond. 1851.
- J. Arenstein, *Beobachtungen über die Eisverhältnisse der Donau, 1847/48 — 1849/50.* Wien 1850.
- S. Morewood, *A philosophical and statistical history of the inventions and customs of ancient and modern nations in the manufactory and use of inebriating liquors.* Dublin 1838.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. Juni.

Nro. 81.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1852.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud.

(Fortsetzung.)

In Goyaz hielten sich die Reisenden bis zum 29. October auf, um dann ihren Weg nach Cuyaba, der Hauptstadt von Matto Grosso, anzutreten. So sehr sie sich auch bemühten, um diesmal bessere Führer und Thiere zu erlangen, so zeigte es sich doch bald, daß sie in dieser Beziehung abermals nicht besser daran waren als früher. Ihr Mißgeschick mußten sie um so schwerer empfinden, als sie bald nach ihrer Abreise einer der großen Caravaten, die von Rio Janeiro nach Cuyaba ziehen, begegneten und dadurch Gelegenheit hatten, die wohlorganisirte Einrichtung derselben mit ihrem eigenen übel bestellten Zuge zu vergleichen. Es ist der Mühe werth, die Organisation einer solchen Caravane, durch welche die Verbindung der Hauptstadt mit ihren entlegensten innern Provinzen unterhalten wird, näher kennen zu lernen, und daher wollen wir Einiges über dieselbe beifügen.

Die Caravaten, welche von Rio Janeiro aus die Reise nach Cuyaba unternehmen und dazu gewöhnlich 5 bis 6 Monate gebrauchen, zählen oft mehr als 2 und selbst 300 Maulthiere. Die Verschiedenheit der Waaren, die sie transportiren, kann Erstaunen erregen; so z. B. sah der Verf. bey der Caravane, die ihm begegnete, mehrere Maulthiere, die mit eisernen, aus irgend einem englischen oder belgischen Eisenwerk herstammenden Altanen beladen

waren. Die Organisation dieser Caravaten ist sowohl wegen der vollkommenen Ordnung, die in ihnen herrscht, als wegen ihres militärischen Ansehens merkwürdig. Der Vorderzug besteht aus mehreren mit Carabinern bewaffneten Reitern; alsdann folgt die lange Linie der Maulthiere reihenweise hintereinander und zwar in Zügen von 10 Thieren, wenn die Treiber (Camarados) beritten sind, und bloß zu sieben, wenn diese zu Fuß gehen. Jeder von ihnen trägt beständig zum Schutz gegen feindliche Indianer und Raubthiere seine Flinte auf der Schulter und ein langes Messer im Gürtel. Der Befehlshaber der Caravane (Tropheiro), so wie mehrere Zugführer (Arrieiros) reiten fortwährend von dem Anfang der langen Linie bis zu deren Ende; zuletzt kommt der gleichmäßig wohl bewaffnete Nachzug. Bey Tagesanbruch gehen die Camarados mit der Flinte in der Hand auf das Suchen ihrer Thiere aus, während die Köche das Frühstück bereiten. Mittlerweile richten die Arrieiros die Geschirre her, untersuchen die Sättel und machen innen an den Stellen, wo die Thiere etwa Tags vorher gerieben wurden, Vertiefungen. Sobald der Zug im Lager angekommen ist, wird die Beschaffenheit der Hufeisen untersucht und die fehlenden durch neue ersetzt. Die Geschicklichkeit der Camarados in Wiederauffindung der Thiere, die sich verlaufen haben, ist wirklich staunenswerth; die schwächste Spur auf dem Boden, die geringste Reibung an den Baumstämmen, die geringste Verwirrung des Gebüsches reicht hin, um sie auf eine Entfernung von mehreren Stunden aufzuspüren. Nach dem Frühstück beginnt die Beladung der Maulthiere, wozu sich zwen

Züge von Treibern vereinigen, weil die Belastung auf den zwey Seiten zu gleicher Zeit vorgenommen werden muß. Selten gelingt es einer zahlreichen Caravane, vor 9 oder 10 Uhr Morgens aufbrechen zu können; sie marschirt alsdann bis zum Abend und legt einen Weg von 3 bis 5 Stunden zurück. Sobald man am Rastplatz, wozu immer das Ufer eines Flusses gewählt wird, angekommen ist, wird abgeladen und der Arriero untersucht die Maulthiere, um die verwundeten zu verbinden. Hierauf werden die Thiere auf die Weide geführt und bleiben sich die Nacht über selbst überlassen, wenn man nicht aus Besorgniß vor Indianern oder Raubthieren einige Wächter aufzustellen genöthigt ist.

Um die zum Theil fast halbwildten Thiere, die zur Nachtzeit sich selbst überlassen sind, beysammen zu halten, haben die Führer ein eigenthümliches Mittel. Bey jeder Caravane, sie mag viel oder wenig Thiere zählen, befindet sich ein altes Pferd, das den Namen Madrinha führt und ohne eine Last zu tragen an der Spitze des Trupps marschirt. Man hängt ihm eine große Glocke und außerdem noch kleinere Glöckchen um, wozu gewöhnlich mancherley seltsame Verzierungen kommen. Dieses Pferd erlangt in Kurzem eine absolute Gewalt über die andern Thiere. Die jungen Maulthiere folgen ihm mit Respekt und die ältern zögern auch nicht lange, sich seiner größern Stärke zu unterwerfen; finden sich noch andere Pferde in der Caravane, so zeigen sie sich zwar Anfangs von Lust zur Unabhängigkeit ergriffen, da sie sich aber bald isolirt sehen, so sammeln sie sich auch um das Leitpferd und unterwerfen sich seiner Autorität. Dieser Truppführer weiß übrigens auch seine Herrschaft durch energische Mittel zu handhaben, denn wenn ein Thier zu zögern scheint, ihm zu folgen, oder dasselbe die Lust zur Unabhängigkeit anwandelt, so wird es alsobald durch einen kräftigen Hufschlag oder Biß zu seiner Pflicht zurückgeführt. Versucht zur Nachtzeit ein Jaguar einen Angriff, so sammeln sich alle Thiere um den Madrinha, und die Köpfe zusammen steckend bilden sie einen Kreis, der mit furchtbaren Hufschlägen die Angriffe des Raubthiers abhält. Seine längere Bekanntschaft mit den Wegen giebt ihm einen beson-

dern Instinkt zur Auffindung der besten Weiden, und in der finstern Nacht weiß er auf eine große Entfernung hin die Gegenwart des Wassers auszuspueren.

Mit der wohl organisirten Einrichtung einer solchen Caravane ließ sich nun freylich die der französischen Reisenden nicht vergleichen, bey der im Gegentheil die Unordnung zur Regel geworden war. Am 5. November passirte man das im großen Verfall befindliche Dorf Rio Claro, dessen Bewohner sich hauptsächlich mit dem Auffuchen von Diamanten und Gold beschäftigen. Ehemals wurde dieses Geschäft nur von der Regierung selbst betrieben und jedem Privatmanne dasselbe bey schwerer Strafe verboten; jetzt ist die Ausbeutung ganz frey gegeben. Man sucht darnach in den drey, in den Araguay sich einmündenden Flüssen Claro, Viloes und Cayapos, von denen der erstere am reichsten an Diamanten, der letztere an Gold ist. Wenn auch die Ausbeute nicht mehr so ansehnlich ist wie früherhin, so ist sie doch immer hinreichend, die darauf gewendete Mühe zu lohnen. Die Gewichtseinheit, welche bey dem Diamanthehandel in Brasilien zu Grunde gelegt wird, ist der Bintem, der $2\frac{1}{4}$ Gran des portugiesischen Pfundes gleichkommt, welches letztere in 16 Unzen getheilt wird. Die Unze enthält 8 Quint und das Quint 72 Gran; das Quint oder Ditava kommt also 32 Bintems gleich, und 2 Bintems wiegen einen halben Gran mehr als das Karat, dessen man sich in Europa zum Wägen des Diamants bedient. Die Preise dieses Edelsteins waren in letzterer Zeit aufs doppelte gestiegen: ein Stein von einem Bintem galt damals 6 bis 8,500 Reis; einer von 10 Bintems 100,000 Reis, das Bintem von letzterem also 10,000 Reis.

Am 14. November setzten die Reisenden auf einer Fähre über den Araguay und traten damit in die Provinz Matto Grosso ein, deren Hauptstadt Cuyaba sie nach großen Beschwerlichkeiten am 11. December erreichten, und wo eine freundliche Aufnahme sie für die vielen ausgestandenen Strapazen entschädigte. Der Verf. schildert Cuyaba als viel größer als Goyaz und weit mehr den Anblick einer europäischen Stadt darbietend. Die Bevölkerung be-

steht aus 6 bis 7000 Seelen und in der ganzen Pfarodie überhaupt aus 10 bis 12000. Die Frauen halten sich eben so zurückgezogen wie in Goyaz, und der sittliche Zustand scheint noch schlimmer als in dieser Stadt zu seyn.

Ein Besuch in der nordwärts von Cuyaba liegenden Stadt Diamantino machte den Verf. mit den reichen Diamant- und Goldgruben des dortigen Bezirks bekannt und er giebt hierüber, so wie überhaupt über die ganze Production und Verwerthung der Diamanten in Brasilien sehr interessante Aufschlüsse, die um so mehr Vertrauen verdienen, da er durch seine spätere Function als Consul in Para hinlängliche Gelegenheit hatte, über diesen Punkt auch von anderwärts her genaue Nachrichten einzuziehen.

Das Gold und die Diamanten, die in dem Bezirke von Diamantino wie in vielen andern immer vereinigt sind, finden sich besonders in den vielen Wasserbetten, welche ihn durchziehen, und selbst in der ganzen Ausdehnung des Terrains, welche ihn zusammen setzen. Es folgt nämlich gleich unter der Dammerde eine Schicht, Gorgalho genannt, welche aus kleinen Geschieben von Sandstein und Quarz, die meist durch gelben und rothen Thon zusammengelittet, feltner unverbunden sind. Unter dem Gorgalho, der die Anzeige und eines der Hauptelemente der Diamanten-Formation ist, folgt eine andere Schicht, der Cascalho, welche die Diamanten enthält und aus denselben Elementen besteht, nur daß die Geschiebe größer und nicht durch Thon zusammengelittet sind. Als sicherste Zeichen des Vorkommens von Diamanten werden Geschiebe von schwarzem oder marmorirtem Kiesel und einem sehr harten Sandsteine betrachtet; wo diese sich einstellen, ist man des Vorhandenseyns von Diamanten gewiß, wo sie fehlen, sind die Nachsuchungen erfolglos. Da man in den Flußbetten, wo der Cascalho entblößt ist, am leichtesten die Existenz von Diamanten ausfindig machen kann, so werden die Nachsuchungen hauptsächlich in jenen betrieben. Die Flüsse Diamantino, Duro und Paraguay scheinen bereits vollkommen erschöpft, der Buriti liefert noch viele Steine, aber der Santa-Anna scheint, um so zu sagen, noch jungfräulich und trotz der unglaublichen Menge von

Diamanten, die man aus ihm gewonnen hat, noch nichts von seinem ursprünglichen Reichthume verloren zu haben. Als ursprüngliche Lagerstätte der Diamanten in Südamerika vermuthet der Verf. die daselbst weit ausgebreitete Formation des Sandsteins von rother Farbe.

Der Werth des Goldes wie der Diamanten ist in Cuyaba seit dem Jahre 1817 beträchtlich gestiegen. Der Verf. berechnet, daß die ganze Ausbeute, welche die Provinz Matto Grosso seit Eröffnung der Diamantminen bis zum Jahre 1849 lieferte, auf ohngefähr 80,000 Ditavas sich belaufen dürfte, was einem Geldwerth von 56 Millionen Francs entspricht. Er zweifelt nicht, daß bey einem geordneteren Betriebe der Ertrag sich noch bedeutend steigern könnte, verhehlt es aber nicht, daß die Diamantendistrikte zu den ungesundesten gehören und jährlich eine Menge Menschen dahin raffen. Die Portugiesen haben daher diese Arbeiten den Sklaven überwiesen und sind deshalb sehr aufgebracht, daß ihnen durch die Engländer die Einfuhr derselben so sehr erschwert worden ist.

Noch höher berechnet sich der Ertrag der Diamantminen in der Provinz Minas Geraes, deren ganze Summe von dem Anfange ihres Betriebes bis zum Jahre 1849 der Verf. auf nicht weniger als auf 300,700,000 Francs anschlägt.

Ganz neu sind uns die Aufschlüsse, welche der Verf. bey dieser Gelegenheit über die reichen Minen von der Provinz Bahia gewährt und die erst in neuester Zeit in Angriff genommen worden sind. Man hatte zwar schon im Jahre 1755 in der Gegend von Jacobina Diamanten entdeckt, aber der Marquis von Pombal hatte die weiteren Nachforschungen verboten in der wohl begründeten Besorgniß, daß durch solche Arbeiten der Landbau vernachlässigt werden würde. Die Minen der Provinz Bahia, bekannt unter dem Namen von Chapada, wurden erst im October 1844 entdeckt. Ihre Bekanntwerdung schreibt man einem Sklaven aus der Provinz Minas Geraes zu, der, als er die Heerden seines Herrn auf die Weide führte, von der Aehnlichkeit des Bodens mit dem des Diamantendistriktes, welchen er von Jugend auf kannte, überrascht war.

Seine Nachsuhungen waren von so glücklichem Erfolge, daß er binnen zwanzig Tagen 700 Karat Diamanten zusammen gebracht hatte. Alsdann entfloh er, um in einer entfernten Stadt seine Schätze zu verkaufen, allein die Behörde, welche ihn für einen Dieb ansah, ließ ihn ins Gefängniß werfen. Es war unmöglich, ihm sein Geheimniß zu entreißen; lediglich gelang es, seinen Wohnort zu erfahren, und so wurde er zu seinem Herrn zurückgebracht. Vergeblich versuchte man auch hier Güte und Strenge, und so schritt man zur List. Man übertrug ihm wieder seinen alten Dienst, und nachdem er seine Heerde an verschiedenen Stellen herum geführt hatte, kehrte er wieder gegen die Mine zurück und begann seine frühere Arbeit, bey der er von den Leuten, die ihm auflauerten, ergriffen wurde. Der Verf. befürchtet, daß man sich mit strengen Züchtigungen des armen Sklaven, der eine ganze Provinz zu bereichern bestimmt war, nicht-allein begnügt haben möchte.

Schon nach Jahresfrist waren an diesem Orte 25,000 Personen vereinigt, und innerhalb des ersten Jahres allein wurden ohngefähr 400,000 Karat im Werthe von 18,300,000 Fr. erbeutet; bis zu Ende 1849 schlägt der Verf. die ganze Production aus diesem Districte auf 38,750,000 Fr. an. Der Preis der Diamanten wurde aber durch den reichen Ertrag dieser Minen eben so wie durch die politischen Ereignisse bedeutend herabgedrückt, denn während der mittlere Preis der Ditava für den rohen Diamant sonst 300,000 Reis betrug, überschreitet er jetzt nicht die Hälfte, und während der Krisis von 1848 wurde die Ditava in Bahia sogar zu 50,000 und wie gesagt wird selbst zu 30,000 Reis angeboten. Die Zahl der Arbeiter beträgt auch nur noch 5 bis 6000, worunter ohngefähr 2000 Sklaven sind. Der Verf. hält es nicht für sonderlich wahrscheinlich, daß diese Preise sich bessern würden; im Gegentheil sieht er in Folge der Zerrüttung des Wohlstandes in Europa ein weiteres Sinken voraus und meint, daß bis Ende dieses Jahrhunderts die Diamanten nur noch $\frac{1}{2}$ von dem gelten würden, was sie zu Anfang desselben kosteten.

Der Diamantendistricte der Chapada de Bahia ist ohngefähr 20 Stunden lang und 10 breit. Im

Allgemeinen scheinen die Lagerungsverhältnisse sehr denen in Matto Grosso und Minas Geraes zu gleichen.

Zuletzt giebt der Verf. eine tabellarische Zusammenstellung der ganzen Ausbeute, die von Anfang an bis hieher die Diamantenminen in Brasilien lieferten, nämlich:

	Ditavas	Fr.
Minas-Geraes	432,977	300,700,000
Matto-Grosso	80,000	56,000,000
Bahia	51,800	38,750,000
San Paulo und anderwärts	200	138,888

Im Ganzen 564,977 395,588,888
oder nach französischem Gewicht = 2,158 Kilogrammen, 212 Grammen und 14 Centigrammen.

Nachdem die Reisenden von ihrem Besuche des Diamantendistrictes nach Cuyaba zurückgekehrt waren, wollten sie von da aus die Republik Paraguay bereisen. Dieser Versuch mißlang jedoch vollständig, denn nachdem sie auf dem Cuyaba-Flusse und nach dessen Einmündung in den Paraguay auf diesem hinab bis nach Fort Bourbon, dem ersten Orte auf dem Gebiete der Republik, gefahren waren, wurde ihnen hier die Weiterreise nicht gestattet, und ein von da aus an den Präsidenten in Asuncion gestelltes Gesuch hatte ebenfalls keinen Erfolg. Sie mußten daher unverrichteter Sache umwenden und fuhren den Paraguay wieder hinauf bis nach Villa Maria, wo sie bereits ihre Caravane von Maulthieren nebst einer militärischen Escorte, die sie nach der Stadt Matto Grosso geleiten sollte, vorfanden. In letzterer Stadt trafen sie am 9. Juni 1845 ein. Matto Grosso oder Villa Bella wurde erst im Jahre 1754 begründet und gelangte schnell durch die Goldausgrabungen in einen blühenden Zustand; allein seine höchst ungesunde Lage brachte es bald wieder in Verfall, der, seitdem der Präsident seine Residenz nach Cuyaba verlegte, immer merklicher hervortritt.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. Juni.

Nro. 82.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1852.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

- Annuaire de Chimie par E. Millon et J. Reiset.
Année 1851. Par. 1851.
- Dr. G. J. G. F. Flemming, Ueber den Gemisch-physiologischen Prozeß der Ernährung bey Pflanzen und Thieren. Schwerin 1851.
- Dr. Heydenreich, Lepidopterorum Europaeorum catalogus methodicus. Lips. 1851.
- Dr. A. E. Grube, Die Familie der Anneliden mit Angabe ihrer Gattungen und Arten. Berlin 1851.
- Dr. G. A. Eisengrein, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte und Metamorphose des Samenkeimes der Pflanzen. Frankf. 1851.
- Fr. Junghuhn, Plantae Junghuhnianae. Fasc. I. Lugd. Bat. 1851.
- H. Schacht, Das Mikroskop und seine Anwendung insbesondere für Pflanzen-Anatomie und Physiologie. Berlin 1851.
- E. Montagne, Phykologie oder Einleitung ins Studium der Algen. U. d. Franz. mit Zusätzen von Dr. K. Müller. Halle 1851.
- J. J. Rupprecht, Die Vegetation des rothen Meeres. Petersburg 1849.
- Dr. H. v. Mohl, Grundzüge der Anatomie und Physiologie der vegetabil. Zelle. Braunschweig 1851.
- E. Montagne, Morphologischer Grundriß der Familie
- K. Hof- u. Staats-Bibl. V.

der Flechten. U. dem Franz. mit Zusätzen von K. Müller. Halle 1851.

- E. A. Mener, Kleine Beiträge zur näheren Kenntniß der Flora Rußlands. Petersb. 1850.
- E. Ehrlieh, Ueber die nordöstlichen Alpen. Linz 1850.
- O. G. Costa, Paleontologia del Regno di Napoli. P. I. Napoli 1850.
- B. Cotta, Der innere Bau der Gebirge. Freiberg 1851.
- Dr. E. G. Siebel, Bericht über die Leistungen im Gebiete der Paläontologie. Berlin 1851.
- K. Kner, Leitfaden zum Studium der Geologie mit Inbegriff der Paläontologie. Wien 1851.
- G. Rose, Ueber die Krystallform der rhomboedrischen Metalle. Berlin 1850.
- Nachträge zu Murchison's Gebirgsbau in den Alpen, Apenninen und Karpathen. Stuttg. 1851.
- F. Rolke, Vergleichende Uebersicht der urweltlichen Organismen. Stuttg. 1851.
- Fr. A. Quenstedt, Handbuch der Petrefaktenkunde. Tef. 1. Tübingen 1851.
- —, Das Flözgebirge Württembergs. 2. verm. Aufl. Tübingen 1851.
- Dr. G. König, Die Forstbenutzung. Ein Nachlaß bearb. von Dr. E. Grebe. Eisenach 1851.
- H. A. Gleichmann, Tafeln zur Bestimmung des Holzgehaltes unbeschlagener Stämme. Meiningen 1851.
- J. Schadeberg, Der Maisbau. Halle 1851.
- Dr. W. Pfeil, Die Forstwissenschaft nach rein praktischer Ansicht. 4. verb. Aufl. Leipzig 1851.
- J. G. Elsner, Der Maisanbau in unserm Klima. Breslau 1851.
- Milne Edwards, Bericht über die Production und Verwendung des Salzes in England. Berlin 1851.
- Dr. B. Valerius, Theoret. praktisches Handbuch der

- H. M. W. Pape, Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesetzbuches für die preussischen Staaten vom Jahre 1851. Insterb. 1851.
- B. Meyer, Beitrag zur Kenntniß der radicalen Gerechtigkeitspflege mit einem Blick auf den gegenwärtigen politischen Zustand der Schweiz. Schaffhausen 1851.
- J. Fr. L. Massabiau, Manuel du Procureur du Roi. T. 1. 2. 3. Par. 1844.
- J. Dalrymple, An essay towards a general history of feudal property in Great-Britain. Lond. 1756.
- D. Orlando, Il feudalismo in Sicilia. Palermo 1847.
- Histoire des négociations qui ont précédé le traité de paix conclu le 6 Août 1849 entre le roi de Sardaigne et l'empereur d'Autriche. Turin 1849.
- Eug. Ortolan, Des moyens d'acquérir le domaine international. Par. 1851.
- H. V. v. Unruh, Erfahrungen aus den letzten drei Jahren. Ein Beitrag zur Kritik der politischen Mittelparteien. Magdeb. 1851.
- Die Reorganisation der Provinziallandschaften des Königreiches Hannover. Hannover 1851.
- Dr. Ed. Platner, Ueber die Weltanschauungen in den jüngsten Zeitbewegungen. Marburg 1850.
- Dr. A. O. Krug, Das Internationalrecht der Deutschen. Leipzig 1851.
- Dr. J. Chiari, Das österreichische Notariat. Wien 1851.
- Dr. K. W. Pfeiffer, Die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Richteramts. Göttingen 1851.
- R.** Laurence, The doctrine of the church of England upon the efficacy of Baptism vindicated from misrepresentation. Oxford 1818.
- Dr. K. N. Hagenbach, Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften. 3. Aufl. Leipz. 1851.
- N. Wiseman, Twelve lectures on the connexion between science and revealed religion. 3. edition. Vol. 1. 2. Lond. 1849.
- The Wycliffe Society. Established 1844. For reprinting a series of the more scarce and valuable tracts and treatises of the earlier reformers, puritans and nonconformists of Great Britain.
- Tracts and treatises of J. de Wycliffe. Ed. by R. Vaughan. Lond. 1845.
- Dav. Clarkson, Select works, ed. by J. Blackburn. Lond. 1846.
- A. Vinet, Nouvelles études évangéliques. Par. 1851.
- Dr. W. Hopf, Vorbericht über eine neue Ausgabe der heil. Schrift nach Dr. Luthers Uebersetzung. Mit Nachwort von Harleß. Abth. 1. Leipzig 1851.
- Dr. W. H. Hale and Dr. F. A. Fox, Biographical annals of the Hebrew nation. Lond. 1851.
- St. Bonaventura, Breviloquium. Textum recognovit C. J. Hefele. Editio altera. Tubing. 1848.
- Dr. L. Tobler, Golgatha. Seine Kirchen und seine Klöster. St. Gallen 1851.
- E. Arnaud, Recherches critiques sur l'épître de Jude. Strasb. 1851.
- A. André, Moïse, revelateur, ou exposition apologetique de la théologie du pentateuque. Par. 1849.
- J. Goodwin, Redemption redeemed. Lond. 1840.
- Hints to the public and the legislature on the nature and effect of evangelical preaching. Vol. 1. 2. Lond. 1808.
- Fr. Bulley, A tabular view of the variations in the communion and baptismal offices of the church of England. Oxford 1842.
- J. J. Buß, Die Geschichte der Bedrückung der kathol. Kirche Englands und der Wiederherstellung der bischöfl. Hierarchie in ihr. Schaffhausen 1851.
- Dr. J. D. Kurz, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2. verm. Aufl. Mitau 1850.
- Geschichte der christlichen Kirche während der ersten drei Jahrhunderte nach talmudischen Quellen bearbeitet. Berlin 1851.
- G. J. Keiblinger, Geschichte des Benediktiner-Stiftes Melk in Niederösterreich. Bd. 1. Wien 1851.
- S. Fox, Monks and monasteries being an account of english monachism. Lond. 1845.
- W. J. Kip, The early Jesuit Missions in North America. P. I. New York 1847.
- H. Eltester, Vorträge über Wesen und Gestaltung der evangelischen Kirche. Potsdam 1851.
- Th. Jackson, The centenary of Wesleyan Methodism. Lond. 1839.
- J. H. Merlé d'Aubigné, Die schottische Kirche in ihrem 300jährigen Kampfe. Deutsch von Siebig Leipzig 1851.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. Juni.

Nro. 83.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften

1852.

Ueber das Bestehen und Wirken des naturforschenden Vereins zu Bamberg. Erster Bericht. Bamberg 1852. 79 S. mit 2 lith. Tafeln. 4.

Der vorliegende erste Bericht des naturforschenden Vereins zu Bamberg giebt ein erfreuliches Zeugniß von der Thätigkeit desselben, die sich nicht bloß auf Anlegen von Sammlungen und auf Vorträge in den Sitzungen beschränkt, sondern nunmehr auch zur Veröffentlichung von naturhistorischen Abhandlungen übergegangen ist. Es finden sich in diesem Berichte vier solcher Abhandlungen enthalten, auf die wir durch eine kurze Anzeige aufmerksam machen wollen.

1. Ueber die Pterodactylus-Knochen im Elias von Banz. Von Dr. Carl Theodori. Die wichtigste unter den hier vorgelegten Abhandlungen, die eine ausführliche Beschreibung der im Elias aufgefundenen und zu den größten Seltenheiten gehörenden Ueberresten von Pterodactylus giebt. Es sind zwar im Elias noch keine ganzen Skelete gefunden worden, wie dieß in den lithographischen Schiefen schon mehrmals der Fall gewesen ist; dagegen haben die isolirten Knochen, welche durch die kunstfertige Hand des Verf. ganz oder doch größtentheils aus dem Gesteine herausgelöst wurden, den großen Vortheil, daß man ihre Formen, namentlich ihre Gelenkflächen, vollständig wahrnehmen kann, während bey den Skeleten des lithographischen Schiefers die Knochen zu tief in dem Gesteine eingebettet liegen, oder so übereinander geschoben sind, daß man

häufig ihre Gestalt, insbesondere die Beschaffenheit ihrer Gelenkflächen, nicht vollständig erkennen kann. Der Verf. hat sich daher ein großes Verdienst um die genauere Kenntniß, nicht allein der auf den Elias beschränkten Pterodactylen, sondern überhaupt dieser ganzen Thiergruppe erworben, indem er in sehr genauen Beschreibungen und in meisterhaft gefertigten, 2 Tafeln anfüllenden Abbildungen mehrere der wichtigsten Knochen nach allen ihren Abgrenzungen erläuterte.

Die Ueberreste, welche hier vorgeführt werden, sind ein Unterkiefer, 2 Wirbel, Bruchstücke einer Rippe, Schulterblatt mit dem Hakenschlüsselbein, Oberarmbein, ein Handwurzelknochen, Mittelhandknochen des langen Flugfingers, dünne Mittelhandknochen, erstes Glied des Flugfingers, drittes und Bruchstück des zweyten Gliedes desselben, zweyte und dritte Glieder des nämlichen oder Ellenbogenknochen und Speichen?, Phalangen der kurzen Finger, Oberschenkelbein und Unterschenkelbein. Es sind also ansehnliche Theile vom Knochengerüste des Pterodactylus gefunden worden, über die wir einige Bemerkungen beysügen wollen.

Der Unterkiefer ist sehr ausgezeichnet durch den schwertförmigen Fortsatz, der vom Kinne ausgeht und diese Art als der Unterabtheilung Rhamphorhynchus zuständig erweist. Aus den Alveolen ist ersichtlich, daß jederseits 14 Zähne vorhanden waren.

Sehr wichtig ist der Fund von 2 isolirten Wirbeln. Der Verf. wirft zwar sich selbst die Frage

auf, ob er sie mit Recht dem *Pterodactylus* zuzurechnen dürfe, oder ob sie nicht etwa gar von andern Sauriern herrühren könnten. Er beantwortet diese Frage dahin, daß unter den Sauriern des Banzer Lias bisher nur *Ichthyosaurus*, *Mystriosaurus* und *Plesiosaurus*, vielleicht auch noch *Nothosaurus* sich gezeigt hätte, deren Wirbel aber total von den vorliegenden verschieden seyen. Der Verf. erkennt sie daher einem *Pterodactylus* zu und wir stimmen ihm in dieser Beziehung vollkommen bey. Damit ist nun aber auch der Streit über die Beschaffenheit der Gelenkflächen der Wirbel bey *Pterodactylus* entschieden. H. v. Meyer hatte es nämlich als allgemeines Gesetz ausgesprochen, daß bey allen Sauriern, die älter als die Tertiärperiode sind, die hintere Gelenkfläche des Wirbels nicht convergebildet ist, während Buckland dagegen von seinem *Pt. macronyx* einen Wirbel mit converger Gelenkfläche abgebildet und beschrieben hatte. Die beyden fraglichen Wirbel zeugen für die Richtigkeit der letzteren Angabe, denn ihre Gelenkflächen sind vorn concav, hinten conver.

Die Verwachsung vom Schulterblatt und Hakenbein hat H. v. Meyer unter die Kennzeichen der Rhamphorhynchen aufgenommen; der Verf. zeigt dagegen, daß sie an ihren Grenzflächen wirklich getrennt sind.

Zwey sehr wohlerhaltene und ganz vom Gesteine befreyte Oberarmbeine geben diese Knochen in einer Bestimmtheit zu erkennen, wie es bisher nicht der Fall war.

Der Mittelhandknochen des langen Flugfingers weicht in seiner kurzen und breiten Form auffallend von dem gleichnamigen Knochen aus den Solenhofener Schiefer ab.

Zum erstenmal wird hier auch die erste Phalanx des Flugfingers in ihrer vollen Integrität dargestellt. Man sieht daraus, daß an ihrem obern Ende ein ansehnlicher Fortsatz ausgeht, und man erkennt nun auch am *Pt. longirostris*, daß der spitze Knochen, welcher an der Vereinigung des rech-

ten Flugfingers mit seinem Mittelhandknochen sich zeigt, nichts anders als jener, der obern Gelenkfläche des ersten Gliedes des Flugfingers angehörige Fortsatz ist.

Von 2 Paaren gleichartiger Knochen, die auf Tab. II. fig. 8 — 11 dargestellt sind, läßt es der Verf. unentschieden, ob sie als zweyte und dritte Phalangen des Flugfingers oder als die Knochen des Vorderarms anzusehen sind, doch neigt er sich mehr zu letzterer Meinung. Referent ist hierüber nicht im geringsten Zweifel, sondern erkennt sie entschieden als Ellenbogenbeine und Speichen an. Dieß ergibt sich sowohl aus der völligen Verschiedenheit des in fig. 13 und 14 abgebildeten wirklichen zweyten und dritten Gliedes des Flugfingers von jenen Knochen, als aus ihrer gänzlichen Uebereinstimmung mit den Vorderarmknochen der in den lithographischen Schiefer abgelagerten *Pterodactylen*.

In sehr guter Erhaltung zeigt ein freyer Oberschenkelknochen seine Umrisse. Dasselbe gilt auch von einem Unterschenkelknochen, doch ist dessen unteres Ende beschädigt; Schien- und Wadenbein sind ganz so beschaffen wie bey den übrigen *Pterodactylen*.

Zuletzt geht der Verf. auf eine Vergleichung der Ueberreste von Banz mit den unter dem Namen von *Pterodactylus macronyx* aus dem englischen Lias aufgeführten über, wobey freylich ihm die große Schwierigkeit entgegen tritt, daß vom letzteren weder eine minutiöse Detailbeschreibung vorliegt, noch auch die Abbildungen in allen Stücken die erforderliche Genauigkeit zu zeigen scheinen. Soweit unter solchen Verhältnissen ein Urtheil zulässig ist, hält der Verf. beyderley Ueberreste für verschiedene Arten, und beläßt denen von Banz den früher von ihm gegebenen Namen *Pt. Banthensis*, indem er für sie die Gruppe der *Rhamphorhynchi ensirostres* errichtet. Da der eine von den beyden vorhin genannten Wirbeln sehr klein ist, auch ein viel kleineres Oberschenkelbein außer dem großen gefunden wurde, so glaubt der Verf., daß diese beyden Stücke vielleicht eine zweyte Art im Lias andeuten dürften, für die er den Namen *Pt. gracilis* vorschlägt.

II. Die Binnenmollusken der Umgegend Bamberg's. Von Dr. H. C. Küster. — Es werden hier im Ganzen 104 Arten aufgeführt, von denen 88 den Gasteropoden und 16 den Acephalen angehören. Schließlich wird eine Vergleichung der Anzahl der Arten mit 16 verschiedenen europäischen Localfaunen vorgenommen.

III. Verzeichniß der seltneren Phanerogamen des Steigerwaldes als Beitrag zur Flora Oberfrankens. Von Ignaz Krefß. — Der Verf., Wundarzt zu Kloster Ebrach, zählt 212 solcher Arten auf.

IV. Beitrag zur mineralogischen Topographie von Bayern von Dr. Haupt. — In alphabetischer Reihe werden hier eine Menge Fundorte von Mineralien aufgeführt. Die Angaben der Fundorte gründen sich zum Theil auf die 17,000 Exemplare enthaltende Mineraliensammlung des verstorbenen Directors v. Hardt, theils auf die Sammlungen des Bamberger Naturalienkabinet's, theils auf Originalsendungen von bayerischen Bergämtern, theils auf Notizen in den öffentlichen Jahresberichten der Schulen und in Privat-Correspondenzen.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud.

(Schluß.)

Am 22. Juni überschritten die Reisenden die brasilische Grenze, nachdem sie fast anderthalb Jahre in den innern Gegenden Brasiliens zugebracht hatten. Sie waren nun in das Gebiet der ehemaligen spanischen Herrschaft eingetreten, und zwar in die nunmehr zu Bolivien gehörige Provinz Chiquitos. Der Wechsel war für sie nicht unangenehm; die Wege waren in viel besserem Stande als in Brasilien, jeden Abend konnten sie in einem guten Landhause schlafen, während sie vorher meist im Freyen campiren mußten, und in den Gesellschaften fanden sich auch wieder die Frauen ein, welche in Brasilien

von denselben ganz ausgeschlossen sind. Zur Ausruhe verweilten sie längere Zeit in Santa-Cruz de la Sierra, der Hauptstadt einer Provinz gleichen Namens. Das Merkwürdigste war hier den Reisenden, daß sie eine Stadt fanden, die fast ganz vom weiblichen Geschlechte bewohnt war, indem die Männer theils in den blutigen Bürgerkriegen umgekommen, theils in der Hauptstadt befindlich, theils auf ihren Landgütern zur Betreibung der Viehzucht abwesend waren. Selten, daß man in den Gesellschaften einen Vater oder Bruder antraf, von Ehemännern war ohnedieß keine Rede; das weibliche Geschlecht war demnach unbestritten hier im Besitze des Regiments, und der größte Theil der Zeit wurde den Vergnügungen gewidmet, zu welchen allenthalben die fremden Ankömmlinge zugezogen wurden.

Die Straße von Santa-Cruz de la Sierra nach Chuquisaca, der Hauptstadt Boliviens, führte unsere Reisenden zuerst noch durch heiße Ebenen, ähnlich denen, durch welche sie bisher so lange gewandert waren; dann aber stiegen auf einmal die Vorberge der Cordilleren auf, welche diesen unermesslichen Flächen eine Grenze setzten. Der Anblick dieser riesenhaften Gebirgskette war für den Verf. und seine Gefährten eben so überraschend als im höchsten Grade entzückend; sie waren der einförmigen Schönheit und der Gluth des tropischen Klimas müde geworden und sehnten sich nach dem Genuße der großartigen Alpennatur, in die sie nunmehr eintraten. Das Steigen war freylich den brasilischen Maulthierern, die sie mitgenommen hatten, etwas Ungewohntes und es mußte ihnen durch einheimische ein Theil der Last abgenommen werden, indeß am 20. war man doch wohlbehalten in Chuquisaca, das bereits 9343 englische Fuß über dem Meere liegt, angelangt. Der Aufenthalt hier wurde den Reisenden dadurch verleidet, daß sie von dem raschen Temperaturwechsel sehr angegriffen wurden. Seit langer Zeit an die tropische Gluthhize gewöhnt, fiel ihnen die Frische und Dünne der Luft sehr empfindlich, so daß sie oft von peinlichen Beklemmungen zu leiden hatten. Es spüren übrigens Hunde, Pferde und Lastthiere diesen Wechsel in nicht minderem Grade, und der Verf. konnte es selbst sehen, daß einigen der letzteren Blut aus der Nase floß.

Chuquisaca liegt mitten in den Bergen auf einer kleinen sterilen Fläche, doch sind die Thäler gut bebaut. Die Stadt hat ein gefälliges Ansehen und zählt 11 bis 12,000 Einwohner; sie ist eine Beamtenstadt und erhält ihre Existenz nur, weil sie die Hauptstadt ist. Das Leben ist theuer, der Luxus sehr groß, Alles wird eingeführt, nichts ausgeführt. Aus alter Zeit ist eine Universität mit schöner Bibliothek vorhanden; die juridische Facultät, die ehemals nur einen Professor zählte, hat jetzt vier, die medicinische Facultät hat einen am allgemeinen Krankenhause angestellten Professor.

Ein Marsch von drey Tagen führte die Reisenden nach dem weltberühmten Potosi, das freylich von seinem früheren Glanzpunkte jetzt weit herunter gekommen ist. Von seinen 180,000 Einwohnern, die es ehemals zählte, ist es dermalen auf 13 bis 14,000 reducirt; daher sind auch ganze Quartiere verlassen und obwohl die Häuser gut gebaut sind, bietet Potosi doch nur den Anblick einer Stadt in Ruinen dar. Die Reisenden besuchten auch den berühmten Berg Cerro, dessen reiche Silberminen im Jahre 1545 die Gründung von Potosi veranlaßten. Man hat berechnet, daß von der Entdeckung der ersten Mine des Cerro an bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die Ausbeute nicht weniger als die enorme Summe von fast 1648 Millionen Piafter oder mehr als 8239 Millionen Francs betrug. Und obwohl die Production der edlen Metalle in den letztern Decennien bedeutend abgenommen hat, so hatte doch in den 6 Jahren von 1835 bis 1840

die Münze in Potosi an Gold noch einen Werth von 892,287 Piafter und an Silber von 13,010,312 Piafter zu prägen. Gleichwohl hat aller dieser Gold- und Silberreichtum weder dem Mutterlande, noch dessen nunmehr emancipirten Colonien zum Wohlstande und innern Frieden verhelfen können und der Verf. hat Recht gethan, daß er von der neueren Geschichte der Republik Bolivia den Blick fast ganz abgewendet hat.

Ueber la Paz setzte der Verf. seine Reise weiter fort und trat dann bald auf peruanisches Gebiet über, wo der Weg an den schönen Titicaca-See sich hinzog. Aus einer Höhe von 13,610 engl. Fuß führte zuletzt ein steiler Paß von acht Stunden Länge hinunter nach der Stadt Arequipa, die selbst noch 7850 Fuß hoch liegt. Der Verf. bezeichnet dieses Hinabsteigen als eine der fatigantesten Unternehmungen, die er je ausgeführt hätte. Anfänglich hatten die Lastthiere durch vulkanische Asche zu waden; je weiter abwärts, desto mehr konnten sich die Reisenden an dem Anblick des Grüns, das sie seit längerer Zeit nicht mehr gesehen hatten, erfreuen, und immer mildere Lüfte strömten ihnen entgegen. In Arequipa theilte sich die Gesellschaft: d'Sery schlug mit den Maulthieren den Landweg nach Lima ein, während die Uebrigen auf einem Dampfschiff von Islay nach Callao sich einschifften.

So weit reicht der Reisebericht der ersten drey Bände; wir werden den Schluß desselben bringen, sobald die noch fehlenden beyden letzten Theile uns zugekommen seyn werden.

Gelehrte Anzeigen.

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. Juni.

Nro. 84.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1852.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Evel. Phil. Shirley, Original letters and papers in illustration of the history of the church in Ireland during the reigns of Edward VI., Mary and Elizabeth. Lond. 1851.

R. W. Monsell, Le Plymouthisme en Suisse. Neuchatel 1848.

J. L. S. Vincent, Vues sur le protestantisme en France. Vol. 1. 2. Par. 1829.

Dr. C. A. Cornelius, Die Münstertischen Humanisten und ihr Verhältniß zur Reformation. Münster 1851.

A. de Castro, The spanish protestants and their persecution by Philip II. Translated by Th. Parker. Lond. 1851.

F. G. v. Karajan, Zur Geschichte des Concils von Lyon 1255. Wien 1850.

Dr. Travers Twiss, The letters apostolic of Pope Pius IX. Lond. 1851.

R. Pecorelli, Juris ecclesiastici maxime privati institutiones. Ed. 2. Vol. 1 — 4. Neapoli 1847 — 1849.

The reformation of the ecclesiastical Laws, as attempted in the reigns of King Henry VIII., King Edward VI. and Queen Elizabeth. A new edition by Ed. Cardwell. Oxford 1850.

K. Hof- u. Staats-Bibl. VI.

W. Dansey, Horae decanicae rurales. Vol. 1. 2. Lond. 1835.

Dr. O. Mejer, Die Propaganda in England. Leipzig 1851.

W. Warburton, The alliance between church and state. Lond. 1766.

E. W. Klee, Das Patronatrecht und die landesherrliche Kirchengewalt. Berlin 1851.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der
k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Zweytes Quartal. April — Juni.

Letters from Cambridge illustrative of the studies, habits and peculiarities of the university. London 1828.

Catalogue des livres de la bibliothèque de l'académie royale. Bruxelles 1850.

Catalogue of the mercantile Library in New-York. New-York 1850.

R. P. A. Dozy, Catalogus codicum orientalium bibliothecae academiae Lugduno-Batavae. T. I. Leyden 1851.

W. Bäckernagel, Geschichte der deutschen Literatur Abth. 1. Basel 1851.

Dr. H. J. Zeibig, Die Bibliothek des Stiftes Klosterneuburg. Wien 1851.

Dr. J. Petzholdt, Bibliotheca Oschatziensis. 2. Aufl. Dresden 1851.

Dr. J. Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur. 2. verb. Aufl. Th. 2. 3. Hamb. 1851.

A. Vinet, Etudes sur la littérature française au dix-neuvième siècle. Vol. II. Par. 1851.

XXXIV. 84

- Annuaire de l'Institut des provinces et des congrès scientifiques. Année 1851. Par.
- Mémoires de la commission des antiquités de la Côte-d'Or. T. I. Années 1838 — 1841. Dijon 1851.
- Mémoires de l'Académie royale, des sciences, belles lettres et arts de Lyon. T. I. II. Lyon 1845—50.
- Dr. C. G. Nees von Esenbeck, Vergangenheit und Zukunft der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. Hamb. 1851.
- Ed. Ducpetiaux, Mémoire sur le paupérisme dans les Flandres. Bruxelles 1850.
- Slavische Bibliothek oder Beiträge zur slavischen Philologie und Geschichte, herausg. von J. Miklosich. Bd. 1. Wien 1851.
- J. de Maistre, Lettres et opuscules inédits. T. 1. 2. Par. 1851.
- Duc de Caraman, Etudes critiques de philosophie de sciences et d'histoire. Par. 1851.
- J. G. Kohl, Skizzen aus Natur und Völkerverleben. Th. 1. 2. Dresden 1851.
- Dr. L. Figuiet, Exposition et histoire des principales découvertes scientifiques modernes. T. 1. 2. Par. 1851.
- D. Giannotti, Opere politiche e letterarie. Vol. 1. 2. Firenze 1850.
- P. Bigazzi, Miscellanea storica e letteraria. N. 1—4. Firenze 1840.
- Edw. Mangin, The parlour window; or anecdotes, original remarks on books. Lond. 1841.
- J. Hobhouse, Historical illustrations of the fourth canto of Child Harold. 2. Ed. Lond. 1818.
- A. P. Pihan, Eléments de la langue Algérienne. Par. 1851.
- J. Berggren, Guide français-Arabe vulgaire des voyageurs et des Fraues en Syrie et en Egypte. Upsal 1844.
- W. H. Medhurst, Chinese and English Dictionary. Vol. 1. 2. Batavia 1842 — 43.
- W. Gesenius, Hebräische Grammatik neu bearbeitet von Dr. Ködiger. Leipzig 1851.
- Dr. J. Fürst, Hebräisches und Chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament. Tef. 1. Leipz. 1851.
- Dr. J. J. D. Maurer, Hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament mit einem deutschen Index. Stuttgart 1851.
- P. Tzehirner, Graeca nomina in w exeuntia. Commentationis lexicographicae et grammaticae parvula I. Breslau 1851.
- Ch. Thurot, De Alexandri de Villa Dei Doctrinali ejusque fortuna. Par. 1850.
- J. Corblet, Glossaire étymologique et comparatif du patois Picard etc. Ouvrage couronné. Amiens 1851.
- K. G. J. Förster, Geschichte der deutschen Sprachentwicklung. Berlin 1851.
- J. J. Mone, Die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte. Karlsruhe 1851.
- H. P. S. Schreuder, Grammatik for Zulu-Sproget af C. A. Holmboe. Christiania 1850.
- J. C. Feldbausch, Zur Erklärung des Horaz. Vdch. 1. Heidelb. 1851.
- E. A. Salomon, De Thuecydide et Herodoto: quaestionum historicarum specimen. Berol. 1851.
- Poetarum scenicorum graecorum, Aeschyli, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis fabulae superstites et perditorum fragmenta. Ex recognit. Guil. Dindorfii. Editio secunda correctior. Oxonii 1851.
- Platonis opera omnia uno volumine comprehensa . . . ed. God. Stallbaumius. Lips. 1850.
- Nicander, Alexipharmaca, ed. J. Gl. Schneider. Hal. 1792.
- L. Döderlein, Homerisches Glossarium. Bd. 1. Erlangen 1850.
- Aristotelis de Melisso, Xenophane et Georgia disputationes . . . interpret. F. G. Aug. Mullaehius. Berol. 1845.
- J. A. Estienne, Etude morale et littéraire sur les Epitres d'Horace. Par. 1851.
- C. C. Tacitus, Opera quae supersunt. Ex rec. C. Halmii. T. I. Lips. 1850.
- M. T. Ciceronis (quae vulgo feruntur) Synonyma ad Lue. Veturium ed. G. L. Mahne. Lugd. Bat. 1850.
- Talmud Babylonicum cum scholiis etc. I. Tractatus Maecot. Auct. H. S. Hirschfeld. Berol. 1842.
- Die vierzig Bezire oder weisen Meister. Ein altmor-genländischer Sittenroman, übertragen von Dr. W. J. A. Wehrnauer. Leipzig 1851.
- Bundehesh, liber Pehlvius. E vetustissimo codice Havniensi descripsit, duas inscriptiones regis Saporis primi adjecit N. L. Westergaard. Havniae 1851.
- J. Vodenstedt, Die Lieder des Mirza Schaffy. Berlin 1851.
- Ibn Malik Alfijjah, Carmen didacticum et in Alfijjah commentarius quem conscripsit Ibn 'Akil. Ed. Fr. Dieterici. Lips. 1851.
- J. J. Bianconi, De mari olim occupante planities et colles Italiae, Gracciae, Asiae minoris. Fasc. 1—4. Bononiae 1850.

- A. Koblfs, Handbuch der Erdbeschreibung. Berl. 1851.
- J. V. Kutscheid, Tabula geographica Italiae antiquae. Berol. 1851.
- Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima au Pérou . . . par Fr. de Castelnau. Histoire du voyage. Vol. 5. 6. Par. 1851.
- E. D. Schmidt, Bilder aus dem Norden. Gesammelt auf einer Reise nach dem Nordcap im Jahre 1850. Jena 1851.
- A. Th. v. Middendorff, Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens während der Jahre 1843 und 1844. Bd. 3. Lief. 2. Einleitung und Sakutische Grammatik. St. Petersburg 1851.
- K. Koch, Die kaukasische Militärstraße, der Kuban und die Halbinsel Taman. Leipzig 1851.
- Fil. Parlatore, Viaggio alla catena del Monte bianco e al grau San Bernardo eseguito nell' agosto del 1849. Firenze 1850.
- G. Eistemann, Meine Auswanderung nach Süd-Australien, und Rückkehr zum Vaterland. Berl. 1801.
- Dr. Leichardt, Tagebuch einer Landreise in Australien von Moreton-Bay nach Port Essington während der Jahre 1844 und 1845. Aus dem Engl. von C. A. Zuchold. Halle 1851.
- Storia genealogica della famiglia Bonaparte. Florenz 1847.
- J. Sommerville, Memoire of the Sommersilles; being a history of the house of Sommerville. Vol. 1. 2. Edinb. 1815.
- Rob. Mackay, History of the house and clan of Mackay. Edinb. 1829.
- Dr. C. F. v. Stranz, Geschichte des deutschen Adels. 2. verm. Aufl. Heft 1 — 3. Waldenb. 1851.
- Die Zukunft des deutschen Adels. Berl. 1851.
- G. M. v. Moltke, Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande. Hamb. 1850.
- G. A. Becker, Handbuch der römischen Alterthümer. Fortgesetzt von J. Marquardt. Th. 3. Abth. 1. Leipzig 1851.
- H. D. Müller, Ueber den Zeus Lykaios. Göttingen 1851.
- J. H. Krause, Geschichte der Erziehung, des Unterrichts und der Bildung bey den Griechen, Etruskern und Römern. Halle 1851.
- H. Reck, Der theolog. Charakter des Zeus in Aeschylus' Prometheus-Steinologie. Glückstadt 1851.
- Ch. Petersen, Der Hausgottesdienst der alten Griechen. Cassel 1851.
- K. v. Paucker, Doppelpalladientraub nach den Lakoninnen des Sophokles auf einer Vase von Armento. Mitau 1851.
- L. Mercklin, Die Talos Sage und das sardonische Lachen. Petersb. 1851.
- J. Wieseler, Die Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bey den Griechen und Römern. Göttingen 1851.
- W. S. W. Vaux, Handbook to the antiquities in the British Museum. Lond. 1851.
- J. Smith, Ueber den Schiffsbau und die nautischen Leistungen der Griechen und Römer im Alterthum. Aus dem Engl. übersetzt von Dr. H. Thiersch. Marb. 1851.
- C. Bötticher, Der Poliaästempel als Wohnhaus des Königs Erechtheus nach der Annahme von Fr. Thiersch. Berlin 1851.
- Dr. Fr. Lanza, Antichi lapidi Salomitanee inedite. 2. Ediz. Zara 1850.
- Index nummorum veterum qui in Museo R. R. Borbonico adservantur. Neapoli 1851.
- Dr. J. E. L. Merzdorf, Die Denkmünzen der Freymaurerbrüderschaft. Oldent. 1851.
- V. Lazari, Le monete de' possedimenti Veneziani di oltremare e di terraferma. Venezia 1851.
- C. Cantu, Storia di Cento anni (1750 — 1850). Vol. 1. 2. Firenze 1851.
- H. Stiefel, Die Universalgeschichte als Entwicklungs- und Erziehungsgeschichte der Menschheit. Th. 1. Zürich 1851.
- Galiffe-Pietet, Lettres sur l'histoire du moyen-âge adressées à Mr. Schlosser. Série 1. 2. Genève 1839.
- Dr. E. L. Brauns, Europa und Amerika im Lichte der Gegenwart. Grimma 1851.
- Dr. P. W. Forchhammer, Topographische und physischographische Beschreibung der Ebene von Troja. Mit einer Karte der Ebene von Troja von L. Spratt. Frankf. 1850.
- G. Finlay, The history of Greece from its Conquest by the Crusaders to its Conquest by the Turks and of the Empire of Trebizond 1204 — 1461. Lond. 1851.
- G. Fejér, A Kunok eredete. (Ursprung der Rumänen). Pest 1850.
- Fr. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegzeiten von 1806 — 1813. Braunschweig 1851.
- H. Wotton, The state of Christendom. Lond. 1667.
- Visc. de Santarem, Quadro elementar das relagoes politicas e diplomaticas de Portugal. T. VII. Par. 1851.

- A. de Horozco, Historia de la ciudad de Cadiz. Cadiz 1845.
- C. Vignati, Storie Lodigiane. Milano 1847.
- Alex. de Saluces, Histoire militaire du Piemont. T. 1 — 5. Turin 1818.
- Custoza. Histoire de l'insurrection et de la campagne d'Italie en 1848. Turin 1850.
- A. Bresciani, Dei costumi dell' isola di Sardegna. Vol. 1. 2. Napoli 1850.
- C. Galvani, Memorie storiche intorno la vita dell' arciduca Francesco IV. d'Austria d'Este . . Duca di Modena. Vol. 1. 2. Modena 1847 — 49.
- Calendario Pratese del 1851. Prato 1850.
- Storia della val de Nievole dall' origine di Pescia fino all' anno 1848. Pistoja 1846.
- Dr. Fr. Lanza, Sulla topografia e scavi di Salona dell' Ab. F. Carrara confutazione. Trieste 1850.
- G. L. F. Tafel und G. M. Thomas, Friedens- und Handelsvertrag des griech. Kaisers Michael Paläologus mit der Republik Venedig vom Jahre 1265. Wien 1850.
- M. Thiers, Discours de M. Thiers sur le régime commercial de la France. Par. 1851.
- E. Moret, Quinze ans du règne de Louis XIV. (1700 — 1715). T. I. Par. 1851.
- J. N. Fervel, Campagnes de la révolution française dans les Pyrénées orientales 1793 — 95. T. I. Par. 1851.
- A. de Lamartine, Histoire de la restauration. Vol. 1. 2. Par. 1851.
- M. de Cormenin, Révision. Par. 1851.
- M. de Barante, Histoire de la convention nationale suivie de la biographie des membres de la convention 1792 — 1795. Vol. 1. 2. Par. 1851.
- C. de Cherrier, Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe. Vol. IV. Par. 1851.
- G. H. Pertz, Monumenta Germaniae historica inde ab anno 500 usque ad annum 1500. T. XI. Scriptorum T. IX. Hannoverae 1851.
- J. Ritter, Entstehung der drey ältesten Städte am Rhein oder Urgeschichte von Mainz, Bonn und Cöln. Bonn 1851.
- Dr. Steiner, Codex inscriptionum romanarum Danubii et Rheni. Th. II. Heft 1. Inschriften von Baden und Preußen. Seligenstadt 1851.
- Dr. C. Dietrich, Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des sächs. Königshauses. Meissen 1851.
- H. v. Bose, Sächsisches Jahrbuch für vaterländische Geschichte. Jahrg. 1850. Freiberg 1851.
- Dr. W. Schwaab, Geographische Naturkunde von Kurhessen. Cassel 1851.
- H. Pröhle, Aus dem Harze. Leipzig 1851.
- Dr. Hurter, Geschichte Ferdinands II. und seiner Aeltern bis zu dessen Krönung in Frankfurt. Bd. 2. 3. Schaffhausen 1851.
- Dr. B. Dudik, Mährens Geschichtsquellen. Bd. 1. J. P. Ceroni's Handschriftensammlung. 1. Abth. Die Landtagsgeschichte im Allgemeinen. I. Folge, der politische Theil derselben. Brünn 1850.
- G. W. v. Raumer, Die Insel Wollin und das Seebad Misdron. Berl. 1851.
- Dr. J. Kuzen, Friedrich der Große und sein Heer in den Tagen der Schlacht bey Leuthen. Breslau 1851.
- P. Kaufmann, Der strategische Fehler in der Eisenbahn von Berlin an den Rhein. Bonn 1851.
- L. Steub, Aus dem bayerischen Hochlande. München 1850.
- E. Geiß, Beiträge zur Geschichte der westphälischen Gerichte in Bayern. München 1851.
- v. Koch-Sternfeld, Ueber Dr. Wiguleus Hundt's bayerisch. Stammbuch. München 1851.
- —, Das Beinfeld bey Fridolsfing eine Fabel? München 1850.
- Fr. W. Heidenreich, Das Princip der Medicinal-Reform. Ausbach 1850.
- v. Jan, Die medicinische Reform in Bayern. Nürnberg 1850.
- Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern. Aus amtlichen Quellen herausgegeben von F. B. W. v. Hermann. I. Bevölkerung. München 1850.
- Dr. G. K. L. v. Sinner, Bibliographie der Schweizergeschichte. Zürich 1851.
- J. Siegfried, Die Schweiz, geologisch, geographisch und physikalisch geschildert. Bd. 1. Zürich 1851.
- E. Morel, Das schweizerische Eisenbahnetz und seine national-ökonomische, politische und sociale Bedeutung. Bern 1851.

(Fortsetzung folgt.)



AS Akademie der Wissenschaften,
182 Munich
M82 Gelehrte Anzeigen
Bd.33-34

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
